

# Alexandre Dumas



Die Mohicaner von Paris

# Die Mohicaner von Paris.

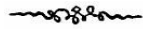
VON

Alexandre Dumas

Aus dem französischen

VON

Dr. August Zoller



Stuttgart.

Frankh'sche Verlagsbuchhandlung.

1854

Schnellpressendruck der I. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

# Inhaltsverzeichnis

## Die Mohicaner von Paris.

[I.](#) : [II.](#) : [III.](#) : [IV.](#) : [V.](#) : [VI.](#) : [VII.](#) : [VIII.](#) : [IX.](#) : [X.](#) : [XI.](#) : [XII.](#) : [XIII.](#) : [XIV.](#) : [XV.](#) : [XVI.](#) : [XVII.](#) : [XVIII.](#) : [XIX.](#) : [XX.](#) : [XXI.](#) : [XXII.](#) : [XXIII.](#) : [XXIV.](#) : [XXV.](#) : [XXVI.](#) : [XXVII.](#) : [XXVIII.](#)

## Zweiter Band

[XXIX.](#) : [XXX.](#) : [XXXI.](#) : [XXXII.](#) : [XXXIII.](#) : [XXXIV.](#) : [XXXV.](#) : [XXXVI.](#) : [XXXVII.](#) : [XXXVIII.](#) : [XXXIX.](#) : [XL.](#) : [XLI.](#) : [XLII.](#) : [XLIII.](#) : [XLIV.](#) : [XLV.](#) : [XLVI.](#) : [XLVII.](#) : [XLVIII.](#) : [XLIX.](#) : [L.](#) : [LI.](#) : [LII.](#) : [LIII.](#)

## Dritter Band

[LIV.](#) : [LV.](#) : [LVI.](#) : [LVII.](#) : [LVIII.](#) : [LIX.](#) : [LX.](#) : [LXI.](#) : [LXII.](#) : [LXIII.](#) : [LXIV.](#) : [LXV.](#) : [LXVI.](#) : [LXVII.](#) : [LXVIII.](#) : [LXIX.](#) : [LXX.](#) : [LXXI.](#) : [LXXII.](#) : [LXXIII.](#) : [LXXIV.](#) : [LXXV.](#) : [LXXVI.](#) : [LXXVII.](#) : [LXXVIII.](#)

## Vierter Band

[LXXIX.](#) : [LXXX.](#) : [LXXXI.](#) : [LXXXII.](#) : [LXXXIII.](#) : [LXXXIV.](#) : [LXXXV.](#) : [LXXXVI.](#) : [LXXXVII.](#) : [LXXXVIII.](#) : [LXXXIX.](#) : [XC.](#) : [XCI.](#) : [XCII.](#) : [XCIII.](#) : [XCIV.](#) : [XCV.](#) : [XCVI.](#) : [XCVII.](#) : [XCVIII.](#) : [XCIX.](#) : [C.](#) : [CI.](#) : [CII.](#) : [CIII.](#) : [CIV.](#) : [CV.](#) : [CVI.](#) : [CVII.](#) : [CVIII.](#) : [CIX.](#) : [CX.](#) : [CXI.](#) : [CXII.](#) : [CXIII.](#) : [CXIV.](#)

## Fünfter Band

[CXV.](#)

[Erste Scene.](#) : [Zweite Scene.](#) : [Dritte Scene.](#) : [Vierte Scene.](#) : [Fünfte Scene.](#) : [Sechste Scene.](#) : [Siebente Scene.](#) : [Neunte Scene.](#) : [Zehnte Scene.](#)

[CXVI.](#) : [LXVII.](#) : [LXVIII.](#) : [CXIX.](#) : [CXX.](#) : [CXXI.](#) : [CXXII.](#) : [CXXIII.](#)

[Die Katakomben.](#)

[CXXIV.](#) : [CXXV.](#) : [CXXVI.](#) : [CXXVII.](#) : [CXXVIII.](#) : [CXXIX.](#) : [CXXX.](#) : [CXXXI.](#) : [CXXXII.](#) : [CXXXIII.](#) : [CXXXIV.](#) : [CXXXV.](#) : [CXXXVI.](#) : [CXXXVII.](#) : [CXXXVIII.](#) : [CXXXIX.](#) : [CXL.](#) : [CXLI.](#) : [CXLII.](#) : [CXLIII.](#) : [CXLIV.](#) : [CXLV.](#) : [CXLVI.](#) : [CXLVII.](#) : [CXLVIII.](#) : [CXLIX.](#) : [CL.](#) : [CLI.](#)



Illustration von Maurice Leloir

## I.

In welchem der Verfasser den Vorhang von dem Theater aufhebt, wo sein Drama spielen soll.

Will der Leser mit mir eine Pilgerfahrt nach den Tagen meiner Jugend machen und die Hälfte vom Laufe meines Lebens, das heißt ein Vierteljahrhundert zurückgehen, so werden wir miteinander am Anfange des Jahres der Gnade 1827 Halt machen, und wir werden den Generationen, die aus dieser Zeit datiren, sagen, was das physische und moralische Paris der letzten Jahre der Restauration war.

Beginnen wir mit dem physischen Anblick des neuen Babylon

Von Osten nach Westen war Paris im Jahre 1827 Ungefähr, was es 1854 ist. Paris am linken Ufer der Seine ist natürlich stationär und zielt eher darauf ab, sich zu entvölkern, als zu bevölkern; im Gegensatze zur Civilisation, welche vom Osten nach dem Westen fortschreitet, schreitet Paris, diese Hauptstadt der civilisirten Welt, vom Süden nach dem Norden fort; Montrouge reißt Montmartre an sich.

Die einzigen wirklichen Arbeiten, welche auf dem linken Ufer von 1827 bis 1854 gemacht wurden, sind der Platz und die Fontaine Curvier, die Rue de l'Ecole-Polytechnique, die Rue de l'Quest, die Rue de Bonaparte, der Orleans-Bahnhof, der der Barrière du Maine; endlich die Sainte-Clotilde-Kirche, die sich auf der Place Belle-Chasse erhebt, der Palast des Staatsrathes auf dem Quai d'Orsay und das Hotel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten auf dem Quai des Invalides.

Ganz anders war es auf dem rechten Ufer, das heißt in dem zwischen dem Pont d'Austerlitz und dem Pont d'Jena begriffenen Raume, längs dem Fuße des Montmartre. Im Jahre 1827 erstreckte sich Paris in Wirklichkeit im Osten nur bis zur Bastille, — und es war noch das ganze Boulevard Beaumarchais zu bauen; im Norden nur bis zur Rue de la Tour d' Auvergne und der Rue de la Tour-des-Dames, und im Westen nur bis zum Schlachthause du Roule, und der Allee des Veuves.

Dach vom Quartier des Faubourg Saint-Antoine, das von der Place de la Bastille bis zur Barrière du Trone geht; dem Quartier Popincourt, das dem Faubourg Saint-Antoine bis zur Rue Ménilmontant geht; vom Quartier des Faubourg du Temple, das von der Rue Ménilmontant zum Faubourg Saint-Martin geht, vom Quartier Lafayette, das dem Faubourg Saint-Martin bis zum Faubourg Peissonnière geht; dem Quartier Turgot endlich, vorn Quartier Trudaine, vom Quartier Berda, vom Quartier Tivoli, vom Quartier der Place de l'Europe, vom Quartier Beaujon; von den Rues de Milan, de Madrid, Chaptal, Boursauld, de Laval, de Lendres, d'Amsterdam, de Constantinopel, de Berlin, u.s.w. u.s.w. war nach nicht die Rede. Quartiere, Plätze, Squares, Straßen, der Zauberstab der Fee, die man die Industrie nennt, hat sie alle aus der Erde hervorspringen gemacht, um als Gefolge für die Fürsten des Handels zu dienen, welche man die Eisenbahnen von Lyon, von Straßburg, von Brüssel, und vom Havre nennt.

In fünfzig Jahren wird Paris den ganzen Raum ausgefüllt haben, der heute zwischen seinen Vorstädten und seinen Festungswerken leer bleibt; dann wird Alles, was Vorstadt ist, Paris sein, und neue Vorstädte werden sich an allen Oeffnungen dieser ungeheuern Ringmauer ausdehnen.

Wir haben gesehen, was das physische Paris 1827 war; sehen wir nun, was das moralische war.

Karl X. regierte seit zwei Jahren; seit fünf Jahren war Herr von Villèle Präsident des Conceil; seit drei Jahren war Herr Delavau auf Herrn Anglès, der so schwer im Prozesse Manbreuil compromittirt, gefolgt.

König Karl X. war gut; er hatte ein zugleich schwaches und redliches Herz und ließ um sich die zwei Parteien wachsen. welche ihn, während sie ihn zu befestigen glaubten. stürzen sollten: die *Ultra-Partei* und die *Priester-Partei*.

Herr von Villèle war weniger ein Staatsmann, als ein Börsenmann; er wußte die öffentlichen Fonds in Bewegung zu setzen, zu verrücken, umzurühren, unter einander zu mengen; das war aber Alles. Uebrigens persönlich ein ehrlicher Mann, der sich von den Finanzen nach fünf Jahren, so arm. als er eingetreten war, und nachdem ihm Milliarden durch die Hände gegangen, zurückziehen sollte.

Herr Delavau war ohne persönlichen Werth, ganz und gar, nicht dem König, sondern der doppelten Partei, weiche in seinem Namen regierte,. Ergeben. Sein Personalchef forderte Beichtzettel von den Angestellten und selbst von den Agenten; man konnte nicht als Polizeispion angenommen werden, wenn man nicht wenigstens in einer der dem Tage der Zulassung vorhergehenden zwei Wochen gebeichtet hatte.

Der Hof war traurig und wurde nur erheitert durch die Jugend. das Bedürfniß nach Zerstreuung und die künstlerische Seite des Charakters der Frau Herzogin von Berry.

Die Aristokratie war ängstlich und gespalten: ein Theil klebte an den halb liberalen Traditionen von Ludwig XVIII. und behauptete, die Ruhe der Zukunft hänge von einer weisen Vertheilung der Gewalt unter die drei großen Staatskörper, den König, die Kammer der Pairs und die Deputirten-Kammern ab; der andere Theil warf sich mit aller Heftigkeit rückwärts, wollte 1827 wieder mit 1788 verknüpfen, leugnete die Revolution, leugnete Bonaparte, leugnete Napoleon, und glaubte keine andere Stütze nöthig zu haben, als die an welcher sich Ludwig IX., ihr Ahnherr, und Ludwig XIV., ihr Vorfahre, festgehalten hatten, nämlich das göttliche Recht.

Das Bürgerthum war, was es zu allen Zeiten gewesen ist: ein Freund der Ordnung, ein Begünstiger des Friedens; es wünschte eine Aenderung und zitterte, diese Aenderung könnte stattfinden; es schrie gegen die Nationalgarde, gegen den Verdruß, Wachdienste thun zu müssen, und wurde wüthend. als man im Jahre 1828 die Nationalgarde auflöste. Im Ganzen folgte es dem Leichenbegängnisse des Generals Foy, nahm Partei für Grégoire und für Manuel, unterschrieb bei den Touquet-Ausgaben und kaufte zu Millionen die Tabaksdosen mit der Charte.

Das Volk war offen von der Opposition,. ohne genau zu wissen, ob es bonapartistisch oder

republikanisch; es wußte nur, daß die Bourbonen nach Frankreich im Gefolge der Engländer, der Oesterreicher und der Kosaken zurückgekehrt waren. Da es aber die Engländer, die Oesterreicher und die Kosaken haßte. So haßte es natürlich auch die Bourbonen und wartete nur auf den Augenblick, sich Ihrer zu entledigen. . Jede neue Verschwörung wurde mit freudigem Zuruf begrüßt: für das Volk waren Didier, Berton, Carré Märtyrer; die vier Sergenten von la Rochelle Götter!

Nachdem wir nun auf drei successiven Stufen vom König zur Aristokratie, von der Aristokratie zum Bürgerthum und vom Bürgerthum zum Volke herabgestiegen sind, steigen wir noch eine Stufe tiefer herab, und wir werden uns an den nur von den bleichen Laternen der Rue de Jerusalem beleuchteten Rändern der Gesellschaft befinden.

Nehmen Sie an, wir seien an den Abend der Fastnacht von 1827 versetzt.

Seit zwei Jahren gibt es keine Polizei-Maskeraden mehr; die Wagen, deren doppelte Reihe die Boulevards durchfurcht ganz beladen mit Poissarden und Malins, welche, so oft sie sich kreuzen, anhalten, sind Privatwagen.

Einige von diesen Wagen geübten im Grunde einem vortrefflichen jungen Manne Namens Labattue, der drei oder vier Jahre später an einer Brustkrankheit in Pisa sterben wird,. und obgleich er Alles in der Welt thut, daß man erfahre, daß diese ungeheuren Maskeraden, diese Hornbläser, diese Reiter ihm gehören, wollen die Zuschauer doch beharrlich nichts von seinem Namen wissen und thun Lord Seymour die Ehre an.

Unter den Cabarets sind am meisten in der Mode: bei der Courtille Desnoyers, der Salon de Flore, die Courtille; bei der Barrière du Maine Tonnelier.

Die besuchten Bälle sind: die Chaumière, gehalten von Lahire; — zwei Racen, welche heute zu verschwinden im Begriffe sind, tanzen dort auf dem Vulcan der sie verschlingen soll: die Studenten, die Grisetten; die Lorette und die Arthurs, welche ihre Stelle eingenommen haben, sind noch unbekannt: Gavarni wird für sie sein reizendes Auslader-Costume [Les débardeurs, Auslader der Schiffe, haben in Paris eine besonders reizende Tracht.] schaffen; der Prade der dem Justizpalaste gegenüber blinkt; das Colyssée. Das hinter dem Chateau d'Eau steht; die Porte Saint-Martin und Frankoni, welche allein mit der großen Oper das Privilegium der Maskenbälle haben.

Wohl verstanden, wir sprechen hier von der Oper nur der Erinnerung wegen: in der Oper tanzt man nicht, man geht spazieren, die Frauen im Domino, die Männer im schwarzen Frack.

Auf den andern Bällen, bei Desnoyers, im Salon de Flore. bei Tonnelier. in der Caumière, im Prado, im Colyssée. bei der Porte Saint-Martin, bei Frankoni tanzt man auch nicht: man *chahuttirt*.

Die Chahut war ein gemeiner Tanz, gegen den der Cancan das, was der Stummel und der Galgenknaster gegen die Havannah-Cigarre sind.

Tief unter allen diesen Orten, die wir genannt haben, sind die abscheulichen Löcher, die man Freischenken nennt.

Es gibt sieben in Paris:

„Zur Schwarzen Katze Rue de la Vieille Draperie, in der Cité;

Zum Weißen Kaninchen, dem Gyrnnase gegenüber;

Zu den Sieben Billards, in der Rue de Bondy; Hotel d'Angleterre, Rue Saint-Honoré, der Cirette gegenüber;

Bei Paul Niquet, Rue aux Fers;

Bei Baratte, in derselben Straße.

Endlich bei Bordier, an der Ecke der Rue Aubryle-Boucher und der Rue Saint-Denis.

Zwei von diesen Freischenken haben Specialitäten.

Die Schwarze Katze vereinigt besonders die Diebe à la carouble und à la fourline; das Weiße Kaninchen die charrieurs, die scionneurs und die vantarniers.

Oh! Man beruhige sich. wir werden uns nicht in einen Rothwälsch-Dialog einlassen und ein Buch machen, das man nur mit Hälfte des schändlichen Wörterbuchs von Bicêre und der Conciergerie verstehen kann.

Wir entledigen uns im Gegentheil, um nicht mehr darauf zurückzukommen, aller dieser ekelhaften Ausdrücke, die uns eben so sehr als unsern Lesern widerstreben würden.

Sagen wir also rasch, was die Diebe à la carouble und à la fourline, die charrieurs, die scionneurs und die vantarniers sind.

Die Diebe à la carouble sind Diebe mit falschen Schlüsseln.

Die Diebe à la fourline sind Leute, welche Börsen, Uhren, Schnupftücher aus den Taschen stehlen.

Die charrieurs sind diejenigen, welche bei den Wechslern unter dem Vorwande eintreten, sie wollen Stücke mit dem Bildniß dieses oder jenes Königs, mit dieser oder jener Jahreszahl wählen. und während die die verlangten Stücke wählen, für fünfzig Franken davon in jeden Aermel schieben.

Die scionneurs sind diejenigen, welche mit einem Schnupftuche oder einem Stricke den Hals einer Person umwickeln, die sie bestehlen wollen, und sie auf ihre Schultern laden, während ihre Genossen sie durchstören.



Die *vantarniers* endlich sind diejenigen, welche nur zu stehlen, bei Nacht, mit Hilfe von Strickleitern durch die Fenster einsteigen.

Die fünf anderen Freischenken sind ganz einfach Sammelpätze von Dieben aller Kategorien.

Um diese ganze Bevölkerung von freigelassenen Galeerensklaven, von Betrügern, von Freudenmädchen, von Dieben aller Art, von Banditen jeder Gattung zu überwachen, hat ein Arrondissement nur sechs Inspectoren und einen Friedensbeamten; die Stadtsergenten sind noch nicht geschaffen und werden es erst 1828 durch Herrn von Belleyme.

Diese Inspectoren thun den Dienst in bürgerlicher Tracht.

Jede von ihnen verhaftete Person wird zuerst nach dem Saint-Martin-Saale, das heißt nach dem Depot geführt; hier hat man gegen sechzehn Sous für die erste Nacht und gegen zehn Sous für die anderen Nächte ein Recht auf ein besonderes Zimmer. Von da werden die Männer nach der Force oder nach Bicêtre, die Mädchen nach den Madelonettes in der Rue des Fontaines. Beim Temple, die Diebinnen nach Saint-Lazare in der Rue de Faubourg Saint-Denis geschickt.

Die Hinrichtungen finden auf der Grève statt.

Herr von Paris [Das ist der Titel dies Henkers.] wohnt in der Rue des Marais Nr. 43.

Die erste Frage, die der Leser an sich selbst macht, oder die er an uns machen würde, wenn wir ihm nicht entgegen kämen, ist: »Da die Polizei weiß, wo die Diebe zu nehmen sind, warum nimmt sie dieselben nicht?«

Die Polizei kann nur auf frischer That verhaften, das Gesetz ist in diesem Punkte positiv, und die Diebe aller Klassen wissen das wohl.

Könnte die Polizei anders verhaften, als mit der Hand in der Tasche, so brauchte sie, da sie fast Alle kennt, nur ihr Garn in allen Winkeln und Höhlen von Paris auszuwerfen, und es gäbe keine Diebe mehr, oder in jedem Falle so wenig, daß es nicht der Mühe werth wäre, sich darüber zu beklagen.

Heute besteht keine von diesen Freischenken mehr: die einen sind bei den Abbrüchen Verschwunden, welche die Verschönerung von Paris nothwendig machte die sondern sind geschlossen, erloschen, todt.

Bordier allein ist am Leben geblieben; doch die Freischenke von 1827 ist ein eleganter Laden von Spezereiwaaren geworden, wo man getrocknete Früchte, Confituren und seine Liqueurs verkauft, und hat nichts mehr von der unsaubern Höhle, in welche wir unsere Leser zu führen genöthigt sind.



## II.

### Die Cavaliere der Halle.

Wir haben unsere Leser schon darauf aufmerksam gemacht, das erste Blatt unseres Buches trage das Datum der Fastnacht vom Jahre der Gnade 1827 an sich.

Nur berührte dieser Tag der äußersten Tollheit seine letzte Stunde: es sollte Mitternacht schlagen.

Drei junge Leute gingen Arm in Arm die Rue Saint-Denis hinab; zwei von ihnen trällerten die Hauptmotive der Quadrillen, die sie im Colyssée gehört, wo sie die ersten Stunden der Nacht zugebracht hatten; der Dritte beschränkte sich darauf, daß er spielend in den goldenen Knopf eines Stöckchens biß.

Die zwei Trällernden trugen die Livree des Tages und die Verkleidung jener Zeit.

Der Dritte, derjenige, welcher nicht sang, der in der Mitte zwischen den zwei Andern ging, der der Aelteste von den Dreien zu sein schien, oder wenigstens der Ernsthafteste, der seine zwei Freunde um einen Kopf überragte und, wie gesagt, in den Knopf seines Stockes biß, — war in einen von den braunen Tuchmänteln mit Sammetkragen gehüllt, wie man sie zu jener Zeit trug, heute aber nur noch an den Giebeln der Werte von Chateaubriand und Byron sieht.

Dieser kaut aus einer Künstler-Soirée, welche in der Rue Sainte-Appoline stattgefunden hatte.

Unter seinem Mantel war er bekleidet mit schwarzen langen Hosen, die ein nerviges Bein mit feinen Gelenken hervorheben, und an seinem zierlichen Fuße trug er einen durchbrochenen seidenen Strumpf und einen lackirten Escarpin; militärisch zugeknöpft, — obschon es sichtbar war, daß der Mann durchaus in keiner Beziehung zur Armee stand. — ließ sein schwarzer Frack oben und unten nur die äußersten Enden einer weißen Piquéweste vorschauen; sein Hals spielte bequem in einer Binde von schwarzem Atlaß, und sein Kopf, dessen Haare sich von Natur kräuselten, war bedeckt mit einem von jenen abgeplatteten Hüten, die man auf dem Ball unter dem Arme trug und, wenn man wegging, bis auf die Ohren eindrückte, eine Kopfbedeckung, die man Claque-Hut nannte.

Hätten die spärlichen Wanderer, welche zu dieser Stunde der Rue Saint-Denis folgten, den Mantel aufheben können, in den sich der Unbekannte drapirte, dessen Anzug wir in diesem Augenblicke beschreiben, sie würden sich versichert haben, daß dieses unter dem Knöchel zugeknöpfte und wie Tricot anliegende Beinkleid, dieser Frack mit dem eleganten Schnitt und den anmuthig fallenden Schößen, diese Weste von englischem Piqué mit ciselirten goldenen Knöpfen offenbar aus dem Magazin von einem der ausgezeichnetsten Schneider des Boulevard de Gand kamen und für einen von den jungen Modeherren gefertigt worden waren, die man zu jener Zeit noch *Dandys* nannte, während man sie heute mit dem schon ein wenig abgenutzten Namen *Löwen* bezeichnet.

Und dennoch schien derjenige, welcher diese Kleidung trug, entfernt nicht die Prätension zu haben, für einen Elegant gelten zu wollen; es genügte in der That, ihn einen Moment anzuschauen. um die Gewißheit zu erlangen, daß man vor den Augen nicht das hatte, was man einen Mann nach der Mode nennt: er hatte in seinem ganzen Wesen etwas, was eine zu große Unabhängigkeit der Bewegungen offenbarte, um auf eine von den Gliederpuppen, welche Sklaven der Falten ihrer Halsbinde oder der Steife ihres Kragens sind, anwendbar zu sein. Sodann hatten sich seine Hände, als widerstrebte ihnen diese fashionable Fessel, bei seinem Abgange aus der Soirée eiligst der Handschuhe entledigt, was am Zeigefinger der Rechten einen von den dicken Ringen zu sehen erlaubte, welche, genannt Ringe à la chevalier als Siegel dienten, mochten sie nun mit einer persönlichen Devise oder einem Familienwappen versehen sein.

Uebrigens bildeten die zwei anderen jungen Leute einen seltsamen Contrast mit dieser Art von Byron'schen Erscheinung. Costümirte, wie wir schon bemerkt haben, als Starke der Halle oder vielmehr als Malins, wie man damals sagte. bekleidet mit Westen von weißem Plüsch mit kirschrothem Kragen und weiß und blau gestreiften Atlaßhosen; den Leib umschloßen der Eine mit einem rothen Kaschemir. der Andere mit einem gelben; an den Füßen seidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit Diamantschnallen; von oben bis unten mit Bändern von allen Farben aufgeputzt; den langhaarigen Hut umgeben mit einer Guirlande von weißen und rosenfarbigen Camilien, von denen die bescheidenste in dieser Jahreszeit nicht weniger als einen Thaler bei Madame Bayen oder bei Madame Prevost, den damals berühmtesten Blumenhändlerrinnen, kostete; die Wangen hoch gefärbt vom Purpur der Jugend, das Feuer in den Augen, die Freude auf den Lippen, die Fröhlichkeit tut Herzen, die Sorglosigkeit in goldenen Buchstaben auf ihre ganze Person geschrieben, waren diese zwei jungen Leute wohl die doppelte Verkörperung der französischen Heiterkeit, das Bild der lustigen Vergangenheit, deren Leichenbegängniß ihr Freund, schwarz gekleidet, düster wie die Zukunft, frommer Waise anzuführen schien.

Wie fanden sich nun diese der Tracht nach und wie es schien, den Charakteren nach so verschiedenen Männer beisammen, und warum gingen sie zu Fuß zu einer solchen Stunde in einer der fünfzig kothigen Straßen, welche Paris vom Boulevard Saint-Denis zum Quai de Gèvres durchziehen?

Das ist ganz einfach: die zwei Starken hatten keinen Wagen vor der Thüre des Colyssée gefunden; der junge Mann mit dem braunen Mantel hatte vergebens einen in der Rue Sainte-Appoline gesucht.

Schon ziemlich erhitzt durch den Punsch und den Bischof hatten die zwei Starken beschlossen, Austern in der Halle zu essen.

Bei voller Vernunft erhalten durch ein paar Gläser Orgeat und Johannisbeersaft. kehrte der junge Mann mit dem braunen Mantel, um sich schlafen zu legen, nach seiner Wohnung, in der Rue de l'Université, zurück.

Alle Drei begegneten sich zufällig an der Ecke der Rue Saint-Appoline und der Rue Saint-Denis; die zwei Malins erkannten einen Freund in dem jungen Manne mit dem braunen Mantel,

der sie sicherlich nicht erkannt hätte.

Beide riefen einstimmig:

»Sieh da! Jean Robert!«

»Ludovic! Petrus! erwiderte der junge Mann mit dem braunen Mantel.

Im Jahre 1827 nannte man sich nicht mehr Pierre, sondern Petrus, nicht mehr Louis, sondern Ludovic.

Alle Drei drückten sich die Hände auf das Innigste, und man fragte einander, was man zu einer so ungewöhnlichen Stunde auf dem Pflaster des Königs mache.

Die Erklärung wurde von beiden Seiten gegeben.

Wonach die zwei Malins. von denen der Eine, Petrus, ein Maler, und der Andere, Ludovic, ein Arzt, ihrem Freunde, der ein Dichter war, so dringlich zuredeten, er möge mit ihnen bei Bordier in der Halle zu Nacht speisen, daß Jean Robert einwilligte.

Das war also unter ihnen festgesetzt worden, und nach der Geschwindigkeit ihres Marsches dem Ziele zu hätte man glauben können, es sei dies ein Entschluß, von dem Keiner von den Dreien wieder abgehen Würde, als plötzlich, zwanzig Schritte von der Cour Batave, Jean Robert stehen blieb.

»Ah!« fragte er, »nicht wahr, es ist fest beschlossen, daß wir zu Nacht speisen?. . . Bei wem sagt Ihr?«

»Bei Bordier.«

»Gut! bei Bordier?«

»Gewiß ist es fest beschlossen,« erwiderte einstimmig Petrus und Ludovic; warum nicht?«

»Weil es immer noch Zeit ist, zurückzuweichen, wenn man eben eine Dummheit machen will.«

»Eine Dummheit! Und worin?«

»Ei! darin, daß Ihr, statt ruhig bei bei Very, bei Philippe oder bei den Frères-Provencaux zu soupiren, die Nacht in einer gemeinen Schenke zubringen wollt, wo wir einen Aufguß von Campecheholz unter dem Vorwande von Bordeaux trinken und Katzenfleisch statt Gehäkekaninchen essen werden.«

»Was Teufels hast Du denn heute Abend gegen Katzenfleisch und Campecheholz, o Dichter? fragte Ludovic.«

»Mein Lieber,« fragte Petrus, »Jean Robert hat einen großen Succesß im Théâtre-Francais gehabt er gewinnt hundert und fünfzig Franken alle zwei Tage; seine Taschen sind voll Gold, und er ist Aristokrat geworden.«

»Werdet Ihr nicht etwa sagen, Ihr gehet aus Sparsamkeit dorthin ?«

»Nein,« erwiderte Ludovic: »um ein wenig von Allem zu befühlen.«

»Puh! eine schöne Notwendigkeit!« rief Jean Robert.

Ich erkläre,« sprach Ludovic, »daß ich mich nur mit diesem einfältigen Costume, in Dem ich ansehe wie ein Müller der bei der Conscription gezogen, aufgeputzt habe, um heute Abend in der Halle zu soupiren: ich soupire dort, oder ich soupire gar nicht.«

»Ah! ja,« versetzte Petrus, »Du sprichst als Mediciner; das Hospital und das Amphitheater der Anatomie haben Dich auf alle Schauspiele, so häßlich sie sein mögen vorbereitet; als Philosoph und Materialist bist Du gepanzert gegen alle Ueberraschungen. Ich, der ich in meiner Eigenschaft als Maler nicht immer Campechwein zu trinken und Katzenfleisch zu essen gehabt habe; ich, der ich in den Vorschlag der Löwen eingetreten und in den Graben der Bären hinabgestiegen bin, wenn ich nicht drei Franken hatte, um den Vater Saturnin oder Mademoiselle Rosine die Blonde zu mir herauskommen zu lassen; ich bin nicht ekel. . . Gott sei Dank! Aber,« fügte er bei, indem er auf seinen Gefährten mit der hohen Gestalt deutete. »dieser eindrucksfähige junge Mann, dieser empfindsame Dichter, dieser Erbe von Byron, dieser Fortsetzer von Göthe, kurz dieser Jean Robert, welches Gesicht wird er in dem schlechten Hause machen? Hat er mit seinen kleinen Händen, mit seinem kleinen Fuß, mit seinem reizenden creolischen Accent die geringste Idee von der Art, wie man sich in der Welt, in der wir ihn vorstellen wollen benehmen muß? Hat er sich je nur gefragt. er, der bei der Nationalgarde nie mit dem linken Fuß abgehen konnte, mit weichem Fuße man in eine Freischenke eintrete, und seine keuschen, an den *Jungen Kranken* von Millevohe und an die *Junge Gefangene* vom André Chenier gewöhnten Ohren, sind sie auch beschaffen, um die kleinen Scherze anzuhören, welche unter sich die Nachtcavaliere austauschen, welche diesen Ort emailiren? . . Nein!. . . Was will er denn bei und machen? Wir kennen ihn nicht! Wer ist dieser Fremde, der sich in unsere Feste zu mischen wagt? Vade retro, Jean Robert!«

»Mein lieber Petrus,« antwortete der junge Mann, welcher der Gegenstand einer Diatribe gewesen, bei der wir, so weit es in unserer Macht lag, den Geist beibehielten, der zu jener Zeit in den Ateliers gang und gäbe war, »mein lieber Petrus, Du bist nur halb trunken, doch Du bist ganz Gasconier.«

»Ah! gut! ich bin von Saint-Lo! Wenn es Gasconier in Saint-Lo gibt, so wollen wir auch behaupten, es gebe Normannen in Tabres.«

»Nun denn! ich sage Dir, Gasconier von Saint-Lo! Du stellst Fehler zur Schau, die Du nicht hast, um gute Eigenschaften, die Du besitzt, zu verkleiden. Du spielst den Sittenlosen, weit Du naiv zu scheinen befürchtest; Du spielst das schlimme Subjekt, weil Du gut zu scheinen eröthest! Du bist nie in den Verschlag der Löwen eingetreten; Du bist nie in den Graben der Bären

hinabgestiegen, und Du hast nie den Fuß in eine Schenke der Halle gesetzt, ebenso wenig als Ludovic, ebenso wenig als ich, ebenso wenig als die jungen Leute, die sich achten, oder die Handwerker, welche arbeiten.«

»Amen!« sprach Petrus gähnend.«

»Gähne und spotte« so lange Du willst, prunke mit Deinen eingebildeten Lastern, um die Galerien zu blenden« weil Du hast sagen hören, alle große Männer haben Laster gehabt, Andrea del Sarto sei Dieb gewesen, Rembrandt Völlner; doch vor uns, die wir Dich als gut kennen, doch vor mir, der Dich wie einen jüngeren Bruder liebt, bleibe, was Du bist, Petrus: offenherzig und naiv, gefühlvoll und enthusiastisch. Ei! mein Lieber, wenn es erlaubt ist, blasirt, abgestumpft zu sein, — meiner Ansicht nach ist dies nie erlaubt, — so sei es gestattet, wenn man geächtet war wie Dante, verkannt wie Marchiavelli, oder verrathen wie Byron. Bist Du verrathen, verkannt oder geächtet gewesen? Betrachtetest Du das Leben von der traurigen und unfruchtbaren Seite des Horizonts? sind Millionen in Deinen Händen zerschmolzen, ohne etwas Anderes darin zurückzulassen, als den Schmutz des Undanks oder die Narbe der Enttäuschung? Nein, Du bist jung, Du verkaufst Deine Bilder, Deine Geliebte ist Dir aufs Innigste ergeben, die Regierung hat bei Dir einen *Tod des Sokrates* bestellt: Ludovic wird Dir, wie des verabredet ist, als Phädon stehen, ich stehe Dir als Alcibades; was Teufels willst Du mehr? . . . In einer Freischenke zu Nacht speisen? Speisen wir mein Lieber! Das wird wenigstens ein Resultat haben: das Dich dergestalt anzuekeln, daß Du in Deinem Leben nicht mehr wirst dahin zurückkehren wollen.«

»Bist Du zu Ende, Mann mit dem schwarzen Frack?« sagte Petrus.

»Ja, ungefähr.«

»So laß uns weiter gehen.«

Petrus setzte sich in Marsch, indem er ein halb bacchisches, halb obscönes Lied anstimmte, als hätte er sich selbst beweisen wollen, die ernste und liebevolle Lection, die er von Jean Robert empfangen, habe keinen Eindruck auf ihn hervorgebracht.

Bei der letzten Strophe war man mitten in der Halle; es schlug halb ein Uhr in der Saint-Eustache-Kirche.

»Ah!« sagte Ludovic, der, wie man gesehen, wenig Theil an dem Gespräche genommen hatte und, ein nachdenkender und beobachtender Geist« sich leicht führen ließ, wohin man ihn führen wollte, überzeugt, überall, wohin der Mensch gehe, möge man ihn dem Menschen oder der Natur gegenüber führen, werde er Stoff zur Beobachtung oder zur Träumerei finden, »ah! es handelt sich nun darum, eine Wahl zu treffen. . . Treten wir bei Paul Niquet, bei Barutte oder bei Bordier ein?«

»Bordier ist mir empfohlen: treten wir bei Barbier ein,« erwiderte Petrus.

»Treten wir bei Bordier ein!« wiederholte Jean Robert«

»Wenn Du nicht etwa Deine Gewohnheiten oder Deine Zuneigungen in einem an dem Tempel hast, keuscher Säugling der Musen!«

»Oh! Du weißt wohl, daß ich nie in dieses Quartier gekommen bin . . . Wir gleichviel also! . . . Wir werden überall schlecht soupiren, und ich gebe keiner von diesen Schenken den Vorzug.«

««Wir sind an Ort und Stelle. Scheint Dir die Schenke hinreichend einäugig?»«

»Ich finde sie sogar blind!«

»Dann laß uns eindringen.«

Und seinen Hut auf sein Ohr drückend, lief Petrus in die Schenke mit der Ungezwungenheit, mit dem Sans facon und der Dreistigkeit eines alten Stammgastes der Anstalt.

Seine zwei Freunde folgten ihm.

---

### III.

#### Die Freischenke

Die Schenke war voll, übervoll.

Das Erdgeschoß, das Man nur mit Mühe erkennen würde sieht man das reizende, zierliche Magazin, welches heute seine Stelle einnimmt. — das Erdgeschoß bestand aus einem niedrigen, räucherigen, feuchten, übelriechenden Saale, wo in einem unglaublichen Durcheinander angehäuft eine ganze Welt auf die verschiedenste Art costumirter Männer und Frauen sich bewegte, unter denen übrigens die Verkleidungen der Malins und der Poissarden vorherrschend waren. Einige von diesen Frauen, — und wir müssen sagen, das waren die zierlichsten und hübschesten, — einige von diesen Frauen verriethen, als Poissarden verkleidet, am Halse und an den Schultern tief hinab entblößt, die Aermel bis an die Achsel zurückgeschlagen, mit Zinnober geschminkt, mit Schönfleckchen besäet, sie verriethen, sagen wir, durch eine männlichere Stimme, durch einen Fluch, den sie kräftiger aussprachen, als es sich für ihren seidenen Rock und ihre Spitzenhaube geziemte, eine doppelte Verkleidung: Verkleidung im Costume und Verkleidung des Geschlechts; doch durch einen seltsamen Mißbrauch der Carneval-Fantasieen, ohne Zweifel, waren es nicht diese, welchen am Wenigsten die Männerschaar huldigte aus der ungefähr zwei Drittel der edlen Versammlung bestanden.

Stehend, sitzend, liegend, lachte, schwatzte, sang Alles das in den unzusammenhängendsten Tonarten und mit einer solchen Verwirrung, daß die Masse jeder Beschreibung entging und sich nur einige Einzelheiten aus dem ungestalten Ganzen hervorheben und in die Augen fielen.

Es war ein undurchdringliches Gewimmel, in dem sich Alles vermischte und verlor: die muskeligen Arme der Männer schienen den Frauen zu gehören; die zarten Beine der Frauen schienen den Männern zu gehören; ein bärtiger Kopf schien aus einem üppigen Busen hervorzukommen; von einer haarigen Brust glaubte man sie trage den schwermüthigen Kopf einer fünfzehnjährigen Jüdin! Es wäre selbst Petrus, nachdem er mit großer Mühe die Rumpfe wieder aufgebaut und jedem seinen Kopf zurückgegeben, unmöglich gewesen, zu unterscheiden, wem er die Füße, die Beine, die Arme gehörten, dergestalt waren alle diese Glieder vermengt, verknüpft, verdreht, unentwirrbar in einander verhalftert!

Die Gruppen, die man besonders unterschied, waren ein Pierrot, der sich den Anschein gab, als schliefe er an der Wand, mit einer Pierrette rittlings auf den Schultern: so daß der Pierrot, dessen Kopf das kattunene Wamms der Pierrette verbarg, das Aussehen eines Riesen mit zu kleinem Kopfe und zu kleinen Armen hatte; ein Polichinelle, der die Runde im Saale, ein Kind auf jedem von seinen zwei Höckern tragend. Zu machen versuchte; ein Türke, der auf einem Beine umherhüpfte, um zu beweisen, daß er nicht betrunken war; ein junger Bursche als Affe verkleidet, — eine von Mazurier in die Mode gebrachte Verkleidung. — der von Stuhl zu Stuhl, von Gruppe zu Gruppe sprang und die Priester der Göttin Thorheit und des Gottes Carneval — die Traurigste der Göttinnen und der Lustigste der Götter. — die unerwartetsten Ausrufungen mit ihren kreischenden Stimmen von sich zu geben veranlaßte.



Ein furchtbares Hurrah empfing die drei Freunde bei ihrem Eintritt in den Saal.

Der Pierrot offenbarte seine Androgencität dadurch, daß er das Wamms der Pierrette aufhob und seinen zweiten Kopf zeigte.«

» Die Polichinelle hielt in seiner umdrehenden Bewegung an, wie ein Gestirn, das mit einem Kometen zusammen stoßen würde

»Der Türke versuchte es, beide Beine zugleich aufzuheben, was seinen augenblicklichen Sturz und den völligen Bruch eines Tisches, auf den er fiel, herbeiführte.

» Der Affe endlich befand sich mit einem Sprunge auf der Schulter von Petrus und fing an unter dem Gelächter der Gesellschaft die aristokratischen Camilien seines Hutes zu entblättern.

»Wenn Du mir glauben willst. so gehen wir von hier weg,« sagte Jean Robert zu Petrus: »es wird mir übel.«

«Weggehen, ehe wir eingetreten sind?» erwiderte Petrus; »was fällt Dir ein? Man würde glauben, wir haben Angst, und Jagd auf uns in den Straßen von Paris machen. rote Seine Majestät Karl X. auf die Wildschweine des Waldes von Compiègne Jagd macht.«

»Was ist Deine Ansicht?« fragte Jean Robert Ludovic. »

»Meine Ansicht ist, daß wir, da wir einmal hier sind, bis zum Ende gehen müssen.«

»Ah!«

»Gebt Acht!« sprach Petrus. »man schaut nach uns: Du, der Du ein Theatermensch bist, weißt, daß Alles von den Debuts abhängt.«

Und er ging gerade auf den Krater zu, der sich unter dem Türken geöffnet hatte, und wo der Unglückliche so tief niedergesunken war, daß nur noch die Spitze seiner Stiefel und das äußerste Ende seines Reiherbusches sichtbar blieben, und sagte, immer mit seinem Affen auf den Schultern:

»Herr Muselmann, Ihr keimt das Wort Eures Patrones Mahomet Ben Abdallah, des Neffen vom großen Abu Thaleb, Fürsten von Mekka?«

»Nein,« antwortete eine Stimme aus den Tiefen des eingebrochenen Tisches.

**»Da der Berg nicht zu mir kommt, so komme ich zum Berge.«**

Er nahm sodann unversehens den Affen an der Haut seines Halses hob ihn auf, wie er es mit seinem Hute gethan hätte, grüßte den, Türken mit dem Jungen, der am Ende seines ausgestreckten Armes zappelte. und sprach:

Empfangt den Ausdruck meiner Ehrfurcht. Guter Muselmann.«

Und er setzte den Jungen wieder auf seine Schulter; dieser glitt aber eiligst an seinem ganzen Körper hinab, wie er es an einem Klettermaste gethan haben würde. und verschwand, um Grimassen in einer Ecke zu schneiden, wohin nicht das Licht der drei oder vier Lampen gelang, welche die Schenke erhellten.

Dieser Beweis von Höflichkeit und zugleich von Stärke trug Petrus allgemeinen Beifall ein.

Der Türke erwiderte den Gruß nun sehr maschinenmäßig; doch er klammerte sich wie ein Ertrinkender an die Hand an, die ihm Petrus reichte. welcher ihn mit einem Ruck wieder auf seine Füße stellte, eine sichtbar unzulängliche Basis, für den Augenblick wenigstens, für ein so tief erschüttertes Monument.

»Es sind offenbar zu viel Leute hier,« sprach Petrus, als er die von uns erzählte That vollbracht hatte. »Gehen wir in den ersten Stock hierauf.«

»Wie Du willst,« erwiderte Ludovic, »obschon es diesem Schauspiele nicht an Interesse gebricht.«

Ein Kellner. der ihnen bei ihrem Eintritt in die Anstalt folgte, ohne Zweifel um sich zu versichern. Daß er es mit Consumenten zu thun habe, mischte sich unverzüglich ins Gespräch.«

»Diese Herren wünschen in den ersten Stock hinaufzugehen?« fragte er.

»Es, wäre uns in der That nicht unangenehm.« antwortete Petrus.

»Hier ist die Treppe.« sprach der Kellner. indem er auf eine Art von schneckenförmiger Stiege deutete. «

Die drei Freunde begannen die schwierige Aufsteigung unter dem Gezische und dem Gelächter der Masken, welche zischten und lachten, ohne zu wissen, warum — um den Lärmen zu machen, mit dem sich die Leute, die nur bespitzt sind, zu berauschen, und diejenigen, welche nun trunken sind. zu besaufen.

Im ersten Stocke war der Saal voll wie im Erdgeschoße, es war dieselbe Anhäufung von Leuten in einer und derselben räucherigen Stube, mit neugierigen Wänden, welche durch die Risse einer schmutzigen, grauen Tapete schauten, mit grün und gelb gestreiften rothen Vorhängen und einem schwarzen Plafond.

Von der Thürschwelle aus gesehen, war diese Welt die noch einen Grad unter der, welche man verlassen, zu stehen schien. — diese Welt beleuchtet, wenn nicht verdunkelt, durch die röthlichen und fahlen Scheine von drei bis vier Lampen, war das lebendige Bild, die fühlbare Verkörperung, der verworrenen, buntscheckigem unvereinbaren Ideen, die sich im Gehirne eines Betrunknen durchkreuzen.

»Ho! Ho!« sagte Jean Robert, der vorangegangen war und die Thüre aufgemacht hatte. »es scheint, die Hölle von Bordier ist gerade das Gegentheil von der Hölle von Dante: je höher man hinaufsteigt desto tiefer kommt man hinab.«

»Nun. was sagst Du dazu?« fragte Petrus

»Ich sage, daß es nur abscheulich war, daß es nun aber interessant wird.«

»Gehen wir immer weiter hinauf!« sprach Petrus.

»Thun wir das!« billigte Ludovic.

Und die drei Freunde setzten ihre Aufsteigung auf der immer schlechteren und schmälere Treppe fort.

Im zweiten Stocke dasselbe Gedränge, dasselbe Schauspiel in einer ungefähr ähnlichen Decoration, wenn nicht etwa. daß der Plafond niedriger war, die Atmosphäre dicker und die athembare Luft folglich mit mehr ungesunden Dünsten beladen.

»Nun?« sprach Ludovic. .

»Was sagst Du. Jean Robert?« fragte Petrus.

»Gehen wir immer weiter hinauf!« antwortete der Dichter.

Im dritten Stocke war es noch schlimmer.

Es fanden sich hier auf den Tischen und unter den Tischen. auf den Bänken und unter den Bänken etwa fünfzig menschliche Geschöpfe, — wenn der unter das Niveau des Viehes gesunkene Mensch diesen Namen zu behalten verdient. «

Diese fünfzig Geschöpfe. Männer. Weiber und Kinder, waren gelagert. ausgestreckt. eingeschlafen neben zertrümmerten Tellern und zerbrochenen Flaschen, befleckt von Brühen. geröthet von den Weinen.

Eine einzige Lampe erleuchtete düster die Stube.

Man würde geglaubt haben, es sei die Lampe eines Grabes, hätte nicht rauhes heiseres Schnarchen, aus der Brust mehrerer Schläfer hervorkommen. laut die materielle Existenz dieser, intellektuell todten Trunkenbolde geoffenbart.

Es wurde Jean Robert schwach ums Herz; doch Jean Robert war Meister über sich: sein Herz hätte brechen können. sein Wille würde sich nicht gebeugt haben.

Petrus und Ludovic schauten einander an, ganz bereit, der Eine trotz seiner Begeisterung. der Andere trotz seiner Kälte. umzukehren,

Jean Robert aber, da er sah. daß die Treppe gleichsam an die Mauer angeklebt, zu dem höheren Stocke an die Art einer Müllerleiter aufstieg, Jean Robert betrat die Treppe und sagte, behaglicher dem Anscheine nach, je weniger er es in Wirklichkeit war:

»Vorwärts meine Herren, Sie haben es gewollt; höher hinauf, immer höher!«

Jean öffnete halb die Thüre des vierten Stockes.

Die Dekoration blieb hier dieselbe, doch die Scene änderte sich.

Fünf Männer saßen um einen Tisch. auf welchem man die Ueberreste von Würsten und Schlitten mitten unter acht bis zehn Flaschen erblickte, die sich wie Kegel, nur weniger symmetrisch geordnet, erhoben.

Diese Männer waren im Stadtkleide.

Wenn wir sagen im *Stadtkleide*, so wollen wir damit einfach sagen, sie seien nicht Costümir gewesen, und haben nur Blousen, Kittel oder Wämmser getragen

Die drei Freunde traten ein; der Kellner, der ihnen von Stock zu Stock gefolgt war, trat hinter ihnen ein

Die Ankömmlinge blieben auf der Thürschwelle stehen, ließen einen Blick in der Stube umherlaufen, und Jean Robert machte ein Zeichen. welches besagen wollte: »Das ist es, was uns ansteht.«

Die Pantomime war so ausdrucksvoll, daß Petrus erwiederte:

»Wahrlich! wir werden hier sein wie Prinzen!«

»In der That,« sprach Ludovic, »es wird uns nichts mehr fehlen, als athembare Luft.«

»Gut!« versetzte Petrus. »man wird dadurch machen, daß man ein Fenster öffnet.«

»Wo soll man den Herren den Tisch decken?« fragte der Kellner.

»Hier!« antwortete Robert. Und er bezeichnete mit dem Finger die Seite der Stube der entgegengesetzt wo sich die fünf ersten Gäste befanden.

Die Stube war so niedrig, daß man nothwendig beim Eintritt seinen Hut abnehmen mußte, und selbst wenn man den Hut abnahm, stieß Jean Robert, der Größte von den drei jungen Leuten, mit dem Kopfe an der Decke an.

»Was wünschen die Herren?« fragte der Kellner.

»Sechs Dutzend Austern, sechs Hammelcotelettes und einen Pfannkuchen,« antwortete Petrus.

»Wie viel Flaschen?«

»Drei Flaschen Chablis erster Qualität, mit Selerser Wasser, wenn es in diesem Hause gibt.«

Bei dieser Frage, welche auf eine Meile nach der Aristokratie roch, wandte sich einer von den

fünf ursprünglichen Gästen gegen die Ankömmlinge um und sagte:

»Ho! Ho! wir haben es, wie es scheint, mit Muscadins zu thun.«

»Mit Haussöhnen.«

»Oder mit Bürgern von der hohen Pègre! [La haute pègre ist eine Association von ausgezeichneten Dieben. *Vidocq* hat dieser Association in seinem Werke: »*Die wahren Geheimnisse von Paris*« (in der Uebersetzung durch den Frank'schen erlag veröffentlichte ein besonderes Kapitel gewidmet. D. Uebers.)« rief ein Dritter.

Und die fünf Trinker lachten laut auf. Da die modernen Romane und die *Denkwürdigkeiten von Vidocq* die Leute der guten Gesellschaft noch nicht mit den Rothwälsche-Ausdrücken vertraut gemacht hatten, so wußten die drei Abenteurer nicht, daß sie ganz einfach als Diebe behandelt worden waren; sie schenkten auch dem Gelächter, das auf die Beleidigung folgte, nur eine geringe Aufmerksamkeit.

Jean Robert hatte schon seinen Mantel auf einen Stuhl gelegt und sein Stöckchen in die Ecke des Feunters gestellt.

Der Kellner schickte sich an, wegzugehen, um das Abendbrod zu bestellen als derjenige von den Männern, welcher zuerst gesprochen und die jungen Leute als Muscadins behandelt hatte, den Kellner an seiner Schürze zurückhielt und ihn fragte:

»Nun?«

»Nun, was?« versetzte der Kellner

»Hat man nicht schon Karten verlangt?«

»Doch.«

»Warum hat man sie dann nicht gebracht?«

»Weil Sie wissen, daß man keine in diesen Stunden gibt.«

»Wie welchen Gründen?«.

»Fragen Sie Herrn Delavau!«

»Wer ist das, Herr Delavau?«

»Der Polizeipræfect.«

»Was macht das mir, der Polizeipræfect?«

»Das mag *Ihnen* nichts machen, doch das würde *uns* etwas machen.«

» Was würde es Ihnen machen?«

»Wir müßten das Etablissement schließen und hätten dadurch den Kummer, Sie nicht mehr empfangen zu können.«

»Ei! wenn man nicht spielt, was sollen wir denn hier thun?«

»Man zwingt Sie nicht, zu bleiben«

»Höre, Du kommst mir vor wie ein unhöfliches Bürschchen, weißt Du? und man wird den Herrn davon unterrichten.«

»Oh! Unterrichten Sie den Papst, wenn Sie wollen!«

»Und Du glaubst wir werden hiermit zufrieden sein?«

»Sie müssen wohl«

»Und wenn wir nicht zufrieden sind?«

»Nun,« erwiderte der Kellner mit dem spöttischen Gelächter, das gewöhnlich die Scherze der Leute aus dem Volke begleitet, »wenn Sie nicht zufrieden sind, wissen Sie, was Sie thun werden?«

»Nein.«

»Sie werden Karten nehmen.«

»Tausend Donner! ich glaube, Du machst Dich lustig über mich?« schrie der Trinker, indem er aufstand und auf den Tisch einen Faustschlag that, der die Flaschen, die Gläser und die Teller sechs Zoll hoch aufspringen machte. «Karten! das ist es gerade, was wir verlangen.«

Doch der Kellner war schon auf der halben Treppe; der Trinker sah sich genöthigt, wieder niederzusitzen, und wartete aller Wahrscheinlichkeit nach, nur auf eine Gelegenheit, seine schlimme Laune ausbrechen zu lassen.

»Ah!« murmelte er, es scheint, der Bursche hat vergessen, daß ich Jean Taureau heiße und einen Ochsen mit einem Faustschlage töte. Ich werde ihn daran erinnern müssen.

Und er nahm vom Tische eine halbvolle Flasche, setzte den Hals an seinen Mund und leerte sie auf einen Zug.

»Jean Taureau hat Verdruß,« flüsterte einer von den fünf Tischgenossen seinem Nachbar ins Ohr, »und ich kenne ihn, das muß auf irgend Einen zurückfallen!«

»Dann mögen sich die Muscadins [Muscadin, ein aus der Zeit der Revolution von 89 vererbter Ausdruck; man nannte so die Elegants, Stutzer, als nach musc, Bisam, riechend. D. Uebers.] in

Acht nehmen,« erwiderte derjenige, welchem diese vertrauliche Mittheilung gemacht werden war.

---

## IV.

Jean Taureau.

Wir haben gesagt, derjenige den den fünf Trinkern, welcher Karten verlangt und sich selbst mit dem Namen Taureau [Taureau, Stier.] getauft, — welcher Name übrigens äußerst passend für seinen Körperbau zu sein schien, habe nur auf eine günstige Gelegenheit. um seinen Zorn anbrechen zu lassen, gewartet.

Die Gelegenheit bot sich bald.

Wir hoffen, der Leser folgt uns aufmerksam genug, um die Bemerkung, welche Ludovic in Betreff der Atmosphäre der Stube gemacht, nicht vergessen zu haben.

Der Speisendampf, der Weingeruch, der Tabaksrauch, die Ausdünstungen der Gäste hatten in der That die Luft in dieser Art den Speicher völlig unathembar für die Brust an eine reinere Luft gewöhnter Menschen gemacht. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte man das Fenster seit dem letzten Sonnenstrahle des letzten Herbstes nicht geöffnet; eine Folge hiervon war, daß derselbe Erhaltungsinstinct die drei Freunde zu dem einzigen Fenster trieb, das diesem unsaubern Winkel Licht und in den äußersten Fällen. wie der, in welchem man sich nun befand, Luft gab.

Petrus kam zuerst dahin; er hob den unteren Theil auf und hing den Ring an den Nagel, der zum Festhalten dieses unteren Theiles bestimmt war.

Jean Taureau hatte die Gelegenheit, die er suchte, gefunden.

Er stand den seinem Schenkel auf stemmte seine beiden Fäuste auf den Tisch und sagte indem er sich collectiv an die drei jungen Leute, besonders aber an Petrus wandte:

»Diese Herren öffnen das Fenster, wie es scheint?«

»Wie Sie sehen, mein Freund,« erwiderte Petrus.

»Ich bin nicht Ihr Freund,« entgegnete Jean Taureau; »schließen Sie das Fenster.

»Herr Jean Taureau,« versetzte Petrus mit einer ironischen Höflichkeit »hier ist mein Freund Ludovic ein, ausgezeichneter Physiker, der Ihnen in zwei Secunden erklären wird, aus welchen Elementen die Luft bestehen muß, um athembar zu sein.«

»Was singt denn der da mit seinen Elementen?«

»Herr Jean Taureau. .« antwortete Ludovic in einem Tone der Höflichkeit der in keiner Hinsicht dem von Petrus nachgab. Nicht einmal in der Nuance des Spottes, die dieser angenommen, »er sagt, die Atmosphäre, um nicht schädlich für die Lunge eines ehrlichen Mannes zu sein, müsse bestehen aus fünfundsechzig bis sechsundsechzig Theilen Stickstoff, aus



zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Theilen Sauerstoff und zwei Theilen Wasser, — etwas mehr, etwas weniger. . .««

»Sage doch,« unterbrach einer den den vier Männern in Blouse, »ich glaube, er spricht Lateinisch mit Dir?«

»Gut! dann will ich Französisch mit ihm reden.«

»Und wenn er es nicht versteht?«

»Dann wird er durchgeblät!« rief Jean Taureau.

Und er zeigte ein Paar Fäuste, welche an Größe dem Kopfe eines Kindes gleich kamen

Hernach sprach er mit einer Stimme, die, hätte er es mit Leuten von seiner Klasse zu thun gehabt, würde keine Opposition zugelassen haben:

»Vorwärts. . .schließen wir das Fenster, und zwar auf der Stelle!«

»Das ist vielleicht Ihre Meinung, Meister Jean Taureau,« erwiderte ruhig Petrus, indem er die Arme vor dem offenen Fenster kreuzte, »doch es ist nicht die meine.«

»Wie, es ist nicht die Deine? Du hast also eine Meinung, Du?«

»Warum solle ein Mensch nicht seine Meinung haben, wenn ein Thier eine zu haben sich anmaßt.«

»Sage doch Croc-en-jambe,« sprach Jean Taureau. die Stirne faltend, indem er sich an einen seiner Tischgenossen wandte, der leicht als ein Lumpensammler zu erkennen gewesen wäre, wäre er auch nicht durch den bezeichnenden Namen, den ihm sein Kamerad gab, verrathen worden, »ich glaube, dieser Unglücksmuscadin nennt mich Thier?«

»Das scheint mir auch.« entwertete Croc-en-jambe.

»Nun. was ist da zu thun?«

»Man muß ihn zuerst das Fenster schließen lassen, da dies Deine Idee ist, und ihn sodann niederschlagen.«

»Gut! das heiße ich sprechen!«

Hierauf rief er, als ob er eine dritte Aufforderung an Empörer richtete:

»Vorwärts, Donner! schließt das Fenster!«

»Oh!« erwiderte ruhig Petrus, »es gibt weder Donner, noch Blitze; das Fenster wird offen bleiben.«

Jean Taureau füllte so ungestüm seine Brust mit der Luft, welche den jungen Leuten völlig unathembar zu sein schien. daß diese Aspiration dem Brüllen des Thieres glich, dessen Namen er angenommen. «

Robert roch den Streit und wollte ihn verhindern, obgleich er einsah, daß es scheu beinahe unmöglich war. Konnte übrigens Einer zu diesem Resultate gelangen, so war er es sicherlich, das heißt, der Einzige, der kalten Blutes.

Er ging mit ruhiger Miene auf Jean Taureau zu und sagte, um zu beschwichtigen:

»Mein Herr, wir kommen von Außen, und als wir in diese Stube eintreten, erstickten wir beinahe.«

»Ich glaube wohl,« bemerkte Ludovic »man athmet hier nur Kohlensäure ein.«

»Erlauben Sie also, das Fenster nur einen Augenblick zu öffnen um eine andere Luft einzulassen; wir werden es sodann wieder schließen.«

»Sie haben das Fenster ohne meine Erlaubniß geöffnet,« sagte Jean Taureau.

»Was weiter?« versetzte Petrus.

»Sie mußten darum bitten, und man hätte Ihnen vielleicht die Erlaubniß gegeben.«

»Gutes genug!« erwiderte Petrus; »ich habe das Fenster geöffnet. weil es mir so gefiel, und es wird offen bleiben, so lange es mir gefällt.«

»Schweig doch. Petrus!« unterbrach Jean Robert.

»Nein, ich werde nicht schweigen. . . Glaubst Du denn, ich sei gewohnt, mir von Burschen dieser Art vorschreiben zu lassen?«

Bei dem Worte Bursche standen die vier Kameraden von Jena Taureau ebenfalls vom Tische auf und näherten sich augenscheinlich in der Absicht, die schlimmen *Intentionen* des Herausforderers zu unterstützen.

Nach der Härte ihrer Züge und nach der in ihrer Physiognomie ausgeprägten Wildheit oder wenigstens Rohheit waren das vier ungeschlachte, rauhe Gesellen welche verstärkt durch die fünfte Person, deren Wesen wir schon kennen, wie diese nur eine günstige Gelegenheit suchten, um durch einen guten, schönen Streit die Monotonie ihrer Faschingsnacht zu brechen

Es war übrigens für Jeden von diesen Leuten leicht. ein Handwerk zu bezeichnen. «

Derjenige, welchen Jean Taureau *Croc-en-jambe* genannt hatte, war offenbar. nicht ein eigentlicher Lumpensammeln wie die auf dem Tische stehende Laterane und das Instrument, das ihm den charakteristischen Namen *Croc-en-jambe* eingetragen, konnten glauben machen, sondern ein einer Varietät hiervon angehörender Mensch, einer Varietät, die man *Aufwühler*

nannte, nach dem Namen ihrer Industrie, die darin bestand, daß sie nicht Unrathaufen störten. sondern mit der Spitze ihres Hakens in den Zwischenräumen des Pflasters der Gossen wühlten.

Durch diese Klasse von Industriellen welche seit acht bis zehn Jahren durch Polizeiverordnung und besonders dadurch, daß Trottoirs die Stelle der Chausseen eingenommen haben, aufgehoben werden ist, wurde die Gasse oft in einen Parctolus verwandelt. und mehr als Einer fand darin Ringe, Juwelen, Edelsteine, mochten sie nun verloren oder beim Ausschütteln eines Teppichs oder einer Matte aus dem Fenster geworfen worden sein, wie ich in meinen *D e n k w ü r d i g k e i t e n* erzählt habe, daß zu der Zeit, wo die Ereignisse vorkamen, die den Gegenstand dieses Buches bilden, die Ohringe der Georges hinausgeworfen wurden, welche indessen glücklicher Weise den Herren Aufwühlern entgingen.

Der zweite Trinker, den Jean Taureau nicht genannt, und den wir die wir dieses Vergessen gut zu machen berufen sind, nur seinem Spottnamen bezeichnen werden, hieß Sac-à-Plâtre [Gipssack.], was sein Gewerbe hinlänglich geoffenbart hätte, selbst wenn die Kalkflecken und der weißliche Staub, womit sein Gesicht und seine Hände bedeckt waren, ihn nicht als einen Maurer seinen Freunden und seinen Feinden präsentirt haben würden.

Unter den Ersten war Jean Taureau, der Art, wie sie Bekanntschaft gemacht hatten. gebracht es nicht an Charakter, und sie wird die herculische Kraft des Mannes schildern, den wir soeben in Scene gebracht haben, und der bestimmt ist, in dieser Geschichte, nicht eine der ersten Rollen zu spielen. sondern eine Rolle, — die Folge wird es uns beweisen. — welche nicht ganz ohne Wichtigkeit.

Ein Haue der Cité brannte; von den Flammen erfaßt, war die Treppe eingestürzt; ein Mann, eine Frau und ein Kind schrieten aus einem Fenster des zweiten Stockes: »Zu Hilfe!«

Der Mann, der ein Maurer war, verlangte nur eine Leiter oder sogar nur einen Strick; mit dieser Leiter oder diesem Stricke rettete er seine Frau und sein Kind.

Doch die Anwesenden verloren den Kopf; man brachte Leitern, die um die Hälfte zu kurz, Stricke welche die Last von drei Personen nicht zu tragen vermochten.

Das Feuer griff um sich, der Rauch drang in Strömen aus den Fenstern, den Flammen vorangehend, deren Schein man schon sah.

Jean Taureau ging vorüber.

Er blieb stehen.

»Nun!« rief er, »habt Ihr denn weder Stricke, noch Leitern? Ihr seht wohl, daß diese Leute da oben verbrennen werden!«

Die Gefahr war in der That sehr drohend

Jean Taureau schaute umher, und als er sah, daß keiner der verlangten Gegenstände kam, rief er die Arme ausstreckend:

»Auf, wirf das Kind herab Sac-à-Plâtre.«

Mit diesem Namen angerufen, hütete der Maurer sich wohl. hierüber ärgerlich zu werden, er nahm das Kind, küßte es auf beide Backen und warf es Jean Taureau zu.

Ein Angstschrei erscholl aus der ganzen Menge.

Jean Taureau empfing das Kind in seinen Armen und reichte es sogleich denjenigen. welche hinter ihm standen

»Nun wirf Deine Frau herab!« sagte er.

Der Maurer nahm die Frau in seine Arme und ließ sie, trotz ihres Geschreis, denselben Weg machen, den das Kind gemacht hatte.

Jean Taureau empfing die Frau in seinen Armen; nur that er einen Schritt rückwärts

»Das ist da!« sagte er, indem er die halb ohnmächtige Frau auf ihre Füße stellte, während die Zuschauer in Bravos und Beifallsrufe ausbrachen.

»Nun ist es an Dir!« rief er dem Manne zu. Und er stützte sich auf seine Beine mit der ganzen Macht seiner kräftigen Lenden.

Von den zweitausend Personen, die dem Schauspiele beiwohnten, war nicht eine, deren Athem man in den fünf folgenden Secunden hörte.

Der Maurer stieg auf den Rand des Fensters, machte das Zeichen des Kreuzes, murmelte: »Herr erbarme Dich!« schloß die Augen und sprang hinab.

Diesmal war der Schlag furchtbare Jean Taureau bog sich auf seinen Knien und machte drei Schritte rückwärts, wurde aber nicht umgeworfen.

Ein ungeheurer Schrei erhob sich aus der Menge.

Alle Welt stürzte auf den Mann zu, der dieses erschreckliche Kraftstück vollbracht hatte; ehe man aber zu ihm kam, that Jean Taureau die Arme aus einander und fiel rückwärts, ohnmächtig und Blut speiend, nieder.

Weder das Kind. noch die Frau, noch der Mann hatten eine einzige Schramme.

Jean Taureau war eine Ader der Lunge gesprungen.

Man brachte ihn nach dem Hotel Dieu, das er nach zwei Tagen wieder verließ.

Der dritte Gefährte, dessen Gesicht so schwarz war als das von Sac-à-Plâtre weiß, gehörte sichtbar zur schätzend werthen Klasse der Köhler und hieß Toussaint. Jean Taureau, der bei seinem Verkehr mit den Architekten diese von einem Neger von Gente sprechen hörte, welcher

beinahe eine Revolution in St. Domingo gemacht hätte, Jean Taureau, dem es nicht an einem gewissen natürlichen Verstande fehlte, hatte ihm den Beinamen *Toussaint Louverture* gegeben.

Der Vierte war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren mit lebhaften Augen und raschen Geberden dessen ganze Person einen starken Geruch von Baldrian ausdünstete; er trug eine Jacke von Sammet, eine Weste und eine Mütze von Katzenfell; er antwortete in seinem vertrauten Umgang aus den Namen Vater la Gibelotte.

Er war es der alle Schenken der Halle mit den Dachkaninchen versah, von denen Jean Robert befürchtete, man werde sie ihm statt der Gehägekanninchen vorsetzen. und der Baldriangeruch, den er ausdünstete, war das, wodurch er die unglücklichen Thiere anzog, deren Fleisch er um zehn Sou an Garköche, deren Felle er um fünfzehn Sous an Gerber verkaufte.

Die Industrie war einträglich, aber gefährlich, und wir erinnern und. 1834 oder 1835 den Bericht über einen Prozeß gelesen zu haben, wobei ein College den Vaters la Gibelotte zu einem Jahr Gefängniß und fünfhundert Franken Geldbuße verurtheilt wurde, trotz der trefflichen Vertheidigungsrede, in der er, die gastronomische Frage nach Art von Carême und Brillat-Savarin behandelnd, den Richtern den unbestreitbaren Vorzug des Katzenfleisches vor dem Kaninchenfleisch nachzuweisen versucht hatte.

Der fünfte Tischgenoß — den wir am Ende bringen, kraft des evangelischen Axioms: *Die Ersten werden die Letzten sein* — der fünfte war Jean Taureau selbst, der nach dem, was wir von seiner Muskelkraft erzählt haben, eine weitere Beschreibung entbehren könnte, wäre es nicht für und von Werth, durch ein möglichst genauen physischen Portrait die moralische Entwicklung von einem der seltsamsten Charaktere. die wir gekannt haben. vorzubereiten

Jean Taureau war ein Mann von ungefähr fünf Fuß sechs Zoll. gerade und stark wie die eichenen Balken, die er abvierte, denn er war Zimmermann seines Handwerks, — eine Art von Farnesischem Hercules, aus einem Granitblock gehauen, selbst Block, und ein Mensch der beim ersten Anblick. statt der vier Verbündeten zu bedürfen, die ihm zu Hilfe vorrückten, gebaut zu sein schien, um Einen nach dem Andern seine drei Feinde nur indem er sie mit dem Finger berührte, niederzuschmettern.

Gehen wir nun von der Beschreibung des Körpers zu der der Physiognomie und der Kleider über, so sagen wir, daß das Gesicht des Zimmergesellen. umrahmt von einen schwarzen. dichten Backenbart, der unter dem Kinn zusammenlief, das eines Mannes von dreißig hie vierzig Jahren war; kurze, krause Haare, aus denen die Alten beim Sohne von Jupiter und Semele das Symbol der Stärke gemacht hatten, ein Hals, dessen Dicke den ehrgeizigen Namen rechtfertigte, den unser Mann sich selbst gegeben oder von seinen Kameraden angenommen hatte, vervollständigten diesen Thypus der unvernünftigen, rohen Kraft.

Fügen wir ein vergessenes Detail bei: Jean Taureau war bekleidet mit einem Wamms, einer Hose, einer Weste und einer Mütze von grünlichem Sammet.

Aus der Tasche seines Wammses stand der Gipfel eines Winkelholzes hervor und aus seinem Hosensacke der Kopf einen langen eisernen Zirkels, der rittlings auf die Naht gesetzt war so daß

ein Schenkel sich im Sacke verlor und der andere nach außen hing

Dies waren die fünf Gegner, mit denen es — wenn sie nicht zurückwichen, und vielleicht war dies nicht einmal ein unfehlbares Mittel, den Streit zu vermeiden, — wie denen es, sagen wir, Ludovic der Arzt, Petrus der Maler und Jean Robert der Dichter zu thun haben sollten. «

---

## V.

### Die Schlacht.

Wir haben am Anfang des vorhergehenden Kapitels gesagt, in welcher strategischen Lage sich, hinsichtlich ihrer Feinde, die drei Helden unserer Geschichte befanden, die wir von der Rue Sainte-Appoline zum Eingang der Hallen geführt haben, und denen wir, durch ihre unvorsichtige Odyssee, bis zum vierten Stocke der Freischenke gefolgt sind.

Petrus stand, an das offene Fenster angelehnt, mit gekreuzten Armen da und schaute die fünf Männer, aus dem Volke mit einer Miene der Herausforderung an.

Ludovic betrachtete Jean Taureau mit einer Neugierde, welche für ihn den Ernst der Lage verminderte, und, ein Mann der Wissenschaft, sagte er sich, er würde hundert Franken geben, wenn er ein solches Subject zu seciren hätte.

Bei weiterer Ueberlegung würde er vielleicht zwei hundert gegeben haben, wenn dieses Subject Jean Taureau selbst gewesen wäre; denn er hätte sichtbar Alles dabei zu gewinnen gehabt, wäre ein solcher Athlet todt und ausgestreckt vor ihm auf einem Tische gelegen, statt daß er voll Leben und drohend aufrecht vor ihm stand.

Jean Robert war, wie gesagt, vorgeschritten, halb um es zu versuchen, die Sache beizulegen, halb um eintretenden Falles die ersten Streiche zu empfangen oder zu geben.

Jean Robert, der, so jung er war, viele Bücher und besonderes die Theorie des Marschalls von Sachsen über die moralischen Einflüsse gelesen hatte. — Jean Robert wußte wohl, welchen großen Vortheil es unter Allen Umständen, wo die Stärke angewendet werden muß, gewährt, den ersten Schlag zu thun.

Eine geschickte Praxis des Boxens und der Savate, combinirt von einem damals noch unbekanntem Professor dessen Name aber später eine große Berühmtheit erlangen sollte, beruhigte überdies Jean Robert, der persönlich mit einer Physischen Stärke begabt war, welche den Kampf zweifelhaft gemacht hätte, wäre er einem minder furchtbaren Manne, als Jean Taureau gegenüber gestellt gewesen.

Er war also, wie gesagt, entschlossen« die Versöhnungsmittel bis zu dem Augenblick anzuwenden, wo es Feigheit gewesen wäre, den Kampf nicht anzunehmen.

Er war auch der Erste, der wieder das Wort nahm, das gelähmt auf den Lippen Aller während der durch die vier Männer welche Jean Taureau zu Hilfe kamen, operirten angreifenden Bewegung.

»Hören Sie,« sagte er, »ehe wir eins schlagen, wollen wir uns erklären. . . Was wünschen diese Herren?«

»Rennen Sie uns *diese Herren*, um uns zu beleidigen?« versetzte der Aufwühler; »wir sind keine Heeren verstehen Sie?«

»Ihr habt Recht,« rief Petrus, »Ihr seid keine Herren; Ihr seid Lümmel!«

»Man hat uns Lümmel genannt!« brüllte der Katzentödter. «

»Ah! wir werden Euch die Lümmel geben!« schrie der Maurer.

»Laßt mich doch passieren!« sagte der Köhler. «

»Schweigt, Ihr Alle, und haltet Euch ruhig, das ist meine Sache!«

»Warum ist das mehr Deine Sache, als die unsere.«

»Einmal, weil man sich nicht zu fünf gegen drei stellt, besonders, wenn ein Einziger genügt. . . An Deinen Platz, Gibelotte! an Deinen Platz, Aufwühler!«

Die zwei Männer gehorchten der Aufforderung, und der Katzentödter und Croc-en-jambe setzten sich brummend nieder.«

»Es ist gut!« sagte Jean Taureau. »Und nun meine kleinen Liebesgötter, werden wir das Lied mit derselben Melodie und bei der ersten Strophe wieder aufnehmen. . . Wollen Sie das Fenster schließen, wenn's beliebt?«

»Nein,« antworteten gleichzeitig die drei jungen Leute, weiche, in Betracht der Betonung die artige Formel, von der die Aufforderung begleitet war, nicht im Ernste hatten nehmen können.

»Aber, versetzte Jean Taureau, indem er über seinem Kopfe und so weit der Plafond sie auszustrecken erlaubte, seine Arme erhob, »so wollen Sie sich also in, Pulver verwandelte lassen?«

»Versuchen Sie es,« erwiederte kalt Jean Robert, indem er einen Schritt mehr gegen den Zimmermann verrückte.«

Petrus machte nur einen Sprung und stellte sich mit diesem Sprunge vor den Hercules, als wollte er Robert einen Schild mit seinem Leibe bilden.

»Halte die zwei Anderen mit Ludovic in Respect,« sagte Jean Robert, indem er Petrus mit der umgekehrten Hand zurückschob; »ich übernehme diesen.«

Und er berührte mit der Fingerspitze die Brust des Zimmermanns.

»Ich glaube, Sie reden von mir mein Prinz?« versetzte spottend der Coloß

»Von Dir selbst.«

»Und was verschafft mir die Ehre, von Ihnen gewählt zu werden?«



»Ich könnte Dir antworten, weil Du als der Unverschämteste die schönste Lection verdienst; doch das ist nicht per Grund.«

»Ich erwarte den Grund.«

»Nun denn da wir denselben Vornamen haben, so gehören wir natürlich zusammen. Du heißest Jean Taureau, und ich heiße Jean Robert.«

»Ich heiße allerdings Jean Taureau, erwiderte der Zimmermann; »doch Du, Du lügst, wenn Du sagst, Du heißest Jean Robert!; Du heißest Jean F. . . . !«

Der junge Mann im schwarzen Frack ließ nicht vollenden; eine von seinen zwei kreuzweise auf seiner Brust liegenden Fäusten sprang wie eine Stahlfeder auf und schlug den Coloßen an den Schlaf.

Jean Tannen der sich nicht gerührt hatte, als er in seinen Armen eine ihm vom zweiten Stocke zugeworfene Frau empfang, Jean Taureau machte drei bis vier Schritte rückwärts und fiel auf einen Tisch. Dessen zwei Füße unter seiner Last brachen.

Eine ungefähr ähnliche Evolution ging in demselben Augenblick unter den vier anderen Kämpfenden vor Petrus, ein Meister mit dem Stocke, unterschlug, in Ermangelung eines Stockes, dem Maurer ein Bein und schleuderte ihn zu Jean Taureau nieder, während Ludovic in seiner Eigenschaft als Anatomiker, dem Köhler in der Gegend der Leber, zwischen der siebenten Rippe und dem Schenkelknochen einen Faustschlag versetzte, daß man sein Gesicht unter der Kohlenlage, die es bedeckte, erleichen sehen konnte.

Jean Taureau und der Maurer standen wieder auf.

Toussaint, der stehen geblieben war, setzte sich ohne Athem und seine beiden Hände an seine Seite pressend, auf einen an die Wand angelehnten Schemel.

Doch es war dies, wie man wohl begreift, nur ein erster Angriff; ein dem eigentlichen Kampfe vorhergehendes Scharmützel, und die jungen Leute bezweifelten dies nicht, denn Jeder von ihnen hielt sich zu einem neuen Sturme bereit.

Die Ueberraschung war indessen eben so groß für die Zuschauer, als für die handelnden Personen gewesen.

Beim Anblick ihrer zwei Kameraden, Jean Taureau und Sac-à-Plâtre, welche rückwärts niederfielen, beim Anblick von Toussaint-Lonvertre, welcher sich setzte wie ein Mensch *der genug hat*, standen Beide auf und rückten, der Eine seinen Haken, der Andere eine Flasche in der Hand vor, um ihren Theil am Feste zu nehmen.

Der Maurer war nur das Opfer eines Ueberfalls gewesen und hatte sich mit mehr Scham als Schmerz wieder erhoben.

Dem Zimmermann hatte es geschienen, als wäre er vom Ende eines Balkens durch ein Catapult geschleudert an den Kopf getroffen worden

Die Erschütterung seines Gehirns theilte sich einen Augenblick seinem ganzen Körper mit; er blieb ein paar Secunden betäubt, mit einer Blutwolke vor den Augen, einem Brausen in den Ohren.

Die Blutwolke ist übrigens kein Bild: der Faustschlag von Jena Robert hatte, vom Schlafe ableitend, über die Stirne hingestreift, und der Siegelring, den der junge Mann am Zeigefinger trug, hatte ein wenig über den Augenbrauen des Zimmergesellen eine blutige Furche geöffnet.

»Ah! tausend Donner! rief er,« während er mit einem noch unsichern Schritte auf seinen Gegner losging, »so ist es, wenn man unversehens überfallen wird: ein Kind würde einen schlagen!«

Nun, so nimm Dir diesmal Deine Zeit, Jean Taureau, und halte Dich gut; denn es ist meine Absicht, Dich die zwei anderen Füße des Tisches zerbrechen zu machen.

Jean Taureau rückte mit aufgehobener Faust vor und gab sich so aufs Neue seinem Gegner preis, wie dies fast immer der Geschicklichkeit gegenüber die unerfahrene und selbstvertrauende Stärke thut; die ganze Theorie des Boxens beruht hierauf; die Faust braucht weniger Zeit, um eine gerade Linie zu durchlaufen, als um eine Parabel zu beschreiben.

Diesmal war es aber nicht der Angriff, sondern nur die Vertheidigung, was Jean Robert seinen Händen anvertraut hatte: sein rechter Arm diente ihm nur noch, um den furchtbaren Schlag zu dämpfen, mit dem ihn Jean Taureau bedrohte, und in dem Augenblick wo die Faust des Zimmermanns auf ihn niederfiel, machte Jean Robert behende eine Drehung und gab, unterstützt durch seine hohe Gestalt, seinem Gegner gerade mitten auf die Brust einen von jenen erschrecklichen Fußritten hinter sich, deren Privilegium und Geheimniß damals nur Lecour allein besaß.

Jean Robert hatte nicht gelogen in der Prophezeiung, die er gegen den Zimmermann ausgesprochen; dieser nahm rückwärts den Weg, den er schon gemacht und legte sich, wenn er nicht gerade fiel, abermals auf den Tisch.

Er sprach nicht und schrie nicht: der Schlag, den er erhalten, hatte seine Stimme völlig ausgelöscht.

Was die drei Anderen betrifft, so hatte sich Folgendes mit ihnen ereignet.

Petrus stellte sich mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit zwei Feinden entgegen: dem Aufwühler, der mit seinem Haken in der Hand auf ihn losrückte, schleuderte er ein Stühlchen ins Gesicht, und während der Mensch und das Geräth sich mit einander entschmutzten, warf er durch einen Stoß mit dem Kopfe auf den Bauch als ein wahrer Bretagner, was er war, den Maurer auf seinen Hintern.

Ludovic hatte es also nur mit dem Katzentödter, einem wenig furchtbaren Gegner zu thun. doch in seiner Unwissenheit in der Kunst, in der seine beiden Gefährten vollendete Meister waren, packte er ihn um den Leib und rollte mit ihm auf den Boden.

Nur hatte Gibelotte den ganzen Nachtheil, des Kampfes; er war unter Ludovic gefallen. Statt aber seinen Vorteil zu benützen, fragte sich dieser, während er seinen Gegner unter seinem Knie festhielt, woher der Baldriangeruch komme, der sich so im Uebermaße verbreitete.

Er dachte über dieses ziemlich unlösbare Problem nach, als der Aufwühler und der Maurer, da sie sahen, daß der Zimmermann zum zweiten Male niedergeworfen war, Toussaint sich nur mit Mühe von seinem Faustschlage an die Seite erholte, und der Katzentödter unter den Knien von Ludovic lag, ausriefen:

»Zu den Messern, zu den Messern!«

In diesem Momente kam der Kellner zurück und brachte die Austern

Mit einem Blicke beurtheilte er die Lage, setzte sein Muschelwerk auf den Tisch und eilte die Treppe hinab, ohne Zweifel um den hierbei interessirten Personen zu melden, was vorging

Doch seine Erscheinung war für die Schauspieler der Scene nur ein Detail.

Sie hatten zu viel zu thun, um sich mit seinem Erscheinen und Verschwinden zu beschäftigen, was so rasch erfolgt war, daß man, wären die Austern nicht gewesen, welche von der Gegenwart eines Kellners zeugten, an einen Traum hätte glauben kennen.

Kein Traum war aber das, was im vierten Stocke und im Stocke darunter geschah.

Bei dem durch den doppelten Fall des Zimmermanns verursachten Lärmen, beim Krachen des zerbrochenen Tisches, bei dem Rufe: »Zu den Messern! Zu den Messern!« erwachten die im Saale des dritten Stockes eingeschlafenen Trunkenbolde plötzlich die am wenigsten Berauschten horchten; Einer von ihnen schwankte nach der Thüre. öffnete sie. und diejenigen welche noch zu sehen vermochten, sahen den Kellner ganz erschrocken im Halbdunkel der Treppe vorüber rennen.

Als Leute von Erfahrung vermutheten nun diese Menschen, was vorging, und plötzlich hörten die drei jungen Freunde auf den Stufen ein Geräusch von hastigen Tritten und Geschrei, das dem Brüllen des Meeres im Sturme glich.

Es war der Schaum der Halle, der stieg, und bald sah man durch die gähnende Thüre die Stube sich mit seltsamen. Weinschweren, verblödeten und besonders darüber, daß sie mitten in» ihrem Schlafe gestört worden, wüthenden Personen füllen.

»Ah! man ermordet sich also hier!« riefen zwanzig heisere, abscheulich klingende Stimmen.

Beim Anblicke dieser Menge oder vielmehr dieser Meute, fühlte Jean Robert, der am meisten für Eindrücke Empfängliche von den drei jungen Leuten, unwillkürlich seine Adern jene

Empfindung eisiger Kälte durchlaufen, welche jedes Wesen. so stark es auch sein mag, bei der Berührung eines Reptils erfaßt, und sich an seinen Kameraden den Maler wendend, murmelte er:

»Ah! Petrus. wohin hast Du uns geführt!«

Petrus improvisirte aber ein ganz neues Verteidigungssystem.

Auf die Schreie: „Zu den Messern! zu den Messern!“ welche die vier Wüthenden wiederholten, denn der Zimmermann und Toussaint, da sie die Stimme wiedergefunden hatten. nahmen ihren Antheil an dem Concerte von Drohungen antwortete Petrus durch den Ruf: »Zu den Barrikaden!« der nicht ein einziges Mal in den Straßen von Paris hörbar geworden war, seit dem Tage, dem dieses Vertheidigungssystem einen historisch zu Namen gegeben hat.

Bekanntlich haben sich die Pariser später für diese Stummheit von zweihundert und fünfzig Jahren entschädigt.

Und indem er den Schrei: »Zu den Barricaden!« ausstieß, zog Petrus Jean Robert nach sich, zwang er Ludovic wieder aufzustehen, und flüchtete sich mit seinen zwei Gefährten in eine Ecke, die sie auf der Stelle von der übrigen Stube durch einen Wall von Tischen und Bänken trennten.

Petrus hatte überdies den Augenblick des Waffenstillstandes, so kurz er war, den ihm sein Sieg gegeben, benützt, um vom Fenster den einst vergoldeten Stab, der die Vorhänge trug. Und der seit dem Anfange des Kampfes der Gegenstand seines Erachtens war, abzureißen. Jean Robert hatte seinen Stock mitgenommen, Ludovic begnügte sich mit den Waffen. die ihm die Natur gegeben.

In einem Augenblick waren die drei Freunde geschirmt hinter einer improvisirten Feste.

Freunde,« sprach Petrus zu den zwei Andern, indem er ihnen in einer Ecke der Bastei einen Haufen von leeren Flaschen von zerbrochenen Tellern, von Austerschalen von eisernen Gabeln, von Messern ohne Hefte, von Heften ohne Klingen zeigte. »Ihr seht, es wird uns nicht an Munition fehlen.«

»Nein,« erwiderte Jean Robert; »doch wie verhält es sich hinsichtlich der Schläge und der Wunden? Ich was mich betrifft, habe gegeben, aber keine bekommen.«

»Völlig unversehrt!« sagte Petrus.

»Und Du, Ludovic?«

»Ich glaube, ich habe einen Faustschlag zwischen dem Kinnbacken und dem Schlüsselbein bekommen; doch das ist es nicht, was mich beschäftigt.«

»Und was beschäftigt Dich denn?« fragte Jean Robert.

»Ich möchte gern wissen, warum derjenige, mit welchem ich es zuletzt zu thun hatte, so stark

nach Baldrian riecht?« »

In diesem Augenblick fügte das Gebrülle der Menge eine neue Besorgniß den schon ziemlich, ernstern Besorgnissen der jungen Leute bei.



## VI.

Herr Salvator.

Der Anblick der Menge brachte auf die Männer aus dem Volke einen Eindruck ganz dem entgegengesetzt hervor, den er auf die drei Freunde hervorbrachte.

Der Zimmermann und seine Gefährten fühlten, daß ihnen eine Hilfe zukam.

Jean Robert und seine Freunde begriffen, daß es neue Gegner waren, die zu ihnen kamen.

Die Menschen werden durch die Sympathie zu ihres Gleichen hingezogen.

Während sie grimmige Blicke aus die drei jungen Leute warfen, die sich in ihre Feste zurückgezogen, umgab auch diese Menge Jean Taureau und seine Gefährten und verlangte von ihnen Erklärung über all diesen Lärmen.

Die Erklärung war schwer zu geben; der Zimmermann hatte ein erstes Unrecht gehabt, daß er von den jungen Leuten gefordert sie sollten das Fenster schließen.

Dann hatte er ein zweites Unrecht gehabt, das noch schwerer, als das erste daß er von Jean Robert einen Faustschlag und einen Fußtritt erhalten, die ihm der eine das Gesicht zerrissen und der andere die Brust eingedrückt.

Er erzählte seine Fälle der Menge; doch wie er auch die Sache drehte er konnte nicht herauskommen aus dem doppelten Kreise: »Ich wollte das Fenster schließen lassen, und das Fenster ist offen geblieben! — Ich wollte schlagen, und ich bin geschlagen worden.«

Die Menge, als eine wackere Menge, was sie war im Grunde voll gesunden Menschenverstandes, trotz ihrer Vorurtheile gegen die schwarzen Fräcke, die Menge, welche einsah, daß Jean Taureau um mich eines Volksausdruckes zu bedienen, *der Narr im Spiele* war, fing auch an ihm eins Gesicht zu lachen

Der Zimmermann bedurfte nicht dieser neuen Aufregung.

Er war nur wüthend: dieses Lachen machte ihn wahnsinnig.

Er suchte mit den Augen die drei jungen Leute sah sie in ihrer Ecke verbarricadirt und schon angegriffen von seinen vier Gefährten, welche nicht minder erbittert als er.

»Haltet ein!« rief er »haltet ein! Laßt mich diesen Schwarzfrack in Staub zermalmen.«

Doch die vier Gefährten waren taub.

Dagegen blieben sie allerdings nicht stumm.

Der Aufwühler war unter dem Auge von einem von Ludovic geschleuderten Flaschenscherben getroffen worden, welcher Scherbe ihm die Backe aufgerissen.

Jean Robert hatte durch einen Schlag mit einem kleinen Stuhle Toussaint den Kopf schwer verletzt.

Petrus endlich hatte mit zwei Hieben seines Stockes, durch die Zwischenräume der Barricade, den Katzentödter auf die Brust und den Maurer an die Seite getroffen.

Die vier Verwundeten brüllten aus vollem Halse:

»Schlagt sie todt! schlagt sie todt!«

Es wage in der That, ein Kampf auf Leben und Tod geworden.

Außer sich durch das Gelächter der Menge und durch den Anblick des Blutes, das auf die Kleider seiner Gefährten und auf die seinigen rieselte, zog Jean Taureau aus seiner Tasche seinen eisernen Zirkel und rückte, die furchtbare Waffe in der Hand. allein gegen die Barricade vor.

Petrus und Ludovic stürzten ihm mit einer und derselben Bewegung, Jeder mit einer Flasche bewaffnet und bereit, dem Zimmermann den Kopf zu zerschmettern, entgegen; Jean Robert aber, der sah, daß es der einzige Gegner war welcher noch übrig blieb, und daß man mit ihm einmal ein Ende machen müsse ließ seine zwei Freunde. indem er sie an ihren Jacken zurückzog wieder von der Barricade herabsteigen, gab dieser einen Fußtritt, der eine Bresche öffnete, ging mit seinem Stöckchen in der Hand aus dieser Bresche hinaus und sagte zu Jean Taureau:

»Sie haben also noch nicht genug?«

Die Menge brach in ein Gelächter aus und klatschte in die Hände. «

»Nein ist erwiederte der Zimmermann. »und ich werde erst genug haben. wenn ich Dir sechs Zoll von meinem Zirkel in den Bauch gestoßen.«

»Das heißt, da Sie nicht der Stärkere sind, Jean Taureau. so wollen Sie der Schlechtere sein? das heißt weil Sie mich nicht besiegen können, so wollen Sie mich ermorden?«

»Tausend Donner. ich will mich rächen!« schrie der Zimmermann. der sich durch den Lärmen seiner eigenen Worte aufstachelte.

»Nimm Dich in Acht!« versetzte der junge Mann; »denn bei meinem Ehrenwort, Du bist nie eine Gefahr gelaufen der ähnlich, welche Du in diesem Augenblicke läufst!«

Er wandte sich sodann an die Menge und sprach.

»Ihr seid Männer; bringt diesen Menschen zur Vernunft. Ihr seht, daß ich ruhig bin, und daß er wahnsinnig ist.«

Vier oder fünf Männer trennten sich vom Kreise, und traten zwischen Jean Robert und den Zimmermann.

Doch statt ihn zu besänftigen, schien diese Intervention den Grimm von Jean Taureau nur zu verdoppeln.

Er stieß die fünf Männer einfach dadurch zurück, daß er die Arme ausstreckte

»Ah!« sagte er, »ich bin nie eine Gefahr gelaufen der ähnlich, welche ich jetzt laufe! Gedenkst Du Dich mit diesem Stöckchen gegen meinen Zirkel zu vertheidigen? Sprich!«

Und er schwang über seinem Kopfe das spitzige Instrument. das, sich ausdehnend, wenigstens achtzehn Zoll Länge angenommen hatte

»Das ist es gerade. worin Du Dich täuschst, Jean Taureau, erwiederte der junge Mann: »mein Stöckchen ist kein Stöckchen, es ist eine Schlange, und wenn Du daran zweifelst, sieh,« fügte er bei, indem er aus dem dünnen Stocke den Degen zog, dem er als Scheide diente, »sieh ihre Zunge.«

Und eine viereckige, feine spitzige, zwölf bis fünfzehn Zoll lange Klinge glänzte in der Faust des jungen Mannes, der sich auslegte wie für ein Duell.

Die Menge brüllte vor Freude und bebte zugleich vor Schrecken.

Der Wein war getrunken. das Blut sollte fließen; die Dinge nahmen den gewöhnlichen Stufengang; die Peripetien folgten sich nach den Gesetzen der dramatischen Kunst immer interessanter.

»Ah! sagte der Zimmermann, sichtbar um den Gewissensbiß erleichtert, gegen den er kämpfte. »Du hast also auch eine Waffe? Ich wartete nur hierauf.«

Und den Kopf gesenkt, mit aufgehobenem Arme, seine Brust mit der Unerfahrenheit der Stärke entblößend, stürzte Jean Taureau auf den jungen Mann mit dem schwarzen Fracke und dem seinen Degen zu.

Plötzlich aber packte ihn eine mächtige Hand am Armgelenke, schüttelte ihn kräftig und zwang ihn, den Zirkel loszulassen, der, niederfallend. im Boden stecken blieb.

Der Zimmermann stieß einen gräßlichen Fluch aus und wandte sich um.

Kaum aber hatte er denjenigen gesehen, welcher sich seinem Vorhaben widersetzt., als seine Stimme vom Ausdrucke der Drohung zum Tone der Ehrfurcht überging, und er sagte:

»Ah! Herr Salvator, verzeihen Sie, das ist etwas Anderes.«

»Herr Salvator!« wiederholte die Menge; »ah! seien Sie willkommen: das sollte eine schlimme Wendung nehmen!«



»Herr Salvator!« murmelten gleichzeitig Jean Robert, Petrus und Ludovic. »Was ist das?«

»Das ist ein Bursche, dessen Name als gute Vorbedeutung dienen kann.« fügte Petrus bei; »wir wollen sehen, ob er seinem Namen Ehre macht.«

Der Mann, der, dem Gotte des Alterthums ähnlich, so wunderbar dazwischen gekommen war um aller Wahrscheinlichkeit nach, eine friedliche Entwicklung an die Stelle eines blutigen Ausgangs zu setzen; und der auch aus einer Maschine hervorgegangen zu sein schien, so plötzlich und unvorhergesehen war seine Erscheinung, mochte ungefähr dreißig Jahre alt sein.

Es war in der That in dem Augenblick, wo er erschien und seinen beherrschenden Blick aus der Menge umherlaufen ließ, das männliche und sanfte Gesicht des Mannes in diesem dreißigsten Lebensjahre, wo die Schönheit in ihrer ganzen Kraft ist und die Kraft in ihrer ganzen Schönheit.

Einen Augenblick später wäre es sehr schwierig, um nicht zu sagen unmöglich gewesen, ihm ein bestimmtes Alter auf etwa zehnt Jahre anzuweisen.

Seine Stirne hatte wohl die Reinheit und Klarheit der Jugend, wenn sein Blick neugierig und wohlwollend umherschweifte, sobald aber das Schauspiel, das seinen Augen begegnete, ihm Ekel einflößte, da zogen sich seine schwarzen Brauen zusammen, und seine mit Falten bedeckte Stirne entlehnte das Aussehen von der Männlichkeit.

So, als er, nachdem er den Arm des Zimmermanns aufgehalten und ihn einzig und allein durch den Druck seiner Hand die Waffe, mit der er seinen Gegner bedrohte, loszulassen gezwungen hatte, als er, nachdem er einen raschen Blick auf die drei jungen Leute geworfen und in ihnen Menschen aus der Gesellschaft, die sich an diesen schlimmen Ort verirrt, erkannt hatte, den Kreis vollends umfaßte, den er nur zur Hälfte durchlaufen, und den Aufwühler mit klaffendem Gesicht auf einem Tische ausgestreckt sah, die Kleider den Maurers mit großen Blutflecken besprenkelt, den Köhler bleich unter seiner schwarzen Larve, und den Katzentödter beide Hände auf seiner Seite, schreiend, er sei todt, da verlieh dieser Anblick, auf den er doch gefaßt sein mußte, seiner ganzen Physiognomie einen Ausdruck von Härte und Strenge. bei dem die Unbändigsten den Kopf senkten und die Trunkensten erbleichten.

Da der Mann, den wir in Scene gebracht haben, der Hauptheld unserer Geschichte ist, so müssen unsere Leser uns erlauben, für ihn zu thun, was wir für viel minder wichtige Personen gethan haben, nämlich ihnen die möglichst genaue Beschreibung seiner Person zu geben.

Er war vor Allem, wie gesagt, ein Mann von dreißig Jahren *oder so ungefähr*.

Seine schwarzen Haare waren geschmeidig und gelockt; was sie minder lang scheinen ließ, als sie in Wirklichkeit waren, und wenn sie in ihrer ganzen Länge auf seine Schultern niedergefallen wären; seine Augen waren blau, sanft, durchsichtig, klar wie das Wasser eines Sees, und wie das Wasser des Sees, mit dem wir sie verglichen, den Himmel widerscheint. so schienen die Augen des jungen Mannes mit dein wohlklingenden Namen der Spiegel zu sein, wo sich die heitersten Gedanken der Seele reflectirten.

Das Qual seines Gesichtes war von einer Raphaelischen Reinheit, nichts störte den anmuthigen Umriß desselben, und man folgte den harmonischen Linien mit der unaussprechlichen Freude, die man beim Anblick der sanften krummen Linie empfindet, die in den ersten Tagen des Monats Mai die aufgehende Sonne am Horizont im Profil zeichnet.

Die Nase war gerade und stark, ohne zu bedeutend vorzutreten, der Mund war klein, gut meublirt und dem Anschein nach fein, denn unter dein schwarzen Schnurrbarte, der ihn beschattete, konnte man die Zeichnung unmöglich genau erschauen.

Sein eher mattes, als bleiches Gesicht war umgeben von einem schwarzen und dichten, aber nicht dicken Bart; die Scheere oder das Rasirmesser hatten gewiß nie ihren Weg hier durch gemachte es war das Milchhaar in seiner ganzen Dünne, der jungfräuliche Bart in seiner ganzen Zartheit, seiden, die Züge mildernd, statt sie hart zu machen.

Besonders ausfallend aber an diesem jungen Manne war der weiße Ton, das Matte seiner Haut; dieser Ton war in der That weder die gelbliche Blässe des Gelehrten, noch die weiße Blässe des Wüstlings, noch die bleifarbige Blässe des Verbrechers: um einen Begriff von der makellosen Blässe dieses Gesichtes zu geben, werden wir Bild und Vergleichung nur in der melancholischen und leuchtenden Blässe des Mondes. In den durchsichtigen Blumenblättern des weißen Lotus, im unbefleckten Schnee, der die Stirne des Himalaya bekränzt, finden.

Was seine Kleidung betrifft, so bestand sie aus einer Art von schwarzem Sammetualetot, den man nur an die Taille anzuschließen gebraucht hätte, um ihm das Aussehen eines Wammes aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu geben, einer Weste und Beinkleidern von schwarzem Sammet.

Eine Mütze von demselben Stoffe saß aus seinem Kopfe. und man war ganz erstaunt, so wenig man Künstler sein mochte, daß man vergebens die Feder von einem Adler, einem Reiher oder einem Strauße suchte, welche aus dieser Mühe eine Toque gemacht hätte

Was mitten unter der Menge einen seltsam aristokratischen Charakter dieser Kleidung gab, welche ein nachlässig um den Hals geschlungenes, purpurrothes seidenes Foulard vervollständigte, war der Umstand, daß sie statt von Baumwollsammet zu sein, wie die Kleider der Leute aus dem Volke, aus Seidesammet bestand, wie die Robe einer Schauspielerin oder einer Herzogin.

Diese malerische Tracht fiel nicht nur Jean Robert und Ludovic, sondern auch Petrus auf; die Wirkung die sie auf den Letzteren hervorbrachte, war sogar so groß, daß er, nachdem er, wie gesagt, als er den Namen von Salvator nennen hörte, ausgerufen: »Das ist ein Bursche, dessen Name als gute Vorbedeutung dienen kann; wir wollen sehen, ob er seinem Namen Ehre macht,« beifügte:

»Teufel! welch ein schönes Modell für meinen Raphael bei seiner Fomarina, und wie würde ich ihm sechs Franken für die Sitzung geben, statt vier, wenn er mir stehen wollte!«

Jean Robert aber, der in seiner Eigenschaft als dramatischer Dichter überall und in Allem Theatereffecte suchte, war am meisten der ehrfurchtsvolle Empfang aufgefallen, dessen

Gegenstand von Seiten der Menge dieser junge Mann gewesen, ein Empfang, der ihn an das **quos ego** von Neptun erinnerte. wie er unter seinem göttlichen Dreizack die erzürnten Wellen des sicilianischen Archipels ebnete.

---

## VII.

Wo Jean Taureau definitiv seinen Rückzug nimmt  
und die Menge ihm folgt.

Seit dem Eintritte des geheimnißvollen Fremden, den man mit dem Namen Salvator begrüßte, herrschte die tiefste Stille im Saale, und man hörte kaum das Athmen von dreißig bis vierzig Personen, die ihn füllten.

Diese Stille wurde vom Zimmermann für einen Tadel genommen; einen Augenblick verblüfft und betäubt durch die Gegenwart des Ankömmlings und durch die Art, wie dieser ihn entwaffnet hatte, erholte er sich allmählig wieder, und er sagte, so sehr als es ihm möglich die heiseren Töne seiner Stimme mildernd:

»Herr Salvator, lassen Sie mich Ihnen erklären. . .«

»Du hast Unrecht,« unterbrach der junge Mann mit dem Tone eines Richters, der ein Urtheil ausspricht «

»Wenn ich Ihnen aber sage. . .«

»Du hast Unrecht!« wiederholte der junge Mann.

»Aber. . .«

»Du hast Unrecht. sage ich Dir.«

»Bisher wissen Sie das im Ganzen, da Sie nicht da gewesen sind, Herr Salvator?«

»Brauche ich da gewesen zu sein. um zu wissen, wie sich die Dinge zugetragen haben?«

»Ei! mir scheint. . .«

Salvator streckte die Hand gegen Jean Robert und seine zwei Freunde aus, die sich in einer Gruppe vereinigt hatten und sich aus einander stützten.

»Schau,« sprach er.

»Nun, ich schaue,« erwiderte Jean Taureau.

»Was dann?«

»Was siehst Du?«

»Ich sehe drei Muscadins, denen ich eine Tracht Prügel versprochen habe, und die sie früher oder später bekommen werden.«

»Du siehst drei wohl gekleidete, elegante, anständige junge Leute, welche das Unrecht hatten, in eine solche Schenke zu gehen. doch das war kein Grund, um Streit mit ihnen zu suchen«

»Ich, Streit mit ihnen suchen?«

»Ah! wirst Du nicht am Ende sagen, sie haben Dich herausgefordert, Dich und Deine vier Gefährten?«

»Sie sehen aber, daß sie im Stande waren, sich zu vertheidigen.«

»Weil sie die Geschicklichkeit und besonders das Recht auf ihrer Seite hatten. . . Du glaubst, die Stärke sei Alles, Du, der Du frecher Weise Deinen Namen Barthélemy Lelong in Jean Taureau verwandelt hast? Du hast den Beweis vom Gegentheile bekommen. Gott gebe, daß Dir die Lection von Nutzen sein möge.«

»Wenn ich Ihnen aber sage, daß sie es sind, die uns Bursche, Thiere, Lümmel genannt haben!«

»Und warum haben sie Euch so genannt?«

»Daß sie uns gesagt haben, wir seien betrunken. . .«

»Ich frage Dich, warum sie Euch das gesagt haben?«

»Weil wir wollten, daß sie das Fenster schließen.«

»Und warum wolltest Du nicht, daß das Fenster offen sein sollte?«

»Weil. . . weil. . .«

»Weil. . . was? Laß hören.«

»Weil ich den Luftzug nicht liebe,« antwortete Jean Taureau.«

»Weil Du trunken warst, wie es Dir diese Herren gesagt haben; weil Du Streit mit Jemand suchen wolltest und die Gelegenheit bei den Haaren ergriffen hast; weil Du abermals Händel zu Hause gehabt hast und dann sollten Dir Unschuldige die Launen oder die Untreuen bezahlen von Mademoiselle. . .««

»Schweigen Sie, Herr Salvator! sprechen Sie ihren Namen nicht aus,« unterbrach rasch der Zimmermann; »die Unglückliche, sie wird mir noch den Tod bringen!«

»Ah! Du siehst, daß ich den rechten Fleck berührt habe,« sprach der Fremde.

Und die Stirne faltend, fügte er bei:

»Diese Herren haben wohl daran gethan, daß sie das Fenster öffneten; die Luft, die man hier athmet, ist verpestete; und da es nicht zu viel ist an zwei offenen Fenstern für vierzig Personen, so wirst Du auf der Stelle ein zweites öffnen.«

»Ich?« versetzte der Zimmermann, der sich, so zusagen. mit den Füßen am Boden anklammerte; »ich ein Fenster öffnen. während ich verlange, daß man das andere schließe? Ich. Barthélemy Lelong, der Sohn meines Vaters?«

»Du. Barthélemy Lelong, ein Trunkenbold und Zänker, der Du den Namen Deines Vaters entehrst und darum wohl daran gethan hast, einen Uebernamen anzunehmen, — ich sage Dir, daß Du sogleich dieses Fenster öffnen wirst, um Dich dafür zu bestrafen. daß Du die drei Herren herausgefordert hast.«

»Und sollte der Donner über meinem Haupte rollen, ich würde nicht gehorchen, erwiederte Barthélemy Lelong, indem er seine Faust gegen die Stubendecke erhob.

»Dann kenne ich Dich unter keinem Namen mehr; Du bist für mich nur ein grober, händelsüchtiger Arbeiter und ich jage Dich von da, wo ich bin, fort.«

Und die Hand mit der Geberde eines Kaisers ausstreckend:

»Gehe!«

»Ich werde nicht gehen!« brüllte der Zimmermann schäumend vor Wuth.

»Im Namen Deines Vaters, den Du so eben angerufen, befehle ich Dir, zu gehen.«

»Nein. Donnerwetter! nein. ich werde nicht gehen!« rief Barthélemy Lelong, indem er sich rittlings auf eine Bank setzte und die Bank mit seinen beiden Händen ergriff, als wollte er sich eine Waffe für den Fall der Noth daraus machen.

»Du willst mich also aufs Aeüßerste treiben?« sagte Salvator mit einer so ruhigen Stimme, daß man nie hätte denken können, sie enthalte eine schwere Drohung.

Und er ging zu gleicher Zeit auf den Zimmermann zu.

«Nähern Sie sich nicht, Herr Salvator, nähern Sie sich nicht! rief der Zimmermann «

Und er wich die ganze Länge der Bank zurück, so wie der junge Mann verrückte.

Willst Du hinausgehen?« fragte Salvator.

Der Zimmermann nahm die Bank und hob sie auf, als wollte er den jungen Mann damit schlagen. Dann warf er sie aber fern von sich und sagte:

»Sie wissen wohl. daß Sie Alles mit mir machen können, was Sie wollen, und daß ich mir eher die Hand abhauen, als Sie schlagen würde. . . . Doch freiwillig werde ich nicht gehen, nein! nein! nein!«

»Elender Starrkopf!« rief Salvator. indem er Jean Taureau zugleich bei der Halsbinde und

beim Hosengurt packte. «

Jean Taureau stieß ein Gebrülle der Wuth aus und rief:

»Sie können mich wegtragen; ich werde mit mir machen lassen, doch ich gehe nicht freiwillig.«

»Es soll nach Deinem Wunsche geschehen,« erwiderte Salvator.

Und er gab dem trägen Colossen einen heftigen Stoß, entwurzelte ihn. so zu sagen, vom Boden, wie er eine Eiche von der Erde entwurzelt hätte, trug ihn bis auf die Treppe, schaukelte ihn darüber und fragte:

»Willst Du die Treppe Stufe um Stufe hinabgehen oder auf einmal hinabkommen?«

»Ich bin in Ihren Händen, machen Sie mit mir, was Sie wollen; doch freiwillig gehen. . . nein, das werde ich nicht thun!«

»Also wirst Du mit Gewalt gehen. Elender!«

Und er schleuderte ihn wie einen Ballen vom vierten Stock in den dritten hinab.

Man hörte den Körper von Jean Taureau oder von Barthélemy Lelong, mag nun der Leser den Zimmermann lieber nach seinem Familiennamen oder nach dem Uebnernamen, den er sich selbst gegeben, nennen, hinabrollen und von Stufe zu Stufe aufprallen.

Die Menge gab keinen Schrei von sich, that den Mund nicht auf: sie war befriedigt; — sie bewunderte.

Die drei jungen Leute allein waren tief bewegt. Petrus, der Lacher. war düster geworden; Ludovic, der Phlegmatiker, fühlte sein Herz heftig schlagen; Jean Robert, der empfindsame Dichten war scheinbar der Einzige, der seine Kaltblütigkeit behalten.

Nur als er Salvator ohne den Zimmermann zurückkommen sah, steckte er seinen Degen in die Scheide und fuhr mit seinem Taschentuch über seine schweißbedeckte Stirne.

Dann ging er gerade auf Salvator zu, reichte ihm die Hand und sprach:

»Mein Herr, ich danke Ihnen, daß Sie meine Freunde und mich von diesem verteufelten Trunkenbold befreit haben; ich befürchte aber sehr für ihn die Folgen dieses Sturzes.«

»Befürchten Sie nichts für ihn, mein Herr!« erwiderte Salvator, indem er seine weiße, aristokratische Hand. diese Hand, welche ein so wunderbares Kraftstück vollbracht hatte, in die Hand legte, die man ihm bot; »er wird höchstens vierzehn Tage bis drei Wochen das Bett hüten, und während dieser vierzehn Tage oder drei Wochen wird er bitterlich die vorgefallene Scene beweinen.«

»Wie! dieser unbändige Mensch wird weinen?« fragte Jean Robert mit Verwunderung.

»Er wird bittere Thränen, blutige Thränen weinen, sage ich Ihnen . . . Er ist das beste Herz und der redlichste Mensch, den ich kenne. . . Bekümmern Sie sich nicht um ihn, sondern um Sie.«

»Wie, um mich?«

»Ja. . . Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen einen Freundesrath gebe?«

»Sprechen Sie, mein Herr.«

»Nun wohl,« sagte Salvator die Stimme dämpfend, so daß ihn kein Anderer, als der, an welchen er sich wandte, hören konnte, »nun wohl, wenn Sie mir glauben wollen, betreten Sie nie mehr dieses Haus, Herr Jean Robert.«

»Sie kennen mich?« rief Jean Robert erstaunt.

»Ei! ich kenne Sie wie Jedermann,« antwortete Salvator mit ausgezeichnete Höflichkeit; »sind Sie nicht einer unserer berühmten Dichter?«

Robert erröthete bis unter die Augen.

»Und nun,« sprach Salvator, indem er sich an die Menge wandte und Ton und Manieren völlig veränderte, »Ihr müßt zufrieden sein, Ihr Leute! ich denke, Ihr habt für Euer Geld genug gehabt! Erweist mir also die Freundschaft und macht Euch so schnell als möglich aus dem Staube; es ist hier nur Luft für vier: damit sage ich Euch; meine lieben Freunde, daß ich mit diesen drei Herren allein zu bleiben wünsche.«

Die Menge gehorchte, wie es ein Schwarm Schüler auf die Stimme des Lehrers thut; sie ging in Ordnung hinab, nachdem sie mit der Stimme, dem Kopfe und der Hand den jungen Mann begrüßt, der zu befehlen schien, und dessen Gesicht nach der stürmischen Scene, welche vorgefallen, nicht mehr bewegt war, als das Angesicht des Firmaments nach dem Sturme.

Die vier Kameraden den Jean Taureau, den Aufwühler einbegriffen, dem seine Wunde den Rausch vertrieben hatte, defilirten mit gesenktem Kopfe vor Salvator, und Jeder, als er an ihm vorbeikam, verbeugte sich so ehrerbietig, wie es ein Militär vor seinem Obern gethan hätte.

Als sieh der Letzte entfernt hatte, erschien der Kellner auf der Thürschwelle.

»Soll ich immer noch die Herren bedienen?« fragte er.

»Mehr als je,« antwortete Jean Robert.

Er wandte sich sodann an Salvator und fragte:

»Werden Sie uns das Vergnügen machen mit uns zu Nacht zu speisen, Herr Salvator?«



»Seht gern.« erwiderte Salvator; »verlangen Sie aber nichts für mich; ich bestellte eben mein Abendbrod unten, da hörte ich Geräusch und ging herauf.«

»Sie hören, Kellner?« rief Jean Robert; »das Abendbrod den Herrn Salvator mit dem unsern.«

»Verstanden!« antwortete der Kellner

Und er eilte hinab.

Fünf Minuten nachher saßen die vier jungen Leute bei Tische.

Man trank zuerst auf die Sieger, dann auf die Besiegten, dann auf den, welcher so glücklich erschienen war, um ein größeres Blutvergießen zu verhüten.

»Sie scheinen mir übrigens mit dem Boxen, mit der Savate und der Fechtkunst ziemlich vertraut zu sein!« sagte Salvator lachend zu Jean Robert. »Sie haben dem armen Jean Taureau einen majestätischen Faustschlag an den Schlaf, einen siegreichen Fußtritt an den Oberbauch gegeben, und waren im Begriffe, ihm einen anmuthigen Degenstich beizubringen, als ich zum Glück ins Mittel trat. . . Doch gleichviel! Sie waren bewunderungswürdig aufgepflanzt, und an der Stelle von Herrn Petrus würde ich eine Skizze von Ihnen in dieser Position machen.«

»Ab! Ah! rief Petrus, »Sie kennen mich also auch?«

»Oh! Ja,« erwiderte Salvator mit einem Seufzer, als rief diese Bejahung eine schwermüthige Erinnerung in ihm zurück; »ehe Sie ein Atelier in der Rue de l'Quest hatten, wohnten Sie in der Rue du Regard; damals hatte ich das Vergnügen, Sie einige Male zu sehen.«

Sodann sich an den dritten Gefährten wendend, der ein beharrliches Stillschweigen beobachtete und, wie es schien, die Lösung eines Problems verfolgte, das er nicht lüften konnte, fragte Salvator:

»Was haben Sie denn, Herr Ludovic? Sie sehen ganz sorgenvoll ans! Ich würde das begreifen, wenn Sie noch Ihr Examen zu machen und Ihre These zu behaupten hätten; das ist aber. . . Gott sei Dank eine seit drei Monaten abgethane Sache, und zwar mit Ehren abgethan!«

Jean Robert schaute Salvator mit Erstaunen an; Petrus brach in ein Gelächter aus. «

»Ah! bei Gott i Herr Salvator,« sagte Ludovic, »da Sie so viele Dinge wissen. . .«

»Sie sind sehr gut!« unterbrach lächelnd Salvator.

»Da Sie wissen, daß mein Freund Jean Robert Dichter ist; da, Sie wissen, daß mein Freund Petrus Maler ist, da Sie wissen, daß ich Arzt bin, wissen Sie. . . wissen Sie, warum der Katzentödter nach Baldrian stank?«

»Sind Sie Fischer, Herr Ludovic?«

»In meinen verlorenen Augenblicken,« erwiderte Ludovic, »doch ich suche immer beschäftigt zu sein.«

»Nun denn, so wenig Sie Fischer sein mögen, so wissen Sie doch« daß man mit Bisam oder mit Anis das Korn parfümiert, mit dem man die Karpfen ködert.«

»Man braucht nicht Fischer zu sein, um das zu wissen, man braucht nur ein wenig Naturkundiger zu sein.«

»Nun wohl, der Baldrian ist für die Katzen, was der Bisam und der Anis für die Karpfen sind: er zieht sie an; und da Meister Gibelotte ein Katzenfischer ist. . .«

»Oh!« sagte Ludovic mit sich selbst sprechend, mit dem halbkomischen Phlegma, das eine der originellen Nuancen seines Charakters bildete. »o Wissenschaft! geheimnißvolle Göttin! wird es denn immer durch Zufall geschehen, daß man eine Ecke deines Schleiers aufhebt? Und wenn man bedenkt, daß, wenn ich mich heute Abend nicht als Maler verkleidet hätte, wenn Petrus nicht den Gedanken gehabt hätte, in einer Freischenke zu soupiren, wenn wir nicht in Streit gerathen wären, — ich mich nicht mit einem Katzentödter geschlagen haben würde, und Sie nicht gekommen wären, um den Frieden wiederherzustellen, und die Wissenschaft brauchte vielleicht noch zehn Jahre, fünfzig Jahre, ein Jahrhundert um zu entdecken, daß der Baldrian die Katzen anzieht, wie der Bisam die Karpfen!«

Das Abendbrod war heiter.

Petrus erzählte, im Atelierstyle, die Geschichte von zwanzig Portraits, welche er in einer Fuhrmannsherberge gewacht hatte, um seine Zeche zu bezahlen, die sich auf zehn Franken und zwanzig Centimes belaufen; was für jedes Porträt den ungeheuren Preis von ein und fünfzig Centimes gab.

Ludovic bewies mathematisch, eine hübsche Frau sei nie schwer traut, und er behauptete dieses Paradoxon mit einer Lebhaftigkeit und einer Begeisterung, wie man sie von seiner phlegmatischen Person entfernt nicht erwartete.

Jean Robert erzählte den Plan von einem neuen Drama, das er für Bocage und Madame Dorval schrieb, über welches Drama ihm der junge Mann mit dem Sammetgewande die richtigsten Bemerkungen machte.

Dann folgten sich die Flaschen, und da Petrus und Ludovic im Complot abgekartet hatten, Herrn Salvator ein Räuschchen aufzuhängen, um ihn sprechen zu machen, so geschah, was alt immer in solchen Fällen geschieht.

Herr Salvator behielt seine Kaltblütigkeit, und die zwei jungen Leute benebelten sich.

Was Jean Robert betrifft. — er trank selbst in der Freischenke nur Wasser.

Allmähig überschritten Petrus und Ludovic, sich gegenseitig aufregend für sich selbst die Gränze der Trunkenheit, zu der sie Salvator gern hätten führen mögen: sie erzählten gehaltlose

oder moralische Geschichten; sie wiederholten Witze, über die man schon am Anfang des Abendbrods gelacht hattete kurz, sie versanken plötzlich und Beide sympathetisch in die vollständigste Erschlaffung, eine Lage, aus der sie ohne Erschütterung in den tiefsten Schlaf übergingen.

---

## VIII.

Während Petrus und Ludovic schlafen.

Kaum hatten die zwei Schläfer durch ihr Schnarchen angezeigt, sie nehmen ihren Abschied als vernünftige Menschen und überlassen die Conversation Jedem, der sie zu behauptete vermöge, da stützte Salvator seine Ellenbogen auf den Tischs ließ seinen Kopf in seine Hände fallen, schaute Jean Robert starr an und fragte:

»Sagen Sie, Herr Dichter, warum wollten Sie die Nacht in der Halle zubringen?«

»Ei! um meinen Freunden, Petrus und Ludovic, ein Vergnügen zu machen.«

»Einzig und allein?«

»Einzig und allein.«

»Und nichts hat Sie zu dieser Gefälligkeit für sie angetrieben?«

»Nichts, daß ich wüßte.«

»Sie sind dessen sicher?«

»So viel als man seiner selbst sicher sein kann.«

»Dann täuschen Sie mich nicht, doch Sie täuschen sich selbst. Nein. diese Herren. die hier einen so guten Schlaf schlafen, sind nicht die Ursache. sondern nur der Vorwand. Wissen Sie, warum Sie hierher gekommen sind? Sie sind gekommen. um Ihr Handwerk als Philosoph, Beobachter, Sittenmaler, Dichter, Romantiker zu treiben; Sie sind gekommen. um das menschliche Herz **in anima villi** zu studiren, wie man in der Schule sagt, nicht so?«

»Es ist Wahres in Ihrer Bemerkung,« erwiderte lachend Jean Robert. »Ich habe bis jetzt nur Theaterstücke geschrieben, doch ich will mich nicht hierauf beschränken: ich will Sittenromane machen, auf die Weise, wie es Shakespeare bei seinen Dramen that, indem er eine ganze geschichtliche Periode umfaßte und die ganze Gesellschaft vom Todtengräber bis zu Hamlet, Prinz von Dänemark, in Contribution setzte. Und was soll ich Ihnen sagend im Drama Hamlet ist es nicht die Scene des Todtengräbers, die ich am wenigsten liebe, und unter den Personen sind es nicht diese Gräberschaufler, diese Leichenentheiliger, die ich am wenigsten philosophisch finde.«

»Ja, Sie haben Recht, und ich bin vielleicht Ihrer Ansicht; doch Sie benehmen sich schlecht hierbei, oder Sie wählen vielmehr den Ort der Scene schlecht. Wo zeigt Shakespeare die Todtengräber? Bei ihrem Geschäfte die Füße im Grabe einen Schädel in der Hand und nicht in der Taverne von Yanghan, dem Weinhändler, bei dem sich der erste Todtengräber durch den zweiten ein Glas Branntwein holen läßt. . . Wollen Sie Poesie machen? Lieben Sie ein Weib und

laufen Sie in den Wäldern umher. . . Wollen Sie Theater machen? Gehen Sie in die Gesellschaft bis um Mitternacht; studiren Sie Molière und Shakespeare bis um zwei Uhr Morgens, schlafen Sie hierauf sechs Stunden, verschmelzen Ihre Erinnerungen mit Ihren Lecturen und schreiben Sie von neun Uhr bis Mittag. . . Wollen Sie Romane machen? Nehmen Sie Lesage, Walter Scott und Cooper, das heißt den Sittenmaler, den Charaktermaler, den Naturmaler; studiren Sie den Menschen zu Hause; in seinem Atelier, wenn er Maler ist; in seinem Bureau, wenn er Kaufmann ist; in seinem Cabinet, wenn er Minister ist; auf seinem Throne, wenn er König ist; in seiner Krambude wenn er Schuhmacher ist; doch nicht in der Schenke, in der er ermüdet ankommt, aus der er betrunken weggeht. Auf das Schild der Schenken müßte man das Wort von Dante: **Lasciate ogni speranza**, setzen. Und dann welche erbärmliche Nacht wählen Sie für Ihre Studien! eine Faschingenacht, eine Nacht wo Jeder von diesen Menschen nicht an seinem Platze ist, wo Alle Alles, von ihrer Hofe bis auf den Ueberzug ihres Strohsackes, verpfändet haben, um sich mit prunkenden Costumen aufzuputzen; eine Nacht, wo sie den Reichen nachäffen, eine Nacht, wo sie Alles sind, nur nicht sie selbst. Wahrhaftig, Herr Beobachter.« fügte Salvator, die Achseln zuckend, bei, »Sie beobachten auf eine seltsame Art.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort.« sagte Jean Robert; »ich höre.«

»Nun! was würden Sie zu einem Menschen sagen, der das menschliche Herz in einem Narrenhause studirte?« Nicht wahr, Sie würden ihn selbst als Narren behandeln? Was machen Sie aber Anderes hier zu dieser Stunde? Hören Sie mich an, Herr Jean Robert; der Zufall hat und zusammengeführt, die gewöhnliche Bewegung wird und bald trennen; wir werden und vielleicht nie wiedersehen. Lassen Sie mich Ihnen einen Rath geben. . . Ich scheine Ihnen sehr vermessen, nicht wahr?«

»Oh! durchaus nicht, das schwöre ich Ihnen.«

»Was wollen Sie? ich habe auch einen Roman gemacht.«

»Sie.«

»Ja; doch einen von den Romanen, die man nicht druckt, seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen nicht Concurrerz machen; damit wollte ich Ihnen nur sagen, ich habe die Prätension, Beobachter zu sein. Die Romane, Dichter, macht die Gesellschaft; suchen Sie in Ihrem Kopfe, durchwühlen Sie Ihre Einbildungskraft, graben Sie in Ihrem Gehirne, Sie werden darin in drei Monaten, in sechs Monaten, in einem Jahre nichts dem Aehnliches finden, was der Zufall, das Verhängniß, die Vorsehung, welchen Namen Sie dem Worte, das ich suche, geben wollen, Sie werden, sage ich, daran nichts dem Aehnliches finden, was der Zufall, das Verhängnis oder die Vorsehung in einer Nacht in einer Stadt wie Paris knüpft und löst, aufwickelt und entwickelt! — Haben Sie ein Sujet für Ihren Roman?«

»Nein, noch nicht. Das Theater nehme ich gern in Angriff: es ängstigt mich nicht so sehr; doch der Roman mit seinen Verzweigungen, seinen Episoden, seinen unerwarteten Entwicklungen, seinen Treppen, welche zur höchsten Stufe der Gesellschaft hinaufsteigen, seinen Leitern, die in die tiefsten Abgründe hinabgehen, ein Roman mit dem Boudoir der Prinzessin und der Mansarde des Arbeiters; ein Roman mit den Tuileries und der Freischenke, wo wir sind, mit Notre-Dame

und dem Grève-Platze, — ich gestehe Ihnen, daß ich vor dem Werte zurückweiche, daß ich vor der Arbeit erschrecke, und daß es mir scheint, es sei hierbei nicht eine gewöhnliche Last, sondern eine Welt aufzuheben.«

»Nun wohl, ich,« versetzte Salvator, »ich glaube daß Sie sich täuschen.«

»Ich täuscht Mich?«

»Ja.«

»Worin?«

»In dem, daß Sie *machen* wollen«

»Allerdings.«

»Hierin haben Sie Unrecht! machen Sie nicht: lassen Sie machen.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Wie ist Asmodi verfahren?«

»Er hob die Dächer der Häuser auf und sagte zu Don Cleophas: »»Schau!««

»Haben Sie die Macht von Asmodi? Nein. Ich sage Ihnen auch: machen Sie es noch einfacher; verlassen Sie diese Schenke, folgen Sie dem ersten Manne oder der ersten Frau, die Sie in der Straße, auf dem Kreuzwege, auf dem Quai treffen; dieser erste Mann, oder diese erste Frau wird wahrscheinlich nicht der Held oder die Heldin einer Geschichte sein, aber er oder sie wird einer von den Fäden den großen menschlichen Romans sein, den Gott componirt, — in welcher Absicht? — Gott allein weiß es! — machen Sie sich ganz einfach zu seinem Mitarbeiter, und vom ersten Schritte an seien Sie sicher, daß Sie auf der Spur eines entsetzlichen oder possierlichen Abenteurers sein werden.«

»So ist aber Nach!«

»Ein ein Grund mehr! die Nacht ist für die Dichter, die Verliebten, die Patrouillen, die Diebe und die Romanschreiber gemacht.«

»Ich soll also meinen Roman sogleich anfangen?«

»Er ist schon angefangen«

»Wahrhaftig?«

»Gewiß.«

»Seit welcher Stunde?«

»Seit der Stunde, wo Ihre Freunde zu Ihnen gesagt haben: »»Speisen wir in der Halle zu Nacht.««

»Sie scherzen!«

»Nein. bei meiner Ehre! Sie brauchen nur zu wollen. Jean Taureau wird eine Person von Ihrem Roman sein, Gibelotte wird eine Person von Ihrem Roman sein, Toussaint Louverture wird eine Person von Ihrem Roman sein, Sac-à-Plâtre wird eine Person von Ihrem Roman sein, Croc-en-jambe wird eine Person von Ihrem Roman sein; Ihre zwei Freunde, welche schlafen, ohne zu ahnen, daß wir ihnen Rollen zuteilen, werden Personen von Ihrem Roman sein; ich selbst wenn Sie mich für würdig erachten, werde eine Person von Ihrem Roman sein. . . Nur verlassen Sie ihn nicht bei der Exposition.«

»Ah! bei meiner Treue, Sie haben Recht, und ich verlange nichts Anderes, als ihn zu verfolgen.«

»Dann sagen Sie sich wohl Folgendes: daß Sie nicht mehr ein Autor sind, der Situationen schafft, Ereignisse abwägt, Entwicklungen vorbereitet, sondern daß Sie ein Schauspieler des großen menschlichen Dramas sind, dessen Theater die Welt ist, das zu Decorationen die Städte, die Wälder, die Flüsse, die Meere hat, wo Jeder nach seinem Interesse, seiner Laune, seiner Phantasie dem Anscheine nach handelt, in Wirklichkeit aber durch die unsichtbare, und mächtige Hand des Geschicks angetrieben wird. Die Thränen, welche dabei fließen werden, werden ächte Thränen sein, das Blut welches dabei vergossen werden wird, wird ächtes Blut sein, und Sie selbst werden Ihre Thränen und Ihr Blut mit dem Blute der Andern vermengen.«

»Ei! was liegt dem Dichter daran, daß er leidet wenn die Kunst etwas bei seinem Leiden zu gewinnen hat.«

»Ah! Sie sind so, wie ich Sie beurtheilte. Hören Sie, die Witterung hat sich in eine strengere Kälte verwandelt, die Nacht ist schön, der Mond scheint herrlich, lassen Sie uns gehen und die Fortsetzung der Geschichte suchen, deren erste Kapitel wir nicht geschrieben aber gespielt haben.«

»Ich kann meine zwei Freunde nicht hier lassen.«

»Warum nicht?«

»Wenn ihnen Unglück widerführe?«

»Es ist keine Gefahr: ich werde ein Wort zum Kellner sagen, und wenn man erfährt, daß sie unter meinem Schutze stehen, so wird der kühnste Gauner dieser Schenke nicht ein Haar von ihrem Haupte berühren.«

»Wohl, es sei!« sprach Jean Robert; »nur werden Sie die Güte haben, die Ermahnung in meiner Gegenwart zu geben.«

»Gern!«

Salvator näherte sich der Treppe und ließ ein auf eine gewisse Weise moduliertes Pfeifen hören, das zugleich mit der Pfeife des Maschinisten und mit der des Hochbootsmanns Ähnlichkeit hatte.

Man pflegte Herrn Salvator nicht warten zu lassen, wie es scheint, denn kaum waren die letzten Noten der seltsamen Modulation erloschen, als der Kellner erschien.

»Herr Salvator ruft?« sagte er.

»Ja.«

Er streckte den Arm gegen die zwei Schläfer aus.

»Diese zwei Herren gehören zu meinen Freunden, Meister Babylas; Du verstehst?«

»Ja, Herr Salvator« antwortete einfach der Kellner.

»Kommen Sie!« sagte der junge Mann zum Dichter.

Und er ging zuerst hinaus.

Jean Robert, der zurückgeblieben war, verlangte die Rechnung. Er fügte der Bezahlung fünf Franken für den Kellner bei und fragte: «

»Mein Freund, machen Sie mir das Vergnügen mir zu sagen, wer der Herr ist, der Ihnen meine zwei Freunde empfohlen hat.«

»Das ist kein *Herr*, das ist Herr Salvator.«

»Wer ist aber Herr Salvator?«

»Sie kennen ihn nicht?«

»Nein, da ich Sie frage, wer er sei.«

»Es ist der Commissionär der Rue aux Fers.«

»Wie?«

»Ich sage Ihnen. es sei der Commissionär der Rue aux Fers.«

Der Kellner antwortete mit solchem Ernste, daß man nicht bezweifeln konnte, er spreche die Wahrheit.

»Herr Salvator hat offenbar die Wahrheit gesagt, und wir fangen einen Roman an, wie noch keiner gemacht worden ist,« murmelte Jean Robert.



---

## IX.

### Die zwei Freunde von Salvator.

Der Mond schien in der That herrlich, wie es der Commissionär der Rue aux Fers gesagt hatte.

Die Uhr der Tuchhalle deutete die zweite Stunde nach Mitternacht an.

Die Fontaine des Innocents, — dieses Meisterwerk von Jean Goujon, dem einzigen Bildhauer-Architekten, den wir gehabt haben, — erschien zur Rechten der jungen Leute, als sie die Schenke verließen, bewunderungswürdig beleuchtet von der glänzenden Lampe, welche die Hand Gottes selbst am Gewölbe des Firmamentes aufgehängt hat; ihre zierlichen verstäbten Pilaster, ein Wunder korinthischer Architektur, zeichneten sich in ihrer ganzen Gracie und in ihrer ganzen Reinheit; die Najaden, diese zu Frauen gemachten Wassertropfen, die der Chavalier Bernin so sehr angestaunt, die schönen Najaden mit den milden, lieblichen Umrissen schienen ihre Draperien von sich zu schieben und in das Bassin des Brunnens hinabzusteigen, um ihre kleinen Füße darin zu baden.

Die zwei jungen Leute nahmen sich trotz der socialen Entfernung, welche die Verschiedenheit der Rangstufen zwischen ihnen festzustellen schien, beim Arm und traten in die Rue Saint-Denis auf der Seite des Justizpalastes ein. Als sie auf dem Platze des Chatelei anlangten, blieben sie stehen; der Strom floß zu ihren Füßen; Notre-Dame erhob sich vor ihnen mit der Majestät der unbeweglichen Dinge; die Sainte-Chapelle ragte mit ihrem gezackten Kämme über den Häusern empor, wie Leviathan über den Wogen. Sie hätten sich mitten im Paris des fünfzehnten Jahrhunderts glauben können.

Um die Illusion zu vermehren, kam überdies ein Schwarm junger Leute in Costumen aus der Zeit von Karl VI. auf dem Quai de Gèvres herbei: sie schrieten aus vollem Halse:

»Es ist zwei Uhr vierzehn Minuten; wir sind ruhig; Pariser, schlafet!«

Und in der That, nichts verhinderte, zu glauben, es sei eine von den Truppen Unzufriedener, welche die Bürgergemeinde, die oberlehensherrliche Eigenthümerin des Schlachthausen von Paris, von Zeit zu Zeit an König Karl VI. Absandte, um ihm neue Concessionen zu entreißen. Es waren die Gois, die Tibers, die Lhuillier, die Meulott, mit Cabache, dem furchtbaren Schinder, an ihrer Spitze.

Sie schienen spazieren zu gehen und, um die Unordnungen anzufangen, nur auf den Untergang des Mondes oder das Aufstehen des Königs zu warten.

Unsere zwei jungen Leute ließen die Maskerade an sich defiliren, gingen rasch über den Pont au Change und kamen auf den kleinen Platz, der zwischen dem Pont Saint-Michel und der Rue de la Harve liegt.

Etwa dreißig Studenten und Grisetten tanzten in fantastische Costumes, gekleidet, mit großem Freudengeschrei um fünf bis sechs brennende Strohbunde.

Jean Robert, welcher in seinen Arbeiten mitten im Studium der Geschichte von Frankreich begriffen, war suchte unwillkürlich mit den Augen den Weichstein, auf dem ein Kopf ausgehauen, der einen Beutel am Halse hängen hatte, und der, wie unsere alten Chronikschreiber sagen, auf diesem Platze bis zum siebzehnten Jahrhundert blieb.

Es schien, diese jungen Leute, welche fast alle das Costume des Mittelalters trugen, das sich großer Gunst zu erfreuen anfing, seien nur hierher gekommen, um vierhundert Jahre nach dem Ereigniß gegen den gräßlichen Verrath zu protestiren, dessen Andenken dieser Platz zurückeruft.

Es geschah in der That in einer friedlichen Nacht, in einer Nacht erleuchtet von einem Monde so glänzend als der, welcher in diesem Augenblick schimmerte, Morgens um zwei Uhr, das heißt zu derselben Stunde, daß am 12. Juni des Jahres 1487, Périnet Leclerc seinem Vater unter dem Kopfkissen seines Bettes hervor die Schlüssel des Saint-Germain-Thores stahl und die Stadt achthundert Leuten des Herzogs von Burgund öffnete, welche außerhalb der Mauern unter der Anführung von Villiers, Herrn der Isle-Adam, warteten.

Alles, was in die Hände der burgundischen Ritter fiel, Weiber, Kinder, Greise, wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit umgebracht. Die Bischöfe von Coutances, von Saintes, von Bayeux, von Senlis, von Evreux wurden in ihrem Bette ermordet der Connetable und der Kanzler aus ihren Häusern gerissen und zusammengehauen, sodann ihre Glieder umhergestreut und ihre Köpfe durch die Straßen geschleppt.

Die Schlächtereie dauerte acht Tage; nach acht Tagen vertrieben die Pariser die Burgunder und blieben Herren der Stadt. Man suchte dann den Verräther, die Ursache zugleich dieser Schande und dieses Unglücks; man durchwühlte ganz Paris von unten bis oben, um Périnet Leclerc zu finden.

Périnet Leclerc war verschwunden, und man hörte nie mehr etwas von ihm.

Ein Bildhauer-Meister verfertigte in der Eile ein plumpes Bild vom Verräther, und nachdem die Menge die Büste von Haus zu Haus, von Thüre zu Thüre getragen hatte, nachdem man sie an die Backen geschlagen und ihr ins Gesicht gespieen, haute derselbe Meister den Judas des fünfzehnten Jahrhunderts mit seinem Beutel am Halse auf diesem Weichsteine aus, wo ihn die alten Historiker gesehen.

Diese Erinnerung war es, was Jean Robert beschäftigte, dessen Augen die buntscheckige, muntere durch den vorübergehenden Reflex der Flammen beleuchtete Gruppe verlassen hatten, um im Halbschatten der Ecken und im Schatten der Straßen zu forschen; er fragte sich halblaut:

»Ich möchte wohl wissen wo dieser Weichstein war?«

»An der Ecke des Platzes und der Straße Sahn

»An des Ecke des Platzes und der Straße Saint-André-des Arcs,« erwiderte Salvator, als wäre er vom ersten bis zum letzten Worte im Geiste von Jean Robert dem Monolog gefolgt, dem seine Frage als Schluß diene.

»Woher wissen Sie eine Sache. die ich nicht weiß?« fragte Jean Robert.

»Vor Allem ist dieses Erstaunen ein wenig anmaßend!« versetzte Salvator lachend. »Glauben Sie, mein Herr Dichter, es seien immer die Leute, deren Handwerk es ist, zu wissen, welche wirklich wissen? Mir schien die Unwissenheit Ihres Freundes Ludovic über den Baldrian hätte Ihnen als Lection dienen müssen.«

»Entschuldigen Sie mich,« erwiderte Jean Robert, »das Wort ist mir entchlüpft; es wird mir nicht mehr geschehen. Ich fange an wahrzunehmen, daß Sie alle Dinge wissen.«

»Ich weiß nicht alle Dinge,« entgegnete Salvator; »doch ich lebe mit dem Volke, das die ganze Welt ist, das die alte Fabel von Argus mit den hundert Augen, von Briareus mit den hundert Armen verwirklicht; das stärker ist als die Könige, und mehr Geist hat als Herr von Voltaire!« Nun denn, eine von den guten Eigenschaften oder von den Fehlern dieses Volkes ist das Gedächtniß, und besonders das Verräthereien rächende Gedächtniß. Ein Verräther, den die Könige wieder in Ehren eingesetzt und mit Ordensbändern bedeckt haben, dem die Aristokratie wieder ihre Thüre geöffnet hat. den die Bourgeoisie im Vorübergehen grüßt, ist immer ein Verräther für das Volk; für die übrige Gesellschaft wieder der Name eines ehrlichen Menschen geworden, ist sein Name für das Volk immer ein ehrloser Name, ein verfluchter Name, kurz ein Verräthername. Und die Zeit ist viel leicht nicht fern,« fügte Salvator mit einer düsteren Miene bei, weiche einen Augenblick seiner Physiognomie einen Ausdruck verlieh, dessen man sie nicht fähig gehalten hätte, »die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo Sie ein Beispiel von dem, was ich Ihnen hier sage, haben werden. Nun wohl dieser Name von Périnet Leclerc, dessen sich nur die Gelehrten in den hohen Klassen der Gesellschaft erinnern, ohne daß das Volk viel, als Detail, von dem Verrathe weiß, den er ins Gedächtniß zurückruft, — ist eine der verfluchten Erinnerungen des Volkes, um so mehr verflucht, als die Rache nicht befriedigt werden konnte, als die Strafe das Verbrechen nicht gesühnt hat, und als die Vorsehung, diesmal, wie ein eingeschlafener oder verkaufter Richter, die Augen geschlossen zu haben scheint, um den Schuldigen durchschlüpfen zu lassen. . . Kommen Sie!«

Salvator schlug den Weg durch die Rue Saint-André-des-Arcs ein.

Robert folgte dem seltsamen Manne, den der Zufall zu seinem Führer gemacht hatte, und ging mit ihm durch die öde, düstere Straße.«

Zwischen der Rue Macon und der Place Saint-André-des Arcs blieb der Gefährte des Dichters vor einem kleinen, weißen, reinlichen, aber schmalen Hause, das nur drei Fenster in der Fronte hatte, stehen.

Eines eichenholzfarbig angemalte kleine Thüre gewährte den Eingang in dieses Haus.

Salvator zog einen Schlüssel aus der Tasche und schickte sich an, einzutreten.

»Es ist also ausgemacht, daß wir den Rest der Nacht miteinander zubringen?« sagte er zu Jean Robert.

»Sie haben es mir angeboten, ich habe es angenommen; wollen Sie Ihr Anerbieten zurücknehmen?«

»Nein. Gott sei Dank! Doch was wollen Sie? so wenig ich auch bin, ich habe zwei Wesen welche über meine Abwesenheit besorgt würden, wenn sich meine Abwesenheit über eine gewisse Gränze hinaus verlängerte: diese zwei Wesen sind eine Frau und ein Hund.«

»Beruhigen Sie dieselben; ich werde Sie hier erwarten.«

»Geschieht es aus Discretion, daß Sie es ausschlagen, hinaufzugehen? Dann hätten Sie Unrecht: ich bin einer von den Geheimnißvollen, welche nichts verbergen, und die der Sonne trotzend unbekannt bleiben. Ist es nicht ein Wort von Talleyrand, daß an dem Tage, wo ein Diplomat die Wahrheit sage, er alle Welt täuschen werde? Ich bin dieser Diplomat; nur habe ich nicht die Mühe, eine Welt zu täuschen die sich nicht um mich bekümmert.«

«Dann, « erwiderte Jean Robert, welcher vor Begierde, hinaufzugehen, um das Hauswesen des Commissärs zu sehen, brannte, »dann, wie die Italiener sagen **Permesso?**«

»**Si,**« antwortete Salvator in vortrefflichem Toskanisch: «**sottante vederete il cane, ma non la signora!**«

Die Thüre öffnete sich, und die zwei jungen Leute traten in den Gang ein.

»Warum Sie, daß ich Ihnen Licht mache.« sagte Salvator.

Und er zog aus seiner Tasche ein Phosphor-Feuerzeug und schickte sich an, ein Zündhölzchen einzutauchen; plötzlich aber erschien oben auf der Treppe ein Licht und ließ seine Strahlen längs der Wand herabfallen.

Dann vernahm man eine sanfte Stimme, welche fragte:

»Bist Du es, Salvator?«

»Ja, ich bin es,« erwiderte der junge Mann. »Bei meiner Treue,« fügte er bei, indem er sich umwandte, »nicht Sie waren es, der sich täuschte, sondern ich: Sie werden die Frau und den Hund sehen.«

Der Hund war derjenige, welchen man zuerst erblickte; auf die Stimme seines Herrn war er nach der Treppe gesprungen, deren Stufen er wie ein Wetterwirbel herabkam.

Vor seinem Herrn angelangt, legte diesem das colossale Thier seine Vorderpfoten auf die Schultern, drückte schmeichelnd seinen Kopf an die Wangen des jungen Mannes, und fing an kleine Schreie der Zärtlichkeit auszustoßen, wie es ein King-Charles hätte thun können.

»Es ist gut. Roland, es ist gut!« sagte Salvator: »laß mich passiren; Du siehst wohl, daß mir Deine Herrin Fragola etwas zu sagen hat!«

Doch der Hund. der Jean Robert erblickte, streckte den Kopf über die Schulter seines Gebieters und ließ ein Knurren vernehmen, das übrigens mehr eine Frage als eine Drohung war.

»Es ist ein Freund, Roland; sei also vernünftig,« sagte Salvator.

Und nachdem er den Hund auf sein schwarzes Maul geküßt, wiederholte er:

»Vorwärts! laß mich passiren, Roland!«

Roland trat auf die Seite, ließ seinen Herrn passiren, beroch Jean Robert im Vorübergehen, leckte dem Dichter die Hand und nahm hinter ihm, als wollte er den Zug schließen, seinen Rang auf der Treppe.

Jean Robert hatte auf Roland einen raschen Liebhaberblick geworfen.

Es war ein herrliches Thier von der Race der St. Bernhardshunde, halb Dogge, halb Neufundländer, das wenn es sich auf den Hinterpfoten erhob, fünf und einen halben Fuß hoch sein mochte; seine Haare hatten die Farbe des Löwen.

Diese Bemerkungen wurden zwischen dem Erdgeschoße und dem ersten Stocke gemacht; hier verließen alle Beobachtungen von Jean Robert den Hund und wandten sich gegen Fragola.

Es war eine junge Frau von ungefähr zwanzig Jahren, deren lange blonde Haare das bleiche und sanfte Gesicht umrahmten, unter dessen Haut man rosige Tinten von einer reizenden Feinheit erblickte; die Kerze die sie in einem Kristalleuchter in der Hand hielt» beleuchtete ihre großen, azurblauen Augen, und ihr lächeln der, halb geöffneten Mund ließ zwei Reihen Perlen unter Lippen so roth wie frische Kirschen sehen.

Ein kleinen Muttermahl unter dem rechten Auge, von den Frauen des Volkes ein *Wunsch* genannt, nahm in gewissen Jahreszeiten die Farbe einer kleinen Erdbeere an und hatte ihr wohl den poetischen Namen Fragola eingetragen, der ganz gemacht war, um Jean Robert zu ergreifen.

Die Gegenwart des Letzteren hatte ihr Anfangs, wie Roland, einige Besorgniß eingeflößt; doch sie war wie Roland, beruhigt worden durch die Antwort: »Es ist ein Freund.«

Sie fing also damit an, daß sie Salvator eine lächelnde Stirne darbot, auf die der junge Mann zärtlich, wir möchten beinahe sagen, ehrfurchtsvoll seine Lippen drückte.

Sie wandte sich sodann an Jean Robert und sagte mit einem reisenden Lächeln:

»Freund meines Freundes, seien Sie willkommen!«

Und während sie dem Dichter mit einer Hand leuchtete, kehrte sie. mit der anderen den Hals von Salvator umschlingend, ins Zimmer zurück.«

Jean Robert folgte ihnen.

Nur blieb er discret in einer ersten kleinen Stube stehen, die als Speisezimmer zu dienen schien.

»Ich hoffe, Du bist nicht aus Besorgniß nicht schlafen gegangen?« fragte Salvator; »ich würde mir das nie verzeihen, mein Kind.«

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdruck, der etwas Väterliches hatte.

»Nein.«« erwiderte das Mädchen mit einer sanften Stimme; »doch ich habe einen Brief von jener Freundin bekommen, von der ich zuweilen mit Dir sprach.«

»Von welcher?« versetzte Salvator; »Du hast drei Freundinnen, von denen Du oft sprichst.«

»Du könntest sagen, ich habe vier.«

»Ja, das ist wahr. . . Nun, von welcher ist im Augenblick die Rede?«

»Von Carmelite.«

»Sollte ihr ein Unglück zugestoßen sein?

»Das ahnet mir. Wir sollten uns, sie, Lydie, Regina und ich, morgen in der Messe von Notre-Dame zusammenfinden, wie wir dies alle Jahre zu thun pflegen, und statt dessen gibt sie uns aus sieben Uhr Morgens Rendez-vous.«

»Wo dies?«

Fragola lächelte

»Sie verlangt von uns Geheimhaltung, mein Freund.«

»Oh! bewahre das Geheimniß!« sagte Salvator. »Ein Geheimniß! Du kennst meine Ansicht hierüber: das ist die heilige Arche!«

Er wandte sich sodann gegen Jean Robert um und sprach:

»Ja einem Augenblick gehöre ich Ihnen. . . Kennen Sie Neapel?«

Nein; doch ich hoffe in den nächsten paar Jahren dahin zu gehen.«

»Nun. so unterhalten Sie sich damit, daß Sie dieses kleine Speisezimmer anschauen: es ist eine sehr genaue Erinnerung an das des Hauses vom Dichter in Pompeji, und wenn Sie zu Ende sind, plaudern Sie mit Roland.«

Nachdem er so gesprochen. trat Salvator mit Fragola in das zweite Zimmer ein, dessen Thüre er hinter sich schloß.«

---



## X.

### Plauderei eines Dichters mit einem Hunde.

Als Jean Robert allein war, nahm er die Kerze und näherte sie den Wänden des Speisezimmers, indeß Roland sich mit einem Seufzer der Zufriedenheit auf einen Teppich legte, der quer vor der Thüre ausgebreitet war, durch die der Junge Mann und das Mädchen sich entfernt hatten, was sein gewöhnliches Lager zu sein schien.

Eine Zeit lang mochte Jean Robert das Licht immerhin an die Wand halten, er sah nichts; seine Augen schauten gewisser Maßen im Innern, seine Erinnerungen zogen zwischen ihm und dem, was er vor sich hatte, durch.

Was seine Augen sahen, das war in diesem verlorenen Quartier oben auf der düsteren Treppe das schöne Mädchen, das sich mit seiner Kerze in der Hand herabneigte; es waren diese langen Haare mit den goldenen Reflexen, es waren diese herrlichen blauen Augen, die ein Widerschein des Himmels, selbst wenn der Himmel nicht mehr da; das war diese durchsichtige Haut so fein wie ein Rosenblatt; das war diese unendliche Grazie, welche zuweilen beim Menschen oder beim Thiere ein übermäßig langer Hals verleiht: beim Thiere im Schwanen, im Menschen bei Raphael; es war dieser ganze geschmeidige Körper, auf dem man fühlte dies, die fiebernde Hand der Krankheit oder die eisige Hand des Unglücks gelastet haben mußte; es war endlich diese Erscheinung dort Fragola, nicht minder wunderbar, als die von Salvator, wobei die eine die andere zu vervollständigen schien, um in den Augen des Dichters einen lebendigen und belebten Traum zu machen.

Alles dünkte ihm seltsam bis aus das carminrothe Fleckchen unter dem Auges das Salvator wahrscheinlich veranlaßt hatte, dem Mädchen den Namen Fragola zu geben, was wieder das reizende Diminutiv Fragoletta gab.

Sodann hatte der Name Regina, den das Mädchen ausgesprochen, im Dichter eine aristokratische Erinnerung zurückgerufen, weiche in keiner Beziehung zu den Geschöpfen von niedriger Lage stehen konnte, mit denen er für den Augenblick sein Leben verbunden, die aber nichtsdestoweniger in seinem Herzen die sonorsten Fasern der Jugend vibriren gemacht.

Allmähig aber wurde der Schleier, den er vor den Augen hatte, immer durchsichtiger, und er fing an durch einen Nebel die Bilder zu sehen, welche die Wand bedeckten. «

Die artistische Seite gewann die Oberhand über die mysteriöse, die Wirklichkeit über den Traum; der Dichter war vor einer der genausten Copien der dekorativen Malerei des Alterthums.

Die vier großen Theile der Wand enthielten Rahmen mit Gehäusen umgeben: jeder Rahmen stellte eine Landschaft die Säulen eines Peristyls oder die Fenster eines Zimmers gesehen vor.

Die Gehäuse stellten alle jene Phantasien vor, welche die archäologische Wissenschaft

seitdem populär gemacht hat, so die Stunden des Tages und der Nacht, die Tänzer, die Grille zwei Schnecken, die an ihren Wagen gespannt, führend, die Tauben aus derselben Schaal trinkend u. s. w.

Das Ganze war mit vollkommenem Geschmack und einer Treue des Tons, die den Coloristen bezeichnete, copirt.

Das wäre ein neues Erstaunen für Jean Robert gewesen, hätte ihn etwas von Seiten seines neuen und seltsamen Freundes in Erstaunen setzen können.

Er stellte also nicht erstaunt, sondern nachdenkend, zuerst seinen Leuchter auf den Tisch, der einen Umfang von nur fünf bis sechs Fuß mitten im Zimmer bildete, und setzte sich sodann auf einen Stuhl.

Dann richteten sich seine Augen unbestimmt auf die verschiedenen Gegenstände des Speisezimmers, und sie verweilten am Ende auf dem Hunde.

Er erinnerte sich der Worte von Salvator: »Wenn Sie zu Ende sind, plaudern Sie mit Roland.«

Und er lächelte bei dieser Erinnerung.

Diese Worte, die einem Andern vielleicht ein schlechter Spaß geschienen hätten, erschienen ihm als eine ganz natürliche Empfehlung; sie hatten ihm eine Sympathie mehr zwischen ihm und seinem neuen Freunde geöffnet.

Jean Robert, ein naives Herz. zart und gut, glaubte in seinem Stolze nicht, Gott habe für die Menschen allein die Ausgabe einer Seele gemacht: wie die Dichter des Orients, wie die Brahminen Indiens, war er nahe daran, zu glauben, das Thier sei eingeschlafene oder bezauberte Seele, welche an den Ufern des Ganges den Zauber der Natur, bei den Occidentalen die Magie der großen Circe erdulde. Oft hätte er sich den Menschen in der Kindheit der Welt vorgestellt, den Menschen, dem in der Schöpfung die Thiere, seine untergeordnete Brüder, vorangegangen, und es hatte ihm dann geschienen, seien die Thiere, und sogar die Pflanzen, die untergeordneten Schwestern der Thiere, gewesen, welche der Menschheit als Führer und Lehrer gedient. Nach dem dankbaren Traume seines Geistes waren es die Wesen die wir heute leiten, welche uns damals führten, welche unsere schwankende Vernunft mit ihrem schon befestigten Instincte lenkten, die uns riethen, sie diese Kleinen und diese Einfachen, die wir heute verachten! Und in der That, sagte der Dichter, wenn er um sich selbst sprach, der Boabab, der damit angefangen, daß er ein Baum gewesen, der ein Wald geworden, der Jahrhunderte wie eine Kette von großen Greisen, die sich an der Hand halten, hat vorüberziehen sehen; der Wandervogel der mit jedem Flügelschlage eine Meile macht, und der alle Länder gesehen; der Adler, der der Sonne ins Antlitz schaut, vor welcher wir die Blicke niederschlagen; der Nachtvogel mit den Gluthaugen, der in der Finsterniß fliegt, wo wir straucheln; die großen Ochsen, welche unter den grünen Eichen oder den dunklen Fichten wiederkäuen und mit den Füßen auf eine zerstörte Civilisation in den weiten Campagnen von Rom mit ihren breiten, fahlen Horizonten treten; alle diese Thiere sollten nicht etwas Unbekanntes dem Menschen zu sagen haben, wenn es dem Menschen gelänge, ihre Sprache zu verstehen, und wenn er sie zu befragen sich herabließe?

Jean glaubte sich zu entsinnen, er habe in seiner Kindheit mit seiner seiner Hand die allgemeine Verbrüderung berührt, er war überzeugt, er habe eine Zeit lang das Bellen junger Hunde, den Gesang kleiner Vögel verstanden, und sogar den Wohlgeruch der Rosenknospen, die er zuweilen in dem Augenblick wo sie sich erschlossen, die Zuckerstücke, die ihm seine Mutter gegeben, wollte essen lassen.

Sodann, wie er groß geworden, hatte es ihm geschienen, dieser fast menschliche Verstand, den er als Kind bei den Thieren und bei den Pflanzen gefunden, sei verschwunden und habe sich verwirrt, wie der Hanf, den die Poltergeister am Rocken des bretonischen Mädchens verwirren, das ihn, der vergeblichen Arbeit müde, in seiner Ungeduld ins Feuer wirft.

Was hat diese rührende Einigkeit gebrochen. die den Menschen mit dem Thiere und der Pflanze. d. h. mit dem Demüthigen und dem Einfachen verband?

Die Hoffart!

Das war der Unterschied zwischen der orientalen Welt und der occidentalen.

Indien, auf das der Europäer immer zurückkommen muß, so oft er seines streitsüchtigen Occidents müde, seine Seele wieder in den Urquellen zu stärken nöthig hat; Indien, diese gemeinschaftliche Mutter den Menschengeschlechts; Indien, unsere majestätische Ahnfrau, wurde für sein zartes Mitleid dadurch belohnt. daß es fruchtbar blieb; sein Symbol ist die nährende Kuh. Kriege, Mißgeschicke, Knechtschaften gehen über dasselbe seit dreitausend Jahren hin, und seine unversiegbare Brust ist immer bereit, dreihundert Millionen Menschen, Eingeborene und Fremde, zu stillen.«

So ist es nicht mit unserer armen occidentalen Welt, mit unserer kargen griechischen und italienischen Civilisation gewesen. Die griechische Stadt. die römischen Stadt haben die Kunst vergöttlicht und die Natur ihrer Würde entsetzt; sie machten aus den Menschen Sklaven; sie nannten die Thiere Bestien; sie zwangen die Erde, auszugeben, ohne daß sie darauf bedacht waren, der Erde neue Kräfte zu verleihen. Einen Tage fand sich Athen eine Ruine, Rom eine Wüste; es waren herrliche Wege da, auf denen Niemand mehr reiste, Triumphbögen, welche bei Nacht die Schatten der Heere, geführt von den Schatten der Triumphatoren vorüberziehen sahen, und Meilen lange Aquäducte, die fortwährend das Wasser der Flüsse nach den stummen Städten führten, welche keine Einwohner mehr zu tränken hatten.

Und alle diese Ideen. weiche drei Civilisationen aufrührten und durch die elektrische Kette des Gedankens, die sie der modernen Welt offenbart, in ihrem Grabe die alte Welt beben machen, erwachten im Geiste des Dichters beim Anblick den Hundes und bei der Erinnerung an die Worte von Salvator: »Wenn Sie zu Ende sind, plaudern Sie mit Roland.«

Jean Robert war mit dem Anschauen und sogar mit dem Denken zu Ende; er rief also Roland, um mit ihm zu plaudern.

Als sein Name mit dem kurzen. entschiedenen Tone des Jägers ausgesprochen wurde, richtete Roland, der, die Schnauze zwischen seinen Pfoten ausgestreckt, schlief, oder vielmehr sich den

Anschein gab, als schliefe er rasch den Kopf auf und schaute Jean Robert an.

Jean Robert sprach zum zweiten Male den Namen des Hundes und und schlug dabei mit seiner Hand auf seinen Schenkel.

Der Hund erhob sich auf seine Vorderpfoten und blieb auf die Weise der Sphinx hocken

Jean Robert wiederholte zum dritten Male seinen Ruf.

Der Hund kam auf ihn zu, legte seinen Kopf auf die Kniee des Dichters und schaute ihn freundlich an.

»Armer Hund!« sagte Jean Robert mit liebkosendem Tone.

Roland ließ ein halb zärtlichen. halb klagendes Geknurre hören. «

»Ah! Ah!« sprach Jean Robert, »dein Herr Salvator hatte Recht: es scheint, wir werden und verstehen.«

Beim Namen Salvator ließ der Hund ein kleines Gebelle der Freundschaft vernehmen und schaute nach der Thüre.

»Ja,« sagte Jean Robert, »er ist dort im Zimmer neben an, mit Deiner Gebieterin Fragola, nicht wahr Roland?«

Roland ging an die Thüre. hielt seine Schnauze an den Zwischenraum, der zwischen dem Untertheil der Thüre und dem Boden bestand, athmete geräuschvoll, kam wieder zurück und legte, seine lebhaften, verständigen. fast menschlichen Augen schließend, seinen Kopf auf den Schooß des Dichters. «

»Sehen wir ein wenig, wer unser Vater und unsere Mutter sind, sagte Jean Robert. . . »Gib deine Pfote. wenns beliebt.«

Der Hund hob feine dicke Pfote auf und legte sie mit einer Leichtigkeit, welche unmöglich schien, in die aristokratische Hand von Jean Robert.

Jean Robert untersuchte die Zwischenräume der Zehen. «

»Ah!« sagte er, »ich vermuthete es. . . Sehen wir unser Alter.«

Und er that die mächtigen Lippen den Thieren auseinander und entblöste hierdurch eine doppelte Reihe furchtbarer, elfenbeinweißer Zähne, welche jedoch in den Tiefen des Rachens schon ein wenig angegriffen waren.

»Ah! Ah!« sagte Jean Robert. »wir sind nicht mehr von der ersten Jugend: wären wir eine Frau, so würden wir unser Alter seit zehn Jahren verbergen; wären wir ein Mann, so würden wir anfangen es zu verbergen.«

Der Hund blieb unempfindlich; es schien ihm völlig gleichgültig zu sein, daß Jean Robert sein Alter wußte. Als der Dichter dies sah, setzte er seine Untersuchung fort, in der Hoffnung, zu einem Detail zu gelangen, das auf eine wirksamere Art die Empfindlichkeit der Nerven von Roland reizen würde.

Diesen Detail bot sich bald dem Blicke von Jean Robert.

Roland hatte, wie gesagt, — abgesehen von etwas mehr Länge in seinem unter dem Bauche besondere leicht gekräuselten Haare, — die falbe Haut den Löwen; nur bemerkte Jean Robert an der Flanke der rechten Seite zwischen der ersten und fünften Rippe einen weißen Punkt von sieben bis acht Linien im Durchmesser.

»Ah! Ah!« fragte er, »was ist das, mein armer Roland?«

Und er drückte mit der Fingerspitze auf den weißen Punkt. «

Roland stieß einen Seufzer aus.

»Ei! eine Narbe!« sagte Robert.

Eh war Robert nicht unbekannt, daß die Wunden oder die Brandmahle das färbende Oel zerstören, das im Haargewebe kreist; er hatte in den Gestüten Rappen gesehen, denen man einen Stern dadurch auf die Stirne machte, daß man ein glühend heißes Instrument darauf drückte; er begriff, daß hier eine Wunde oder ein Brandmahl war.

Eher eine Wunde, als ein Brandmahl, da der Finger eine Narbe erkannte.

Er schaute nach der linken Flanke.

An der linken Flanke trug Roland, nur ein wenig tiefer, eine ähnliche Narbe.

Robert drückte mit dem Finger darauf, wie er es das erste Mal gethan hatte; der Hund stieß bei diesem zweiten Drucke einen schmerzlichen Seufzer aus, der dem jungen Beobachter durch die Narbe der Rippe erklärt wurde,

Auf der linken Seite war die Rippe gebrochen worden.

Ah! ah! mein schöner Roland,« sagte der Dichter, »es scheint wir haben, wie unser Homonyme, Krieg geführt.«

Roland hob den Kopf empor, öffnete halb das Maul und gab ein Gebelle von sich, das Jean Robert bin in die Tiefe der Adern schauern machte.

Diese Klage hatte einen so traurigen Charakter, daß Salvator aus dem Zimmer herauskam und Jean Robert fragte.

»Was ist denn Roland geschehen?«

»Nichts. . . Sie haben mich mit Roland plaudern heißen,« erwiderte lachend Jean Robert; »ich habe ihn nach seiner Geschichte gefragt. und er war eben im Zuge, sie mir zu erzählen.«

»Und was hat er Ihnen erzählt? Lassen Sie hören! Ich wäre begierig, die Wahrheit zu erfahren.«

»Warum soll er lügen?« versetzte Jean Robert; »es ist kein Mensch.«

»Ein Grund mehr, daß Sie mir Ihr Gespräch wiederholen,« erwiderte Salvator mit einer Dringlichkeit, die mit einer gewissen Unruhe gemischt zu sein schien.

»Nun, so vernehmen Sie Wort für Wort unsern Dialog. Ich fragte ihn, wessen Sohn er sei: er antwortete mir, er sei gekreuzt von einem St. Bernhardshunde und einem Neufundländer; ich fragte ihn nach seinem Alter. er antwortete mir, er sei zwischen neun und zehn Jahre alt; ich fragte ihn, woher der weiße Fleck rühre, den er an jeder seiner Flanken habe, und er antwortete mir, eh sei die Spur einer Kugel, welche in seine rechte Seite eingedrungen und an seiner linken Seite, ihm eine Rippe brechend, herausgekommen.«

»Ah! Ah!« versetzte Salvator. »Alles das ist völlig genau.«

»Desto besser! Das beweist, daß ich kein Ihrer Lectionen ganz unwürdiger Beobachter bin.«

»Das will ganz einfach besagen, daß Sie Jäger sind, daß Sie folglich an der Haut. welche Roland zwischen den Zehen der Pfoten hat und der Farbe seines Felles seine Verwandtschaft mit dem Schwimmhunde und dem Gebirgshunde erkannten; daß Sie seine Zähne anschauten und am Hundszahne, von dem die Marke verschwunden, und an dem etwas beschädigten Mahlzahne sahen, daß er nicht mehr markirt; daß Sie die zwei Flecken betasteten und hierbei an der Höhlung der Haut und der Erhabenheit des Knochens fühlten daß er eine Kugel bekommen, welche auf der rechten Seite eingedrungen aus der linken Seite herausgekommen war und eine Rippe gebrochen hatte. Ist das so?«

»Ich fühle mich gedemüthigt.«

»Und er hat Ihnen nichts Anderes gesagt?«

»Sie traten gerade in dein Augenblicke ein, als er mir erzählte, er habe seine Wunde nicht vergessen und bei Gelegenheit werde er sich wahrscheinlich desjenigen, welcher sie ihm gemacht, erinnern. Ich rechne nun auf Sie, daß Sie mir das Uebrige sagen.«

»Es ist nur ein Unglück, — und ich gestehe in diesem Punkte meine tiefe Unkenntniß: daß ich nicht mehr weiß, als Sie.«

»Wahrhaftig?«

»Als ich eines Tags, vor vier bis fünf Jahren, in der Umgegend von Paris jagte. . .«

»Sie jagten?«

»Wilderte wollte ich sagen: ein Commissionär jagt nicht. . . Ich fand dieses arme Thier in einem Graben; es war ganz blutig, von einer Kugel durchbohrt verscheidend. Seine Schönheit erregte mein Mitleid; ich trug es an eine Quelle und wusch seine Wunde mit kaltem Wasser, in das ich ein paar Tropfen Brantwein gegossen; bei der Pflege, die ich ihm gab, schien es wiedergeboren zu werden. Es erfaßte mich die Lust, mir dieses herrliche Thier anzueignen, an welchem, nach dem Zugstande, in dem ich es fand, seinem Herrn wenig zu liegen schien; ich brachte es auf den Wagen eines Gemüsejägers und kehrte diesen Wagen folgend zurück. An dem selben Abend und sogleich nach meiner Ankunft, behandelte ich es wie ich, im Val-de-Grace, von Flintenschüssen getroffenen Menschen hatte behandeln sehen, und ich hatte das Glück, den Hund zu heilen; das ist Alles, was ich von Roland weiß. . . Ah! verzeihen Sie, ich irre mich: ich vergaß, daß Roland eine Dankbarkeit für mich hegt, welche Menschen beschämen würde, und daß er bereit ist, sich für mich und für die Leute, die ich liebe, tödten zu lassen: — nicht wahr, Roland?«

Bei diesem Aufrufe gab Roland einen Schrei freudiger Beistimmung von sich und legte seine zwei Vorderpfoten auf die Schulter seines Herrn, wie er es bei dessen Ankunft gethan hatte.

»Gut, gut,« sagte Salvator; »Du bist ein schöner, braver Hund, Roland, das weiß man. . . Nieder mit den Pfoten!«

Roland setzte seine Pfoten auf die Erde und legte sich wieder quer vor die Thüre. auf denselben Teppich, wo er lag als ihn Jean Robert zu sich rief.

»Und nun.« fragte Salvator, »wollen Sie kommen?«

»Gern; doch ich befürchte unbescheiden zu sein.«

»Warum?«

»Weil Ihre Gefährtin diesen Morgen einen Gang zu machen hat und vielleicht auf Ihre Begleitung rechnet.«

»Nein. . . Sie haben gehört, daß Sie mir antwortete, sie könne mir nicht sagen, wohin sie gehe.«

»Und Sie lassen so Ihre Geliebte an Orte gehen, die sie Ihnen nicht nennen kann?« fragte lachend der Dichter

»Wackerer Dichter, erfahren Sie, daß es keine Liebe da gibt, wo kein Vertrauen ist. Ich liebe Fragola von ganzem Herzen. und ich würde eher meine Mutter beargwöhnen, als daß ich einen Argwohn gegen sie hätte.«

»Gut; doch es ist vielleicht unvorsichtig, allein Morgens um sechs Uhr wegzugehen und mit einem Kutscher aus Paris hinauszufahren.«

»Ja. wenn sie nicht Roland bei sich hätte, doch mit Roland lasse ich sie die Reise um die Welt machen. Ohne zu befürchten, es könnte ihr ein Unglück widerfahren.«

»Dann ist es etwas Anderes.«

Während er sich sodann mit einer gewissen Coquetterie in seinen Mantel hüllte, sprach Jean Robert:

Sagen Sie. . . ich hörte Ihre Gefährtin, von einer ihrer Freundinnen redend, den Namen Regina nennen.«

»Das ist ein ungewöhnlicher Name. . . Ich habe die Tochter eines Marschalls von Frankreich dieses Namens gekannt.«

»Die Tochter des Marschalls von Lamothe-Houdan?« fragte Salvator.

»Ganz richtig.«

»Das ist die Freundin von Fragola. . . Kommen Sie!«

Jean Robert folgte, ohne ein Wort beizufügen, seinem geheimnißvollen Gefährten.

Er ging von einem Erstaunen zum andern über.

---



## XI.

### Die Seele und der Leib.

Während seines zehn Minuten langen Aufenthaltes im Schlafzimmer hatte Salvator völlig die Kleider gewechselt.

Er war, wie man sich erinnert, in einem Sammetanzug eingetreten und kam heraus mit einem lang haarigen weißen Ueberrock einer bis an den Hals zugeknöpften, übereinander gehenden Weste und einer dunkelfarbigten Hose. Bei dieser Kleidung war es nicht möglich, genau zu sagen, welcher Klasse der Gesellschaft er angehörte: die Art, wie er diese Kleider trüge, die Sprache, die er spräche, würden ihm einen Rang in der Gesellschaft anweisen.

Den Hut auf dem Ohr, war Salvator ein Arbeiter im Sonntagsstaat; den Hut gerade auf dem Kopf, war Salvator ein Mann der Welt im Negligé.

Jean Robert bemerkte Alles: er bemerkte diese fast ungreifbare Nuance.

»Wohin wollen wir gehen?« fragte Salvator, als er sich wieder mit dem Dichter auf der Straße fand, nachdem er die Thüre seines Ganges zugezogen.

»Wohin Sie wollen! Haben Sie mich nicht für diese Nacht übernommen?«

»Thun wir, was die Alten thaten,« versetzte Salvator: »werfen wir eine Feder in die Luft und folgen wir derselben.«

Sie gingen bis mitten auf die Place Saint-André-des-Arcs. Salvator riß ein Stückchen Papier aus einem kleinen Portefeulle. überließ es dem Winde, und dieser trug es in der Richtung der Rue Poupée fort.

Die zwei Freunde folgten dem Papier, das vor ihnen flatterte wie einer von den schönen Nachtschmetterlingen mit den weißen Flügeln; sie kamen in die Rue de la Harpe.

Ein zweites in die Luft geworfenes Papier deutete ihnen den Weg nach der Rue Saint-Jacques an.

Sie gingen vor sich hin, ohne zu wissen, wohin sie gingen; wohin die Plauderei geht, wohin der Traum geht: auf den Zufall, aufs Gerathewohl; sie gingen ohne ein Ziel, ohne eine bestimmte Richtung: wohl Wind und die Wolke in einer schönen Nacht gehen; sie gingen um die Schätze ihres Geistes auszutauschen. um die frischen Blüten ihrer Seele einzuathmen.

Zwei oder dreimal hatte es Jean Robert versucht das Geheimniß des mysteriösen jungen Mannes zu ergattern, jedes Mal war aber Salvator seinen Fragen entwischt, wie der Fuchs durch eine geschickte Finte dem Windhunde entkommt, der ihn verfolgt. Zu unmittelbar angegriffen, sagte er endlich:

»Was wir suchen, ist ein zu machender Roman, nicht wahr? was ich Ihnen erzählen soll, ist ein beendigter Roman? Ihrem Wunsche nachgeben, hieße rückwärts gehen. Gehen wir vorwärts!«

Jean Robert sah, daß sein Gefährte unbekannt zu bleiben wünschte, und drang nicht weiter in ihn.

Ueberdies wurde der Ideengang der jungen Leute durch einen Zwischenfall gestört.

Mehrere Männer und einige Frauen waren um einen auf dem Pflaster ausgestreckten Menschen versammelt.

»Er ist betrunken,« sagten die Einen.

»Er stirbt,« sagten die Andern.

Der Mensch röchelte.

Salvator durchschnitt die Menge, kniete nieder hob den Kopf des Menschen auf, wandte sich sodann gegen Jean Robert um und sagte:

»Es ist Barthélemy Lelong, der von einer Gehirncongestion getroffen stirbt, wenn ich ihm nicht auf der Stelle zur Ader lasse. . . Es muß in der Gegend ein Apotheker sein: klopfen Sie an die Thüre: die Apotheker sind verpflichtet zu jeder Stunde der Nacht auszustehen.«

»Jeder Robert schaute umher; die zwei jungen Leute waren, ohne daran zu denken, in die Mitte des Faubourg Saint-Jacques, ungefähr auf die Hohe des Cochin-Hospitals gekommen.

Dem Hospital gegenüber las Jean Robert an einer Art von Laden:

### **Apotheke von Louis Renaud.**

Es war ihm wenig am Namen des Apothekers gelegen, wenn nur der Apotheker öffnete. Er klopfte wie ein Mensch, der die Nothwendigkeit der Eile begreiflich machen will.

Nach fünf Minuten ächzte die Thüre auf ihren Angeln. Herr Louis Renaud erschien auf der Schwelle seines Magazins mit einer Barchentose bekleidet eine baumwollene Mütze auf dem Kopfe, und fragte, was man wolle.

»Halten Sie Binden und ein Waschbecken bereit; es muß einem Menschen der von einer Gehirncongestion bedroht ist. zur Ader gelassen werden.«

Man brachte den armen Zimmermann: er war völlig ohne Bewußtsein.

»Ist ein Arzt da, um den Kranken zu behandeln?« fragte Herr Louis Renaud. »Ich kann nicht zur Ader lassen und bin mehr Kräuterhändler als Apotheter.«

»Bekümmern Sie sich um nichts,« erwiderte Salvator; »ich habe Chirurgie studirt und werde die Operation übernehmen.«

»Ich besitze keine Lancette,« sagte der Apotheker.

»Ich habe mein Besteck bei mir,« versetzte Salvator.

Die Menge füllte das Magazin.

»Meine Herren« rief Salvator, »wollen Sie diesem Menschen nützlich sein?«

»Gewiß, Herr Salvator,« antwortete einer der Anwesenden, indem er dem jungen Manne die Hand reichte.

Salvator nahm die Hand, die sich gegen ihn ausstreckte, und Jean Robert glaubte den Commissionär ein Maurerzeichen mit dem ihm Unbekannten wechseln zu sehen.

Einige Stimmen wiederholten leise:

»Herr Salvator!«

»Nun,« sagte der junge Mann, der mehr als je Jean Robert seinen prädestinirten Namen zu verdienen schien, »während ich diesem Unglücklichen zur Ader lasse, klopft am Hospital an und meldet die Ankunft eines Kranken.«

Drei oder vier Personen entfernten sich, geführt von dem Manne, der mit Salvator gesprochen, und klopften an die Thüre des Hospitals.

Unterstützt von den Zurückgebliebenen nahm mittlerweile der Apotheker dem armen Jean Taureau die Halsbinde ab, entkleidete ihn seines Wammses und zog ihm den Arm aus seinem Hemde.

Die Halsadern waren zum Bersten angeschwollen.

»Muß man den Arm umbinden?« fragte Jean Robert.

»Haben Sie Binden bereit?« fragte Salvator den Apotheker.

»Ich will holen,« erwiderte Louis Renaud.

»Pressen Sie den Arm kräftig über der Ader, Herr Robert; ich hoffe, das wird genügen,« sagte Salvator.

Robert gehorchte; Einer der Anwesenden nahm das Ende des Armes, ein Anderer nahm das Becken, ein Dritter die Lampe.

»Geben Sie wohl auf die Arterie Acht!« sagte Jean Robert ein wenig beunruhigt.

»Ah! seien Sie unbesorgt,« erwiderte Salvator »mehr als elfmal habe ich bei Nacht zur Ader gelassen, ohne ein« anderes Licht, als den Mondschein oder das der Laterne. Solche Unfälle sind gewöhnlich bei diesen armen Teufeln und begegnen ihnen immer, wenn sie aus der Schenke weggehen.«

Er hatte nicht geendigt, als, ehe man seine mit der Lancette bewaffnete Hand sich dein Arme von Barthélemy hatte nähern sehen, das Blut schwarz und schaumig hervorsprang.

»Teufel!« sagte er, den Kopf schüttelnd, »es war Zeit.«

Die Operation war mit der Leichtigkeit und Handfertigkeit eines vollendeten Praktikers gemacht worden.

Barthélemy athmete.

»Wenn er genug Blut verloren hat. werden Sie es sagen,« sprach der Apotheker, der mit einer Binde herbeikam.

»Ah!« erwiderte Salvator, »wir können ihm ohne Nachtheil entziehen: es fehlt ihm nicht daran. . . Lassen Sie fließen!«

Als der Kranke zwei Schälchen Blut verloren hatte, schlug er die Augen auf.

Der erste Blick war trübe, glasig, unverständlich; allmähig aber hellte sich sein Auge auf, der göttliche Strahl erschien darin. Der Blick von Barthélemy heftete sich aus den Liebhaber-Wundarzt.

»Oh! gut Herr Salvator,« sagte er, »denn wahrhaftigen Gott! es freut mich, daß ich Sie sehe.«

»Desto besser, mein lieber Barthélemy!« versetzte der junge Mann. »und ich bin auch erfreut, Sie zu sehen. Es fehlte wenig, daß ich dieses Vergnügen nicht mehr gehabt hätte.«

»Ah! ah,« sagte Barthélemy, der allmähig wieder zum Bewußtsein kam; »Sie haben mich also zur Ader gelassen?«

»Ja, ich,« erwiderte Salvator, während sorgfältig seine Lancette abtrocknete, und in sein Besteck schob.

»Sie wollten also nicht meinen Tod?«

»Ich? Aus welchem Grunde sollte ich Ihren Tod wollen?«

»Ah! da Sie mich die Treppe hinabwarfen, glaubte ich, man thue das nur, wenn man einen Menschen tödten wolle.«

»Sie sind ein Narr!«

»Nein, ich begreife, daß man die Leute tödtet, die einen in Zorn bringen, und ich habe Sie dadurch in Zorn gebracht. daß ich mich weigerte, das Fenster zu öffnen. Doch nachdem ich es hatte schließen wollen. . . ei! Sie begreifen, da konnte ich es selbst aus Ihren Befehl nicht mehr öffnen, ohne in meinen eigenen Augen entehrt zu sein. . . und dabei halte dieser Muscadin eine so hoffärtige Miene!«

»Dieser Muscadin hat mir so eben Ihnen das Leben retten helfen, Barthélemy; Sie sehen also, daß er Ihnen ebenso wenig als ich gehässig war.«

Barthélemy wandte sich um und sah Jean Robert der ihn lächelnd anschaute.

»Ah! es ist bei meiner Treue wahr!« sagte er.

Jean Robert reichte ihm die Hand und sprach:

»Ohne Groll, mein Freund! «

»Oh!« erwiderte Barthélemy, »ich bin kein Trotzkopf, und sobald Sie mir die Hand bieten. . .«

»Ich hätte gern hiermit angefangen,« sagte der Dichter; »Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Sie das nicht wollten.«

»Das ist wahr,« versetzte Barthélemy, die Stirne faltend. . . »Ein Mann muß sehr dumm sein, daß er sich so viel Beschwerde macht, weil ein Weib. . . Aber begreifen Sie. Herr Salvator. . . Sie ist abermals mit diesem kleinen Schmächtling von Bobino zurückgekommen. Ich kann doch das Lumpenkerlchen nicht zerbrechen, und darauf zählte sie. . . Ah! sie weiß wohl, was sie thut, die Unglückliche, daß sie keinen Mann annimmt!«

»Stille, beruhigen wir uns Barthélemy.«

»Das ist für Sie leicht zu sagen, für Sie, der Sie ein Engel das gut im Hotels leben, Herr Salvator. Doch Sie verdienen das, in Betracht, daß Sie nur leben, um Guten zu thun; und man müßte von Gott verlassen sein, um Ihnen Böses anzuthun!. . . Gleich viel! so alt ich bin, ich bin ein guter Vater, und ich verdiene nicht, daß man mir meine Tochter entführt! Seit drei Tagen suche ich sie wie ein Narr; sie wird sich irgendwo bei ihrer schuftigen alten Mutter verborgen haben; doch bei ihr kann ich sie unmöglich holen: sie schreite »»Mörder!«« sobald sie mich erblickt, so daß ich ihr schon zwei Nächte in der Salle Saint-Martin verdanke. . . Oh! ich würde wohl vier, und dann sechs, und dann acht Nächte dort zubringen. um meine Tochter meine kleine Fisine, wiederzusehen. . . Armee Cherub!. . . sie wird an Sommer Johanni zwei Jahre alt sein.«

Und der Coloß fing an, zu weinen wie ein Weib.

»Nun, was sagte ich Ihnen? fragte Salvator Jean Robert, der dieses seltsame Schauspiel neugierig betrachtete.

»Es ist wahr,« erwiderte der Dichter.

»Ah! man wird Dir Deine Tochter zurückgeben,« sprach Salvator.

»Sie werden das thun, Herr Salvator?«

»Wenn ich es Dir verspreche!«

»Ja, Sie haben Recht, und ich habe Unrecht: so bald Sie versprechen, ist es klar, daß Sie halten werden. . . Ah! thun Sie das, Herr Salvator; und wenn es sein muß. . . nun. sehen Sie. . . ich werde Ihnen nicht mehr die Mühe machen, mich die Treppe hinabzuwerfen. Sie sagen mir: »Jean Taureau, wirf Dich!« und ich werde mich von selbst hinabwerfen.«

»Herr Salvator,« sprach zurückkehrend der Mann, der es übernommen hatte, am Hospital anzuklopfen, »es ist gegenüber offen.«

»Nicht für mich, hoffentlich?« versetzte Barthélemy.

»Und für wen denn? fragte Salvator.

»Ah! Ich gehe nicht dahin.«

»Wie Du gehst nicht?«

»Ich liebe das Spital nicht, das Spital, das ist gut für die Bettler, und man ist, Gott sei Dankt noch reich genug, um sich zu Hause verpflegen zu lassen.«

»Ja, nur wird man zu Hause schlecht gepflegt; zu Hause ißt man vor der Zeit, man trinkt vor der Stunde, und wenn man sich zwei oder dreimal zu Hause gepflegt hat, wie Du Dich pflegst so geht man an einem schönen Morgen ins Hospital, um nur bei Nacht wieder herauszukommen. . . Auf, Barthélemy, vorwärts.«

»Ich will nichts vom Spital, sage ich Ihnen.«

»Wohl, es sei! Kehre nach Hause zurück und suche selbst Deine Tochter; Du fängst an mich verdrießlich zu machen.«

»Herr Salvator, ich werde gehen, wohin Sie wollen. . . Herr Salvator, wo ist das Spital?. . . ich verehere das Spital.«

»So ist es gut«

»Doch nicht wahr, Sie werden ihr meine kleine Fisine wieder nehmen?« «

»Ich verspreche Dir, ehe drei Tage vergehen, hast Du Nachricht von ihr.«

»Was werde ich aber während dieser drei Tage machen.«

»Du wirst Dich ruhig verhalten.«

»So bald als möglich, nicht wahr, Herr Salvator?«

»Man wird thun, was matt kann. Gehe!«

»Ja, ja, ich gehe, Herr Salvator. . . Ah! das ist drollig! wo sind denn meine Beine? ich kann nicht mehr gehen. «

Salvator winkte; zwei Männer näherten sich Barthélemy; er stützte sich auf sie und sagte, während er wegging:

»Sie haben mir versprochen, mir spätestens in drei Tagen Nachricht von meiner Tochter zu geben, Herr Salvator; vergessen Sie das nicht.«

Und von der andern Seite der Straße, an der Thüre des Hospitals, die sich hinter ihm schließen sollte, rief der Zimmermann noch einmal:

»Vergessen Sie nicht meine arme kleine Fisine, Herr Salvator.«

»Sie haben Recht,« sprach Jean Robert, »nicht in der Schenke muß man die Leute sehen.«



## XII.

Was man im Faubourg Saint-Jacques in der Nacht vom Faschings-Dienstag auf den Aschermittwoch im Hofe einen Apothekers hörte.

Die Operation war beendigt, der Kranke im Hospital; die jungen Leute hatten sich nur aus den Weg zu begeben mit dem tröstlichen Gedankens, daß, würde sie nicht die Laune erfaßt haben, Morgens um drei Uhr in den Straßen von Paris umherzulaufen., ein Mensch gestorben wäre, der vielleicht noch dreißig bis vierzig Jahre zu leben hatte.

Ehe sie sich aber wieder auf den Weg begaben, verlangte Salvator von seinem Wirthe Wasser und ein Becken. um seine von Blut befleckten Hände zu waschen.

Das Wasser fand sich im Vorrath, die Waschbecken waren aber selten bei dem würdigen Apotheker; das einzige, das er besaß, enthielt das aus den Adern des Zimmermanns gezogene Blut. und Salvator hatte ihn ermahnt, dieses Blut sorgfältig aufzubewahren, um es dem Doktor zu zeigen, der am andern Morgen seinen Besuch im Hospital machen würde.

Das Verlangen des jungen Mannes erschien also Anfangs als eine Indiscretion.

Der Apotheker schaute rings umher und sagte endlich zu Salvator:

»Ei wenn Sie sich die Hände mit frischem Wasser waschen wollen, gehen Sie in den Hof und waschen Sie sich dieselben am Pumpbrunnen.«

Salvator nahm dies an; es waren auch einige Tropfen Blut auf die Hände von Jean Robert gespritzt: dieser folgte seinem Freunde.

Doch ein äußerst angenehmer Eindruck hielt sie auf der Schwelle der Thüre des Hofes zurück.

Sie schauten sich an

In der That, ihr Erstaunen war groß: sie hörten plötzlich, in dem Augenblick, wo sich die Küchenthüre den Apothekers geöffnet, unter dem Schweigen und der Ruhe dieser heiteren Nacht wie, durch einen Zauber die melodischsten Akkorde erklingen.

Woher kamen diese lieblichen Töne? von welchem Orte? von weichem himmlischen Instrument? Ganz nahe dabei war die hohe Mauer des Klosters. Entführte der Ostwind der Orgel der Kirche diese bezaubernden Accorde, um sie den spärlichen Wanderern der Rue Saint-Jacques zu bringen?

War die heilige Cäcilie selbst vom Himmel in dieses fromme Haus herabgestiegen, um den Aschermittwoch zu feiern?



Erhob sich die Seele einer im Alter der Engel gestorbenen Novize bei den Tönen dieser göttlichen Harfen zum Himmel?

Die Melodie, welche unsere zwei jungen Leute hörten, war weder eine Opernarie, noch das heitere Solo eines vom Maskenballe heimkehrenden Musikers.

Eh war vielleicht ein Psalm, ein Kirchenlied, ein Blatt aus einer alten biblischen Musik gerissen.

Das von Rachel, welche ihre Sühne in Roma beweint und nicht getröstet sein will, weil sie nicht mehr waren.

Das war es; denn wenn man diese Melodie hörte, glaubte man, wie klagende Schatten als heilige Hymnen der Kindheit, als religiöse Melancholien von Sebastian Bach und Palestrina vorüberziehen zu sehen.

Hätte man dieser richtenden Fantasie einen Namen geben müssen, so würde man sie: *Resignation*, genannt haben.

Kein mehr oder minder ausdrucksvoller Name hätte sich besser geschickt.

Die Melodie nahm zu Gunsten des Musikers ein.

Der Musiker mußte melancholisch und ergeben sein, wie seine Musik; die zwei jungen Leute hatten gleichzeitig diese Idee.

Sie fingen also damit an, daß sie thaten, was sie hier zu thun beabsichtigten. Nämlich, daß sie die Hände waschen, wonach sie den Musiker aufzusuchen fest entschlossen waren

Nachdem die Operation beendet, brachte ihnen der Apotheker eine Serviette, wogegen ihm Jean Robert, um ihn für die Mühe, die man ihm gemacht, zu entschädigen, ein Fünf-Franken-Stück bot.

Um diesen Preis hätte sich der Apotheker gern dreimal in der Nacht stören lassen

Er verwickelte sich auch in Danksagungen.

Als Jean Robert dies sah, bat er ihn um Erlaubniß, noch einige Augenblicke im Hofe bleiben zu dürfen, um die klagende Melodie zu hören, die sich fortwährend mit der Überfülle der Improvisation verbreitete.

»Bleiben Sie, so lange Sie wollen,« antwortete der Apotheker.

»Doch Sie?« fragte Jean Robert.

»Ah! das belästigt mich in keiner Hinsicht, da ich meine Thüre wieder schließen und mich zu Bette legen werde.«

»Wie werden wir aber hinaus kommen?«

»Die Hausthüre wird bloß mit der Klinke und dem Riegel geschlossen: Sie brauchen nur den Riegel zu ziehen und die Klinke aufzuheben, und Sie sind auf der Straße.«

»Wer wird die Thüre wieder schließen?«

»Ah! bah! die Thüre! ich möchte so viel tausend Livres Einkommen haben, als sie im Jahre offen bleibt.«

»So geht Alles gut« sagte Jean Robert.

»Ja, Alles geht gut,« erwiderte entzückt der Apotheker.

Dann schloß er wieder seine Thüre und ließ die zwei jungen Leute als Herren des Hofes zurück.

Mittlerweile hatte sich Salvator einem Fenster des Erdgeschosses genähert, durch dessen Läden man Licht erblickte.

Offenbar kam aus dem Zimmer, auf das dieses Fenster ging, die Melodie.

Salvator zog die Läden an sich sie waren innen nicht angehakt und gaben nach.

Da erblickten sie durch eine Oeffnung des Vorhangs einen jungen Mann von ungefähr dreißig Jahren, der auf einem ziemlich hohen Tabouret saß und Violoncell spielte.

Obschon ein Musikheft auf einem Pulte, der vor ihm stand, geöffnet war, schien doch der junge Mann seine zum Himmel aufgeschlagenen Augen nie auf die Blätter zu senken; er schien sogar nicht einmal das Bewußtsein des Stückes, das er spielte, zu haben, seine Haltung war die eines Menschen, der der tiefsten Seelenpein preisgegeben ist; seine Hand führte maschinenmäßig den Bogen, doch seine Gedanken waren anderswo.

Es fand offenbar in ihm ein entsetzlicher Kampf statt, ohne Zweifel der Kampf des Willens gegen den Schmerz, denn von Zeit zu Zeit verdüsterte sich seine Stirne, und während er die traurigsten Accorde aus seinem Instrumente hervorgehen ließ, schloß er die Augen, als ob er, die äußeren Dinge nicht mehr sehend, mit ihnen das Gefühl seines inneren Schmerzes verloren hätte. Endlich schien das Instrument wie ein Mensch im Todeskampfe, einen herzerreißenden Schrei auszustoßen, und der Bogen entfiel den Händen des Musikers.

War die Seele besiegt, der Mensch weinte!

Zwei große stille Thränen flossen über seine Wangen.

Der Musiker nahm sein Taschentuch, wischte sich langsam die Augen ab, steckte das Taschentuch wieder ein, neigte sich, hob den Bogen auf, setzte ihn aus die Saiten seines Violoncells und nahm seinen Gesang gerade da wieder auf, wo er ihn unterbrochen hatte.

Das Herz war besiegt; die Seele schwebte über dem Schmerze mit den Flügeln der Stärke.

Die zwei jungen Leute hatten eine tiefe Aufmerksamkeit und ein mächtiges Interesse dem einsamen Drama gewidmet, das vor ihren Augen in Erfüllung gegangen.

»Nun?« sagte Salvator mit fragendem Tone.

»Es ist unglaublich!« erwiderte Jean Robert, eine Thräne trocknend, die am Winkel seines Auges perlte.

»Das ist der Roman, den Sie suchten. mein lieber Dichter; er ist hier in diesem armseligen Hause, in diesem Menschen, der leidet. in diesem Violoncell, das weint.«

»Kennen Sie diesen Menschen?« fragte Jean Robert.

»Ich? Ganz und gar nicht,« antwortete Salvator; »ich weiß seinen Namen nicht; ich habe ihn nie gesehen; doch ich brauche ihn nicht zu kennen, um ihnen zu sagen. daß in ihm eines der düstersten Blätter vom Buche des menschlichen Herzens ist. Der Mann, der seine Thränen abwischt und mit dieser Einfachheit wieder zum Werke schreitet, ist ein starker Mann, das schwöre ich Ihnen, und daß dieser Mann geweint hat muß sein Schmerz ungeheuer sein. Treten wir ein und bitten wir ihn, uns seine Geschichte zu erzählen.«

»Was denken Sie?« versetzte Jean Robert. Indem er stehen blieb.

»Ich denke sogar nur hieran.« antwortete Salvator.während er auf die Thüre zuschritt und den Klopfer oder die Glocke suchte.

»Und Sie glauben, fragte Jean Robert, der seinen Gefährten zum zweiten Male zurückhielt. »Sie glauben, dieser Mann werde sein Unglück dem Ersten dem Besten, der ihn darum ersucht, erzählen?«

»Einmal sind wir, nicht die Ersten die Besten, Herr Jean Robert: wir sind. . .«

Salvator unterbrach sich. Jean Robert hoffte einen Blitz entschlüpfen zu sehen, mit dessen Hilfe er im vergangenen Leben seines Gefährten lesen oder wenigstens buchstabieren würde.

»Wir sind Philosophen,« fuhr Salvator fort.

»Ah! ja, Philosophen.« versetzte Jean Robert ein wenig verdrießlich.

»Überdies sehen wir weder wie betrunkene Magister, noch wie muthwillige Studenten, noch wie neugierige Spießbürger aus; unser Diplom als ehrliche Leute ist auf unsere Stirne geschrieben. Ich weiß nicht welche Meinung Sie beim ersten Anblick von mir gehabt haben, doch ich bin im Stande, zu behaupten, daß Jeder, der Sie sieht, und wäre es auch nur einmal, bereit sein wird, Ihnen sein Geheimniß zu geben, wie ich Ihnen meine Hand gebe.

Hierbei reichte Salvator dem jungen Manne die Hand, als ein Patent der Redlichkeit einem

redlichen Menschen gegeben

»Treten wir also mit hoher Stirne ein; alle Menschen sind Brüder und sich Beistand schuldig, alle Leiden sind Schwestern und sich Hilfe schuldig.«

Diese Worte wurden mit einem Gefühle unbeschreiblicher Schwermuth ausgesprochen.

»Vorwärts also, da Sie es wollen!« sagte Jean Robert.

»Habe ich nicht alle Ihre Bedenklichkeiten gehoben, und haben Sie mir noch eine Einwendung zu machen?«

»Nein, Gleichwohl bin ich nicht so sicher als Sie, daß uns der Musiker günstig aufnehmen wird.«

»Er leidet, also ist es für ihn Bedürfniß. zu klagen, sprach Salvator; »wir werden für ihn providentielle Wesen, Abgesandte Gottes werden. Der verzweifelte Mensch hat nichts zu verlieren, er kann nur gewinnen, daß man seinen Kummer theilt. Treten wir also muthig ein, und bleibt Ihnen ein Schatten von Zaudern, so sage ich Ihnen, daß es nun nicht mehr die Neugierde ist, was mich antreibt, sondern die Pflicht.«

Und ohne die Antwort von Jean Robert abzuwarten, that Salvator, der weder Klopfer noch Glocke gefunden, drei kleine Schläge auf die Weise der Freimaurer an die Thüre.

Während dieser Zeit studierte Jean Robert durch die Scheibe die Wirkung welche diese Unterbrechung auf den Violoncellisten hervorbringen würde.

Dieser stand auf, legte seinen Bogen auf das Tabouret, lehnte sein Instrument an die Wand an und öffnete die Thüre, ohne das geringste Zeichen des Erstaunens von sich gegeben zu haben.

Diese Ruhe war vollkommen im Einklang mit der von Salvator ausgesprochenen Meinung.

Entweder erwartete dieser Mann Jemand. — und wen konnte er erwarten, wenn nicht einen Tröster?

Oder er war genug abgelöst von den Dingen, dieser Welt, daß ihn fortan nicht, was von der Welt kam, in Erstaunen setzte, und dann mußte er ohne Vergnügen, aber auch ohne Aerger die zwei jungen Leute empfangen.

»Mit wem habe ich die Ehre, zu sprechen?« fragte er, als er Salvator und Jean Robert erblickte.

»Mit unbekanntem Freunden,« antwortete Salvator.

Dieses Wort genügte dem Violoncellisten.

»Treten Sie ein,« sagte er, ohne sich mehr um den seltsamen Besuch und die Stunde der

Nacht, in der er gemacht wurde, zu bekümmern.

Die beiden jungen Leute folgten ihm; Jean Robert, der zuletzt eintrat, schloß die Thüre hinter sich.

Sie befanden sich nun in eben dem Zimmer, wo sie den Musiker durch die Fensterscheiben gesehen hatten.

Es war ein Zimmer, das durch seine Einfachheit in Erstaunen setzte und entzückte; nicht einmal ein Zimmer, ein Stübchen, jedoch köstlich, reinlich und weiß von oben bis unten; eine wahre Nonnenzelle, was die Spärlichkeit der Meubles betrifft; ein wahrer Mädchenpalast hinsichtlich des zarten, bescheidenen Geschmacks, der ihre Wahl dictirt hatte. Man war, wenn man eintrat ganz erstaunt, einen jungen Mann in diesem Zimmer zu sehen; die Röthe würde Euch zu gleicher Zeit zu Gesichte gestiegen sein, da Euch der Gedanke gekommen wäre, der junge Mann hätte diesem keuschen Neste Gewalt anthun können. War es nicht das Lager eines Kindes, was man hinter diesem Vorhang von weißer Mousseline erschaute? Diese Zwergrosenstöcke, welche in kleinen Kristallgläsern blühten, war das nicht Spielzeug eines Kindes? Welche Hände pflegten diese lieblichen Vögel, die in ihren Kästchen flatterten, wenn nicht die eines zwölfjährigen Mädchens? Entweder war es nicht das Zimmer des Jungen Mannes, oder es wohnte ein Mädchen bei ihm: seine Schwester ohne Zweifel; und dennoch schien nach dem ersten Anblick der Musiker allein zu wohnen.

War es erlaubt, zu denken, eine andere Frau als eine Schwester habe das Recht, in dieses Zimmer einzutreten? Nein.

Das Zimmer war keusch; die Stirne des jungen Mannes klar.

Nie war eine unreine Frau in diesem Zimmer gewesen.

Nie hatte der Schatten eines schlimmen Gedankens die Oberfläche dieser Stirne gerunzelt.

Es fand sich eine Erklärung.

Ja, dieser junge Mann wohnte hier; doch seine Schwester trug Sorge für sein Zimmer, wusch es blänkte es, schmückte es mit seinen Blumen.

Wie konnte man also traurig sein in diesem heitern Winkel?

Von dem Violoncellisten eingeladen, sich zu setzen, wollten die jungen Leute dies nicht thun, bevor sie ihm den Zweck ihres Besuches erklärt hätten.

»Mein Herr,« sprach Salvator. »erlauben Sie mir, eine Frage an Sie zu richten, ehe ich mich bei Ihnen niederlasse. Liegt es in der Macht eines Menschen, das Unglück zu erleichtern, das Sie zu erdulden scheinen?«

Der Violoncellist schaute den, welcher diese philosophische Frage an ihn richtete, mit derselben Ruhe an, von der er einen Beweis gegeben, als er Morgens um drei Uhr, ohne nur zu

fragen: »Wer ist da?« seine Thüre geöffnet hatte.

»Nein, mein Herr« erwiderte er einfach.

»Dann entfernen wir uns,« versetzte Salvator. »Lassen Sie uns Ihnen indessen immerhin in Form einer Entschuldigung sagen, warum wir uns Sie zu stören erlaubt haben. Dieser Herr (Salvator deutete mit dem Finger auf Jean Robert), dieser Herr ist im Begriff, ein Buch über die Leiden des Menschen zu machen; er studirt, wann er kann, wo er kann. Als wir in den Hof eintraten, hörten wir Sie; wir näherten uns, und durch die Scheiben dieses Fensters sahen wir Sie weinen.«

Der junge Mann gab einen Seufzer von sich.

Salvator fuhr fort:

»Was auch die Ursache Ihres Schmerzes sein mag, Ihre Thränen haben uns tief bewegt, und wir sind gekommen, um Ihnen unsere Börse anzubieten, wenn Sie dürftig sind, unserm Arm. wenn Sie schwach sind, unser Herz wenn Sie betrübt sind.«

Die Augen des Violoncellisten befeuchteten sich mit Thränen; diesmal waren es aber Thränen der Dankbarkeit.

Es war in den Worten von Salvator, in dem Tone mit dem sie gesagt worden, in der Physiognomie, die sie begleitete, in der ganzen Person des edlen jungen Mannes eine solche Redlichkeit, eine solche Größe, eine so tiefe Zärtlichkeit für seines Gleichen, daß man sich sympathetisch zu ihm hingezogen fühlte.

Hingetrieben durch diese unwiderstehliche Anziehungskraft, reichte ihm der Violoncellist beide Hände, und er sprach:

»Ich beklage diejenigen, welche ihre Wunde vor den Menschen verbergen, besonders, wenn sie blutet! Brüdern seine Wunden zeigen heißt sie dieselben vermeiden lehren. — Setzet Euch, Brüder, und höret mich an.«

Die zwei jungen Leute machten es sich jeder nach seinem Gefallen bequem, das heißt. Jean Robert streckte sich in einem Fauteuil aus, und Salvator lehnte sich stehend an die Wand an.

Der Mann mit dem Violoncell begann.

---

### XIII.

#### Der Zögling und sein Professor.

Und nun erlaube uns der Leser, unsere Erzählung an die Stelle von der den Violoncellisten zu setzen; die Erzählung wird vollständiger werden, da wir die Fähigkeit haben, von diesen vortrefflichen Manne, den wir in Scene gebracht, zu sagen, was seine Bescheidenheit ihm selbst zu sagen nie erlauben würde.

Sieben Jahre vor dem Tage, wo sich der Perstyl der riesigen Geschichte geöffnet hat, in welche einzugehen wir uns durchaus nicht gefürchtet, gleich das Zimmer, das der Violoncellist bewohnte, und über das die zwei jungen Leute so sehr erstaunt gewesen waren, entfernt nicht dem, welchen wir in seiner reizenden Einfachheit beschrieben haben.

Statt den weißen Mousselinvorhanges, der das Bett umgab und dem Alcoven das Ansehen einer kleinen Kapelle verlieh; statt der auf dem Kantine stehenden Jungfrau von Stuck, die ihre beiden Arme über die Bewohner diesen Zimmern wie einen ewigen Segen ausstreckte; statt der zwei Leuchter mit ihren rosenfarbigen Kerzen, welche wie der Mousseline des Bettes und der Statuette der Jungfrau diesem Aufenthaltsorte einen Duft von Ruhe und Sammlung gaben, war es eine Art von niedriger, geplatteter, enger, kalter, feuchter Stube, ohne wohlriechende Blumen, ohne singende Vögel, Ihm Tapeten.

Die einzigen Zierathen der Wände bestanden in alten Stiche in geätzter Manier die *Melancholie* von Albrecht Dürer vorstellend, und dem Stiche gegenüber in einem kleinen Spiegel mit gelbem Holzrahmen, über dem zwei Buchszweige im Kreuze angebracht waren; der Hintergrund der Stube war verborgen durch einen großen Vorhang von grüner Sarsche, der mit Nägeln an den Balken der Decke befestigt, bis auf die Platten herabfiel, welche als Fußboden dienten: das war ohne Zweifel ein Schleier von befreundeten Händen vorgezogen, um vor dem Besuche das schmerzliche Schauspiel eines dürftigen Lagers zu verdecken.

Diese Stube war, mit einem Worte, die elendste traurigste Wohnung, die man sich möglicher Weise vorstellen kann; man fühlte sein Herz tief bewegt, wenn man umherschaute, denn man würde vergebens einen einzigen Punkt gesucht haben, wo das Auge angenehm hätte ausruhen können: die Wände schwitzten Nothdurft; die Balken der Stubendecke, die sich unter der Last bogen, welche sie vielleicht seit dreihundert Jahren trugen, drohten Untergang; die Atmosphäre war schwer, verdorben.

Erblickte man die Klappe, die man an der Thüre angebracht hatte, so schauerte man, wie wenn man einen Kerker besucht. «

Es war weniger die Zelle eines strengen Venobiten, als die Kammer eines armen Narren. «

Mit Ausnahme eines alten eichenen Tisches einer schwarz ungemalten hölzernen Tafel, um Demonstrationen mit der Kreide darauf zu machen, eines Pultes, auf dem ein dicker Band, ohne

Zweifel die Werke von Händel oder die Psalmen von Marcello enthaltend. lag; mit Ausnahme einer ziemlich langen Bank, auf der acht bis zehn Personen Platz hatten, eines hohen Schemels und eines Strohstuhls, war das Innere der Stube so kahl als die Wände.

Derjenige, welcher diese Stube bewohnte, war ein armer Schulmeister des Quartier Saint-Jacques.

Zu jener Zeit, nämlich im Jahre 1820, war es ihm durch große Geduld gelungen, eine kleine Kinderschule zu gründen.

Gegen die mäßige Summe von fünf Franken monatlich, die man ihm nicht immer pünktlich bezahlte lehrte er, nach seinem Programm, das Lesen, das Schreiben, die heilige Geschichte und die vier Species des Rechnens, in Wirklichkeit lehrte er aber viel mehr, als sein Programm versprach.

Der Sohn eines armen Pächters der Provinz, war er in einem Alter von zehn Jahren in das Collège Louis-le-Grand geschickt worden; kaum hatte man die Bücher vor ihm geöffnet, da erkannte der verständige Professor, dessen Sorge er anvertraut worden; in dem Knaben ungewöhnliches Geschick und seltene Anlagen.

Dieser Professor, ein bescheidener, wackerer Mann, alt an Jahren, jung an Herz, ein Baum, der in der Sonne der Welt steige getrieben und Früchte getragen hätte, der aber, der warmen Luft und der belebenden Säfte beraubt, hinter den feuchten, bemoosten Mauern seines Collège verkrüppelt war. faßte nach Verlauf eines Jahres Freundschaft für ihn und schloß sich ihm so zärtlich an, als sich nur ein Vater seinem letzten Kinde anschließen könnte.

Er war auch vor dreißig Jahren aus seiner Provinz nach Paris gekommen; gleichsam in fremder Sphäre inmitten dieser Gesellschaft in verjüngtem Maßstabe, die man das Collège nennt, umgeben von Familiensöhnen, reichen jungen Leuten, hatte er, ein armer Knabe, wie sein junger Schüler, in dem er sich wiederaufleben sah, sich mehr als einmal nach dem grünen Fußpfade zurückgesehnt, der nach dem väterlichen Pachthofe führte; mehr als einmal hatte er bittere Thränen bei der Erinnerung an die Freiheit geweint die man in der Luft seiner Heimath athmete, wie sein Zögling endlich, hätte er die Augen geschlossen, um die Vergangenheit zu vergessen, und er hatte sich blindlings auf den rauhen, holprigen Weg der Wissenschaft geworfen, wo der Hellsehendste sich immer an irgend einem unauflösbaren Problem, an einer unbekanntem Theorie stößt.

Diese sympathetische Aehnlichkeit der Armuth, des Verstandes und der Vereinzelung gab von Anfang an, wir glauben dies schon gesagt zu haben. dem alten Professor die tiefste Zuneigung für den kleinen Justin. So hieß der Knabe.

Indem er ihm die erstere Tropfen der Wissenschaft einflößte, bemühte er sich. für ihn ihre Bitterkeit zu mildern;; er reichte ihm die Hand in den dichten Gestrüppen, welche die ersten Zugänge des Studiums versperrten; er hielt von ihm die scharfen Dornen, die brennenden Nesseln ab; seine Sorgsamkeit scheute keine Mühe. um ihm unter seinen Schritten einen leichten Pfad durch das Dickicht dieses unbekanntem Landes zu bahnen.



Justin seinerseits faßte für seinen alten Lehrer eine Zärtlichkeit so reich wie die eines Sohnes. so dankbar und ehrfurchtsvoll wie die eines Schülers.

Sobald die Erholungsstunde geschlagen hatte, durchschritt er, nachdem er Bücher und Hefte in seine *Baracke* eingeschlossen, wie man im Collége sagt, mit ein paar Sprüngen den Hof, und mochte er nun kein Vergnügen an den Spielen finden, hatte er keinen Freund von seinem Alter, oder war sein einziger Kamerad, sein einziger Freund sein alter Professor, sobald die Erholungsstunde geschlagen hatte, sagen wir, suchte er ihn in seinem Zimmer auf, und nun begann die süßeste Plauderei unter ihnen.

Bald war es die Geschichte, bald waren es die Mythologien oder die Reisen, die den Gegenstand dieses Gespräches bildeten; bald waren es die Werke der alten Dichter oder der großen Künstler, die man die Revue passieren ließ.

Drang plötzlich ein heiterer Sonnenstrahl, etwas wie eine Erinnerung an die Fluren, wie einen Wohlgeruch der Wälder mit sich bringend, ins Zimmer ein, da trieben die Verse von Virgil und Homer, diesen großen Priestern der Natur, auf ihren Lippen, wie die Blumen im Monat April aus der Erde hervorkommen; der Greis bewunderte die Dichter durch die Natur und ließ den Knaben die Natur durch die Dichter anschauen.

Der Sonntag war es besonders, der im Flügel seines weißen Kleides die süßesten Stunden der Woche brachte.

An der Ecke des Kamins im Winter, in den Wäldern von Versailles, von Meudon und von Montmorency im Sommer war man einen ganzen Tag mit einander zuzubringen berechtigt.

Oh! diesen sechs Tage lang so sehr ersehnten Tag, wie benützte man ihn, indem man eine lange Diskussion über irgend einen streitigen Punkt in Angriff nahm.

An einem Tag war es ein alter Kamerad des Professors, der ihm einen Besuch gemacht, an einem andern Tag war es der Brief von der Familie, den man zehnmal las; kurz es war immer eine lehrreiche oder interessante Plauderei.

Wenn zufällig, — ein Zufall, der sich nicht nur einmal im Jahre wiederholte, — der Lehrer zu einer Feierlichkeit, zu einem officiellen Mallet zum Obervorsteher oder zu einem hohen Funktionär der Universität gerufen wurde, wohin er Justin nicht mitnehmen konnte. so brachte dieser die Recreationen des Sonntags damit zu, daß er spazieren ging mit einem Knaben seines Alters, der arm und vereinzelt wie er, aber von einer Intelligenz, welche so widerspenstig war, als die seine leicht erfassend.

Es war dies fast der einzige Kamerad, den er im Collége hatte, nicht als wären ihm die andern Zöglinge widerwärtig gewesen: im Gegentheil, er hätte Jedermann geliebt; doch er war von Allen verlassen.

Die Ungleichheit des Vermögens trennt schon die Kinder in der Lehranstalt, wie sie die Männer später in der Gesellschaft trennen wird, und die zwei Schüler, deren Schatten man

vereinigt sich auf die großen Wände der Pallisade im Reactionshofe werfen sieht, sind immer zwei Arme oder zwei Reiche.

Eines Tage offenbarte sich der alte Lehrer von Justin diesem unter einer ganz neuen Form.

Längst hatte er ihm eine ebenso angenehme, als unerwartete Ueberraschung vorbehalten. Das Zimmer, das der gute Herr Müller, — dies war der Name des alten Professors, — bewohnte, lag über der Krankenstube; man war also zur äußersten Behutsamkeit genöthigt, und der Boden war so dünn, daß man die leichtesten Tritte schallen hörte. Bei seiner Seelengüte hatte der alte Professor bange, die geringste Störung in der Ruhe der Kranken zu verursachen; aus diesem Grunde hatte er darauf Verzichtet, die einzige Leidenschaft, welche je sein Herz schlagen gemacht, zu befriedigen: er betete die Musik an und spielte Violoncell mit der Wissenschaft und der Liebe eines deutschen Violoncellisten.

Seit den drei Jahren, die er dieses unglückliche Zimmer bewohnte, — ein Datum, das ungefähr mit dem Eintritt von Justin ins Collége zusammenfiel, — hatte er weder seinen Bogen, noch sein Violoncell berührt, und dennoch wartete er, ohne sich zu beklagen, auf den Augenblick, wo er in dem neuen Zimmer, das man für ihn bestimmte und ihm seit achtzehn Monaten versprach, seine Lieblingsbeschäftigung wieder aufnehmen könnte.

Dieser sehnsüchtig erwartete Tag kam endlich.

Es war eine süße Ueberraschung für Justin, als er den in seine neue Wohnung eingesetzten, geliebten Meister die ersten Arcorde dem Violoncell, diesem Instrumente so ernst und schwermüthig wie eine Klage der Wälder, entlocken hörte.

Justin gerieth in eine tiefe Extase, und so lange Herr Müller spielte, hörte er mit gefalteten Händen zu.

Von diesem Augenblick an ließ Justin nicht eine Minute seinem alten Professor Ruhe, bin er ihm von diesen so lange eingeschlafenen Harmonieschätzen mitgetheilt, welche erwachend alle Fibern seiner Seele in Bewegung gesetzt hatten.

Jeden Tag kam Justin, um seine Lection zu nehmen, das heißt, jeden Tag widmete der junge Mensch der Musik die Zeit, die er vorher der Recreation gewidmet, welche übrigens nie etwas Anderes, als eine unter dem Anscheine des Vergnügens verkleidete Arbeit gewesen war.

Dann entzifferte man die Werke der Meister, man verglich die Alten mit den Neuen, Porpora mit Weber, Bach mit Mozart, Haydn mit Cimarosa; man brandmarkte die Plagiatores, man machte die Geschichte der Musik seit ihrem Anfange beim Gregorianischen Gesang bis auf Gui von Arezzo und von Gui von Arezzo bis auf unsere Tage; — sodann kam man von der Musik, — jedoch nur in der Art der Episode, — aus die Malerei und die Poesie, diese zwei Schwestern. zurück; kurz, wie der Lehrer einst seinen Zögling auf die grünen Ebenen der Wissenschaft geführt hatte, führte er ihn nun auf die azurblauen Ebenen der Kunst.

Aber diese durch eine sanfte und zugleich geschickte Hand in das Herz des Knaben

geworfenen Samen keimten, blühten und trugen Früchte in der Vereinzelung Beider.

Die Vereinzelung hat das Gute, daß sie den Menschen zwingt, die unaussprechliche Zartheit zu begreifen, welche in ihm ist, eine Zartheit, von der er, verloren in dieser egoistischen Gesellschaft, die uns die Hälfte unseres Lebens, raubt, nie etwas müßte; die Vereinzelung gewöhnt den Menschen daran, eine beständige Rückkehr zu sich selbst zu machen: das ist die tägliche Sammlung.

Es ist eine ganze Religion in der Einsamkeit! die Vereinzelung macht die Schlechten gut, die Guten besser. Ja der Stille spricht Gott zum Herzen der Menschen; in der Einsamkeit spricht der Mensch zum Herzen Gottes.

Die Vereinzelung zu zwei ist noch besser, als die alleinige Vereinzelung! die Vereinzelung zu zwei ist ein Traum, ein Feenmärchen.

Das war der Traum des alten Lehrers und seines Zöglings, ein Traum von sieben Jahren, dem sie der Kummer plötzlich entzog.

Eines Morgens, an einem Sonntag im Februar 1814, kam der wöchentliche Brief, der Familienbrief.

Er war schwarz gesiegelt.

Das war nicht die Handschrift des Vaters, das war nicht die Handschrift der Mutter.

War der Vater gestorben? war die Mutter gestorben?

Wenn der Vater oder die Mutter lebte, warum verkündigte nicht der überlebende Theil die erschreckliche Nachricht?

Justin entsiegelte zitternd den Brief.

Das Unglück ging weiter, als die traurige Ahnung hatte vorhersehen können

Die Kosaken hatten die Ernte verwüstet, die Speicher geplündert, den Pachthof in Brand gesteckt; der Mutter, die sich auf das Bett ihrer Tochter geworfen, um sie den Flammen zu entreißen waren, die Augen verbrannt worden.

Die Mutter war blind!

Doch der Vaters warum hatte der Vater nicht geschrieben?

Der Vater, ein alter Soldat der Republik hatte, als er den Umfang seines Unglücks gesehen, den Kopf verloren; er hatte seine Flinte genommen und eine Jagd auf Kosaken angefangen.

Er tödtete neun derselben.

In dem Augenblick aber, wo er auf den zehnten anlegte, ohne zu bemerken, daß er selbst in einen Hinterhalt gefallen war, gingen ein Dutzend Schüsse zugleich los: zwei Kugeln durchbohrten seine Brust; eine dritte zerschmetterte ihm den Schädel!

Er stürzte todt zu Boden.

Der Lehrer theilte den Gram des Schülers; die Thränen des Greises und die des Kindes vermengten sich; aber Thränen und Klagen Vermochten nichts: man mußte sich verlassen.

Justin umarmte seinen zweiten Vater; — der Professor verdiente wohl diesen Namen, denn hatte der junge Mensch vom Ersten das Leben des Körpers empfangen, so hatte er vom Zweiten das Leben der Seele erhalten; und die zwei Freunde trennten sich.

---

## XIV.

### Der Kampf des Lebens.

Der Vater todt, die Mutter blind, die Schwester noch zu jung, um zu arbeiten, das Haus verbrannt, die Ernte vernichtet, — was konnte der arme Justin thun? — Ein Knabe von sechzehn Jahren!

Er schrieb Alles dies seinem alten Professor, und bat ihn um Rath.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

Herr Müller rieth Justin lebhaft, nach Paris zurückzukommen. War Paris nicht das Land der Mittel und Quellen?

Ueberdies würde er da seien um ihn mit allen seinen Kräften zu unterstützen.

Der wackere Mann war arm; doch er hatte Niemand auf der Erde, und so war er reich.

Er stellte seinen kleinen Schatz, die Ersparnisse von zehn Jahren, zur Verfügung von Justin, und er lud ihn ein in einem Hause in der Nähe des seinigen abzusteigen.

Es wäre Hochmuth gewesen, dies auszuschlagen; Justin kam nicht einmal ein solcher Gedanke: er nahm an.

Da geschah es, daß er sich in Paris in dem Hause des Faubourg Saint-Jacques, wo Jean Robert und Salvator eingetreten waren, niederließ.

Er nahm sein Quartier in der elenden Stube, von der wir unsern Lesern einen Begriff zu geben versucht haben.

Ein Jahr lang bewarb er sich vergebens auf allen Seiten um Lectionen.

Jeder lachte diesem Professor von fünfzehn und einem halben Jahre ins Gesicht.

Erst im zweiten Jahre erhielt er einige Repetitionen; doch das wenige Geld, das sie eintrugen, genügte entfernt nicht für die Nahrung von drei Personen.

Diese Repetitionen nahmen ihm nur drei Stunden im Tage weg; er suchte, welchen andern Erwerbszweig er betreiben könnte.

Da erfuhr er, die Stelle eines Musiklehrers an einem Pensionat von jungen Mädchen sei erledigt: er präsentierte sich, versehen mit einem Empfehlungsbriefe von Herrn Müller an die Vorsteherin der Anstalt.

Justin wurde mit offenen Armen empfangen.

Der gute alte Meister hatte in seinem Briefe gesagt, man würde ihm einen wahren Dienst erweisen, wenn man seinen Schößling annähme und ihm die erledigte Stelle gäbe. Der junge Mann habe es nöthig, fügte er bei.

Die Vorsteherin der Anstalt, welche wußte, daß Herr Müller arm war, dachte, sie werde wohlfeilen Kaufes ihren Zweck erreichen.

Sie bot ihm zwanzig Franken monatlich an.

Der alte Professor, der auf seinen Zögling stolz war, rieth ihm, dies auszuschlagen.

Justin nahm das Gebot an.

Mit diesen zwanzig Franken monatlich und dem Gelde der Repitionen konnte man leben. — allerdings bescheiden, sehr bescheiden leben; doch das materielle Leben war gesichert.

Von dieser Seite hatte man also keine ernste Ursache der Besorgniß: die Vergangenheit war schwarz, die Gegenwart war nur düster.

Wo die Unruhe anfang, das war, wenn man den Namen des theuren Meisters im Hause ausgesprochen hatte.

Und die Stunde schlug nicht ein einziges Mal in der Kirche Saint-Jacques-du-Haut-Pas, ohne daß dieser Namen ausgesprochen wurde.

Man war ihm den von ihm geborgten Schatz schuldig: eine Summe von tausend Franken, eine ungeheure Summe, welche Justin nicht einmal in einem Jahre verdiente; wie sie zurückbezahlen? wie Arbeit finden?

Man bewarb sich überall darum.

Wir wiederholen: die Mutter war blind; die Tochter war fleißig, aber von schwächlicher Gesundheit und fast immer krank.

Ein Holzhändler des Boulevard Mont Parnasse brauchte zweimal wöchentlich einen Buchführer.

Justin begab sich zu ihm.

Sein Anzug, ohne sehr dürftig zu sein, war doch höchst bescheiden; der Holzhändler gab fünfzig Franken seinem Vorgänger, einem Vorstadt-Dandy, der nur kam, wenn er keinen Sou mehr in der Tasche hatte, oder wenn ihm seine Liebesabenteuer Zeit ließen.

Der Holzhändler bot Justin fünf und zwanzig Franken: Justin nahm es an.

Mit der strengsten Sparsamkeit brauchte Justin vier Jahre, um die tausend Franken, die er nöthig hatte vollständig zu machen.

Seine Repititionen im Griechischen und Lateinischen, seine Lectionen in der Musik seine Buchführung nahmen ihm nicht mehr als acht Stunden im Tage weg.

Es blieben ihm noch vier Stunden Tag und zwölf Stunden Nacht.

Er suchte neue Schüler und einen neuen Gewerbszweig. Justin fühlte sich zu Allem fähig, gestützt auf die doppelte Pflicht seine Mutter und seine Schwester zu erhalten und dem guten Müller sein Darlehen zurückzubezahlen.

Ein neuer Erwerbszweig war leichter zu finden, als neue Schüler.

Es fand ihn.

»Ein paar Schritte vom Hause, ein wenig weiter oben in der Vorstadt, war eine Typographie, wo eine täglich erscheinende Zeitung gedruckt wurde; der Factor, — ein braver Bursche, der wahrscheinlich zwölf Jahre voraus die Revolution von 1830 kommen fühlte, — brach, ohne Zweifel müde, die Bogen royalistischer Elemente seines Patrons, einen hohen Angestellten im Ministerium, zu corrigieren, — der Factor, sagen wir, brach eines Morgens seine Kette, öffnete seine Flügel und entflog.

Der Eigenthümer den Journale und der Drucker, welche am Abend in Verlegenheit waren, wie sie die Correkturen ihres Blattes sollten besorgen lassen, erfuhren, es wohne in der Nachbarschaft ein junger Mann, der mit den für diese mühsame Arbeit erforderlichen Eigenschaften begabt sei.

Man fragte ihn, ob er diese Stelle annehmen wolle.

Diese Stelle war das gelobte Land für Justin.

Justin war so glücklich, nichts von der Politik zu wissen, mit der sich zu beschäftigen er keine Zeit gehabt; so sehr sein Herz hassen konnte, haßte er die Fremden welche in Frankreich eingefallen waren, die Kosaken, die seinen Pachthof angezündet, die Augen seiner Mutter verbrannt seine Schwester zur Waise gemacht hatten.

Meinung hatte er aber keine, oder vielmehr, das arme, ehrliche Wesen! er hatte nur eine, seine Mutter und seine Schwester ernähren; dies tausend Franken Herrn Müller zurückbezahlen.

Man bemerkte ihm, er müsse zwei Drittel der Nacht arbeiten: er nahm dennoch an.

Als man ihn fragte, wie viel er als Verdienst verlangte, antwortete er: »Was Sie wollen.«

Er trat also um die Mitte des Jahres 1818 als Faktor in diese Druckerei ein.

Ein Jahr nachher, auf den Tag, hatte er seinem alten Lehrer die tausend Franken, die dieser

ihm geliehen, zurückbezahlt.

Wieder ein Jahr später hatte er sechshundert Franken erspart.

Welche schöne Träume machte der arme Justin! er sah sich nach Verlauf von vier Jahren mit einer Mitgift von dreitausend Franken für seine Schwester und vierhundert Franken für die Hochzeitkosten ausgerüstet.

Aber er! er, was war er? Ein Arbeiter, ein Tagelöhner, eine Mühle, deren Ticktack nur von zwei Uhr bis sechs Uhr Morgens still stand.

Von diesen Menschen sprechend, hat ein frommer Mund gesagt: »Arbeiten ist beten.«

Der Traum von Justin hatte das Schicksal von jedem Traume: er entschwand.

« Justin wurde krank, schwer krank eine Hirnhautentzündung führte ihn in acht Tagen an die Pforte des Grabes.

Ein hitziges Fieber, das sie in ihrem Gefolge hatte fesselte ihn zwei Monate an sein Bett.

Ein russisches Sprichwort sagt: die Mißgeschicke kommen in Truppen.

Dieses russische Sprichwort hat Recht, wie wenn es ein französisches oder ein spanisches wäre.

Sobald der arme Justin krank war, entging ihm Alles.

Die Musiklektionen wurden einem von der Mode begünstigten Pianisten übertragen. der keine nöthig hatte; doch er war in der Mode; er kam auch nur, wenn er zu kommen Zeit fand.

Die Buchführung wurde dem Dandy zurückgegeben, der sich gebessert zu haben behauptete.

Das royalistische Blatt hatte Bankerott gemacht; es war getödtet worden durch die Heftigkeit, mit der es *die unfindbare Kammer* zu unterstützen gesucht.

Da aber ein Factor ohne Zeitung ein Luxus war, den sich der verstorbene Eigenthümer nicht erlauben konnte, so Dunkle das gefallene Journal den Faktor ab.

Es blieben die Repetitionen.

Zum Unglück hatte man die Ferienzeit erreicht, und alle Zöglinge waren abgereist.

Glücklicher Weise aber war der gute Müller da; Müller, die Providenz der armen Familie, der Mann, durch den Gott ersetzt worden war, als Gott, mit dem Sturze eines Reiches beschäftigt, seine Blicke von dem demüthigen, in Brand gesteckten Pachthofe abgewandt hatte.

Man hatte ihm seine tausend Franken zurückgegeben: man konnte ihn wieder darum bitten.



Justin machte ihn zum Gegenstand seines ersten >Ausgangs, zum Ziele seines ersten Besuches.

Er schleppte sich, noch schwach, indem et sich an den Wänden hielt, zum Professor.

Er fand ihn in seinem Zimmer auf einem kleinen Koffer sitzend, den er so eben geschlossen hatte.

»Ah! bist Du da, Junge!« sagte er, »es freut mich sehr, zu sehen, daß es besser geht.«

»Ja, Herr Müller« erwiderte Justin, »und Sie sehen. mein erster Besuch war Ihnen bestimmt.«

»Ich danke. . . Bei meiner Treue, ich war im Begriff, von Dir Abschied zu nehmen, Dir Lebewohl zu sagen.«

»Wie! Sie reisen also?« fragte Justin mit Besorgniß.

»Ja. mein Freund, ich mache meine große Reise.«

»Welche große Reise?«

»Ich sprach nie mit Dir davon, weil Du, wenn ich davon gesprochen hätte, nicht die tausend Franken, die Du mir zurückgegeben, von mir entlehnt haben würdest.«

»Mein Gott!« murmelte Justin.

»Ich habe Dir gesagt, ich sei von derselben Stadt, wie der berühmte, der große Weber; als Kinder kannten wir uns; als junge Leute liebten wir uns; als Mann habe ich ihn bewundert! . . . Immer gelobte ich mir, nicht zu sterben, ohne den Autor vom *Freischütz* und von *Oberon* wiedergesehen zu haben; durch angestrengte Arbeit, — Du weißt. was das ist! — hatte ich mir tausend Franken erspart, um diese Krone der Freude und des Stolzes meinem Alter aufsetzen zu können; ich war im Begriffe abzureisen, als Du meine armen tausend Franken brauchtest. Ich sagte: »»Bah! wir sind noch jung: Gott wird Weber und mich lange genug leben lassen, daß Justin Zeit hat, mir die tausend Franken, die ich ihm anbieten will, zurückzugeben.««

»Theurer Herr Müller!««

»Ich habe sie Dir angeboten, mein Kind; Du hast sie genommen; ich sah, wie Du Dich anstrengetes, armer Galerensclave der Ehre, um es dahin zu bringen, daß Du mir das Geld zurückgeben könntest, und ich alter Egoist, der ich Dir hatte sagen müssen: »»Arbeite weniger, Du hast Zeit die Jugend hat Mittel. doch man muß sie schonen!«« ich sagte Dir nichts von Allem dem mein liebes armes Kind, und ich bitte Dich deshalb um Verzeihung. . . Ich ließ Dich machen;. . . allerdings hörte ich immer wiederholen: »»Der arme Weber ist krank; er hat es auf der Brust und wird es nicht lange treiben!«« Abgesehen davon, daß in seiner Musik die letzten Seufzer einer entfliehenden Seele waren. In Folge von Entbehungen hast Du mir die tausend Franken zurückgegeben; Du wirst aber wenigstens zugestehen, daß ich nie hierüber mit Dir sprach.«

»Ach! Herr Müller!. . .«

»Nein. ich schwöre Dir, mein armes Kind, das ist ein Bedürfniß für mich! Kaum hatte ich das Geld in den Händen. als ich mir sagte: »»Gut, das wird für die Ferien sein!«« Du begreifst? wenn Weber, den ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen habe, sterben würde!. . . Aber, Gott sei Dank! ich werde ihn zuvor umarmen!. . . Oh! der liebe große Mann! ich habe gestern einen Brief von ihm erhalten; er ist in Dresden beschäftigt, eine deutsche Oper für den König von Sachsen zu componieren. Diesen Morgen habe ich gepackt, meinen Platz nach Straßburg bestellte hier ist mein Schein; heute Abend reise ich ab! Ich wollte zu Dir gehen, um Dich zum Abschied zu umarmen»mein Kind; Du kommst: wir frühstücken mit einander.«

»Ah! Herr Müller,« murmelte Justin mit erstickter Stimme, »ich esse noch nicht.«

»Welch ein Unglück. daß Du nicht mit mir reisen kannst! Nicht wahr, das ist unmöglich?«

»Ganz unmöglich.«

»Ich sehe es ein. . .Deine««Musikstunden, Deine Repetitionen, Deine doppelte Buchhaltung, Deine Correkturen, Du wirst alles wieder aufnehmen?«

»Ja,« seufzte Justin.

Müller war so freudig gestimmt, daß er diesen Seufzer nicht hörte.

Dieser Seufzer. — so traurig als der letzte Gedanke von Weber, — war doch das Fahre wohl einer äußersten Hoffnung.

Justin hätte nur sagen dürfen: »Ich brauche Ihre tausend Franken, lieber Herr Müller, um nicht mit unvorsichtig raschem Schritte zur Gesundheit zurückzukehren; ich brauche Ihre tausend Franken, um meine Mutter und meine Schwester zu ernähren; Sie werden Weber später sehen, oder Sie werden ihn sogar nicht sehen, aber bleiben Sie guter Herr Müller, bleiben Sie!« Müller hätte vielleicht einen Seufzer so traurig als der, welcher Justin entschlüpfte, ausgestoßen, doch er wäre sicherlich geblieben.

Justin sagte nichts; er umarmte Herrn Müller, nahm von ihm Abschied, ging weinend nach Hause und fiel ganz niedergeschlagen auf sein Bett.

An demselben Tage, um fünf Uhr reiste Müller nach Dresden ab.

Als Müller abgereist war, erschöpfte mau die letzten Mittel.

Wiedergenesend, machte Justin eine neue, Anstrengung, und er ging dahin und dorthin, um sich seine alten Lectionen und neue Lectionen zu erbitten; doch zwei Drittel der Eltern antworteten ihm mit dem philanthropischen Dank: »Sie *haben* eine zu schlechte Gesundheit!«

Da kam dem jungen Manne, der Alles, fast seinen Muth, seine Hoffnung. seinen Glauben erschöpft hatte, der Gedanke. eine Primärschule in dieser armen Vorstadt, welche zu voll an

Kindern, zu leer an Mitteln, zu gründen.

Eine wackere Arbeiterin wagte es zuerst, ihm ihren Sohn zu geben; eine Andere, welche im Tagelohn beschäftigt war und den ihrigen nicht behalten konnte, vertraute ihm denselben, mehr um sich seiner zu entledigen, als um ihn die vier Species lernen zu lassen; eine Dritte brachte ihm zwei Schüler zugleich, Zwillinge von sieben Jahren.

Nach Verlauf von sechs Monaten hatte er acht kleine Schüler, von denen die Einen immer blonder, immer frischer, immer rosiger als die Andern. Doch er mußte sie den ganzen Tag behalten, und seine acht Pensionäre trugen ihm monatlich vierzig Franken ein, denn er beschenkte sie, wie wir am Anfange des vorigen Kapitels gesagt haben, für fünf Franken monatlich mit allen Reichthümern den Schreibens, des Lesens und der vier Species.

Das bezahlt man übrigens auch heute noch den armen Schulmeistern dieser verlorenen Quartiere.

Nach zwei Jahren, im Monat Juni 1820, hatte er es zu achtzehn Schülern gebracht, was ihm tausend und achtzig Franken für den Unterhalt seiner Mutter seiner Schwester und von ihm gab, und mit dieser Summe lebten sie alle Drei, da sich das Wort *leben* streng genommen durch die Paraphrase: Nichts *Hungers sterben!* übersetzen läßt.

Was Herrn Müller betrifft, — er war nach Dresden gegangen und von dort wieder zurückgekehrt; er hatte Weber gesehen und umarmt; er war seinen ganzen Ferienmonat bei ihm geblieben, und bei seiner Rückkehr hatte er zu Justin gesagt:

»Ich habe bis auf den letzten Sou meine tausend Franken ausgegeben; doch. bei meiner Geige! ich bereue es nicht!«



## XV.

### Das Hauswesen des Schulmeisters.

Das Haus, dessen Erdgeschoß Justin bewohnte, hatte über dem Erdgeschoße nur einen Stock.

Dieser Stock bestand aus zwei Stuben und einem Cabinet, und dem man eine Küche gemacht hatte.

In diesem ersten Stocke wohnten die Mutter und die Schwester des jungen Mannes.

Das einzeln im Hofe stehende Hündchen, das mit den benachbarten Häusern nur durch eine seiner Seiten zusammenhing, war aller Wahrscheinlichkeit nach gebaut worden, um als Wohnung für den Werkführer der Spinnerei zu dienen, deren Trümmer man einige Schritte von da erblickte.

In diesem finsternen, ungesundeste Winkel, dem sein Licht nur von einem mit hoben Gebäuden umgebenen Hofe zukam, schmachteten eine Mutter. ihre Tochter und ihr Sohn.

Die Mutter, eine von Blindheit geschlagene arme Frau hielt sich im ersten Zimmer auf, wo ihre Kinder sich alle Abende versammelten; sie überschritt vielleicht nicht dreimal im Jahre die Schwelle diesen Zimmers.

Fromm, vereinzelt, des Gesichtes beraubt, war sie geduldig.

Man hatte sie nie klagen hören: sie besaß die erhabene Resignation einer Matrone des Alterthums und übte die strengen Tugenden einer solchen; Sparta hätte sie göttlich verehrt, ein Decret den römischen Senats hätte befohlen, sich vor ihr zu entblößen, wie vor einer Priesterin der großen Göttin.

Die französische Gesellschaft marterte sie.

Ah! die französische Gesellschaft, sie ist es, der wir diesmal zu Leibe gehen.

Wir wissen wohl, daß wir unterliegen werden, wie Jakob in seinem Kampfe mit dem Engel; doch wenn wir einst Gott Rechenschaft ablegen. und Gott spricht zu uns: »Was habt Ihr gethan?« so werden wir ihm antworten: »Es war uns unmöglich, zu siegen; wir haben gekämpft.«

Die Tochter, ein kränkliches, schwächliches Geschöpf, ohne Athem; eine Blume der Felder, eine Maßliebe der Wiesen, ein Maiblümchen des Waldes in einen Keller verpflanzt, die Tochter besaß einige von den soliden Tugenden der Mutter, doch sie hatte entfernt nicht ihre Selbstverleugnungsstärke.

Mit einem Aneurysma behaftet, das sie bei der ersten heftigen Erschütterung zu tödten drohte, instinkartig ihre junge Existenz durch die Mauer eines Kirchhofes geschlossen fühlend, wurde

ihre Resignation manchmal zur Verrätherin an ihr; nicht, als ob ihr je ein Wort der Bitterkeit entschlüpft wäre, — sie war zu christlich hierzu — doch sie ließ sich wenn man so sagen darf innerlich brechen; ihre Verzweiflung war in ihr: von Zeit zu Zeit trug ihre elfenbeinfarbige Stirne das Gepräge davon an sich, und ihre Mutter erblickte mit den Augen des Herzens diese düsteren Spuren. .

Vom Morgen bis zum Abend in seiner Classe beschäftigt, konnte der Sohn selten am Tage zu den zwei Frauen hinaufgehen; diese Freude war ihm nur dann vergönnt, wenn ihn sein alter Professor besuchte und sich herbei ließ, auf eine Stunde seine Stelle in Beaufsichtigung der Kinder einzunehmen.

Die Schule wurde im Sommer um acht Uhr Morgens geöffnet und um sechs Uhr Abends geschlossen, im Winter um neun Uhr geöffnet und um fünf Uhr geschlossen.

Fast alle diese Kinder waren Söhne von Arbeitern der Vorstadt. bestimmt. früher oder später das Handwerk ihres Vaters zu ergreifen; sie halten also nicht nöthig, Studien im Lateinischen und Griechischen zu machen.

Es waren aber zwei unter der Zahl, von denen der Vater, der, früher Arbeiter bei einem Mechanikus, ein wohlhabender Meister geworden war, den Einen für die Ecol Polytechnique, den Andern für die Ecol des Arts-et-Métiers bestimmt hatte.

Man sollte sie ins Collége bringen, sobald sie ihr zwölften Jahr erreicht hätten. Sie hatten noch, der Aeltere zwei Jahre, sein Bruder drei Jahre vor sich. Justin, der sie mit wunderbaren Fähigkeiten begabt sah, befruchtete diese guten Keime und theilte ihnen, der arme Prometheus, ein. wenig von dem heiligen Feuer mit, das der alte Professor in ihm entzündet hatte.

Diese zwei Knaben ausgenommen, welche die hohen Studien ein wenig in ihm zurückriefen, wollten die anderen Kinder nur die im Programme ausgesprochenen, einfachen Elemente lernen, und ihre Eltern wollten nicht, daß man sie etwas Anderes lehre.

Durch diese geringe Anforderung. hinsichtlich des Unterrichtes, erfolgte, daß die Mutter und die Schwester den jungen Mann unterstützen und im Nothfall ersetzen konnten.

Befand sich die Schwester wohl, so ging sie in die Stube von Justin hinab, welche, wie gesagt, als Schule diente, und während der Sohn einige Augenblicke, der Mutter Gesellschaft leistete, ließ sie die Kinder lesen und lehrte sie dieselben bis hundert zählen. indem sie die Ziffern mit einem Stück Kreide auf die Tafel zeichnete.

Jeden Tag empfing die Mutter in ihrer Stube das Drittel der Classe, sechs kleine Kinder, das war die Verthätlichung des **sinite parvulos ad me venire**. Die sechs Kinder knieten um den Strohstuhl, wo sie saß, lehrte sie ihr Gebet sprechen und erzählte ihnen eine rührende Episode aus dem Alten Testament.

Das war ein anbetungswürdiges Schauspiel, diese sechs blonden Köpfe und diese zwölf rosigten Lippen, gleichförmig geöffnet, um Gebete zu murmeln.

Man hätte glauben sollen, so knieend verbinden sie ihre Herzen, um Gott zu bitten, daß er der armen Bresthaften das Gesicht wiedergebe.

So war bis zum Monat Juni des Jahres 1821 das einsiedlerische, traurige Leben, das diese kleine Familie führte.

Den alten Professor ausgenommen, der oft einige Stunden bei ihnen zubrachte, störte nichts den Lauf dieses friedlichen Daseins, das so flach wie eine Ebene, so monoton wie sie.

Zuweilen im Sommer erlaubte man sich einen Spaziergang: in diesem Falle wandte man sich gewöhnlich gegen Montrouge.

Ach! man hatte von den Wäldern von Meudon, Versailles und Montmorency, von den grünen Teppichen Abschied genommen, um dem Rande ausgetrockneter, kreidiger Gräben zu folgen; die Mutter und die Tochter konnten nicht, die Eine blind, die Andere schwach und kränklich, die langen Spaziergänge unternehmen, welche ein Mann von fünfundvierzig Jahren und ein Knabe von zwölf machten.

Bei den großen Gängen erreichte man Montrouge, in der Regel hielt man aber bei zwei Dritteln oder auf der Hälfte des Weges an; man setzte sich an den Rand der Straße, und ein paar Stunden lang entlehnte man von der Sonne Licht und Wärme für den Rest des Tages.

Im Winter setzte man sich an einen kleinen Porzellanofen und in diesen legte man gewissenhaft zwei kleine Scheiter für den ganzen Abend, der bis neun Uhr dauerte.

Es war wohl ein Kamin da, doch ein ungeheurer, in welchem man alle acht Tage eine Fahre Holz verbrannt hätte.

Man hatte ihn verstopft: wenn die Kamine nicht warm halten, so halten sie kalt.

Kam Herr Müller um neun Uhr, so machte man unabänderlich den Vorschlag, ein Scheit in das Feuer zu legen; aber ebenfalls unabänderlich schlug es der gute Professor aus, unter dem Vorwande, er sei in vollem Schweiß, und von diesem Augenblick rückte man ein wenig näher um den unnützen Ofen zusammen.

Um den Mangel des Feuers vergessen zu machen, erzählte der wackere Mann sodann eine lustige Geschichte, — wie sie die Witwe von Scarron erzählte, um die Abwesenheit des Bratens vergessen zu machen, — und seine Heiterkeit erwärmte seine Zuhörer wie ein wohlthätiger Strahl.

Die Heiterkeit ist die Sonne, welche von Zeit zu Zeit auf den Winter der Armuth scheint!

Während dieser zwei letzten Jahre besonders schätzte Justin die Wohlthaten der Musik.

Sobald es neun Uhr geschlagen und man sich durch das letzte Vibriren der Glocke von Saint-Jacques-du-Haut-Pas versichert hatte, der Abend werde ohne den Besuch von Herrn Müller vorübergehen, küßte Justin seine Mutter und seine Schwester und ging in sein Zimmer hinab.

Hier zündete er eine Kerze an, welche von einem an einem Pulte befestigten Leuchter getragen wurde, öffnete auf diesem Pulte ein altes Musikbuch, schaute es einen Augenblick an, nahm das Violoncell aus seinem Kasten, stäubte es sorgfältig mit seinem Taschentuche ab und schloß es wie einen Freund in seine Arme.

E! mein Gott! war es nicht in der That ein Freund? war es nicht die göttliche Stimme, welche, sie harmonisch formend, alle innerste Klagen des jungen Mannes aushauchte, diese Klagen, die, die ganze übrige Zeit stumm, nur zwei Stunden Zeit hatten, um sich zu ergießen? war es, nicht die wohlthätige Quelle, woran sich das durstige Herz tränkte? war es nicht ein anderes Er selbst, ein sprechender Spiegel, dieses sonore Instrument, dem er seine Leiden erzählte, und das sie wie ein getreues Echo wiederholte?

Da seine ganze Familie nur aus einer blinden Mutter und einer kranken Schwester bestand, da er zum einzigen Gefährten nur seinen alten Professor, zu Zeugen nur die kahlen Wände seiner Stube hatte, so hatte er sie aus seinem Violoncell einen jungen Freund, eine Familie, ein Vaterland gemacht.

Er athmete auch am Abend zwei Stunden lang die belebende Luft ein, die ihm den ganzen Tag gefehlt hatte.

Allmählig aber wurde seine Atmosphäre, trotz der harmonischen Schwingungen des wohlthätigen Instruments, schwerfälliger; es fing an ihm an Luft zu fehlen; er versank ohne sein Wissen, in eine tiefe Melancholie, der ihn Herr Müller, welcher dies bald gewahr wurde, hartnäckig zu entziehen suchte.

»Du wirst vor der Zeit alt werden,« sagte er zu ihm; »Du wirst in Deinen besten Jahren verwelken; Du mußt ausgehen, ein wenig Menschen sehen, das Leben wenigstens mit dem Ellenbogen berühren, wenn Du Dich nicht darein mischen kannst. Die Ferienzeit rückt heran, wir müssen einen Ausflug mit einander machen. Triff Deine Anstalten: am 15. August werde ich Dich abholen.

Er verwelkte in der That in seinen schönsten Jahren, der arme Schullehrer! sein Auge wurde trübe, seine Wangen höhlten sich aus, seine Stirne bedeckte sich mit Falten, seine Haut vergelbte, wie das Pergament an seinen alten Büchern; man hätte glauben sollen, er habe dreißig Jahre zurückgelegt, und er trat doch kaum in sein dreiundzwanzigstes Jahr ein; es trug aber auch Alles dazu bei, ihn alt zu machen: die Leute, mit denen er lebte, die Stube, wo er wohnte; sein Gesicht, seine Haltung, sein Gang, seine Stimme, kurz seine ganze Person entlehnte von denjenigen, welche ihn umgaben, und von allen Gegenständen, die er vor Augen hatte, ihr Alter und ihre Armuth.

Er wäre sicherlich unterlegen, hätte ihn nicht ein neuer Kummer erschüttert und ihn *homöopathisch*. — das Wort war noch nicht erfunden, doch Alles was erfunden werden soll, existirt zum Voraus, — hätte ihn nicht ein neuer Kummer, sagen wir, homöopathisch dem Leben zurückgegeben.

Ach! es ist mit dem Schmerze wie mit gewissen Krankheiten: man heilt die einen durch die

ändern. .

Justin verdiente, wie man weiß, tausend und achtzig Franken jährlich, und mit dieser geringfügigen Summe vermochte er die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten; konnte er aber etwas von einem so dürftigen Einkommen ersparen? Trieb er die Sparsamkeit nicht schon bis zur Entbehrung?

»Du mußt die Welt, wenn nicht sehen, doch wenigstens mit dem Ellenbogen berühren,« sagte der alte Meister.

Das ließ sich leicht sagen! — War es aber möglich, dies zu thun mit der fadenscheinigen Kleidung, die man seit vier Jahren im Sommer wie im Winter trug? —

Ueberdies war die ganze Ausstattung des Hauses zu erneuern wie die von Justin.

Die Schwester hatte Wunder der Flickerei an altem Weißzeug vollbracht; die Strümpfe des Bruders waren vom Saume bis zur Fußspitze eine herrliche Mosaikarbeit. Wohl hatte man sich gelobt, nur in der äußersten Noth etwas zu kaufen, doch so weit war man gekommen alle diese ausgebesserte, gestickte Wäsche, welche die armen Leute nie verlassen hätten, sie verließ sie; denn es ist mit der Wäsche wie mit den Freunden. hatte der alte Professor den so bekannten Vers:

**Donec eris felix, multos numerabis amicos!** citirend bemerkt.

»So lange Ihr keine Strümpfe nöthig habt, habt Ihr!« hatte er gesagt, »und habt Ihr nöthig, so fehlt es Euch daran!«

Man hatte bei dieser Bemerkung des alten Müller gelächelt«, jedoch traurig.

Man mußte also einen neuen Erwerbszweig aufsuchen, und besonders mußte man sich beeilen, denn der Augenblick sollte kommen, wo er zu schlecht gekleidet wäre, um ihm nachzugehen.

Und warten bis er käme, hieß Gefahr laufen, zu lange zu warten.

Justin klopfte aufs Neue an alle Thüren.

Die Mehrzahl der Thüren blieb verschlossen, einige öffneten sich. um eine Abweisung passiren zu lassen.

Man ging am Abend spazieren, da man nicht mehr bei Tage spazieren zu gehen wagte.

Als sich Justin eines Abends bei der Barrière du Maine befand und auf seinen alten Professor wartete, mit dem er zu einer Dame gehen sollte, deren Sohn eine Repitition verlangte, hörte er über seinem Kopfe einen Streit zwischen dem Contrabassisten und dem zweiten Violinisten.

Woher kam dieser Streits aus welcher Quelle entsprang er? die Sache blieb Justin unbekannt, und dieser schenkte ihr auch nicht mehr Aufmerksamkeit als irgend einer Sache, die für ihn ohne



Interesse, — als folgende Worte an sein Ohr trafen:

»Herr Duruflé,« sagte der Contrabassist, »nach dem, was vorgefallen, schwöre ich, daß ich nie mehr einen Fuß in dasselbe Haus mit Ihnen setze, und zum Beweise gehe ich auf der Stelle von hier weg!«

Der Contrabassist kam in der That mit raschen Schritten. seinen Contrabaß unter dem Arm und mit seinem Bogen wie mit einem Flamberg fechtend, heraus.

Es mußte etwas sehr Ernstes zwischen dem zweiten Violinisten und ihm vorgefallen sein.

»Oh!« machte plötzlich Justin, »oh! .«

Und er schlug sich vor die Stirne.

Es war ihm ein Gedanke gekommen «

Zu gleicher Zeit, da dieser Gedanke zu Justin durch das Fenster der Schenke kam, kam Herr Müller seinerseits vom Ende der Straße herbei.



## XVI.

### Vom Musiker Spielmann.

Justin erwartete seinen Professor, ohne einen Schritt zu thun. um ihm entgegen zu gehen; man hätte glauben sollen, seinen Platz verlassend, befürchte er seinen Gedanken zu verlieren.

Er erzählte dem Greise, was vorgefallen war.

»Ah! Ah!« sagte dieser, »eine erledigte Stelle!«

Und plötzlich kam ihm auch ein Gedanke: dieser Platz des Contrabassisten in einer Schenke, so widrig er wäre, hätte den Vortheil, daß er die Eintönigkeit des Lebens des jungen Mannes bräche.

Ueberdies wäre der Ertrag eine große Erleichterung für die arme Familie.

»Aber,« fügte er bei, »wird man ihn Dir geben wollen?«

»Ich hoffe es,« erwiderte bescheiden Justin.

»Ich glaube es,« sprach Müller, »aber sie müßten teuflermäßig schwierig sein.«

»Nun, ich will hineingeben und mich erkundigen.«

»Ich gehe mit Dir hinein und erkundige mich mit Dir,« versetzte der gute Professor.

Justin hütete sich wohl, das Anerbieten auszuschlagen. «

Es läßt sich leicht begreifen, welche Wirkung in einer solchen Kneipe der Eintritt dieses ersten jungen Mannes und dieses ruhigen Greises, — Beide schwarz gekleidet, — hervorbrachte.

Die Tänzer zeigten sie mit dem Finger ihren Tänzerinnen und schlugen ein Gelächter auf.

Die zwei Freunde bemerkten diese Heiterkeit nicht, so allgemein sie war, oder thaten nicht, als bemerkten sie dieselbe.

Sie fragten bei einem der Kellner nach dem Herrn der Anstalt.

Ein dicker Bursche von einem Schenkwrth, rund wie Silen, röther als der Wein, den er seinen Kunden vorsetzte, kam mit einer geschäftigen Miene herbei, ohne Zweifel im Glauben. es handle sich um eine bedeutende Bestellung.

Die zwei Freunde richteten schüchtern ihr Gesuch an ihn.

Und wenn man bedenkt, daß das Herz eines intelligenten Mannes, eines Künstlers, eines Sohnes, der seine Mutter ernährte, eines Bruders, der seine Schwester ernährte, eines nützlichen und kostbaren Bürgers heftig schlug aus Furcht, er könnte sich mit seiner Bitte, Spielmann in einer Schenke zu werden, abgewiesen sehen.

Ach! Alles ist relativ auf dieser Welt!

Die Bewilligung dieses Platzes übersetzte sich durch einen schwarzen Rock und Hosen für ihn, durch einen wattirten Rock für seine Mutter, durch ein Kleid für seine Schwester.

Oh! lacht, lacht, Ihr, die Ihr nie den Hunger und die Kälte für theure Wesen zu befürchten gehabt habt! doch für mich, der ich auch eine Mutter und eine Schwester mit hundert Franken monatlich zu ernähren hatte, ist das Lachen eine Ruchlosigkeit!«

Die zwei Freunde setzten also schüchtern ihr Gesuch auseinander.

Der Wirth erwiederte, das sei nicht seine Sache, das gebe den Orchesterchef an.

Er erbot sich übrigens, ihm die Bitte des jungen Mannes vorzulegen. was angenommen wurde, und nach fünf Minuten brachte er die befriedigende Antwort, Justin, wenn er die für das wichtige Geschäft eines Contrabassisten an den Barrière unerläßlichen wissenschaftlichen Bedingungen erfülle, könne sogleich gegen drei Franken für die Marke eintreten.

Es war dreimal in der Woche Ball, und er würde folglich sechsunddreißig Franken monatlich verdienen.

So viel hatten ihm ungefähr seine acht ersten Schüler eingetragen; es war also Peru, — im Jahre 1821 sagte man Peru, heute sagt man *Californien*, — es war also Peru für ihn, dieser Platz: er willigte auch ein und verlangte nur Zeit, um sein Violoncell im Faubourg Saint-Jacques zu holen.

Doch man antwortete ihn, das sei unnöthig; man hatte die Desertion des Contrabassisten vorhergesehen und war für einen Contrabaß besorgt gewesen, der, am Ende der zweite Violinist gespielt hätte. Ein Contrabassist bot sich an der Stelle des Abgegangenen an; Alles stand also aufs Beste wie in der Welt von Pangloß.

Justin war entzückt in der Tiefe des Herzens, daß sein Violoncell, ein jungfräuliches Instrument, fromm und einsiedlerisch, der Profanation entging, mit der es bedroht gewesen.

Der junge Mann dankte Herrn Müller und wollte ihn wegschicken, doch der gute Professor erklärte, er werde den Debuts seines Zöglings beiwohnen und um ihn durch seine Gegenwart zu ermuthigen, die Anstalt erst nach Beendigung des Balles verlassen.

Justin dankte seinem Professor die Hand, ließ sich den Contrabaß bringen und nahen seinen Platz im Orchesters zum großen Erstaunen der Zuschauer, welche ganz bereit ihn bei seinem Eintritt auszupfeifen, nun fast versucht waren, ihm Beifall zu klatschen.

Es war ein eines Genremalers würdiges Gemälde, dieses Orchester, — wenn es erlaubt ist, den anspruchsvollen Namen dem Vereine der acht Tauben zu geben, welche die höllischen Quadrillen spielten, bei deren Tönen die drei bis vierhundert, die Stammgäste genannter Schenke bildendem Personen tanzten; — es war, sagen wir, ein eines Genremalers würdiges Gemälde, dieses Orchester, in dessen Mitte, mit ihm vermengt, ein junger Mann, still und ernst wie der arme Justin saß.

Er hatte das Aussehen eines Märtyrer-Musikers, der mit dem Stricke um den Hals zur Belustigung eines Volkes von Heiden spielen würde.

Beleuchtet durch die über seinem Kopfe hängenden Lampen, erschien sein Gesicht in seinem vollen Ausdruck.

Justin war durchaus nicht schön. der arme Junge! doch man fühlte. daß die dürftige Luft. die dieser ganzen Physiognomie den Ton gab, die wahre oder vielmehr die einzige Ursache war, die sein Gesicht häßlich machte: zöge die Erleuchtung der einfachsten Freuden über diese Stirnes glänzte ein reines Gefühl des Glückes oder des Vergnügens in diesen Augen, öffnete ein Lächeln diese Lippen, so würde dieses Gesicht gewiß, in Ermangelung der Schönheit, alsbald das Gepräge einer engelischen Sanftmuth und einer seltenen Distinction annehmen.

Mit beiden Händen einen Contrabaß von der doppelten Höhe seines Violoncells bearbeitend, mit seinen langen blonden Haaren, welche auf seine Stirne fielen, wenn das Tempo eilig war, mit seinen großen. Blauen, schwimmenden Augen, mit dem über seine ganze Person, verbreiteten Aussehen von Traurigkeit mußte er nothwendig Jedem, der ihn in diesem Moment gesehen hätte, ein tiefes Interesse, eine mächtige Sympathie einflößen.

Stellt Euch Lißt vor, jung von Alter, schön von Begeisterung.

Nun! das war unser Schulmeister Justin.

Nach dem Contretanz machte ihm der Orchesterchef die aufrichtigsten Complimente und seine Collégen, die Instrumentisten, spendeten ihm lauten Beifall.

Tänzer und Tänzerinnen klatschten in die Hände.

Der gute alte Professor war außer sich vor Freude; er klatschte auch in die Hände und weinte vor Rührung.

So wahr ist es, daß der Triumph immer der Triumph bleibt, wer auch diejenigen sein mögen, welche ihn zuerkennen.

Um elf Uhr erkundigte sich Justin, wie lange der Ball dauern werde.

Man antwortete ihm: »Manchmal bis Morgens um zwei Uhr.«

Da winkte er dem guten Müller.

Dieser eilte herbei.

Die Mutter und die Schwester, welche in einer tödtlichen Angst sein mußten, sollten benachrichtigt werden: nie, gar nie war Justin über zehn Uhr auswärts geblieben.

Der gute Professor begriff die Lage er lief über Hals und Kopf weg und fand Madame Corby, — dies war der Name der Mutter von Justin den wir zum ersten Male auszusprechen die Ehre haben. — und fand Madame Corby und ihre Tochter im Gebete.

»Nun,« sprach er eintretend. »Ihre Gebete sind erhört, tugendhafte Frau und fromme Mutter; Justin hat eine Stelle von sechsunddreißig Franken monatlich gefunden!«

Die zwei Frauen gaben einen Freudenschrei von sich.

Der Professor erzählte ihnen das Abenteuer.

Mit dem vollkommenen Zartgefühl, dass gewöhnlich die Frauen besitzen, begriffen Madame Corby und ihre Tochter den Umfang des Opfers, das ihr Sohn und ihr Bruder den Bedürfnissen der Lage brachte.

»Guter theurer Justin!« sprachen sie.

Und es lag in ihrem Tone ein so zärtlicher Ausdruck, daß er beinahe klagend war.

»Oh! bemitleiden Sie ihn nicht,« sprach der Professor. »Das ist ein Triumph! Er ist schön, er ist herrlich! er gleicht Weber, als er jung war.«

Und nachdem er so gesprochen, da er nicht mehr zu sagen gewußt hätte, nahm er Abschied von den zwei Frauen, um nach der Schenke zurückzukehren.

Er verließ die Barrière erst mit seinen Zögling Morgens um zwei Uhr.

Sie fanden die Riegel der Hausthüre durch die Sorge der Schwester von Justin zurückgezogen.

Am Ende des Monats hatte Justin zwölfmal gespielt, und er erhielt seine sechs und dreißig Franken.

Man konnte mit diesen sechs und dreißig Franken die nothwendigsten Gegenstände kaufen.

Und nun glauben wir unsern Lesern hinreichend gezeigt zu haben, was Alles gründlich Gutes und Redliches im Herzen unseres Helden war, wir werden daher nur noch ein paar Worte beifügen, um das Gemälde seines Charakters zu vervollständigen.

Dieser Charakter war übrigens in seinem Gesamtwesen leicht durch ein einziges Wort zu definiren.

Es war das Wort, durch das Salvator Jean Robert die Melodie, welche Justin ausführte,

bezeichnet hatte:

### **Resignation.**

Setzen wir hinzu, daß, wenn diese Tugend, eine etwas negative Tugend, je eine menschliche Gestalt annähme, um auf die Erde herabzusteigen, sie gewiß keine andere als die des ergebenen Justin wählen würde.

Man erlaube uns, ein wenig Analyse zu machen: wir haben zehn Bände vor uns, — zwanzig, wenn uns zehn nicht genügen, — und überdies ist es nicht ein Abenteuer, was wir erzählen, sondern die Geschichte eines leidenden Herzens. Durchforschen wir dieses Herz bis in seine verborgensten Falten; sehen wir, was aus diesem durch das Unglück so wohl gestählten Charakter werden wird; sehen wir, was daraus werden wird vor einem ungeheuren Glück oder vor einem unermeßlichen Schmerz!

Wird es widerstehen oder brechen?

Die Leser mögen uns glauben. es ist hierbei ein Studium von ergreifendem Interesse.

Hier ist ein in der vollen Bedeutung des Wortes jungfräulicher Mann; er hat bis jetzt gelebt wie die Vögel des Himmels, von Luft zu Luft, von Ebene zu Ebene das Korn suchend, das er nach seinem Neste zurückbrachte; bis heute war es sein einziger Gedanke, seine einzige Sorge die materiellen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen; um den Preis seiner Nachtwachen, um den Preis seines Schweißes um den Preis seines Blutes ist es ihm gelungen, seiner armen Familie immer die Existenz, manchmal sogar eine Art von Wohlstand zu geben.

Was hat er für sich selbst getan?

Nichts!!

Würde er nicht allein in der Welt, wenn er weder Schwester, noch Mutter gehabt hätte, Mittel gefunden haben, seine Studien fortzusetzen, Baccalaureus, Licentiat zu werden, wer weiß? vielleicht Doktors und nun, statt des Lehrstuhles einer Fakultät auf den ihn seine Arbeit gebracht hätte, statt des ehrenvollen Ranges, zu dem er durch die Beharrlichkeit gelangt wäre, welche einer der >unterscheidenden Charaktere seiner ergebenen Natur ist, liegt er begraben in einer Art von Casematte, wo ihn die Pflicht fest genagelt hat, wo ihn die kindliche Frömmigkeit gefesselt hält.

Oh! wir, die mir unsere Mutter so sehr geliebt haben und so zärtlich von ihr geliebt worden sind, werden uns gewiß nie über die Familie beklagen.

Absorbirt aber die Familie, — welche in Folge eines großen Unglücks Unterstützung von der Gesellschaft erhalten sollte, — von ihr dem Elend überlassen, einer Luftpumpe ähnlich, die Luft von einem ihrer Mitglieder, wenn wir uns dann nicht laut beklagen, so vermöchte uns doch Niemand zu verhindern, daß wir leise seufzen.

Von seiner Familie kam also das ganze Unglück von Justin; «und dennoch würde ihm, dem

Goldherzen, nichts eine so tiefe Verzweiflung verursacht haben, als nur der Gedanke, seine Familie hätte nicht mehr existiren können.

Wie konnte er also da herauskommen?

Justin wollte nicht herauskommen: er wollte fortfahren; morgen zu leben, wie er gestern gelebt; wie er seine Jünglingszeit geopfert hatte, so würde er sein reiferes Alter, sein Leben opfern.

Doch es würde für ihn das Alter, sich zu verheirathen, eintretend eine Frau würde ihm mitten in dieser Einöde, statt dieser Dürre, alle Heiterkeiten, alle Freuden, alle Berausungen der Jugend bringen. . .

Acht wo sie finden, diese gesegnete Frau, diese angebetete Rachel?

Hatte man Laban zehn Jahre Zeit und Arbeit zu geben?

Welche Gesellschaft sah man?

Genügte es, sich ans Fenster zu stellen, um in der Ferne das gelobte Land der jungen Leute zu sehen, das man ein Mädchen nennt?

Und dann, im Grunde, würde er es wagen, zu heirathen, der ehrliche und ängstliche Justin?

Sagte ihm sein Gewissen nicht, die Heirath sei ein Vertrag, der die Seelen ebenso binde, wie die Hände?

Und gehörte seine Seele ihm?

Gehörten seine Hände ihm?

Stand es ihm frei, eine Fremde an den mütterlichen Herd zu führen? würde er nicht das, was er an Zärtlichkeit einer Gattin gegeben hätte seiner Mutter, seiner Schwester genommen haben?

Dies, was die Seele betrifft.

«Würde die Frau, die Gattin nicht in den Ansprüchen ihrer Jugend, der Coquetterie ihres Putzes einen Theil von dem geringen Einkommen verzehren?

Dies, was die Hände betrifft.

Nein, die Heirath war kein Mittel, diesem tiefen Unglück abzuhelfen.

Man mußte also die Selbstverleugnung ewig fortsetzen.

Das war es was Justin that.

Vielleicht in den Drangsalen sterben!

Das war er zu thun bereit.

Oder Alles von der Güte Gottes erwarten.

Ach! Gott hatte bis jetzt die arme Familie nicht verwöhnt und ohne eine Ruchlosigkeit war es ihm wohl erlaubt, zu zweifeln.

Dennoch war es die Hand Gottes, welche Justin aus diesem Abgrunde zog.

Eines Abends im Monat Juni, als nach einem der Sonnentage, da in der Natur ein Fest ist, Justin mit seinem alten Lehrer von einem Spaziergange nach der Ebene von Montrouge zurückkam, erblickte der junge Mann unter dem Getreide, den Klapperrosen und den Kornblumen ein Mädchen von neun bis zehn Jahren, das in tiefem Schläfe zu liegen schien.

Gott sandte ihm unter der Gestalt dieses Mädchens einen seiner Engel zur Belohnung seiner hohen Tugend.





## XVII.

### Die Kette des guten Gottes.

Die Kleine, die sie so zu ihrem Erstaunen erblickten, und vor der sie stehen blieben, vergebens umherchauend, um den Vater oder die Mutter zu suchen. trug ein weißes Kleid, das um ihren Leib von einem blauen Bande umschlossen war.

Sie war blond und rosig, und so mitten unter den schon gelben Aehreth den Kornblumen und den Klapperrosen liegend, welche um sie her stehend, wie eine Wiege über ihrem Kopfe bildeten, hatte sie das, Ansehen einer kleinen Heiligen in ihrer Nische oder einer Taube in ihrem Neste.

Ihre mit blauen Stiefelchen bekleideten Füße hingen am Rande des Grabens der Straße mit einer Nachlässigkeit herab, die eine tiefe Ermattung bei dem armen Kinde bezeichnete.

Man hätte glauben sollen, es sei die Fee der Ernte, welche ausruhe von den Austreibungen des Tages während, der milden Wache des Mondes, der er seine himmlische Bahn durchlaufend mit Liebe anschaue.

Ihr Athem, obgleich ein wenig gepreßt, war sanft wie der sanfteste Ostwind, und unter diesem reinen Hauche schaukelte sich mit Coquetterie der bewegliche Halmschmuck des Kornes.

Die zwei Freunde würden die Nacht mit dem Anschauen diesen anbetungswürdigen schlafenden Kindes zugebracht haben, ein solches Entzücken bereitete ihnen diesen frische blonde Köpfchen; als bald aber wurden sie ihrer Beschauung durch die Besorgniß entzogen die ihnen der Gedanke an die Gefahren einflößte, denen in seiner Vereinzelung dieses reizende kleine Wesen preisgegeben War.

Welche Frau war denn seine Mutter, die man der vergebens mit den Augen suchte, und warum ließ sie mitten im Felde, in der Nacht, dem Winde und der Feuchtigkeit ausgesetzt, diesen so schwächlichen und so zarten Körper liegen.

Die arme Kleine mußte schon lange da sein; ihr Schlaf bezeugte es. Die zwei Freunde, welche mitten in ihrem Marsche stehen zu bleiben pflegten, so oft ein streitiger Punkt ihnen schwer festzustellen schien, die zwei Freunde waren ein paar Schritte von da stille gestanden; hier hatten sie ungefähr eine Viertelstunde über folgenden Punkt discutirt, der in der That wohl aufgeklärt zu werden verdiente aber dennoch in der Dunkelheit geblieben war:

»Entlehnt die Schönheit des Gesichts etwas von der Schönheit der Seele oder entlehnt sie nichts?

Und die zwei Freunde hatten während dieser Viertelstunde weder Jemand gesehen, noch gehört.

Wo war denn nur die Mutter dieser Kleinen?

Müde von einem langen Spaziergang, — die Stiefelchen der Kleinen waren mit Staub bedeckt — ruhten übrigens die Eltern der Kleinen vielleicht irgendwo in der Nachbarschaft im Korne.

Justin und Herr Müller hatten schon umhergeschaut, jedoch vergebens; Sie waren so sehr überzeugt, die Mutter der Kleinen könne nicht weiter von ihr entfernt sein, als es eine Grasmücke von ihrem Neste sein kann, daß sie abermals schauten.

Nichts!

Endlich entschlossen sie sich die Kleine zu wecken.

Sie öffnete ein Paar große, azurblaue Augen.

Es war, als sähe man zwei lebendige Kornblumen.

Sie schaute die zwei Männer ohne Schrecken, fast ohne Erstaunen an.

»Was machst Du denn da mein Kind?« fragte Herr Müller.

»Ich ruhe aus« erwiderte die Kleine.

»Wie Du ruhst aus?« riefen gleichzeitig die zwei Männer.

»Ja, ich war sehr müde, konnte nicht mehr gehen, legte mich nieder und bin eingeschlafen.«

Der erste Schrei dieses durch zwei Fremde aufgeweckten Kindes war also nicht, daß es seine Mutter rief!

»Da sagst Du seist müde gewesen, meine Kleine?« wiederholte Herr Müller

«Oh! ja, mein Herr!« erwiderte das Kind, während es seinen Kopf schüttelte, um die blonden Locken seiner Haare wieder an ihren Platz zu bringen.

»Du Hast Also einen weiten Weg gemacht?« fragte der Schulmeister.

»Ja; sehr weit.«

»Wo sind denn Deine Eltern?« sagte der alte Professor.

»Meine Eltern?« erwiderte die Kleine, indem sie sich aufsetzte und die zwei Fremden mit einer Verwunderung anschaute, als hätten sie von Dingen einer unbekannten Welt mit ihr gesprochen.

»Ja, Deine Eltern,« wiederholte Justin mit sanftem Tone.

»Ich habe keine Eltern,« sprach einfach das Mädchen mit demselben Tone, als ab es gesagt

hätte: »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

Die zwei Freunde schauten sich gegenseitig mit Erstaunen an, und schauten dann die Kleine mitleidig an.

»Wie, Du hast keine Eltern?« fragte der Professor.

»Nein, mein Herr«

»Wo ist denn Dein Vater?«

»Ich habe keinen.«

»Deine Mutter?«

»Ich habe keine.«

»Wer hat Dich denn aufgezogen?«

»Meine Amme.«

»Wo ist sie?«

»In der Erde.«

Und die Kleine, indem sie diese Worte sprach, zerfloß in Thränen, jedoch ohne einen Schrei von sich zu geben.

Die zwei Freunde wandten sich gerührt jeder auf eine Seite um, um vor einander zu verbergen, daß sie weinten.

Die Kleine blieb unbeweglich und schien neue Fragen zu erwartet.

»Wie kommt es, daß Du ganz allein hier bist?« fragte Herr Müller nach einer Pause von einem Augenblick.

Sie wischte nun ihre Augen mit dem Rücken ihres Händchens ab; ihre, um wie der Kelch einer Blume den Thau ihrer Thränen zu empfangen, vorwärts gerundete Unterlippe schloß sich wieder und nahm wieder ihren Platz ein.

Dann antwortete sie mit zitternder Stimme:

»Ich komme vom Lande.«

»Von welchem Lande?«

»Von der Bouille.«

»Bei Rouen?« fragte Justin mit Freude, als wäre er, der selbst aus der Gegend von Rouen, entzückt gewesen, der Landsmann dieses schönen Kindes zu sein.

»Ja, mein Herr,« antwortete das Mädchen.

In der That, das war ein frisches Kind der Normandie mit prallen, fleischigen Backen, ein Mädchen weiß und rosenfarbig, ein wahres blühendes Apfelbäumchen.

»Wer hat Dich denn aber hierher gebracht?« fragte der alte Meister.

»Ich bin allein gekommen.«

»Zu Fuße?«

»Nein, im Wagen bis Paris.«

»Wie, bis Paris?«

»Ja, und zu Fuße von Paris bis hierher.«

»Und wohin gingst Du?«

»Ich ging in eine Vorstadt von Paris. in den Faubourg Saint-Jacques wie sie es nennen.«

»Und was wolltest Du dort machen?«

»Ich wollte dem Bruder meiner Amme einen Brief von unserem Pfarrer bringen.«

»Damit der Bruder Deiner Amme Dich bei sich aufnehme, ohne Zweifel?«

»Ja, mein Herr.«

»Wie kommt es nun, mein Kind, daß Du Dich hier befindest?«

»Weil die Diligence zu spät angekommen ist, wie man gesagt hat. — so daß Jedermann in der Vorstadt über Nacht blieb. Da sah ich die Barrière, ich dachte es müssen Felder in der Nähe sein, suchte und fand dieses.«

»Somit warst Du hier in Erwartung des Morgens, um Dich zu der Person zu begeben, der Du empfohlen bist?«

»Ist Will Herr, so ist es: ich wollte den Tag erwartend wachen, doch ich bin zwei Nächte in kein Bett gekommen: ich war müde, streckte mich unwillkürlich auf der Erde aus, und sobald ich lag, entschlief ich.«

»Du hast keine Angst, daß Du so in freier Luft liegst?«

»Wovor soll ich Angst haben? fragte das Mädchen mit dem stolzen Vertrauen der Blinden und

der Kinder, die, da sie nichts sehen, nichts zu fürchten vermöchten.

»Aber,« versetzte Herr Müller, erstaunt über den offenen Verstand, mit dem alle diese Antworten gegeben wurden, »fürchtest Du nicht wenigstens die Feuchtigkeit, die Kälte?«

»Oh!« erwiderte sie, »schlafen die Bügel und die Blumen nicht in den Feldern?«

So viel naive Vernunft in einem Kinde von diesem Alter, so viel Anmuth, so viel Elend bewegten tief das Herz der zwei Freunde.

Es war die Vorsehung selbst, welche dieses Kind hierher gebracht, um Justin dadurch zu trösten, daß sie ihm zeigte, es gebe unter dem gestirnten Himmelsgewölbe Geschöpfe, welche noch mehr enterbt als er.

Sie brauchten nicht mit einander zu berathen, um über den Entschluß, der zu fassen wäre, überein zu kommen; Beide boten gleichzeitig der Kleinen an, sie mitzunehmen.

Doch sie schlug es aus.

»Ich danke! meine guten Herren,« sagte sie, »nicht für Sie habe ich einen Brief.«

»Gleichviel,« versetzte Justin, »komm immerhin bis morgen, und morgen wirst Du, wenn Du willst, zum Bruder Deiner Amme gehen.«

Und der junge Mann bot zu gleicher Zeit die Hand der Waise, um ihr über den Graben springen zu helfen.

Doch sie weigerte sich aufs Neue und sagte, indem sie nach dem Monde, dieser Uhr der Armen schaute:

»Es ist ungefähr Mitternacht, der Tag wird in drei Stunden kommen; es ist nicht der Mühe werth, daß ich Sie belästige.«

»Ich versichere Dich, daß Du uns nicht belästigst.« versetzte Justin, der immer die Hand gegen sie ausgestreckt hielt.

»Und dann, fügte der Professor bei, »wenn eine Abtheilung Gendarmen vorbeikäme, würdest Du verhaftet.«

»Warum sollte man mich verhaften?« entgegnete das Mädchen mit der Logik der Kindheit, welche oft die geschicktesten Advokaten in Verlegenheit setzt. »Ich habe Niemand etwas Böses gethan.«

»Man würde Dich verhaften, mein Kind,« sagte Justin, »weil man Dich für eines von den schlimmen Kindern halten könnte, die man Vagabunden nennt und bei Nacht verhaftet. . . Komm also!«

Justin hatte aber nicht nöthig: »Komm also!« zu sagen. Sobald sie das Wort *Vagabund* hörte, sprang die Kleine über den Graben, Faltete die Hände und sprach mit flehender Stimme:

»Oh! nehmen Sie mich mit, meine guten Herren! nehmen Sie mich mit!«

»Gewiß, mein schönes Kind, nehmen wir Dich mit,« erwiderte der Professor; »gewiß nehmen wir Dich mit.«

»Wohl! wohl!« rief Justin. »So komm geschwinde; ich will Dich zu meiner Mutter und zu meiner Schwester führen; sie sind Beide sehr gut; sie werden Dir Abendbrod geben und Dich dann in ein warmes Bett legen. Du hast vielleicht lange nicht gegessen??

»Ich habe seit heute Morgen nicht gegessen.«

»Ach! die arme Kleine!« rief mit eben so viel Entsetzen als Liebfreundlichkeit der Professor, dessen vier Mahle täglich mathematisch geregelt waren.

Die Kleine täuschte sich im Sinne des zugleich egoistischen und mitleidigen Ausrufs des guten Müller; sie glaubte, man klage den Pfarrer; der sie in die Diligence gebracht, an, daß er es ihr an Proviant habe fehlen lassen; sie beeilte sich daher, ihn zu rechtfertigen, und sagte:

»Oh! das ist meine Schuld; ich hatte Brod und Kirschen, doch das Herz war mir so schwer, daß ich nicht essen konnte. Und sehen Sie,« fügte sie bei, indem sie ein in ihrer Nähe im Getreide verborgenes Körbchen, in welchem sich wirklich ein wenig verwelkte Kirschen und ein wenig ausgetrocknetes Brod fanden, an sich zog, »hier ist der Beweis.«

»Du mußt zu müde sein, um gehen zu können,« sprach Justin zu dem Kinde. »ich will Dich tragen.«

»Oh! nein,« erwiderte muthig die Kleine, »ich würde noch eine Meile zu Fuße machen«

Die zwei Freunde wollten es nicht glauben, und trotz der wiederholten Weigerungen des Kindes streckten sie ihre Arme kreuzweise gelegt aus, verketteten sich durch die Hände, und nachdem die Kleine jeden ihrer Arme um den Hals von einem der Freunde geschlungen hatte, hoben sie sie bis zur Höhe ihres Gürtels auf und schickten sich an, sie auf diesem Palankin von Menschenfleisch wegzutragen, den die Kinder mit dem ausdrucksvollen Namen *Kette des guten Gottes* bezeichnen.

Doch in dem Augenblick, wo sie sich auf den Weg begeben wollten, hielt sie die Kleine zurück.

»Mein Gott,« sagte sie. »ich habe also den Kopf verloren?«

»Was gibt es, mein Kind?« fragte mit Theilnahme Justin.

»Ich habe den Brief unseres Pfarrers vergessen.«

»Wo ist er?«

»In meinem Päckchen.«

»Und wo ist Dein Päckchen?«

»Dort, im Getreide, beidem Platze, wo ich mit meinem Kornblumenkranze lag.«

Und sie entschlüpfte ihren Armen, sprang über den Graben, ergriff ihr in eine Serviette gewickelt Päckchen und ihren Blumenkranz, setzte mit einer außerordentlichen Behendigkeit abermals über den Graben, und nahm wieder ihren Platz auf den Händen der zwei Freunde, die sich alsbald nach der Barrière wandten, welche man auf zwei bis dreihundert Schritte erblickte.



## XVIII.

Ο άγγελος.

Die Art, wie die kleine Waise ihr Päckchen hielt beengte im Athmen den alten Professor, an dessen Brust sie es drückte. «

Er hieß sie das Päckchen an das Knopfloch seines Ueberrocks hängen.

Es blieben noch das Kirschenkörbchen und der Kornblumenkranz, den die Arme geflochten hatte in Erwartung des Tags, welchen zu erwarten der Schlaf ihr jedoch nicht die Zeit gegeben.

Sie behielt ihn ohne Zweifel instinkartig als das blühende Andenken an ihre erste Stunde der Einsamkeit in dieser Welt.

Justin verstand es wenigstens so; denn in dem Augenblick, wo die Kleine, wahrnehmend, daß die Blumen ihres Kranzes die Wange des jungen Mannes streiften, eine Bewegung machte, um ihn wegzuwerfen, wobei sie immer ihre Gefährten anschaute, als wollte sie dieselben um Rath fragen, — nahm Justin, dessen Hände beschäftigt waren, den Kranz zwischen seine Zähne, setzte ihn dem hübschen Mädchen auf den Kopf und ging weiter.

Sie war reizend so, die arme Kleine! die schwarzen Kleider der zwei Freunde hoben bewunderungswürdig die Weiße ihres Röckchens und die himmlische Reinheit ihres Gesichtes hervor; ihre Stirne besondere schien, vom Monde beleuchtet, zu strahlen wie die eines himmlischen Geschöpfes.

Man hätte glauben sollen, es sei die junge Schwester einer Druidin, welche im Triumphe nach dem heiligen Walde getragen werde.

Einen Augenblick unterbrochen. nahm das Gespräch wieder seinen Gang. Justin konnte nicht müde werden, den harmonischen Stimmtönen des Kindes zu hören.

Er fing also wieder an zu fragen.

»Und was ist das Gewerbe des Bruders Deiner Amme?« fragte er.

»Er ist Wagner«.

»Wagner?« wiederholte Justin mit der Miene eines Menschen, der ein Unglück vorhersieht.

»Ja, mein Herr« «

»Im Faubourg Saint-Jacques?«

»Ja, mein Herr.«



»Ich kannte aber nur einen Wagner in No. 111.«

»Ich glaube dieser ist es.«

Justin vollendete nicht; ungefähr ein Jahr vorher war die Wagnerwerkstätte plötzlich geschlossen und sodann, von einem Schlosser bewohnt, wieder geöffnet worden. Justin wollte nichts sagen, was das Mädchen beunruhigen konnte, ehe er selbst sicher wäre, daß seine Besorgnis begründet.

»Ah! ja, ja,« sprach das Mädchen, »ich sage sogar nicht einmal mehr, ich glaube, daß dieser es ist: ich weiß es gewiß.«

»Wie, Du weißt es gewiß mein Kind?«

»Ja. . . ich habe mehrere Male die Adresse gelesen, man hatte mich ermahnt, sie auswendig zu lernen für den Fall, daß ich den Brief verlieren würde.«

Und Du erinnerst Dich des Namens, der auf der Adresse stand?«

»Gewiß. . . Es war: »»An Herrn Durier. . .««

Die zwei Freunde schauten sich an, doch ohne zu antworten.

Da es sich einbildete, ihr Stillschweigen rühre von dem geringen Vertrauen her, das er seinen Worten schenkte, so fügte das Kind mit einer Bewegung des Stolzes bei:

»Oh! ich kann schon lange lesen.«

»Ich bezweifle es nicht,« erwiderte ernst der alte Professor.

»Und was gedachtest Du bei dem Bruder Deiner Amme zu thun?«

»Ich gedachte zu arbeiten.«

»Was?«

»Was man will. . . ich kann vielerlei.«

»Unter Anderem?«

»Ich kann nähen, bügeln, Hauben ausputzen, sticken Spitzen machen.«

Je mehr die zwei Freunde die Kleine zum Sprechen veranlaßten, desto mehr neue Eigenschaften entdeckten sie an ihr, und desto mehr Zuneigung faßten sie für sie.

Sie wußten bald ihre ganze kleine Geschichte; sie war in ein gewisses Geheimniß gehüllt.

In einer Nacht hielt ein Wagen beider Bouille an; das war im Jahre 1812; es stieg ein Mann

aus der in seinen Armen eine Last trug, deren Form sich unmöglich unterscheiden ließ.

Vor der Thüre eines einsamen, am Ende des Dorfes liegenden Häuschens angelangt, zog er einen Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete die Thüre, ging in der Finsterniß hinein, und legte die Last auf das Bett, eine Börse und einen Brief auf den Tisch.

Dann schloß er die Thüre wieder, stieg in seinen Wagen und fuhr weiter.

Eine Stunde nachher blieb eine gute Frau, welche vom Markte von Rouen kam, vor demselben Hause stehen, zog ebenfalls einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thüre und hörte zu ihrem großen Erstaunen. als sie die Thüre kaum geöffnet, das Schreien eines Kindes.

Sie zündete eiligst die Lampe an und sah etwas Weißes, das sich beständig schreiend auf ihrem Bette zerarbeitete.

Dieses weiße Etwas, das auf ihrem Bette schrie und sich zerarbeitete, war ein einjähriges kleines, Mädchen.

Da schaute die gute Frau, immer mehr erstaunt umher und erblickte auf dem Tische den Brief und die Börse.

Sie öffnete den Brief und las mit großer Mühe — denn sie las nicht sehr geläufig, — folgende Zeilen.

*»Frau Boivin, man weiß, daß Ihr ein gutes und redliches Weib seid. und dies bestimmt einen Vater, der Frankreich zu verlassen im Begriffe ist, Euch sein Kind anzuvertrauen.*

*»Ihr findet zwölfhundert Franken in der auf Eurem Tische liegenden Böse; das ist das Kostgeld für das erste Jahr, welches Euch vorausbezahlt wird.*

*»Vom 28. October des nächsten Jahres, dem Jahrestage von heute, erhaltet Ihr durch die Vermittlung des Pfarrers der Bouille hundert Franken monatlich.*

*»Gebt dem Kinde die beste Erziehung, die Ihr ihm geben könnt, und besonders die einer guten Hausfrau. Gott weiß, welche Prüfungen er ihr vorbehält.*

*»Ihr Taufname ist Mina; sie soll keinen andern führen, bis ich ihr den gegeben hab, welcher ihr gehört.*

»28. October 1812.«

Frau Boivin las den Brief dreimal, um ihn recht zu verstehen; als sie ihn ganz begriffen hatte, schob sie ihn in die Tasche, nahm das Kind in ihre Arme, die Börse in ihre Hand, und lief zum Pfarrer, um ihn über das, was sie thun sollte, um Rath zu fragen.

Die Antwort des Pfarrers war nicht zweifelhaft: er gab der Mutter Boivin den Rath, das Kind, das ihr Gott vertraute, anzunehmen und mit der größtmöglichen Sorgfalt aufzuziehen.

Die Mutter Boivin ging also wieder mit der Börse, dem Kinde und dem Briefe nach Hause.

Das Kind wurde in die Wiege des zwei Jahre vorher gestorbenen Sohnes der Mutter Boivin gelegt; der Brief wurde in ein Portefeuille eingeschlossen, in welchem die brave Frau die Dienstetats ihres Mannes aufbewahrte, der, Sergent bei der alten Garbe, in diesem Augenblick den Rückzug aus Rußland zu machen beschäftigt war; die zwölfhundert Franken aber wurden in ein Versteck gelegt, dem die Mutter Boivin ihre Ersparnisse anvertraute.

Man hatte nichts mehr vom Sergenten Boivin gehört.

War er todt? war er Gefangener? Nie hatte die wackere Frau Nachricht von ihrem Manne erhalten.

Sieben Jahre lang war das Kostgeld des Kindes pünktlich bezahlt worden; seit drittehalb Jahren aber waren die Anweisungen zu ihrer Verfallzeit ganz ausgeblieben, was die gute Frau nicht abhielt, dieselbe Sorge für Mina zu tragen, die sie als ihre eigene Tochter betrachtete.

Vor acht Tagen war sie gestorben, sie hatte dem Pfarrer die Sorge für das Kind hinterlassen, es sollte zu einem Bruder, einem Wagner in Paris, geschickt werden, den sie lange nicht mehr gesehen, dessen Redlichkeit sie aber versicherte.

Dieser Bruder hieß Durier und wohnte im Erdgeschoße des Hauses Nr. 111. Faubourg Saint-Jacques in Paris.

Das war es, was das Mädchen erzählt hatte, und was die Freunde wußten, als sie in die Stube von Justin kamen.

Kehrte Justin spät nach Hause zurück, so fand er seine Schwester immer wachend und ihn erwartend.

Diesmal, wie immer, erwartete Céleste so hieß sie, ihren Bruder.

Sie öffnete die Thüre beim Geräusche der Tritte und hörte sich rufen. «

Sogleich ging sie hinab, und das Erste was sie sah, war die kleine Mina, die ihr Bruder ihr vorstellte.

Erstaunt über die Schönheit der Kleinen, küßte sie diese, ohne nur zu fragen. woher sie komme.

Dann hob sie das Mädchen von der Erde auf, nahm es in ihre Arme und trug es in aller Eile in das Zimmer ihrer Mutter.

« Die Mutter konnte das Kind nicht sehen; doch sie hatte, wie alle Blinde, Augen an den Fingerspitzen; sie berührte die Waise und überzeugte sich, daß sie schön war.

Man erzählte der Mutter die ganze Geschichte; Céleste hatte große Lust, diese Geschichte zu

hören, doch man zeigte ihr das Kind, das vor Schlaf umfiel; Céleste mußte ihm also so rasch als möglich ein Bett in ihrem Zimmer aufschlagen.

Das war etwas Leichtes.

Man ging ins Erdgeschoß hinab, nahm dort die große Tafel, welche zu arithmetischen Erläuterungen diente, setzte sie auf vier Schemel, breitete eine Matratze aus, und Madame Corby nahm die Stirne des Kindes und legte ihre Hände darauf als einen dreifachen Segen der Mutter, der Blinden und der Hauswirthin, ein Segen, der der Kleinen Glück bringen sollte.

Diese legte sich zu Bette und versank, als sie sich kaum ausgestreckt hatte, in einen tiefen Schlaf.

Am andern Morgen, ehe seine Kinder in ihre Classe kamen, begab sich Justin zu einem der Nachbarn des ehemaligen Wagners, einem ihm bekannten wackern Köhler Namens Toussaint und fragte ihn, ob er ihm Auskunft über den Wagner geben könnte, der im Erdgeschoße des Hauses 111 vor dem Schlosser gewohnt habe, der jetzt dort wohne.

Justin traf es sehr gut.

Toussaint und Durier waren Freunde.

Durier hatte an der bekannten Verschwörung Nantès und Bérard Theil genommen, welche die Einnahme des Fort von Vincennes bezweckte und so ein in ganz Frankreich durch das oberste Comité angezettelt Complott zum Ausbruch bringen sollte, eine Verschwörung, welche durch die Entdeckungen von Bérard gescheitert war.

Er war in diese Sache durch einen Corsen Namens Sarranti hineingezogen worden, der ein großes Gewicht darauf legte, Durier zum Genossen zu haben, wegen der, zahlreichen Arbeiter, über die er verfügte.

Mitten in der Nacht nun, vor dem Tage, wo das Complott zum Ausbruche kommen sollte, hatte Toussaint heftig an die Thüre von Durier klopfen hören; er war an sein Fenster getreten und hatte den Fremden erkannt, der seit einiger Zeit die Werkstätten des Wagners besuchte.

Einen Augenblick nachher hatte er Beide weggehen und sich in aller Hast nach der Barrière wenden sehen.

Von diesem Tage an waren Durier und Sarranti nicht wieder erschienen.

Das war nicht die einzige Anklage, welche, nicht auf Durier, sondern auf dem Corsen gelastet hatte: Toussaint hatte durch Polizeiagenten, welche die Haussuchung bei Durier vorgenommen, erfahren, Sarranti sei überdies bezüchtigt gewesen, er habe bei einem seiner Freunde eine beträchtliche Summe, etwa fünfzig bis siebzigtausend Franken, gestohlen.

Ohne Zweifel mittelst des Geldes, über das sie verfügen konnten, hatten sie rasch genug Havre erreicht, um sich Beide auf einem im Abgange begriffenen Indienfahrer einzuschiffen.

Seit jener Zeit hatte man weder den dem Einen, noch von dem Andern mehr etwas gehört.

Vielleicht, fügte Toussaint bei, könnte man Nachrichten über sie durch einen Sohn nun Sarranti erhalten, der Zögling in Saint-Sulpice-Seminar war. Doch begreiflicher Weise werde der Sohn mit aller Zurückhaltung auf Fragen antworten, die von einem Fremden an ihn gemacht werden, da ihn die schwere Anklage, welche auf seinem Vater laste, in Angst erhalten müsse.

Justin versuchte es, seine Nachforschungen weiter zu treiben, Toussaint wußte aber nicht mehr.

Der junge Mann kehrte nach Hause zurück, ohne es für geeignet zu erachten, einen Schritt bei Herrn Sarranti Sohn zu thun.

Auch war es ihm eben so lieb, daß der Wagner verschwunden und, da er verschwunden, nicht wieder erschien.

Er kehrte also, wie gesagt, nach Hause zurück und theilte, zum ersten Male Heuchler, seiner Mutter die *schlimme Kunde* mit.

»Deine schlimme Kunde ist im Gegentheile eine gute Kunde,« erwiderte Madame Corby, der ihr Sohn, das Evangelium lesend. « den Sinn des Wortes *ὁ ἄγγελος* — eine gute Kunde, weil es ein Engel Gottes ist, der sie uns schickt, — gelehrt hatte.

Und es war für alle Drei eine ungeheure Freude, die Hoffnung, das reizende Wesen im Hause zu behalten.

Sie schienen in der That zu der Periode des gemeinschaftlichen Lebens gekommen zu sein, wo man fühlt, groß, beständig sich von ihrer eigenen Substanz nährend, die innige Vertraulichkeit in Ermangelung von neuen Nahrungsmitteln abnimmt.

Sie fühlten, ihnen unbewußt, die gebieterische Nothwendigkeit sich alle Drei selbst zu erneuern.

Sie waren lange genug unter der Sindfluth in die heilige Arche eingeschlossen geblieben; die Taube kam und brachte den Oelzweig.

Man erfaßte also mit Entzücken den Gedanken das Kind bei sich zu behalten.

Und so willigte diese arme Familie, welche kaum das Nothwendige hatte, ein, sich für das Glück, dieses Kind zu besitzen, noch ärmer zu machen.

Ihrer Ansicht nach hieß mit diesem kleinen Wesen das Personal der Familie vermehren sich, indem man sich selbst ärmer machen würde, bereichern.



## XIX.

### Vogel im Käfig.

Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, schrieb Justin an den Pfarrer der für das Kind seit dem Tode der Amme Sorge getragen, einen ausführlichen Bericht über sein Zusammentreffen mit demselben und über die Schritte, welche gethan worden.

Er sagte ihm, es müssen fortan alle Nachrichten über die kleine Mina von ihm und seiner Mutter verlangt werden, da sie bei ihm wohnen werde.

Sodann, da der Pfarrer das einzige Wesen auf Erden war, das sich, nachdem Frau Boivin gestorben, für das Kind interessirte oder zu interessiren schien, bat man ihn, er möge seine Einwilligung zur Adoption der Waise geben.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten; der Priester dankte im Namen Gottes, des großen und leider! fast einzigen Belohners der menschlichen Tugenden der guten Familie für ihre fromme Handlung.

Sollte ihm eine Nachricht von dem unbekanntem Protector der kleinen Mina zukommen, so werde er diese Nachricht auf der Stelle dem Schulmeister mittheilen.

Nachdem dieser Punkt geordnet und das Gewissen derjenigen; welche das Kind bei sich aufgenommen, beruhigt war, befragte man sich über die Lebensweise, die man für die Kleine wählen sollte.

»Ich übernehme ihre Erziehung.« sagte Justin.

»Ich, ihre Religion, sagte die Mutter.

»Ich, ihre Aussteuer,« sagte die Schwester.

Dann regelte man die Zeit ihres Aufstehens, ihrer Mahle, ihrer Arbeiten, nach einer Unterredung von einer Stunde zwischen dem Bruder, der Schwester und der Mutter war sie unauflöslich an das Innere der Familie gebunden.

Dergestalt, daß wenn man sie in diesem Augenblick zurückgefordert hätte, dies ein tiefer Kummer für alle diese vortreffliche Herzen gewesen wäre.

Mittlerweile schlief die Kleine ohne zu wissen, daß über die Zukunft ihres Lebens entschieden worden war, und daß sie unabänderlich in diesem demüthigen, aber sympathischen Hause fixirt sein sollte.

Plötzlich machte ein Schluchzen, das aus dem Zimmer kam, wo sie lag, die drei wie im Familienrath versammelten Personen beben.

Die Mutter, die in ihrem Lehnstuhle saß, stand auf; Justin lief bis an die Thüre des Schlafzimmers; Céleste trat aber allein ein.

Das Kind war so vernünftig, daß man es beinahe als eine junge Person betrachten mußte, und ein Gefühl der Schamhaftigkeit hatte Justin auf der Schwelle zurückgehalten.

Was die Kleine schluchzen machte, mein Gott! es war nichts als ein Traum; Mina hatte einen entsetzlichen Traum gemacht; sie hatte sich von Gendarmen als Landstreicherin verhaftet geglaubt, und in ihrem Traume weinte sie bis zum Schluchzen: dieses Schluchzen machte ihrem Schläfe ein Ende.

Unglücklicher Weise konnte sie, als sie die Augen öffnete, glauben der Traum wäre fort; die düstere Tapete dieser Stube beklemmte ihr das Herz: wo war sie, wenn nicht im Gefängniß?

Welch ein Unterschied zwischen diesem Zimmer und dem Stübchen, das sie bei der Mutter Boivin bewohnte! Die Wände des Stübchens hatten allerdings keine Tapeten; doch sie waren glänzend weiß das Fenster hatte nicht den gelben Vorhang, der das von Mademoiselle Céleste schmückte; doch es ging auf einen schönen Garten voller Blumen im Frühling, voller Früchte im Herbste und voll Sonne im Sommer.

War das Wetter ein wenig warm, so schlief die kleine Mina bei offenem Fenster. und da sie jeden Abend besorgt war, Korn auf dem Boden ihres Zimmers auszustreuen, so wurde sie beim Frühroth durch den Gesang der Vögel aufgeweckt, welche in dem Baume zwitscherten, dessen Aeste neugierig in ihr Zimmer schauten, welche auf dem Rande ihres Fensters flatterten und endlich an den zwei Füßen ihres Bettes marodirten.

Oh! dieses Leben, diese Lust, diese Blumen, diese Sonne, diese Vögel hatten sie weiß und rosenfarbig gemacht wie eine Pfirsich, die liebe Kleine!

Und dann diese Stube so weiß als die Wände der Pfarrkirche, das war, in Ermangelung eines andern Vergleichungspunktes, die schönste Stube, die sich die Kleine vorstellen konnte: sie erinnerte sie an die Orgel, an den Weihrauch, an die Jungfrau und alle die Feereien der Kirche, welche mächtig auf die junge Einbildungskraft wirken.

So wach sie war, blieb Mina doch einen Augenblick im tiefsten Zweifel.

Dieser ernste junge Mann, dieser freundliche Greis mit denen sie zusammengetroffen; die Promenade, die sie im Mondscheine, zwischen den Armen der zwei Männer getragen, gemacht hatte, Alles dünkte ihr ein Traum; sie hatte den Gedanken, aus dem Bette zu springen und sich der Wahrheit zu versichern; doch sie wagte es nicht, und während sie ihr Schluchzen unterdrückte, setzte sie sich auf ihr Bett und suchte ihre Ideen zu sammeln.

In dieser Stellung, die ein Bildhauer für eine Stafette des Zweifels gewählt hätte, fand sie die gute Céleste.

Zwei schwere Thränen floßen noch über ihre Wangen.

»Was hast Du, mein liebes Kind?« fragte Céleste, indem sie das Mädchen in ihre Arme schloß. »Du weinst!«

Mina erkannte das bleiche, krankhafte Gesicht vom vorhergehenden Tage; sie erwiderte ihrer neuen Freundin den Kuß, den sie empfangen. und erzählte ihr sodann ihren Traum.

Wonach Celeste selbst das Wort nahm, und nach einigen Minuten war die Kleine vertraut mit den Schritten von Justin: sie wußte, daß der Wagner verschwunden, und daß der Brief des Pfarrers unnütz war.

»Und was nun?« fragte das Kind mit kläglichem Tone, indem es so ängstliche Blicke auf Céleste heftete, daß diese ihrerseits Thränen in ihren Augen fühlte; »und was nun? . . .«

»Du bist nun bei uns und gehörst uns, mein Kind,« sprach Céleste; »Du wirst die Tochter unserer Mutter sein, die Schwester von Justin und mir, und obgleich wir nicht reich sind, werden wir doch Alles thun, um Dich glücklich zu machen.«

»Oh! Schwester Céleste! sagte das Kind, diese ebenfalls küssend; »oh! Bruder Justin!« fügte es bei, indem es seine Händchen gegen den jungen Mann ausstreckte, dessen Kopf im Thürrahmen sichtbar wurde.

Justin konnte nicht länger an sich halten; er stürzte ins Zimmer und küßte die Hände, die das Kind gegen ihn ausstreckte.

In einem Augenblick war Mina von dem Leben, das sie führen sollte, unterrichtet.

Ach! das war nicht das Leben der Luft und der Freiheit, an das sie sich auf dem Lande gewöhnt hatte; ihre kleinen Füße sollten ihren Gang am Morgen durch den Thau und die Blumen vergessen; sie sollte nicht mehr vor ihren Augen den schönen Strom haben, der majestätisch und langsam, nach dem Meere den Handel und die Industrie führend, hinfloß; doch die Arme, sie fühlte es, sie würde statt dessen gute Herzen haben, die sie liebten, sie würde die Zärtlichkeit haben, diese milde Sonne der Seele, welche nicht die Sonne des Leibes, aber doch die einzige ist, deren Wärme die mächtige, fruchtbare Gluth der andern vergessen lassen kann.

Die Stunde, die Classe zu beginnen, war gekommen. Justin ging hinab, um seine Thüre den achtzehn Kindern zu öffnen.

Die Schwester blieb allein bei Mina.

Sie wollte die Kleine ankleiden; doch diese sprang, leicht wie ein Vogel, vom Bette herab und kleidete sich in einem Augenblick an; Mina wollte ihrer Schwester beweisen, sie sei kein so kleines Mädchen, als sie zu sein das Ansehen habe, und sie werde sich so benehmen, daß sie denjenigen, welche sie aufgenommen, so wenig als möglich zur Last werde.

Nachdem ihre Toilette beendet war, ging die Kleine in das Zimmer der Mutter, um ihr Gebet zu verrichten und zu frühstücken.



So lange es sich um das Gebet handelte, war Alles gute das Kind kannte alle die süßen Gebete des Kindes, Ausflüsse des Glaubens, des Dankes. der Liebe.

Als aber das Frühstück kam, da gab es für Mina eine traurige Enttäuschung.

Fühlte bei der Mutter Boivin Mina den Hunger sich regen, so ging sie hinab; war es Sommer, so pflückte sie Früchte, brach die Hälfte von einem Laibchen ab und aß ihr Brod mit Aprikosen, Pflaumen, Erdbeeren, Kirschen oder Pfirsichen; war es Winter, so ging sie in den Stall und ins Hühnerhaus; im Stalle fand sie laue Milch, die sie selbst vom Euter von Marienne molk; im Hühnerhause fand sie noch warme Eier, welche sie unter dem Bauche der Hühner nahm.«

Mina hatte also keine Idee. daß man etwas Anderes beim Frühstück essen könne, als Früchte, Milch oder Eier.

In Paris war nicht hiervon die Rede.

Die ganze Familie frühstückte am Morgen die abscheuliche Flüssigkeit, die man Kaffee mit Milch zu nennen übereingekommen ist; warum? wir wissen es nicht, da in das gräßliche Getränk, welches wir der Analyse der Gelehrten unterworfen, viel mehr Wasser kommt, als Milch, viel weniger Kaffee, als Cichorie.

Nicht, als wüßte man das nicht; nein, Jedermann weiß es; bietet ächten Kaffee den achtmal hunderttausend Consumenten von Paris an: sie werden ihn ausschlagen, sie werden Euch sagen, der Kaffee sei erhitzend und die Cichorie erfrischend.

Gut; doch sagt ganz einfach: »Ich frühstücke Cichorie mit Milch; « man muß den Muth seiner Nahrungsmittel besitzen.

Nein, nein. man will durchaus das Ansehe haben, als tränke man Kaffee, weil der Kaffee nicht in Montmartire wächst, während man Cichorie an jedem Orte, außer Martinique, Bourbon und Mekka, haben kann.

Die Linde blühe nur in Peking, der Thee wachse nur in Paris, die Chinesen werden Thee von Paris, und die Engländer, die Franzosen, die Russen Lindenblüthe von Peking kommen lassen.

Das ist wenigstens unsere Meinung; man sieht, daß wir den Muth von dieser wie von andern haben.

Die ganze Familie hatte also die melancholische Gewohnheit, einen Napf den diesem erfrischenden Getränke zu sich zu nehmen; und wenn einer unserer Leser, den es drängt, zur Entwicklung zu kommen, kraft des Grundsatzes von Horaz: **Ad eventum festina**, die Zeilen, die wir geschrieben, für einen wunderlichen Einfall oder für eine Abschweifung hält, so wallen wir ihn schleunigst beruhigen, indem wir ihm sagen, daß es eine zu den Arten der Kleinen gehörige Rechtfertigungsurkunde ist, damit man ihr nicht als Verbrechen den tiefen Ekel an anrechne, den sie gegen den Kaffee mit Milch von Mama Corby, Bruder Justin und Schwester Céleste an den Tag legen wird.

Kaum hatte sie einen Löffel voll von dieser Flüssigkeit in den Mund genommen da wurde es der armen Kleinen übel und sie warf das Ganze wieder auf den Boden.

Die drei Tischgenossen glaubten, sie habe sich gebrannt.

Das war es nicht.

Sie fand das Ding gräulich, untrinkbar.

Man mochte ihr immerhin sagen, und wieder sagen und schwören, es sei Milch, sie glaubte es nicht.

Nicht, als hätte sie einen schlimmen Charakter gehabt, nicht, als wäre sie im Geringsten halsstarrig gewesen: gewohnt, selbst die gute schwarz und weiße Kuh zu melken, glaubte die arme Kleine ganz einfach aus guter Quelle den wahren Geschmack der Milch zu kennen.

»Dann,« sprach das anmuthige Kind mit viel Ehrfurcht gegen die dreifache Behauptung seiner Wirthe, »dann gibt es Pariser Milch und Milch von der Bouille.«

Das war eine so unbestreitbare Wahrheit, daß keiner von den Opponenten sie zu bestreiten versuchte.

Bemerken wir sogleich: als Mina am andern Tage sah, daß man eine besondere Suppe für sie gemacht hatte, überwand sie den Abscheu, den ihr das unbekannte Getränk, das man ihr am Tage vorher geboten, eingeflößt hatte, und verschluckte es mit einem Heldenmuth, durch den sie unsere ganze Bewunderung verdient.

Das Frühstück war nicht das Ewige, was sie in dem traurigen Hause in Erstaunen setzte. Wie man ihr am Abend ihrer Ankunft ein Nachttuch um den Kopf gebunden hatte, bis eine Haube für sie gemacht wäre, für sie, welche gewohnt, mit bloßem Kopfe und bei offenem Fenster zu schlafen, ebenso breitete sich in vielen andern Dingen die Traurigkeit dieses Hauswesens wie ein dichter Schleier um sie aus.

Alles setzte sie in Verwunderung: die graue Tapete des Zimmers der Schwester, die braunen Vorhänge des Zimmers der Mutter, das ernste Gesicht des jungen Schulmeisters, seine Stimme, seine schwarze Kleidung, seine alten gelben Bücher; Alles erschien ihr düster, bis auf das Violoncell, das sie in Thränen zerfließen machte, als sie es zum ersten Male am Abend um zehn Uhr, in einem Halbschlaf spielen hörte.

Bei ihrer trefflichen Organisation betrübte sie sich indessen nicht sehr tief über Alles das, weil sie sich mit einem Anscheine von gesundem Verstande einbildete, da sie nur das Landleben kenne, so sei es möglich, daß in der Stadt Jedermann auf diese strenge Weise lebe.

Sie machte sich also selbst Vernunft und beschloß in ihrem inneren Forum, sich dem halbklösterlichen Leben zu unterwerfen.

Doch, ein armes Kind der Wiesen und der Felder, zwischen vier feuchten Wänden

eingeschlossen, nahm sie sich mehr vor, als sie halten konnte; sie hatte weder das Temperament, noch das Alter, um sich in diese traurige Regel zu fügen; ihre Augen waren zu lebhaft, ihr Blut war zu jung und zu warm, ihre frische Stimme zu klar als daß sie plötzlich ihrer, wie die einer Lerche morgendlichen, munteren Stimme zu schweigen, ihrem Blute, dem glühenden Saft der Jugend, sich zu besänftigen, ihren Augen, sanften Sternen des Herzens, zu erlöschen oder nur halb zu glänzen gebieten konnte. Es entschlüpfte ihr unwillkürlich treuherziges Gelächter schallend wie Liedersang, und sie strengte sich vergebens an, diese Schätze kindlicher Heiterkeit, die sie in sich trug, zurückzudrängen.

Als sie eines Tags, während sie das Gras, das in dem feuchten, düstern Hofe wuchs, ausraufte, das Ritornell eines Liedes ihrer Heimath sang, erschien Schwester Céleste am Fenster; da entfiel das Messer, mit dem die arme Mina das Gras ausraufte, ihren Händen; sie wurde bleich und fing an an allen Gliedern zu zittern.

Sich in diesem Grade vergessen zu haben schien ihr eine ungeheure Profanation, wie laut in einer Kirche gesprochen haben.

Ein andermal, als sie allein in der Stube des Schulmeisters, welche zugleich wie man sich erinnert, die Classe war, seine alten Bücher aufräumte, die eine unbekannte Sprache, für welche sie viel Ehrfurcht hegte, sprachen, erblickte sie in einer Ecke das Violoncell, das Justin wieder in seinen Kasten zu legen nicht Zeit gehabt hatte.

Seit langer Zeit wartete sie auf die Gelegenheit, mit diesem Instrumente allein zu sein.

Dies fand sich nun so, und sie war getheilt zwischen zwei sehr entgegengesetzten Gefühlen.

Einerseits hatte der Eindruck, den sie das erste Mal empfunden, als sie seine schwermüthigen Töne gehört, eine Art von Groll in ihr erregt, den entschlossen kundzugeben ihr nicht unangenehm gewesen wäre.

Andererseits, lebhaft gestachelt durch eine Neugierde der ähnlich, durch welche angetrieben die Kinder das in einer Uhr eingeschlossene *Thier* zu sehen verlangen, hatte sie ein heftiges Gelüste, zu erfahren, was in dem Instrumente vorging, wenn man den Bogen auf den Saiten umherspazieren ließ.

Sie wäre sehr verlegen gewesen, hätte sie sagen sollen, welches von diesen beiden Gefühlen, die Neugierde oder die Rache, das überwiegende war.

Wir, die wir fünfmal ihr Alter haben tragen kein Bedenken, zu glauben, daß es die Neugierde war, und wir zweifeln um so weniger hieran, als das Resultat da ist. um uns Recht zu geben.

Sie nahm mit den Fingerspitzen den auf einem Stuhle liegenden Bogen, näherte sich mit leisen Tritten dem Violoncell, fing an auf der silbernen Saite zu sägen, und machte, daß sie eine Art von sonorem Schnarren von sich gab, als der Schulmeister, der ein Papier auf dem Tische vergessen hatte, die Thüre wieder öffnete und plötzlich auf der Schwelle des Zimmers erschien.

Nie, freundliche Leserin! nie, lieber Leser! seitdem die erste Sünderin vom Schutzengel des Paradieses auf frischer That des Diebstahls ertappt worden ist, nie bedeckten sich unter blonden Haaren so rosige Wangen mit einem schärferen Roth!

Das Herz der armen Kleinen klopfte wie das eines verwundeten Vogels.

Um sie zu beruhigen, mußte Justin lächelnd ihre Hand nehmen und sie beinahe mit Gewalt mit dem Bogen über die Saiten streichen lassen.

Doch die Gemüthsbewegung, die sie ergriff, war so stark daß sich bei ihr in tiefen Haß die einfache Antipathie verwandelte, die sie gegen das arme Instrument hegte.

Wir nannten Sie so eben *freundliche Leserin*, o schöne Augen, die uns die Ehre erweisen, uns zu lesen! Wissen Sie, warum wir Sie so mit unsern süßesten Beiwörtern liebkosen? Weil Sie in der Fraueneigenschaft zu den zartesten Gemüthsbewegungen fähig sind, und wir es dahin bringen wollen daß Sie Ihren Einfluß bei unsern Lesern gebrauchen, welche, zu ungeduldig, finden dürften, wir verfallen in die Idylle.

Lassen Sie uns, dem erschrecklichen Drama, das wir schreiben. diese duftende. blühende Pforte der Jugend öffnen; wir werden frühe genug zu den Leidenschaften des Mannesalters und zu den Verbrechen der reiferen Jahre kommen.

Nicht wahr, freundliche Leserin, Sie erlauben uns Sie noch eine Zeit lang durch die vom Maßlieben und Goldknöpfen gesprenkelten Wiesen beim Geräusche der singenden Vögel und der murmelnden Bäche zu führend?



## XX.

### Der Zauberstab.

Weit entfernt, gegen Mina ihre Adoptivfamilie zu mißstimmen, bestärkten diese Züge und ähnliche Justin und seine Schwester nur in der guten Meinung, die, sie vom Herzen der kleinen Waise hatten; statt sie zu tadeln munterten sie Mina auf, dem Impulse ihrer reizenden Natur zu folgen, welche einige Strahlen der Heiterkeit in das Haus warf; sie hätten ihr gern aus allen ihren Arbeiten ein Vergnügen, aus allen ihren Tagen ein Fest machen mögen: sie wußten wohl, diese reinen Herzen daß die Kindheit ein ewiger Sonntag ist.

Doch die Mutter war blind; die Schwester oft krank; alle Drei in dürftigen Umständen.

Die Verwandten konnten nur ihre Traurigkeit der Kleinen geben: sie war es also, welche durch die Gnade Gottes ihnen ihre Heiterkeit gab.

Sie gewann am Ende im Hause eine so große Herrschaft, daß es mit dem Hause war, wie es mit der Natur beim Ausgange aus dem Winter ist: zuerst kahl und trostlos, schien es zum Leben wiedergeboren zu werden, und allmählig nahm es unter einem unsichtbaren Saft Knospen, Blätter und Blüten an.

Der Schulmeister war trotz der Bemühungen des alten Professors, — und obgleich er nach dem Ausdrücke von diesem die Welt mit dem Ellenbogen berührt hatte, — der Schulmeister war in diesem Kampfe zwischen seinem Gewissen und seinen Neigungen, zwischen seiner Pflicht und seinen Begierden unterlegen; er war, wie es Herr Müller vorhergesagt, verwelkt mitten im schönen Frühling seiner Jugend; in drei Jahren war er um zehn Jahre älter geworden.

Das war das Gegentheil bei der kleinen Mina: bei ihrer Berührung verjüngte sich die Familie. Es ist in der That das Eigenthümliche der sorglosen Kindheit, daß sie Alles, was in ihre Nähe kommt, wiederbelebt und verjüngt.

Überall, wo ihr weißes Kleid hinstreift, wächst das Gras, blühen die Knospen.

Die kleine Mina war kaum zwei Jahre in der Familie des Schulmeisters, und schon hatte das Haus eine völlige Umwandlung erlitten.

Einmal ging sie auf der Ebene von Mobtrouge spazieren, und auf dieser dünnen Ebene war sie im Stande, ein Dutzend Büschel Maßlieben und wilde Veilchen zu entdecken.

Sie entwurzelte sie mit einem Messer, legte sie in ihr Taschentuch, brachte sie nach Hause, und Madame Corby war sehr gerührt, als sie unter ihrer Hand zwei Blumentöpfe fühlte, die sie an die Sonne erinnerten, welche sie nicht mehr sehen konnte.

Ein ander Mal waren es zwei Zwergrosenstöcke, die ihr ein Gärtner aus der Nachbarschaft geschenkt; sie setzte sie in zwei Gläser und stellte sie auf den Kamin von Justin, während er

ausgegangen war. Am Abend fand sie der Schulmeister bei seiner Rückkehr, und es ergriff ihn eine süße Gemüthsbewegung, als er diese Rosen anschaute, die ihn daran erinnerten. daß es um Paris einen Frühling mit blühendem Kleide gab, den er nicht genoß.

Die Schwester Céleste hatte auch ihre Ueberraschung; mehrere Male äußerte sie vor der Waise ihren Wunsch, eine kleine Katze zu besitzen, und wäre es nur, um sie durch das Verwirren ihres Fadens zu zerstreuen, der immer so gut entwirrt war: eines Abends war sie sehr erstaunt, als sie, ihr Kopfkissen aufhebend, ein weißes Kätzchen mit einem blauen Bande um den Hals hervorkommen sah. Es war abermals Mina, welche diese Katze entdeckt und derselben ein Halsband aus ihrem Gürtel gemacht hatte.

Jeden Tag hatte sie einen andern Einfall; das ganze Erfindungsgenie der Kindheit war in diesem blonden Kopfe concentrirt; man hätte glauben sollen, dem Zephyr ähnlich athme sie nur, um den Frühling zu beleben und die Rosen und den Jasmin blühen zu machen.

Man sah auch nur noch durch sie, man unterhielt sich auch nur noch von ihr: Mina hier, Mina da! Wie eine angenehme Note, welche Jedermann gefällt, hörte man ihren Namen von oben bis unten im Hause ertönen.

Hatte man einen Einkauf zu machen so überließ man es ihrem Geschmack; einen Entschluß zu fassen, ihrer Entscheidung; einen Plan auszuführen, ihrem Willen.

Sie war souveraine Gebieterin einen kleinen Staates; sie regierte ihre drei Unterthanen mit ihrem gesunden Verstande, ihrem guten Herzen und ihrer Heiterkeit.

Alle Drei fühlten und anerkannten auch den wohlthätigen Einfluß, den dieses Kind auf sie übte; der Tod von einem der drei Mitglieder der Familie hätte nicht mehr Schmerz den zwei Ueberlebenden bereitet, als der Abgang des Mädchens ihnen allen Dreien verursacht haben würde.

Sie nannten sie den *Engel der Heiterkeit*.

Und in der That. es war eine Bezauberung aller Stunden.

Eines Tage war sie nach dem Walde von Meudon mit Herrn Müller und Justin gegangen; — es war ein Sonntag. wohlverstanden; — sie erblickte auf ein Dutzend Fuß auf einem Aste ein Finkennest. Ihre Lüsterheit erwachte alsbald, und sie unternahm es, dem alten Professur und Justin zu beweisen, es sei etwas äußerst Leichtes, ihr dieses Nest zu holen, wobei sie bemerkte, sie verstehe es, auf Bäume zu klettern, und wenn keiner von den Männern hinaufsteige, so werde sie selbst steigen. Justin hatte in seiner Jugend diese Kunst geübt, und er hatte sie sicherlich nicht so sehr vergessen, daß er vor einem so geringen Aufsteigen zurückweichen mußte. Eines aber erregte Besorgniß bei ihn: um auf Bäume zu steigen, mußte man den Stamm mit den Armen und den Knien umfassen, und diese Operation konnte nur zum wahrscheinlichen Schaden des Rockes und der Hose des jungen Mannes geschehen.

Justin kratzte sich »ein Ohr und schaute nach dem Neste.

Der gute Professor begriff, was Justin beschäftigte; er warf seinen breitkrämpigen Hut auf den Boden, lehnte sich an den Baum an, verband seine Hände und erbot sich seinen Zögling als kurze Leiter zu dienen.

Dieser bat um Verzeihung wegen der großen Freiheit, die er sich nehme, stieg auf seine Schultern, hob den Arm empor, erreichte das Nest, und legte fünf Finken in die Hände von Mina, die sie springend vor Freude empfing.

Es ist in der Kindheit eine so unwiderstehliche Kraft, ein so gebieterischer Wille, eine solche Macht des Befehlens, daß man durchaus gehorchen muß.

Fügen wir bei: es ist das Eigenthümliche der Greise, daß sie duldsamer gegen die Kindheit sind, als die jungen Leute, ohne Zweifel, weil die jungen Leute näher bei diesem Alter sind und die Greise weiter davon entfernt.

Sie wußte übrigens wohl, was sie that, die kleine Halsstarrige, wenn sie die Finken verlangte, und das war nicht das erste Nest nach dem es sie gelüstete; sie hatte, irgendwo, im Keller oder aus dem Speicher, — einen schmutzigen, schwarzen, alten Käfig gefunden, den sie abkratzte, abwischte, glättete; und diesen von ihr wiederhergestellten Käfig wollte sie benützen.

Sie nahm also die Finken mit, ohne Justin zu antworten, der ihr sagte, sie werde nicht wissen, wohin sie dieselben bringen sollte; und fünf Minuten nach ihrer Rückkehr kam sie ganz triumphirend in die Stube des Schulmeisters mit ihrem glänzenden Käfig und ihrer häuslich eingerichteten Finkenfamilie.

Hierbei tauchte in ihr aber eine Idee auf, welche lange ihr kleines Gehirn beschäftigte, ehe sie zu Tage ausging, das war die Idee, für den Käfig von Bruder Justin zu thun, was sie für den Käfig ihrer Finken gethan hatte.

Nur handelte es sich hier nicht darum, zu scheuern zu waschen und zu poliren, man mußte die Tapete, die Fenstervorhänge, die Bettvorhänge wechseln.

Die arme Kleine brauchte hierzu ein Jahr; sie hatte alle Arten von Launen, und da ihr Justin nichts abzuschlagen wußte so waren es bald zehn Sous für ein Band, das sie nicht kaufte, bald zwanzig Sous für ein Spitzenende, das bei der Händlerin blieb; kurz von zehn zu zehn Sous, von zwanzig zu zwanzig Sous häufte sie eine Summe von siebzig Franken an, von denen fünfzehn verwendet wurden, um durch eine perlgraue Tapete mit blauen Rosen die abscheuliche, erdfarbige, fettige, feuchte Tapete, die das Auge betrübte, zu ersetzen, und fünfundfünfzig um Mousselinevorhänge zu kaufen, welche, von ihr und von Schwester Céleste gemacht, die am Ende ihre Mitschuldige geworden, die Stelle der Vorhänge von grüner Sarsche einnehmen.

Die Metamorphose des Zimmere bewerkstelligte sich an einem Abend, durch die Gefälligkeit eines Tapetenhändlers, der seinen Sohn in der Classe von Justin hatte und zu diesem Taschenspielerstückchen dadurch beitrug, daß er vier Arbeiter das Papier an die Wand kleben ließ, während Justin die Dandys und die Coquetten der Barrière du Maine springen machte.

Als Justin nach Hause kam, glaubte er, man habe einen Ruhealtar in seinem Zimmer gemacht; er wollte schmähen, zanken, sich beklagen: Mina reichte ihm ihre beiden rosigen Wangen, und Justin konnte nur das Kind an sein Herz drücken.

Und Stufe um Stufe verjüngte und erheiterte sich dieses traurige Haus, wie seine Bewohner sich verjüngt und, aufgeheitert hatten.

Alb Mina zu diesem Grade des Einflusses gelangt war, erklärte sie den alten religiösen Musikbüchern den Krieg, und sie brachte es dahin, daß Sebastian Bach, Palestrina, Haydn in den Schrank zurückkehrten, und daß, um diese erhabenen Ahnherren zu ersetzen, welche die Freunde der Jugend, des Schulmeisters gewesen waren, Justin eines Tages mit Fragmenten der Partitur einer komischen Oper, die er, auf den Quais Scharteken durchstöbernd, gefunden hatte, nach Hause kam

Wer ganz verblüfft war, wer rückwärts zu fallen dachte, das war Herr Müller, als er eines Abends eintrat und Justin die Hauptmotive von *Don Gulistan*, diesem lustigen Stücke in drei Akten, entziffernd fand.

Mina erklärte aber,— wahrscheinlich um ihren alten Groll gegen das Violoncell zu befriedigen. — Mina erklärte, die heitersten Melodien scheinen ihr traurig auf diesem Instrumente.

Man beurtheile, in welchem Grade sie dem armen Schulmeister den Kopf verdreht hatte, und wie er den Launen dieses Kindes zu gehorchen bereit war: sie machte Justin so viel Neckereien wegen seines Violoncells. — und Sie wissen, ob der arme Mann sein Instrument den schwermüthigen Gefährten seines melancholischen Lebens, liebte! — die tyrannisches Gewalt der kleinen Mina über ihn war so groß, daß sie ihn bestimmte, auf das Violoncell zu verzichten.

Ach! es war ein sehr trauriger Augenblick, der Augenblick, wo der arme Justin sein Violoncell in das hölzerne Gefängniß einschloß, zu dem es aus Lebenszeit verurtheilt war.

Sie werden mir sagen, es seien ihm drei Tage geblieben, um Contrabaß an den Barrièren zu spielen; doch diese Musik, welche für den frommen Schulmeister im höchsten Grade profane Musik war, dünkte ihm entfernt nicht eine hinreichende Entschädigung für das, was er an Haydn, Palestrina und Sebastian Bach verlor.

Uebrigens hatte Mina, ohne ihm etwas zu sagen den besten Grund für ihr Recht, ihm dieses Opfer aufzuerlegen.

Was war für ihn die Musik?

Der Trost bei seinem Gerame.

Was brauchte er, sich zu zerstreuen, da er sich nicht mehr grämte? getröstet zu werden, da er nicht mehr traurig war?

War sie nicht das lebendige Lied?



Ist es endlich richtig, zu sagen, wie wir es gethan, die Mißgeschicke kommen in Schaaren, so ist es auch wahr wenn man sagt, ein Glück komme selten allein.

An einem Herbstabend, beim Wiederbeginnen der Classen, öffnete auch Justin ganz einfach beide Flügel seiner Thüre Fortuna, welche anklopfte.

Die launenhafte Göttin hatte das freundliche Gesicht eines Notars der Rue de la Harpe angenommen.

Sie fragen mich naiv, dessen bin ich sicher: »Es gab also Notare in der Rue de la Harpe?«

Es ab nicht Notare es gab einen Notar.

Diese Notar hieß Meister Jardy.

Er hatte zwei Söhne. deren heißester Wunsch es war, zwei Classen einem Jahre zu machen, oder mit andern Worten, im folgenden Jahre die Classe, welche man die dritte nannte, zu überspringen und von der vierten in die zweite überzugehen.

Justin war den ganzen Tag beschäftigt, und da es die zwei jungen Leute auch waren, so durfte man nicht an Lectionen bei Tag denken.

Auch konnte Justin nicht auf seine Classe verzichten.

Was den jungen Leuten anstand, das waren Lectionen am Abend, drei in der Woche und jede von zwei Stunden.

Unter diesen Bedingungen ging die Sache vortrefflich bei Justin.

Dreimal in der Woche machte er an der Barrière tanzen, und da er wegen des Verbots seiner kleinen Despotin nicht mehr in seinem Zimmer Violoncell spielen konnte, so hatte er eine große Liebe für diese Beschäftigung gefaßt, die ihm noch von Zeit zu Zeit seinen Contrabaß ans Herz zu drücken erlaubte.

Ein Contrabaß ist rein Violoncell; die Musik der Schenke war nicht die Musik von Beethoven; doch wir sind bekanntlich nicht auf dieser Welt, um die duftende Blume aller unserer Wünsche sich erschließen zu sehen.

Justin bot dem Notar seine drei freien Abende an.

Der Notar gab weder den geraden, noch den ungeraden Tagen einen Vorzug; ein Notar der Rue de la Harpe hat weder in der großen Oper, noch bei den Italienern eine Loge.

Die drei Abende von Justin waren die drei Abende von Meister Jardy.

Der würdige Notar bot fünfzig Franken monatlich, und am Ende des Jahres einen Zusatz von

fünfzig weiteren Franken, wenn seine zwei Söhne in der zweiten Classe aufgenommen würden.

Justin willigte ein; er machte sich in Bausch und Bogen anheischig, gegen hundert Franken monatlich ein Wunder zu vollbringen.

Es wurde verabredet, daß schon an dem Tage Meister Jardy seine zwei Söhne schicken sollte.

Die Reinlichkeit des Stübchens von Justin hatte den Notar besonders verführt.

Er hatte zweimal wiederholt:

»Was für ein reizendes Stübchen haben Sie da Herr Pierre Justin Corby!«

In seiner Eigenschaft als Notar erließ Meister Jardy denjenigen, mit welchen er sprach, nicht einen einzigen von ihren Namen. «

»Welch ein reizendes Stübchen haben Sie da! Ich muß Madame Jardy ein ähnliches einrichten lassen!«

Und wer hatte dieses so freundliche Stübchen, das sogar den Notar verführte, eingerichtet? Mina, der Engel der Heiterkeit!

Als sich der Notar entfernt hatte, nahm Justin auch, ohne zu bemerken, daß Mina ihrem fünfzehnten Jahre zu ging, diese in seine Arme, küßte sie mit alter Gewalt seiner Lippen und sagte:

»Du bist mein guter Genius, Kind! seit Deinem Eintritte hier hat das Glück sein Nest im Hause gemacht.«

Und er hatte Recht, wenn er das sagte, der wackere junge Mann; es war eine wahre Fee, ein wahrer Genius, dieses Mädchen mit seinem Zauberstabe.

»Mit seinem Zauberstabe?« wird man sagen; »Sie haben noch nicht hiervon gesprochen!«

Im Gegentheil, liebe Lesers im Gegentheil, freundliche Leserinnen! wir haben nur hiervon gesprochen.

Dieser Zauberstab, das war die Jugend.

---

## XXI.

### Ein Sommernachtstraum.

Es war eine Nacht so frisch, als der Tag glühend gewesen. Die Vögel, welche ohne Zweifel erstickt durch die Hitze des Tages, das Zimmer in ihren grünen Palästen gehütet hatten, fingen an die Stimmen ihrer Herolde hören zu lassen: die Nachtigall, die Grasmücke, das Rothkehlchen, sie befangen die schöne Sommernacht mit den kühlen Lüften, Nachtschmetterlinge so groß, daß sie Vögel zu sein schienen, der Todtenkopf, der Pfauenschwanz, der Sphinx der Papel flatterten geräuschlos um die Bäume mit zahllosen Schwärmen von jenen Käfern welche entartete Söhne der wahren Maikäfer zu sein scheinen und durch den frischen Ostwind in Schwung gebracht, schienen die Blumen der Ebene, auf ihren Stängeln gewiegt, zu Ehren des Gottes zu tanzen, der den Mond und die Sterne, diese sanften, bleichen Sonnen der Finsterniß, schuf. Die Klapperrosen verschlangen sich mit den Kornblumen; die Maßlieben reichten den Veilchen die Hand; das Mausöhrchen mit den Goldaugen schaute verliebt den vorbeifließenden Bach an. Vögel, Schmetterlinge Blumen feierten das Fest der Natur.

Ein junger Mann, der im Kornfelde saß oder vielmehr lag, schien, den Kopf auf seine hinter ihm gekreuzten Arme stützend die Augen zum Himmel ausgeschlagen, mit Wonne die unaussprechliche Heiterkeit dieser Sommernacht zu genießen.

Auf der Stirne dieses jungen Mannen waren in Flammenbuchstaben die reinen Entzückungen einer neuen Glückseligkeit geschrieben; man konnte auf seinem Antlitz den noch sichtbaren Spuren der Freuden des vorhergehenden Tages, schon geschwächt, verwischt durch den siegreichen Einfall des gegenwärtigen Tages, folgen. Ein gleichgültiger Vorübergehender hätte allein glauben können, die Runzeln seiner Stirne seien seit Kurzem erst gegraben, wie die Furchen durch den Pflug in einer neu geackerten Erde; ein Beobachter hätte im Gegentheil sehr rasch erkannt, daß in diesen, beim ersten Anblick dünnen, Furchen die grünsten, frischesten Gedanken keimten.

Dieser junge Mann war unser Schulmeister.

Oder verbesserte wir und vielmehr sogleich und geben wir ihm nicht mehr diesen Namen, der ein ganzen Gefolge von schmerzlichen Illusionen mit sich führt; nein es war nicht mehr der Schulmeister; nein, es war nicht mehr der Violoncellist, der die Scala seinen ersten Instruments erweckte und sie zwang, über seine Schmerzen zu seufzen; nein, es war nicht mehr dieser vor den Jahren alte junge Mann, den wir so sorgenvoll in der Mitte seiner traurigen Familie gesehen haben; es war der Vogel der Fluren, dem das Glück im Vorübergehen seinen Käfig geöffnet hatte, und der in der balsamischen Abendluft die kaum erschlossenen Früchte seiner Freiheit genoß.

Es war mit einem Worte derjenige, welchen wir noch im vorletzten Kapitel den *unglücklichen Justin* nannten.

Begrüßen Sie ihn, liebe Leser und befreundete Leserinnen, denn er hatte große Fortschritte auf der Straße des Glückes gemacht.

Wie ein verspäteter Reisender, hatte er rasch den verlorenen Weg und die verlorene Zeit wieder eingeholt; er hatte laufend die langen Jahre seiner Vereinzelung hinter sich gelassen. — Der Weg ist so kurz vom Unglück zum Glück, daß er in sechs Monaten die Sorgen seines ganzen Lebens hatte vergessen können.

Hatte er plötzlich Glück gemacht? war ein unbekannter Verwandter von fernen Inseln bei ihm angekommen, ausdrücklich, um ihn *mein Neffe* zu nennen und zu seinem Erben einzusetzen? oder hatte vielmehr die Arbeit, dieser wahre Oheim aus America, der immer mehr gibt, als man erwartet, seine süße Muße geschaffen?

Sollte er nicht an diesem Tage, zu dieser Stunde, — es war ein Donnerstag, Balltag, — sollte er nicht, die Haare herababhängend wie die Zweige einer Weide, sein singendes Instrument zwischen den Knien, im Orchester der Schenke sitzen, wo wir ihn demüthig um die Stelle des Contrabassisten haben bitten sehen?

Was machte er denn da, im Kornfelde liegend, wie ein Hirte von Virgil, ein Tityrus oder ein Damätas, während ihn seine Pflicht anderswohin rief?

Nein, seine Pflicht rief ihn nicht ins Orchester: seine zwei Zöglinge hatten mit triumphirenden Schritten den Abgrund der Dritten übersprungen; er hatte Lectionen die Hülle und die Fülle, Ersparnisse, um ein Hans zu kaufen, und schon seit drei bis vier Monaten hatte er darauf verzichtet an der übel klingenden Symphonie Theil zu nehmen, zu der ihn die Nothdurft hingetrieben.

Er war da, wo er sein sollte; nirgends wäre er besser gewesen, der Platz, den er am Rande des Feldes einnahm, den Kopf im Getreide, die Füße gegen die Straße hin abhängend, beim Mondscheine in einer schönen Sommernacht; dieser Platz war der welchen fünf Jahre vorher die Kleine einnahm, die auf eine zauberhafte Art das dürftige Haus des Faubourg Saint-Jacques verwandelt und, eine unschuldige Medea, unsern Helden verjüngt hatte; es war der Jahrestag ihres Zusammentreffens mit Justin, und er dankte in diesem Augenblick Gott für den wunderbaren Schatz, den er ihm geschickt.

Man war im Monat Juni des Jahres 1826; das Mädchen war eine große, schlanke Jungfrau geworden.

Das Kind hatte sein fünfzehntes Jahr erreicht.

Es war eine schöne Undine, denen ähnlich, welche sich in den Bächen spiegeln, deren leichte Cascaden vom Taunus herabfallen und sich in den Rhein werfen. Sie hatte lange Haare, blond wie das Gold der Aehren, Augen azurblau wie die Kornblumen, unter denen man sie liegend gefunden, Wangen roth wie die beim jungfräulichen Athem, der ihrem Munde entströmte, über ihrem Kopfe zitternden Klapperrosen.

Man hätte glauben sollen, sie sei aus allen Blumen der Felder gemacht, wo sie fünf Jahre vorher die Nacht zugebracht; es war ein lebendiger Blumenstrauß, rosig und frisch.

Justin seinerseits war fast schön geworden; wir sagten schön, er habe wenig hierfür zu thun gehabt; er brauchte nur denselben Weg zu gehen wie das Glück.

Das Bewußtsein seiner Glückseligkeit benahm seinem traurigen Gesichte die finstere Miene, die man sonst gewöhnlich an ihm fand, und sein Antlitz hatte nichts mehr von seiner Physiognomie der Unglückstage behalten, als seine Sanftheit und seine Würde.

Er hatte sich eines Tags im Spiegel betrachtet und nicht wiedererkannt; er war roth geworden, da er sich schön gefunden, und seit dieser Zeit, denn er begriff, daß er schön wurde, weil Man schön war, hatte er eine Sorgfalt auf seine Person verwendet, die ihm bis dahin fremd gewesen.

Und man mußte sich auch verschönern nur bei der Berührung dieses anbetungswürdigen Geschöpfes.

Gingen sie mit einander auf der Ebene von Montrouge, spazieren, so war es ein herrliches Paar: er blond, sie blond; sie rosenfarbig, er weiß; der Arm des Mädchens wie eine Liane um den Arm des jungen Mannes geschlungen, ihr Kopf beinahe seine Schulter berührend, als hätte sie sich eine Stütze daraus machen wollen, das war eine köstliche Harmonie, ein reizendes Duo!

Man sah sie vorübergehen, — die guten Herzen, wohl verstanden, — mit dem innigen Vergnügen, das man empfindet, wenn man mit dem Blicke berühmten oder glücklichen Leuten folgt; diejenigen, welche sie für den Bruder und die Schwester hielten, bewunderten sie; diejenigen, welche sie für Brautleute hielten, beneideten sie.

Sie sahen Beide so gut, so freudig, so jung aus! Justin, seitdem er glücklich war, schien kaum fünfundzwanzig Jahre alt zu sein; seine Jugend, die er so wenig benützt, so schlecht genossen, kehrte in dem Alter, wo er sie verlassen, das heißt, beinahe im Kindesalter, zu ihm zurück. Alle kleine Knaben liefen auf Mina zu, alle kleine Mädchen liefen auf Justin zu, alle arme Leute streckten ohne Unterschied gegen den Einen oder die Andere die Hand aus.

Wir habest in allen Einzelheiten erzählt, wie Mina vom Kinde Mädchen gewordene wie Justin von unglücklich wieder glücklich geworden; folgen wir Beiden in ihrem neuen Leben.

Die Erziehung des Kindes ist gemacht: Musik, Zeichnen, Geschichte, alte Literatur, neue Literatur, man hat sie Alles gelehrt; sie hat Alles behalten. Es ist eine junge Person voll Distinction, deren moralischer Sinn herangewachsen ist in der fruchtbaren Erde, die man die Familie nennt; ihre Neigungen sind einfach wie ihre Kleider; ihr Sonntagskleid ist das Symbol ihrer Seele: sie hat die unbefleckte Weiße davon, und bis jetzt verschlossen für die Begierden, wie der Kelch einer Blume, wartet sie um sich zu öffnen, auf die Sonne der Mädchen, die man die Liebe nennt.

Es war eine keusche Seele in einem jungfräulichen Körper.

Im Herzen von Justin hat sich, wie in einer guten Erde, die man noch nie besser, eine junge und kräftige Liebe, welche ihre Aeste schon bis zum Himmel erhebt, erschlossen.

Wie bemerkte Justin, daß er verliebt war?

Durch ein Leiden, — ein Leiden, das um so schärfer, als er des Leidens entwöhnt.

Der Donnerstag des Fronleichnamfestes war verlaufen. Zu jener Zeit, wo die Menschen Gott noch ein Fest zu haben erlaubten, waren mehrere Straßen von Paris, besonders aber die der großen Vorstädte, mit Blumen bestreut und glichen unter den Füßen des Priesters, der das heilige Sacrament trug, ausgebreiteten Teppichen; dabei waren die Wände mit Tüchern oder Tapetenwerk behängt, der Weihrauch verbreitete seine Wohlgerüche, die Rosenblätter flogen mit vollen Händen ausgeworfen in der Luft, man läutete mit allen Glocken in den verschiedenen Kirchen. Es war ein entzückendes Schauspiel unter dem strahlenden Himmel, den Theorien der Griechen ähnlich, die Mädchen mit weißem Schleier, die der Procession der Geistlichkeit folgten, vorüberziehen zu sehen. Damals, wo die Regierung die Studenten nicht in die Provinzschulen gepfercht hatte, fanden sich noch aus den Dächern der Vorstädte, wie Schwalbennester, Schwärme von jungen Leuten, die sich aus den Fenstern ihrer Mansarden neigten, um die keusche weiße Herde defiliren zu sehen.

Mina gehörte zum Zuge; bei den Gittern des Val-de-Grace angelehnt, erwartete sie Justin im Vorübergehen.

Der Zug kam an

Justin entdeckte bald die Jungfrau, welche, wie die höchste und schönste Blume eines Straußes, mit dem Kopfe alle ihre Gefährtinnen beherrschte.

Er hatte keine andere Absicht, kein anderes Verlangen, als sie vorüberkommen zu sehen; doch er schlug, als wäre er verhängnisvoller Weise nach dieser Seite gezogen worden, die Augen auf und sah an einem Fenster einen jungen Mann, dessen glühende Augen über diesem ganzen Schwarme von Schwänen strahlten.

Schaute dieser junge Mann die Eine oder die Andere an? Justin schien es, er sei nur wegen Mina hierher gekommen und schaue nur Mina an. Eine Röthe . . . nein, eine Flamme stieg Justin zu Gesichte. Und von diesem Augenblick an sah der arme Schulmeister klar in seinem Innern.

Eine Schlange hatte ihm ins Herz gebissen; — besser noch: in das Herz seines Herzens, wie Hamlet sagt.

Er war eifersüchtig.

Justin verbarg sein Gesicht in seinen Händen, als hätte das Mädchen, an ihm vorbeiziehend und die Röthe seines Gesichtes wahrnehmend, die Ursache hiervon begreifen müssen.

Nach Hause zurückgekehrt, schloß er sich in sein Zimmer ein, und er blieb zwei ganze Stunden allein, um sich zu befragen.

Wenn nach diesen zwei Stunden die Liebe, die er für das Mädchen hegte, ihm noch nicht völlig geoffenbart war, wenn er noch zögerte, das Gefühl seines Herzens zu nennen, so sollte bald eine Revolution in ihm vorgehen, die ihm jeden Zweifel, benehmen mußte.

Am Abend, gegen zehn Uhr nachdem sie die letzten Geschäfte des Hauses besorgt, ging Mina, wie gewöhnlich, hinab, um Justin gute Nacht zu sagen, und ihm die Stirne zum brüderlichen Kusse zu reichen.

An diesem Abend, als Mina in das Zimmer eintrat, durchlief ein Schauer den jungen Mann vom Scheitel bis zu den Zehen, und eine Flamme zog über sein Gesicht, der ähnlich, welche über die Stirne von Mina an dem Tage lief, wo Justin sie mit dem Bogen in der Hand überraschte.

Er küßte sie auf die Stirne; doch indem er sie küßte, wurde er bleich, bleich wie Mina an dem Tage, wo sie ihr Lied in dem dunklen Hofe sang und, von Céleste überrascht, eine Profanation der ähnlich, welche man begeht, wenn man laut in einer Kirche spricht, begangen zu haben glaubte.

Der Kuß, den er ihr gab, dünkte ihm gottlos, unerlaubt, voll Begehrlichkeit; er wich mit Schrecken zurück, warf den Stuhl um und wäre beinahe zu Boden gefallen, als das Mädchen, das ihn mit ängstlichen Augen anschaute, zu ihm sagte:

»Ach! wie bleich bist Du heute Abend. Bruder Justin! Was hast Du denn? solltest Du krank sein?«

Oh! ja, er war sehr krank, der arme Justin!

Er war von einer tödtlichen Liebe im Herzen getroffen.

Von diesem Tage des Fronleichnamfestes an, von dieser Stunde wo er wahrnehmend, daß sich ein kühner Blick auf Mina geheftet, sich eifersüchtig gefühlt hatte, erschien er Jedermann höchst seltsam: er hatte unvorhergesehene Anwandlungen, welche die Familie in Erstaunen setzten, Freuden ohne eine scheinbare Ursache, die sie erschreckten; dann versank er plötzlich wieder in ein finsternes, hartnäckiges Stillschweigen.

Ihm den man nie hatte singen hören, fiel es eines Tags, als er von seinem Zimmer in das seiner Mutter hinaufging, ein, die ganze Tonleiter zu durchlaufen, alle Noten des menschlichen Klaviers in den Wind zu schleudern.

An einem andern Tag sah man ihn, wie ein Schüler in den Ferien, durch die Straßen von Paris Luftsprünge machen.

Endlich schloß er sich ganze Abende in sein Zimmer ein, ohne daß das geringste Geräusch seine Gegenwart verrieth, und schaute man indiscreter Weise durch das Schlüsselloch, so sah man ihn bald unbeweglich sitzen, als ob er versteinert wäre, bald gehen und gesticuliren, als ob er ein Narr wäre.

Diese Symptome und noch viel erschrecklichere wurden von Schwester Céleste und von der Mutter Corby, so blind sie war bemerkt.

Die zwei Frauen gedachten, sich dem alten Professor zu eröffnen, der der Kalchas der zwei einfachen Geschöpfe geblieben, wie er zugleich der Mentor von Justin war.

Herr Müller hatte längst das Geheimniß des jungen Mannes ergattert, und er faßte den Entschluß, mit ihm darüber zu reden.

Sie schloßen sich eines Abends Beide ein, und wie ein alter Arzt, der nicht einmal seinem Kranken den Puls zu fühlen braucht, um die Bedeutung des Uebels zu schätzen, ging der gute Müller gerade auf die Sache los, und er hätte seinen Zögling beinahe zu Boden geworfen, als er, nachdem die Thüre kaum geschlossen war, mit den Worten begann:

»Justin, mein Junge, Du bist wahnsinnig in Mina verliebt!«

---



## XXII.

### Flagrante Liebe.

Justin blieb niedergeschmettert.

Also dieses Geheimniß, das er so tief in sein Innerstes versenkt, das er selbst vor seinem alten Freunde verborgen geglaubt hatte, wußte sein alter Freund! Und wenn er, der nicht im Hause wohnte, den Zustand seines Herzens kannte, so waren die Mutter, die Schwester und wer weißt vielleicht auch das Mädchen davon unterrichtet.

Die Gewißheit, daß sein Geheimniß entschleiert war, beunruhigte und lähmte ihn, und mit dem Anscheine eines Verbrechers, die Stirne gebeugt, die Zunge stammelnd, antwortete er:

»Das ist die Wahrheit.«

Der gute Professor schaute ihn an, zuckte die Achseln und sprach dann:

»Auf, erhebe das Haupt!«

Justin erhob das Haupt, unterwürfig und erröthend wie ein Kind.

»Schau mich an,« fuhr Müller fort.

Justin schaute ihn an und stammelte:

»Mein lieber Meister. . .«

»Ei mein lieber Zögling,« versetzte dieser. »warum solltest Du nicht verliebt sein?«

»Es ist . . . «

»Wer sollte denn ,verliebt sein, wenn nicht Du? Ich denke ich nicht . . . Spiele nicht länger den Einfältigen! . . . Was verdrießt Dich bei dieser Liebe, und warum machst Du ein Geheimniß daraus? Bist Du nicht im Alter, zu lieben. und konntest Du in der ganzen Welt einen würdigeren Gegenstand Deiner Liebe finden? Liebe also, mein Junge, liebe, wie Du gearbeitet hast: liebe mit Ehre, mit Leidenschaft, mit Wahnsinn, wenn Du kannst! Es soll so gut sein, zu lieben.!«

»Sie haben also nicht geliebt?«

»Ich habe nie Zeit dazu gehabt. . . Es gibt tausend Dinge, die Du nicht weißt, und die Dir die Liebe erklären wird, wie man versichert. Mit der Arbeit und der Liebe klärt sich Alles um uns und in uns auf; man arbeitet: man war stark: man liebt: man wird gut.«

Justin schüttelte aber trotz der väterlichen Worte seines Freundes den Kopf und antwortete

nicht.

»Nun.« sagte der Professor mit dem Tone der tiefsten Zärtlichkeit, indem er seine Hände nahm, »was hindert Dich. zu sprechen, was hält Dich zurück? Wem, wenn nicht mir, wirst Du die ersten Freuden Deines Herzens anvertrauen? haben wir nicht mit einander gelitten und geweint? wo wirst Du ein Herz, das mitfühlender nie den meine wäre, ein Ohr, das aufmerksamer als das meine, finden? Vielleicht siehst Du nicht ganz klar in Deinem Herzen; dann entwirren wir Beide die Sache, werden wir wieder zehn Jahre jünger. . . . Erinnerst Du Dich unserer Promenaden im Walde von Versailles? Wir gingen in der Nacht und schauten den Himmel an,— siehst Du, man schaut immer den Himmel an, wenn man etwas wünscht oder fürchtet; wir gingen also den Himmel anschauend und hielten und bei der Hand. Einst fragtest Du mich: »»Wenn ich mich in diesem Walde verirren würde, wie sollte ich meinen Weg wiederfinden?«« und ich antwortete Dir: »»Sei ruhig nie wirst Du Dich mit mir verirren!«« Nun denn, es ist ebenso heute. . . Gib mir die Hand und laß uns mit einander, den Weg machen; gleicht das Herz nicht ein wenig dem unentwirrbaren Walde, wo wir in der Finsternis gingen? Du, bist verirrt, gib mir die Hand, und wir Beide werden den Pfad wiederfinden!«

Justin fiel seinem alten Lehrer um den Hals und küßte ihn, während Thränen seinen Augen entrieselten.

»Meine, mein Sohn, weine.« sprach der wackere Mann; »vor Freude oder vor Schmerz, es thut immer wohl. zu weinen; die Thränen erfrischen das Herz, wie die Sommerregen die gewitterschwülen Tage den Monats, Angust; doch nachdem Du geweint hast, erheitere Dich und laß und von Deinen Hoffnungen reden.«

»Oh! mein guter Meister. mein geliebter Meister!«

»Was denn?«

»Wenn sie mich nicht lieben würde?«

»Bist Du verrückt?« fragte der Greis; »und warum soll sie Dich denn nicht lieben? In ihrem Alter singt das Herz sein erstes Lied; warum sollte das ihrige es nicht für Dich singen. mein guter, würdiger Sohn?«

»Also, mein lieber Herr Müller,« fragte der junge Mann, »Sie glauben, daß sie mich liebt?«

»Ich bin dessen sicher. . . so wahr Du ein redlicher Mensch bist und einfältig genug, um daran zu zweifeln.«

»Ich habe sie aber nie gefragt.«

»Und Du hast äußerst Recht gehabt, ist das eine Frage, die man thut? hatten wir, die wir Freunde sind, nöthig, uns einander zu sagen, daß wir uns lieben? sieht sich das nicht?«

»Ja, Sie sprechen die Wahrheit, mein Freund, sie liebt mich.«

»Ich glaube es wohl! daran zweifeln heißt ihr eine Beleidigung anthun.«

»Oh! mein guter und verehrter Meister, wenn Sie wüßten, wie glücklich mich diese Versicherung von Ihrer Seite macht, wenn Sie wüßten, wie sehr ich mich ganz ein Anderer finde, als ich vor einem Augenblicke war! ich bin aufgeheitert, verwandelt! ich werde, so zu sagen, mir selbst theurer; ich habe von meiner Person, das spreche ich nur gegen Sie aus, eine Meinung, die ganz verschieden von der, welche ich bis daher gehabt habe; ich liebe mich gewisser Maßen, daß ich mich geliebt fühle.«

Und in der That, erinnern Sie sich Ihrer ersten Liebe, Sie, der Sie mich lesen? hat es Ihnen nicht geschienen, Sie empfinden etwas Zärtlicheres für Sie selbst; nach dem ersten Geständniß einer Frau? hat es Ihnen nicht geschienen, Sie seien ein Anderer als Sie selbst, oder, besser, Sie werden mehr Sie selbst, als Sie es je gewesen!

Das Bewußtsein des Glückes macht stolz! Aber welchen Drang zum Ergüsse hat der Stolz, den man fühlt! wie möchte man gern Arme voll Blumen haben, um sie mit vollen Händen allen Menschen auf den Kopf zu werfen!

Sie sprachen so lange mit einander, der junge Mann und der Greis, der junge Mann glühend und der Greis sich am Feuer der Liebe wieder erwärmend.

Und dennoch waren zuweilen die Blitze der Freude welche die Augen des jungen Mannes schleuderten, verschleiert durch die Wolken, die über seine Stirne zogen.

Während einer solchen Finsterniß sagte er:

»Ach! ich bin bald dreißig Jahre alt; sie ist kaum sechzehn, ich könnte beinahe ihr Vater sein. Befürchten Sie nicht, mein Freund, daß wir die kindliche Pietät, die brüderliche Zärtlichkeit für wahre Liebe nehmen?«

»Vor Allem,« erwiderte der Greis, »Du zählst noch nicht dreißig Jahre, wenn ich ein gutes Gedächtniß habe, und hättest Du auch dreißig zurückgelegt, so siehst Du doch nicht aus, als wärest Du über fünf und zwanzig alt: Deine blonden Haare verjüngen Dich um zehn Jahre. Aengstige Dich also nicht wegen Deines Alters; laß sogar Mina ihr sechzehntes Jahr erreichen, und freue Dich ohne Furcht und ohne Scham Deiner Liebe, Du hast sie durch Deine exemplarische Tugend wohl verdient, mein Sohn.«

Nach diesen Worten umarmte der Greis Justin, wie er es wirklich mit seinem Sohne gethan hätte.

Und es wurde zwischen den zwei Freunden verabredet, daß man, da Mina erst fünfzehn Jahre alt sei, vor der Mutter,« der Schwester und dem Mädchen die Sache geheim halten sollte.«

Die Mutter und die Schwester würden nicht stark genug sein, um das Geheimniß zu bewahren, und es widerstrebte den zwei Freunden, in der unschuldigen Seele des Mädchens die Wünsche zu erwecken, welche im Herzen von Justin sprangen wie neugeborene Pferde.

Man nahm sich nur vor, so oft als möglich allein unter sich davon zu reden.

Mit welcher Vorsicht schießen auch die zwei Freunde die Thüre, aus Furcht, das Geheimniß könnte wie ein Wohlgeruch aus dem Zimmer entschlüpfen und bis zur Wohnung der Frauen hinaufsteigen.

Ast den Abenden. wo der alte Meister wiederkam, ging Alles gut; um zehn Uhr, zu welcher Stunde man sich unabänderlich im ersten Stocke zu Bette legte, trennte man sich von den Frauen, um hinabzugehen, und mehr als einmal bemerkte Herr Müller, daß er sich zum hundertsten Male die Erzählung der Liebeseindrücke des jungen Mannes anhörend, bis zur ungewohnten Stunde der Mitternacht verspätet hatte.

Wenn er aber nicht da war, der theure Professor mit wem konnte Justin von ihr reden? über wen konnte er die Schätze seiner inneren Freude ergießen?

Oh! wenn er es gewagt hätte, mit seinem Violoncell zu plaudern!

Zuweilen zog er diesen seit langer Zeit stummen Freund nicht nur aus seinem Schranke, sondern sogar aus seinem Kasten; er drückte ihn an sein Herz, preßte ihn zwischen seinen Knien, ließ seine Finger in der ganzen Länge seines Griffbrettes hingleiten und strich in der Stille mit dem schwebenden Bogen über die Saiten.«

Dann lächelte er, denn mit dem Ohre der Einbildungskraft hörte er Alles, was ihm das Violoncell gesagt hätte, wenn diesem zu sprechen erlaubt gewesen wäre.

Andere Male genügte ihm dieser stumme Dialog nicht; dann« in den schönen Sommernächten, ging er sachte hinaus, zog den Riegel der Hausthüre, erreichte die Barrière, und gierig zugleich nach Geräusch, Einsamkeit, und Bewegung wandelte er durch die Ebene und recitirte dem Monde, dem nächtlichen Freunde der Liebe und des Unglücks, die schönsten Strophen der griechischen und lateinischen Dichter, welche die Liebe besungen haben.

In einer dieser Nächte, am Jahrestage seines Zusammentreffens mit dem Mädchen, hatte er sich unter den Aehren, den Klapperrosen und den Kornblumen ausgestreckt, unter denen wir ihn am Anfange des vorigen Kapitels entdeckten.

Dieser Abend war eine Feierlichkeit, ein Festabend; er war, wie gesagt, nur da, um dem Herrn für den Engel, den er ihm gesandt, zu danken.

Nachdem er ein paar Stunden im Getreide zugebracht, fiel es ihm, da es halb zehn Uhr in der Kirche Saint-Jacques-du-Haut-Pas schlug, auch ein, er habe noch Zeit, nach Hause zurückzukehren und Mina, ehe sie, schlafen gegangen wäre, gute Nacht zu sagen.

Er öffnete sogleich den Cirkel seiner großen Beine und lief in aller Eile zurück, um nach Hause zu kommen.

Vor der Thüre fand er einen etwa zwölfjährigen Straßenjungen, welcher auf ihn wartete, einen von den Pariser Knaben, deren Portrait Barbier, der große Dichter von 1830 drei Jahre später

machen sollte.

Der Knabe hielt ihn an.

»Mein Herr,« sagte er, »hier ist Ihr Taschentuch, das Sie verloren haben.«

»Wie! mein Taschentuch?«

»Ja, es ist aus Ihrer Tasche gefallen, als Sie vor zwei Stunden weggingen.«

»Und Du hast es gefunden?«

»Ja.«

»Warum hast Du es nicht sogleich zurückgegeben?«

»Ich war nicht ganz sicher, daß es Ihnen gehörte; es gingen mehrere Herren zu gleicher Zeit vorüber. Ich rief: »Oho! wer verliert sein Taschentuch?« man sagte mir: »Es gehört dem Herrn, der dort geht, dort, dort!« Sie waren schon eine Viertelmeile entfernt. »Gut!« erwiderte ich, »ich will lieber warten, als ihm nachlaufen. . . Wird dieser Herr zurückkommen?« »Gewiß.« »Wo wohnt er?« »Er wohnt hier.« »Wer ist er?« »Er ist der Liebhaber der Kleinen.« »Und die Kleine, wo wohnt sie?« »Sie wohnt bei ihm.« »Ah! gut!« sagte ich, »wenn er der Liebhaber der Kleinen ist, und die Kleine bei ihm wohnt, so wird er bald zurückkommen!« Und ich habe auf Sie gewartet. . . Daran habe ich wohl gethan, da Sie da sind. . . Nun Sie nehmen Ihr Taschentuch nicht?«

»Doch, mein kleiner Freund,« versetzte Justin, »Und hier ist etwas für Dritte Mühe.«

Und er gab dem Knaben zehn Sous.«

»Gut! ein weißes Stück,« sagte dieser; »ich will es wechseln lassen: die Alte würde mir es ganz nehmen, statt daß ich ihr von zehn Sous fünf gebe und die andern fünf behalte.«

Der Knabe machte ein paar Schritte, indeß Justin nachdenkend mit einer zitternden Hand den Schlüssel ins Schloß steckte; doch der Straßenjunge kehrte wieder um, zog ihn an seinem Rock und fragte:

»Sagen Sie doch, mein Herr?«

»Wenn Sie wissen wollen, ob sie Sie liebt. . .«

»Wer?«

»Die Kleine, Ihre Geliebte.«

»Nun?«

»Sie müssen die Alte in der Rue Triperet No. 11. besuchen. Sollten Sie übrigens die Nummer

vergessen die Alte ist in der ganzen Straße bekannte fragen Sie nach der Brocante, und Jedermann zeigt Ihnen ihre Wohnung. Sie wird Ihnen für zwanzig Sous das große Spiel machen.«

Justin hörte aber nicht mehr; er öffnete die Thüre und schloß sie wieder vor der Nase des Knaben, der bei einem Spezereihändler das Zehn-Sous-Stück gegen zehn Sous wechseln ließ oder vielmehr gegen neun und einen halben, denn unter dem Titel von Mäklergebühr ohne Zweifel kaufte er sich für zwei Liards Zuckersyrup.

Dann schlug er im Galopp den Weg nach der Rue Triperet ein.

Justin aber, statt zu den Frauen hinaufzugehen und seinen Abend vollends in Familie zuzubringen, ging in sein Zimmer, schloß sich ein, warf sich in einen Lehnstuhl und blieb hier unbeweglich und das Herz voll der finstersten Ahnungen.

Seine Liebe gehörte nicht ihm; sein Geheimniß war in Jedermanns Händen.

Er war für den ganzen Faubourg Saint-Jacques *der Liebhaber der Kleinen!*



## XXIII.

### Die Moschiten.

Es gibt in Indien, besonders in Korrah, ein häßliches Insekt, eine Art von Mücke genannt Moschit, dessen Stich höchst gefährlich ist; es begnügt sich nicht damit, daß es das Blut aussaugt wie der Zinzaro, oder mit einem Stachel sticht wie die Wespe; es legt in das Loch, welches es seinem Opfer ins Fleisch gemacht hat, ein kleines Ei, das in drei Tagen auskriecht, und einen Wurm gebiert, der wiederum eine Anzahl anderer Würmer erzeugt, die Euch bei lebendigem Leibe verzehren.

Meistens stirbt man hieran in zwölf bis dreizehn Tagen.

Um diesem Unfall zuvorzukommen, muß man, sobald man sich gestochen fühlt auf der mit einem Bistouri losgestrammten Wunde ein Blatt Kautabak ausbreiten.

Es gibt rings um uns her, in Europa, in Frankreich, in Paris, allerdings unter einer andern Form, aber noch gefährlichere Insekten in der Art der Maschiten von Korrah: das sind die Nachbarn.

Gefährlicher haben wir gesagt, denn man weiß, welchen Balsam man auf die von der Mücke gemachte Wunde anzuwenden hat, während die von den Nachbarn gemachten Wunden tödtlich sind.

Der Nachbar ist ohne Mitleid, ohne Gemüth, ohne Herz; er tritt bei Euch durch die Thüre ein, wenn Ihr die Thüre offen laßt; durch das Fenster, wenn Ihr das Fenster offen laßt; durch das Schlusseilloch, wenn Ihr das Fenster schließt. Er stiehlt Euch Euer Geheimniß mit derselben Frechheit, mit der Euch der abgefemtste Dieb in der Nacht Euer Geld stiehlt; dabei findet in dessen ein Unterschied zwischen den Nachbarn und den Dieben zum Vortheil des Diebes statt: der Dieb setzt wenigstens sein Leben aufs Spiel, während der Nachbar das Leben der Andern aufs Spiel setzt.

Man würde sich mit einem Seufzer begnügen und sich in diese Geißel fügen, wie sich Indien in die Cholera fügt, wie sich Aegypten in die Pest fügt, wie die Engländer sich in den Nebel fügen, wenn in der Naturgeschichte nachgewiesen wäre, das Gebrechen, das man die Nachbarschaft nennt, klebe der ganzen Gattung an; aber keines Weges; es ist dem privilegirten Lande, das man Frankreich nennt, eigenthümlich; überall, in Deutschland, in England, in Spanien, hat man die Achtung von den Andern, weil man die Selbstachtung hat.

In unserem Frankreich allein, in sein Zimmer zurückgezogen, bei verschlossener Thüre und verschlossenen Läden fühlt man um sich her das Auge und das Ohr des Nachbars.

Nicht als wäre er Euch gerade gehässig, nein — dann würde der Strafcodex eine Rechtfertigung für ihn zulassen; oft sogar, wenn er Euch Böses anthut, geschieht es

unwillkürlich, obschon er es immer thut; nein: er will ganz einfach sehen, was bei Euch vorgeht; Ihr seid ihm Rechenschaft schuldig über das, was in Eurem Hause gesagt wird, geschieht; Ihr seid sein natürlicher Schuldner; er ist Gläubiger Eures Glückes.

Außerdem sind alle diese Leute redlich, wenn Ihr wollt; sie beobachten die im Bulletin aufgeführten Gesetze; sie unterwerfen sich streng allen Polizeiverordnungen; sie bezahlen pünktlich ihre Steuern, fegen die Schwelle ihrer Bude im Winter, besprengen das Vordertheil ihres Magazins im Sommer, halten ein neues Brunnenfell für den Brandfall bereit, gehen am Sonntag in die Kirche, am Montag ins Theater, beziehen einmal wöchentlich die Wache, kurz, sie führen sich auf wie Jedermann, vergessen jedoch, daß die Discretion eine erhabene Tugend ist, und die Neugierde natürlich ein abscheuliches Laster.

Wir verzweifeln auch gar nicht, binnen einigen Jahren, — das fängt schon an, — die intelligente Bevölkerung von Paris diese Kasernen, welche man die Häuser von vier Stockwerken nennt, verlassen und mit Hilfe der Eisenbahnen sich aus einem Rayon von zehn Stunden um Paris in abgesonderte Wohnungen verbannen zu sehen, wo die Schwächen der Einen verborgen und die Tugenden der Andern vor dem Verdachte geschützt sein werden.

Das Wort, das der Straßenjunge ausgesprochen: *der Liebhaber der Kleinen*, war übrigens nicht das erste dieser Art, von dem die Ohren von Justin betroffen worden.

Mehr als einmal, wenn er mit dem Mädchen am Arme durch die Vorstadt ging, hatte er in den Augen der Nachbarn spöttische Blicke und auf ihren Lippen zweideutiges Lächeln wahrgenommen.

Dieses schöne Mädchen, am Arme des jungen Mannes, das mit ihm ausging, während er weder der Gatte, noch der Bruder, war das nicht etwas, um darein zu beißen und hieß das nicht die am wenigsten scharfen Zähne der Vorstadt versuchen?

Es ist wahr, man hatte Mina als Kind gekannt; doch plötzlich vergessend, daß man sie nach und nach heranwachsen sehen, wollte man sie nicht für das nehmen, was sie war, nämlich für ein großes, heirathsfähiges Frauenzimmer, das aber nicht heirathete.

Man suchte auf jede Weise die Ursache dieses doppelten Cölibats zu finden; man vergaß, daß keine Zeit verloren war, da Mina kaum fünfzehn und ein halbes Jahr zählte; man dachte, es stecke ein Geheimniß dahinter; die Neugierigsten ließen sich wie diebische Vögel auf die Familie nieder, um ihr ihr Geheimniß zu stehlen; sie wurden sanft zurückgetrieben; man war auf Muthmaßungen reducirt; von Muthmaßungen ging man zu den Geschwätzen über und von den Geschwätzen zum Geschrei. Endlich mischte sich die Verleumdung darein, klopfte an die Schwelle des friedlichen Hauses, stieg von Stufe zu Stufe hinauf, und erstürmte es völlig.

Das Leben war so nicht mehr möglich. Justin hatte den Gedanken, auszuziehen; doch das Quartier verlassen hieß Gefahr laufen, ein schlimmeres zu finden, hieß der Bosheit der Nachbarn Recht geben; und dann, im Grunde war es leicht, von diesem Hause zu scheiden, wo man zugleich so glücklich und so elend gelebt hatte? war es nicht ein Theil von sich selbst, den man so fern von sich werfen sollte? war nicht das ganze Leben dieser vier Personen in unvertilgbaren



Charakteren an die Wände dieser zwei Stockwerke geschrieben?

Nein. das war mehr als schwierig, das war unmöglich!

Man verzichtete also darauf, das Haus zu verlassen; da man jedoch einen Entschluß fassen mußte, da man nicht mit einem Rasirmesserschnitte alle schlimme Zungen des Quartiers abschneiden konnte, so beschloß man, den alten Professor um Rath zu fragen.

Dazu griff man übrigens immer in verzweifelten Lagen

Herr Müller kam zur gewöhnlichen Stunde; man ließ das Mädchen in der Wohnung oben: die Mutter ging für dies Mal in das Zimmer ihres Sohnes hinab, und als alle Vier, Herr Müller die Mutter, die Schwester und der junge Mann, versammelt waren, hielt man einen Familienrath.

Der Rath des alten Professors war ganz einfach.

»Laßt Morgen die Kinder als Verlobte aufbieten, und verheirathet sie in vierzehn Tagen.«

Justin gab einen Freudenschrei von sich.

Dieser Rath von Müller entsprach dem Verlangen seines Herzens.

Eine Heirath brachte in der That sogleich jeden Verdacht zum Schweigen. Man hatte also nicht zu schwanken, es war unnütz, ein anderes Mittel zu suchen; dieses war das wahre, das gute, das einzige.

Man würde diesen Beschluß gefaßt haben, hätte die Mutter nicht die Hand ausgestreckt und gesagt.

»Einen Augenblick Geduld! ich habe nur eine Einwendung zu machen, doch sie ist ernst.«

»Welche?« fragte Justin erbleichend.

»Es gibt keine Einwendung,« sprach der alte Professor.

»Doch. Herr Müller,« erwiderte Madame Corby, »es gibt eine.«

»Welches Lassen Sie hören.«

»Sprechen Sie, meine Mutter, murmelte Justin mit zitternder Stimme.

»Man kennt die Eltern von Mina nicht.«

»Ein Grund mehr, daß sie über sich selbst verfügt, da sie nur von sich allein abhängt, versetzte der alte Professor.

»Und dann,« wagte schüchtern Céleste zu bemerken, die Eltern von Mina haben auf sie von dem Tage an verzichtet, wo sie aufhörten, die Rente zu bezahlen, die sie der Mutter Boivin

zukommen zu lassen sich verpflichtet hatten.«

Diese fast mit leiser Stimme, durch einen schüchternen Mund, gemachte Bemerkung schien indessen Justin vortrefflich.

»Ah! Ja!« rief er, »Célste hat Recht.«

»Ich glaube wohl, daß sie Recht hat,« sagte der Professor. «

»Sie könnte in der That nicht Unrecht haben, erwiederte Madame Corby, und ich will einen Mittelweg vorschlagen, der hoffentlich Jedermann befriedigen wird.«

»Sprechen Sie, meine Mutter,« rief Justin; »wir wissen Alle, daß Sie die auf hie Erde herabgestiegene Weisheit sind.«

»Die Gesetze erlauben erst mit fünfzehn Jahren und fünf Monaten zu heirathen; heirathet Ihr sogleich, so werdet Ihr das Ansehen haben, als hättet Ihr nur auf den Augenblick wo das Gesetz die Heirath erlaubte, gewartet und von seiner Wohlthat mit einer Geschwindigkeit Gebrauch gemacht, deren Intention schlecht ausgelegt werden kann.«

»Das ist wahr, Justin.« sagte der Professor.

Justin seufzte.

Es ließ sich in der That nichts hierauf erwiedern.

»In sieben Monaten, am nächsten 5. Februar wird Mina sechzehn Jahre alt; warten wir so lange. Sechzehn Jahre, das ist beinahe das Alter der Vernunft für eine Frau; es ist wichtig, mein Sohn, daß man erfahre, Mina habe sich gegeben: heirathest Da sie heute, so hättest Du das Ansehen, Du habest sie genommen.«

»Und dann?« fragte Justin ganz zitternd vor Freude.

»Dann, da der Pfarrer der Bouville zur Stunde den Vormund von Mina vertritt, wirst Du Dir zum Voraus die Einwilligung des würdigen Priesters verschaffen, und am nächsten 6. Februar wird Mina Deine Frau sein.«

»Oh! meine Mutter! meine gute Mutter!« rief Justin. Und er fiel vor seiner Mutter auf die Kniee, drückte sie an sein Herz und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

»Aber mittlerweile?« fragte Céleste.

»Ja,« sagte der Professor, »mittlerweile werden die Schwätzereien, die Verleumdungen ihren Fortgang nehmen.«

»Man müßte auch daran bedacht sein, Mina während der sieben Monate irgendwohin zu bringen.«

»Irgendwohin, meine Mutter? Wohin sollen wir sie denn bringen, die Arme?«

»In ein Pensionat . . . gleichviel, wohin, wenn sie nur nicht hier bleibt.«

»Ich kenne Niemand, dem ich Mina anzuvertrauen mich entschließen würde!« rief Justin.

»Warten Sie doch, warten Sie doch.« versetzte der gute Professor, »ich habe, was Sie brauchen.«

»Wahrhaftig, mein lieber Herr Müller?« fragte Madame Corby, indem sie mehr der Stimme des alten Professors, als dem alten Professor selbst, den sie nicht sah, die Hand reichte.

»Was haben Sie im Blicke und man wollen Sie uns vorschlagen?« fragte Justin mit dem Tone entschiedener Ungeduld.

»Was ich vorschlagen will, mein lieber Justin? Das Einzige, bei Gott! was unter den schwierigen Umständen, in denen wir uns befinden, vorzuschlagen ist. Ich habe in Versailles eine alte Freundin von dreißig Jahren her, die einzige Frau, die ich vielleicht geliebt haben würde,« fügte der gute Professor mit einem Seufzer bei, »wenn ich Zeit gehabt hätte; sie hält gerade ein Pensionat von Mädchen: Mina wird diese sieben Monate bei ihr bleiben, und einmal in der Woche. . . nun, einmal in der Woche wirst Du ihr Deinen Besuch im Sprachzimmer machen. . . Steht Dir das an, mein Junge?«

»Ei! das muß mir wohl anstehen,« erwiderte Justin.

»Potz Tausend! wie schwierig Du wirst! vor sechs Monaten hättest Du das mit schönen Kußhänden angenommen.«

»Und ich nehme es noch mit Dank an, mein guter, theurer Freund,« sprach Justin, indem er Müller beide Hände reichte.

»Und Sie. was sagen Sie, liebe Madame Corby?« fragte der Professor.

»Ich sage, daß Sie schon morgen mit Justin nach Versailles gehen müssen, lieber Herr Müller.«

Hiernach trennte man sich, indem man sich Rendezvous in der Rue de Rivoli bei der Station gab, wo man zu jener Zeit die *Gondoles* [Gondeln] nahm; das waren die einzigen Wagen, welche mit den Coucous [Kukuke] der Place Louis XV. den Transport der Reisenden von Paris nach Versailles besorgten.

Nach einer Unterredung von einer Viertelstunde mit der Vorsteherin des Pensionats bemerkte der junge Mann daß Müller die soliden Tugenden seiner alten Freundin durchaus nicht übertrieben habe.

Als sie erfuhr, welches Interesse Müller für ihre zukünftige Pensionaire hegte, erbot sie sich Mina für den Preis ihrer Kost zu nehmen, und man kam überein, sie am nächsten Sonntag zu

bringen.

Die zwei Freunde verließen das Pensionat entzückt über die Vorsteherin und kehrten zu Fuß durch den Wald von Versailles zurück, der für sie von unaussprechlichen Erinnerungen erfüllt war.

Wir sagten, man habe von diesem Familiencomplot nichts gegen Mina merken lassen, die Arme wußte also nicht das erste Wort davon. Sie hatte wohl einiges Geflüster gehört; sie hatte wohl die Einen und die Andern sich gewisse Blicke zuwerfen sehen, deren Ausdruck sie nicht ganz verstand, sie fühlte unbestimmt, daß ein Geheimniß sie umschwebte; sie witterte es, so zu sagen, jedoch ohne die Spuren davon finden zu können.

Diese Kunde traf sie also eines Morgens wie ein Donnerstreich. Sie hatte nie gedacht, ihr Leben könnte, sich ändern, so sehr hatte sie sich aus diesem Leben eine süße Gewohnheit gemacht; wie die Mauer des Hofes ihr ganzer Horizont war, so war ihr Leben in der Familie von Justin ihre ganze Zukunft; es war ihr nie in den Sinn gekommen, sie könnte eine andere Zukunft oder einen andern Horizont haben; sie verschloß freiwillig ihre Augen ihrem Geschicke, ohne etwas Anderes zu denken, wenn die Blätter fielen, als der Winter sei nahe, ohne etwas Anderes zu sehen, wenn die Blätter wiederkamen, als die Rückkehr des Frühlings.

Eines Tags hatte sie die Mutter gefragt:

»Was wird nach meinem Tode aus Dir werden mein Kind?«

»Ich werde Ihnen folgen, hatte Mina lächelnd geantwortet; »müssen Sie nicht Jemand haben, der Sie im Himmel bedient wie auf der Erde?«

»Im Himmel werde ich alle Engel des Paradieses um mich haben.«

»Das ist wahr; doch sie haben nicht, rote ich fünf Jahre mit Ihnen gelebt.«

Und wie es ihr unmöglich geschienen, die arme Blinde zu verlassen, so schien es ihr unmöglich, je das Haus zu verlassen. Mit tiefem Kummer nahm sie also die Kunde dieser plötzlichen Abreise auf; man erklärte ihr Anfangs die Gründe davon nur sehr unvollkommen; sie war so rein, daß sie nicht zu begreifen vermochte, man könne von ihren Ausgängen übel reden, sie war so keusch, daß sie nicht wußte, welche Folgerungen man aus ihrem Zusammenwohnen mit einem jungen Manne ziehen konnte.

Sie würde unschuldig in seinem Zimmer geschlafen haben, ohne daß es ihr eingefallen wäre, es konnte Jemand etwas daran zu mißbilligen finden.

Man mochte ihr immerhin zu verstehen geben, es sei ein Gebrauch, der Gesetzeskraft habe, daß ein sechzehnjähriges Mädchen nicht in demselben Hause mit einem jungen Manne wohnen dürfe; trotz der Ansicht der Mutter und der Schwester, trotz der Meinung selbst des Professors, wollte sie es nicht glauben, und sie nahm nie das seltsame Princip an, man könnte sich darüber aufhalten, daß man Justin mit ihr wohnen sah, während man sich nicht darüber aufhielt, daß er

mit Céleste wohnte.

Mit beklommenem Herzen und die Augen voller Thränen sollte sie also dieses traurige Haus verlassen, das für sie das Paradies ihres Glückes geworden war.

---

## XXIV.

### Das Pensionat.

Am ersten Donnerstag des Monats Juli im Jahre 1826 führte sie Justin in Begleitung seines alten Lehrers nach Versailles.

Den ganzen Wegs entlang that Mina den Mund nicht auf; sie war bleich und düster und schaute kaum umher.

Einen Augenblick, da er sie so traurig sah, fühlte Justin sein Herz schwach werden. und er gedachte sie, allem Weibergeklatsche des Quartiers trotzend, nach Hause zurückzuführen.

Er theilte seine Absicht Herrn Müller mit.

Aber mochte nun der alte Professor einsehen, welches egoistische Interesse unwillkürlich die Worte von Justin dictirte, oder mochte er minder interessiert bei der Frage und mit seinem freieren Gewissen, um zu handeln, begabt, bis zum Ende zu gehen entschlossen sein, Herr Müller hielt fest und warf Justin seine gefährliche Schwäche vor.

Man kam nach dem Pensionat.

Der Unschuldige, den man zum Schaffot führt, hat kein so bestürztes Gesicht, wenn er auf den Richtplatz kommt und das Werkzeug der Todesstrafe sieht, wie es das der armen Mina war, als sie die großen steinernen Mauern, welche die Pension umgaben, und das eiserne Gitter sah, durch das man eintrat.

Diese Martern waren doch mit Epheu bedeckt und von Waldreben überragt; die Spieße dieses Gitters waren doch vergoldet.

Frau von Staël sehnte sich, vor dem Genfer See, nach ihrer Gasse in in der Rue Saint-Honoré zurück.

Die arme Mina hätte sich von einem Palaste nach dem traurigen Hause des Faubourg Saint-Jacques zurückgesehnt.

Sie schaute ihre beiden Reisegefährten mit ihren in Thränen schwimmenden Augen an.

Mein Gott! welch ein schmerzlicher Blick! Die zwei Männer mußten wahrhaftig Herzen von Stein gemacht wie die Mauern dieses Pensionats haben, daß sie nicht vor diesen schönen flehenden Augen schmolzen.

Sie schaute sie so Beide lange, von Einem zum Andern übergehend, an, ohne in diesem äußersten Augenblick zu wissen, an wen sie sich wenden sollte, an den, welchen sie als ihren Vater betrachtete, oder an den, welchen sie ihren Freund nannte.

Justin wäre bald schwach geworden; er hatte die Augen abgewandt, nur die Wunde zu vermeiden, die ihm dieser Blick ins Herz bohrte,.

Müller nahm seine Hand und drückte sie kräftig; dieser Druck der Hand bedeutete:

»Muth, Junge! ich habe auch große Lust, zu weinen, und zum Beweise dient, daß ich ersticke, doch Du siehst, ich bewältige mich. Muth! wenn wir in ihrer Gegenwart weich werden, sind wir verloren! Suchen wir also stark zu bleiben; wir werden mit einander bei der Heimkehr weinen!«

Das sind die tausend Dinge, welche der einfache Händedruck des alten Professors bezeichnete.

Man führte Mina zur Vorsteherin der Pension; diese empfing sie in ihren Armen und küßte sie mehr wie eine Tochter, als wie eine Kostschülerin.

Ach! dieser mütterliche Kuß verdüsterte Mina, statt sie aufzuheitern.

So war also die Welt! eine Fremde hatte also das Recht, Euch zu küssen mir eine Mutter? Sie erinnerte sich ihres ersten Erwachens im Zimmer der Schwester: die Tapete bei der Vorsteherin der Pension war ungefähr der im Zimmer von Céleste ähnlich.

Alle Erinnerungen ihrer ersten Stunden der Einsamkeit kehrten in ihren Geist zurück; sie fühlte sich mehr verlassen und allein als je.

Justin küßte sie auf die Stirne, der alte Professor küßte sie auf beide Wangen, und fünf Minuten nachher hörte die arme Mina die Thüre des Pensionats mit der Herzbeklemmung des Gefangenen schließen, der die Riegel seines Kerkers hinter sich verschieben hört.

Die Vorsteherin der Pension ließ sie zu sich sitzen, nahm ihre Hände und suchte sie, auf dem Gesichte des Mädchens die Spuren eines tiefen Kummers mehr errathend als lesend, zu trösten.

Doch statt sie zu beruhigen, reizten sie diese Alltagströstungen nur: sie verlangte in das Zimmer geführt zu werden, das man für sie bestimmte: denn es war zwischen der Vorsteherin der Pension und den zwei Freunden verabredet worden, daß ihr ein besonderes Zimmer gegeben werden sollte, um ihr das Verdrießliche des gemeinschaftlichen Schlafsaales zu ersparen.

Man entsprach ihrem Wunsche und führte sie in ihr Zimmer. Es war ein wahres Boudoir einer Pensionnaire, zu zierlich für eine Nonne nicht genug für ein Mädchen der Weit; die Kattuntapete mit blauen Blumen erinnerte an die, welche Mina für das Zimmer von Justin gewählt hatte; eine zwischen zwei Alabastervasen, welche künstliche Blumen enthielten, stehende Pendeluhr stellte Paul vor, wie er Virginie über den Fluß bringt; ein Kupferstich das Martyrium der heiligen Julie, der Patronin der Vorsteherin, vorstellend zierte die Wand, oder befleckte sie vielmehr, unserer Ansicht nach, mit ihrem schwarzen Rahmen: sechs leichte Stühle von Bambus und verschiedenfarbigem Stroh, ein Lager mit blauen, von einem Baldachin herabfallenden Sitzvorhängen, ein Klavier zwischen dem Fenster und dem Kamin, ein paar Meubles von einfachem Geschmack vervollständigten das Geräth des Zimmers, mit dem sich streng genommen auch ein Mädchen, das mehr als Mina an Luxus und Comfort gewöhnt gewesen

wäre, hätte begnügen können.

Das Kind war selbst betroffen von der Heiterkeit, die man in diesem Zimmer athmete; wenn es einmal eine Einsamkeit sein sollte, so war sie blühend und duftend immerhin mehr werth.

Blühend und duftend war das richtige Worte durch das geöffnete Fenster erstreckte sich der Blick über ungeheure Gärten voller Bäume und Blumen.

Plötzlich hörte Mina ein gewaltiges Freudengeschrei fast unter ihr.

Sie trat aus Fenster.

Es war die Erholungsstunde, und ungefähr dreißig Mädchen stürzten in den Hof, um diese Stunde, einen Sonnenstrahl zwischen der doppelten Nacht der Classen, so fröhlich als möglich anzuwenden.

Der Hof war mit Sand bestreut, mit Linden und Maulbeerfeigenbäumen bepflanzt.

Durch das Blätterwerk der Bäume sah Mina wie durch einen beweglichen Schleier die geräuschvolle Schaar auf alle Arten laufen, spielen, springen, tanzen.

Die Großen gingen zu Zwei und Zwei in den abgelegensten Winkeln spazieren. Wovon sprachen diese vierzehnjährigen Herzen und Lippen?

Oh! wie verlangte sie auch nach einer Gefährtin, um ihr das Geheimniß ihres Herzens zu sagen, dem Justin nichts hatte wissen wollen.

Und das schallende Gelächter, das freudige Geschrei der Mädchen wirkten doch ganz anders auf sie, als die Beileidsbezeugungen der alten Freundin des Professors; sie durchging alle Erinnerungen ihrer ersten Jahre; sie sah das Häuschen der Boivin wieder, die Mutter Boivin, die weiß und schwarze Kuh, welche so gute Milch gab, daß sie nie ähnliche getrunken, ihren guten Pfarrer, der ein und sechzig Jahre alt gewesen war, als sie ihn verlassen, und nun siebzig sein mußte. Sie dachte von diesem Fenster aus, wo sie war, viele von den reichen Mädchen, die sie in den Winkeln spazieren gehen und plandern sah, wären zu glücklich gewesen, wie sie ein abgelegenes Zimmer in diesem aristokratischen Hause bewohnen zu dürfen; sie gedachte endlich der wackeren Leute, die sie, arm, umherirrend, eine Waise, bei sich aufgenommen, die sie zu dieser Erziehung geführt, zu diesem Range erhoben; sie dachte an die fromme Mutter Corby, an die gute Schwester Céleste, an den trefflichen Professor und besonders an Justin! an Justin, dessen Thränen sie gesehen, dessen Hand sie zittern gefühlt, und der ihr mit einem so zarten Tone, während er seine Lippen auf ihre Stirne drückte, zugeflüstert hatte: »Muth, meine geliebte Mina! sechs Monate sind bald vorüber!«

Da. . . da fand sie ihre Klagen egoistisch, ihre Traurigkeit undankbar; da schaute sie umher, sah Tinte, Feder und Papier, nahm Alles dies mit beiden Händen, setzte sich an den Tisch und schrieb an die Familie des Faubourg Saint-Jacques einen anbetungswürdigen Brief des Dankes und der Segnungen.



Es war Zeit, daß dieser Brief ankam der arme Justin war beim Ende seiner Kräfte, und es bedurfte nicht weniger als dieser Erinnerung des Mädchens, um ihn der Niedergeschlagenheit zu entreißen, in die ihn diese traurige Abreise versenkt hatte.

Ach! welch eine düstere Wanderung hatten sie bei der Heimkehr gemacht, — sein alter Freund und er!

Sie waren zu Fuß zurückgekehrt, im Glauben, eine Zerstreung auf diesem lachenden Wege zu finden, — wenigstens sicher, hier die Einsamkeit zu finden.

Sie hatten nicht ein Wort gewechselt; man hätte denken sollen, es seien zwei Geächtete, welche aufs Gerathewohl fliehen, ohne das Ziel ihres Laufes zu kennen.

Herr Müller, der stärker dem Mädchen gegenüber gewesen, war Justin gegenüber schwach geworden.

Aus der Hälfte des Weges von Versailles nach Paris hatte er von seinem Zögling den Muth verlangt, den er selbst ihm zu geben versprochen.

Als man nach Hause kam, war es eine trostlose Scene; der Abend, der folgte, war ein Trauerabend.

Wäre Mina für immer abgereist, in Lebensgefahr, todt gewesen, man hätte sie nicht mehr beklagt und beweint, als man sie lebend und fünf Meilen von Paris beklagte und beweinte.

Der Greis glaubte vor den Frauen den Muth wiedergefunden zu haben, den er vor Justin verloren, und er versuchte es, sie zu trösten. Doch das stand ihm übel an: er fühlte, daß er falsch griff und wider sein Gewissen, wider sein Herz sprach, und so gestattete er seinen Empfindungen ihren Ausbruch und vermengte seine Thränen mit denen der Familie.

Ja, der Familie, denn Mina gehörte ganz und gar zur Familie.

Man klagte ihn sodann an, er habe seinen Plan, das Mädchen so zu entfernen, nicht genug reifen lassen, er habe die Ausführung zu leichtsinnig beschleunigt, die Abreise zu sehr übereilt, während noch nichts drohte, und man die Waise überdies in ein Pensionat von Paris hätte bringen können, wo man sie alle Tage besucht haben würde; man machte ihn verantwortlich für die Folgen des Ereignisses; Jedes glaubte seinen Theil des allgemeinen Unglücks zu erleichtern, wenn es dem guten Herrn Müller die Schuld beimesse.

Der gute Mann hörte alle diese zu späten Beschuldigungen an, nahm alle diese Vorwürfe mit einem übermenschlichen Heldenmuth auf den Rücken und ging, wie der Sündenbock, mit den Missethaten des Stammes beladen ab.

Sobald Herr Müller weggegangen, sobald diese drei armen Wesen allein waren, senkte sich die monotone Schwermuth der ersten Jahre auf ihr Haupt, breitete, wie die nächtliche Fledermaus, ihre Trauerflügel aus und umschwebte sie stillschweigend.

Und, in der That, nach dem Abgange des heiteren Kindes nahmen die Wände ihre düsteren Tinten wieder an; nachdem der Singvogel entflohen, war der Käfig traurig.

Alles in der Wohnung sprach von Mina, um zu sagen: »Sie war hier; sie ist nicht mehr da!«

Die Mutter!

Der Mutter, die sie Tag und Nacht unter der Hand hatte, der Mutter, die seit sechs Jahren, um ihre kranke Tochter zu erleichtern, die kleine Mina mit der Führung des Hauses beauftragt hatte, wobei sie sich mehr auf sie, als auf ihre eigene Tochter verließ, der Mutter zernagte das Herz der Gedanke, das zerbrechliche Rohr, auf das sie ihr Alter gestützt, werde ihrer Hand fehlen.

Die Schwester!

Die Schwester, dieses schwächliche Geschöpf, sie, die am Abend nicht einschlafen konnte, ohne die Stimme der reizenden Kleinen zu hören, deren Ankunft sie etwas in der Weit außer ihrem Bruder und ihrer Mutter lieben und wieder einigen Geschmack am Leben finden gemacht hatte; die Schwester, die die Güter vergaß, die Gott ihr verweigerte, in der Erinnerung an die Freuden, welche er Andern gab, die Schwester war auch gewohnt, ihn um sie her, welche fast immer unbeweglich saß, gehen, laufen, sich bewegen drehen zu sehen, diesen brennenden Salperter, den man ein Kind nennt.

Und der Bruder!

Der arme Justin, wieder der traurige Schulmeister geworden, war er es nicht, der am meisten durch diese Abwesenheit litt?

Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, — in dieses Zimmer, das Jean Robert und Salvator so jungfräulich und so sauber gefunden, — hatte er nur die alten kahlen Wände, den leeren Kamin, das große schwarze Gemacht, ein klägliches Symbol seiner erloschenen Freuden, seiner entflohenen Illusionen, gesehen.

Er hatte sich ganz angekleidet auf sein Bett geworfen und alle seine, durch die Gegenwart der Familie zurückgedrängtem Thränen geschluchzt.

Wie! dieses kleine Mädchen, einen Vogel des Morgens, — halb Nachtigall, halb Lerche, — dessen Gesang ihn alle Tage zur selben Stunde erweckte; diesen Engel, der alle Abende, ehe er seine Flügel schloß ihm seine weiße Stirne geboten hatte, er sollte ihn nicht mehr sehen, er sollte ihn nicht mehr hören! Mein Gott! Mein Gott!

Welche Nacht brachte er zu und welche ein düsterer Tag folgte aus diese düstere Nacht!

Zum Glück kam, wie wir oben gesagt haben, der Brief des Mädchens an; das war eine Danksagung von drei Seiten, ein entzückender Lobgesang.

Sie bat die Familie um Verzeihung wegen ihrer Abwesenheit als wäre sie, die man mit Gewalt nach Versailles geschleppt hatte, die einzige Ursache ihres Abgangs gewesen.

Sie dankte für alles Gute was sie den ihnen empfangen, als ob nicht *sie* das Gute ihnen gegeben hätte!

Es waren die Gedanken eines Engels geschrieben durch die Hand eines Kindes.

Alles dies tröstete ein wenig den armen Justin.

Und dann, wie er dem Mädchen gesagt hatte, so sagte *ihm* die Hoffnung: »Geduld! sechs Monate sind bald vorüber!«

Wer weiß jedoch, welche Ereignisse im Zeitraume von sechs Monaten aus der halb geöffneten Hand des Geschickes fallen können?

---

## XXV.

Wo von den Wilder des Faubourg Saint-Jacques die Rede ist.

Jeder nahm allmählig seinen gewohnten Lebensgang wieder an.

Justin, seine Mutter und seine Schwester umschlangen sich alle Drei mit derselben Kette, die sie einst an einander nietete, und fingen wieder an, die Kugel ihres schweren Daseins zu schleppen

Nur war es ein Leben, das, wo möglich, noch trauriger als ihr erstes Leben; denn die Monotonie ihres gegenwärtigen Lebens vermehrte sich durch die verlorene Freude ihres vergangenen Lebens.

Das Ende des Sommers verlief also sehr langsam damit, daß sie die Tage zählten, welche sie noch von der Rückkehr des Mädchens trennten.

Diese Rückkehr war, wie gesagt, auf den 5. Februar 1827 festgesetzt.

Die Hochzeit sollte am Tage nachher stattfinden.

Man hatte an den guten Pfarrer der Bouille geschrieben, um ihn zugleich um seine Erlaubniß und um seinen Segen zu bitten.

Er hatte die Erlaubniß geschickt und geantwortet er werde Alles in der Welt thun, wenn der Augenblick gekommen sei, um den Segen selbst zu bringen.

Am 6. Februar sollte Justin also der Glücklichste der Menschen sein.

Justin faßte auch Zuerst wieder Muth.

Als er eines Tages von Versailles zurückkam, wo er Mina mit Herrn Müller besucht, hatte er sie so hübsch so heiter, so liebevoll gefunden, daß er gewisser Maßen der Familie die Heiterkeit wiedergegeben.

Man war dem Monat Januar nahe.

Noch fünf Wochen Warten noch sieben und dreißig Tage Geduld, und Justin sollte den grünen Gipfel menschlicher Glückseligkeit erreichen.

Auch würde Eines bald die gute Familie zerstreuen.

Das waren die Vorbereitungen zur Heirath

Justin und die Mutter waren wohl der Ansicht gewesen, man müßte Mina von der Veränderung, welche in ihrem Leben vorgehen sollte, unterrichten; doch Schwester Céleste und der alte Professor hatten jedes seinerseits erwiedert: »Unnöthig! ich stehe für sie!«

Sodann, wir müssen es sagen, machte sich Jedermann eine kindische Freude aus dem Erstaunen der theuren Kleinen, wenn man am 6. Februar Morgens, nachdem man sie am Tage vorher unter irgend einem Vorwande zur Beichte hätte geben lassen, aus dem Schranke ein weißes Kleid, einen Strauß von weißen Rosen, einen Kranz von Orangenblüthen ziehen würde.

Jedermann würde sie umgebend da sein; Jedermann würde ihre Freude sehen, die gute blinde Mutter ausgenommen; doch sie würde die Hand ihres Sohnes in der ihrigen halten, und an dem Scheuern dieser Hand würde sie Alles errathen.

Vom Anfange des Januars war man nur noch darauf bedacht, ein anständiges Zimmer zum Empfange der Neuvermählten in Bereitschaft zu setzen. Es war in demselben Bau, auf demselben Boden eine kleine Wohnung der Mutter und der Schwester ähnlich, bestehend aus zwei Zimmern welche ganz nach Wünschen gemacht zu sein schienen um zur Aufnahme der beiden jungen Leute zu dienen.

Diese Wohnung hatte eine arme kleine Familie inne, welche einen großen Vortheil im Ausziehen fand, denn Justin erbot sich, auf seine Rechnung vier Termine zu übernehmen, die sie schuldig war.

Die Wohnung wurde am 9. Januar frei, und man gedachte sie so rasch als möglich zu meubliren: man hatte nicht ganz einen Monat vor sich.

Man lehrte das ganze Haus um, um etwas daraus zu ziehen, was man der Wohnung der jungen Wirthschaft anpassen könnte; doch nichts schien jung genug frisch genug, schön genug, um zu dieser Ehre erhoben zu werden.

Alle Drei stimmten darin überein, man müsse ein neues Mobiliar kaufen, allerdings einfach, aber frisch und nach dem Geschmacke des Tags.

Man schweifte also bei allen Ebenisten der Gegend umher; denn Tapezirer gab es in diesem Lande nicht, und wir glauben sogar versichern zu können, daß es noch heutigen Tages nicht einen einzigen dort gibt.

Endlich entdeckte man in der Rue Saint Jacques, ein paar Schritte von Val de Grace, einen Ebenisten, dessen Magazin von Meubles strotzte.

Meubles von Nußbaumholz, wohlverstanden, im Jahre 1827 war von Mahagonimeubles weder im Faubourg, noch sogar in der Rue Saint-Jacques die Rede; man ließ die Einwohner, welche die andern Quartiere durchlaufend solche bemerkt hatten, darauf hoffen; man erwartete von Tag zu Tage das Schiff, das mit diesem kostbaren Holze beladen war, konnte jeden Augenblick ankommen. . . wenn es nicht untergegangen.

Dies war aber Alles, was man den Ebenisten der Rue du Faubourg Saint-Jacques entnehmen konnte.

Mittlerweile, wenn man Eile hatte, eine Commode, einen Secrétaire, ein Bett zu bekommen, mußte man dies von Nußbaumholz, diesem Mahagoni der Unglücklichen, kaufen.

Trotz des tollen Ehrgeizes der guten Familie, ein Mobiliar von Mahagoni zu besitzen, war man also genöthigt, sich mit den Meubles zu begnügen, die der Ebenist anbot.

Man war übrigens so sehr gewohnt, sich mit Wenigem zu begnügen, daß die neuen Meubles selbst von Nußbaumholz diesen braven Leuten als ein Schatz erschienen.

Was die Vorhänge und das Weißzeug betrifft, das übernahm Schwester Céleste.

Die Arme war seit sechs Monaten nicht ausgegangen; das gab eine ganze Reise für sie; es handelte sich darum, bis zu einem, zu jener Zeit schon im Quartier Saint-Jacques berühmten, Leinwandhändler zu gehen, den man Qudot nannte.

Das war weit für die arme Céleste; Gott allein kennt die erhabene Selbstverleugnung, die die Seele der Armen erfüllte; Gott allein weiß, ob während des langen Ganges der Schatten eines neidischen Gedankens ihr redliches Herz streifte.

Und doch. . . für wen machte sie diese Einkäufe?

Konnte sich das arme Mädchen nicht fragen: »Wie kommt es, wenn Gott das Leben zwei menschlichen Creaturen von demselben Geschlechte gibt, welche Beide keiner Sünde schuldig, da sie so eben erst geboren worden sind; wie kommt es, daß die Eine dahin gelangt, daß sie schön, glücklich und im Begriffe ist, den Mann zu heirathen den sie liebt, und den sie anbetet, während die Andere häßlich, krank, betrübt, und als alte Jungfer zu sterben bestimmt ist?«

Nein, sie fragte sich das nicht, und wenn sie es sich gefragt hätte, so würde sie diese Ungleichheit bei zwei ähnlichen Wesen nicht einmal murren gemacht haben.

Weit entfernt hiervon, ging sie freudig hin, als hätte sie ihre eigene Aussteuer zu kaufen gehabt.

Diese alte Jungfer war in der That eine Heilige, und trotz ihres geringen Respectes für die Andern, warteten die Nachbarn unleugbar nur aus ihre Heiligsprechung, um sie anzubeten.

Alle Vorübergehenden grüßten sie ehrfurchtsvoll; dergestalt strahlte ihre bleiche, kränkliche Stirne von glänzender Tugend.

Die Mutter, welche nichts zur Verschönerung des Hochzeitgemachs thun konnte, aber dennoch zum neuen Luxus der zwei jungen Leute beitragen wollte, nahm aus ihrer Commode die alten, reichen Spitzen, welche ihr Brautkleid geschmückt hatten, und die sie vom Tage ihrer Verheirathung weder mehr gesehen noch angezogen.

Sie gab sie Justin, daß er sie waschen und an das Kleid des Mädchens nähen ließe.

Herr Müller wollte auch sein Geschenk bringen.

Eines Morgens, das war am 28. oder 29. Januar, sah man, — zum großen Erstaunen der Nachbarn welche alle Tage ein neues Meuble vorüber tragen sahen, ohne sich die wirkliche Ursache dieser täglichen Anschaffungen erklären zu können, — man sah, sagen wir, eines Morgens, zu ihrer Verwunderung, einen großen, mit einem dicken Tuche bedeckten Wagen ankommen, der ein starkes Geräusch auf dem Pflaster machte.

Kaum hatte das unbekannte Vehikel vor der großen Thüre des Hauses, das Justin bewohnte, angehalten, da war es umgeben von allen Basen, allen Straßenjungen, allen Hunden, allen Hühnern der Vorstadt.

Man hätte glauben sollen, man sei bei einer Poststation in einem Provinzdörfchen.

Die Vorstadt Saint-Jacques ist eine von den primitivsten Vorstädten von Paris. Woher rührt dies? Etwa davon, daß von diesem Quartier, da es von vier Hospitälern umgeben ist, wie eine Citadelle von vier Basteien, diese vier Hospitäler den Touristen entfernen? oder daß, weil es zu keiner großen Landstraße führt, gegen keinen Mittelpunkt mündet, der Durchzug der Wagen hier sehr spärlich ist?

Sobald ein Wagen in der Ferne erscheint, macht auch der privilegirte Straßenjunge ein Sprachrohr aus seinen beiden Händen und signalisiert ihn allen Einwohnern der Vorstadt, gerade wie man an den Meeresküsten ein Segel signalisirt, das man am Horizont erblickt.

Auf diesen Ruf verläßt Jedermann seine Arbeit, geht auf seine Thürschwelle herab, oder pflanzt sich vor seinem Laden auf und erwartet kalt die Ankunft des verheißenen Wagens.

In einem gegebenen Augenblick erscheint er.

Hurrah! da ist der Wagen!

Sogleich nähert man sich ihm, man schaut ihn mit der naiven Freude, mit der kindischen Verwunderung an, welche die Wilden kundgeben mußten, als sie zum ersten Male die schwimmenden Häuser, genannt Schiffe, und die Centaurien, genannt Spanier erblickten.

Da offenbaren sich die verschiedenen Charaktere: Einige von den Eingeborenen des Faubourg Saint-Jacques umgeben ihn; Andere benützen die Anwesenheit des Kutschers, der sich erfrischen gegangen ist, und des Reisenden, der sich auf diese südlichen Ländereien verirrt hat, und eingetreten ist, wo er zu thun hatte: Jene, — wie die Mexicaner die Kleider ihrer Eroberer aufhoben, um sich zu versichern, ob sie einen Theil ihrer Haut bildeten oder nicht bildeten, — Jene, sagen wir, berühren das Leder des Wagens, oder streichen mit ihren Händen wie mit einem Kamme über die Mähne den Pferdes wehrend Andere auf den Bock klettern, zur innigen Freude der Mütter, welche großmüthig die Erlaubniß hierzu ertheilen.«

Hat sich der Kutscher erfrischt, ist der Reisende zurückgekehrt, so versucht es das Pferd sich

wieder in Marsch zu setzen; doch nur mit einer unendlichen Mühe kann es die Vorstadt verlassen, ohne ein halb Dutzend Kinder die ihm das Geleite geben, zu zerquetschen.

Endlich gelingt es ihm sich frei zu machen, und es geht ab.

Ein neues Hurrah der Bevölkerung, ein Hurrah des Abschieds! man folgt ihm eine Zeitlang; mehrere spannen sich an die Federn den Wagens an; endlich verschwinden Roß und Wagen zum großen Bedauern der Menge und zur Freude des Reisenden, der entzückt ist, civilisirte Länder zu erreichen.

Wollen Sie nun einen Begriff von der Wichtigkeit haben die ein solchen Ereigniß annimmt?

Lieber Leser, treten Sie an demselben Abend in das Haus von einer der Personen ein, die diesen Wagen haben vorüberfahren sehen; zur Stunde, wo der Familienvater von der Arbeit zurückkehrt, hören Sie ihn fragen:

»Frau, was hat es heute Neues gegeben?«

Und die Frau und die Kinder antworten:

»Es ist ein Wagen durchgekommen!. . .«

Nachdem dies in Form einer Parenthese gegeben ist, mag man sich das Erstaunen und den Jubel des Quartiers vorstellen, als man den ungeheuren Wagen von völlig unbekannter Form erblickte.

Man begreift, wie er umgeben, angeschaut, berührt; in allen Richtungen untersucht wurde.

Nicht wahr, wir haben gesagt, welches Vergnügen nur durch seinen Durchzug dieser fantastische, mit seinem geheimnisvollen Rückenschild bedeckte Wagen bereitet habe.

Nun wohl, — das war nichts gegen das Freudengeschrei, das sich von allen Seiten, von den Buden, den Thüren, von den Fenstern, von den Dächern, erhob, als man, nachdem die Decke abgenommen war, — unglaublicher Luxus! feenhafter Traum!— ein ungeheures Stück von Mahagoniholz sah.

Die ganze Vorstadt bebte, die Ausrufungen den Erstaunens liefen von Haus zu Haus, und das Pflaster war buchstäblich bedeckt mit einer aufmerksamen, entzückten Menge.

Man begriff nicht recht, was die Bestimmung dieses großen Holzstückes, das ein langes, ungefähr einen Fuß dicken Gevierte repräsentirte.

Da es aber wunderbar lackirtes Mahagoniholz war, so begnügte man sich damit, daß man es naiv bewunderte.

Man nahm den ungeheuren Block vom Wagen herab und trug ihn in das Haus, dessen Thüre man den Neugierigen vor der Nase schloß.



Das war aber nicht die Rechnung der Menge: da sie den Tribut der Bewunderung hinreichend diesem Stücke bezahlt hatte, so wollte sie mit aller Gewalt seinen Nutzen kennen lernen.

Man fragte sich gegenseitig die Einen neigten sich zu einer Commode hin, die Andern zu einem Secrétaire..

Doch jede von diesen Conjecturen schien unwahrscheinlich.

Die Parteilänger der Unwahrscheinlichkeit, — was wir die Skeptiker nennen, — stützten sich darauf, daß dieser seltsame Gegenstand keine Schubladen habe, und eine Commode ohne Schubladen, wäre sie auch von Mahagoni, könne nicht die kleinste von den Commoditäten bieten, die sie zu versprechen scheine.

Einer von den Alten bot eine Wette an, es sei eine Armoire; doch er hätte sicherlich seine Wette verloren. denn Niemand hatte eine Spur von einer Thüre gesehen; eine Armoire ohne Thüre aber obgleich es immer ein Luxusgegenstand blieb, war ein überflüssiges Meuble. Es wurde dargethan, der Alte habe Unrecht.

Dem zu Folge gruppirte man sich um den Wagen und hielt Rath.

Das Resultat den Rathes war, man müsse die Lasträger bei ihrem Abgange aus dem Hause erwarten und sie befragen.

Die Lasträger erschienen, und es handelte sich darum, wer das Wort führen sollte; diese Sendung fiel einer dicken Gevatterin zu, welche ihre beiden Fäuste auf die Hüften stützte und stolz vorschritt.

Zum Unglück für die keuchende Menge war der Eine von den Lasträgern taub, der Zweite ein Auvergnat; der Eine konnte folglich nicht hören, und der Andere sich nicht verständlich machen.

Eine längere Conferenz unnöthig erachtend, ließ der erste Lasträger seine Peitsche als ein ächter Tauber, was er war, knallen und trieb triumphirend seinen Wagen an, was die Menge zwang, auf die Seite zu treten, um ihm die Passage frei zu lassen.

Man mag uns glauben, wenn man will — nie aber ward einem Bewohner der Vorstadt die Offenbarung diesen Geheimnisses zu Theil, das heute noch ein Nahrungsstoff für die langen Winterabende ist. Wir bitten sogar dringend diejenigen von unseren Lesern, welche errathen haben dürften, es handle sich um ein Klavier, dies Niemand zu enthüllen, damit dieser Zweifel fortbestehen und die Strafe für die entsetzlichen Nachbarn sein möge.

---

## XXVI.

### Eine Freundin aus der Pension.

In der That, diesen seltsame Ding, dieser ungeheure Block, diesen scheinbar massive Mahagonistück, das die fanatische Aufmerksamkeit der Müssigen den Faubourg Saint-Jacques aus sich gezogen hatte, war ein herrliches Klavier, welche der alte Professor als Hochzeitsgeschenk seiner theuren Mina sandte.

Man stelle sich die Verwirrung und die Freude der armen, Familie vor, als sie diesen reiche Geschenk empfing.

Sobald man das Klavier in das zukünftige Zimmer des jungen Ehepaars gestellt hatte, fand sich das Zimmer vollständig, und es war, als hätte es nur noch auf das wundervolle Meuble gewartet, das so natürlich an seinem Platze stand.

Es war ein reizendes, einfachen Zimmer so geschmückt, ein wahren Walddaubennest, ganz rosig und weiß.

Man hatte am Kopfe des Bettes in einen eirunden Rahmen von Eichenholz mit Gold incrustirt den Kranz von Kornblumen und Klapperrosen eingefügt, den sich das Mädchen, in Erwartung des Tags, an dem Abend geflochten, wo man es im Getreide liegend gefunden hatte.

Nach dem Platze, den es einnahm, und der Wichtigkeit, die man ihm im Zimmer gegeben, hätte man glauben sollen, es sei einen von den **Ex voto**, wie sie die Seeleute über dem Haupte der Jungfrau bei der Rückkehr von gefahrvollen Reisen aufhängen.

Hatten sich nicht in der That von dem Tage an, wo das Mädchen diesen Kranz geflochten, die um die Familie her aufgethürmten Sturmwolken ausgehellt, sodann zerstreut, und man hatte endlich in ihrem goldenen Wagen die Schutzfee des Hauses herabkommen sehen?

Das Innere war also so geschmückt vollständig und bereit, das junge Ehepaar zu empfangen.

Noch sechs Tage, und die Sonne des Glückes sollte aufs Neue und glänzender als je für diese redlichen Leute strahlen.

Justin unterhielt eine lange und häufige Correspondenz mit der Vorsteherin der Pension: diese war entzückt über ihre Schülerin und sah mit Schmerz dem Augenblick entgegen, wo sie sich von ihr trennen mußte. Mit der Familie, welche sie in alle ihre Pläne eingeweiht hatte, einverstanden, war sie auch der Meinung, man sollte Mina in einer völligen Unwissenheit über das Glück lassen, das ihrer harrte, aus Furcht, es könnte das glühende Herz den Mädchens übermäßig aufregen.

Und in der That, wozu sollte es nützen, sie auch nur eine Stunde vorher in Kenntniß zu setzen? waren sie nicht Alle ihrer Einwilligung sicher? hatten sich nicht Céleste und der alte Müller für

sie verbürgt? Bekam man nicht jeden Augenblick Beweise ihrer dankbaren Zuneigung für die Familie und ihrer tiefen Zärtlichkeit für den jungen Mann? Zwanzigmal hatte sie die Vorsteherin der Pension ohne sein Wissen befragt, und zwanzigmal hatte sie die Gewißheit erlangt, die in ihrem Herzen keimende Liebe erwarte nur einen Strahl, um sich zu erschließen und zu blühen, eine Gewißheit, welche die Vorsteherin immer wieder gegen Justin ausgesprochen.

Man hatte also zu dieser glückseligen Stunde nur Ursachen der Freude und der Zufriedenheit.

Unter dem Vorwand, ihr das Maß zu einem Halbsaisonkleid zu nehmen, hatte man ihr die Näherin geschickt, die ihr das machte, was man die großen Kleider nannte, das heißt die Festtagskleider; die kleinen Kleider, das heißt die Kleider für gewöhnliche Tage, machten Mina und Schwester Céleste selbst.

Am 5. Februar, an ihrem Geburtstage, sollte man die kleine Mina in Versailles holen.

Mehrere Male hatte Justin die Frage gethan:

»Wie werden wir Mina holen?«

Und jeden Mal hatte der alte Professor geantwortet:

»Kümmere Dich nicht um dies, Junge: das ist meine Sache.«

Am letzten Tage wiederholte Justin seine Frage.

»Ich habe einen herrlichen Wagen bestellt!« sagte Herr Müller.

Justin umarmte seinen alten Professor.

Und es brachten Alle mit einander, — Mina ausgenommen, — einen herrlichen Abend zu; man sagte kein Wort, das nicht hundertmal wiederholt worden wäre; man fragte sich, ob man nicht vergessen, ob das Aufgebot angeschlagen und bekannt gemacht worden sei, ob der Pfarrer von Saint-Jacques-du-Haut-Pas die Stunde sicher bestimmt habe, ob die weißen Atlaßschuhe, das Mousselinekleid und der Orangenblüthenkranz nicht zu spät kommen werden.

Am Ende den Abends bereitete die Mutter den Kindern und Müller ein sehr angenehmen Erstaunen.

Sie kündigte ihnen an, sie werde am andern Tage mit ihnen nach Versailles gehen.

Man mochte ihr immerhin einwenden, es seien bei nahe fünf Meilen von Paris und sechs Meilen vom Faubourg Saint-Jacques nach Versailles; das würde hin und zurück zwölf Meilen machen; sie werde gerädert sein; da sie seit sechs Jahren nicht mehr ausgegangen, so setze sie ihrer Gesundheit einer Gefahr aus: sie wollte nichts hören und, behauptete ihr Vorhaben gegen Alle, schoß die solidesten Vernunftgründe Bresche und faßte sich in dem unerschütterlichen Entschluß zusammen:

»Ich bin die Erste gewesen, die sie bei der Abreise umarmt hat; ich will die Erste sein, die sie bei der Rückkehr umarmt.«

Man trat am Ende ihrem Verlangen bei.

Während man ihr alle Arten von Einwendungen machte, wünschte übrigens Jedes, daß sie beharrlich bleibe.

Es wurde verabredet, daß man sich am andern Morgen um sieben Uhr bereit halten sollte und am an dem Morgen um drei Viertel auf sieben Uhr sah man in der That zur unausprechlichen Verwunderung der Nachbarn den von Herrn Müller am Tage vorher angekündigten herrlichen Wagen erscheinen.

Es war ein riesiger Fiacre mit Wappen verziert an beiden Füllungen und schreiend gelb angemalt; es bestehen heute kaum noch zwei bin drei solche autediluvianische Fiacres; das sind die Mammuths und Mastodons der Gattung; seit etwa zehn Jahren sind sie in den Zustand der Curiositäten übergegangen; wir würden das Museum, wo man sie aufbewahrt, angeben, wenn wir es kennennten.

Es war eine Arche, wo sich an regnerischen Sonntagen eine ganze Bürgerfamilie einschloß, und es fanden darin vier Paar Thiere, das heißt sieben bin acht Personen Raum, ohne daß man gerade einem Nachbar zu beschwerlich war; heute braucht man für acht Personen vier Coupés: das ist allerdings viermal weniger lästig, doch es ist achtmal theurer!

Ist das ein Fortschritt? Wir wissen es nicht; wir lassen die Schande oder den Ruhm davon bei der Nachwelt den Wagenvermiethern.

Herr Müller stieg zuletzt ein, nachdem er dem Apotheker, — der wie die Andern vor der Thüre stand mit seinem Gehilfen und seiner Haushälterin, welche man gewöhnlich *die Apothekerin* nannte. — den Schlüssel der Wohnung übergehen und ihn ersucht hatte, falls ein Priester vom Lande käme und nach Herrn Justin oder Mademoiselle Mina fragen würde, ihm diesen Schlüssel zuzustellen und ihm zu sagen, die ganze Familie sei in Versailles, werde aber am Abend mit seiner Mündel zurückkommen.

Der Priester werde daher gebeten, zu warten.

Hiernach nahm der Professor Platz bei seinen drei ungeduldigen Freunden, und der Wagen ging in starkem Trabe mit der glücklichen Familie ab, um sie nach dem Pensionat von Versailles zu führen, wo das Mädchen nicht an die Ueberraschung dachte, die man ihm bereiten wollte.

Der Fiacre hatte sich nicht zwanzig Schritte entfernt, als alle Nachbarn an die Thüre den Apothekers stürzten und ihn fragten, was für einen Gegenstand und welchen Auftrag man ihm gegeben.

Herr Louis Renaud wollte den Diskreten spielen und mit einer hoffärtigen, wichtigen Miene ein Stillschweigen beobachten; doch das schien der Apothekerin durchaus nicht nöthig.

»Ta ta ta!« sagte sie, »dahinter ist kein Geheimniß! und dann verbergen sich nur die Leute, welche Böses thun wollen: der Gegenstand das ist der Schlüssel der Wohnung, und der Auftrag ist, diesen Schlüssel einem Pfarrer vom Lande zu geben der nach seiner Mündel fragen wird.«

»Mademoiselle Françoise,« sprach Herr Louis Renaud, während er majestätisch in sein Haus eintrat, »ich habe Ihnen immer gesagt, sie seien eine Schwätzerin!«

»Gut, Schwätzerin oder nicht, die Sache ist heraus,« erwiderte Mademoiselle Françoise; »sie hätte mich erstickt, und ich kann doch nicht an einer Blutschlage sterben.«

Rasch verbreitete sich im Faubourg Saint-Jacques die Neuigkeit, die ganze Familie sei nach Versailles abgefahren, Mina sei die Mündel eines Priesters, und man erwarte ihren Vormund im Verlaufe des Tages.

Da der Tag, der sich eröffnet, ein heiliger Sonntag war und folglich Niemand etwas zu thun hatte, so stationirten einen Theil des Tages aus der Straße Gruppen, plaudernd und Hypothesen machend.

Als die Stunde des Frühstücks für die Einen oder die Andern kam, stellten diejenigen, für welche die Stunde gekommen war, Schildwachen aus, die den Auftrag hatten, ihnen Meldung zu machen, wenn der Priester am Horizont erscheine.

Es schlug acht Uhr, neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr in der Kirche Saint-Jacques-du-Haut-Pas, ohne daß man eine Soutane erscheinen sah, und ohne daß die verschiedenen Muthmaßungen einen Schritt gegen die Wahrheit machten; nur liefen um halb zwölf Uhr einige Frauen, welche aus dem Hochamte kamen und dem Kerne der Gläubigen vorangingen, wie eine leichte Vorhut einem Armeecorbes vorangeht, es liefen, sagen wir, einige Frauen mit ausgestreckten Armen und ganz athemlos herbei und riefen nach rechts und nach links, durch die Straße eilend:

»Sie heirathen sich! sie heirathen sich! der Pfarrer von Saint-Jacques hat das Aufgebot verkündigt! sie heirathen sich! sie heirathen sich!«

Diese Neuigkeit durchflog in seiner ganzen Länge das Quartier Saint-Jacques mit der Geschwindigkeit eines elektrischen Schlages.

Von da an trat wieder ein wenig Ruhe in der Vorstadt ein: man wußte also das große Geheimniß des Schulmeisters!

Nur gab es hier wie überall, einige starke Geister, welche sagten:

»Ich vermuthete es!«

»Ah! ein großer Witz!« rief vorübergehend ein Straßenjunge: »sie haben vermuthet, ein schöner Bursche werde ein schönes Mädchen heirathen, um solche Prophezeiungen zu machen, braucht man nicht die Karten der Brocante.«

Mittlerweile rollte der Fiacre, kam nach Versailles, fuhr durch drei hie vier Straßen, welche

widerhallten wie die Gassen einer Nekropolis, und hielt vor der Thüre des Pensionats gerade in dem Augenblicke an, wo ein Fiacre von derselben Nuance im Galopp in entgegengesetzter Richtung umkehrte.

Man hätte glauben sollen, es seien zwei siamesische Fiacres, die ihre Anfügung zerrissen.

Es war übrigens Zeit, daß man ankam; die Mutter und die Schwester waren müde und starben vor Ungeduld; der alte Professor fluchte über die Länge des Weges. Er fluchte, er, der ihn gewöhnlich so kurz fand, wenn er kam oder zu Fuße zurückkehrte.

Das Herz von Justin schlug immer heftiger, je mehr man sich Versailles näherte, eine Viertelmeile mehr, und er lief Gefahr wie seine Nachbarin Françoise, von einem Blutschlage getroffen zu werden.

Kurz, wir wiederholen, es war Zeit.

Man trat in die Pension ein; die Mutter kannte die Vorsteherin nicht; man führte sie zu ihr; sie dankte ihr vor Allem für die innige Fürsorge, mit der sie seit sieben Monaten ihre Adoptivtochter umgeben.

Man schickte zu dem Mädchen.

Die Kammerfrau kam zurück und meldete, Mademoiselle Mina sei nicht in ihrem Zimmer.

Sehen Sie bei Fräulein Susanne von Valgeneuse,« sagte die Vorsteherin.

Sie wandte sich sodann wieder an ihre Gäste und sprach:

»Ohne Zweifel ist sie im Zimmer von einer ihrer Freundinnen, Fräulein Susanne von Valgeneuse, einer reizenden, sehr sanften, wohlerzogenen Person ungefähr von ihrem Alter und aus derselben Gegend des Landes, wo ihr Vater bei Rouen große Güter hat; sie haben sich seit dem Eintritt von Mina an einander angeschlossen, und ich kann mir zu dieser Verbindung nur Glück wünschen. Sollten Sie glauben, daß sie Zwei mir eine Unterlehrerin ersparen? Mina lehrt Musik, das Französische und Geschichte, während Susanne Lectionen im Zeichnen, im Rechnen und im Englischen gibt. . . Ah! hier kommt sie!«

Mina erschien in der That, ganz rosig vor Freude, ganz athemlos vor Glück, und gab einen Schrei von sich, als sie die ganze Familie versammelt sah.

Es war, als kennete sie weder den alten Professor, noch Schwester Céleste, noch sogar Justin, denn sie lief gerade auf Madame Corby zu, warf sich in ihre Arme und rief:

»Meine Mutter!«

Der Anblick von Madame Corby hatte sie auf den Gedanken gebracht, es gehe etwas Außerordentliches vor, oder es sollte etwas Außerordentliches vorgehen.

Sie war auch sehr bewegt, als man ihr sagte, da sie an demselben Tage sechzehn Jahre alt sei, so werde sie das Pensionat verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren.

Justin eröffnete ihr diese Freude, während er sie nach seiner Gewohnheit auf die Stirne küßte und an sein Herz drückte.

Man war sehr freundlich und dennoch fand ich eine Nuance von Leid in ihrer Freude; Mina, ein zartes Herz, war an drei Dinge anhänglich geworden: an *Madame*, das heißt an die Vorsteherin; an Susanne, ihre Freundin, und an ihr Stübchen, das auf den Receptionshof ging, wo es so geräuschvoll war in den Spielstunden, so ruhig die ganze übrige Zeit.

Sie bat also um Erlaubniß, von ihrem Stübchen und von Susanne Abschied nehmen zu dürfen, eine doppelte Erlaubniß, die sie ohne Mühe erlangte.

Man kam überein, daß sie von ihrem Stübchen Abschied nehmen und bei ihrer Rückkehr Susanne im Salon finden sollte.

Mina ging mit der Hand, mit dem Kopfe und mit dem Lächeln grüßend weg.

Ihr Zimmer lag im Erdgeschoße auf der andern Seite des Hauses, und sie hatte nur den Corridor zu durchschreiten.

Sie trat ein, grüßte religiöser Weise jeden Gegenstand, jedes Geräth, wie man Freunde grüßt, denen man Lebewohl sagen will, kniete vor dem Betpulte nieder und sprach dieselben Dankgebete, die sie in dem kleinen Hause des Faubourg Saint-Jacques am Tage nach ihrer Ankunft gesprochen hatte.

Mittlerweile hatte man Susanne in den Salon herabkommen lassen.

Es war eine schöne Person von ungefähr neunzehn Jahren, mit großen schwarzen Augen, denen man nichts vorwerfen konnte, als ein wenig natürliche Härte, die sich aber nach dem Willen des Mädchens wunderbar milderten; sie hatte schwarze Haare und Brauen, welche vollkommen mit ihren Augen harmonierten; sie war groß und schlank, hatte einen kurzen, gebieterischen Ton, und roch auf eine Meile nach Aristokratie.

Der erste Anblick des Mädchens wirkte nicht sympathisch auf Justin.

Bei der Nachricht aber, daß sie auf immer von Mina getrennt werden sollte, schien Susanne ein solches Leid zu fühlen, daß der in ihrem Gesichte zu lesende Eindruck tiefer Betrübniß genügte, um Justin zu ihr zurückzuführen.

Uebrigens hatte Susanne Madame Corby so freundlich begrüßt, Schwester Céleste so herzlich die Hand gereicht, so anständig dem alten Professor zugelächelt, — der, wie Justin, einer ihrer Bekannten war, obgleich Beide sie nicht kannten, — daß Justin alsbald seine Meinung über sie änderte.

Sodann, wie die guten Herzen, welche im guten Eindruck weiter gehen, als im schlechten,

neigte er sich an das Ohr von Madame Corby und sagte leise:

»Meine Mutter, Mina scheint die Trennung von ihrer Freundin lebhaft zu bedauern, ich möchte nicht, daß Mina morgen das geringste Leid hätte: wenn wir Fräulein Susanne einluden, den morgigen Tag bei uns zuzubringen?«

»Sie würde es ausschlagen, « erwiderte die Mutter.

Mit dem Takte einer Blinden hatte Madame Corby in der Stimme von Fräulein von Valgeneuse gewisse Saiten erkannt, welche, hart klingend, ihr eine schlimme Vermuthung über die freundschaftlichen Empfindungen des Mädchens eingaben.

»Aber wenn sie annimmt?« versetzte Justin.

»Unser Haus ist ein sehr armes Haus für ein so reiches Fräulein!«

»Sie wird morgen nach der Feier zurückkehren, und heute Nacht wird sie in meinem Zimmer schlafen.«

»Doch wo wirst Du schlafen?«

»Ah! ich werde wohl einen Ort finden, um ein Gastbett unterzubringen.«

»Wer wird aber das Fräulein zurückführen?«

»Sie haben Recht. meine Mutter.«

Man zog die Vorsteherin über diese große Frage zu Rath, und das Resultat der Berathung war: am anderen Tage würden die Vorsteherin der Pension und Fräulein Susanne von Valgeneuse in Paris gegen zehn Uhr Morgens ankommen, der Trauung beiwohnen und nach der Ceremonie nach Versailles zurückkehren.

Man theilte diesen Plan Fräulein Susanne mit, sie nahm ihn mit Freuden an, obgleich man sie in Unwissenheit hinsichtlich des Zweckes ließ, in welchem sie nach Paris gehen würde.

Man befürchtete ihre Indiscretion gegen ihre Freundin.

Fräulein Susanne bat nur um Erlaubniß. Ihren Bruder, Herrn Loredan von Valgeneuse, von dem Vorhaben für den anderen Tag unterrichten zu dürfen.

Einen Augenblick früher in Kenntniß gesetzt, hätte sie ihn mündlich unterrichten können, denn er habe sie soeben im Sprachzimmer verlassen.

Da Herr Loredan von Valgeneuse in Versailles wohnte, oder vielmehr hier ein Absteigequartier hatte, so bedachte indessen Susanne, daß es Zeit genug, ihm nach dem Abgange von Mina zu schreiben.



Uebrigens kam in diesem Augenblick das Mädchen zurück und warf sich mit aller Kraft in die Arme seiner Freundin.

In der Furcht, auch nur einen Anschein von einer Thräne im Augenwinkel von Mina glänzen zu sehen, verkündigte ihr Justin, sie könne, statt Abschied zu nehmen, ihrer Freundin auf Wiedersehen sagen: Fräulein Susanne und Madame Desmarets, das war der Name der Vorsteherin der Pension. — werden ihnen die Ehre erweisen, den andern Tag mit ihnen zuzubringen.

Von da an hatten die Augen von Mina nicht einmal mehr nöthig, abgewischt zu werden: sie trockneten sich von selbst; sie sprang vor Freude, umarmte Susanne, umarmte Madame Desmarets.

Dann wandte sie sich gegen die geliebte Familie um und rief:

»Hier bin ich. . . ich bin bereit.«

Man sagte sich zum letzten Male aus Wiedersehen; Madame Desmarets und Susanne versprachen, pünktlich zu sein; die fünf Reisenden stiegen in den Wagen und schlugen wieder den Weg nach Paris ein, während Susanne in ihr Zimmer zurückkehrte und an ihren Bruder schrieb:

*»Hinter Dir ist die Familie angekommen; sie nimmt Mina mit. Ich glaube, daß morgen etwas Außerordentliches in der Rue Saint-Jacques vorgehen wird. Wir sind eingeladen, Madame Desmarets und ich, den Tag bei ihnen zuzubringen; willst Du Dich über die Ereignisse auf dem Laufenden erhalten, so richte es so ein, daß Du Madame und mich in Deiner Caleche fährst.*

»Deine Schwester die Dich liebt.

»S. von V.«

---

## XXVII.

### Der Heirathsantrag.

Wie es Justin gehofft, verließ seine theure kleine Mina die Pension und sollte nach Hause zurückkehren, ohne daß der Schatten eines Bedauerns über ihre Stirne zu ziehen das Recht hatte.

Sie war weht ein wenig besorgt, wie ihre aristokratische Freundin den Steig des Faubourg Saint-Jacques, den Hof des Apothekers, den finstern Eingang der Wohnung und alle diese Mahle, wenn nicht des Elends. doch wenigstens der Armuth, ansehen würde, die *sie* nur bemerkte, indem sie dachte, eine Andere könnte sie bemerken.

Mina war indessen besorgt, aber sie schämte sich nicht: sie hätte diese armselige Wohnung mit Freunden nicht gegen einen Palast mit Fremden vertauscht; über dies glaubte sie ihrer Susanne so sicher zu sein, wie ihrer selbst und sie sagte sich, in welchem Stande sie eine Freundin hätte, und so gering auch dieser Stand sein möchte, sie würde sich immer erfreut und geehrt fühlen, von ihr empfangen zu werden.

Die Reise schien Jedermann kurz, besonders aber Mina, welche nicht einmal bemerkte, daß es eine Reise war; ihre Hand in der von Justin, den Kopf bald in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, bald auf die Schulter des jungen Mannes gestützt, machte sie einen von den goldenen Träumen, wie man sie nur von fünfzehn bis achtzehn Jahren macht.

Wie groß auch die Neugierde der Einwohner der Vorstadt war, sie hatte nicht gegen eine so weit vorgerückte Stunde Stand halten können: von sieben Uhr an war Jeder, je nach seiner mehr oder minder großen Beharrlichkeit, in sein Hans zurückgekehrt, und die letzte Thüre hatte sich hinter dem letzten Nachbar geschlossen. — dessen Rückzug die Straße völlig verödet ließ, wie sie das Schließen seiner Thüre finster lassen sollte, — als man das ungewohnte Geräusch des Rollens von einem Wagen hörte, der vor der Thüre des Adothekers anhielt.

Der Apotheker, welcher noch nicht zu Bette gegangen war, — weniger, um gewissenhaft den Auftrag von Herrn Müller zu erfüllen, als um den Pflichten seines Gewerbes zu gehorchen. — der Apotheker, sagen wir, hatte kaum gehört, daß der Wagen anhielt, als er die Thüre wieder öffnete und, seine Nachbarn erkennend, den Schlüssel Herrn Müller mit der Bemerkung übergab, der Priester, den er erwarte, habe sich nicht gezeigt.

»Welcher Priester?« fragte das Mädchen.

»Ein mir befreundeter Priester,« antwortete Herr Müller, der vielleicht zum ersten Male, jedoch entschuldigt durch die Absicht, log.

Der brave Mann log aus einem guten Beweggründe.

Man schickte den Fiacre weg, und während ihn Herr Müller bezahlte, flüsterte er ihm ein paar

Worte zu, welche keine andere waren, als die:

»Seien Sie morgen Vormittag auf den Schlag zehn Uhr hier.«

»Man wird da sein, Herr,« antwortete der Fiacre.

»Sie bestellen den Fiacre, lieber Papa Müller?« fragte Mina.

»Ja, mein Kind; ich habe Euch morgen eine kleine Spazierfahrt machen zu lassen.«

»Du bist dabei, Bruder Justin?« fragte Mina.

»Ich glaube wohl!« erwiderte Justin.

»Oh! dann, Welch ein Glück!« rief Mina.

Und sie hüpfte in das Haus hinein, und sagte guten Morgen jedem Geräthe der Wohnung der Rue Sainte-Jacques, wie sie Lebewohl jedem Geräthe des Pensionats von Versailles gesagt hatte.

Man legte sich erst um Mitternacht zu Bette und, ganz außerordentlicher Weise! blieb Madame Corby bis zu dieser Stunde auf, was, so lange Mina und sogar Müller sich erinnern konnten, nie geschehen war.

Um Mitternacht trennte man sich.

Justin, gab dem Mädchen seinen letzten väterlichen Kuß auf die Stirne; der Kuß am anderen Tage sollte ein Gattenkuß sein.

Müller wünschte Jedermann gute Nacht; er hatte nicht die geringste Lust, sich zu entfernen, und er behauptete, wenn Geiger da wären, würde er mit Schwester Céleste tanzen.

Die arme Schwester Céleste! sie lächelte traurig: sie hatte nie getanzt.

Die zwei Männer gingen in das Zimmer von Justin hinab und plauderten hier noch eine Stunde.

Dann entfernte sich Müller.

Justin nahm sein Violoncell aus seinem Kasten, schloß es zwischen seine Knien und spielte, mit seinem Bogen zwei Zoll über den Saiten streichend, in Gedanken eines der heitersten Motive von **Il Matrimonio segreto**, das er mit den übertriebensten Phantasien schmückte.

Um drei Uhr entschloß er sich endlich, zu Bette zu gehen, doch er war zu glücklich und folgich zu sehr aufgereggt, um ernstlich zu schlafen; überdies hätte er, ernstlich schlafend, das Gefühl seines Glückes verloren.

Man hätte glauben sollen, er entschlafe nur in der Hand haltend, was ihn zum Erwachen zurückführen wie der Taucher das Seil hält, das ihn, wenn er in der Tiefe des Wassers erstickt, an

die Oberfläche des Meeres zurückbringen soll.

Um sechs Uhr war er aus den Beinen.

Er begriff die Langsamkeit der Zeit nicht; die Pendeluhr ging zu spät, die große Feder der Sonne war zerbrochen, der Tag würde nie kommen!

Der Tag kam um halb acht Uhr, wie er im Hofe kam; es war hier in Wahrheit nie er, sondern nur ein Namensleiher.

Justin ging zur Hausthüre, um hinauszuschauen.

Was wollte er dort sehen?

Er wußte es selbst nicht; es gibt Augenblicke, wo man die Thüre öffnet, als ob man Jemand erwartete.

Er erwartete das Glück.

Das Glück, das so selten kommt, wenn man ihm die Thüre zum Voraus öffnet!

Es waren schon Buden offen; es waren schon Nachbarn auf der Schwelle ihrer Hausthüre.

Mehrere Personen machten Justin Zeichen.

Der Bäcker gegenüber, ein dicker Handwerksmann mit mehligem Gesichte und prallem Bauche, rief ihm zu:

»He! es ist also heute, Nachbar?«

Justin ging wieder hinein und schritt zu seiner Toilette. Sie sollte ihm eine Stunde nehmen.

Er hatte lackirte Schuhe, durchbrochene seidene Strümpfe, einen schwarzen Frack und schwarze Beinkleider, eine weiße Weste und eine weiße Halsbinde.

Er glättete seine schönen blonden Haare, welche auf seinen Hals herabfielen und ihm nach der Behauptung von Müller, das deutsche Aussehen gaben, das so sehr dem alten Professor gefiel, weil es seinen Zögling Weber ähnlich machte.

Gegen acht Uhr hörte er Geräusch über seinem Kopfe.

Es waren die zwei Mädchen, welche aufstanden.

Wenn wir sagen die zwei Mädchen, so nehmen wir die Mitte des Alters von Mina und von Céleste.

Mina zählte sechzehn Jahre, Céleste sechsundzwanzig.

Das war eine Mitte von einundzwanzig Jahren.

Nachdem Mina erwacht, sollten die ihr für diesen feierlichen Tag vorbehaltenen Ueberraschungen beginnen.

Während das Mädchen seine erste Toilette machte, ging Schwester Céleste hinaus und holte aus dem Zimmer des zukünftigen Ehepaars den ganzen weißen Putz mit Ausnahme des Kranzes von Orangentblüthen.

Plötzlich, als sie sich umwandte sah Mina auf ihrem Bette ausgebreitet den Unterrock von weißem Taffet, das Mousselkleid mit Spitzen und die seidenen Strümpfe.

Am Fuße des Bettes standen weiße Atlaßschuhe.

Mina schaute alle diese Gegenstände mit Erstaunen an.«

»Für wen das?« fragte sie.

»Ei, für Dich, Schwesterchen.«

»Sammele ich zufällig heute Almosen?« sagte Mina lächelnd.

»Nein, Du bist bei der Hochzeit.«

Mina schaute Schwester Céleste ganz verwundert an.

»Wer heirathet denn?« fragte sie.

»Das ist ein Geheimniß!«

»Ein Geheimniß?«

»Ja.«

»Ah! sage es mir!« verfehle das Kind. mit seinen hübschen Händen die Wangen der alten Jungfer streichelnd.

»Du wirst das Justin fragen,« erwiderte diese.

»Oh! Justin!« rief Mina, »wie lange habe ich ihn nicht gesehen! Wo ist er denn?«

»Er wartet, bis Du angekleidet bist.«

»Ah! dann will ich mich rasch ankleiden.«

Und von Céleste unterstützt, kleidete sich Mina in einem Nu an.

Was in der Regel am meisten Zeit bei der Toilette der Frauen braucht, ist der Kopfputz.

Doch ihre Haare kräuselten sich von Natur.

Ein Kammstrich genügte, um sie in dicken Locken um ihre Finger zu rollen.

Fünf bis sechs Locken fielen so auf jeder Seite ihrer Wangen herab, rollten auf ihre Schultern, verloren sich in ihrer Brust und Alles war geschehen.

»Nun bin ich angekleidet, Schwester Céleste,« sagte Mina. »Wo ist Justin?«

»Komm!« erwiderte Céleste.

Um aus der kleinen Wohnung wegzugehen, mußte man das Zimmer von Madame Corby durchschreiten.

Die Blinde erkannte den Tritt von Mina.

Madame Corby, während sie Mina küßte, griff mit der Hand nach ihrem Kopfe; es war, als suchte sie Etwas

Dieses Etwas fehlte.

»Sie hat Justin noch nicht gesehen?« fragte die Mutter.

»Nein, Justin erwartet sie.«

»So gehe,« sprach Madame Corby; »es gibt Augenblicke, wo einem das Warten so lange dünkt.«

Schwester Céleste öffnete die Thüre; Mina wollte hinabgehen.

»Nein,« sagte Schwester Céleste, »hier!«

»Sie öffnete die Thüre gegenüber. «

Es war die des von uns geschilderten hübschen Brautgemachs.

Justin stand mitten im Zimmer und hielt in der Hand, was dem Putze von Mina fehlte, was Madame Corby auf der Stirne der Waise gesucht hatte: den Orangenblüthenkranz.

Mina begriff Alles.

Sie gab einen Freudenschrei von sich, erbleichte und streckte die Hände aus als wollte sie eine Stütze suchen.

Die Stütze war da.

Justin machte nur einen Sprung und empfing, sie in seinen Armen.

Sodann, während er seine Lippen auf die von Mina drückte, setzte er ihr den Orangenblüthenkranz auf die Stirne.

So, in einem kleinen erstickten Schrei, warb Justin um die Hand von Mina, und antwortete Mina, sie willige ein, Justin zu heirathen.

Fünf Minuten nachher war Mina zu den Füßen von Madame Corby, welche, nachdem sie den Kopf des Kindes betastet und das, was sie zehn Minuten vorher vergebens gesucht, darauf gefunden hatte, ihre zitternde Hand emporhob und sprach:

»Im Namen alles Glückes, das ich Dir verdanke, segne ich Dich, mein Kind!«

In diesem Augenblick erschienen drei Personen an der Thüre.

Das waren einmal Madame Desmarests und Susanne von Valgeneuse; sodann, hinter diesen Damen, erblickte man den Kopf des Professors, der sich auf den Fußspitzen erhob, um zu sehen, wie die Sache stand.

Plötzlich fühlte sich der gute Professor um den Leib gefaßt, beinahe erstickt.

Es war Justin, der ihn umarmte.

»Nun?« fragte der brave Mann.

»Sie liebt mich!« rief Justin

»Als Schwester!« sagte Müller lachend.

»Als Schwester, als Braut, als Frau, als Gattin!

Sie liebt mich, theurer Herr Müller! oh! ich bin der Glücklichste der Menschen!«

Justin hatte Recht. in diesem Augenblick berührte er jenen Culminationspunkt, welchen zu erreichen so wenig Menschen gestattet ist.

Er berührte den Gipfel des Glücks.

Es bahnte sich indessen ein kleiner Groom, bekleidet mit einem schwarzen Rock und einer weißen Hose, Umschlagstiefel an den Beinen und einen Hut mit Borte und schwarzer Cocarde auf dem Kopfe, einen Weg zwischen den Personen dieser Scene durch und kam bis zu Susanne von Valgeneuse, der er ein zusammengerolltes Papierchen und einen Bleistift überreichte.

»Von Herrn Loredan,« sagte englisch der Groom; »er bittet um Antwort.«

Susanne entrollte das Papierchen und sah nichts als ein ungeheures Fragezeichen.

Sie begriff und schrieb unter dieses Fragezeichen folgende paar Zeilen:

»Mina heirathet! Sie nimmt ihren großen Einfaltspinsel von einem Schulmeister zum Manne.

*»Bezahle Deiner Liebe den Lohn und gib ihr den Abschied. . . mit dem Vorbehalte, sie später wieder in Deinen Dienst zu nehmen.*

»S. von V.«

»Hier Dick. Bring dies Deinem Herrn,« sagte sie; «es ist die Antwort.«

Justin hatte Alles gesehen, doch ohne Etwas zu errathen.

Es durchzog indessen eine Art von Ahnung einen unbekanntem Unglücks wie ein Schauer seine Adern.

Er ging ans Fenster um zu schauen, wem dieses Billet übergeben würde.

Ein schöner, eleganter junger Mann wartete vor der Thüre in einer Caleche.

Das war ohne Zweifel Herr Loredan von Valgeneuse.

Als er den Tritt des Groom hörte, wandte er sich um; Justin konnte sein Gefecht sehen.

Es war derselbe junge Mann, der am Fronleichnamsfeste Mina auf eine so seltsame Weise angeschaut hatte, daß der Schulmeister die erste Schlange der Eifersucht in sein Herz beißen gefühlt.

Der kleine Groom übergab das Billet dem jungen Manne; er las es und winkte ihm, wieder seinen Platz neben dem Kutscher einzunehmen.

Der Knabe saß noch nicht auf dem Bock, als der Wagen im Galopp abging.

---



## XXVIII.

### Der Pfarrer der Bouille.

Während diese Dinge im kleinen Hause der Rue du Faubourg Saint-Jacques vorgingen, stieg ein wackerer Mann von einem Priester, siebzig bis zweiundsiebzig Jahre alt, unter Demonstrationen der Neugierde und der Freude, nach deren Ursache er sich vergebens fragte, die Straße hinauf

Die Bewohner des Faubourg Saint-Jacques. Welche, auf die Aussage der Apothekerin, seit dem Morgen des vorhergehenden Tages einen Priester erwarteten, hatten nicht sobald die Soutane und den Dreispitz des Abbé Ducornet, — so hieß der Pfarrer der Bouille. — erscheinen sehen, als sie einander, die Näheren mit dem Worte, die Entfernteren mit der Geberde, sagten: »Da ist der Priester!«

Und da man nach einem so langen Warten nicht mehr auf ihn rechnete, so brachte, wie gesagt. Seine Erscheinung den lebhaftesten Eindruck hervor.

Jeder näherte sich ihm; neun umgab ihn, und er ging mit einem Gefolge.

Und da es schien, als schaute er nach rechts und nach links, um sich in der Straße zu orientiren, so sagte eine Frau Base, indem sie sich verneigte, zu ihm:

»Guten Morgen, Herr Pfarrer!«

»Guten Morgen., meine liebe Frau!« erwiderte der würdige Abbé.

Und da er sah, daß er bei No. 300 der Rue Saint-Jacques war, statt bei No. 20 des Faubourg zu sein, so ging er weiter.

»Der Herr Pfarrer kommt vielleicht wegen einer Hochzeit?« fragte die Base.

»Bei meiner Treue, ja!« versetzte der Pfarrer, indem er stehen blieb.

»Wegen der Hochzeit von Nr. 20?« sagte eine Andere.

»Ganz richtig!« antwortete der Pfarrer, ganz verwundert.

Und als er die Glocke von Saint-Jacques halb zehn schlagen hörte, ging er abermals weiter.

»Wegen der Hochzeit von Herrn Justin?« sagte eine dritte Base.

»Mit der kleinen Mina, deren. Vormund Sie sind?« sagte eine Vierte.

Der Pfarrer schaute die Basen mit einer immer mehr erstaunten Miene an.

»Laßt doch den brauen Mann in Ruhe, Weibervolk!« rief ein Küfer, der ein Faß bereifte; »Ihr seht wohl, daß er Eile hat.«

»Ja, in der That. ich habe Eile!« sprach der gute Priester. »Es ist sehr weit, der Faubourg Saint-Jacques. Hätte ich gewußt, daß es so weit ist, so würde ich einen Wagen genommen haben.«

»Ah! Bah! Sie sind an Ort und Stelle, Herr Abbé, es ist nur noch ein Schritt.«

»Ei! es ist dort wo Sie einen gelben Fiacre stehen sehen,« sagte eine von den Frauen.

»Vorhin,« sprach eine Andere. »vorhin war auch ein unbedeckter Wagen da, mit einem schönen jungen Manne darin, einem gepuderten Kutscher auf dem Bocke und einem kleinen Diener, der nicht größer war, als eine Amsel; doch es scheint, dieser Wagen gehörte nicht zur Hochzeit: er ist wieder weggefahren.«

»Ich sehe keinen Fiacre,« sagte der Pfarrer, der abermals stehen blieb und sich einen Lichtschirm aus einer Hand machte.

Oh! seien Sie unbesorgt, Sie werden sich nicht verirren; überdies begleiten wir Sie bis zur Thüre, Herr Pfarrer.«

»He! Babolin!lauf doch voraus und sage Herrn Justin, er möge nicht ungeduldig werden, der Pfarrer, den er erwarte, komme so eben.«

Der Junge; welchen man mit dem Namen Babolin bezeichnete, und der derselbe war, den wir schon zweimal haben erscheinen sehen, nahm seinen Lauf durch die Straße hinauf und sang dabei aus eine Melodie von seiner Erfindung:

Eh! oui, je vas lui dire, lui dire, lui dire . . . .  
Eh! oui, je vas lui dire, lui dire, tout de même!  
[Ja, ich will es ihm sagen u.s.w. ]

Der Dialogs und sogar der *Triolog* nahm seinen Fortgang.

Sie sind nie bei den Justin gewesen, Herr Pfarrer?«

»Nein, meine guten Freunde. ich bin nie in Paris gewesen.«

»Ei! woher sind Sie denn?«

»Von der Bouille.«

»Von der Bouille? Wo ist das?« fragte eine Stimme.

»Nieder-Seine!« antwortete eine andere Stimme, von der später Herr Prudhomme seinen Baßton entlehnen sollte.

»In der That, Nieder-Seine.« versetzte der Abbê Ducornet. »Es ist eine reizende Gegend, die man das Versailles von Rouen nennt.«

»Oh! Sie werden sie gut logirt finden!«

»Und besonders gut meublirt! Seit drei Wochen hat man nichts Anderes gethan. als Meubles vorüber getragen.«

»Und Meubles, daß König Karl X. keine schönere in den Tuileries hat!«

»Er ist also reich, dieser gute Herr Justin?«

»Reich? . . . Reich wie eine Kirchenmaus.«

»Nun, wie macht er es denn?«

»Es gibt Leute, welche verbrauchen, was sie haben, und Andere, welche sogar verbrauchen, was sie nicht haben,« sagte ein Perrückenmacher.

»Gut. Wirst Du nicht etwa Schlimmes vom armen Schulmeister reden, weil er sich selbst rasirt?«

»Ja, der rasirt sich gut! Vor drei Wochen hatte er am Kinn einen Einschnitt von einem halben Zoll!«

»Ei!« versetzte ein Straßenjunge, ein vertrauter Freund von Babolin, »sein Kinn gehört ihm, er kann damit machen, was er will; Niemand hat etwas zu sagen; würde er Pflückerbsen darein pflanzen, so wäre das sein Recht!«

»Ah!« sagte der Abbê, »ich sehe den gelben Fiacre.«

»Ich glaube wohl, daß Sie ihn sehen!« versetzte der Straßenjunge; »er ist so groß wie das Wallfischgerippe im Jardin des Plantes, nur ist er reicher an gemalt.«

»Kommen, Sie geschwinde, Herr Pfarrer!« rief Babolin, der seine Sendung vollzogen hatte; »man wartet nur auf Sie.

»Ah! versetzte der Pfarrer, »wenn man nur noch auf mich wartet: ich komme.«

Und der wackere Priester strengte sich an und befand sich wirklich nach fünf Minuten neben dem gelben Fiacre und der Hausthüre gegenüber.

»Gleichviel,« murmelte er, »es ist noch größer als die Bouille, und sogar als Rouen, dieses Paris.«

Justin und Mina erwarteten ihn bei der Thüre.

Als er diese zwei schönen jungen Leute sah, blieb der Priester stehen und lächelte

»Ah!« sprach er. »mein Gott, Du hast sie in Wahrheit für einander geschaffen!«

Mina lief auf ihn zu und fiel ihm um den Hals, wie zur Zeit, wo der gute Pfarrer die Mutter Boivin besuchte, und sie acht Jahre alt war.

Er umarmte sie und schob sie dann zurück, um sie anzuschauen.

In diesem schönen Mädchen, das nahe daran eine Frau zu werden, würde er nie das Kind erkannt haben, welches er sechs Jahre vorher nach Paris mit seinem weißen Kleide, seinen azurnen Halbstiefelchen und seinem blauen Gürtel expedirt hatte.

Doch er erkannte sie an ihrer freundlichen Liebkosung.

Man hatte noch fünf Minuten zu warten, ehe man zur Kirche ging.

»Kommen Sie herauf, Herr Pfarrer!« sagten gleichzeitig Justin und Mina.

Der Pfarrer stieg die Treppe hinauf. Mina ließ ihn in das Brautgemach eintreten, wo Mutter Corby, Schwester Céleste, Madame Desmarets, Fräulein Susanne von Valgeneuse und der alte Professor waren.

»Unser lieber Pfarrer von der Bouille, Mama Corby.« sagte Mina; »der Abbé Ducornet. Madame.«

»Ja, ja,« sprach der Abbé ganz freudig, »und er bringt die Mitgift seiner Mündel.«

»Wie! die Mitgift seiner Mündel?«

»Ja wohl! Denken Sie sich, vor drei Tagen erhalte ich eilten recommandirten Brief mit dem Stempel von Deutschland. und in diesem Briefe eine Anweisung von zehntausend achthundert Franken auf die Herren Leclerc und Louis, Banquiers in Rouen.«

»Und dann?« fragte Justin mit bebender Stimme.

»Warten Sie! ich verfare nach der Ordnung, es ist die Anweisung, was ich zuerst eröffnet von der Anweisung spreche ich zuerst.«

»Ja, wir hören.«

Madame Corby erbleichte sichtbar.

Die anderen Personen schienen an der kaum angefangenen Erzählung des guten Priesters ein relatives Interesse zu nehmen, aber, selbst Mina, noch nichts von dem zu sehen, was vielleicht schon an Justin und seiner Mutter zu erscheinen anfang.

»Bei der Anweisung war ein Brief,« fuhr der Pfarrer der Bauille fort.

»Ein Brief?« murmelte Justin.

»Ein Brief?« wiederholte Madame Corby.

»Ah! Ah! ein Brief!« sagte der Professor nicht minder bewegt, als Justin und Madame Corby.

»Hier ist dieser Brief,« sprach der Abbé.

Und er entfaltete einen Brief, der wirklich einen fremden Stempel an sich trug und las:

»Mein lieber Abbé,

*»Eure Reise, die ich so tief in Indien gemacht habe, daß meine Verbindungen mit Frankreich unterbrochen wurden, ist die Ursache, warum Sie seit Jahren keine Nachricht mehr von mir erhielten; doch ich kenne Sie, ich kenne Sie würdige Frau Boivin. der ich, mein Kind anvertraut: Mina wird darum nicht gelitten haben.*

*»Heute nach Europa zurückgekehrt und in Wien durch unerläßliche Geschäfte aufgehalten. welche noch einige Zeit dauern können. beeile ich mich. Ihnen durch einen Wechsel des Hauses Arnstein und Eskeles auf das Hans Leclerc und Louis in Rouen die Summe von zehntausend achthundert Franken zu schicken, mit denen ich gegen Sie im Rückstand bin.*

*»Sie werden fortan regelmäßig, bis zu meiner Rückkehr deren Datum ich Ihnen nicht genau bestimmen kann, die als Kostgeld für meine Tochter versprochenen zwölfhundert Franken erhalten.*

*»Wien. am 21. Januar 1827.*

»Der Vater von Mina.«

Bei diesen letzten Worten, während Mina freudig in die Hände klatschend ausrief: »Oh! Welch ein Glück, Justin! Papa lebt noch!« schaute Justin seine Mutter an, und als er sah, daß sie bleich war wie eine Todte, stieß er einen Schrei aus.

»Meine Mutter! meine Mutter!« sagte Justin

Die Blinde stand auf und ging mit ausgestreckten Armen auf ihren Sohn zu: die Stimme hatte sie geleitet.

»Du begreifst, nicht wahr, mein Sohn,« sprach sie »Du begreifst?«

Justin antwortete nicht, er schluchzte.

Mina schaute diese seltsame Scene an, ohne etwas davon zu verstehen.«

»Aber was haben Sie denn, Mama Corby?« fragte sie, »aber was hast Du denn, Bruder Justin?«

»Du begreifst, nicht wahr, mein liebes armes Kind,« fuhr die Mutter fort, »Du begreifst, daß Du Mina arm und eine Waise heirathen konntest?«

»Mein Gott!« rief Mina. die zu errathen anfang.

»Du begreifst aber auch, daß Du Mina nicht heirathen kannst, da sie reich und von einem Vater abhängig ist?«

»Meine Mutter. meine Mutter!« rief Justin, »haben Sie Mitleid mit mir!«

»Das wäre ein Diebstahl, mein Sohn!« sprach die Blinde, die Hand zum Himmel erhebend, als wollte sie Gott beschwören, »und wenn Du zweifelst, so appelliere ich an Allem was von redlichen Leuten hier ist, und es sind hoffentlich nur redliche Leute hier.«

Justin sank vor seiner Mutter aus die Kniee:

»Ah! Du begreifst mich, da Da nun auf den Knieen liegst,« sagte die Blinde. «

Dann streckte sie die Hände über ihm aus, warf den Kopf zurück, als hätte sie den Himmel sehen können und sprach:

»Mein Sohn. ich segne Dich für den Schmerz wie ich Dich für die Freude gesegnet, und ich werde wie ich hoffe. Deine geliebte Mutter im Unglück sein wie ich es in der Glückseligkeit gewesen wäre.«

»Oh! meine Mutter! meine Mutter!« rief Justin »mit Ihnen, mit Ihrer Unterstützung, mit Ihrem Muthe werde ich das thun; doch ohne Sie, oh! ohne Sie wäre ich, glaube ich, ein unredlicher Mensch gewesen!«

»Es ist gut, mein Kind! — Umarme mich, Céleste.«

Céleste näherte sich

»Führe mich zu meinem Stuhle zurück.« sagte sie leiser; ich fühle. Daß mich die Kraft verläßt.«

»Mein Gott! was gibt es denn?« fragte Mina. «

»Es gibt, es ist. . .Mina,« erwiderte Justin in ein Schluchzen ausbrechend, ». . . bis zu dem Tage, wo Dein Vater seine Einwilligung geben wird, — und wahrscheinlich wird er sie nie geben! — können wir nur Bruder und Schwester für einander sein.«

Mina stieß einen Schrei aus.

»Oh!« rief sie, »mit welchem Rechte macht mein Vater, der mich seit sechzehn Jahren verlassen hat, heute Ansprüche auf mich? Er behalte sein Gelde er lasse mir mein Glück! er lasse mir meinen armen Justin! nicht als Bruder, sondern, mein Gott! verzeihe mir, als Gatten!. . .

Justin. . . oh!. . . Justin! Justin. mein Geliebter! Herbei! Herbei! verlasse mich nicht!«

Und mit einem letzten Schmerzensschrei fiel das Mädchen ohnmächtig in die Arme von Justin.

Eine Stunde nachher reiste Mina, in Thränen zerfließend, eine Hand in der Hand ihrer Freundin Susanne und den Kopf auf die Schulter von Madame Desmarets gestützt, nach Versailles ab.

Ehe sie in den Wagen,stieg, hatte Susanne Zeit gefunden, mit Bleistift ein also abgefaßtes Billet zu schreiben, das sie einem Commissionär übergab:

*»Die Heirath ist fehlgeschlagen! Es scheint, Mina ist reich und die Tochter von irgend Jemand.*

*»Wir kehren mit der schönen Trostlosen nach Versailles zurück.*

*»Morgens um elf Uhr.*

»S. von VB.«

---

## Zweiter Band

### XXIX.

Resignation.

Die Trostlose, wie die schöne Susanne von Valgeneuse ihre Freundin nannte, ließ ein Herz zurück, welches nicht minder trostlos, als das ihre.

Diesen Herz war das von Justin. Wir täuschen und wir müßten sagen Herzen.

Diese Herzen waren die von Justin, von seiner Mutter, von Schwester Céleste, vom guten Professor und vom Pfarrer der Bouille, der nicht wußte, was er Schlimmes that und sich in der Einfalt seiner Seele für einen Boten der Freude hielt, während er im Gegenteil ein Bote der Schmerzen war.

Doch diejenige, welche von Allen am meisten gelitten, denn sie hatte für sich und ihren Sohn gelitten, war die Mutter.

Sie, die am Anfang so stark, war am Ende gelähmt gewesen.

Vor dem Abschied war sie, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Schrei von sich zu geben, ohne eine Thräne zu vergießen, unmerklich ohnmächtig geworden.

Keiner von diesen egoistischen Unglücklichen hatte ihre Ohnmacht bemerkt.

Derjenige, welcher es bemerkte, weil es ihm schien, als ränge ein Theil seines Herzens mit dem Tode, war Justin.

»Meine Mutter! meine Mutter!« rief er, »ei! seht doch meine Mutter!«

Man stürzte sich auf die Blinde; Justin fiel vor ihr auf die Kniee und umschlang sie mit seinen Armen.

Ihr Gesicht war wachsfarbig geworden; ihre Hände waren kalt wie Marmor; ihre Lippen bläulich.

Die Letztgeborenen der Hoffnungen ihres Alters waren gestorben.

Das Erschreckliche bei Allem dem war, daß man die Schuld nicht auf irgend Jemand werfen, nicht gegen irgend Jemand Anklage erheben konnte.

Jedermann hatte eine gute Absicht gehabt selbst der arme Pfarrer der Bouille.

Das war Verhängniß, nichts Anderes.



Man lief zum Apotheker, der Salze gab.

Mittelst der Salze und des Essigs kam Madame Corby wieder zu sich.

Das Erste, nicht was sie sah, die arme Blinde sondern was sie fühlte, war ihr Sohn, der sie tröstete er, der des Tröstens selbst so sehr bedurfte.

Doch der gute Justin bemerkte seinen Schmerz nicht, wenn Jemand in seiner Nähe litt, und besonders, wenn dieser Jemand seine Mutter war.

Er blieb also bei Madame Corby, nicht nur bis sie wieder zu sich gekommen war, sondern sogar bis sie sich zu Bette gelegt hatte.

Dann aber, da sie begriff, daß es für ihren Sohn Bedürfnis war, selbst zu weinen, und wohl fühlte, er wage es nicht in ihrer Gegenwart zu weinen, aus Furcht, sie in Verzweiflung zu bringen, verlangte sie von ihm, daß er sich in sein Zimmer zurückziehe.

Justin ging in sein Stübchen hinab; Alles, was er vom ersten Stocke mitnahm, war der Orangenblüthenkranz, den Mina, als sie ihn verlassen, von ihrem Kopf gerissen und ihm zugeworfen hatte.

Der gute Professor ging mit Justin hinab.

Was den Pfarrer der Bouille betrifft, — er hatte nichts mehr in Paris zu thun; er setzte sich um sechs Uhr Abends wieder in den Wagen nach Rouen und nahm das verfluchte Geld mit, das ein so großes Unglück verursacht hatte.

Während er sich von dem Babylon entfernte, wo sich bald unser Drama entrollen wird, waren Justin und sein Professor wieder in die Stube der Schüler hinabgegangen, denen man auf Anlaß der großen Feierlichkeit, welche statthaben sollte, und zugleich wegen des Fasching-Monntags, der ausnahmsweise in diesem Jahre auf den Anfang des Februars fiel, Vacanz gegeben hatte.

Das düstere Gesicht seines Zöglings flößte dem guten Müller eine tiefe Angst ein; er fing an, in der Hoffnung, ihn zu zerstreuen, Justin an alle mögliche gemeinschaftlich erlebte Geschichten zu erinnern, und ging dabei bis zu dem Augenblicks wo das Zusammentreffen mit dem kleinen Mädchen vorgefallen war.

Hier wollte er anhalten; nun war es aber Justin, der seinerseits umständlich das anbetungswürdige Leben erzählte, das er seit sechs Jahren geführt hatte.

»Wir sind zu glücklich gewesen,« sagte er; »viele Ahnungen haben mir verkündigt, ich müsse mich darauf vorbereiten, früher oder später den Sieg, den ich über mein schlimmes Geschick davongetragen, teuer zu bezahlen. Ich habe sechs Jahre lang eine unaussprechliche Glückseligkeit genossen; das ist beinahe das Sechstel des Lebens: wenige Menschen können dasselbe sagen. Ich habe die Freuden dieser sechs Jahre vergessen; ich werde das Unglück vergessen, wie ich die Freude vergessen habe: Freuden und Schmerzen werden sich eines Tages in der grauen Tinte der Vergangenheit verschmelzen. Seien Sie also nicht besorgt nur mich, mein

lieber Meister; halten Sie mich nie für fähig, einen finstren Vorsatz zu fassen. . .Gehöre ich übrigens mir? bin ich mich nicht meiner guten Mutter, meiner armen Schwester schuldig? Nein, nein, mein lieber Meister, mein Entschluß steht fest: ich habe gegen die Armuth gekämpft, ich werde gegen den Schmerz kämpfen . . . Lassen Sie ein paar Tage meine Wunden sich vernarben; erlauben Sie besonders, daß ich allein bleibe; in der Einsamkeit ist für die ergebenen Herzen eine unbekannte Religion: die Resignation, lieber Meister, ist die Stärke der Schwachen, und Sie werden mich stärker und geprüfter in den Kampf des Lebens zurückkehren sehen.«

Der alte Meister entfernte sich erstaunt, beinahe erschrocken über die Macht der Resignation dieses Menschen, aber völlig beruhigt über die Folgen seiner Verzweiflung.

Justin, nachdem er Müller bis zur Hausthüre begleitet hatte, lehrte in sein Zimmer zurück und ging langsam und lang mit gekreuzten Armen und gesenktem Kopfe auf und ab, wobei er von Zeit zu Zeit die Augen zur Decke empor richtete, als hätte er vom Himmel eine Erklärung des Räthsels verlangen wollen, das man das Verhängnis nennt.

Zwei- oder dreimal ging er bis zur Thüre des Schrankes, wo das Violoncell in seinem Kasten schlummerte.

Doch er öffnete die Thüre nicht einmal.

An diesem Abend war er noch zu schwach.

Bis Morgens um drei Uhr ging er so auf und ab;er hatte vom vorhergehenden Morgen an nicht weinen können.

Sein Schmerz versteinerte sich, so zu sagen, in seinem Busen und erstickte ihn. Er warf sich auf sein Bett: die Müdigkeit gewann die Oberhand, und er entschlief.

In der Nacht vorher hatte er dieselbe Schlaflosigkeit und denselben Schlaf gehabt: nur hatte die Freude seine Augen offen gehalten, und die Müdigkeit des Glückes hatte sie geschlossen!

Glücklicher Weise war an diesem Tage Faschingsdienstag und folglich Vacanz: es stand ihm also frei, sich mit seinem Schmerz zu isoliren, ihm zu Leibe zugehen, mit ihm zu ringen, es zu versuchen, ihn zu Boden zu werfen.

Der Kampf dauerte den ganzen Tag. Nachdem er seine Mutter und seine Schwester umarmt hatte, ging er bei Tagesanbruch aus; er wollte aufs Reue den Ort besuchen, wo er in einer schönen Juninacht das Kind im Getreide und in den Blumen liegend gefunden hatte.

Es gab weder Kornblumen, noch Klapperrosen, noch blonde Aehren mehr; die Erde war, wie sein Herz, kahl, entblößt, gesprungen durch den Winter.

Er erging sich im Walde von Meudon, der so heiter, so lachend, so voll Sonne und Grün, wenn er mit seinem Professor darin lustwandelte; er gelangte bis zu den Thoren von Versailles.

Doch er hatte die Stärke, nicht bis zum Pensionat-zu gehen.

Wozu sollte es nützen, die Arme wiederzusehen?

War er nicht sicher, daß sie fern von seinem Anblick weinte? war er nicht sicher, daß sie bei seinem Anblick noch mehr weinen würde?

Hoffnung blieb ihm keine mehr! Es war für ihn klar, daß Mina einer reichen aristokratischen Familie angehörte; und welche Aussicht war vorhanden, daß man sie ihm, dem Demüthigen, dem Armen, geben würde?

Er konnte sie allerdings sehen; das wollte er aber gerade nicht thun.

Justin kam Abends um zehn Uhr nach Hause; er hatte fünfzehn Meilen am Tage gemacht und fühlte nicht die geringste Müdigkeit.

Seine Mutter und seine Schwester erwarteten ihn-Beide unruhig.

Er kam mit lächelndem Gesichte zurück, küßte sie und stieg in sein Zimmer hinab. Es ereignete sich dasselbe, was sich am Tage vorher ereignet hatte: er ging langsam und traurig auf und ab; er zählte die Stunden bis Mitternacht; sodann nachdem er wie am vorhergehenden Tage, mehrere Male vor dem Schranke, wo sein Violoncell war, stehen geblieben, entschloß er sich, die Thüre zu öffnen, zog das Instrument aus seinem Kasten und schaute es mit tiefer Melancholie an.

Das Mädchen hatte ihn, wie man sich erinnert, in einer kindischen Laune veranlaßt, auf dieses düstere Instrument zu verzichten; wir haben mehrere Male gesehen, wie er es aus seinem Kasten zog, zwischen seine Kniee schloß, sich in der fehlenden Melodie berauschte, aber wir haben ihn keine einzige Note entlocken hören.

Heute kam er zu ihm zurück.

»Ich bin undankbar gewesen, o mein alter Freund! o mein zärtlicher Tröster!« sagte er. »Ich habe dich während meiner Tage der Freude verlassen: ich finde dich in den Tagen meines Unglücks wieder!«

Und er küßte das Violoncell voll Innigkeit.

»O unerschöpfliche Quelle der Tröstungen,« fuhr er fort; »Musik! Zuflucht der weinenden Seelen; ich habe es gemacht wie der verlorene Sohn: ich habe dich eines Tags verlassen, theure Familie meiner Seele! die Schmerzen haben mich in Schaaren überfallen, und ich komme zu dir zurück mit gequetschten Füßen und gebrochenem Herzen, und du streckst mir die Arme entgegen, harmonische Göttin! und du nimmst mich auf, das Herz voll Mitleid und Liebe!«

Und er zog, wie er es mit dem Instrumente gemacht, aus dem Schranke sein altes Musikbuch, legte es auf sein Pult, öffnete es, setzte sich auf das hohe Tabouret, nahm das Violoncell und hielt den Bogen auf die Saiten..

In dem Momente, wo er spielen wollte, entfielen zwei Thränen seinen Augen.

Er schob den Bogen unter seinen Arm, trocknete langsam seine feuchten Augenlider und fing an denselben ernsten, schwermüthigen Gesang zu spielen, den Salvator und Jean Robert zwei Stunden vor dem Anfange dieser Erzählung gehört hatten.

Man weiß, wie Salvator an die Thüre klopfte, wie die zwei Freunde von Justin eingeführt wurden, wie sie ihn nach der Ursache seiner Thränen fragten, wie der Schulmeister ihnen seine Geschichte zu erzählen einwilligte.

Diese Geschichte ist dies welche wir unsern Lesern so eben vor Augen gelegt haben.

Die zwei jungen Leute hörten sie mit sehr verschiedenartigen Eindrücken an.

Der Dichter war lebhaft bewegt bei gewissen Stellen: bei der Scene der Mutter, die ihren Sohn eher zum Unglück verdammt, als daß sie ihn eine zweifelhafte Handlung begehen läßt, traten ihm die Thränen in die Augen.

Der Philosoph hörte sie von Anfang hie zum Ende mit einer scheinbaren Unempfindlichkeit an; nur bebte er beim Namen von Fräulein Susanne und Herrn Loredan von Valgeneuse; es war, als hörte er diese Namen nicht zum ersten Male aussprechen, und jeder von ihnen schien in moralischer Hinsicht auf ihn denselben Eindruck zu machen, den in physischer die Berührung eines harten Körpers bei einer schlecht geschlossenen Wunde macht.

»Mein Herr,« sagte Jean Robert, »wir wären unwürdig, gehört zu haben, was Sie uns erzählt, versuchten wir es, einem Manne wie Ihnen Alltagströstungen zu geben . . . Hier sind unsere Adressen; bedürfen Sie je zweier Freunde, so bitten wir Sie, uns den Vorzug zu geben.«

Und zugleich riß Jean Robert ein Blatt aus seinem Portefeuille, schrieb die zwei Namen und die zwei Adressen darauf und gab sie Justin.

Dieser nahm sie und legte sie zwischen die Blätter seines Musikbuches.

Hier war er sicher, sie alle Tage wiederzufinden.

Dann reichte er seine beiden Hände den zwei jungen Leuten.

In dem Augenblick, wo diese vier Hände sich drückten, klopfte man heftig an die Thüre.

Wer konnte zu dieser Stunde klopfen? Justin war so losgetrennt von jedem niederen Interesse, als dem, welches sein Innersten erfüllte, daß es ihm nicht einmal einfiel, dieses so kräftige Klopfen könnte ihn betreffen.

Er ließ die zwei jungen Leute hinausgehen und indem sie hinausgingen, die Thüre dem nächtlichen oder vielmehr morgendlichen Besuche öffnen, denn die ersten Strahlen des Tages fingen an zu erscheinen.

Derjenige, welcher an die Thüre klopfte, war ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, mit blonden, rings um seinen Kopf gekräuselten Haaren, mit rosigen Wangen, mit leicht zerlumpten

Kleidern.

Ein ächter Pariser Straßenjunge mit einer blauen Blouse, einer Mütze ohne Schild, mit niedergetretenen Schuhen.

Er schaute empor, um zu sehen, wer die Thüre geöffnet.

.

»Ah! Sie sind es, Herr Salvator!« sagte er.

»Was willst Du zu dieser Stunde hier, Herr Babolin?« fragte der Commissionär, indem er den Straßenjungen freundschaftlich beim Kragen seiner Blouse nahm.

»Ei! ich bringe Herrn Justin, dem Schulmeister einen Brief, den die Brocante heute Nacht, als sie ihre Runde machte, gefunden hat.«

»Ah! was den Schulmeister betrifft, « sagte Salvator: »Du weist, daß Du mir bis zum 15. März lesen zu können versprochen hast?«

»Nun! Nun! Nun! wir sind erst beim 7. Februar; es ist noch keine Zeit verloren.«

»Du weißt, daß ich Dir, wenn Du am 15. nicht geläufig liesest, am 16. die Bücher wieder nehme, die ich Dir gegeben habe?«

»Selbst die, wo Bilder darin sind? . . Oh! Herr Salvator!«

»Alle ohne Ausnahme.«

»Nun, so sehen Sie, daß man lesen kann,« sagte der Knabe.

Und er warf einen Blick auf die Adresse des Briefes und las:

*»An Herrn Justin, Faubourg Saint-Jacques, Nr. 20. »Einen Louis d'or Belohnung demjenigen, welcher ihm diesen Brief übergibt.*

»Mina.«

Die Adresse und der Beisatz waren mit Bleistift geschrieben.

»Ueberbring es geschwinde, geschwinde, mein Kind!« sagte Salvator, während er Babolin gegen die Wohnung des Schulmeisters hinschob.

Babolin eilte mit zwei Sprüngen über den Hof, trat ein und rief:

»Herr Justin! Herr Justin! ein Brief von Medemoiselle Mina!«

»Was machen wir?« fragte Jean Robert.

»Bleiben wir,« antwortete Salvator; »es ist wahrscheinlich, daß dieser Brief ein neues Ereigniß mittheilt, bei welchem unser Beistand diesem wackern jungen Manne nützlich sein kann.

Salvator hatte nicht vollendet, als Justin bleich wie ein Gespenst auf der Schwelle seiner Thüre erschien.

»Sie sind noch da!« rief er, »Gott sei gelobt! . . . Lesen Sie, lesen Sie!«

Und er reichte den zwei jungen Leuten den Brief:

Salvator nahm ihn und las:

*»Man entführt mich mit Gewalt, man schleppt mich fort . . . ich weiß nicht wohin! Zu Hilfe, Justin rette mich, mein Bruder! oder räche mich, mein Gatte!*

»Mina.«

»Oh! meine Freunde!« rief Justin, indem er die Arme gegen die zwei jungen Leute ausstreckte, »die Vorsehung hat Sie hierher geführt!«

»Nun,« sprach Salvator zu Jean Robert, »Sie verlangten Roman: ich hoffe, hier ist, mein Theurer!«



### XXX.

Zuerst das Dringendste.

Die drei jungen Leute schauten sich einen Augenblick an.

Die erste Minute gehörte der Bestürzung; die zweite war bei Salvator besonders, eine Rückkehr zur Kaltblütigkeit.

»Ruhe!« sagte er, »die Sache ist ernst, wir dürfen nicht als Kinder handeln.«

»Aber man entführt sie!« rief Justin; »man entführt sie! sie ruft mich zu Hilfe! sie verlangt von mir daß ich sie räche!«

»Ja, ganz richtig, und darum muß man wissen, wer sie entführt, und wohin man sie entführt.«

»Oh! wie das wissen? mein Gott! mein Gott!«

»Man erfährt Alles mit der Zeit und mit Geduld! Nicht wahr! Sie sind Ihrer Mina sicher?«

»Wie meiner selbst.«

»Nun, so seien Sie ruhig, Sie wird sich wehren. Suchen wir das Dringendste auf dem kürzesten Wege zu erreichen.«

»Oh! Ja, erbarmen Sie sich meiner . . . Ich werde wahnsinnig!«

Die Resignation von Justin verschwand vor dem Gedanken, Mina sei in den Händen von irgend einem Räuber und könne einer physischen oder moralischen Gewalttat unterworfen werden.

»Babolin ist da?« fragte Salvator.

»Ja!«

»Befragen wir ihn.«

»Befragen wir ihn!« wiederholte Justin.

»In der That,« sprach Jean Robert, »hiermit müssen wir anfangen.«

»Man ging wieder in das Zimmer des Schulmeisters hinein.

»Vor Allem,« sagte Salvator, »geben Sie diesem Kunden einen Louis d'or für seine Mutter, und ein Stück Münze für ihn.«

Justin zog zwei Louis d'or und zwei Fünf-Franken-Stücke aus seiner Tasche und gab sie Babolin.

Salvator bemächtigte sich aber der Hand des Knaben in dem Augenblick, wo sie sieh schloß, öffnete sie wieder mit Gewalt, nahm, zur großen Verzweiflung von Babolin, einen Louis d'or und ein Fünf-Franken-Stück und gab Beides Justin zurück.

»Stecken Sie diese fünf und zwanzig Franken wieder in die Tasche, « sagte er; »binnen einer Stunde werden Sie eine Verwendung hierfür finden.«

Hiernach wandte er sich gegen den Knaben um sagte:

»Wo hat Deine Mutter diesen Brief gefunden?«

»Wie beliebt?« versetzte der Knabe mit der Miene eines Schmollenden.

»Ich frage Dich: wo hat Deine Mutter diesen Brief gefunden . . . welche Straßen hat sie gemacht?«

»Weiß ich das? fragen Sie sie selbst.«

»Er hat Recht,« sagte Salvator; *sie* muß man fragen, und es ist sogar wahrscheinlich, daß sie auf, Ihren Besuch rechnet . . . Warten Sie! . . . organisieren wir unsere Batterien!«

»Leiten Sie uns: ich werde gehorchen. Ich ich habe den Kauf verloren.«

»Sie wissen, daß Sie über mich verfügen können, mein lieber Salvator,« sagte Jena Robert.

»Ja, und ich gedenke Ihnen auch eine Rolle in diesem Drama zu geben.

»Gut! und sie sei so thätig, als Sie wollen! Ich habe meine Gemütsbewegungen als Autor gehabt; es ist mir nicht unangenehm, sie auch als Schauspieler zu haben.

»Oh! ich bitte Sie, meine Herren, ich bitte Sie!« sagte Justin, der jede Minute, welche verlief, als kostbar betrachtete.

»Sie haben Recht . . . Hören Sie, was wir thun müssen.«

»Sprechen Sie!«

»Herr Justin, Sie werden diesem Knaben zu seiner Mutter folgen.«

»Ich bin bereit.«

»Warten Sie! . . . Herr Jean Robert, Sie werden sich ein gesatteltes Pferd verschaffen und mit ihm nach der Rue Triperet Nr. 11. zurückkehren.«

»Nichts kann leichter sein.«



»Ich will die Anzeige bei der Polizei machen.«

»Kennen Sie dort Jemand?«

»Ich kenne den Mann, den wir brauchen.«

»Gut! . . Und dann?«

»Und dann komme ich zu Ihnen in die Rue Triperet Nr. 11 zur Mutter dieses Knaben, und dort werden wir auf das Weitere bedacht sein.«

»Komm, Kleiner, vorwärts!« sagte Justin.

»Hinterlassen Sie zuvor ein Wort, um Ihre Mutter zu beruhigen,« sagte Salvator; »es ist möglich, daß Sie erst spät zurückkommen, oder daß Sie gar nicht zurückkommen.«

»Sie haben Recht,« erwiderte Justin; »arme Mutter! ich vergaß sie!«

Und er schrieb hastig ein paar Zeilen auf ein Papier, das er offen auf dem Tische seines Zimmers liegen ließ.

Er theilte seiner Mutter mit, ohne ihr etwas Anderes zu sagen, er habe so eben einen Brief erhalten, der seinen Tag in anspruch nehme.

»Und nun lassen Sie uns gehen!« rief er.

Die drei jungen Leute eilten aus dem Hause; es mochte halb sieben Uhr Morgens sein.

»Hier ist Ihr Weg,« sprach Salvator, indem er von fern Justin die Rue des Ursulines bezeichnete; »hier der Ihre,« fügte er, Jean Robert die Rue de la Bourbe zeigend, bei; und hier der meine,« vollendete er, während er den Weg durch die Rue Saint-Jacques einschlug.

Als er dreißig Schritte gemacht hatte, wandte er sich noch einmal um und rief:

»Das Rendez-vous ist in der Rue Triperet No. 11!«

Folgen wir dem Haupthelden der Ereignisse, welche in diesem Augenblicke vor sich gehen, und — während Jean Robert nach der Rue de l'Université läuft, um sich sein Pferd satteln zu lassen, und Salvator sich in Eile auf die Polizei begibt — begleiten wir Justin Corby, der auf den Fersen von Babolin gehend, nach der Rue Triperet zuschreitet.

Die Rue Triperet ist, wie Jeder weiß, oder viel- mehr wie Jeder nicht weiß, eine mit der Rue Copeau parallele und auf die Rue Gracieuse senkrecht zulaufende Gasse.

Dieses ganze Quartier erinnerte noch im Jahre 1827 an das Paris von Philipp August. Die um die Mauern von Sainte-Pélagie kreisenden kothigen Fußpfade gaben diesem Gefängniß das Ansehen einer mitten auf einer Insel erbauten alten Festung; die kaum acht bis zehn Fuß breiten

Gassen waren noch versperrt durch Haufen von Mist und Schutt, und die Kloaken, wo die unglücklichen Bewohner dieser Quartiere vegetirten, glichen viel mehr Häften, als Häusern.

Vor einem dieser Löcher blieb Babolin stehen.«

»Es ist hier,« sagte er.

Das war ein stinkender Ort, der aus allen Poren Elend und Unreinigkeit schwitzte.

Justin merkte nicht einmal darauf.

»Gehe voran,« sagte er. »ich werde Dir folgen.«

Babolin trat als ein Mensch ein, der, wie man sagt, an *des Hauses Gelegenheiten* gewöhnt ist.

Nach zehn Schritten blieb Justin stehen.

»Wo bist Du?« sagte er; »ich sehe nicht.«

»Ich bin hier, Herr Justin,« erwiderte der Knabe, indem er sich dem Schulmeister näherte; »nehmen Sie mich unten an der Blouse.«

Justin nahm Babotin unten an der Blouse und kletterte die hohe Leiter hinauf, welche unter dem anspruchsvollen Namen Treppe zur Mutter Brocante führte.

Sie kamen vor die Thüre ihres Hundestalls, — und die Wohnung der Brocantes schien in jeder Beziehung diesen Namen zu rechtfertigen, denn kaum war man auf dem Ruheplatze, als man das Geschrei von einem Dutzend Hunde hörte, welche in allen Tonarten bellten, kläfften und heulten.

»Ich bin es, Mutter,« sagte Babolin, der sich ein Sprachrohr aus seinen beiden Händen machte, die er ans Schlüsselloch hielt; »öffnet, ich bin mit Gesellschaft da.«

»Wollt ihr wohl schweigen, wüthendes Gesindel!« rief im Innern der Stube, sich an die Mente wendend, die Stimme der Brocante; man hört sich selbst nicht hier . . . Wirst du schweigen, Cäsar! wirst du schweigen, Pluto! Stille, Alle!«

Und auf den mit einer drohenden Stimme ausgesprochenen Befehl trat eine solche Stille ein, daß man hätte eine Maus in diesem Hause gehen hören, dem es übrigens nicht an Mäusen fehlen mußte.

»Du kennst nun eintreten, Du und Deine Gesellschaft,« sagte die Stimme.

»Und wie dies?«

»Du brauchst nur die Thüre aufzumachen; der Riegel ist nicht vorgeschoben.«

»Oh! das ist etwas Anderes,« versetzte Babolin.

Und er hob die Klinke auf, öffnete die Thüre, welche dem ungeduldigen Justin Einlaß gewährte, und stellte ihn vor ein Schauspiel, das, ohne gerade äußerst poetisch zu sein, doch eine besondere Beschreibung verdient.

Man denke sich, in der That, eine Art von Halle in ihrer Länge und ihrer Breite getheilt durch zwei kreuzweise Balken, deren Bestimmung es war, das Dachwerk dieses Speichers zu tragen, aus dem man eine Stube gemacht hatte; eine Decke, bestehend aus Latten die als Unterlage den Ziegeln des Dachstuhles dienten, und durch deren Zwischenräume man den ersten Schimmer des Tages erschauen konnte; an gewissen Stellen so bedrohliche Ausbauchungen des Daches, daß es außer Zweifel war, die Bedeckung werde beim ersten Sturmwinde einstürzen! Man stelle sich graue, feuchte Gypswände vor, an denen einsame Spinnen, mit Verachtung Völkerschaften von Insecten aller Art anschauend, hinliefen, — und man wird den Eindruck des Ekels begreifen, der jeden Menschen ergriffen hätte, welcher an einen solchen Orts unter der Macht eines Gefühles, das minder gebieterisch als das, welches Justin dahin zog, gerufen morden wäre.

Ein Dutzend Hunde, Doggen, Dachshunde, Pudel, falsche Dänen, regten sich in einer der Ecken der Stube, alle aufgehäuft in einem alten, aus Weiden geflochtenen Korbe, wo bequem höchstens vier bis fünf Platz gehabt hätten.

Auf dem Winkel, den die zwei Balken bildeten, hockte eine Krähe, welche mit den Flügeln schlug, ohne Zweifel als eine Kundgebung ihrer Freude während des Hundeconcerts.

Auf einem Schemel sitzend, an den Fuß des Balkens angelehnt, der einem Pfeiler ähnlich, dieses ganze wankende Gebäude stützte, umgehen von einer Art von Böschung von Lumpen von allen Stoffen und allen Farben, welche drei bis vier Fuß hoch an der Mauer aufstieg, hielt eine Frau von fünfzig Jahren dem Anscheine nach, groß, mager, knochig, abgemergelt wie ein Cabrioletpferd, zwischen ihren Beinen knieend ein junges Mädchen, dessen lange Haare sie mit einer Sorgfalt kämmte, welche bei der alten Zigeunerin entweder eine roße Liebe für das Mädchen, oder einen großen Respekt für die Schönheit seiner Haare bezeichnete.

Diese Scene, der es nicht auf Pittoreskem gebrach, besondere wegen des typischen Gegensatzes der Personen, aus denen sie bestand, war beleuchtet durch eine auf einem umgekehrten Korbe stehende Lampe von Steingut, die ihrer Form nach viel Aehnlichkeit mit jenen bei den Ausgrabungen in Herculenum oder Pompeji aufgefundenen Lampen hatte.

-Die alte Frau, — ohne Zweifel diejenige., welche Babolin unter dem Namen Brocante bezeichnet hatte, — war bekleidet mit braunen Fetzen, rechte und links aufgelesenen Stoffen, welche an einander genäht, wie die Karte eines Schneiders, ein Muster von allen Nuancen vom Braun zu bieten bestimmt schienen.

Die zwischen ihren Beinen knieende Kleine hatte als ganzes Costume nur ein langen Hemd von roher Leinwand, dem ähnlich, mit welchem Scheffer Mignon bekleidet; dieses Hemd nahm die Form einer Blouse an, umschlossen, wie es war, an den Hüften von einer Art von grau und kirschroten baumwollenen Schnur, an deren Enden zwei große Eicheln ähnlich denen hingen, welche an den Vorhanghaltern dienen; der Hals und die Brust des Kindes waren verborgen unter

einer ganz zerrissenen, kirschroten wollenen Echarpe, welche mit der dunklere Nuance der Schnur harmonirte, so weit die Wolle mir der Baumwolle harmonieren kann.

Ihre gekreuzten Füße, auf denen sie gekauert ruhte, waren nackt.

Es waren reizende Füße, ein Paar Füße einer Prinzessin, einer Andalusierin, oder einer Zigeunerin.

Was ihr Gesicht betrifft, das sie der Thüre in dem Augenblick zuwandte, wo sich dieselbe öffnete, um Babolin und dem Schulmeister Eingang zu gewähren, — ihr Gesicht hatte jene krankhafte Blässe der armen verschmachtenden Blumen unserer Vorstädte; ihre Züge waren von einer bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit und Reinheit; doch die abgemagerten Umrisse dieses leidenden Gesichtes trübten die Bewunderung. Die mit einem blauen Kreise umgebenen Augen, die Tiefe der Augenhöhlen, die unruhigen Blicke, die Halbflächen der eingefallenen Backen, der wie eine Erinnerung des Hungers oder der Angst halb geöffnete Mund, die ernste Stirne, die sanfte harmonische Stimme, die spärlichen Worte, die sie hören ließ, Alles trug dazu bei, ihrem Anblick etwas Seltsames, Fantastisches zu verleihen, was unsern Freund Petrus, hätte er sich diesem reizenden Modell gegenüber befunden, an die Idee, die er sich von Medea als Kind oder von Circe als Jungfrau gemacht, gemahnt hätte.

Es fehlte ihr nichts als ein goldener Stab und der Rahmen der Berge Thessaliens oder der Abruzzen, um eine Magierin zu sein; es fehlte ihr nichts als eine Tunica mit purpurrothen Blumen, als Perlen um die Arme und in den Haaren, um eine Zauberin zu sein; fehlte ihr nichts als ein Kranz von Seerosen und ein Wagen von Perlmutter, von Tauben gezogen, um eine Fee zu sein.

Im Uebrigen, und um zu der unseligen Wirklichkeit zurückzukehren, war es — abgesehen von der Poesie und einer seltsamen Reinlichkeit unter all diesem Elend — die Verkörperung der Pariserin dieser traurigen Vorstädte; der Mangel von Luft, der Mangel an Sonne, der Mangel an Nahrung, die Abwesenheit dieser drei Lebenselemente war in unauslöschbaren Charakteren auf dem ganzen gebrechlichen Leibe der armen Creatur sichtbar.

Sagen wir sogleich, auf die Gefahr, die Handlung unseres Dramas, von dem übrigens die Geschichte von Justin und Mina nur eine Episode ist, zu hemmen, sagen wir sogleich, was man von diesem geheimnißvollen, poetischen Kinde wußte.

Wir werden Babolin und den Schulmeister auf der Thürschwelle, wo wir sie lassen, wiederfinden.



## XXXI.

Rose-de-Noël.

Eines Abends, — das war am 20. August ungefähr um neun Uhr, — kam die Brocante mit einem Karren, den Justin im Hofe hätte sehen können, und mit einem Esel, den er hätte können in einem Stalle schreien hören, — die Brocante kam, sagen wir, von einem Verkaufe einer Last Lumpen in der Papierfabrik in Essonne zurück, da sah sie am Rande der Straße, als käme sie aus dem Graben hervor, die Silhouette eines Kindes sich erheben, das mit offenen Armen, mit bleicher Stirne, die Brust keuchend, den ganzen Leid schauernd, und mit allen Zeichen des tiefsten Schreckens auf sie zustürzte und schrie:

»Zu Hilfe! zu Hilfe! zu Hilfe!«

Die Brocante gehörte zu jener Rare von Zigeunerinnen, die den seltsamen Instinkt hat, die Kinder zu entführen, wie die Raubvögel die Lerchen und die Tauben entführen; sie hielt ihren Esel an, sprang von ihrem Karten herab, nahm die Kleine in ihre Arme, stieg wieder mit ihr auf und peitschte ihren Esel.

Und wir müssen sagen, indem sie diese Handlung vollbrachte, hatte sie viel mehr das Ansehen einer Wölfin, die ein Lamm fortschleppt, als einer Frau, die ein Kind rettet.

Schnell wie der Gedanke, war dieses Ereigniß fünf Meilen von Paris zwischen Juvis< und Fromenteau vorgefallen.

Die Kleine kam von der linken Seite der Straße.

Ganz nur beschäftigt, sich rasch zu entfernen, dachte die Brocante erst nachdem sie ungefähr eine Viertelmeile im Trabe ihres Esels gemacht, daran, das Kind zu untersuchen.

Die Kleine war baarköpfig, ihre langen Haare, deren Flechten sich entweder bei dem Laufe, den sie gemacht, oder in dem Kampfe, den sie ausgehalten, aufgelöst hatten, hingen hinten ihr herab; ihre Stirne rieselte von Schweiß; ihre Füße zeugten von einem langen Laufe querfeldein, und ihr weißes Kleid war ganz durchfurcht von einer Blutrinne, die aus einer zum Glücke nicht sehr tiefen Wunde kam, welche mit einem spitzigen oder schneidenden Instrumente gemacht oder vielmehr versucht worden zu sein schien.

Einmal im Karren, war die Kleine, welche höchstens fünf bis sechs Jahre alt zu sein schien, — den Umstand benützend, daß die Brocante beide Hände brauchte, um ihren Esel zu führen und zu peitschen, — wie eine Natter vom Schooße der alten Frau auf den Boden des Karrens geschlüpft und hatte sich in die entfernteste Ecke geflüchtet, von wo sie alle Fragen nur mit den Worten erwiederte:

»Sie läuft mir nicht nach? nicht wahr, sie läuft mir nicht nach ?«

Wonach die Brocante, welche, wie es schien, ebenso sehr als das kleine Mädchen verfolgt zu werden befürchtete, den Kopf verstohlen aus ihrem Karten hervorstreckte, auf die Straße schaute, und da sie dieselbe öde und verlassen sah, das Kind beruhigte, bei dem der Schrecken so groß zu sein schien, daß die materielle Thatsache seiner Wunde und der Schmerzen, die es hierdurch empfinden mußte, nur eine fast vergessene Einzelheit war.

Gegen Mitternacht, — dergestalt hatte die Brocante, den Eifer des Mädchens unterstützend, den Esel zu raschem Trabe angetrieben, — gegen Mitternacht kaut man an der Barrière von Fontainebleau an.

Beim Gitter durch die Octroi-Beamten angehalten, brauchte die Brocante nur ihren Kopf zu zeigen und zu sagen: »Ich bin es, die Brocante,« und da die Octroi-Beamten sie einmal im Monat mit ihrer Ladung Lumpen heran fahren und am andern Tage mit dem leeren Karten zurückkommen zu sehen gewohnt waren, so entfernten sie sich sogleich, und der Esel, der Karren, die alte Frau und das kleine Mädchen zogen in die Stadt ein.

Durch die Rue Monffetard und die Rue de la Clef reichten sie sodann die Rue Triperet.

Das in der entferntesten Ecke des Karrene gekauerte oder vielmehr auf sich selbst zusammengerollte Mädchen hatte, wie gesagt, kein anderes Lebenszeichen von sich gegeben, als daß es von Zeit zu Zeit die Brocante mit einer Stimme voll unaussprechlicher Angst gefragt:

»Sie läuft mir nicht nach? nicht wahr, sie läuft mir nicht nach ?«

Kaum war sie vom Wagen herabgestiegen, da stürzte sie in den Gang, sie erreichte, als hätte sie die Fähigkeit, bei Nacht zu sehen, die Treppe und kletterte so rasch die Stufen hinauf, als es nur die behendeste Katze hätte thun können.

Die Brocante stieg hinter ihr hinauf, öffnete die Thüre ihres elenden Winkels und sagte zu dem Mädchen:

»Tritt ein, Kleine! Niemand weiß, daß Du hier bist; sei also ruhig.«

»Sie wird mich nicht hier suchen?« fragte das Kind.

»Es ist keine Gefahr.«

Und die Kleine schlüpfte wie ein Wiesel durch die geöffnete Thüre.

Die Brocante machte die Thüre zu und verschloß sie mit dem Schlüssel; dann ging sie hinab, um ihren Karren unter den Schuppen und ihren Esel in den Stall zu bringen.

Wieder hinaufsteigend, nahm sie dieselben Vorsichtsmaßregeln, schloß die Thüre hinter sich, und schob den Riegel vor.

Sie zündete ein auf dem Scherben einer zerbrochenen Flasche aufgespießtes Lichtstümpchen an und suchte, mit diesem bleichen Scheine leuchtend, die arme kleine Flüchtige.

Diese war tappend in den entferntesten Winkel des Speichers gelangte hier war sie niedergekniet und sprach nun Alles, was sie von Gebeten wußte.

Die Brocante rief ihr.

Aber die Kleine machte ihr mit dem Kopfe ein Zeichen der Weigerung.

Die Brocante nahm sie bei der Hand und zog sie nach sich.

Die Kleine kam, jedoch mit einem offenbaren Widerwillen.

Die Alte zog sie an sich, um sie zu befragen.

Doch auf alle ihre Fragen erwiderte das Kind nur die Worte:

»Nein, sie würde mich tödten!«

So konnte die Brocante weder erfahren, aus welcher Gegend das Kind war, noch wer seine Eltern, noch wie es hieß, noch warum man es tödten wollte, noch warum man ihm die Wunde gemacht, die es an der Brust hatte.

Die Kleine beobachtete fast ein Jahr lang eine völlige Stummheit; nur einmal rief sie in ihrem von einem erschrecklichen Traume bewegtest Schläfe, einem gräßlichen Alp preisgegeben:

»Ah! Gnade! Gnade, Madame Gerard! ich habe Ihnen nichts zu Leide gethan; tödten Sie mich nicht!«

Alles, was man also wußte, war, daß die Frau, die sie hatte tödten wollen Madame Gérard hieß.

Was das Kind betrifft, da man es mit irgend einem Namen rufen mußte, und da es so bleich war, als die Rosen, welche mitten im Winter blühen, so nannte es die Brocante, ohne zu vermuthen, welche poetische Taufe sie ihm gab, *Rose-de Noël*. [Weihnachtsrose.]

An demselben Abend, als sie sah, daß die Kleine nichts sagen wollte, zeigte ihr die Brocante in der Hoffnung, sie werde am andern Tage ein wenig geschwätziger sein, eine Art von Bett, auf dem ein Kind lag, das ein paar Jahre älter als sie, und hieß sie bei dem Kinde Platz nehmen.

Doch sie weigerte sich hartnäckig: die Farbe der Matratze, der Schmutz der Decke widerstrebten der Kleinen, welche ihre feine Wäsche und der elegante Schnitt ihren Kleides als einer reichen Familie angehörend bezeichneten.

Sie nahm einen Stuhl, lehnte ihn an die Wand an, setzte sich darauf und sagte, sie werde so sehr gut sein.

Sie brachte die Nacht wirklich auf diesem Stuhle zu.

Bei Tagesanbruch entschlief sie aber.

Gegen sechs Uhr Morgens, während das Kind schlief, stand die Brocante auf und verließ das Haus.

Sie ging nach der Rue Neuve-Saint-Médard, um einen vollständigen Anzug für das kleine Mädchen zu kaufen.

Die Rue Neuve-Saint-Médard ist der Temple des Quartier Saint-Jacques..

Dieser vollständige Anzug bestand aus einem Kleide von blauem Baumwollzeug mit weißen Tüpfeln, einem gelben Halstuche mit rothen Blumen, einer Kinderhaube, zwei Paar wollenen Strümpfen und einem Paar Schuhe.

Das Ganze hatte sieben Franken gekostet. Die Brocante hoffte wohl die Verlassenschaft des kleinen Mädchens um die vierfache Summe zu verkaufen.

Eine Stunde nachher kam sie mit ihrem Einkaufe zurück; sie fand die Kleine immer noch auf ihrem Strohstuhle gekauert und allen Lockungen widerstehend, die ihr Babolin machte, um sie zu bestimmen, mit ihm zu spielen.

Als sich der Schlüssel im Schlosse drehte, zitterte das kleine Mädchen an allen Gliedern, als die Thüre sich öffnete, wurde es bleich wie der Tod.

Da sie die Kleine einer Ohnmacht nahe sah, fragte sie die Brocante, was sie habe.

»Ich glaubte, sie sei es!« antwortete das Mädchen.

»Sie! . . . « Also war es entschieden eine Frau, die es floh.

Die Brocante breitete auf einem Schemel das blaue Kleid, das gelbe Halstuch, die Haube, die Strümpfe und die Schuhe aus.

Das Kind schaute ihr mit einer gewissen Unruhe zu.

»Komm hierher!« sagte die Brocante zu der Kleinen.

Ohne sich vom Stuhle zu rühren, deutete die Kleine mit dem Finger auf die Kleider.

»Diese Kleider sind nicht für mich?« fragte sie mit «einer verächtlichen Miene.

»Und für wen denn?« sagte die Brocante.

»Ich werde sie nicht anziehen,« erwiderte das Kind.

»Du willst also, daß Sie Dich wieder erkennt?«

»Nein, nein, nein, das will ich nicht.«



»Dann mußt Du diese Kleider anziehen.«

»Und mit diesem Anzug wird sie mich nicht erkennen?«

»Nein.«

»Dann kleiden Sie mich sogleich an.«

Und ohne eine Schwierigkeit zu machen, ließ sie sich ihr hübsches weißes Kleid, ihren Batistunterrock, ihre feinen Strümpfe und ihre zierlichen Schuhe ausziehen.

Alles dies war übrigens mit Blut befleckt: man mußte es sogleich waschen, um nicht Verdacht bei den Nachbarn zu erregen.

Das Mädchen zog die Kleider an, die ihm die Brocante gekauft hatte: eine demüthige Livree des Elends, ein offenbares Symbol des Lebens, das ihrer harrte.«

Die Brocante wusch die Kleider des Kindes, ließ sie trocknen und verkaufte sie um dreißig Franken.

Das war schon ein gutes Geschäft.

Doch die alte Hexe hoffte eines Tags ein besseres dadurch zu machen, daß sie die Eltern des Kindes entdecken und es seiner Familie zurückgeben, oder vielmehr an seine Familie verkaufen würde.

Denselben Widerwillen, den es dem Kinde bereitet Kleider geringerer Art zu tragen, offenbarte es, als es sich darum handelte, die Mahle der Familie zu theilen.

Ein Ueberrest von Fleisch in einer Pfanne gewärmt, ein Stück schwarzes Brod beim Ausschuß gekauft oder in der Stadt erbettelt, das war die gewöhnliche Kost der, Brocante und ihres Sohnes.

Babolin, der nie an einer andern Tafel, als an der seiner Mutter gespeist, hatte keine gastronomische Wünsche über seiner Lage.

Nicht dasselbe war bei Rose-de-Noël der Fall.

Ohne Zweifel war die Arme gewohnt, ausgesuchte Gerichte mit Silbergeschirr, von Tellern und Schüsseln von Porzellan zu essen, denn sie warf nur einen Blick auf das Frühstück von Babolin und Brocante und sagte:

»Ich habe keinen Hunger.«

Beim Mittagessen war es dasselbe.

Die Brocante begriff, das elegante Kind würde eher vor Entkräftung sterben, als etwas von ihrer Küche anrühren.

»Was brauchst Du denn? Fasanen mit Orangensauce oder getrüffelte Poularden?«

»Ich verlange weder getrüffelte Ponlarden, noch Fasanen mit Orangensauce; aber ich möchte gern ein Stück Weißbrod haben, wie man es bei uns am Sonntag den Armen gab.«

Die Brocante, so hart sie war, wurde gerührt von dieser so einfachen und zugleich so kläglichen Antwort; sie gab Babolin einen Sou und sagte:

»Hole ein Brödchen beim Bäcker in der Rue Copeau.

Babolin nahm den Sou, machte nur einen Satz die Treppe hinab, nur einen Sprung von der Rue Triperet zur Rue Copeau, kam nach fünf Minuten zurück und brachte ein Brödchen mit weißer Krume und goldener Kruste.

Die arme Rose-de-Noël hatte großen Hungers sie verzehrte es bis auf das letzte Krümchen.

»Nun, behagt Dir das besser?« fragte die Brocante.

»Ja, Madame, und ich danke Ihnen,« erwiderte das Kind.

Nie war es einem Menschen eingefallen, die Brocante *Madame* zu nennen.

»Schöne Madame!« sagte sie. »Und nun, Fräulein Zierling, was wollen Sie zu Ihrem Nachtsche?«

»Ich möchte gern ein Glas Wasser haben,« erwiderte das Mädchen.

»Gib den Krug,« sagte die Brocante zu ihrem Sohne.

Babolin brachte einen ganz abgestoßenen Krug ohne Henkel und reichte ihn der Kleinen.

»Sie trinken hieraus?« sagte sie mit sanfter Stimme zu Babolin.

»Das heißt, die Mutter trinkt hieraus; ich stütze mir das Wasser in den Hals.«

Und er hob den Krug einen halben Fuß über seinen Kopf, ließ einen Wasserstrahl herauslaufen, und empfing ihn in seinem Munde mit einer Geschicklichkeit, welche die Gewohnheit, die er in dieser Uebung hatte, beurkundete.

»Ich werde nicht trinken, sagte das Kind.

»Warum nicht?« fragte Babolin.

»Weil ich nicht wie Sie zu trinken verstehe.«

»Gut! Du siehst, daß das Fräulein ein Glas braucht,« sprach die Brocante, die Achseln zuckend.

»Wenn das nicht zum Erbarmen ist!«

»Ein Glas?« versetzte Babolin, es muß irgendwo eines sein.«

Und nachdem er einen Augenblick gesucht, entdeckte er eines in einer Ecke.

»Hier,« sagte er, indem er das Glas mit Wasser füllte und es dem Mädchen reichte, »trink!«

»Nein,« erwiderte die Kleine, »ich werde nicht trinken.«

»Und warum wirst Du nicht trinken?«

»Weil ich keinen Durst habe.«

»Doch, Du hast Durst, da Du so eben zu trinken verlangtest.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Du siehst wohl, daß wir Lumpenpack sind,« sagte die Mutter, »und daß das Fräulein weder aus unsern Krügen, noch aus unsern Gläsern zu trinken vermöchte.«

»Nein, wenn sie schmutzig sind,« sprach sanft und traurig das Mädchen; »und ich habe doch . . . ich habe sehr Durst,« fügte das Kind in Thränen zerfließend bei.

Babolin eilte hinab, wie er es das erste Mal gethan, lief zum nächsten Brunnen, wusch das Glas drei oder viermal, und brachte es durchsichtig wie ein böhmischer Kristall und voll von einem frischen, klaren Wasser zurück.

»Ich danke, Herr Babolin, « sagte die Kleine.

Und sie leerte das Glas aus einen Zug.

»Oh! Herr Babolin!« rief der Straßenjunge, indem er ein Rad schlug. »Sage doch, Mutter, wenn wir zu Croc-eu-Jambe gehen, wird man »»Herr Babolin und Madame Brocante!« melden.«

»Verzeihen Sie,« erwiderte die Kleine, »man hat mich Herr und Madame sagen gelehrt; »ich werde es nicht mehr sagen, wenn es nicht gut ist.«

»Doch, mein Kind, doch, es ist gut««, versetzte die Brocante, »unwillkürlich unterjocht durch diese Ueberlegenheit der Erziehung, über welche die Leute aus dem Volke zuweilen spotten, die aber immer ihre Wirkung auf sie hervorbringt.

Am Abend, beim Schlafengehen, wiederholte sich die Scene vom vorhergehenden Tage.

Die Mutter und der Sohn schliefen auf einer einzigen, mitten unter Lumpen, in eine Ecke der Stube geworfenen Matratze.

Rose-de-Noël weigerte sich beharrlich, neben ihnen Platz zu nehmen.

Auch in dieser Nacht schlief sie auf ihrem Stuhle.

Am andern Tage machte die Brocante eine Anstrengung.

Sie steckte in ihre Tasche die dreißig Franken, den Preis der Kleider des Kindes, kaufte eine Schlafbank für vierzig Sous, eine Matraze für zehn Sous, — ein wenig dünn, aber reinlich, — ein Kopfkissen für drei Franken fünfzig Centimes, zwei Paar Tücher von Madapolam [eine Art von Percal.] und eine baumwollene Decke; Alles von einer tadellosen Weiße.

Sie ließ dies in ihren Speicher tragen.

Sie hatte gerade für drei und zwanzig Franken gekauft und war also quitt mit dem Mädchen.

»Oh! das hübsche weiße Bettchen!« rief die Kleine als sie ihr Lager aufgestellt und geordnet sah.

»Das ist für Sie, Fräulein Zierling,« sagte die Brocante; »da es scheint, daß Sie eine Prinzessin sind, so behandelt man sie auch als Prinzessin.

»Ich bin keine Prinzessin,« erwiderte das Mädchen; »ich hatte aber dort ein weißes Bett.«

»Nun, Sie werden hier eines haben wie dort. . . Sind Sie zufrieden?«

»Oh! Sie sind sehr gut!« rief das Mädchen.

»Wo werden Sie nun wohnen? muß man Ihnen nicht in der Rue de Rivoli einen ersten Stock über dem Entresol miethen?«

»Wollen Sie mir diesen Winkel hier geben?« fragte das Mädchen.

Und sie bezeichnete eine Vertiefung des Speichers, die eine Art von Cabinet bildete.

»Das wird Ihnen genügen?« sagte die Brocante.

»Ja Madame,« erwiderte das Kind mit seinem gewöhnlichen sanften Tone.

Man schob das Lager in den Winkel.

Allmählig meublirte sich der Winkel und wurde eine Art von Zimmer.

Die Brocante war durchaus nicht so arm, als sie zu sein den Anschein hatte; sie war nur entsetzlich geizig und es kostete sie eine ungeheure Ueberwindung, das Geld aus dem Verstecke zu nehmen, wo sie es aufbewahrte.

Doch die Brocante hatte eine Industrie: sie schlug Karten.

Statt sich in Geld von ihren Kunden bezahlen zulassen, — was oft nicht ohne Schwierigkeit in einem so armen Quartier, wie das, welches sie bewohnte, war, hatte sie die Idee, sich in

Naturalien bezahlen zu lassen.

Von der Trödlerin forderte sie einen Sitzvorhang vom Ebenisten einen kleinen Tisch; vom Ausschußwaarenhändler einen Teppich; so daß der Winkel von Rose-de-Noël nach Verlauf eines Monats meublirt war. und die Ecke, die sie auf dem Speicher bewohnte, Ruhealtar genannt wurde.

Rose-de-Noël war glücklich oder beinahe glücklich.

Wir sagen *beinahe* glücklich, weil ihr Kleid von blauem Baumwollenzeug, ihr gelbes Halstuch mit rothen Blumen, ihre wollenen Strümpfe und ihre Kinderthaube ihr ungemein mißfielen.

So wie sich diese Gegenstände abnutzten machte sich auch Rose-de-Noël eine Art von eigener Toilette.

Dies betraf vor Allem ihre Haare, welche sie mit außerordentlicher Sorgfalt kämmte, und die so lang waren, daß sie, wenn sie dieselben zurückwarf, auf ihren Enden mit den Fersen ging.

Sodann bald ein Hemd von rohem Stoffe mit einer improvisirten Knotenschnur um den Leib geknüpft; bald ein Turban auf einer Schürze von lebhafter Farbe gemacht, bald ein alter Shawl, in den sie sich drapirte wie in einen Mantel, bald ein Weißdornzweig, aus welchem sie sich einen duftenden Kranz machte; doch so wie sie sich kleidete, näherte sich ihr pittoreskes Gewand immer einem Typus, wobei der Maler seine Rechnung gefunden hätte, wäre es nun seine Aufgabe gewesen, die Creolin der Antillen, die Gitana Spaniens oder die Druidin Galliens darzustellen.

Da aber Rose-de-Noël nie ausging, da die Sonne in den Speicher nur durch schmale Oeffnungen gelangte, da sie nur Brod aß und Wasser trank, da die Kälte von allen Seiten in die Stube von Brocante eindrang, da sie keinen Unterschied zwischen dem Sommer und dem Winter machte und immer auf dieselbe Art, bei zehn Grad Kälte oder sechs und zwanzig Grad Wärme, gekleidet war, so bot sie den kränklichen. leidenden Anblick, den wir zu schildern versucht haben; abgesehen davon, daß von Zeit zu Zeit ein trockener Husten der auf die Wangen von Rose-de-Noël eine lebhaftere Farbe brachte, so oft er eintrat, andeutete, die elende Wohnung, die sie bedeckte, ohne sie zu schützen, habe schon auf ihre Gesundheit einen unglücklichen Einfluß gehabt und könne in der Zukunft einen noch unglücklicheren Einfluß auf sie haben.

Von ihrer Familie und von dem erschrecklichen Erlebnis, das ihr Zusammentreffen mit der Brocante herbeigeführt, die das arme Kind allmählig so sehr nehm liebte, als sie zu lieben fähig war, hatte man nie mehr gesprochen, als das, was wir gesagt.

Dies war Rose-de-Noël, das heißt das Kind, das zwischen den Beinen der Brocante in dem Augenblick kniete, wo Babolin und der Schulmeister auf der Thürschwelle erschienen.

---

## XXXII.

Sinistra Cornix.

Das Schauspiel, das die Augen von Justin traf, war also im Stande, die Aufmerksamkeit eines Menschen zu erregen, der weniger als er in einen einzigen Gedanken versunken: in den der entführten und um Hilfe rufenden Mina.

Er trat in den Speicher ein, unempfindlich für jede andere Idee, als die, weiche ihm das Herz zusammenschnürte.

»Mutter,« sprach Babolin, der dem jungen Manne voranging, wie ein Dolmetscher demjenigen, für welchen er das Wort zu führen beauftragt ist, vorangeht; »hier ist Herr Justin, der Schulmeister: er wollte in Person kommen, um Sie über Dinge zu fragen, die ich ihm nicht sagen konnte.«

Die Alte lächelte wie eine Frau, die diesen Besuch erwartete.

»Und der Louis d'or sit frage sie halblaut.

»Hier ist er,« antwortete Babolin, indem er ihr das Goldstück in die Hand gleiten ließ. »Doch Ihr müßtet dafür Rose-de-Noël einen guten wattirten Rock kaufen.«

»Ich danke, Babolin, « sagte das Mädchen, seine Stirne dem Straßenjungen darbietend, der sie brüderlich küßte; »doch- ich friere nicht.«

Und während sie dies erwiederte, hustete sie zwei- bis dreimal auf eine Art, welche die Worte die sie gesprochen, Lügen strafte.

Dach, wie gesagt, alle diese Einzelheiten, welche einem Andern als Justin aufgefallen wären, existirten nicht für ihn oder existirten nur im Zustande der Morgendünste, welche zwischen dem Reisenden und dem Ziele, das er erreichen will, aufsteigend dieses Ziel verschleiern, ohne es ihm zu verbergen.

»Madame,« sagte er.

Bei dem Wort *Madame* schaute die Brocante empor, um zu sehen, ob wirklich sie es war, an die man sich wandte.

Justin war die zweite Person, die sie Madame genannt hatte; die erste war Rose-de-Noël.

»Madame,« sagte Justin, »Sie haben diesen Brief gefunden?«

»Ei! das scheint wohl so, da ich es bin, die Ihnen denselben geschickt hat,« erwiderte die Brocante.

»Ja, und ich bin Ihnen sehr dankbar hierfür; nur wollte ich Sie fragen, wo Sie ihn gefunden haben.«

»Im Quartier Saint-Jacques sicherlich.«

»Ich möchte gern wissen, in welcher Straße.«

»Ich habe nicht nach dem Anschlage geschaut; doch das mußte so etwa in der Gegend der Rue Dauphine zur Rue Manffetard sein.«

»Ich bitte Sie inständig,« sprach Justin, »suchen Sie sich genau der Einzelheiten zu erinnern.«

»Ah!« rief die Brocante, »ich glaube entschieden, daß es in der Rue Saint-André-des-Arcs war..«

Für einen mehr als Justin mit dieser Art von Zigeunerin, mit der er es zu thun hatte, vertrauten Beobachter wäre es klar gewesen, daß die Brocante in einer bestimmten Absicht in ihren Reden umherschweifte.

Justin glaubte zu begreifen.

»Hier,« sagte er, »das ist, um Ihre Erinnerungen zu unterstützen.«

Und er gab ihr einen zweiten Louis d'or.

»Mutter,« sagte Babolin, »gewähre doch Herrn Justin, was er den Dir verlangt; Herr Justin ist nicht Jedermann, und er ist gar wohl gelitten und geachtet im Quartier Saint-Jacques!«

»In was mischst Du Dich, Bube?« versetzte die Alte; »geh doch zum Brunnen, der spricht, und sieh, ob ich dort bin.

»Ah! wie Du willst,« versetzte Babolin, »im Ganzen hat Herr Justin mich ersucht, ihn hierher zu führen; er ist hier, er mag die Sache angreifen, wie er kann; er ist groß genug, um seine Angelegenheiten selbst abzumachen.«

Und er spielte mit den Hunden.

»Brocante,« sprach Rose-de-Noël mit ihrer sanften-harmonischen Stimme, »Sie sehen, daß dieser jnnge Mann sehr unruhig und sehr gequält ist; ich bitte, sagen Sie ihm, was er zu wissen wünscht.«

»Oh! ich beschwöre Sie, wein schönes Kind,« sprach der Schulmeister, die Hände faltend, »bitten Sie für mich!«

»Sie wird es sagen,« erwiderte Rose-de-Noël.

»Sie wird es sagen! sie wird es sagen! . . . Gewiß werde ich es sagen,« murmelte die Alte, wie

einer höhern Macht gehorchend. »Du kennst meine Schwäche; Du weißt, daß ich Dir nichts verweigern kann.«

»Nun, Madame,« sprach Justin, der nur mit Mühe seine Ungeduld bemeisterte, »strengen Sie Ihr Gedächtniß an! erinnern Sie sich . . . erinnern Sie sich, um des Himmels willen!«

»Ich glaube, es war . . . Ja, dort war es . . . nun bin ich meiner Sache sicher. Uebrigens könnte man sich an die Karten wenden.«

»Dann,« sagte Justin, wie mit sich selbst sprechend, und ohne auf die letzten Worte der Brocante zu merken, »dann sind sie wohl über den Pont Neuf gefahren und haben sich wahrscheinlich zur Barrière Fontainebleau oder zur Barrière Saint-Jacques begeben.«

»Richtig,« versetzte die Brocante.

»Woher wissen Sie das?« fragte der junge Mann.

»Ich sage *richtig*, wie ich *wahrscheinlich* gesagt hätte.«

»Hören Sie, wenn Sie etwas wissen, in des Himmels Namen, sagen-Sie es mir.«

»Ich weiß nichts, als daß ich auf der Place Maubert einen Brief mit Ihrer Adresse gefunden, und daß ich Ihnen diesen Brief geschickt habe.«

»Brocante,« sprach Rose-de-Noël, »Sie sind ein böses Weib! Sie wissen noch Anderes und sagen es nicht.«

»Nein,« entgegnete die Brocante, »ich weiß nichts mehr.«

»Sie haben Unrecht, den Herrn wegzuschicken, wie Sie es thun, Mutter, es ist ein Freund von Herrn Salvator.«

»Ich schicke den Herrn nicht weg; ich sage ihm, ich wisse nicht, was er von mir verlangt; nur muß man, wenn man etwas nicht weiß, diejenigen fragen, welche es wissen.«

»Wen muß ich über diese Sache fragen? Sagen Sie es geschwinde.«

»Diejenigen, welche Alles wissen: die Karten.«

»Es ist gut,« sprach der Schulmeister, »ich danke: was Sie mir gesagt haben, ist immer gut, wenn man es weiß; ich will zu Herrn Salvator auf die Polizei gehen.«

Nach diesen Worten machte der junge Mann ein paar Schritte gegen die Thüre.

Doch die Brocante besann sich ohne Zweifel eines Andern und rief:

»Herr Justin!«



Der junge Mann wandte sich um.

Die Alte deutete mit dem Finger auf die Krähe die über ihrem Kopfe mit den Flügeln schlug.

»Sehen Sie den Vogel,« sagte sie, »sehen Sie den Vogel?«

»Ich sehe ihn,« erwiderte Justin.

»Nicht wahr, er schlägt mit den Flügeln?«

»Ja.«

»Es ist gut; sobald der Vogel mit den Flügeln geschlagen, hat er keine große Hoffnung.«

»Hat denn dieses Schlagen mit den Flügeln eine Bedeutung?«

»Jesus Gott! Sie fragen das? ein Mann der unterrichtet ist, wie Sie, ein Schulmeister, der weiß, daß eine Krähe ein Prophetenvogel ist?«

»Nun, so lassen Sie hören: was bedeutet das Schlagen mit den Flügeln Ihres Vogels?«

»Es bedeutet, es bedeutet, daß Sie nicht so bald die Person finden werden, die Sie suchen, denn Sie suchen Jemand.«

»Ja, und ich würde Alles geben, was ich besitze, um die Person, die ich suche, wiederzufinden.«

»Nun, Sie sehen, der Vogel weiß das so gut als Sie und ich.

»Was will aber dieses Schlagen mit den Flügeln besagen?«

»Dieses Schlagen mit den Flügeln . . . sehen Sie, das ist das Bild Ihrer Drangsale: wie dieser Vogel mit den Flügeln in die Lust schlägt, so zerarbeiten Sie sich im leeren Raume; er hat dreimal mit den Flügeln geschlagen, ein Jahr für das Mal; drei Jahre werden Sie auf diese Nachforschung verwenden. Ich rathe Ihnen also im Namen des Vogels nicht, unsichere Schritte anzufangen, bevor die Karten gesprochen haben.«

»So mögen sie sprechen!«

Und wie ein Mensch der dem Ertrinken nahe, sich an jeden Ast anklammert, kehrte Justin um, ganz geneigt, den Karten zu glauben, sollte das, was die Karten sagen würden, auch nur den geringsten Anschein von Wahrheit haben.«

»Wollen Sie das kleine Spiel oder das große Spiel?« fragte die Brocante.

»Machen Sie, was Sie wollen . . . Hier ist ein Louis d'or.«

»Ahl dann sollen Sie das große Spiel haben und den Erfolg von Cagliostro! . . . Gib mir mein

großes Spiel, Rose,« sagte die Brocante.

Rose-de-Noël stand auf; sie war schlank, biegsam wie eine Palme; sie nahm das Kartenspiel aus der Schublade einer in einer Ecke stehenden Truhe und reichte es der Alten mit ihren kleinen, magern, spitzig zulaufenden, aber weißen Händen, woran Nägel so sorgfältig gepflegt als die einer Modedame, sichtbar waren.

Troß der Gewohnheit, solche cabbalistische Experimente zu sehen, die er ohne Zweifel schon oft beobachtet hatte, näherte sich Babolin der Alten, kauerte sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden und schickte sich an, mit einer naiven Bewunderung bei der Zauberszene, welche vor sich gehen sollte, zuzuschauen.

Die Brocante zog ein großes tannes Brett, in Form eines Hufeisens, vor und legte es auf ihren Schooß.

»Rufe Phares,« sagte sie zu dem Mädchen, indem sie mit einer Bewegung des Kopfes den auf dem Balken sitzenden Vogel bezeichnete, welcher auf diesen einem der drei cabbalistischen Worte vom Balthasarsmahl entlehnten Namen antwortete.

Die Krähe hatte mit den Flügeln zu schlagen aufgehört und wartete, wie es schien, aus den Augenblick, ihre Rolle in der Scene, die sich vorbereitete, zu spielen.

»Phares!« sang das Mädchen, das diesem Rufe die ganze Sanftheit seiner Stimme gab.

Die Krähe sprang vom Balken auf die rechte Schulter von Rose-de-Noël, diese hockte sich vor der Alten nieder und neigte ein wenig auf ihre Seite die Schulter, auf der der Vogel saß.

Da gab die Brocante eine seltsame Note von sich, welche halb auf der Kehle, halb von den Lippen kam, und zugleich etwas vom Rufe und vom Pfiffe hatte.

Bei diesem durchdringenden Tone sprangen die zwölf Hunde mit einem einzigen Satze und sich an einander stoßend aus ihrem Korbe und nahmen, als ächte gelehrte Hunde, was sie waren, ihren Platz rechts und links von der Zauberin, setzten sich auf ihr Hintertheil mit dem Ernste von Doktoren, welche bereit sind, eine theologische Diskussion in Angriff zu nehmen, und bildeten um den Tisch einen vollkommenen Kreis, in dessen Mitte sich die Brocante befand.

Als die, scheinbar notwendigen, Vorbereitungen von Seiten der Hunde, welche während dieses ganzen Manoeuvre klägliche Schreie ausstießen, vollendet waren, trat wieder die Stille ein.

Die Brocante schaute nach und nach den Vogel und die Hunde an, und als diese Revue passirt war, sprach sie mit feierlichem Tone Sylben entlehnt einer fremden, Ihr selbst vielleicht unbekanntem Sprache, welche Araber für Französisch hätten halten können, Franzosen aber sicherlich nicht würden für Arabisch gehalten haben.

Wir wissen nicht, ob Babolin, Rose-de-Noël und Justin den Sinn dieser Worte verstanden; versichern können wir jedoch, daß er von den zwölf Hundert und von der Krähe begriffen wurde,

urtheilen wir nach dem gleichen rhythmischen Kläffen der Hunde und dem durchdringenden Geschrei des Vogels, das selbst der heiseren Note nachgeahmt war, welche die Alte ausgestoßen, um ihre Meute zu rufen.

Als sodann das Gekläffe beendet war und das Geschrei des Vogels erloschen, legten sich die Hunde nieder, welche bis dahin ehrerbietig und einander melancholisch aufschauend auf ihrem Hintertheile gesessen hatten.

Die Krähe aber sprang von der Schulter von Rose-de-Noël auf den Kopf der Alten und klammerte sich daran an, indem sie ihre Klauen in die Haare der Brocante eindrückte.

Das Gemälde würde sich nun einem Genremaler also dargestellt haben:

Der Speicher düster, nur durchfurcht von einigen Lichtstreifen, welche mit großer Mühe durch die spärlichen Oeffnungen eindringen.

Die Alte sitzend, mit den im Kreise ausgestreckten Hunden um sich her; Babolin zu ihren Füßen liegend; Rose-de-Noël am Pfeiler stehend.

Diese Gruppe beleuchtet durch den röthlichen Schein der irdenen Lampe.

Justin stehend, bleich, ungeduldig, halb verloren im Helldunkel.

Die Krähe nun Zeit zu Zeit mit den Flügeln schlagend, unheimliche Schreie ausstoßend, und an die Fabel dem *Raben, der dem Adler nachahmen will*, erinnernd, nur mit dem Unterschiede, daß die Klauen des Raben in der weißen Wolle des Schafes festgehalten wurden, während die Klauen der Krähe in den grauen Haaren der Alten festhielten.

Das Gemälde war ein fantastisches, seltsames, und würde seine Macht selbst über eine minder erhitzte Einbildungskraft, als die den Justin, geübt haben.

Beleuchtet, wie gesagt, durch den unruhigen, röthlichen Schein der Lampe, streckte die Zauberin den Arm in die Luft aus und beschrieb mit diesem nackten, fleischlosen Gliede riesige Kreise.

»Stille, Alle! Brocante sagte sie; »die Karten werden sprechen.«

Hunde und Krähe schwiegen.

Da begannen durch die heisere Stimme der Brocante die Karten ihre mysteriösen Offenbarungen.

Vor Allem mischte die alte Sibylle die Karten und ließ den Justin mit der linken Hand abheben.

»Wohl! Verstanden,« sagte sie, »Sie verlangen hier Auskunft über eine Person, die Sie lieben?«

»Die ich anbetet!« erwiderte Justin.

»Gut! . . . Sie sind der Kreuzbube, das heißt, ein unternehmender und gewandter junger Mann.«

Justin lächelte traurig: die Initiative und die Gewandtheit waren im Gegentheil gerade die zwei Eigenschaften, die ihm wesentlich fehlten.

»Sie, sie ist die Herzdame, das heißt, eine sanfte und liebende Frau.«

Bei Mina war das wenigstens so.

Nachdem die Karten gemischt und abgehoben waren, nachdem man übereingekommen, daß Justin durch den Kreuzbuben und Mina durch die Herzdame vertreten werden sollten, schlug Brocante zuerst drei Karten um.

Sie begann sechsmal dasselbe Manoeuvre.

So oft zwei Karten von derselben Farbe kamen mochten es nun zwei Kreuze, zwei Ecksteine oder zwei Schüppen sein, nahm sie die höchste Karte und legte sie vor sich, indem sie die Karten, die sich ihr so boten, von links nach rechts anreihete.

Nach sechs Versuchen hatte sie sechs Karten.

Nachdem diese Operation beendet war, mischte sie aufs Neue, ließ abermals mit der linken Hand abheben und begann wieder das Experiment, wobei sie dasselbe System befolgte.

Eines von den Paquets gab drei Asse; die Zauberin nahm sie alle Drei und legte sie neben einander.

Dieses Brehan [Drei gleiche Karten.] kürzte ihre Operation ab, indem es ihr drei Karten gab, statt einer.

Dann fuhr sie fort, bis sie siebzehn Karten hatte.

Die zwei Mina und Justin vertretenden Kartenwaren herausgekommen.

Vom Kreuzbuben an zählte die Alte sieben Karten von rechts nach links, den Kreuzbuben mit einbegriffen.

»Gut!« sagte sie;,,diejenige, welche Sie lieben ist ein blondes Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren.«

»So ist es,« erwiderte Justin.

Sie zählte noch siebenmal und hielt beim umgekehrten Herzsieben an.

»Zerstörte Pläne! . . . Sie haben einen Plan mit ihr gemacht, der nicht ausgeführt werden

konnte.«

»Leider!« murmelte Justin.

Die Alte zählte noch siebenmal und hielt beim Kreuzneun an.

»Diese Pläne sind vernichtet worden durch Geld, das man nicht erwartete, — etwas wie eine Pension oder Erbschaft.«

Sie zählte aufs Neue siebenmal und hielt beim Schüppenzehn an.

»Und, seltsam!« fuhr sie fort; dieses Geld, das gewöhnlich lachen macht, hat *Sie* weinen gemacht.«

Sie nahm ihre Berechnung wieder auf, hielt beim umgekehrten Schüppenaß an und sagte:

»Der Brief den ich Ihnen geschickt habe, kommt von der jungen Person, welche mit dem Gefängniß bedroht ist.«

»Mit dem Gefängnis?« rief Justin; »unmöglich!«

»Ei! die Karten sind da! . . . Mit dem Gefängniß. . . mit dem Einsperren!«

»Im Ganzen,« murmelte Justin, »wenn man sie entführt, so geschieht es, um sie zu verbergen . . . Fahren Sie fort, fahren Sie fort, Sie haben bis daher Recht!«

»Der Brief ist während eines Besuches von Freunden angekommen.«

»Ja, so ist es, von Freunden . . . von guten Freunden.«

Die Brocante zählte noch siebenmal, hielt bei der umgekehrten Schüppendame an und sprach:

»Das Uebel widerfährt Ihnen von einer brünetten Frau, die diejenige, welche Sie lieben, für ihre Freundin hält.«

»Vielleicht Fräulein Susanne von Valgeneuse?«

»Die Karten sagen: *Eine brünette Frau!* Sie kennen ihren Namen nicht.«

Sie setzte ihre Berechnung fort und hielt beim Schüppenacht an.

»Das verfehlte Project war eine Heirath.«

Justin war ganz keuchend: bis dahin, mochte es nun Zufall oder Magie sein, hatten die Karten die, Wahrheit gesagt.

»Oh! fahren Sie fort!« rief er, »um des Himmels willen fahren Sie fort.«

Sie fuhr fort und deutete auf eines der drei nebeneinander gelegten Asse.

»Ho! Ho!« sagte sie, »Complott!«

Nach sieben anderen Karten kam sie zum umgekehrten Kreuzkönig, und sie sprach:

»Sie werden in diesem Augenblick unterstützt durch einen redlichen Mann, der gern Dienste leistet.«

»Salvator!« murmelte Justin, »das ist der Name den er mir angegeben.«

Doch man ist ihm in seinen Projecten zuwider;etwas er zu dieser Stunde für Sie unternimmt, erleidet Verzug.«

»Das blonde Mädchen? das blonde Mädchen?« fragte Justin.

Die Alte zählte siebenmal und hielt beim Schüppenbuben an.

»Oh!« sprach sie, »das Mädchen ist von einem brünetten jungen Manne von schlimmen Sitten entführt worden.«

»Weib!« rief Justin, »wo ist sie? sage, wo sie ist und ich gebe Dir Alles, was ich habe.«

Und er störte in seiner Tasche und zog eine Hand voll Geld heraus, das er eben auf den Tisch, wo die Bocante ihre Karten mischte, werfen wollte, als er sich beim Arme festgehalten fühlte.

Er wandte sich um, es war Salvator, der, nachdem er ohne gesehen und gehört zu werden eingetreten, sich dieser übertriebenen Freigebigkeit widersetze.

»Stecken Sie Ihr Geld wieder in die Tasche,« sagte er zu Justin; »gehen Sie hinab, springen Sie auf das Pferd von Herrn Jean Robert, reiten Sie im Galopp nach Versailles, verhindern Sie es, daß man in das Zimmer den Mina eintritt, und wachen Sie darüber, daß Niemand einen Fuß in den Recreatioshof setzt. Es ist halb acht Uhr: um halb neun Uhr können Sie bei Madame Desmarets sein.«

»Aber . . . « versetzte Justin.

»Gehen Sie, ohne eine Minute zu verlieren, es muß sein.«

»Aber . . . «

»Gehen Sie, oder ich stehe für nichts!« wiederholte Salvator.

»Ich gehe,« sagte Justin.

»Und während er die Stube verließ, rief er der Brocante zu:

»Seien Sie ruhig, ich werde Sie wiedersehn.«

Er ging rasch hinab, nahm den Zaum aus den Händen von Jean Robert, schwang sich in den Sattel als ein Pächterssohn der gewohnt ist, alle Pferde zu reiten, und verschwand im Galopp durch die Rue Copeau, das heißt auf dem kürzesten Wege, um die Straße nach Versailles zu erreichen.



### XXXIII.

Wie die Karten immer Recht haben.

Der Bewachung des Pferdes überhoben, suchte Jean Robert umher tappend die Leiter, deren Lage ihm durch Salvator bezeichnet worden war, welcher ihn von der Polizei zurückkehrend zuerst beim Rendez-vous gefunden.

Wir könnten eine gute Anzahl Scherze über die Leitern, die Speicher und die Dichter machen; Jean Robert hatte aber, wie gesagt, ein Pferd, ein treffliches Halbblutpferd, das seine fünf Meilen in der Stunde zurücklegte. Jean Robert trat also aus der Kategorie der Dichter mit den Leitern und den Speichern heraus.

Beim Anblicke von Salvator hatte die Alte ihr Kartenspiel fallen lassen und einen tiefen Seufzer ausgestoßen; die Hunde waren in ihren Korb zurückgekehrt; die Krähe hatte wieder ihren Platz auf dem Balken eingenommen.

Als Jean Robert eintrat, sah er also nur eine Gruppe, welche als pittoresk das Malerauge seines Freundes Petrus ergötzt hätte und eben durch dieses Pittoreske sich unmittelbar seinen Dichterherzens bemächtigte.

Das war die Gruppe, welche aus der auf einem Schämel sitzenden alten Kartenschlägerin, aus Babolin, der zu ihren Füßen lag, und und Rose-de-Noël bestand, welche an ihrer Seite an den Pfeiler angelehnt war.

Die Brocante erwartete offenbar mit Bangigkeit, was Salvator sagen würde.

Die zwei Kinder lächelten diesem wie einem Freunde zu, jedes aber mit einem andern Ausdrücke.

Bei Babolin war dieses Lächeln das der Heiterkeit, bei Rose-de-Noël war es das Lächeln der Schwermuth.

Doch zum großen Erstaunen der Brocante schien Salvator dem, was vorgefallen, keine Aufmerksamkeit zu schenken.

»Ihr seid es, Brocante?« sagte er. »Wie geht es Rose-de-Noël?«

»Gut, Herr Salvator, sehr gut!« antwortete das Mädchen.

»Nicht Dich frage ich das, armes Kind, sondern diese Frau.«

»Sie hustet ein wenig,« erwiederte die Alte.

»Ist der Arzt da gewesen?«



»Ja, Herr Salvator.«

»Was bat er gesagt?«

»Wir müssen vor Allem diese Wohnung verlassen.«

»Er hat wohl daran gethan, Euch dies zu sagen; ich sage es Euch schon lange, Brocante.«

Sodann strenger und die Stirne faltend:

»Warum hat dieses Kind noch nackte Beine und und Füße?«

»Es will weder Strümpfe, noch Scheibe anziehen, Herr Salvator.«

»Ist das wahr, Rose-de-Noël?« fragte der junge Mann mit Sanftmuth, jedoch mit einem Tone, in dem ein gewisser Vorwurf lag.

»Ich will keine Strümpfe anziehen, weil ich nur grobe wollene Strümpfe habe; ich will keine Schuhe anziehen, weil ich nur plumpe lederne Schuhe habe.«

»Warum kauft Dir die Brocante nicht baumwollene Strümpfe und Schuhe von Ziegenfell?«

»Weil das zu teuer ist, Herr Salvator, und weil ich zu arm bin.«

»Du irrst Dich, das ist nicht teuer,« entgegnete Salvator, »Du lügst, Du bist nicht arm.«

»Herr Salvator!«

»Schweige! Und höre wohl, was ich Dir sage.«

»Ich höre, Herr Salvator.«

»Und Du wirst gehorchen?«

»Ich werde mich bemühen.«

»Und Du wirst gehorchen?« wiederholte der junge Mann mit gebietendem Tone.

»Ich werde gehorchen.«

»Wenn Du in acht Tagen, — Du hörst mich wohl? wenn Du in acht Tagen nicht ein Zimmer für Dich und Babolin, ein Cabinet mit Luft und Sonne für dieses Kind, und einen besondern Stall für die Hunde gefunden hast, so nehme ich Rose-de-Noël von Dir.«

Die Alte umschlang mit ihrem Arme den Leib des Mädchens und drückte es an sich, als hätte Salvator seine Drohung auf der Stelle verwirklichen wollen.

»Sie würden mir das Kind entziehen? mein Kind, das seit sieben Jahren bei mir ist?«

»Bei Allem ist es nicht Dein Kind,« erwiderte Salvator, »es ist ein von Dir gestohlenen Kind.«

»Gerettet, Herr Salvator, gerettet!«

»Gestohlen oder gerettet, Du wirst die Sache mit Herrn Jackal erörtern.«

Die Brocante schwieg, drückte aber das Kind nur um so stärker an sich.

»Uebrigens bin ich nicht deshalb gekommen,« fuhr Salvator fort; »ich bin wegen des armen jungen Mannes gekommen, den Du, als ich eintrat, zu plündern im Zuge warst.«

»Ich plünderte ihn nicht, Herr Salvator: ich nahm, was er mir freiwillig gab.«

»Den Du also täuschest?«

»Ich täuschte ihn nicht: ich sagte ihm die Wahrheit.«

»Woher mußtest Du die Wahrheit?«

»Durch die Karten.«

»»Du lügst!«

»Die Karten haben aber . . .«

»Die Karten sind ein Mittel der Prellerei.«

»Herr Salvator, beim Haupte von Rose-de-Noël: Alles was ich ihm gesagt habe, ist wahr.«

»Was hast Du ihm gesagt?«

»Er liebe ein blondes Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren.«

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Das stand in den Karten.«

»Wer hat Dir das gesagt?« wiederholte gebietend Salvator.

»Babolin, der es im Quartier erfahren hat!«

»Das ist also das Handwerk, das Du treibst?« sprach Salvator zu Babolin.

»Verzeihen Sie, Herr Salvator, ich glaubte nicht, ich thue etwas Schlimmes, wenn ich dies Brocante mittheile; es ist im Faubourg Saint-Jacques bekannt, daß Herr Justin in Mademoiselle Mina verliebt war.«

»Fahre fort, Brocante. Was hast Du ihm noch gesagt?«

»Ich habe ihm gesagt, das Mädchen liebe ihn; es habe ein Heirathsproject stattgefunden, dieses Project sei aber durch eine unerwartete Geldsumme zerstört worden.«

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Ei! Herr Salvator, der Kreuzzehn bedeutet Geld und der Schüppenacht *gescheiterten Plan*.«

»Wer hat Dir das gesagt?« wiederholte Salvator, der immer ungeduldiger wurde.

»Ein guter Pfarrer, Herr Salvator, ein guter alter Pfarrer, der gewiß Nicht log. Er sagte unter einer Gruppe von Leuten, die ihn befragten: »»Und wenn man bedenkt, daß eine Summe von zwölftausend Franken . . . » Ich weiß nicht, ob es zehn oder zwölf waren.«

»Gleichviel.«

»»Und wenn man bedenkt,« sagte der gute alte Pfarrer, »»daß eine Summe von zwölftausend Franken, die ich gebracht habe, an diesem ganzen Unglück Schuld ist!«

»Gut, Brocante! Und was hast Du ihm dann noch gesagt?«

»Ich habe ihm gesagt, Mademoiselle Mina sei durch einen brünetten jungen Mann entführt worden.«

»Woher weißt Du das?«

»Herr Salvator der Schüppenbube [Schüppen-bube - die Spielkarte Pikbube' ] war da, sehen Sie, und der Schüppenbube . . .«

»Woher weißt Du, daß das Mädchen entführt worden ist?« wiederholte Salvator mit dem Fuße stampfend.

»Ich habe es gesehen, mein Herr.«

»Wie, Du hast Es gesehen?«

»Wie ich Sie seh.«

»Wo dies?«

»Auf der Place Maubert.«

»Du hast Mina auf der Place Maubert gesehen?«

»Heute Nacht-.

Herr Salvator, heute Nacht . . . Ich hatte so eben die Rue Galande gemacht, ich machte die

Place Maubert; plötzlich fährt ein Wagen so rasch vorüber, daß man hätte glauben sollen, er werde vom Winde getragen; das Fenster senkt sich; ich höre rufen: »Zu Hilfe! Herbei! zu Hilfe! man entführt mich!« und ein hübsches blondes Köpfchen, ein wahres Cherubsköpfchen kommt aus dem Schlage hervor. Zugleich erscheint ein zweiter Kopf . . . der eines brünetten jungen Mannes mit Schnurrbart. Er zieht die Schreiende zurück und schließt das Fenster wieder; doch diejenige, welche man entführte, hatte Zeit gehabt, einen Brief hinauszuzwerfen.«

»Und dieser Brief? . . .«

»Ist der, welcher mit der Adresse von Herrn Justin bezeichnet war.«

»Um wie viel Uhr war das, Brocante?«

»Es mochte Morgens um sechs Uhr sein, Herr Salvator.«

»Gut! Ist das Alles?«

»Ja, es ist Alles.«

»Beim Haupte von Rose-de-Noël?«

»Beim Haupte von Rose-de-Noël!«

»Warum hast Du nicht ganz einfach Herrn Justin die Sache erzählt, wie sie sich zugetragen?«

»Ich habe mich in Versuchung führen lassen: er wird sagen, was ihm begegnet ist, und das wird mir Kunden bringen!«

»Höre, Brocante, hier ist ein Louis d'or dafür, daß Du die Wahrheit gesproche,« sagte Salvator; doch von diesem Louis d'or wirst Du dem Kinde drei Paar baumwollene Strümpfe und ein Paar Schuhe von Ziegenfell kaufen.«

»Ich will rothe Schuhe, Herr Salvator,« sagte Rose-de-Noël.

»Du wirst sie von der Farbe nehmen, die Dir beliebt, mein Kind,« erwiderte Salvator.

Und sich an die Brocante wendend:

»Du hast gehört, finde ich Dich in acht Tagen, auf den Tag, auf die Stunde, noch hier; so nehme ich Rose-de-Noël fort!«

»Oh! Oh!« murmelte die Alte.

»Und Du, Rose, wenn ich Dich noch mit nackten Füßen treffe, so lasse ich Dich kleiden, wie Du warst, als ich Dich vor fünf Jahren zum ersten Male sah.«

»Oh! Herr Salvator!« rief die Kleine.

Er näherte sich sodann zum letzten Male der Alten und sprach halblaut zu ihr:

»Brocante, vergiß nicht, daß Du mir für dieses Kind mit Deinem Kopfe haftest! Lässest Du es vor Kälte in Deinem Speicher sterben, so lasse ich Dich vor Kälte, Hunger und Elend in einem Kerker sterben.«

Nach dieser Drohung neigte er sich zu der Kleinen, welche ihrerseits ihre Stirne seinem Kusse entgegenbot.

Und die Stube verlassend, winkte er Jean Robert ihm zu folgen.

Jean Robert warf einen letzten Blick auf die Alte und die zwei Kinder und ging hinter Salvator hinaus.

»Was für ein seltsames Mädchen ist das?« fragte er Salvator, als sie auf die Straße kamen.

»Gott allein weiß es!« antwortete dieser.

Und während sie die Rue Copean und die Rue Monffetard hinabgingen, erzählte er dem Dichter das Ereigniß der Nacht vom 20. August, und wie die Kleine, deren Schönheit eine so mächtige Wirkung auf ihn hervorgebracht, in die Hände der Brocante gefallen war und sich nun, eine Perle, mitten in diesem Misthaufen befand.

Die Geschichte war nicht lang, wie man weiß: als die zwei jungen Leute auf den Pont-Neuf kamen, war sie beendet.

»Hier!« sagte Salvator, während er sich an das Gitter der Statue von Heinrich IV. anlehnte.

»Sie halten hier an?« fragte Jean Robert.

»Ja.«

»Warum halten wir hier an?«

»Um zu warten.«

»Worauf wollen Sie warten?«

»Auf einen Wagen!«

»Wohin soll er uns führen?«

»Oh! Mein Lieber, Sie sind sehr neugierig.«

»Aber . . . «

»Als dramatischer Dichter wissen Sie, daß es ein Talent ist, mit dem Interesse haushälterisch umzugehen.«

»Wie Sie wollen . . . Warten wir.«

Sie warteten übrigens nicht lange.

Nach zehn Minuten drehte sich ein mit zwei kräftigen Pferden bespannter Wagen um den Quai des Orfèvres und hielt vor der Statue von Heinrich IV. an.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren öffnete den Schlag vom Innern aus, wo er saß, und sagte:

»Geschwinde, geschwinde!«

Die beiden jungen Leute stiegen ein.

»An den bewußten Ort,« sagte der Mann im Wagen zum Kutscher. Und der Wagen ging im Galopp ab, drehte sich am Ende des Pont-Neuf und eilte auf dem Quai de l'Ecole fort.



## XXXIV.

Herr Jackal.

Erzählen wir unsern Lesern, was Salvator Jean Robert zu erzählen nicht für geeignet erachtet hatte. Als er Justin und Jean Robert in der Rue du Faubourg Saint-Jacques verließ, ging Salvator, wie gesagt, nach der Polizei.

Er gelangte in die abscheuliche Gasse, genannt Rue de Jerusalem, — ein schmaler, kothiger, düsterer Weg, über den die Sonne nur sich verschleiern hinzieht.

Salvator trat durch die Thüre der Präfectur mit der leichten, ungezwungenen Manier eines Vertrauten von diesem finsternen Hotel ein.

Es war sieben Uhr Morgens, das heißt kaum Dämmerung.

Der Concierge hielt ihn an.

»He! mein Herr!« rief er ihm zu: »wohin gehen Sie? . . . He! mein Herr!«

»Nun? Versetzte Salvator, indem er sich umwandte.

»Ah! verzeihen Sie, Herr Salvator, ich erkannte Sie nicht,« sagte der Concierge.

Und er fügte lachend bei:

»Das ist Ihre Schuld: Sie sind gekleidet wie ein Herr!«

»Ist Herr Jackal schon in seinem Bureau? Fragte Salvator.

»Das heißt, er ist noch dort, er ist dort über Nacht gewesen.«

Salvator durchschritt den Hof, ging unter das der Thüre gegenüberliegende Gewölbe, betrat eine kleine Treppe links, stieg zwei Stockwerke hinauf, kam in einen Corridor und fragte den Huissier nach Herrn Jackal.

»Er ist in diesem Augenblicke sehr beschäftigt.« erwiederte der Hussier.

»Sagen Sie ihm, Salvator, der Commissionär der Rue aux Fers, sei da.«

Der Huissier verschwand durch eine Thüre und kam sogleich wieder zurück.

»Ja zehn Minuten gehört Herr Jackal Ihnen.«

Einen Moment nachher öffnete sich wirklich die Thüre wieder, und ehe man Jemand sah, hörte man eine Stimme rufen:

»Suchet die Frau! bei Gott! suchet die Frau!«

Dann erschien der Mann, dessen Stimme man gehört.

Unternehmen wir es, das Portrait von Herrn Jackal zu zeichnen.

Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit übermäßig langem, magerem, dünnem, nach dem Ausdrücke der Naturforscher, wurmförmigen Halse und dabei mit kurzen, nervigen Beinen.

Sein Körper offenbarte Geschmeidigkeit; seine Beine bezeichneten Behendigkeit.

Der Kopf schien zugleich allen Klassen der Ordnung der fleischfressenden, auf den Zehen gehenden Thiere anzugehören: das Haar, oder die Mähne, oder das Fell, wie man will, war gräulich fahl; die langen, am Kopfe emporgespitzten und mit Haaren versehenen Ohren glichen denen des Jaguars; am Abend in Gelb, am Tage in Grün spielend, hielten die Augen die Mitte zwischen denen des Luchses und denen des Wolfes; senkrecht verlängert und der der Katze ähnlich, zog sich die Pupille zusammen oder erweiterte sich, je nach dem Grade von Dunkelheit oder Licht, in dem sie operierte; die Nase und das Kinn, die Schnauze, wollen wir sagen, war zugespitzt wie die eines Windhundes.

Der Kopf eines Fuchses und der Leib eines Iltisses.

Die Beine, von denen wir ein Wort gesagt haben, deuteten übrigens an, dieser Mensch könne, den Mardern ähnlich, überallhin schlüpfen und durch die kleinsten Oeffnungen passiren, vorausgesetzt, daß der Kopf einzudringen vermöge.

Die ganze Physiognomie offenbarte, wie die des Luchses, List, Schlaueit, Feinheit; man fühlte, daß Herr Jackal, der nächtliche Jäger der Kaninchen und der Hühner, sein Dickicht in der Rue de Jerusalem, um auf die Jagd zu geben, nur bei Einbruch der Nacht verlassen konnte.

Er blinzelte mit den Augen und erblickte im Halbschatten des Corridors denjenigen, welchen man ihm gemeldet hatte.

»Ah! Sie sind es, Herr Salvator?« sagte er, indem er mit großem Eifer auf ihn zuging. »Was verschafft mir das Vergnügen, Sie so frühe am Morgen zu sehen?«

»Man hat mir gesagt, mein Herr, Sie seien sehr beschäftigt,« antwortete Salvator, der mit großer Mühe den Widerwillen, den ihm der Polizeimann einflößte, zu überwinden schien.

»Das ist wahr, mein lieber Herr Salvator; doch Sie wissen wohl, daß es keine Beschäftigung gibt, die ich nicht auf der Stelle verlasse, um das Vergnügen zuhaben, mit Ihnen zu plaudern.«

»So treten wir in Ihr Cabinet ein,« sagte Salvator, ohne auf die complimentöse Phrase von Herrn Jackal zu antworten.

»Das ist unmöglich; ich habe zwanzig Personen, die auf mich warten.«



»Haben Sie mit diesen zwanzig Personen lange zuthun?«

»Ungefähr zwanzig Minuten: eine Minute für die Person. Ich muß um neun Uhr im Bas-Meudon sein.«

»Im Bas-Moudon?«

»Ja.«

»Was Teufels wollen Sie dort machen?«

»Eine Erstickung constatiren.«

»Eine Erstickung?«

»Zwei junge Leute, die sich das Leben genommen haben, ja . . . Der Aeltere von beiden ist vierundzwanzig Jahre alt, wie es scheint.«

»Arme junge Leute!« sagte Salvator mit einem Seufzer.

Dann-zur Sache von Justin zurückkehrend:

»Teufel! es ist mir höchst ärgerlich, daß ich Sie nicht bequem sprechen kann; ich hatte Ihnen etwas sehr Ernstes mitzutheilen.«

»Eine Idee . . .«

»Nun?«

»Ich fahre und bin allein in meinem Wagen; kommen Sie mit mir: Sie werden mir Ihren Fall unter Weges erzählen. Mit zwei Worten, um was handelt es sich?«

»Um eine Entführung.«

»Suchet die Frau!«

»Beim Teufel! das ist es, was wir suchen.«

»Oh! Nein, nicht die entführte Frau.«

»Welche denn?«

»Die welche die Andere entführen läßt.«

»Sie glauben, es stecke eine Frau dahinter?«

»Es ist eine Frau bei Allem, Herr Salvator: das ist es, was unser Handwerk so schwierig macht . . . Gestern meldet man mir, ein Decker habe vom Dache fallend das Leben eingebüßt.«

»Sie haben gesagt: »Suchet die Frau!«

»Das war das Erste, was ich sagte.«

»Nun?«

»Sie spotteten über mich; sie behaupteten, ich habe die verrückte Gewohnheit, so zu antworten! Man sucht die Frau, und man findet sie.«

»Gut! wie dies?«

»Der Bursche hatte sich umgedreht, um eine Frau zu sehen, die sich in einer Mansarde gegenüber ankleidete, und, bei meiner Treue! er fand so viel Vergnügen an der anschauung, daß er nicht mehr darauf Acht gab, wo er war; der Fuß glitscht ihm aus, und plumps, daliegt er!«

»Er ist todt?«

»Er war mausetodt, der Dummkopf! . . Nun! Ist das beschlossen, kommen Sie mit mir nach dem Bas- Meudon?«

»Ja, doch ich habe einen Freund.«

»Es sind vier Plätze im Wagen. — Fargeau,« sagte Herr Jackal zum Huissier, »lassen Sie anspannen.«

»Ich muß zuvor nach der Rue Triperet gehen und werde von dort zurückkommen.«

»Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde.«

»Wo werden wir uns wiederfinden?«

»Rendez-vous bei der Statue Heinrich IV. Ich werde den Wagen halten lassen, Sie steigen ein, und im Galopp, Kutscher!«

Wonach Herr Jackal in sein Bureau zurückgekehrt war und Salvator Jean Robert in der Rue Triperet abgeholt hatte.

Die Dinge waren nach dem festgestellten Programm vor sich gegangen: die zwei jungen Leute hatten im Wagen von Herrn Jackal Platz genommen, und alle Drei fuhren nach dem Bas-Meudon.

Wir haben es versucht, Herrn Jackal in physischer Hinsicht zu schildern: nun einen Pinselstrich in Betreff des Moralischen.

Herr Jackal war ein vormaliger Polizeikommissär, den seine wunderbaren Fähigkeiten von Stock zu Stock bis zu diesem höchsten Giebel des Chefs der Sicherheitspolizei hatten steigen lassen.

Herr Jackal kannte alle Diebe, alle Gauner, alle Zigeuner in Paris; freigelassene Galeerensklaven, bannbrüchige Galeerensklaven, geübte Diebe, Diebslehrlinge, ausgelernte Diebe, Diebe, die sich aus den Geschäften zurückgezogen, Alles dies wimmelte unter seinem weit umfassenden Blicke im kothigen Pandämonium der alten Lutetia, ohne sich, wie groß auch die Dunkelheit der Nacht, die Tiefe der Steinbrüche, die Zahl der Freischenken sein mochten, seinem Auge entziehen zu können; er war beschlagen in seinen Garnis, [ Häuser, wo Schlafstellen für einzelne Nächte vermietet werden.] seinen Spielhäusern, seinen Bordellen, wie Philidor in den Feldern seines Schachbrettes; wenn er einen ausgenommenen Laden, ein zerbrochenes Fenster, einen gegebenen Messerstich nur anschaute, sagte er: »Ah! ich kenne das! Das ist die Manier zu arbeiten von *Dem und Dem*.«

Und selten irrte er sich.

Herr Jackal schien keinem der Bedürfnisse der Natur unterworfen zu sein. Hatte er nicht Zeit, zu frühstücken, so frühstückte er nicht; hatte er nicht Zeit, zu Mittag zu speisen, so speiste er nicht zu Mittag; hatte er nicht Zeit, zu Nacht zu essen, so aß er nicht zu Nacht; hatte er nicht Zeit, zu schlafen, so schlief er nicht.

Herr Jackal trug mit gleichem Glücke und mit gleicher Bequemlichkeit alle Verkleidungen: Rentier des Marais, General des Kaiserreichs, Mitglied des Caveau, Concierge von vornehmem Hause, Portier von kleinem Gewürzkräme, Wundmittelhändler, Seiltänzer, Pair von Frankreich, Voltigeur von Gent, er war Alles, was man wollte, und hätte den geschicktesten und vielseitigsten Schauspieler beschämt.

Proteus wäre gegen ihn nur ein Grimassenmacher von Tivoli oder vom Boulevard du Temple gewesen.

Herr Jackal hatte weder Vater, noch Mutter, noch Schwester, noch Bruder, noch Sohn, noch Tochter; er war allein in der Welt und schien der Familie durch eine aufmerksame Vorsehung beraubt worden zu sein, welche ihm indem sie ihm die Zeugen seines geheimnißvollen Lebens nahm, allein auf seinem Wege zu gehen erlaubte.

Herr Jackal hatte in den vier Fächern seiner Bibliothek vier Ausgaben von Voltaire!

Zu einer Zeit, wo Jedermann, bei der Polizei besonders, Jesuit von der langen Robe oder von der kurzen Robe war, hatte er allein seine freie Sprache, citirte das *Dictionnaire philosophique* bei jeder Veranlassung und wußte die *Pucelle* auswendig« Diese vier Exemplare des Verfassers von *Candide* waren in Chagrin gebunden und am Schnitt versichert, ein Traueremblem des begrabenen Glaubens ihres Eigenthümers.

Jackal glaubte nicht an das Gute; das Böse beherrschte für ihn die ganze Schöpfung. Das Böse unterdrücken schien ihm der einzige Zweck des Lebens zu sein; er begriff eine Welt mit anderen Endzwecken nicht.

Es war eine Art von Erzengel Michael der niederen Regionen; das jüngste Gericht hatte schon für ihn angefangen, und er machte Gebrauch von der Gewalt, die ihm die Gesellschaft anvertraut,

wie der Würgegel sich seines Schwertes bedient.

Die Menschen schienen ihm eine große Sammlung von Marionetten und von Gliedermännchen zu sein, welche alte Arten von Gewerben treiben; die Fäden dieser Marionetten und dieser Gliedermännchen setzten, nach seiner Ansicht, die Frauen in Bewegung; er hatte auch eine Monomanie, von der wir ein Muster bei den ersten Worten, die er, sein Cabinet öffnend, sprach, gesehen haben, eine Monomanie, die ihn beinahe unfehlbar zur Entdeckung des Verbrechens führte, dessen Urheber er wollte kennen lernen.

So oft man ihm eine Verschwörung, einen Mord, einen Diebstahl, eine Entführung, einen Einbruch, eine Heiligthumsentweihung, einen Selbstmord anzeigte, gab er nur zur Antwort: »Suchet die Frau!«

Man suchte die Frau, und wenn die Frau gefunden war, brauchte man sich um nichts mehr zu bekümmern: das übrige fand sich ganz allein.

Er hatte selbst den Beweis hiervon gegeben, indem er das Beispiel des Deckers citirte, der von einem Dache auf das Pflaster herabgestürzt war.

Herr Jackal hatte eine Frau im Grunde dieses Unfalls gesehen, wo ein Ander einen falschen Tritt, eine Blenduug, einen Schwindel gesehen haben würde.

Und die Erfahrung hatte bewiesen, daß Herr Jackal recht gesehen.«

Herr Jackal war also seinem Grundsatz treu, als er zu Salvator in Betreff der Entführung von Mina sagte: »Suchet die Frau!«

Dies war, — und wir bleiben sehr hinter dem Portrait, das wir geraden ihm hätten zeichnen mögen, — dies war Herr Jackal, das heißt, der Mann, mit welchem und in dessen Wagen Salvator und Jean Robert längs dem Quai der Tuileries hinfuhren.

Ah! wir vergessen einen charakteristischen Zug der Physiognomie von Herrn Jackal: er trug eine grüne Brille, nicht um besser zu sehen, sondern damit man ihn weniger sehe.

Wollte er den freien Gebrauch seiner Augen haben, so hob er mit einer raschen Bewegung seine Brille an seine Stirne empor; der Strahl seines in allen Farben spielenden Blickes warf eine Flamme zwischen seinen Augenlidern aus, dann senkte er seine Brille wieder, doch ohne die Hände daran zu legen, durch ein leichtes Schauern der Schlafmuskeln: beim Schauern dieser Muskeln fiel die Brille von selbst nieder und nahm wieder ihren Platz in der Fuge ein, die ihr stählerner Bogen nach und nach auf der Nase von Herrn Jackal ausgegraben hatte.

Selten brauchte er diese Inspection zu erneuern, so rasch, tief und sicher war sein Blick.

Dieser Blick glich jenen stillen Sommerblumen, welche zwischen zwei Wolken in den heißen Abenden im Monat August durchzucken.

---

## XXXV.

Suchet die Frau.

Herr Jackal, als er die zwei jungen Leute in seinem Wagen aufnahm, fing damit an, daß er seine Brille emporhob und auf Jean Robert einen von den Blicken warf, die ihm den moralischen und den physischen Menschen offenbarten.

Nach einer Secunde fiel seine Brille wieder nieder, mochte er nun Jean Robert als einen Dichter, der, wie gesagt, schon den erstern Kreis der Popularität überschritten, erkannt haben, oder hatten die redlichen Linien im Gesichte des jungen Mannes genügt, um ihm anzuzeigen, es werde nie etwas für ihn auf dieser Seite zuthun sein.

»Ah!« sprach er, als er es sich in einer der aufgepolsterten Ecken seines Wagens bequem gemacht, welche Ecke er Salvator hatte abtreten wollen, was aber dieser beharrlich ausgeschlagen, »wir sagen also, es handle sich um eine Entführung?«

Herr Jackal nahm seine Tabaksdose, — eine reizende, zarte, feine Bonbonnière, welche einst Pastillen für die Pompadour oder die Dubarry enthalten mußte, — und schlürfte mit Wollust eine starke Prise Tabak.

»Nun, so erzählen Sie mir das.«

Jeder Mensch hat seine schwache Seite, seine schlecht in den Stix getauchte Ferse, seinen verwundbaren Punkt.

Herr Jackal hatte den seinigen, und wir haben es — ein ungetreuer Geschichtschreiber, — unterlassen, desselben zu erwähnen.

Herr Jackal konnte das Essen, das Trinken, das Schlafen entbehren, doch er konnte das Schnupfen nicht entbehren.

Seine Tabatière und sein Tabak waren für ihn unerläßliche Dinge.

Man hätte glauben sollen, aus seiner Tabaksdose schöpfe er die zahllose Serie geistreicher Gedanken, durch deren augenblickliche und unabläßige Produktion er seine Zeitgenossen in Erstaunen setzte.

Er schlürfte also seine Prise und sagte: »Nun, so erzählen Sie das.«

Was er zum zweiten Male hören sollte, hatte Herr Jackal schon ein erstes Mal gehört, doch schlecht, zwischen zwei Thüren, mit andern Ideen beschäftigt.

Es war für ihn Bedürfniß, die Sache noch einmal zu hören.

Diese zweite Anhörung änderte nichts in seinen Ansichten, obgleich die Erzählung mit den Einzelheiten vermehrt war, welche Salvator aus dem Munde der Brocante vernommen hatte.

»Und man hat die Frau nicht gesucht?« sagte er.

»Man hat nicht Zeit gehabt,« wir wissen die Sache erst seit sieben Uhr Morgens.«

»Teufel! sie werden das Zimmer umgekehrt und den Garten mit den Füßen zertreten haben.«

»Wer?«

»Ei! diese Dummköpfe!«

Unter diesen Dummköpfen verstand Herr Jackal die Vorsteherin der Pension, die Unterlehrerinnen, die Zöglinge.«

»Nein,« erwiderte Salvator, »es ist keine Gefahr.«

»Wie so?«

»Justin ist mit verhängten Zügeln auf dem Pferde dieses Herrn (Salvator deutete aus Jean Robert) nach Versailles geritten und wird sich als Schildwache vor die Thüre stellen.«

»Wenn er ankommt!«

»Wie, wenn er ankommt?«

»Kann ein Schulmeister reiten? Sie mußten mir das sagen, ich hätte Ihnen den Husaren gegeben.«

Der Husar war einer von den Leuten von Herrn Jackal, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Reitkunst den eleganten und ausdrucksvollen Beinamen Husar erworben hatte.

»Ich habe ihm dieselbe Bemerkung gemacht,« versetzte Salvator, »doch er antwortete mir, als ein Pächterssohn sei er seit seiner Kindheit geritten.«

»Gut! Und wenn man nun die Frau findet, so wird Alles vortrefflich gehen.«

»Aber ich sehe keine Frau bei ihr, der man mißtrauen könnte,« entgegnete Salvator.

»Man muß der Frau immer mißtrauen.«

»Sind Sie nicht ein wenig absolut, Herr Jackal?«

»Sie sagen, ein junger Mann habe Ihre Mina entführt?«

»Meine Mina?« versetzte Salvator lächelnd.

»Die Mina des Schulmeisters, kurz die fragliche Mina.

»Ja; die Brocante, die sie Morgens um vier Uhr, wie ich Ihnen sagte, vorüberfahren sah, hat einen jungen Mann erkannt; sie behauptet sogar, er sei brünet gewesen.«

»Bei Nacht sind alle Katzen grau,« erwiderte Herr Jackal.

Und er schüttelte bei diesem Sprichworte den Kopf.

»Sie zweifeln?« fragte Salvator.

»Hören Sie . . . Mir scheint es nicht natürlich, daß ein junger Mann ein junges Mädchen entführt: das ist nicht mehr in unseren Sitten, wenn nicht etwas der junge Mann von einer großen, bei Hofe sehr mächtigen Familie ist, und im neunzehnten Jahrhundert gegen Lauzun und Richelieu abzustechen befürchtet; der Sohn eines Pair von Frankreich, der Neffe eines Cardinals oder-eines Erzbischofs . . . Die Greise verführen . . . — ich sage das für Sie, Herr Salvator, und besonders für diesen Herrn, der Stücke macht,« fügte der Polizeimann bei, indem er durch eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopfe Jean Robert bezeichnete, »weil das Alter unmäßig und übersättigt ist; doch eine Entführung von Seiten eines jungen Mannes der die Schönheit und die Kraft hat, das ist ein monstruöses Verbrechen.«

»Es ist doch so.«

»Dann suchen wir die Frau! Offenbar ist eine Frau bei diesem Verbrechen beteiligt; in welchem Grade? das weiß ich nicht; doch eine Frau muß irgendeine Rolle bei dem geheimnißvollen Drama spielen. Sie sagen, Sie sehen keine Frau bei ihr; ich, ich sehe dort nur Frauen Lehrerinnen, Unterlehrerinnen, Freundinnen aus der Pension, Kammerjungfern. Acht Sie wissen nicht, was das ist Pensionate, Sie naives Herz.«

Hier schlürfte Jackal eine zweite Prise.

»Sehen Sie, Herr Salvator,« fuhr er fort, »alle diese Pensionate sind eben so viele Feuerherde, wo die fünfzehnjährigen Mädchen leben und sich zerarbeiten, den Salamandern ähnlich, von denen die alten Naturforscher sprechen. Ich, was mich betrifft, weiß Eines ganz wohl: hätte ich die Ehre, eine heirathsfähige Tochter zu besitzen, so würde ich sie eher in meinen Keller einsperren, als in eine Pension geben. Und Sie beiden keine Idee von den Klagen, die man im Bureau der Sitten über die Pensionate erhält, nicht als wären die Vorsteherinnen strafbar, doch die kleinen Mädchen sind immer verliebt: das ist die alte Fabel von Eva; Lehrerinnen, Unterlehrerinnen, Aufseherinnen sind beständig wach, wie Hunde um einen Pachtthof oder die Leibwachen um den König. Doch wie soll man den Wolf verhindern, in den Schafstall einzudringen, wenn das Lamm selbst dem Wolfe die Thüre öffnet?«

»Das ist hier nicht der Fall: Mina betete Justin an.«

»Dann ist es eine Freundin, die das Geschäft gemacht hat; darum habe ich gesagt und ich wiederhole: »»Suchen wir die Frau!««



»Ich fange an mich Ihrer Meinung zu unterwerfen, Herr Jackal,« erwiderte Salvator, indem er die Stirne faltete, um seinen Geist zu zwingen, bei einem dunklen und verdächtigen Punkte stehen zu bleiben.

»Ei! gewiß,« fuhr der Polizeimann fort, »ich zweifle nicht an der Keuschheit Ihrer Mina . . . Wenn ich sage, *Ihre Mina*, so will ich sagen, die Mina Ihres Schulmeisters. Sie hat, dessen bin ich sicher, in die Pension eintretend keinen schlimmen Keim, um damit die Pflanzen zu verderben, die sie umgaben, mitgebracht; sorgfältig erzogen, konnte sie in sich nur die Schläge der Güte und der Unschuld tragen, die sie unter den Blicken ihrer Adovtivverwandten angehäuft hatte; doch wie viel schlechte Pflanzen verbreiten für eine reine Blume, die ihre Wohlgerüche gibt, ihre unheilvollen Dünste, mit denen, ihnen unbewußt, die Familie sie seit ihrer Kindheit vergiftet hat! Dsa Kind, das man für sorglos und leichtsinnig hält, vergißt nie etwas, Herr Salvator, erinnern Sie sich dessen wohl; derjenige, welcher mit zehn Jahren die unschuldigen Zauberstücke auf dem Theater den Ambingu-Comique oder der Gaieté hat geben sehen, wird, wenn es ein Knabe ist, mit fünfzehn Jahren die Lanze des Ritters verlangen, um die Riesen, die Verfolger und Hüter der Prinzessin seiner Wahl zu durchbohren; ist es eine weibliche Person, so wird sie sich vorstellen, sie sei diese von ihren Verwandten verfolgte Prinzessin, und sie wird, um sich mit dem Liebhaber, von dem man sie getrennt, wieder zu vereinigen, alle Mittel anwenden, die ihr der Zauberer Maugis oder die Fee Colibri enthüllt haben. Unsere Theater, unsere Museen, unsere Mauern, unsere Promenaden, Alles trägt dazu bei, in Herzen der Kinder tausend Neugierden zu erregen, die der erste der beste Vorübergehende auf eine Frage, in Ermangelung des Vaters und der Mutter, befriedigen wird; Alles trägt dazu bei, in ihm diesen Hunger, Alles kennen zu lernen, diesen Durst, Alles zu begreifen, der das Uebel des Kindes ist, entstehen zu machen und zu unterhalten; und die Mutter, welche ihrer Tochter nicht erklären kann, warum in die Kirche eintretend, ein schöner junger Mann Weihwasser einem Mädchen bot; warum an einem Sommertag ein Liebespaar sich auf dem Felde umarmte; warum man sich heirathet; warum der Eine in die Messe geht, während der Andere nicht dahin geht; die Mutter, die ihrer Tochter keines von den Mysterien enthüllen kann, die diese unbestimmt erschaut, schickt sie, erschrocken über ihre nach Maßgabe ihrer Jahre wachsende Neugierde. in ein Pensionat, wo sie von ihren älteren Schwestern diese die Gesundheit und die Tugend zerstörenden Geheimnisse lernt, welches sie sodann jüngeren Schwestern anvertraut. So mein lieber Herr Salvator, — ich sage Ihnen dies zu Ihrer Instruktion, wenn Sie je eine Frau nehmen, — so tritt, selbst wenn es aus der anständigsten, ehrbarsten Familie kommt, das Mädchen in das Pensionat den giftigen Samen, der später ein ganzes Feld vergiften soll, in sich tragend ein!«

»Aber,« fragte Salvator, während Jean Robert mit Erstaunen zuhörte, »aber es gibt ohne Zweifel ein Mittel hiergegen?«

»Ei! freilich gibt es ein Mittel hiergegen, wie gegen etwas Anderes; es gibt, bei Gott! für Alles ein Mittel! doch was wollen Sie? es ist eine Mauer stärker, höher, ausgebreiteter, als die von China umzureißen! Das ist die Gewohnheit, diese Geißel der Gesellschaften. So haben zum Beispiel seit einiger Zeit die jungen Leute eine traurige Gewohnheit angenommen, eine Gewohnheit, die um so trauriger, als es keine Mittel dagegen gibt.«

»Welche?«

»Das ist die, sich zu tödten. Ein junger Mann liebt ein Mädchen, das ihn nicht liebt; er nimmt sich nicht die Zeit, zu warten, daß es ihn liebt, und thötet sich! Ein Mädchen liebt einen jungen Manne der es nicht mehr liebte, und auf den es rechnete, daß er als Gatte die Uebelthaten des Liebhabers bedecke: es tödtet sich! Zwei junge Leute lieben sich und die Eltern erlauben nicht, das sie sich heirathen: sie tödten sich! Und wissen Sie, warum sie sich meistens tödten?«

»Ei! weil sie des Lebens müde sind,« erwiderte Jean Robert.

»Oh! Nein, mein Herr Dichter,« entgegnete der Polizeimann; »man ist nie des Lebens müde, und zum Beweise dient, daß man, je älter man wird, desto mehr daran hängt. Es gibt hundert Selbstmorde von jungen Leuten unter fünfundzwanzig Jahren gegen einen Selbstmord einen Greises über sechzig. Man tötet sich — es ist erbärmlich, dies sagen zu müssen! — der junge Mann, um seiner Geliebten einen Possen zu spielen, die Geliebte, um dem Liebhaber einen Possen zu spielen, der Liebhaber und die Geliebte, um den Eltern einen Possen zu spielen; ein erschrecklicher Possen, der, um ein Jahr, um sechs Monate, und acht Tages um eine Stunde verschoben, durch dies Liebe der Frau, durch die Rückkehr des jungen Mannes, durch die Einwilligung der Eltern unnöthig geworden wäre. Früher war es nicht so: man kannte den Selbstmord nicht, oder man kannte ihn kannte das Mittelalter, das heißt ein Zeitraum von drei bis vier Jahrhunderten, zählt nicht zehn erwiesene Selbstmorde.

»Im Mittelalter,« bemerkte Jean Robert, »hatte man Klöster.«

»Vortrefflich! Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffenem junger Mann. Man hatte eine große Trübsal, man fühlte einen großen Schmerz, man faßte einen Ekel gegen das Leben: der Mann wurde Mönch, die Frau Nonne: das war die Art, sich zu erschießen, sich zu ersticken, sich zu ertränken. Hören Sie, heute soll ich im Bas-Meudon den Selbstmord von Mademoiselle Carmelite und Herrn Colombeau constatiren. Nun woh . . . «

Die zwei jungen Leute bebten.

»Verzeihen Sie,« sagten sie gleichzeitig, Herrn Jackal unterbrechend.

»Was?«

»War Mademoiselle Carmelite nicht eine Schülerin von Saint-Denis?« fragte Salvator.

»Ganz richtig.«

»War Herr Colombeau nicht ein junger bretonischer Edelmann?« fragte Jean Robert.

»Gewiß.«

»Dann begreife ich den Brief, den diesen Morgen Fragola erhalten hat,« murmelte Salvator.

»Oh! armer Junge,« sagte Jean Robert, »ich habe seinen Namen von Ludovic nennen hören.«

»Das Mädchen war aber ein Engel!« sprach Salvator.

»Der junge Mann war aber ein Heiliger!« rief Jean Robert.

»Ei! Freilich,« erwiderte der alte Voltairianer, »darum sind sie zum Himmel aufgestiegen; die armen Kinder fanden sich auf der Erde nicht an ihrem Platze.«

Und er sprach diese Worte mit einer seltsamen Mischung von Spott und Rührung.

»Oh! mein Gott!« sagte Jean Robert, »der arme Ludovic wird in Verzweiflung sein.«

»Oh! mein Gott!« murmelte Salvator, »die arme Fragola wird sehr traurig sein.«

Doch sind Ursachen dieses Todes ein Geheimniß oder können Sie uns dieselben mitteilen?« fragte Jean Robert.

»Die Katastrophe in allen ihren Einzelheiten? Oh! mein Gott, ja; Sie werden nur die Namen zu ändern haben, um ein Gedicht oder einen Roman daraus zu machen; ich stehe Ihnen dafür, daß Stoff dazu vorhanden ist.«

Und während man vom Quai de la Conférence nach dem Pont de Sèvres fuhr, gab Herr Jackal den aufmerksamen jungen Leuten folgende Erzählung, welche indeß sie beim ersten Anblick ganz außerhalb der Ereignisse, die wir mitteilen, zu sein scheint, sich doch am Ende, ein wenig früher oder ein wenig später, mit ihnen verbinden wird.

Unsere Leser mögen sich also gedulden; wir sind erst beim Prologe des Buches, das wir schreiben, und wir müssen nothwendig unsern Personen ihre Stellung geben.



## XXXVI.

Wo bewiesen ist, daß man zufällig und einmal unter hundert gute Nachbarn treffen kann.

Das 12. Arrondissement war im Jahre 1827 und ist noch heute das ärmste Arrondissement der Hauptstadt, wie man dies aus dem von der Administration der öffentlichen Unterstützung nach der letzten Zählung veröffentlichten numerischen Etat ersehen kann.

So ist im 1. Arrondissement die Zahl der dürftigen Bevölkerung 3.707 Individuen auf 112.740 Einwohner, während im 12. Arrondissement aus eine Bevölkerung von 95.243 die Zahl der Dürftigen 12.204 beträgt.

Bedenkt man, daß in diesem Arrondissement die größte Anzahl von Schuhflickern, Kutschern, Lumpensammlern, Trödlern, Wasserträgern, Lasträgern und Tagelöhnern aller Art wohnt, so wird man sehen, daß wir nicht übertreiben, wenn wir sagen, dieses Quartier sei heute noch das elendste.

Dieses Quartier bietet in der Vogelperspective eine beinahe viereckige Form; es ist abgetheilt in vier Quartiere, welche den Namen Quartier de l'Odservatoire, Quartier Saint-Jacques, Quartier du Jardin des Planetes und Quartier Saint-Marcel führen.

Sowie wir in unserer Erzählung vorrücken, werden wir, da ein großer Theil der Ereignisse dieser Geschichte im 12. Arrondissement vorgehen soll, nach und nach unseren Lesern die Physiognomie dieser Quartiere zeigen.

Bemerken wir vor Allem: einer der pittoreskestien Theile ist der zwischen der Rue du Val-de-Grace und der Rue de la Bourbe begriffene des Quartier Saint-Jacques.

Steigt man die Rue Saint-Jacques von der Rue du Val-de-Grace zum Faubourg hinauf, so führen in der That alle Häuser der rechten Seite, alt, häßlich und schlecht gebaut, zu bezaubernden Gärten, wie sich kaum noch einige um gewisse aristokratische Hotels in Paris finden.

In ein zwischen den Nummern 330 und 350 der Rue Saint-Jacques liegendes Haus wollen wir unsern Leser geleiten, und Jeder, der an das Quartier Saint-Jacques denkend aus Gewohnheit sich die üblen Gerüche des Elends zu Gehirn steigen fühlt, wird, wie wir hoffen, entzückt sein, wenn er mit und den Duft der Rosen und Jasmine athmet, der durch die Fenster dieser bevorrechteten Wohnungen, welche auf einen wahren Lichtwinkel des irdischen Paradieses gehen, eindringt.

Die Facade des Hauses, das die Helden der von Herrn Jackal erzählten unglücklichen Geschichte, bewohnen, hatte jenen traurigen Ton, mit dem die Zeit und der Regen die alten Mauern von Paris überziehen.

Man trat in das Haus durch eine kleine, schmale Thüre ein, und man gelangte in einen selbst mitten am Tage finstern Gang.

Derjenige, welcher zum ersten Male in diesen Gang gekommen wäre, würde ihn für den gefährlichen Weg zu der Werkstätte eines Falschmünzers gehalten haben; doch die letzte Schwelle überschreitend, hätte sich der Forscher sogleich in einer Art von Eden gesehen.

Aus dem Gange ausmündend, trat man in der That in einen Hof ein, der zu einen großen Garten führte; hier war man wahrhaft geblendet, da man ein kleines weißes Haus mit grünen Läden, die Seiten geschmückt mit emporrankenden Rosen, mit Gaisblatt und Waldreben, sah.«

Das Haus bestand aus einem Erdgeschoße und zwei Stockwerken, deren Fenster, vermöge der entzückenden, Lage des kleinen Gebäudes, alle auf den Garten gingen; diese drei Stockwerke, das Erdgeschoß einbegriffen, bildeten sechs Wohnungen, jede gleichmäßig auf drei Zimmern und einer Küche bestehend.

Vier von diesen Wohnungen, die zwei des Erdgeschosses und die des ersten Stockes, hatten Arbeiterfamilien inne, welche, nüchtern und geordnet, statt sich vor der Barrière zu betrinken wie ihre Werkstattkameraden, ihren Sonntag dem Anbau eines Gartenstückchens weihten, das die Zubehör ihrer bescheidenen Wohnung bildete.

Im zweiten Stocke wohnten auf demselben Boden, der eine rechts, die andere links, die zwei Hauptpersonen dieser Geschichte.

Derjenige, welcher die Zimmer links bewohnte, war ein junger Mann von zwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, — ein hübscher Mensch mit treuherzigem Gesichte, mit hellblauen Augen und blonden Haaren, welche gerade auf seine viereckigen Schultern fielen. Er war eher klein, als groß von Wuchs; doch die Breite seiner Schultern bezeichnete bei ihm eine ungewöhnliche Stärke. Er war geboren in Quimper; es wäre aber eine unnütze Mühe gewesen, die Augen auf seinen Geburtsschein zuwerfen, um zu sehen, daß er Bretagner, so sehr trug sein Gesicht das Gepräge der Energie und der Redlichkeit der schönen gälischen Race an sich.

Sein Vater, ein armer alter Edelmann, der zurückgezogen in einem Thurme, dem letzten Ueberreste eines während der Kriege in der Vendee niedergerissenen Schlosses aus dem dreizehnten Jahrhundert, lebte, hatte ihn in Paris gelassen, wo er seine Erziehung gemacht, um die Rechte zu studiren. Bei seinem Austritte aus dem Collége hatte der junge Colombau von Penhoël seinen Aufenthalt in diesem Zimmer des erwähnten Hauses der Rue Saint-Jacques genommen, das er seit drei Jahren, das heißt seit 1823, um welche Zeit unsere Erzählung beginnt, bewohnte.

Sein Vater gab ihm jedes Jahr zwölfhundert Franken: der wackere Mann theilte so mit seinem Sohne Alles, was ihm von seinem Erbe blieb.

Die Wohnung von Colombau kostete diesen nur zweihundert Franken Miethzins jährliche; es blieben also dem jungen Manne tausend Franken, das heißt ein ganzes Vermögen für einen nüchternen, sparsamen, geordneten jungen Mann, wie er es war.

Wir täuschen uns, wenn wir sagen, es seien ihm tausend Franken jährlich geblieben; von den tausend Franken müssen wir die Miethe eines Klaviers, zehn Franken monatlich abziehen, der einzige Luxus, den sich Colombau erlaubte, ohne Zweifel, um nicht eines der politischen Axiome der alten Bretagner lügen zu machen, ein bis auf unsere Tage übergegangenes Axiom, das wie Augustin Thierry sagt, den Musiker neben den Ackerbauer und den Handwerksmann, als einen der drei Pfeiler der gesellschaftlichen Existenz, stellt.

Man war im Monat Januar des Jahres 1823. Colombau hatte sein drittes Jahr der Rechtsstudien begonnen; es schlug zehn Uhr in der Kirche Saint-Jacques-du-Haut-Pas.

Der junge Mann saß an der Ecke seines Kamins und war beschäftigt, den Codex Justinians zu studiren, als er plötzlich erschreckliches Weheklagen und Gestöhne hörte.

Er öffnete die Thüre des Ruheplatzes und sah an der mit der seinen parallelen Thüre ein bleiches Mädchen mit aufgelösten Haaren, das in Thränen zerfließend und die Hände ringend um Hilfe rief.

Die Wohnung der von Colombau gegenüber hatten ein junges Mädchen und seine Mutter inne; die Mutter war Witwe eines Kapitäns, der bei Champ Aubert im Feldzuge von 1814 getödtet worden, und lebte von einer Pension von zwölfhundert Franken und einigen Nadelarbeiten, die ihr die Weißzeughändlerinnen des Quartiers verschafften.

Sie wohnte seit sechs Monaten allein hier, als eines Morgens Colombau, von der Rechtsschule zurückkehrend, auf Einem Ruheplatze ein schönes, großes Mädchen erblickte, das ihm völlig unbekannt war.

Colombau war von Natur wenig gesprächig, und erst ein Paar Tage nach dieser Erscheinung, die sich übrigens zwei oder dreimal wiederholt hatte, erfuhr er von einem seiner Nachbarn im Erdgeschosse, Mademoiselle Carmelite sei die Tochter von Madame Gerats, seiner Nachbarin; sie sei, als Tochter eines Ritters der Ehrenlegion, in der königlichen Anstalt von Saint-Denis erzogen worden, und da ihre Erziehung beendet, so sei sie zurückgekommen, um bei ihrer Mutter zu leben.

Dieses Begegnen des jungen Mannes und des Mädchens hatte im Monat September 1822, zur Ferienzeit stattgefunden. Colombau hatte vierzehn Tage nachher Paris verlassen, um zwei Monate im Thurme von Penhoël zuzubringen, und von seiner Rückkehr im Monat November hatte er bis zum Januar 1823 nur selten Gelegenheit gehabt, das Mädchen zu sehen; man traf sich zuweilen auf der Treppe, die Milchbüchse in der Hand haltend; man grüßte sich artig, doch ohne ein Wort zu wechseln.

Das Mädchen war zu schüchtern; Colombau zu ehrfurchtsvoll.

Eines Tags aber, als der junge Mann frühzeitiger als gewöhnlich, sein tägliches Frühstück tragend, die Treppe hinaufstieg, begegnete er dem Mädchen, das, um ein paar Minuten im Verzug, hinabging, um das ihrige zu holen.

Sie hielt eröthend den jungen Mann an, der, nachdem er sie, nicht als Student, sondern als Edelmann, — die erste Erziehung verliert sich nie, — begrüßt hatte, weiter gehen wollte, und sagte zu ihm:

»Ich habe eine Bitte an Sie zu richten, mein Herr; meine Mutter und ich, wir lieben ungemein die Musik, und wir bringen gewöhnlich alle Abende sehr angenehm damit zu, daß wir Sie eine Stunde zum Klavier singen hören; seit drei Tagen aber ist meine Mutter sehr unpäßlich, und obgleich sie sich nicht beklagt hat, hat uns doch der Arzt, als er uns gestern Abend-besuchte, während Sie sangen, gesagt, das Getöse des Klaviers müsse sie ermüden.«

»Verzeihen Sie, mein Fräulein,« erwiderte der junge Mann, ebenfalls bis an die Augen erröthend, »ich wußte durchaus nichts von der Krankheit Ihrer Frau Mutter; glauben Sie mir, ich würde mir nie verzeihen, gespielt zu haben, hätte ich gewußt . . .«

»Oh! mein Gott! mein Herr,« versetzte das Mädchen, »ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie eines Vergnügens beraube, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie sich diese Entbehrung um unseretwillen auflegen wollen.«

Die zwei jungen Leute grüßten sich, und sobald Colombau in seine Wohnung zurückkam, schloß er sein Klavier, um es nicht eher wieder zu öffnen, als bis Madame Gervais gesund wäre.

Nur begegnete er seit dieser Stunde dem Mädchen häufiger. Die Krankheit der Mutter verschlimmerte sich; jede Minute lief Carmélite vom Arzte zur Apetheke; mehrere Male hörte sie Colombau zu einer ziemlich weit vorgerückten Stunde der Nacht hinabgehen: wohl hätte er ihr seine Dienste anzubieten gewünscht, — und nie hätte ein beklagenswertheres Mädchen die Dienste eines redlicheren und uneigennützigeren Herzens empfangen; — doch Colombau war von einer Schüchternheit, welche seiner Redlichkeit gleichkam; die Form seines Anerbietens setzte ihn übrigens noch mehr in Verlegenheit, als das Anerbieten selbst, und erst als er das Mädchen so vereisungsvoll um Hilfe rufen hörte, wagte er es sich ihr zur Verfügung zu stellen.

»Leider war es zu spät nicht das Bedürfnis der Hilfe hatte das Mädchen veranlaßt, zu rufen, sondern die Angst, der Schrecken.

Madame Gervais, die das Bett seit vier Tagen nicht verließ, auf die ernste Drohung einer bis zu ihrem höchsten Grade gelangten Pulsadergeschwulst, — was Carmélite mitzutheilen der Arzt sich wohl gehütet hatte, — Madame Gervais, um eine Beklemmung zu bekämpfen, welche sie fast des Athems beraubte, verlangte ein Glas Wassers Carmélite, die es ihr nicht nur geben wollte, ging ins Nebenzimmer, um den Trank zu bereiten; eine Art von Seufzer, der einem Rufe glich, machte, daß sie sich beeilte. Sie ging wieder hinein und fand ihre Mutter den Kopf zurückgeworfen; sie schob den Arm unter ihrem Halse durch und hob ihr den Kopf auf: die arme Frau schaute, ihr Kind auf eine seltsame Weise an; sie konnte Nicht sprechen, wie es schien, doch Ihre ganze Seele war in ihre Augen übergegangen. Bestürzt, zitternd, und dennoch stark, gerade durch ihren Schrecken, hob Carmélite fortwährend den Kopf ihrer Mutter empor, und hielt das Glas an ihre Lippen. Doch in dem Augenblicke, wo die Lippen und das Glas sich berühren sollten, gab Madame Gervais einen tiefen, gedehnten schmerzlichen Seufzer von sich;

dann drückte ihr Kopf mit seiner ganzen Last auf den Arm ihrer Tochter und fiel mit ihm auf das Kissen.

Das Mädchen machte eine Anstrengung, hob den Kopf zum zweiten Male auf, schob das Glas zwischen die Lippen von Madame Gervais und sagte:

»Trink doch, Mutter.«

Doch die Zähne waren an einander gepreßt, und die Kranke antwortete nicht. Carmelite lüpfte den Fuß des Glases. Das Wasser floß auf beiden Seiten der Lippen herab, drang aber nicht in den Mund ein.

Die Augen der Kranken blieben übermäßig geöffnet und schienen sich nicht von ihrer Tochter abwenden zu können.

Carmelite fühlte den Schweiß aus ihrer Stirne perlen.

Diese großen, weit geöffneten Augen gaben ihr indessen Muth.

»Aber trink doch, Mütterchen!« wiederholte sie.

Die Kranke antwortete dies Mal ebenso wenig als das erste Mal. Da schien es Carmelite, der Hals, den sie mit ihrem Arme unterstützte; vereise sich rasch, und diese Todeskälte ergriff auch sie. Erschrocken, ließ sie den Kopf ihrer Mutter auf das Kissen fallen, stellte das Glas auf den Tisch, warf sich auf den Leib ihrer Mutter, umschlang sie mit ihren Armen, bedeckte ihr Gesicht mit Küssen und richtete sich wieder aufs um, sie mit Augen fast so starr als die der Kranken anzuschauen. Da erst hatte die Unglückliche, der es nie eingefallen, das einzige Wesen, das sie auf der Welt besaß und liebte, könnte sterben, eine entsetzliche Ahnung! und dennoch konnte sie, die ihre Mutter erst einen Augenblick vorher hatte sprechen hören, nicht glauben, der Uebergang vom Leben zum Tode ohne eine heftige Erschütterung. ohne Geräusch, ohne Geschrei sei etwas Möglichen; sie drückte ihre Lippen auf die Stirne ihrer Mutter; doch ihre fieberglühenden Lippen wurden von einer entsetzlichen Empfindung durchschauert, als sie diese Marmorstirne berührten.

Sie wich drei Schritte zurück, erschrocken, aber nicht überzeugt.

Der Kopf war leicht auf die Seite des Zimmers gewendet niedergefallen; so daß die starren großen Auen fortwährend Carmelite mit einem Ueberreste mütterlichen Ausdrucks anschauten; aber diese Augen, statt ihr die Ruhe zu geben, singen an sie zu ängstigen.

Verwirrt, nach rechts und nach links schauend, doch immer wieder die Augen auf diese erschrecklichen Augen heftend, rief sie mit aller Gewalt ihrer Lunge:

»Mutter! Mutter! so sprich doch! antworte mir doch, Mutter! oder ich glaube, daß Du todt bist . . . daß Du todt bist!« wiederholte sie, indem sie voll Bangigkeit näher hinzutrat.

Doch vor der leichenartigen Unbeweglichkeit dieses Körpers blieb sie selbst unbeweglich,



nachdem sie einen Schritt versucht. Sie rief fortwährend ihrer Mutter mit herzerreißenden Schreien, aber ohne daß sie sie anzurühren wagte; und müde, keine Antwort erhalten zu können, verlassen vom Muthe, länger in diesem Zimmer unter dem Blicke dieser gespenstischen Augen zu bleiben, Alles befürchtend, doch über Nichts sicher, öffnete sie die Thüre der Wohnung und fing an um Hilfe zu rufen.

Colombau trat auf diesen Ruf aus seinem Zimmer und erblickte wie gesagt, das Mädchen mit aufgelösten Haaren, in Thränen gebadet und die Hände ringend.

»Mein Herr! mein Herr!« sagte sie, »meine Mutter schaut mich an, doch sie antwortet mir nicht!«

»Sie ist wahrscheinlich vor Schwäche ohnmächtig,« erwiderte der junge Mann, da er auch entfernt nicht an den Tod glaubte.

Und er trat in das Schlafzimmer ein.

Er bebte, als er diesen Körper erblickte, der gewisser Maßen das ansehen einer Leiche angenommen hatte: das Gesicht war hypokratisch; die Glieder waren starr die Hand, an deren Gelenk er die Schläge des Pulses suchte, war kalt wie Marmor!

Er erinnerte sich, als ein fünfzehnjähriger Knabe seine Mutter, die edle Gräfin den Penhoël, auf ihrem Paradebette ausgestreckt gesehen zu haben, und er erkannte auf der Stirne des Leichnams, den er zu dieser Stunde vor Augen hatte, die bläulichen Tinten des Todes.

»Nun, mein Herr? . . nun?« fragte schluchzend Carmélite.

Der junge Mann gab sich den Anschein, als glaubte er beständig an eine Ohnmacht, um allmählig das Mädchen auf den Schlag, der es treffen sollte, vorzubereiten.

»Oh!« erwiderte er, »Ihre Mutter ist sehr schlimm, armes Kind.«

»Warum antwortet sie mir aber nicht, mein Herr? warum antwortet sie mir nicht?«

»Nähern Sie sich, mein Fräulein,« sagte Colombau.

»Ich wage es nicht . . . ich wage es nicht . . . Warum schaut sie mich so an? was verlangt sie denn von mir? . . was will sie denn, daß sie mich so anschaut?«

»Sie verlangt, daß Sie ihr die Augen schließen, mein Fräulein! sie verlangt, daß wir für die Ruhe ihrer Seele beten!«

»Sie ist aber nicht todt, nicht war?« rief das Mädchen.

»Knieen Sie nieder, mein Fräulein!« sprach Colombau, indem er ihr das Beispiel gab.

»Was sagen Sie, mein Herr?«

»Ich sage, mein Fräulein: Gott, der uns das Leben gegeben, hat das Recht, es uns wieder zu nehmen, wenn es ihm beliebt.«

»Oh!« rief Carmelite, wie vom Blitze getroffen; »oh! ich sehe, ich sehe . . . meine Mutter ist todt!«

Und sie fiel rückwärts, als ob sie selbst sterben sollte.

Der junge Mann empfing sie in seinen Armen und trug sie ohnmächtig auf ihr Bett, das im anstoßenden Zimmer war.

Auf die von dem Mädchen ausgestoßenen Schreie, auf den Lärmen, den die so eben von uns erzählte Scene gemacht, kam die Frau von einem der Arbeiter des ersten Stockes mit einer ihrer Freundinnen, welche in diesem Augenblicke bei ihr war, herauf.

Die zwei Frauen, als sie die Thüren der Wohnung offen fanden, traten ein und erblickten Colombau, der es versuchte, Carmelite dadurch zum Bewußtsein zurückzurufen, daß er ihr in die Hände schlug.

Als dieses Mittel nicht rasch genug wirkte, nahm eine von den Frauen eine Flasche, welche auf der Toilette stand, und übergieß das Gesicht der armen Waise mit Wasser.

Carmelite kam zitternd und mit den Zähnen klappernd zu sich, die zwei Frauen wollten sie auskleiden und zu Bette bringen.

Dach sie raffte ihre Kräfte zusammen, stemmte sich auf ihren Füßen an, wandte sich gegen Colombau und sprach zu ihm:

»Mein Herr, Sie haben gesagt, meine Mutter verlange, daß ich ihr die Augen schließe . . . Führen Sie sie mich zu ihr . . . führen Sie mich, ich bitte Sie! . . . Sonst,« fügte sie bei, indem sie voll Bangigkeit ihren Mund an das Ohr von Colemban hielt, »sonst würde sie mich die Ewigkeit hindurch so anschauen!«

»Kommen Sie!« erwiderte der junge Mann, welcher einen Anfang den Delirium in den Augen der Waise zu sehen glaubte.

Und sie durchschritt, gestützt auf den jungen Mann, ihr Zimmer, trat in das Zimmer ihrer Mutter ein, deren Blick, obgleich schon glasig, seine erschreckliche Starrheit behalten hatte, näherte sich mit langsamen, feierlichen Schritten dem Bette, neigte sich über den Leichnam, und drückte ihm in frommer Weise und eines nach dem andern die Augen zu.

Wonach Carmelite, der die Kräfte vollends entschwanden, auf den Leichnam ihrer Mutter fiel und zum zweiten Mal ohnmächtig wurde.

---

## XXXVII.

Fra Dominico Sarranti.

Der junge Mann nahm Carmélite in seine Arme und trug sie, wie er es mit einem Kinde gethan hatte, in das anstoßende Zimmer, wo die zwei Frauen warteten.

Der Augenblick, sie auszukleiden und zu Bette zu legen, war gekommen.

Colombau kehrte in seine Wohnung zurück, nachdem er eine von den Nachbarinnen gebeten hatte, sich zu ihm zu begeben, sobald das Mädchen im Bette wäre.

Die Nachbarin trat zehn Minuten nachher bei ihm ein.

»Nun?« fragte er.

»Sie ist wieder zu sich gekommen,« antwortete die Nachbarin; »doch sie hält ihren Kopf mit beiden Händen und spricht Worte ohne Zusammenhang, als ob sie das Delirium hätte.«

»Hat sie Verwandte?« fragte der junge Mann.

»Wir kennen keine von ihr.«

»Freundinnen im Quartier?«

»Keine Freundin! es waren ruhige Leute, welche äußerst zurückgezogen lebten: das kannte Niemand in der Welt.«

»Was gedenken Sie mit ihr zu thun? Sie kann nicht in dieser Todtenwohnung bleiben. Man müßte sie das Zimmer wechseln lassen.«

»Ich würde Ihnen wohl das meinige anbieten,« sagte die Nachbarin; »doch wir haben nur ein Bett . . . Im Ganzen,« fügte die wackere Frau, wie mit sich selbstsprechend, bei: »ich werde meinen Mann zum Schlafen auf den Speicher schicken und die Nacht auf einem Stuhle zubringen.«

Diese Hingebungen für Unbekannte gehören ausschließlich gewissen Frauen aus der Arbeiterklasse: die Frau aus dem Volke bietet ihren Tisch, ihre Stube, ihr Bett mit mehr Uneigennützigkeit an, als der Handelsmann ein Glas Wasser anbietet. Mag sie der moralische oder der physische Schmerz zu Hilfe rufen, mag es ein Mensch im Todeskampfe oder ein Mensch in der Verzweiflung sein, die Frau aus dem Volke bietet ihre Fürsorge, ihre Tröstungen, ihre Hilfeleistungen aller Art mit einer Großmuth und einer Selbstverleugnung, die eines ihrer schönsten Anrechte auf die Bewunderung des Philosophen und des Beobachters bilden.

»Nein,« sagte Colombau, »thun sie etwas Besseres: schleppen Sie das Bett der Waise in mein Zimmer, bringen Sie das meinige in ihren Alcoven; dann holen Sie einen Priester, um beim Totenbette zu wachen: ich werde einen Arzt für sie holen.«

Die Nachbarin schien zu zögern.

»Was gibt es?« fragte Colombau.

»Es wäre mir lieber, ich würde den Arzt holen, und Sie würden den Priester holen.«

»Warum?«

»Weil die gute Frau plötzlich gestorben ist.«

»Ach! ja, sehr unvermuthet.«

»Und folglich gestorben . . . Sie begreifen?i«

»Nein, ich begreife nicht.«

»Gestorben ohne Beichte.«

»Wohl; doch Sie gestehen selbst, daß es eine Heilige war.«

»Ja, aber ein Priester . . . ein Priester hört nicht auf diesem Ohr!«

»Wie! ein Priester würde sich weigern, bei einer Todten zu wachen?«

»Eine Todte, die nicht gebeichtet hat . . . darauf kann man eine Wette eingehen.«

»Gut . . . So holen Sie den Arzt, ich übernehme den Priester.«

»Ah! der Arzt, der ist nicht sehr weit: er wohnt beinahe gegenüber.«

»Ich brauche nur Jemand, der mir einen Brief in die Rue du Poz-de-Fer trägt.«

»Geben Sie mir den Brief; ich werde wohl Jemand finden.

Colombau setzte sich an einen Tisch und schrieb:

*»Kommen Sie, mein Freund! ein Lebender und ein Todter bedürfen Ihrer.«*

Und er legte den Brief zusammen und schrieb darauf die Adresse:

*»An den Bruder Dominique Sarranti, Dominicanermönch, Rue du Pot-de-Fer, No. 11.«*

Dann übergab er den Brief der Nachbarin.

Die Nachbarin ging hinab.

Mittlerweile bewerkstelligte Colombau den beabsichtigten Auszug, indem er sein Bett in das Zimmer des Mädchens und das Bett des Mädchens in sein Zimmer brachte.

Die Frau, welche auf Besuch bei der Nachbarin war, übernahm es, bis zur Ankunft des Arztes bei Carmélite zu bleiben und, wenn es sein wüßte, die Nacht an ihrem Bette zuzubringen.

Das Delirium vermehrte sich jeden Augenblick.

Die Frau nahm ihren Platz bei Carmélite; Colombau ging zum Specereihändler hinab, kaufte eine Kerze, stellte sie oben an das Bett der Todten und zündete sie an.

Während der Abwesenheit von Colombau war die Nachbarin mit dem Arzte zurückgekommen, und den Mann der Wissenschaft bei der Kranken lassend, hatte sie der Todten den frommen Dienst geleistet, ihr die Hände auf der Brust zu kreuzen und in die Hände ein Crucifix zu geben-.

Colombau zündete die Kerze an, kniete nieder und sprach die Todtengebete..

Es war nicht zu viel an zwei Frauen, um Carmélite zu pflegen; der Arzt hatte die ersten Syntome einer Gehirnentzündung erkannt; er hatte eine Verordnung zurückgelassen und sie strenge zu befolgen ermahnt: die Gehirnentzündung konnte von einfach, wie sie war, hitzig werden.

Was die Mutter betrifft, sie war am Bruche von einem der großen Gefäße des Herzens gestorben.

Viele starke Geister würden gelacht haben, hätten sie diesen schönen zweiundzwanzigjährigen jungen Mann auf den Knien beim Bette einer unbekanntten Frau und Todtengebete aus dem Gebetbuche mit dem Wappen seiner Familie lesend gesehen.

Colombau war aber ein religiöser Bretagner der alten Tage, der, wie seine Ahnen, Güter und Schlösser verkauft hätte, um Walten Habenichts nach Jerusalem mit den Worten: Diex le volt! [Gott will es!] zu folgen.

Er betete also mit einer wahren Inbrunst, indem er aus seinem Gebete jeden irdischen Gedanken zu verbannen suchte, als er hinter sich das Geräusch einer auf ihren Angeln knirschenden Thüre hörte.

Er wandte sich um.

Derjenige, welchen er hatte holen lassen, kam auf seinen Ruf: Bruder Dominique, mit seiner schönen weiß und schwarzen Tracht, stand auf der Schwelle.

Dieser junge Mönch, von kaum siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, war fast der einzige Freund, — die Collége-Kameraden ausgenommen, die man Freunde zu nennen

übereingekommen ist, und die eine besondere Race bilden, — dieser junge Mönch, sagen wir, war fast der einzige Freund, den Colombau in Paris hatte.

Als Colombau eines Tags an der Kirche Saint-Jacques-du-Haut-Pas vorbeiging, sah er die Bevölkerung der Straße und der Vorstadt sich an der Thüre drängen; er fragte, was es sei, und man antwortete ihm, ein junger Mann, bekleidet mit einer langen weißen Robe, halte eine Predigt.

Er trat ein.

Es stand in der That ein Mönch, jung an Jahren, doch gealtert durch die strengen Uebungen oder durch den Schmerz, auf der Kanzel und predigte.

Seine Rede hatte zum Gegenstand die *Resignation*.

Der Mönch hatte sie in zwei sehr von einander abgesonderte Theile geteilt.

Bei den Mißgeschicken, weiche von Gott kommen, das heißt bei Todesfällen, bei erschrecklichen Unfällen, bei unheilbaren Gebrechen sagte er:

»Ja, ergebet Euch, meine Brüder, beuget Euch unter den Arm, der züchtigt; betet und betet an! Die Resignation ist eine Tugend!«

Bei allen Mißgeschicken aber, die von Menschen kommen, wie getäuschte Ambitionen, ruinirte Vermögensverhältnisse, gescheiterte Pläne, sagte er:

»Wirket gegen das Unglück, meine Freunde, erhebet Euch stark durch Euer Vertrauen zum Herrn, zu Eurem Rechte und zu Euch selbst; beginnt den Streit und haltet den Kampf aus. Die Resignation ist eine Feigheit!«

»Colombau wartete, bis die Predigt beendet war, und beim Ausgange aus der Kirche drückte er dem Mönche die Hand, wie er es, nicht einer mit einem geheiligten Charakter bekleidete Person, sondern jedem Menschen gethan hatte, in welchem er die drei Tugenden ehrte, die zu schätzen ihn sein eigener Charakter in den Stand setzte.

Die Einfalt des Herzens, die Redlichkeit, die Stärke.

Von diesem Tage an hatten sich die zwei jungen Leute, — der Mönch war vier bis fünf Jahre älter als Colombau, — von diesem Tage an hatten sieh die zwei jungen Leute eine seltsame Gemeinschaft der Grundsätze und der Gefühle geoffenbart.

Dem zu Folge hatten sie eine enge Verbindung geschlossen, und es kam selten vor, daß sie nicht ein oder zweimal in der Woche ein paar Stunden mit einander zubrachten.

Werfen wir einen Blick rückwärts und sehen wir diesen jungen Mönch ernst und nachdenkend auf dem rauhen Wege der Vergangenheit auf uns zukommen.

Er nannte sich Dominique Sarranti und hatte mehr als eine Analogie mit dem finsternen Heiligen, den der Zufall zu seinem Patron gemacht.

Er war geboren in Vic-Denos, einem am Saume eines Waldes, sechs Meilen von Foix, einen Sprug von der spanischen Grenze liegenden Dörfchen im Departement der Arriège.

Sein Vater war Corse und seine Mutter Catalonierin; er hatte von Beiden in seinem Charakter, denn er besaß das düstere Gedächtniß des Corsen und die erschreckliche Zähigkeit des Cataloniers. Wer ihn auf der Kanzel mit seiner mächtigen Geberde gesehen hatte, wer ihn mit seinem ernsten und strengen Worte gehört hätte, würde ihn sogleich für einen in Mission in Frankreich begriffenen spanischen Mönch gehalten haben.

In Ajaccio in demselben Jahre wie Napoleon geboren an das Glück seines Landsmannes gebunden, hatte sein Vater alle Wechselfälle dieses Glückes erduldet; er hatte den besiegten Kaiser nach der Insel Elba begleitet; er war dem verrathenen Napoleon nach St. Helena gefolgt.

Im Jahre 1816 war er nach Frankreich zurückgekehrt. Warum hatte er so bald den erhabenen Gefangenen verlassen? Gaetano Sarranti hatte das ungesunde Klima, die verzehrende Sonnenhitze vorgeschützt.

Diejenigen, welche ihn kannten, glaubten nicht an diesen Beweggrund, und sie betrachteten Sarranti als einen von den geheimnisvollen Agenten, welche der Kaiser der Sage nach in Frankreich verbreitete, um eine Rückkehr von St. Helena zu versuchen, wie er eine Rückkehr von der Insel Elba versucht hatte, oder wenigstens, sollte diese Rückkehr unmöglich sein, über die Interessen seines Sohnes zu wachen.

Er war als Lehrer von zwei Kindern bei einem sehr reichen Manne, Herrn Gérard eingetreten.

Diese Kinder waren nicht der Sohn und die Tochter von Herrn Gérard, sondern sein Neffe und seine Nichte.

Dach plötzlich, im Jahre 1820, zur Zeit der Verschwörung Nantés und Bérard, war Gaetano Sarranti verschwunden, und man sagte, er habe sich nach Indien zu einem ehemaligen General von Napeleon begeben, der 1813 in den Dienst eines Fürsten von Lahore getreten.

Wir haben schon dieser Flucht von Gaetano Sarranti bei Gelegenheit des Verschwindens des Wagners der Rue Saint-Jacques, eines Bruders der Mutter Boivin, erwähnt, ein Verschwinden, in Folge dessen die kleine Mina die Thüre, an die sie geklopft, verschlossen gefunden hatte und vom Schulmeister und von seiner Familie aufgenommen worden war.

Wir sprachen bei dieser Gelegenheit auch von einem Sohne, den im Seminar Saint-Sulpice der flüchtige Corse hatte.

Dieser Sohn war der Mann, dessen Portrait wir zu zeichnen versucht haben; es war der Bruder Dominique Sarranti, den man wegen seines spanischen Ansehens allgemein den *Fra Dominico* nannte.

Der junge Mann hatte sich jeder Zeit für den geistlichen Stand bestimmt; als seine Mutter todt und sein Vater nach St. Helena abgegangen war, wurde er einem Seminar übergeben.

Bei seiner Rückkehr von St. Helena im Jahre 1816 machte sein Vater, — welcher sehr ungern diesen seltsamen Beruf bei einem jungen Manne sah, der etwas ganz Anderes als Priester werden konnte, — sein Vater, sagen wir, machte einen letzten Versuch, ihn zu bewegen, ins bürgerliche Leben zurückzukehren; er brachte eine ziemlich bedeutende Summe mit, um die Unabhängigkeit des jungen Mannes zu sichern; doch dieser weigerte sich beharrlich.

Als Gaetano Sarranti verschwunden war, wurde sein Sohn, der damals, wie gesagt, Pensionär bei Saint-Sulpice, mehrere Male auf die Polizei gerufen.

Einmal sahen ihn seine Kameraden düsterer und bleicher als gewöhnlich zurückkommen.

Eine Anklage viel schwerer als die eines Complottes gegen den Staat lastete auf seinem Vater.

Nicht nur war er angeklagt, er habe mit Hilfe gewaltsamer Mittel die bestehende Regierung umstürzen wollen, sondern man verfolgte auch eine Untersuchung — gegen ihn als bezüchtigt der Entwendung einer Summe von dreimal hunderttausend Franken eben diesem Herrn Gérard gehörig, bei dem er Lehrer seines Neffen und seiner Nichte war, und man legte ihm sogar das Verschwinden, wie man Anfange sagte, und sodann die Ermordung dieses Neffen und dieser Nichte zur Last.

Allerdings wurde bald nachher die angefangene Untersuchung wieder aufgegeben; doch der Verbannte blieb nichtsdestoweniger unter dem Gewichte dieser entsetzlichen Anklage.

Alle diese Ereignisse machten Dominique immer düsterer als Menschen, immer strenger als Priester.

In dein Augenblicke, wo er sein Gelübde ablegen sollte, erklärte er auch, er wolle in einen der strengsten Orden eintreten, und er wählte den Orden des heiligen Dominique, der in Frankreich den Namen Jacobiner-Orden angenommen hat, weil das erste Kloster dieses Ordens in der Rue Saint-Jacques erbaut wurde.

Er legte sein Gelübde ab und wurde zum Priester am Tage nach seiner Volljährigkeit, das heißt am 7. März 1821, geweiht.

In der Zeit, zu der wir gelangt sind, war Bruder Dominique schon etwas über zwei Jahre im Orden.

Er war zu dieser Stunde ein Mann von siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, mit großen, lebhaften, klaren, durchdringenden schwarzen Augen, mit tiefem Blicke, sorgenvoller Stirne, bleichem, strengem Gesichte und stolzer, energischer, entschlossener Haltung; er war groß von Gestalt, mächtig in Geberden, kurz in Worten; sein Gang war edel, langsam, ernst, gewisser Maßen rhythmisch; sah man ihn auf der Straße gehen, den Schatten der Häuser suchend, um seine träumerische Stirne, welche unablässig die Spur eines finsternen Kummers an



sich trug, darein zu versenken, so hätte man ihn für einen von jenen schönen Mönchen von Zurbaran gehalten, der, von der Leinwand herabgestiegen, ein Flüchtling des Grabes, mit dem gleichmäßigen, sonoren Schritten des der Einladung von Don Juan folgenden steinernen Gastes auf die Erde zurückgekehrt wäre.

Der unbeugsame Wille und die tiefe Energie, die sich in diesem Gesichte ausgeprägt fand, offenbarten indessen mehr die Strenge eherner Grundsätze, als den Kampf ehrgeiziger Leidenschaften.

Es war überdies das redlichste Urtheil, die gesundeste Vernunft, das reichste Herz der Welt.

Das einzige unverzeihliche Verbrechen, dessen sich ein Mensch in seinen Augen schuldig machen konnte, war die Gleichgültigkeit in Betreff der Menschheit; denn die Liebe für die Menschheit schien ihm das Hauptelement des Lebens der Völker; er gerieth zuweilen in eine bewunderungswürdige Begeisterung, wenn er in der Zukunft, so fern sie war, jene allgemeine Harmonie gegründet auf die Verbrüderung der Nationen erschaute, welche das Seitenstück der Harmonie der Welten bilden soll.

Sprach er von der zukünftigen Unabhängigkeit der Nationen, so geschah es mit einer ergreifenden Beredtsamkeit; man fühlte sich dann zu ihm und mit ihm hingerissen durch einen Aufschwung unwiderstehlicher Sympathie; sein Wort hinterließ in Euch Etwas wie einen Reflex seines Herzens; seine Rede theilte Euch seine Stärke mit; man war im Begriffe, einen Flügel seines Rockes zu nehmen und zu sagen: »Voran, Prophet; ich folge Dir.«

Nur nagte ein furchtbarer Wurm an dieser köstlichen Frucht: das war die Bezeichnung des Diebstahls und des Mordes, die auf seinem Vater lastete.

---

## XXXVIII.

Symphonie des Frühlings und der Rosen.

Das war der junge Mönch, der aus der Schwelle erschien.

Er blieb stehen, betroffen von dem Schauspiele, das er vor Augen hatte.

.

»Freund, sprach er mit seiner traurigen Stimme, der er bei Gelegenheit einen tröstlichen Ausdruck zu geben wußte, »die Frau, welche hier liegt, ist hoffentlich weder Ihre Mutter, noch Ihre Schwester.«

»Nein,« antwortete Colombau; »ich war fünfzehn Jahre alt, als ich meine Mutter verlor, und ich hatte nie eine Schwester.«

»Gott erhalte Sie zum Troste der alten Tage Ihres Vaters, Colombau,« sprach der Priester.

Und er schickte sich an, vor dem Leichnam niederzuknien.

»Warten Sie, Dominique,« sagte Colombau; »ich habe Sie holen lassen . . . «

Dominique unterbrach ihn:

»Sie haben mich holen lassen, weil Sie meiner bedurften Ich bin gekommen, und hier bin ich.«

»Ich habe Sie holen lassen, mein Freund, weil die Frau, die Sie hier liegen sehen, wie vom Blitze getroffen durch den Bruch von einem der großen Gefäße des Herzens, eine so gute Christin, eine so fromme Frau sie auch war, ohne Beichte gestorben ist.«

»Es geziemt Gott allein, und nicht den Menschen, zu beurtheilen, in welcher Verfassung sie gestorben ist,« antwortete der Mönch. »Beten wir!«

Und er kniete oben am Bette nieder.

Colombau, da er wußte, daß eine Wärterin bei der Tochter war und ein Priester bei der Mutter, konnte nun für die Beerdigung Sorge tragen.

Im Vorübergehen erkundigte er sich nach Carmelite.

Ganz erschöpft, war das Mädchen unter dem Einflusse eines vom Arzte verschriebenen Schlaftrunkes entschlummert.

Colombau nahm alles Geld, was er hatte, und ordnete mit der Kirche, mit dem Leichengepränge, mit dem Conservator des Friedhofes alle Einzelheiten von diesem fünften Acte

des Lebens.

Am Abend um sieben Uhr kam er nach Hause zurück. Er fand Dominique, wenn nicht im Gebete, doch wenigstens in der Meditation beim Bette der Verstorbenen.

Der Mann Gottes hatte nicht einen Augenblick das Leichenzimmer verlassen.

Colombau verlangte von ihm-, daß er etwas Nahrung zu sich nehme. Der Mönch schien den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens nicht unterworfen; er gehorchte jedoch der Aufforderung seines Freundes; nach zehn Minuten war er aber zurück und nahm wieder seinen Platz am Bette der Todten ein.

Carmelite war mit einem verdoppelten Delirium erwacht.

Der Armen, da sie nicht das Bewußtsein ihres Zustandes hatte, blieb wenigstens Alles, was um sie hervorging, unbekannt.

Im Ganzen genommen waren die brennenden Schmerzen des Leibes besser, als die tiefen Bangigkeiten der Seele.

Die Nachbarinnen übernahmen die frommen Sorgen der Beerdigung; ein Schreiner brachte den Sarg; Nägel wurden durch Schrauben ersetzt, damit in der tiefe ihres Deliriurns die arme Carmelite nicht die Schläge auf den Sarg ihrer Mutter höre.

Der Tod war plötzlich gewesen; erst am zweiten Tage wurde der Leichnam nach Saint-Jacques-du-Haut-Pas getragen.

Bruder Dominique las die Todtenmesse in einer besonderen Kapelle.

Dann wurde der Leib nach dem West-Friedhofe gebracht.

Colombau begleitete den Leichnam mit zwei Arbeitern, die sich entschloßen, ihren Tagelohn zu verlieren, um diese fromme Pflicht zu erfüllen.

Die Gehirnentzündung von Carmelite verfolgte ihren Laufs bewunderungswürdig durch den Arzt behandelt, war sie genöthigt, Schritt für Schritt vor der Wissenschaft zurückzuweichen.

Nach Verlauf von acht Tagen kam Carmelite wieder zum Bewußtsein, nach zehn Tagen verbürgte sich der Arzt für ihre Erhaltung; am vierzehnten Tage stand sie auf.

.

Ihre Thränen floßen; — sie war gerettet!

Die Schwäche der Armen war aber Anfangs so groß, daß sie kaum einen Ton articuliren konnte.

Als sie die Augen wieder öffnete, erblickte sie an ihrem Bette das redliche Gesicht von Colombau; das letzte Gesicht, das sie die Augen schließend gesehen, das erste, das sie dieselben wieder öffnend sah.

Sie winkte mit dem Kopfe um Erkennung und Dank zu bezeichnen; dann that sie ihre durch das Fieber abgemagerte Hand aus den Betttüchern und reichte sie dem jungen Manne, der sie, statt sie zu drücken, achtungsvoll küßte, als ob das auf die Stirne des Mädchens gepreßte Siegel des Schmerzens in den Augen des edlen Bretagners ein Titel der Ehrfurcht wäre, der für den Moment so groß als die Krone auf der Stirne einer Königin.

Die Wiedergenesung von Carmelite erforderte einen Monat; am Anfange des März nahm sie wieder ihr Zimmer, und Colombau kehrte in das seinige zurück. Von diesem Tage an wurde die Vertraulichkeit, welche unter den zwei jungen Leuten begonnen hatte, unterbrochen.

Colombau bewahrte in einer Falte seines Gedächtnisses die Erinnerung an die Schönheit und die Güte des Mädchens.

Carmelite bewahrte in einem Winkel ihres Herzens eine gränzenlose Dankbarkeit und eine ergebene Zuneigung für Colombau.

Doch sie hätten auf sich anders zu sehen, als wie zwei auf demselben Boden wohnende Nachbarn, das heißt in seltenen Zwischenräumen.

Begegnete matt sich, so entspann sich eitle kleine Plauderei vor der Thüre, doch das war Alles: nie überschritt das Eine die Schwelle des Andern.

Es kam der Monat Mai; der Garten von Colombau stieß an den von Carmelite an: eine einfache Syringenhecke erhob sich zwischen diesen beiden Gärten, welche so weniger getrennt waren, als die von Pyramos und Thisbe, die eine Mauer trennte.

Die jungen Leute waren also gewisser Maßen in demselben Garten, weil, wenn der Wind die Syringen bewegte, die Hacke sich aufthat, als wollte sie den Plaudereien Durchgang gewähren, und die Blumen sich bald zum Einen, bald zum Andern zerstreuten.

Eines Abends, auf die Bitte von Carmelite, öffnete der junge Mann das Klavier wieder und entlockte, diesem lange geschlossenen, lange wie sein Herz stummen Instrumente tausend harmonische Noten, weiche, durch die Fenster seines Zimmers entschlüpfend, in der ruhigen Luft der Abenddämmerung vibrirten und dann, durch die benachbarten Fenster eindringend, das Mädchen in seinem Bette liebkosten wie die erfrischenden Strömungen des Frühlings.

Es war also zugleich Wohlgeruch und Melodie.

Dann, im Grunde von Allem dem, Traurigkeit, tiefe Traurigkeit!

Die arme Carmelite! sie war in der besten oder in der schlechtesten Stimmung, um zu lieben, je nachdem Sie, guter Leser, aus der Liebe einen Schmerz oder eine Freude, ein Unglück oder ein Glück machen wollen.

Was wird nun aus dieser kränklichen Gemüthsverfassung werden?

In einem der vorhergehenden Kapitel sagten wir, alle auf der rechten Seite dieses Theils der Rue du Val-de-Grace und der Rue Saint-Jacques liegenden Häuser haben zu reizenden Gärten geführt.

Von diesen Fenstern der jungen Leute, aus denen so viel Harmonie hervorkam, und wo so viele Wohlgerüche eindrangten, entrollte sich in der That folgendes Panorama vor den Augen.

Rechts, nördlich, ein ungeheures Gehege mit Pappeln und großen Bäumen bepflanz.

Links, südlich, eine Reihenfolge von Gärten, bepflanz mit Acacien, Syringen, Jasminsträuchen und Bohnenbäumen mit den gelben traubenförmigen Blüten.

Am Horizont, westlich, wie eine Hängmatte von Grün, worin die Sonne unterging, der Gipfel der Bäume des Luxembourg.

Im Centrum dieser drei Hauptpunkte eines der schönsten Schauspiele, die sich den Augen eines Dichters oder eines Verliebten bieten können.

Man denke sich ein zwanzig bis fünfundzwanzig Morgen großes Feld von blühenden Rosen um ein kleines Grabmahl, erbaut im siebzehnten Jahrhundert und seiner Form nach ziemlich ähnlich den Kapellen, welche die Erben auf dem Père Lachaise über der Gruft ihres Erblässers errichten lassen.

Und wenn wir sagen ein *Rosenfeld*, — eine Ebene in der Gegend von Persepolis, wo die Königin der Blumen geboren sein soll, — so glaube man nicht, es sei dies die geringste Übertreibung von uns: in einer Stadt wie Paris ist es schon so süß, fünf bis sechs Rosenköpfe um sich zu sehen, daß es vielleicht fabelhaft scheint, man könne ein ganzes Feld vor den Augen haben. Nichts ist indessen wahrer, und man kann heute noch, nach einem Zeitraums von dreißig Jahren, die vier bis fünf Morgen sehen, welche von diesem lieblichen Felde übrig geblieben sind.

Es war also, wie gesagt, nicht ein mit Klee oder Luzerne bepflanztes Feld, sondern ein wahres Rosenfeld, das die Luft auf zwei Stunden in der Runde mit seinen Wohlgerüchen erfüllte.

Alle Gegenden der Welt schienen in diesen Garten, um dieses Grab, als hätte dieses Grab die Reliquien eines Heiligen enthalten, die schönsten Rosen ihres Landes gebracht zu haben.

Man hätte glauben sollen, es seien die kolorierten Blätter der *Monographie der Rose*, zu jener Zeit durch den Engländer Lindley veröffentlicht.

Nichts fehlte hierbei, keine Gattung, keine Varietät; die fünf Welttheile sigurirten hier in ihren schönsten Blumen verklörpert. Es war die Kaukasische Rose, die Kamtschatalische Rose, die gesprenkelte Rose von China, die Caroliner Rose, die glänzende Rose der Vereinigten Staaten, die Mai-Rose, die Schwedische Rose, die Alpen-Rose, die Sibirische Rose, die gelbe Rose der Levante, die Rose von Rankin, die Damascener Rose, die Bengalische Rose, die Provencer Rose,

die Champagner Rose, die Rose von St. Cloud, die Provinser-Rose, — von der die Legende behauptet, sie sei von Syrien nach Provins durch einen Grafen von Brie bei der Rückkehr von den Kreuzzügen gebracht worden; — kurz, es war die, weil sie vollständig, vielleicht einzige Sammlung der zu jener Zeit bekannten zwei- bis dreitausend Varietäten von Rosen, eine Zahl, die sich noch alle Tage vermehrt, eine Progression, worüber wir den Kunstgärtnern nicht genug Lob zu spenden vermöchten.

»Der Titel *Königin der Blumen*, den die Rose verdient, ist durch zu häufige Wiederholung abgedroschen geworden.« sagt der *Gute Gärtner*; »die Rose vereinigt alle Arten von Vollkommenheiten, die man bei einer Blume wünschen kann: die verführerische Coquetterie ihrer Knospen, die zierliche Disposition ihrer leicht geöffneten Blätter, die anmuthigen Umrisse ihrer ganz aufgegangenen Blüthen geben ihr die Vollkommenheit der Formen; es gibt keinen süßeren und lieblicheren Wohlgeruch, als den ihrigen; ihr Incarnat ist das der vollkommensten Schönheit; mit lebhafteren Nuancen ahmt sie dem feurigen Teint der Bacchantin nach und ihre Weiße wird ein Emblem der Unschuld und der Reinheit.«

Diese Definition der Rose, eine Definition gefärbt wie ein altes Pastellgemälde aus der Zeit von Ludwig XV., wird uns als natürlicher Übergang dienen, um zur frischen Schönheit unserer Heldin zu gelangen; in der That, einige Werte dem Portrait beigefügt, das der *Gute Gärtner* von der souveränen Blume entworfen hat, werden genügen, um Carmelite zu malen.

Sie war groß und biegsam von Gestalt, mit sehr dunkel kastanienbraunen Haaren, welche so reichlich und kräftig wuchsen, daß sie dem Auge rauh zu sein schienen, aber beim Berühren weich wie Seide waren.

Saphirblaue Augen, korallenrothe Lippen, perlenweiße Zähne vollendeten das Ganze dieses schönen, köstlichen Geschöpfs.

Eines Tags, gegen das Ende des Monats Mai, waren Colombau und Carmelite, schauend und athmend, jedes an seinem Fenster; das Mädchen war wie geblendet von dem Schauspiel, wie berauscht von dem Wohlgeruche.

Den ganzen Tag war die Hitze erstickend gewesen; es hatte drei bis vier Stunden geregnet, und gegen sieben Uhr Abends, als sie ihr Fenster öffnete, war Carmélite erstaunt, da sie ganz in Blumen dieses Rosenfeld sah, welches sie am Morgen in Knospen gesehen hatte. Sie begriff ebenso wenig dieses plötzliche Aufblühen der Pflanzen, als sie an einem Schmerzstage, dessen Andenken ihrem Geiste immer gegenwärtig war, den plötzlichen Übergang vom Leben zum Tod begriffen hatte.

Als am Abend Beide in den Garten hinabgegangen und nur durch die Hecke der schon verblühten Syringen von einander getrennt waren, befragte auch Carmélite Colombau über diese rasche Verwandlung der Knospen in Blumen.

Carmélite war sehr unwissend in der Botanik; denn in der Zeit, wo die Ereignisse vorgehen, die wir erzählen, wurde diese Wissenschaft als ziemlich überflüssig bei der Erziehung eines Mädchens betrachtet. Colombau der mehr als einmal Gelegenheit gehabt hatte, diese

Unwissenheit wahrzunehmen, fing nun, immer durch die bewegliche grüne Mauer, einen Cursus der Pflanzenphysiologie an, wobei er dieses reizende Studium von den genauen, aber, für die Frauen besonders, unverständlichen Worten befreite, mit denen es die Gelehrten überhäuft haben.

Er beschrieb ihr die Organisation der Pflanzen auf eine höchst einfache Art, indem er sie auf die drei Elementarorgane zurückführte, welche durch ihre Vereinigung alle Pflanzengewebe constituiren, Gewebe vergleichbar im Princip einer Gummiauflösung, die sich verdichtend ihre feinen Fasern mit einander verwickelt, in welchen Fasern sich allmählig zahllose Zellen bilden; er machte ihr begreiflich, diese drei Elementarorgane enthalten den inkrustirenden Stoff des Holzes, die kristallisirten Säfte, das Salzemehl, den Klebstoff, die flüchtigen Oele und die verschiedenen Färbestoffe, unter denen der bedeutendste der grüne Stoff.

Von den Elementarorganen kam er zu den zusammengesetzten Organen, indem er von der Haut sprach, die ihnen als Uebergang diente er nahm eine Pflanze im embryonären Zustand, in der Periode, wo sie, kaum geboren, noch am mütterlichen Stängel hängt, und ließ sie alle Phasen des Wachstums bis zu dem Augenblicke verfolgen, wo diese Pflanze, fähig, sich von ihrem Stamme loszumachen, sich selbst reproducirt.

Nachdem er so seiner jungen Nachbarin eine rasche und klare Definition von allen Organen der Pflanzen, — Wurzeln, Stängel, Blätter, Knospen, — gegeben hatte, erklärte er ihr die Verwandlungen, bei mehreren von diesen Vegetabilien, gewisser Organe von ihnen in Dorne, — wie bei den Disteln, den Sauerdornen, den falschen Acacien, — oder in Ranken, wie bei der Rebe, den Erbsen und den Passionsblumen.

Er machte sie mit der zwischen allen Reichen der Natur bestehenden Solidarität bekannt; wie der Mensch ebenso wenig der Pflanze entbehren kann, als die Pflanze des Menschen; wie Alles in dieser Welt auf eine so harmonische Weise eingerichtet ist, daß das Eine unter der Abwesenheit des Andern leiden würde; er entdeckte ihr die Geheimnisse der Nahrung bei den Pflanzen; er sagte ihr, wie sie zugleich durch die Wurzel und die Blätter im Boden und in der Luft die für ihre Entwicklung nothwendigen Elemente schöpfen; er setzte ihr auseinander, wie der Saft, — der nichts Anderes ist als die Circulation des Blutes bei den Pflanzen, — sich von unten nach oben erhebt, und ließ sie durch einen frisch abgeschnittenen Zweig eines Weinstocks den Ausfluß des Saftes genannt die *Thränen* der Rebe sehen; er lehrte sie endlich, daß die Pflanzen schlafen, athmen, sich wieder erzeugen wie die Thiere, und er erfüllte ihren jungen Verstand mit Erstaunen, da er ihr enthüllte, gewisse Pflanzen haben natürliche Bewegungen, welche mit der gewöhnlichen Unbeweglichkeit der Vegetabilien contrastiren.

Zehnmal wollte er sich unterbrechen, aus Furcht, sie zu ermüden oder wenigstens zu langweilen; doch hätten nicht die Nacht und das Blätterwerk das Gesicht von Carmélite verschleiert, so würde er im Gegentheil darin das tiefste Entzücken gelesen haben.

Plötzlich, als man einen Stern vorüberziehen sah, kam man von der Pflanzenphysiologie auf die Astronomie; man ließ die von den Menschen allen diesen unbekanntem Welten, Gegenständen ihrer ewigen Neugierde, gegebenen mythologischen Namen die Revue passieren; der Himmel, die Erde, das Meer, die modernen Zeiten, das Altertum, Griechenland, Aegypten,

Indien wurden in Contribution gesetzt, um diese ersten Stunden der Vertraulichkeit zwischen zwei jungen Leuten in einer Frühlingsnacht zu feiern.

Sie dachten nicht an die Menschen; sie dachten nicht einmal an sich selbst; sie ahnten nicht einen Augenblick, daß die Blumen, die Welten, die Wolken, die Sterne, die Lüfte, auf denen sie seit der Abenddämmerung reisten, sie unfehlbar allmählig in die ätherischen Regionen der platonischen Liebe führen mußten.

Und was war denn dieser leidenschaftliche, glühende Eifers mit dem Colombau die Harmonien der Natur beschrieb, wenn nicht eine leuchtende Kundgebung der frischesten und mächtigsten Liebe, welche je, eine Pflanze des Lebens oder des Todes, im Herzen eines jungen Mannes gekeimt?

Diese Kraft der Aufmerksamkeit, das Entzücken des Mädchens während dieser Revue der Wunder der Schöpfung, welche so rasch und fast ohne mehr Spuren zu hinterlassen, als der Stern, den sie hatten hinschweben sehen, vorübergezogen, was war es denn, wenn nicht die Offenbarung der ersten Liebe?

Und füget dieser Gemüthsverfassung von siebzehn Jahren bei der Einen, von zweiundzwanzig Jahren beim Andern bei, daß der Tag stürmisch gewesen, daß die Luft lau und von Wohlgerüchen erfüllt war, und daß bei dem Strahlen der Sonne, bei der Liebkosung dieser Lüfte ein ganzes Rosenfeld am Morgen in Knospem am Abend in Blumen stand!





## XXXIX.

### Das Grab der la Ballière.

An diesem Abend also, berauscht durch den Wohlgeruch der Rosen, der sie umhüllte, wie jene duftende Wolle, worin Virgil seine Göttinnen verbirgt, unter diesem leuchtenden Himmel, dessen Sterne sich verliebt wie eben so viele Apollos und Daphnes zu verfolgen schienen, in dieser durch den Regen des Tages abgekühlten Atmosphäre, mit einem Worte, in dieser ersten ruhigen, heiteren, balsamischen Frühlingsnacht erschlossen sich die Herzen der zwei jungen Leute der Liebe, wie sich dem befeuchtenden Thau am Abend der Kelch der Blumen erst schloß.

Nachdem sie Mitternacht schlagen hörten, als sie die hellen Glockenklänge bis zwölf zählten, bebten sie, gaben einen Schrei von sich, wechselten einen raschen guten Abend und gingen zitternd wie Schuldige hinauf.

Nachdem sie zum zweiten Stocke gelangt waren, blieben sie stehen. Das Fenster des Bodens war offen; der Mond beleuchtete schweigsam und melancholisch das von Rosen umgebene Grab.

»Was für ein Grab ist das?« fragte Carmélite, während sie sich mit dem Ellenbogen auf das Fenstergesims stützte.

»Es ist das Grab von Mademoiselle de la Vallière,« antwortete der junge Mann, der sich neben ihr in dem engen durch die Oeffnung des Fenster gegebenen Raume auflehnte.

»Wie, das Grab von Mademoiselle de la Vallière findet sich hier?« fragte Carmélite.

»Alle diese Terrains, die Sie hier sehen,« antwortete Colombau, bildeten einst den Garten eines dem Orden, dessen poetischen Namen Sie führen, gehörenden Klosters; mitten in diesem Garten war eine Kirche, nach den alten lutecischen Sagen auf den Ruinen eines Tempels der Ceres erbaut; man kennt nicht genau die Epoche der Stiftung dieser Kapelle; nur glaubt man, sie datire aus der Zeit der Regierung von Robert dem Frommen; gewiß ist, daß sie schon am Ende des zehnten Jahrhunderts Benedictiner-Mönche der Abtei von Marmoutier inne hatten, welche sie als Priorei bis zum Jahre 1604 besaßen, wo sie den Carmeliterinnen von der Reform der heiligen Therese abgetreten wurde. — Catharina von Orleans, Herzogin von Longueville, erhielt, angetrieben von einigen Devoten, die ihr den Titel Stifterin anboten, vom König, durch die Unterstützung von Maria von Medici, alle für die Gründung dieser Anstalt nöthigen Vollmachten. Mit der Erlaubniß von König Heinrich IV. und dem Gutheißen von Papst Clemens VIII. ließ man von Avila nach Paris sechs Carmeliterinnen kommen, welche durch die seraphische Heilige Therese de Cepedes formirt worden waren. Diese sechs Nonnen waren die ersten ihres Ordens in Frankreich; sie bewohnten das Kloster, welches hier war und nicht mehr existirt; beteten, sangen, starben in dieser Kirche, von der nur noch das Grab übrig ist, nach dessen Namen Sie fragen.«

»Oh! wie interessant ist das!« rief Carmélite in ihrem Erstaunen über die Offenbarung dieser

Geheimnisse der ewigen Natur und der ephemeren Vergangenheit. »Und weiß man, wie die sechs Nonnen hießen?«

»Ich weiß es,« erwiderte lächelnd der junge Bretagner; »denn ich bin der Mann der Legenden. Sie hießen Anna von Jesus, Anna von St. Bartholomäus, Isabella von den Engeln, Beatrix von der Empfängniß, Isabella von St. Paul und Eleonora von St. Bernhard. Die Herzogin non Longueville ging ihnen entgegen und wollte, daß ihr Einzug in die Priorei durch ein Fest gefeiert werde.—

Alles dies war nicht so interessant, als Carmelite sagte und Colombau es zugab; doch die armen Kinder belogen einander, denn sie wollten nur einen Vorwand finden, um sich nicht zu verlassen. Alles war gut in diesem Falle; das mystische Gespräch nahm auch seinen Fortgang.

»Oh! wie gern hätte ich ein Fest von jener Zeit sehen mögen!« sagte Carmelite.

»Wohl, mein Fräulein, hören Sie,« erwiderte Colombau: »bleiben, Sie wo Sie sind; schließen Sie die Augen, setzen Sie die Einbildungskraft an die Stelle des Gesichtes, stellen Sie sich vor, Sie haben zu Ihrer Linken ein düsteres Kloster mit hohen Mauern; dort, Ihnen gegenüber, die Kirche, — und warten Sie. . . «

Der junge Mann ging rasch in sein Zimmer.

»Wohin gehen Sie?« fragte Carmélite.

»Ich will ein Buch holen,« rief der junge Mann aus dem Innern seiner Wohnung.

«Und er kam nach fünf Minuten, ein Buch in der Hand haltend zurück.

»Schließen Sie nun die Augen,« sagte er.

»Sie sind geschlossen.«

»Sehen Sie das Kloster links?«

»Ja.«

»Sehen Sie die Kirche Ihnen gegenüber?«

»Ja.«

Colombau öffnete das Buch.

Der Mond glänzte strahlend in seinem Zenith und warf auf diese ganze ruhige, stille Natur ein so reines Licht, daß Colombau wie am hellen Tage lesen konnte.

Er las.

»»Am Mittwoch dem 24. August, am Tage des heiligen Bartholomäus, wurde in Paris eine

neue und feierliche Procession den Schwestern-Cameliterinnen gemacht, welche an diesem Tage von ihrem Hause Besitz ergriffen; das Volk strömte in großer Menge herbei als wollte es Ablass gewinnen; die Nonnen gingen in schöner Ordnung, angeführt vom Doctor Duval, der ihnen, einen Stab in der Hand haltend, als Pedell diente und eine gewaltige Aehnlichkeit mit einem Wehrwolf hatte.

»Doch das Unglück wollte, daß dieses große und heilige Mysterium durch zwei Geigen, welche eine Bergamasque zu spielen angingen, gestört und unterbrochen wurde; was diese armen Leute vertrieb und sie veranlaßte, sich ganz erschrocken mit ihrem Anführer, dem Wehrwolf, in ihre Kirche zurückzuziehen; sobald sie hier, als an einem Orte der Freiheit und Sicherheit, gelangt waren, begannen sie das Te Deum laudamus zu singen.»

»Haben Sie gesehen?« fragte Colombau.

»Ja, doch etwas Anderes als das, was ich zusehen hoffte,« erwiderte lächelnd Carmélite.

»Man sieht nicht immer, was man zu sehen glaubt, wenn man die Augen offen hat, geschweige denn, wenn man sie geschlossen hat.«

»Und in dieses Kloster zog sich Mademoiselle de la Vallière zurück?«

»In dieses Kloster, wo sie sechsunddreißig Jahre unter fortwährenden Uebungen einer immer mehr erbaulichen Frömmigkeit zubrachte und am 6. Juni des Jahres 1710 starb.«

»Und hier, in diesem Grabe,« fragte das Mädchen, »ruht der Leib der armen Herzogin?«

»Dieses behaupten hieße viel sagen.«

»Sie ist also ausgegraben worden?«

»Im Jahre 1790 hob ein Dekret der Nationalversammlung das Kloster auf; man brach die Kirche ab. . . Wer weiß, was aus dem Leibe der armen Sünderin geworden ist, welche Le Brun unter den Zügen der heiligen Magdalena dargestellt hatte. Und dennoch, wie ich Ihnen, die Sie sich mehr als hundert Jahre nach ihrem Tode um sie bekümmern, gesagt habe, dennoch behauptet die Tradition, er sei verschont worden, und ruhe immer noch in der Gruft unter dieser kleinen Kapelle.«

»Und,« fragte Carmelite mit dem Zögern der Neugierde, welche getäuscht zu werden befürchtet, »man kann ohne Zweifel nicht hineinkommen?«

»Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein« erwiderte Colombau, »man kommt nicht nur hinein: man wohnt darin.«

»Und welcher Profane kann in diesem geheiligten Ruheorte wohnen?«

»Der Gärtner, mein Fräulein; derjenige, welcher alle die schönen Rosen cultivirt, deren Wohlgerüche wir in diesem Augenblicke einathmen.«

»Oh! wie gern möchte ich diese Kapelle besuchen!« rief Carmélite.

»Nichts kann leichter sein.«

»Wie ist es zu machen?«

»Man braucht nur den Gärtner um die Erlaubniß zu bitten.«

»Wenn er sie mir aber verweigert?«

»Weigert er sich, Sie das Grab sehen zu lassen, so bitten Sie ihn, seine Rosen sehen zu dürfen, und aus Liebe für seine Rosen wird er Ihnen erlauben, das Grab zu sehen.«

»Diese Rosen gehören also ihm?«

»Er ist der privilegirte Besitzer derselben.«

»Und was kann er mit so vielen Rosen machen?«

»Ei! er verkauft sie,« erwiderte der junge Bretagner.

»Oh! der abscheuliche Mensch!« versetzte Carmélite mit einem ganz kindischen Vorwurf; »diese schönen Rosen verkaufen! Ich glaubte, er cultivire sie aus Religion oder wenigstens zu seinem Vergnügen!«

»Er verkauft sie. . . Und schauen Sie! von hieraus sehen Sie unter meinem Fenster drei Rosenstöcke, die er kürzlich an mich verkauft hat.«

Carmélite neigte sich auf die Seite, und ihre schönen« flatternden Haare streichen das Gesicht des jungen Mannes, der einen Schauer seinen ganzen Leib durchlaufen fühlte.

Sie fühlte zu gleicher Zeit den-Hauch von Colombau durch ihre Haare ziehen, denn sie wich rasch und ganz erröthend zurück.

»Oh!« sagte sie unklug, »wie gern möchte ich einen von den Rosenstöcken haben, die diese Kapelle umgeben!«

»Werden Sie mir erlauben, Ihnen einen von den meinigen anzubieten?« versetzte hastig Colombau.

»Oh! ich danke, mein Herr,« erwiderte Carmélite, welche nun ihre Unbesonnenheit wahrnahm; »ich möchte einen haben, doch von meinen Händen auf dieser Erde gezogen, wo Schwester Louise von der Barmherzigkeit gelebt und wo ihr Körper geruht hat, vielleicht jetzt noch ruht.«

»Warum gehen Sie nicht morgen schon dahin?«

»Ich hätte nie den Muth, allein zu gehen.«

»Ich biete Ihnen meinen Arm an, wenn Sie ihn annehmen wollen.«

Carmelite blieb einen Augenblick verlegen; endlich aber machte sie eine Anstrengung und antwortete:

»Hören Sie, Herr Colombau, ich hege eine tiefe Achtung und eine große Dankbarkeit für Sie. doch ginge ich an Ihrem Arme am hellen Tage aus, so würden alle Basen des Quartiers an einer solchen Unschicklichkeit ein Aergerniß nehmen.«

»So gehen wir am Abend dahin.«

»Kann man am Abend gehen?«

»Warum nicht?«

»Mir scheint, der Gärtner müsse sich zu gleicher Zeit mit seinen Blumen schlafen legen, nur zu derselben Zeit wie sie aufzustehen.«

»Ich weiß nicht, um welche Stunde er sich schlafen legt, doch ich weiß, daß er lange vor ihnen aufsteht.«

»Woher wissen Sie das?«

»Zuweilen, bei Nacht, wenn ich nicht schlafe . . . (die Stimme von Colombau zitterte leicht, als er diese Worte sprach), stelle ich mich ans Fenster und erblicke ihn mit einer Laterne in der Hand im Garten umhertrabend. . . . Sehen Sie, mein Fräulein, das Irrlicht, das durch den Garten läuft, ist er es nicht?«

»Wohin läuft er so?« fragte das Mädchen.

»Wahrscheinlich einer Katze nach.«

»Doch wenn er aufsteht,« sagte Carmelite lächelnd, »so muß es, obgleich sehr frühzeitig für ihn, für uns sehr spät sein.«

»Spät?« versetzte Colombau.

»Ja . . . Wie viel Uhr mag es sein?«

»Ungefähr zwei Uhr,« antwortete Colombau mit einem gewissen Zögern.

»Oh! nie bin ich so spät zu Bette gegangen!« rief das Mädchen die Hände zum Himmel erhebend. »Morgens um zwei Uhr, mein Gott! Oh! Geschwinde, gute Nacht, Herr Colombau! . . . Ich danke Ihnen für die lehrreichen Stunden, die Sie mich haben zubringen lassen, und an einem Abend,« fügte sie leise bei, an einem Abend, wenn alle Nachbarn zu Bette gegangen sind, werde ich Sie um Ihren Arm bitten, um einen Rosenstock auszugraben.«

»Wir-werden nie eine schönere Nacht finden, als diese, mein Fräulein, sagte der junge Mann, der sich anstrengte, um nicht beim Sprechen zu zittern.

»Oh! wenn ich glaubte, ich werde nicht gesehen,« erwiderte offen und treuherzig das Mädchen, »ich würde sogleich gehen.«

»Von wem sollen Sie zu dieser Stunde gesehen werden?«

»Ei! einmal von der Portière.«

»Nein, ich habe ein Mittel, um die Thüre zu öffnen, ohne sie aufzuwecken.«

»Wie! Sie wollen mit einem Dieterich öffnen?«

»Oh nein! mit einem Schlüssel, den ich habe machen lassen. Ich komme zuweilen vom Lesecabinet nach Mitternacht nach Hause, und da die Portière kränklich ist, so war es mir ein Bedenken, sie aufzuwecken.«

»Nun, wenn es sich so verhält, so gehen wir sogleich; ich glaube auch, ich möchte mich immerhin zu Bette legen, ich würde an meinen Rosenstock denkend, nicht einschlafen.«

War es wirklich Dein Rosenstock, was Dich einzuschlafen verhindert hätte, Carmelite?

Nein.

Doch Du glaubtest es, armes Kind, unschuldige Jungfrau, und gerade Deine Unschuld war es, was Dich zu diesem nächtlichen Ausfluge am Arme den jungen Mannes, der so unschuldig als Du, antrieb.

Carmelite setzte ein Häubchen auf und warf ein Halstuch auf ihre Schultern; der junge Mann nahm seinen Hut, und Beide stiegen mit kleinen Schritten die Treppe hinab: sie gingen sehr sachte, und dennoch machten sie noch genug Geräusch, um die Vögel aufzuwecken, die in den Syringen schliefen, und als diese Vögel sie vorübergehen hörten und den schönen Mond sahen fingen sie an zu singen, glaubten sie nun, es erscheine die Morgenröthe, oder wollten sie Theil nehmen an dem nächtlichen Feste, das der Frühling und die Natur den zwei jungen Leuten gaben.

Nachdem sie die Rue Saint-Jacques und die Rue du Val-de-Grace durchschritten hatten, gelangten sie in die Rue du d'Enser und zu der großen hölzernen Gitterthüre, welche als Eingang für den ehemaligen Garten der Carmetiterinnen diente.

Sie klingelten.

Es war sehr früh oder sehr spät, um zu klingeln; der Gärtner zögerte auch einen Augenblick.

Doch auf den zweiten Ruf der Klingel sah man den Mann und die Laterne sich bewegen; Beide näherten sich; die Laterne erhob sich zur Höhe der Gesichter der zwei Besuche, und der

Gärtner erkannte den jungen. Mann, den er alle Tage an seinem Fenster sah, und dessen wohlklingende Stimme er zuweilen, unter seinen Rosensträuchern ausgestreckt, begleitet von den Tönen des Klarvies, hörte.

Der Gärtner öffnete die Thüre und führte diesen zweiten Adam und diese neue Eva in sein Paradies ein.

Das war wie gesagt, eine ungeheure Pflanzschule, wo man nur Rosen cultivirte.

Nichte vermag diesen unendlich süße Gefühl, dieses Gefühl frischer Berausung auszudrücken, das die zwei jungen Leute erfaßte, als sie in den Rosenharem eindringen, dessen Sultan, eine Laterne in der Hand, die harmonischen Namen nannte, welche in ihren Ohren klangen wie den Gesängen der Vögel entschlüpfte Noten.

So Arm in Arm und auf die Benennung der Rosen horchend, gelangten sie vor das Grab oder die Kapelle der Schwester Louise von der Barmherzigkeit.

Carmelite zögerte, einzutreten, an die Einladung von Colombau entschloß sie sich.

Doch fast in demselben Augenblicke ging sie mit einer Art von Schrecken wieder heraus, als sie an den Wänden angelehnt oder aufgehängt, — statt religiöser Embleme, die sie zu finden erwartete, — Schaufeln, Spaten, Gießkannen, Schiebkarren und all das Geräthe sah, dessen sich der Gärtner bediente.

Das Mädchen machte nun neugierig die Runde um das Grab.

Sechs bis acht Fuß hohe Rosenstöcke umgaben es einförmig.

»Was für herrliche Rosenstöcke sind das?« fragte Carmelite.

»Das sind Alexandrien Rosen mit weißen Blüten,« antwortete der Gärtner; »sie kommen vom Süden Europas oder von den Küsten der Barbarei; aus ihren Blumen macht man die Rosenessenz.

»Wollen Sie einen solchen Stock an mich verkaufen?«

»Welchen?« fragte der Gärtner.

»Diesen,« erwiederte Carmelite.

Und sie deutete auf den, welcher am nächsten beim Grabe erschloß.

Der Gärtner trat in die Kapelle ein und nahm einen Spaten.

Eine Nachtigall sang zwanzig Schritte von da ihr verliebtestes Lied.

Der Mond war nicht mehr der Mond: es war die Phöbe der Griechen, welche verliebt auf die

Erde schaute, ob sie den Schatten von Endymion nicht wiedersehe.

Die Nachtluft so sanft, daß sie ein vom Munde der Natur gegebene Kuß zu sein schien, zog durch die Haare der jungen Leute.

Es war in der That eine Scene voll Farbe und Poesie, dieses große Mädchen in Trauerkleidern, dieser schwarz gekleidete, blonde junge Mann, und dieser Gärtner, der die Erde zu dieser Stunde der Nacht, bei dieser kühlen Luft, beim Mondscheine, beim Gesange der Nachtigall ausgrub. Jeder Athem von ihnen schien auch zu sagen: »Oh! welch ein gutes Ding ist das Leben! Dank Dir, o Herr, daß Du es uns zu gleicher Zeit gegeben!«

»Ach!«

Der erste Spatenstoß den Gärtners wiederhallte schmerzlich im Herzen der beiden jungen Leute; es schien ihnen, diese Erde aufwühlen, in der der Leib der frommen Geliebten jenes königlichen Egoisten ruhte, den man Ludwig XIV. Nannte, heiße etwas wie eine Ruchlosigkeit begehen.

Sie verließen die Pflanzschule, ihren Rosenstock mitnehmend, doch mit einer Angst, der der Kinder ähnlich, welche eine Rose auf einem Kirchhofe gepflückt haben.

Sobald sie aus dem Garten waren, vergaßen sie diese traurigen Gedanken, und einen letzten Blick auf die Pflanzschule werfend, die ihnen nur noch eine Art Wolke von Wohlgerüchen zusandte, die Sterne anschauend und alle Auströmungen des Lebens, die sich um sie her erhoben, so zu sagen, einsaugend, dankten sie der Vorsehung für alle Wohlthaten, mit denen sie dieselbe in dieser unbeschreiblichen Frühlingsnacht überhäuft hatte!





## XL.

### Colombau.

Das Herz des jungen Bretagners, den wir Colombau genannt haben, war ein reiner Diamant mit vier Kanten: die Güte, die Sanftmuth, die Unschuld und die Redlichkeit.

Einige starke Geister des Collége hatten ihm den Beinamen Colombau der Einfaltspinsel zum Andenken an gewisse gute Thaten gegeben, wobei er der Bethörte gewesen.

Seine herculische Stärke hätte ihm wohl erlaubt, die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen, doch er hatte für alle diese Kläffer dieselbe Verachtung, welche die Neufundländer und die Molosseu auf dem St. Bernhard für einen türkischen Hund oder einen King-Charles haben.

Eines Tags jedoch fiel es einem armseligen, streitsüchtigen Bürschchen, einem jungen Creolen von Louisiana, der kürzlich erst ins Collége gekommen, als er sah, mit welcher unstörbaren Geduld Colombau, ohne das Gesicht zu verändern, die Schmähungen anhörte, mit denen er ihn seit einigen Augenblicken überhäufte; es fiel diesem Creolen ein, sagen wir, ihn, auf dem Rücken eines Großen reitend, von hinten an seinen blonden Haarlocken zu ziehen.

Wäre es eine Schäkerei gewesen, so würde Colombau nichts gesagt haben.

Doch es war ein Schmerz.

Es geschah dies während der Abendrecreation; Müde ging im Hofe der Tumanstalt umher.

Als er sich unter dem Gelächter der ganzen Recreation, so grausam an den Haaren gezogen fühlte und einen heftigen Schmerz empfand, wandte sich Colombau um und packte, ohne das geringste Zeichen von Anstrenckung oder Zorn von sich zu geben, den Creolen am Kragen seines Rockes, riß ihn von den Schultern des Großen und trug ihn unter das Klettergerüst, wo ein Seil von Knoten hing.

Hier befestigte er ihm das Seil um den Leib, und nachdem er sehr kalt diese Operation vollführt hatte, schleuderte er ihn, der Kopf und die Arme baumelnd, in den Raum, wo er sich nett einer wunderbaren Geschwindigkeit schaukelte.

Die anderen Schüler, welche nicht lachten, protestierten, doch sie protestierten vergebens.

Der Große, von dessen Schultern Camille Rozan — so hieß der Creole, — gerissen worden war, trat hinzu und forderte Colombau auf, seinen Kameraden zu befreien.

Colombau zog aber ganz einfach seine Uhr, schaute darauf und sagte, während er sie wieder in die Tasche steckte:

»Noch fünf Minuten!—«

Die Strafe währte schon fünf Minuten.

Der Große, der Colombau um einen Kopf überragte, sprang auf den Bretagner los, doch dieser faßte seinen Gegner um den Leibs hob ihn von der Erde auf, preßte ihn zusammen, um ihn zu ersticken, wie dies Hercules, nach dem, was man ihm in seinem Cursus der Mythologie gesagt, bei Antäos gethan, und legte ihn endlich auf den Boden, unter dem Beifallklatschen aller Schüler, welche schon im Collége sich immer auf die Seite des Stärkeren stellen lernten.

Colombau stützte sein Knie auf die Brußt des Großen; dieser der nicht athmen konnte, bat um Gnade; doch der hartnäckige Bretagne: zog abermals seine Uhr, und sagte einfach:

»Noch zwei Minuten!«

Da erscholl ein Hurrah des Triumphes durch den ganzen Hof.

Während dieses Jubels nahm die dem Körper von Camille Rozan verliehene Bewegung ab, dauerte jedoch nichtsdestoweniger immer fort.

Nach Ablauf der fünf Minuten gab Colombau, der sein Wort so gewissenhaft hielt, als sein Landsmann Duguesclin, wieder den Athem dem Großen, welcher sich wohl hütete, seine Genugtuung zu nehmen, und band den streitsüchtigen Americaner los; dieser ging aus Wuth ins Krankenzimmer und blieb hier einen Monat mit Verrückung des Gehirns im Bette.

Das Gelächter begleitete, wie man leicht begreift, den Rückzug des Creolen; Jeder beeiferte sich, Colombau Glück zu wünschen; Colombau gab sich aber den Anschein, als hörte er diese Lobeserhebungen nicht, nahm ruhig seinen Spaziergang wieder auf und wandte seinen Mitschülern den Rücken zu, nachdem er ihnen die brüderliche Warnung gegeben:

»Ihr seht, was ich zu thun vermag! Dass erste Mal, daß Einer von Euch mich foppt, wird ihm dasselbe geschehen.«

Einen Monat lang hegte man ernste Besorgnisse für den kleinen Camille Rozan.

Derjenige aber, dessen Angst bis zur Verzweiflung ging, war der gute Colombau; er vergaß, daß ihn die Herausforderung in den Fall gerechter Selbstvertheidigung gesetzt hatte, und betrachtete sich als einzige Ursache diesen Fieber.

Seine Verzweiflung verwandelte sich ganz natürlich in tiefe Freundschaft während der Genesung des jungen Menschen; er fühlte bald für den kleinen Camille die lebhaft Zärtlichkeit, welche die Starken für die Schwachen, die Sieger für die Besiegten haben, — diese Zärtlichkeit, welche aus den göttlichsten Fibern des Herzens, auf der mildesten von allen Tugenden, dem Mitleid entspringt.

Allmähig wurde diese zufällige Zärtlichkeit eine wahre Zuneigung, eine beschirmende Freundschaft, wie die eines älteren Bruders für einen jüngeren.

Camille Rozan schien sich seinerseits aufrichtig Colombau anzuschließen, nur waren bei

seiner Zuneigung zugleich die Furcht, und die Sympathie beteiligt: seiner Schwäche war es angenehm, sich beschützt zu fühlen; zu gleicher Zeit setzte aber sein empörter Stolz eine unübersteigbare, obgleich unsichtbare Schranke zwischen ihm und seinen Beschützer.

Schwach und trotzig, war er jeden Tag der Gefahr ausgesetzt von seinen Kameraden. Lectionen der ähnlich, weiche ihm Colombau gegeben, zu erhalten; doch dieser brauchte nur einen Schritt zu machen und mit einem ruhigen Tone zu fragen: »Nun! was gibt es? und die Drohung kehrte plötzlich wieder um.

Wie bei der Eiche, genügte es bei ihm, seine kräftigen Aeste auszustrecken, um das Rohr gegen den Sturm zu beschirmen.

Heranwachsend, schien Camille seinen Stolz zurückgedrängt und für Colombau nur noch eine aufrichtige Freundschaft bewahrt zu haben; er gab sie ihm unter tausend angenehmen Formen kund: Beide in abgesonderte Schlafsäle und getrennte Studienquartiere verwiesen, konnten sie sich nur in den Erholungsstunden sehen und sprechen; doch das Bedürfniß des Ergusses war so lebhaft bei dem Creolen, daß er, wenn er von seinem Freunde entfernt, sich nicht enthalten konnte, an ihn zu schreiben; sobald der, briefliche Verkehr eröffnet war, bildete sich zwischen ihnen eine thätige ununterbrochene Correspondenz, welche beinahe so zärtlich als die zwischen zwei Liebenden.

Die jungen Freundschaften, die sich zum ersten Male offenbaren, haben in der That die ganze Hitze einer ersten Liebe; wie eine Person, welche bis dahin, einsam gelebt hat, wartet das Herz nur auf die Stunde der Freiheit, um in der Sonne den Schatz seiner innersten Gedanken erblühen zu lassen; es kommt dann aus zwei Herzen, welche in derselben Lage, ein Concert von Plaudereien hervor, das ziemlich ähnlich dem Geschwätze der Vögel in den ersten Frühlingstagen. Derjenige, welcher gleichsam ebenen Fußes in das Leben eingetreten ist und die Zaubereien der jungen, keuschen Göttin, die man die Freundschaft nennt, nicht kennen gelernt hat, ist zu beklagen! denn weder die leidenschaftliche Liebe der Frau, noch die selbstsüchtige Zuneigung des Mannes werden ihm die reinen Freuden enthüllen, welche die zwischen zwei sechzehnjährigen Herzen ausgetauschten geheimnißvollen Geständnisse geben.

Von diesem Augenblicke an waren also die zwei jungen Leute enge verbunden; und da Camille im nächsten Jahre in ein Quartier mit Colombau überging, so wurden sie *Copains*, nach dem technischen Ausdrucke des Collége, das heißt, sie bildeten eine Gemeinschaft von Allem, was sie besaßen, von den Federn und dem Papier bis zur Wäsche und das Geld.

Schickte die Familie des Americaners Confituren und Gojaven und Conserven von Ananas, so schob Camille die Hälfte davon in die Truhe von Colombau; schickte der Graf von Penhoël einige gesalzene Eßwaaren von der Küste der Bretagne, so legte Colombau die Hälfte in das Pult von Camille Rozan.

Diese täglich an Zärtlichkeit zunehmende Freundschaft wurde plötzlich gebrochen durch die Abreise von Camille, den seine Eltern nach Louisiana in dem Augenblick zurückriefen, wo er seine Philosophie beendigen sollte. Maus trennte sich unter zärtlichen Umarmungen, und versprach sich einander wenigstens einmal alle vierzehn Tage zu schreiben.

Die drei ersten Monate hielt Camille das gegebene Worte dann kamen seine Briefe nur noch von Monat zu Monat, dann von drei zu drei Monaten.

Was den treuen Bretagner betrifft, — er hielt gewissenhaft sein Versprechen, und nie gingen vierzehn Tage darüber, ohne daß er seinem Freunde schrieb.

Am Tage nach der Nacht, die wir im vorhergehenden Kapitel zu schildern versucht haben, Morgens um zehn Uhr, brachte die alte Portière dem jungen Manne einen Brief, dessen geliebten Stempel er sogleich erkannte.

Der Brief war von Camille.

Er kam nach Frankreich zurück.

Sein Schreiben ging ihm um einige Tage voran, Camille verlangte von Colombau, mit ihm in der Welt dasselbe gemeinschaftliche Leben wieder anzufangen, das sie im Collage geführt hatten.

Du hast drei Zimmer und eine Küche,« schrieb er: »mir die Hälfte Deiner Küche, mit die Hälfte Deiner drei Zimmer!«

»Bei Gott! ich glaube wohl!« antwortete laut der Bretagner, tief bewegt durch die unerwartete und unverhoffte Rückkunft des jungen Mannes.

Dann dachte er plötzlich, wenn sein teurer Camille komme, so brauche er ein Bett, eine Toilette, einen Tisch, und besonders ein Canapé, auf dem sich der träge Creole ausstrecken könne, um die schönen Cigarren zu rauchen, die er ohne Zweifel vom mexicanischen Meerbusen mitbringe, — und er stürzte aus dem Zimmer mit den zwei- bis dreihundert Franken Ersparnisse, die er besaß, um sich alle diese Dinge erster Notwendigkeit zu verschaffen.

Auf der Treppe begegnete er Carmelite.

»Oh! mein Gott! Wie glücklich sehen Sie diesen Morgen aus, Herr Colombau!« sagte Carmelite, als sie die Freude auf dem Antlitz ihres Nachbars strahlen sah.

»Oh! mein Fräulein, ich bin glücklich, sehr glücklich!« erwiderte Colombau; »es kommt ein Freund von mir von America, von Mexico, von Louisiana an! ein Freund aus dem Collége, der teuerste von allen meinen Freunden!« .

»Vortrefflich! sagte das Mädchen. »Und wann kommt er an?«

»Ich kann Ihnen den Tag nicht genau sagen; doch ich wollte, er wäre schon hier.«

Carmelite lächelte.

»Ah! ich wollte, er wäre schon da, wiederhole ich Ihnen, denn ich bin überzeugt, es würde Ihnen Vergnügen gewähren, ihn zu sehen und zu hören; es ist die lebendige Schönheit und

Heiterkeit; nie, selbst in den Träumen der Maler, habe ich ein schöneres Gesicht gesehen . . . ein wenig weibisch vielleicht,« fügte er bei, nicht um die Schönheit des Freuden zu vermindern, dessen Portrait er so offenherzig gemacht hatte, sondern einzig und allein, um in den Gränzen der Wahrheit zu bleiben; — »ein wenig weibisch; doch gerade diese Miene steht seiner ganzen Person bewunderungswürdig. Die Prinzen der Feenmärchen haben keinen anmutigeren Kopf, die Studenten von Salamanca keinen so cavalièren Gang, und unsere Studenten in Paris keine so sorglose Leichtigkeit! Überdies . . . ah! das ist für Sie, die Sie die Musik lieben: überdies hat er eine bezaubernde Tenorstimme, und er bedient sich derselben wundervoll! Oh! Sie werden die alten Duette hören, die wir im Collège sangen. . . Und was die Musik betrifft, es kam mir heute Nacht, als ich Sie verließ, der Gedanke, Ihnen einen Vorschlag zu machen: Sie sagten mir, Sie haben in Saint-Denis die Musik studiert?«

»Ja, ich solfeggirte leidlich, und ich hatte, wie man mir sagte, eine schöne Altstimme. Als ich Saint-Denis verließ, bedauerte ich es auch, einmal, weil ich Mich von drei guten Freundinnen trennen mußte, woran mich Ihre Freundschaft für Herrn Camille Rozan erinnert, und sodann wegen meiner musikalischen Studien, die ich nicht fortsetzen konnte; mir scheint, durch Arbeit wäre ich eine gewisse Stärke zu erlangen im Stande gewesen.«

»Nun, wenn Sie wollen,« versetzte Colombau, »ich sage nicht, ich werde Ihnen Lectionen geben, ich bin nicht eitel genug hierzu, aber ich werde Sie studieren lassen: ohne selbst sehr stark zu sein, habe ich noch im Collège vortreffliche Grundsätze den einem alten deutschen Meister, Herrn Müller, erhalten; ich habe seitdem viel studiert, und ich stelle das Resultat meiner Kenntnisse zu ihrer Verfügung.«

Colombau hielt erschrocken inne: er hatte nie so viel gesagt; doch der, in seinem friedlichen Leben außerordentliche, Umstand der Ankunft seines Freundes Camille hatte ihn gewisser Maßen außer sich gebracht; er war entzückt, strahlend, berauscht, und das hatte ihm diese Kühnheit und Redseligkeit verliehen.

Carmelite nahm mit großer Dankbarkeit an; das Anbieten eines Vermögens wäre ihr nicht so angenehm gewesen, als dieser Vorschlag ihren jungen Nachbars, und sie war im Begriffe, ihm zu danken, als sie, die ersten Stufen der Treppe hinaufsteigend, den Dominicaner erblickte, der die Todtenwache bei ihrer Mutter vollzogen, und den sie seit jenem unglücklichen Tage schon mehrere Male zu seinem Freunde hatte kommen sehen.

Sie kehrte errötend in ihr Zimmer zurück.

Colombau. seinerseits, schien ganz verlegen.

Der Mönch schaute Colombau erstaunt und mit einem Auge voller Vorwürfe an. Dieser Blick wollte besagen: »Ich glaubte alle Ihre Geheimnisse zu wissen, da ich Ihnen meine ganze Freundschaft gegeben habe; hier ist, aber ein ziemlich wichtigen Geheimnil, von dem Sie nur nichts gestanden!«

Colombau errötete wie das Mädchen; und den Ankauf des Zimmergeräthes auf später verschiebend, hieß er den jungen Mönch in seine Wohnung eintreten.

Nach fünf Minuten sah Dominique tiefer im Herzen seines Freundes, als dieser selbst darin sah.

Colombau hatte ihm übrigens Alles erzählt, — Alles, bis auf die letzte Nacht mit den reizenden Einzelheiten, wovon sein Herz noch ganz berauscht war.

Colombau wegen dieser redlichen und keuschen Liebe tadelnd, wäre der Mönch im Widerspruche mit seinen Theorien über die allgemeine Liebe gewesen: denn emannte die Liebe den Sinn für die Anderen, unter welcher Form sie sich auch offenbarte, den *Knoten des Lebens*, in dem er so das Leben mit einem Baume, die Liebe mit dem Knoten, aus dem das Blatt entsteht, und die Menschheit mit den Früchten, welche die Krone bilden, verglich.

Bruder Dominique sah also in dieser entstehenden-bis dahin dem jungen Manne unbekanntem, Leidenschaft nur ein belebendes Fieber; dessen Symptome mehr beruhigend, als erschreckend waren.

Andererseits verzieh er Colombau, daß er nicht mit ihm von seiner Liebe gesprochen, da Colombau selbst den Zustand seines Herzens nicht kannte.

In dem Augenblicke, wo er erfuhr, er liebe, war der junge Bretoner darüber fast erschrocken.

Der Mönch lächelte, nahm ihn bei der Hand und sprach:

»Sie bedürfen dieser Liebe, mein Freund: sonst würde sich Ihre Jugend in einer apathischen Indolenz verzehren. Eine edle Leidenschaft, wie die, welche Ihr redliches Herz fassen muß, kann Ihnen nur Kräfte geben und Sie wiedergebären. Sehen Sie diese Gärten,« fügte der Mönch auf die Pflanzschule deutend bei: »gestern um diese Stunde war die Erde vertrocknet, die Pflanzschienen gelähmt, die Vegetation gehemmt; da ist der Sturm losgebrochen und die Ambrosien sind aus der Erde hervorgekommen, die Wurzeln sind zu Stängeln, die Knospen sind zu Blumen und Blättern geworden. Liede also, junger Mann! blühe und trage Früchte, junger Baum! nie werden glänzende Blumen, reife Früchte auf einem so grünen und kräftigen Baume gekeimt haben.«

»Also, weit entfernt, mich zu tadeln, fordern Sie mich vielmehr auf, den Ratschlägen meines Herzens Gehör zu gehen?«

»Ich lobe Sie, daß Sie lieben, Colombau! Ich tadelte Sie, daß Sie Ihre Liede vor mir verbargen, weil gewöhnlich die Liebe, die man verbirgt, eine strafbare Liebe ist. Ich kenne nichts Schöneres bei einem freien Menschen, als von seinem Herzen abzuhängen; denn eben so sehr als die Leidenschaft in einer gemeinen Seele den Menschen erniedrigen und entwürdigen kann, erhebt und heiligt sie die Menschheit. Wenden Sie die Augen gegen alle Punkte der Erde, mein Freund, und Sie werden sehen, daß es vielmehr die lebendigen Kräfte der Leidenschaft, als die Combinationen des Geistes sind, welche die Federn der Reiche in Bewegung gesetzt und die Welt erschüttert oder wieder befestigt haben. So groß, so weit umfassend auch die Vernunft sein mag, sie ist immer ängstlich, besorgt, schläfrig und bereit, vor den ersten Hindernissen des Weges ihren Marsch einzustellen: unablässig bewegt, ist das Herz im Gegenteil rasch in seinen

Plänen, fest in seinen Entschlüssen, und kein Damm vermöchte sich dem Ungestüm seines Laufes zu widersetzen. Die Vernunft ist die Ruhe, das Herz ist das Leben. Die Ruhe in Ihrem Alter, Colombau, ist eher eine gefährliche Untätigkeit, und eher als ich meine Kräfte in der Untätigkeit, im Müßiggang verzehren und die kostbare Tätigkeit, die in mir kocht, nicht beschäftigen würde, würde ich wie Simson die Säulen des Tempels erschüttern, und sollte ich unter seinen Trümmern zermalmt werden.«

»Und Sie können doch nicht lieben, mein Bruder,« sagte Colombau.

Der junge Mönch lächelte traurig und erwiderte:

»Nein, ich kann nicht mit Ihrer irdischen fleischlichen Liebe lieben, denn Gott hat mich für sich genommen, doch indem er mich der individuellen Liebe entzogen, hat er mir eine viel mächtigere Liebe gegeben die Liebe für Alle! Sie lieben eine Frau glühend mein Freund, ich, ich liebe die Menschheit leidenschaftlich! Damit Sie lieben, muß der Gegenstand Ihrer Liebe jung, reich sein und Sie durch Gegenliebe belohnen; ich, ich liebe im Gegentheil über Alles die Armen, die Schwachen, die Leidenden, und habe ich nicht die Stärke, diejenigen zu lieben, welche mich hassen, so beklage ich sie wenigstens!. . . Oh! Sie täuschen sich, Colombau, wenn Sie mir sagen, es sei mir verboten, zu lieben; der Gott, dem ich mich gegeben habe, ist die Quelle aller Liebe, und es gibt Augenblicke, wo ich, wie die heilige Therese, nahe daran bin, über Satan zu weinen, weil er das einzige Geschöpf, dem es nicht zu lieben erlaubt ist.«

Das Gespräch ging lange auf diesem fruchtbaren Boden fort, auf den es den Bruder Dominique geführt hatte man ließ alle Eroberungen, die der Mensch den edlen Leidenschaften des Herzens verdankte, die Revue passiren und nachdenkend ahnte Colombau allmählig, der Mönch habe zu dieser Stunde erst eine Ecke vom Schleier des Lebens vor seinen Augen aufgehoben: unter diesem Worte, das so befruchtend rote die großen Tropfen eines Sommerregens, fühlte er sich besser und würdiger, geliebt zu sein. Der Gedanke, das Mädchen theilte vielleicht nicht seine Liebes bot sich nicht einmal seinem Geister unter diesem Hauche der Wahrheit fühlte er seine Lunge behaglichen und den ernsten, träumerischen Bretagner abstreifend, erschien er dem Mönche als ein enthusiastischer, leidenschaftlicher junger Mann; man hätte ihn für einen Dichter oder für einen-Maler gehalten; für einen Dichter, so sehr entlehnten seine Ausdrücke Bilder von der großen allgemeinen Poesie; für einen Maler, so sehr malte er eher, als daß er sie erzählte, seine Liebe mit den warmen Farben, die er aus seinem entflammten Herzen schöpfte.

Und ohne Zweifel würden sie den Tag mit dem Auspressen der Brüste dieser fruchtbaren Isis, die man die Liebe nennt, zugebracht haben, wäre nicht der Name Colombau, zweimal von einer frischen Stimme wiederholt, auf der Treppe ertönt.

»Oh!« rief Colombau, das ist die Stimme von Camille!«

Der fromme Bretagner hatte diese Stimme seit drei Jahren nicht gehört, und dennoch hatte er sie wiedererkannt.

Colombau! Colombau!« wiederholte die freudige Stimme.«

»Colombau öffnete die Thüre und empfing Camille seinen Armen.

Nie schloß ein Blinder, es für seinen Freund haltend, das Unglück in einer so brüderlichen Umarmung an seine Brust.





## XLI.

Camille.

Beim Anblicke von Camille, den er nicht kannte, zog sich der Bruder Dominique, trotz der dringenden Bitten von Colombau, um ihn zum bleiben zu bewegen, discreter Weise zurück.

Camille folgte ihm mit den Augen, bis sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte.

»Ho! Ho!« sagte er mit einem komischen Ernst, »ein Römer hätte sich für gewarnt gehalten.«

»Wie so?«

»Hast Du das Sprichwort der Alten vergessen: »Solltest Du aus Deinem Hause tretend an einen Stein, stoßen oder einen Raben links sehen, so kehre in Deine Wohnung zurück!«

Eine Wolke der Traurigkeit zog rasch und fast schmerzlich über das so offene, so freie so heitere Gesicht von Colombau.

»Du bist also immer derselbe, mein armer Camille,« sagte er, »und Dein erstes Wort ist eine Entzauberung für den Freunde der Dich seit drei Jahren erwartet?«

»Und warum dies?«

»Weil dieser Rabe, wie Du ihn nennst . . .«

»Du hast Recht, ich mußte ihn eine Elster nennen. er ist halb weiß, halb schwarz.«

Ein zweiter Schlag schien Colombau ins Herz zu treffen.

»Weil dieser Rabe oder diese Elster, wie Du sagst, einer der besten Menschen, eine der erhabensten Intelligenzen, eines der redlichsten Herzen ist, die ich kenne. Wirst Du ihn selbst kennen, so ist es Dir gewiß ärgerlich, daß Du ihn einen Augenblick mit jenen Priestern vermengt hast, welche gegen Gott kämpfen, statt für ihn zu kämpfen, und Du wirst die kindische Benennung, mit der Du ihn begrüßt, bereuen.«

»Ho!ho! immer ernst und sentiös wie ein Missionär, mein lieber Colombau!« sagte lachend Camille. »Nun, es mag sein! ich habe Unrecht; Du weißt, daß dies meine Gewohnheit ist; ich bitte Dich um Verzeihung, wenn ich Deinen Freund verleumdet habe, —denn, nicht wahr, dieser schöne Mönch ist Dein Freund?« fügte der Americaner mit minder spöttischem Tone bei.

»Und ein aufrichtiger Freund, ja, Camille, sprach ernst der Bretagner.

»Ich bereue meinen Spottnamen oder mein Beiwort, wie Du willst: doch Du begreifst, da ich Dich im Collége als einen ziemlich lustig frommen Menschen verlassen hatte, so konnte ich ein

wenig erstaunt scheinen, als ich Dich in Conferenz mit einem Mönche fand.«

»Dein Erstaunen wird aufhören, wenn Du Bruder Dominique kennen lernst. Aber,« sprach Colombau, indem er Ton und Gesicht veränderte und seiner Stimme ihre liebkosende Milde, seiner Physiognomie ihr freundschaftliches Ansehen gab, »aber es handelt sich nicht um Bruder Dominique, sondern um Bruder Camille, der Eine ist mein Bruder Kraft Gottes, der Andere mein Bruder Kraft der Menschen. Du bist also hier! Du bist es! Umarme mich noch einmal! Ich kann Dir nicht sagen, welche Freude mir Dein Brief bereitet hat, und welche Freude mir Deine Gegenwart gewährt und besonders gewähren wird, denn, nicht Wahr, wir werden in Gemeinschaft leben, wie im Collége?«

»Mehr noch als im Collége,« versetzte Carmelite fast so freudig als sein Freund.

»Im Collége waren unserem gemeinschaftlichen Leben auf allen Seiten Fesseln angelegt hier haben wir im Gegentheil weder tobenden noch verdrießliche Kameraden zu befürchten, und wir können unsere Tage damit zubringen, daß wir umherlaufen, Musik machen, ins Theater gehen, und unsere Nächte, daß wir plaudern, was uns im Collége sehr strenge verboten war.

»Ja,« erwiderte Colombau, »ich erinnere mich der Plaudereien des Schlafsaales, — gute, theure Plaudereien.«

»Besonders die der Nächte vom Sonntag auf den Montag, nicht wahr?«

»Ja,« sprach Colombau, mit einem halb traurigen halb heiteren Lächeln der Erinnerung, »ja, die der Nächte vom Sonntag auf den Montag besonders. Ich ging wenig aus, ich hatte keine Verwandte in Paris, ich blieb den ganzen Tag im Hofe des Collége mir meinen Gedanken und, — ich rühme mich dessen, — mit meinen Träumen eingesperrt. Und Du, als ein Herumschmärrer, erwachtest an diesem Tage am frühen Morgen wie eine Lerche, entflogst munter singend wie sie, und Gott weiß, auf welche reizenden Nester Du niederfielst! Ich sah Dich immer ohne Neid, aber mit Bedauern weggehen und Du kamst doch zu mir beladen mit der Beute des Tages zurück, Du theiltest sie mit mir, und wir hatten für die ganze Nacht genug, Du, um die Erzählung Deiner leichtfertigen Freuden zu geben, ich, um sie anzuhören.«

»Wir werden diesen Leben wieder anfangen, Colombau, und sei ruhig, weise, wie Du bist! Thöricht, wie ich bin, werde ich noch mehr als eine Nacht damit zubringen, daß ich Dir die Abenteuer des Tages erzähle, denn ich habe dort gelebt wie ein wahrer Robinson, und ich hoffe wohl mein Pariser Leben wieder aufzunehmen, wo ich es verlassen habe.«

»Die Jahre haben Dich nicht verändert, sagte freundlich, aber besorgt der ernste Bretagner.

»Nein! und sie haben mir besondere meinen guten Appetit gelassen. Sage mir, wo ißt man hier, wenn man Hunger hat?«

»Man hätte im Speisezimmer gegessen, wenn ich benachrichtigt gewesen wäre.«

»Du hast also meinen Brief nicht erhalten?«

»Doch, aber erst vor einer Stunde.«

»Oh! es ist wahr, in der That, er ist mit demselben Packetboot wie ich abgegangen, er ist im Havre mit demselben Packetboot wie ich angekommen, und er hat vor mir nur den Vorsprung der Post vor der Diligence. Ein-Grund mehr, Dich zu fragen. »»Wo ißt man hier?«

.

»Mein lieber Camille, es ist mir nicht unangenehm, daß Du Dich mit Robinson verglichen hast; das beweist mir, daß Du an Entbehrungen gewöhnt bist.«

»Du machst mich schauern, Colombau, keine Scherze dieser Art; ich bin kein Romanheld: ich esse! Ich frage Dich noch einmal: wo ißt man hier?«

»Hier, mein Freund, trifft man seine Anordnungen mit der Portière oder mit einer guten Frau aus der Nachbarschaft, die und Kost in Bausch und Bogen gibt.«

»Ja, doch in außerordentlichen Fällen?«

»Man hat Flicoteaux.«

Oh! der wackere Flicoteaux, Place de la Sorbonne! Flicoteaux besteht also immer noch? er hat noch nicht alle Beefsteaks gegessen?«

Und der Amerikaner rief:

»Flicoteaux! ein Beefsteak mit ungeheuer viel Kartoffeln!«

Dann nahm er seinen Hut.

»Wohin gehst Du?« fragte Colombau.

»Ich gehe nicht, ich laufe! ich laufe zu Flicoteaux.

Läufst Du mit mir?«

»Nein.«

»Wie, nein?«

»Muß ich Dir nicht ein Bett zum Schlafen, einen Tisch zum Arbeiten, ein Canapé zum Rauchen kaufen?«

»Ah! was das Rauchen betrifft, — ich habe treffliche Cigarren von der Havanna! Das heißt, ich habe, wenn die Douane so gut sein will, sie mir zurückzugeben. Diese Herren Douaniers müssen hübsche Puros rauchen.«

»Ich beklage Dein Unglück, doch als Christ und nicht als Egoist: ich rauche nicht.«

»Du bist voller Laster, mein lieber Freund, und ich weiß nicht, wo Du eine Frau finden wirst, die Dich liebt.«

Colombau erröthete.

»Ist sie gefunden?« sagte Camille. »Gut!«

Und Colombau die Hand reichend:

»Theurer Freund, meinen aufrichtigen Glückwunsch! — Das ist also nicht wie bei der Kost? man findet Solches im Quartier! Colombau, Du kannst sicher sein, daß ich mich, sobald ich gefrühstückt, aufs Suchen lege. Ah! es thut mir leid, daß ich Dir nicht eine Negerin mitgebracht habe. . . Oh! verachte sie nicht, es gibt herrliche! doch die Donauiers hätten sie mir genommen; ausländisches Fabrikat, konfisziert! . . . Kommst Du mit?«

»Nein, sage ich Dir.«

»Ah! es ist wahr. Du hattest nein gesagt. Warum hattest Du nein gesagt?«

»Leeres Hirn!«

»Leer? Du bist nicht der Ansicht meines Vaters, mein Vater behauptete ich habe eine Krabbe im Hirn . . . Warum hattest Du nein gesagt?«

»Weil ich Deine Wohnung meubliren muß.«

»Das ist richtig. Meublire eiligst meine Wohnung, ich laufe, um meinen Magen zu meubliren. In einer Stunde Beide hier?«

»Ja.«

»Willst Du Geld?«

»Ich danke, ich habe.«

»Gut, wenn Du keines mehr hast, wirst Du nehmen.«

»Wo dies?« fragte Colombau lachend.

»In meiner Börse, wenn sich darin findet, mein Lieber. Ich bin sehr reich: Rothschild ist nicht mein Oheim, Laffitte ist nicht mein Pathe! Ich habe sechstausend Livres jährlich, fünfhundert Livres monatlich, sechzehn Franken dreizehn Saus und anderthalb Centimes täglich. Willst Du die Tuileries, Saint-Cloud oder Rambouillet kaufen? In meiner Börse sind drei Monate Vorschuß.

Hier zog Camille aus seiner Tasche eine Börse, durch deren Maschen man das Gold konnte funkeln sehen.

»Wir werden später hiervon sprechen,« sagte Colombau.

»In einer Stunde komm hierher zurück.«

»Ja einer Stunde, abgemacht.«

»Dann:

»Va mourir pour ton prince, et moi pour mon pays! [Stirb für Deinen Fürsten, ich sterbe für mein Vaterland!]« rief Camille.

Und er eilte die Stufen hinab, nicht in der Absicht, für seinen Fürsten zu sterben, wie so poetisch der Vers von Casimir Delavigne sagte, sondern um bei Flicoteaux zu frühstücken.

Colombau ging mit einem ruhigerem mehr mit seinem Charakter harmonirenden Schritte hinab.

Sie sehen lieber Leser, der spöttische Leichtsinn, mit dem Camille die wichtigsten Gegenstände behandelte, hatte sich sogleich bei seinem Eintritt bei Colombau durch das erste Wort, das er in Beziehung auf den Bruder Dominique gesprochen, geoffenbart.

Man beschuldigt die Franzosen, sie seien herzlos, leichtfertig, spöttisch.

Hier war es der Franzose, der den ganzen britischen Ernst zeigte, und der Americaner, der den ganzen französischen Leichtsinn hatte.

Wären nicht sein Alter, sein Gesicht, seine elegante Kleidung, seine ausgezeichnete Haltung gewesen, man hätte Camille für einen Pariser Gamin gehalten; er hatte den Witz, die Lebhaftigkeit, das treuherzige Gelächter und die Redeweise eines Solchen.

Man mochte ihn immerhin in die Ecke eines Zimmers schieben, in eine Fenstervertiefung einsperren, zwischen zwei Thüren mauern und es hier versuchen, vernünftig mit ihm zu reden, eine ernste Idee in seinen Kopf zu bringen, — die erste Fliege riß ihn mit sich fort, und er war so wenig mehr beim Gespräche, als der auf der Straße Vorübergehende.

Er bot indessen den Vortheil, daß man nicht lange mit ihm zu sprechen brauchte, um seinen Charakter zu kennen; nach einer Conversation von fünf Minuten, wenn man nicht etwa ein Sieb im Geiste hatte, kannte man ihn durch und durch.

Sein Gesicht, seine Sprache, sein Gang, seine ganze Person enthüllten ihn.

Es war übrigens ein reizender Cavalier, wie ihn Colombau Carmelite angekündigt hatte.

Er hatte vor Allem einen herrlichen Kopf auf einem, ohne mager oder groß zu sein, schlanken Leibe von scheinbar zarter Complexion, weil er geschmeidig und anmuthig.

Seine Augen waren lang, lebhaft, von einem in das Kastanienbraune fallenden Schwarz, wahre

Creolenaugen, sammelartig mit sechs Linien langen Wimpern.

Sein wundervoll schwarzes Haar umgab, wie ein Rahmen von Ebenholz mit bläulichen Reflexen, sein feines, leicht bräunlich gefärbtes Gesicht.

Die Nase war gerade, gut proportioniert, an die Stirne wie die Nase einer griechischen Statue angeschlossen.

Der Mund war klein, schön, frisch, mit ein wenig gegen außen gebogenen Lippen. Lippen, denen ein Kuß immer zu entschlüpfen bereit ist.

In seinem ganzen Aeußeren, in seiner Haltung, in seinen Manieren, sogar in seinem Anzuge, obgleich dieser reizende Vogel der Tropengegenden, dieser herrliche Schmetterling des Aequators vielleicht zu schreiende Halsbinden, zu bunte Westen trug, Alles, bis auf seine Kleidung, sagen wir, hatte ein solches Ansehen von Distinction. daß ihn die ältesten Marquisen für einen Edelmann von altem Geschlechte gehalten hätten.

Seine launenhafte, coquette, glühende Schönheit bildete einen seltsamen Contrast mit der ernsten, strengen, ich möchte beinahe sagen, granitartigen Schönheit von Colombau.

Der Eine hatte die Stärke und die Schönheit des antiken Hercules, der Andere die Weichheit, die jugendliche Gracie, die *Morbidezza* von Castor, von Antinons und sogar von Hermaphroditos.

Wer immer Beide sich umschlungen haltend gesehen hätte, würde nicht begriffen haben, durch welche geheime Sympathien, durch welche mysteriöse Verwandtschaften dieser starke Mann und dieser schwache Jüngling sich gegenseitig in die Arme gezogen fanden; es waren nicht zwei Brüder, denn die Natur hat ein Grauen vor Unähnlichkeiten; — es waren also zwei Freunde.

Doch durch weiche unbekannte Bande schlossen sich ihre zwei Herzen an einander an?

Wir haben es im vorhergehenden Kapitel gesagt; der Schutz, mit dem Colombau den jungen Menschen bedeckt hatte, war unmerklich eine tiefe Freundschaft geworden; statt sie auf die Einen und die Anderen zu zerstreuen, hatte Colombau in seinem Meer die Reichthümer der Zuneigung vergraben, die er im Collége für Camille Rozan angehäuft.

Er nahm ihn also auf, man hat dies gesehen, wie ein Bruder seinen vielgeliebten Bruder aufnimmt, und was die Macht seiner Freundschaft beweist, ist der Umstand, daß er den ganzen Tag hindurch die neue Zuneigung vergaß, die ihm Bruder Dominique enthüllt hatte.

Er machte aus dem kleinen Salon wo er die wenigen Kameraden aus dem Collége empfing, die ihn besuchten, das Schlafzimmer von Camille.

Da Colombau im Alcoven des anstoßenden Zimmers schlief, so waren sie nur durch eine Scheidewand getrennt, welche so dünn, daß man aus einer Stube Alles hörte, was in der anderen geschah oder gesagt wurde.

Colombau hatte zuerst die Tapezire des Quartier Saint-Jacques besucht, hier aber hatte er, wie man weiß, nur nußbaumene Meubles gefunden, und Colombau, der auf einer angemalten Lagerstätte schlief, hatte begriffen, sein aristocratischer Freund werde nur Mahagonimeubles annehmen.

Er war allmählig die Rue Saint-Jacques hinabgegangen, hatte die zwei Arme der Seine überschritten und so die Rue de Cléry erreicht.

Dort hatte er gefunden, was er brauchte; ein Bett von Mahagoni, einen Schreibtisch von Mahagoni, ein Canapé und sechs Stühle ebenso.

Das kostete fünfhundert Franken.

Da dies gerade das Doppelte der Summe, die er besaß, so war er genöthigt, die Differenz zu entlehnen.

Was das Bettgeräth betrifft, so nahm er die zwei Matraßen, den Hauptfühl und die Decke von seinem Bette, und behielt für sich den Strohsack ein Kissen, das Leintuch und seinen Wintermantel.

Colombau kehrte ganz in Verzweiflung darüber zurück, daß er zwei Stunden später, als er gesagt nach Hause komme. Seit zwei Stunden mußte Camille auf ihn warten.

Camille war zum Glücke nicht nach Hause gekommen.

»Ah! desto besser!« sagte Colombau zu sich selbst. »Der liebe Camille er wird sein Zimmer bereit finden!«

Colombau wartete den ganzen Tag auf Camille.

Camille kam erst Abends um elf Uhr.

Colombau führte ihn ganz strahlend in sein Zimmer ein: er lächelte zum Voraus über das, was sein theurer Camille sagen würde.

»Ah!« sagte dieser, indem er in ein Gelächter ausbrach, »Mahagonimeubles? Mein Lieber, nur die Neger haben bei uns solche Meubles.«

Colombau fühlte sich zum dritten Male im Herzen getroffen.

.

»Doch gleichviel, lieber Colombau,« fügte Camille bei, »Da hast Dein Bestes gethan. Umarme mich und empfang Meinen Dank.«

Und er umarmte Colombau, ohne zu ahnen, wie wehe ihm die Anrede gethan, noch wie wohl

ihm der Kuß thun sollte.





## XLII.

### Geschichte der Prinzessin von Vanvres.

Die ersten Tage verliefen mit Erinnerungen an die Vergangenheit und mit der Erzählung der verschiedenen Abenteuer, deren Opfer oder Held Camille gewesen war.

Alle Freuden dieser reichen, aber mitten in ihrem Reichthum egoistischen Natur kamen von der Befriedigung, wie alle ihre Traurigkeiten vom Mangel eines Vergnügens kamen.

Er war viel gereist; er hatte Griechenland, Italien, den Orient, Amerika gesehen; seine Conversation mußte also voll Interesse für den Geist von Colombau sein, der begierig war, Allee zu erfahren, Alles kennen zu lernen.

Camille war aber weder als Gelehrter, noch als Künstler, noch in Handelsgeschäften gereist.

Er war als Vogel gereist, und jeder neue Wind hatte von seinen Flügeln Alles bis aus den Staub des Landes, das er verließ, gestreift.

Eines war ihm jedoch auf seinen Reisen aufgefallen.

Dieses Eine, was ihm aufgefallen, waren aber weder die Monumente, noch die Landschaften, weder die Sitten, noch die Menschen, weder die Schönheiten der Kunst, noch die der Natur; nein! was ihn ergriffen, geblendet hatte, das waren die vielfachen Schönheiten der Frau in den verschiedenen Klimaten. Camille war mehr ein Mensch der Empfindungen, als der Eindrücke; seine Glückseligkeiten verbreiteten sich durch seinen ganzen Körper, doch sie überschritten nicht die Oberhaut: er nahm die Freude, das Glück, die Wollust, die Liebe, wie man ein Bad nimmt; er blieb mehr oder minder lang darein getaucht, je nachdem ihm das Bad mehr oder minder angenehm war.

Daraus ging hervor, daß Camille alle große Wälder, alle Urwälder, alle Savannen, alle Seen, alle Prairien, Griechenland mit seinen Ruinen, Jerusalem mit seinen Erinnerungen, den Nil mit seinen tausend Städten für den Kuß des ersten schönen Mädchens, dem er auf seinem Wege begegnet wäre, gegeben hätte.

Vergebens versuchte es Colombau mit einer Hartnäckigkeit, welche von seiner Naivität zeugte, ihn zu bewegen, auf eine pittoreske oder interessante Weise von den verschiedenen Orten zu sprechen, die er durchlaufen: er blieb stumm; nicht als hätte es ihm an der Form gefehlt, um seine Eindrücke wiederzugeben: die Form war im Gegentheil zugleich bestimmt und poetisch; rief ihn aber sein Freund an die Ufer des Ohio oder in die große Moschee von Kairo, so kam ihm die Erinnerung an eine junge Indianerin mit der rothen Haut oder an eine schöne Griechin mit den schwarzen Augen in den Kopf; und die ernste Erzählung lief querfeldein.

Als er eines Tages mit Colombau von Griechenland sprach, von diesem classischen Lande,

das mehr als irgend ein anderes die Begeisterung des jungen Bretagners erregte, bat ihn dieser, nachdem er es vergebens versucht hatte, ihn zur Beschreibung aller der pittoresken Inseln, die er besucht, zu bestimmen, zur Beschreibung von Delos, Zea, Paphos, Cythere, Paros, Ithaka, Lesbos, Amathunt, diesen Blumenkörben des Ionischen Archipels, deren Namen allein zum Herzen alle jugendliche Strömungen jener antiken Poesie, woran sich der Geist mit, fünfzehn Jahren trinkt, steigen machen; nachdem er ihn in allen ihren Einzelheiten seine Liebschaft mit einem jungen Mädchen der Dardanellen, unter den Oleandern von Abydos, hatte erzählen lassen; — eines Tags, sagen wir, bat ihn Colombau inständig, ernst mit ihm von Athen zu sprechen und ihm zu sagen, was sein Eindruck bei seiner Ankunft in dieser großen Stadt gewesen, — nach der sie mit einander durch den Archipel der Bänke des Collége gereist.

»Ah! Du willst, daß ich mit Dir von Athen rede?« fragte Camille.

»Ja, Du sollst mir sagen, was Du davon denkst.«

»Was ich von Athen denke? . . . Teufel! Ich habe Dir hierüber nichts zu sagen.«

»Wie, Du hast mir hierüber nichts zu sagen?«

»Nein . . . Ei! Du kennst Montmartre, nicht wahr? Nun, es ist auf einer Anhöhe wie Montmartre,, nur beherrscht diese Anhöhe den Piräus.«

Camille sein Geist, sein Temperament sein Charakter lagen ganz in dieser Schätzung von Athen.

Er betrachtete die ernstesten Seiten des Lebens mit derselben Gleichgültigkeit und demselben Leichtsinne.

Und dennoch wird man bei Gelegenheit sehen, welche Schätze von Erinnerungen zuweilen in seinem Gedächtnis der vergeßliche Creole wiederfand.

Eines Tags sagte Colombau das heißt der Schauspieler, der in der Komödie des Daseins von Camille die Rolle des Moralisten spielte, — Colombau sagte zu ihm:

»Höre, Camille, Du kannst so nichtsthuend bleiben. Mache Dir Vergnügen, so viel Du willst, wenn es Deine Gesundheit aushält, das ist Deine Sache; doch das Vergnügen ist nicht der Zweck des Lebens; der Zweck des Lebens, der wahre Zweck ist die Arbeit; Du mußt also darauf bedacht sein, etwas zu thun. Jede Beschäftigung wird Dir überdies das Vergnügen theurer machen; und dann ist Dein Vermögen nicht so groß, daß es Dir nicht eines Tags unzulänglich scheinen sollte, wenn Du heirathest und Frau und Kinder hast. Nimmst Du gleich beim Eintritt ins Leben die Gewohnheit des Müßiggangs an, so wirst Du nicht mehr im Stande sein, Dir das abzugewöhnen; Du wirst nirgends mehr empfangen werden, denn Deine Ruhetage werden die Arbeitsstunden der Andern sein. Hättest Du einen beschränkten Geist, eine schwache Einbildungskraft, so ließe ich Dich vielleicht nach Deinem Belieben gehen; doch Du hast ganz im Gegentheil herrliche Anlagen, wunderbare Fähigkeiten . . . Was kannst Du thun? Ei! mein Gott! ich weiß es wie Du nicht! Wir werden darüber reden, wenn Du willst; doch mittlerweile erkenne ich bei Dir eine für

alle Arbeiten, sowohl für die Werte der Kunst, als für die der Wissenschaft, geeignete Intelligenz; Du kannst einen guten Advocaten, einen guten Arzt, einen guten Compositeur geben; Du hast die Erhabenheit der Musik: ich habe mehrere von den Melodien, die Du im Collége gemacht, aufbewahrt, und in einer Entfernung von fünf Jahren habe ich in diesen Melodien Motive von bewunderungswürdiger Frische und Originalität gefunden. Wähle also um Gotteswillen ein Gewerbe! treibe Jurisprudenz oder Medicin; werde ein Gelehrter oder ein Künstler; werde aber Etwas! Ich weiß nicht, wie ich Dich leiten sollt ich kenne Deine Neigungen nicht seit der langen Zeit, daß Du mich verlassen hast; doch glaube mir, mein lieber Camille, es ist besser, Du thust irgendeine Arbeit, und wäre sie auch nicht nach Deinem Geschmacke, als Du thust keine.«

»Ich werde hieran denken,« erwiderte Camille, welcher aussah, als hätte er eben so viel Lust, zu denken, als sich zu henken.

»Glaubte ich Dir so theuer zu sein, als Du es mir bist, fuhr Colombau mit einem unstörbaren Ernste fort, »so würde ich Dich mit dem Verluste meiner Freundschaft bedrohen, wählst Du nicht irgend einen Stand. Bruder Dominique nennt den Menschen, der nicht arbeitet, einen unredlichen Menschen, und er hat Recht.«

»Es ist gut,« sprach Camille halb heiter, halb ernst. man wird ihn wählen, Deinen Stand.

Ich denke bei mir selbst hieran, ohne daß ich das ansehen habe, doch im Grunde denke ich nur hieran: so frage ich mich alle Abende, wenn ich mich auskleide, aus welcher geheimnißvollen Ursache meine Hosenträger, welche am Morgen flach und gerade auf meinem Rücken liegen, am Abend wie Kabel zusammengerollt und verkrümmt seien. Nun, mein lieber Freund, diese Wahrnehmung hat mich tiefe Reflexionen machen lassen, und ich glaube, es wäre ein philanthropisches Werk, eine Verbesserung in der Verfertigung der Hosenträger herbeizuführen.«

Colombau gab einen Seufzer von sich.

»Ah! Colombau, « sagte Camille: seufze nicht so wegen eines Scherzes. Was Teufels wirst Du bei einem Unglücke machen? . . . Morgen lasse ich mich bei der Rechtsschule einschreiben; ich kaufe einen Codex und lasse ihn in Chagrin binden, damit er ein rührendes Emblem desjenigen sei, welchen ich Dir verursacht. [Ein unübersetzbares Wortspiel: chagrin eine Art von Leder, le chagrin der Kummer.]

Camille! Camille!« rief Colombau, »Du bringst mich in Verzweiflung, und ich befürchte, Du wirst nie ein Mann.«

Camille sah, daß er das Gespräch auf ein anderes Terrain überführen mußte, oder der Dialog würde sich zur Melancholie hinwenden.

»Ah! Du befürchtest, ich werde nie ein Mann!« sagte er; »in jedem Falle ist diese Furcht nicht die Deiner Wäscherin.«

Colombau schaute Carmelite mit der Miene eines Menschen an, zu dem man mitten in der Conversation plötzlich in einer fremden Sprache spricht.

»Meine Wäscherin?« versetzte er.

»Ah! mein Schalk, Du sagtest mir nichts davon, daß Du die Hände mit dieser Seife wäschest! . . . Teufel! mein Herr Doktor, mein Herr Weiser, mein heiliger Hieronymus hat eine achtzehnjährige Wäscherin, der man wegen ihrer bezaubernden Schönheit einstimmig den Namen: die Prinzessin von Vanvres und die Königin der Mi-Carême [Mitte der fasten.] gegeben Nun kommt sein bester Freund aus den Urwäldern von Amerika zu ihm mit einem aus eben diesen Wäldern entlehnten Ueberflusse an Saft, und der Herr wird zum Verräther an den ersten Pflichten der Gastfreundschaft, indem er vor seinem Gaste seine kostbarsten Schätze verbirgt. Ventre-Mahon! Wie, ich weiß nicht, welche Person von Walter Statt sagt, verstehen Sie so die elementarsten Regeln der Gemeinschaft, und ist nicht eine Art von Verrath in Ihrer Geheimnißkrämerei?«

»Mein Freund,« erwiderte Colombau, »Du magst mir glauben, wenn Du willst, doch ich kenne nur sehr wenig das Gesicht meiner Wäscherin.«

»Du kennst das Gesicht Deiner Wäscherin sehr wenig?«

»Ich schwör es Dir.«

»Dann ist es wohl der Mühe werth, ein solches Gesicht zu haben, damit ein dreijähriger Kunde, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren gar nicht darauf merkt; denn ich habe sie gefragt, wie lange Du ihr Kunde seist, und sie antwortete mir: »»Drei Jahre!«

»Das ist möglich,« versetzte Colombau, »ich habe keinen Grund, die Wäscherin zu wechseln, wenn meine Wäscherin gut wäscht.«

»Und wenn sie hübsch ist!«

»Camille, es gibt gewisse Frauen, um deren Schönheit oder Häßlichkeit ich mich nie bekümmere.«

»Seht doch den Herrn Vicomte von Penhoël. . . Du Aristotrat! . . Herr von Béranger mit seiner Lisette ist also ein Pöbelmensch? Wer war denn Lisette, wenn nicht die Wäscherin von Herrn von Béranger? Ah! es ist wahr, Herr von Beranger hat ein Lied gemacht, in welchem er sagt, er sei nicht adelig, sondern gemein, sehr gemein: das erklärt Lisette, Frétilton, Sulzon. . . Doch Herr Colombau von Penhoël, Teufel!«

»Was willst Du, Camille? es ist so.«

Camille erhob die Arme mit einem komischen Mit leid zum Himmel.

»Es ist so sagte er. »Wie! das höchste Wesen strengt sich an um vor Deine Augen alle Wunder der Schönheit verkörpert in einem einzigen Geschöpfe zu stellen, und Du, Heide, behauptest, Du

habest etwas Wichtigeres zu thun, als dieses Meisterwerk zu betrachten! Würde der selige Raphael die Fornarina mit derselben Verachtung behandelt haben, wie Du die Prinzessin von »Vanvres, so hätten wir die *Madonna della Sedia* nicht, Unglücklicher! Und wer war die Fornarina? Eine Wäscherin, welche ihre Wäsche in der Tiber wusch. Sage nicht nein: ich habe mich im Hafen der Ripetta erkundigt.«

»Gut, es mag sein: ich gebe Alles dies zu. Nun sage: woher kennst Du meine Wäscherin, wo hast Du sie gesehen?«

»Ah! dahin wollte ich Dich führen! Die Schlangen der Eifersucht zerreißen Dir die Brust, nicht wahr?«

»Du bist ein Narr!« erwiderte Colombau die Achseln zuckend.

»Du gibst mir Dein Wort, daß Dich die Prinzessin von Vanvres nicht besondere interessirt?«

»Oh! das versichere ich Dir, so wahr ich ein Edelmann bin.«

Dieser Fee des Gewässers, dieser Najade der Seine den Hof machen, hieße also nicht auf Deinen Gütern jagen?«

»Nein, hundertmal nein!«

»Dann höre aufmerksam; ich fange an:

»*Geschichte* des ersten Zusammentreffens von Guillaume Felix Camille von Rozan, Creolen von Lousiana, mit Ihrer Hoheit Mademoiselle Chante-Lilas, Prinzessin nein Vanvres, Wäscherin im Fürstenthum Vanvres.

»Es war gestern . . . Ein Romandichter würde sagen, es war an einem blendenden Nachmittage des Monats Mai; doch dieser Romandichter würde Dich betrügen, mein Lieber, denn es regnete gewaltig, wie Du weißt, da Du den Regenschirm mitgenommen; ein Grund, der mich in Betracht der Entfernung der Fiacres, welches Beförderungsmittel man nur in den civilisirten Ländern findet, verhinderte, auszugehen, während Du in der Rechtsschule warst. Ich beklage mich nicht hierüber, denn das machte, daß ich in Deiner Abwesenheit das Vergnügen hatte, die Wäscherin zu empfangen, welche hier ganz durchwässert wie der Wein ins Collége ankam . . . Du erinnerst Dich unseres Ueberflusses? . . . Nun, so war die Prinzessin von Vanvres durchwässert. Mein erster Gedanke, als ich sie so naß sah, war, — bewunderte meine Philosophie! — mein erster Gedanke war, einen zweiten Regenschirm zu kaufen; denn — behalte dieses Axiom wohl, Colombau, — so unnütz zwei Regenschirme sind, wenn das Wetter schön ist, ebenso unzulänglich ist ein Regenschirm, wenn das Wetter schlecht ist, und man geht Jeder seinerseits.«

»Doch das ist ein Detail.«

»Deine Wäscherin kam also in Deine Arche, eine weiße Taube, nur kam sie am Anfange der Sündfluth, so daß sie, als sie den Deinem Zimmer auf sah, welches Weiter außen herrschte, und **wie das Gewässer**, nach dem Worte der Bibel, *auf Erden wuchs, daß alle hohen Berge bedeckt*

wurden, kein Bedenken trug, das Anerbieten, für den Augenblick hier zu verweilen, das ich ihr machte, anzunehmen.«

»Laß hören, Colombau, was hättest Du an meiner Stelle gethan? . . . Sprich offenherzig.«

»Ei! fahre in Deiner Erzählung fort, ungezogener Junge!« erwiderte Colombau, den das Geschwätze dieses Spottvogels unwillkürlich belustigte.

Offenbar hättest Du, wenn ich Dich gut kenne, entweder die Wäscherin sich ganz und gar mit Wasser füllen lassen, oder wenn Du menschlich genug gewesen wärest, ihr Dein Dach anzubieten, so würdest Du ihr den Rücken zugewandt und sie so der Reize Deines Gesichtes beraubt haben; oder Du hättest wieder angefangen zu lesen und sie des Zaubers Deiner Conversation beraubt. Das hättest Du gethan, nicht wahr? unter dem Vorwande, Herr Edelmann, es gebe Frauen, welche keine Frauen für Sie seien! Ich, ich bin nur ein Wilder; ich habe auch gethan, was der Indianer in seinem Wigwam, der Araber unter seinem Zelte thut: ich habe gewissenhaft alle Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt. Die erste, der ich mich, nach einigen kleinen Redensarten entledigen zu müssen glaubte, war die daß ich sie ihr Halstuch ablegen ließ, in Betracht, daß es den der Ecke genannten Halstuches auf ihren Rücken rieselte, wie vom Fischbeine eines Regenschirmes; ohne diese mildthätige Vorsichtsmaßregel hätte die Prinzessin von Vanvres unfehlbar einen heftigen Katarrh bekommen, und das würde ich mir bitter zum Vorwurfe gemacht haben! . . Ah! ich sehe von hier aus den schlimmen Gedanken, der Dich sticht, wie Meister Amyot sagt. . . Nun wohl, nein, ich hatte keine böse Absicht, und ich kann, wie Hippolyt, sagen, *der Tag war nicht reiner als der Grund meines Herzens!* Der Vers ist nicht da, und hierüber bin ich entzückt: ich habe die Verse nie leiden können. Es geschah, ich wiederhole es Dir, aus reiner Menschenliebe, und zum Beweise dient, daß ich ihr, die eisige Kälte Deines Zimmers für sie befürchtend, ein Foulard bot, das sich auf Deinem Stuhle fand.

»Wie! Herr Tartuffe hätte es hoffentlich nicht besser gemacht?

»Es war Dein weißes Foulard, das schönste von allen Deinen Foulards! ich muß Dir sogar sagen, daß es die Prinzessin mitgenommen hat, im Glauben, es gehöre ihr.

»Doch das ist abermals ein Detail.

»Sobald sie in dieser Hinsicht geschützt war, bot ich ihr einen Stuhl an, doch zu ihrem Ruhme muß ich bemerken, daß sie sich weigerte, sich darauf zu sehen, nicht als ob sie, die Prinzessin den Vanvres, sich unwürdig erachtet hätte, vor dem Demüthigsten ihrer Diener Platz zu nehmen, sondern, weil sie, ganz triefend wie sie war, den Utrechter Sammet Deines Mobiliars zu beschädigen befürchtete. . . Ich glaubte das wenigstens aus der Art zu errathern wie sie, nach einigen Manieren, einen Platz an meiner Seite auf dem Canapé nahm, das ihr mit einem Zwilchüberzuge bekleidet, keine Gefahr zu laufen schien.

»Und was Du mir nun nicht wirst glauben wollen, o Colombau! Du der Du die Lisetten leugnest, die Frétilions geringschätzt und die Suzons von Herrn von Béranger verachtest, ist, daß wenn man unter dem 86° 40' — 92° 55' westlicher westlicher Länge und dem 29° — 33° nördlicher Länge geboren ist, nicht ungestraft neben einem hübschen Mädchen sitzt, und wäre

dieses Mädchen eine Wäscherin, siehst Du Colombau, es entsteht zwischen ihr und uns ein gewisses Etwas, das dem gleichkommt, was unser Professor der Physik im Collége die elektrischen Strömungen nannte. Diese Strömungen, — Du weißt das nicht, Don Sokrates, König der Weisen! — diese Strömungen machen in zehn Minuten im Gehirne tausend muntere Gedanken keimen, wachsen und blühen, welche nie ein Artikel des Codex, so hinreißend er auch sein möchte, sich erschließen machen würde.

»Ein Gedanke dieser Art, lieber Freund, trieb mich an, zu ihr zu sagen:

»»Prinzessin den Vanvres, bei meiner Ehre, ich finde Eure Hoheit bezaubernd!««

»Und es war ohne Zweifel ein ähnlicher Gedanke, der sie wie eine Klapperrose erröthen machte.«

»So unschuldig Du bist, mein lieber Colombau, brauche ich Dir doch nicht zu sagen: eine Frau, je mehr sie erröthet, desto schöner ist sie. Die Prinzessin von Vanvres war also die Schönste der Prinzessinnen, und mein Kopf fing an sich zu drehen, als sich zum Glücke meine Augen, die sich mit meinem Kopfe drehten, auf das weiße Foulard hefteten, welches ihr Halstuch ersetzt hatte.

»Dieses Foulard, Freund, gehörte Dir; ich wußte nichts von Deiner Antipathie gegen die Feen, die Najaden, die Wassernixen, ich befürchtete zum Verräther an der Freundschaft zu werden, und diese Furcht hielt mich am Rande des Abgrundes zurück.

»Du schwörst mir nun, daß Dir die Prinzessin von Vanvres fremd ist: sehr gut! da ich vom Lande der Abgründe bin, so fürchte ich diese nicht. Es biete sich die Gelegenheit, und ich werde mich ganz sicher hinabgleiten lassen!«

Als dieser Redeschluß beendet war, wollte Colombau einige Bemerkungen machen; doch Camille fing an mit reizender Stimme zu singen:

Lisette, ma Lisette,  
Tu m'as trompé toujours;  
Mais vive la grisette!  
Je veux, Lisette,  
Boire à nos amours

[Lisette, meine Lisette,  
Du hast mich immer betrogen;  
doch es lebe die Grisette!  
Ich will, Lisette;  
auf unsere Liebschaft trinken!]

Und beiden Tönen dieser harmonischen, klangvollen, zauberhaften Stimme, welche die geheimsten Fibern des Herzens schauern machte, wußte Colombau nichts Anderes mehr zu thun, als Beifall zu klatschen.

---



## XLIII.

### Die Eiche und das Schilfrohr.

Diese Erzählung vom ersten Zusammentreffen von Camille mit der Prinzessin von Vanvres, eine Erzählung, die wir nicht nur in ihrem Ganzen, sondern auch in ihren Einzelheiten zu wiederholen versucht haben, wird besser als alle Analysen, die wir hätten machen können einen Begriff dem Charakter von Camille, einem Charakter voll Sorglosigkeit und Heiterkeit, geben.

Diese Heiterkeit, welche unter Männern nicht gerade immer von einem sehr geläuterten Geschmacke war, wirkte sie doch auf den ernsten Bretagner ungefähr wie die Schönthuereien einer Katze oder das Gestwätz eines Papageis gewirkt haben würden; Camille fing immer damit an, daß er Unrecht hatte, und endigte immer damit, daß er Recht hatte.

Es gab indessen einen Punkt, an welchem seine Beharrlichkeit scheiterte.

Das regelmäßige, sogar monotone Leben, das Colombau führte, war nicht gerade das ideale Leben, das Camille geträumt hatte; er fühlte sich auch unbehaglich und beengt in diesem friedlichen Winkel. Die Mobilien des Bretagners flößten ihm jene Art von Angst ein, welche einem jungen Manne ohne Beruf der Anblick seiner Zelle beim Eintritt in ein Kloster einflößen muß.

Als Colombau eines Tags von der Schule zurückkam, fand er oben an seinem Bette einen Totenkopf mit zwei Knochen im Kreuze befestigt und darüber die tröstlichen Worte:

#### **Camille, man muß sterben!**

Der ernste, nachdenkende Geist des jungen Mannes erschrak durchaus nicht vor dieser finstern Maxime, und er ließ über seinem Bette die trübselige Zierrath, welche Camille hier angebracht hatte.

So dünstete diese, in den Augen von Colombau so lachende, Wohnung für Camille die Miasmen des Seminars aus; Alles reizte ihn auf, Alles stimmte ihn traurig, bis auf das poetische Grab der la Vallière, das Colombau und Carmelite so viel träumen gemacht hatte: dieses ewige Bild des Todes, das er vor den Augen hatte, ein tröstlichen Bild für eine fromme Seele, empörte ihn und gab ihm die bittersten Sarkasmen ein.

»Warum,« sagte er zu Colombau, »warum kaufst Du nicht sogleich eine Concession auf einem Kirchhofe? Ließest Du die Wände mit einem schwarzen Tuche silbernen Thränen behängen, so hättest Du Dein Leben lang eine Behausung von toller Heiterkeit, und Du könntest sie selbst nach Deinem Hinscheiden bewohnen.«

Zwanzigmal machte er Colombau den Vorschlag, das, was er ihre Einkerkering nannte, gegen eine Wohnung *in Paris*, oder wäre es sogar in den *Vorstädten von Paris*, wie die *Rue de Tournon*

oder die Rue du Bac, zu vertauschen.

Nie wollte sich Colombau hierzu herbeilassen.

Dann hörte Camille, wie einem Geiste der Fügsamkeit nachgebend, auf, vom Ausziehen zu sprechen, aber er fuhr fort durch unablässige Witze und Einfälle gegen ihre mönchische Einklosterung nach diesem Ziele hinzustreben. Obgleich ungeduldiger Natur, hatte er aber, wenn er einen Widerstand fand, der stärker als sein Wille, eine Geschmeidigkeit in den Wirbelbeinen seiner Einbildungskraft, wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken, die ihm die Leichtigkeit der Natter, durch die engsten Ausgänge, durchzukommen, verlieh; er temporisirte also und versuchte es, unter dem Hindernisse, das er nicht umzustürzen vermochte, hinzuschlüpfen, wobei er sich so oft die Gelegenheit bot, die ergebene Freundschaft von Colombau, seine Schwäche gegen das verzogene Kind zu Nutze machte; alle seine Bestrebungen waren aber auf den einzigen Punkt gerichtet, so schnell als möglich das Quartier Saint-Jacques zu verlassen.

Zu seinem Unglücke, abgesehen von hohen Preise der Hausmiete in einem anderen Quartier, welcher Preis das Gleichgewicht des Budget von Colombau gestört hätte, abgesehen davon, daß dieser einsame Aufenthaltsort dem emsig seinen Studien obliegenden Bretagner trefflich zusagte, — zum Unglücke für Camille, sagen wir, widerstrebte es Colombau, diese Wohnung zu verlassen, wo ihm zum ersten Male die Liebe unter ihren frischesten Farben erschienen war.

Den Leichtsin von Camille befürchtend, hatte er es nicht gewagt, ihm das Geheimniß anzuvertrauen, von dem sein Herz voll war; daher kam es, daß die Hartnäckigkeit von Colombau, weder seine Wohnung, noch sogar das Quartier zu verlassen, ein Räthsel für den Amerikaner blieb.

Camille war mehr als einmal Carmelite begegnet, mehr als einmal hatte der feurige Creole die köstliche Schönheit seiner Nachbarin bewundert und Colombau über diese reizende Betrübte befragt; — in Trauer um ihre Mutter, war Carmelite schwarz gekleidet; — doch Colombau hatte nur kurz geantwortet:

»Die Trauer, die diese junge Person trägt, ist die um ihre Mutter, ich hoffe, ihr Schmerz wird sie in Deinen Augen ehrwürdig machen.«

Und Camille hatte nicht mehr von Carmelite gesprochen.

Nur eines Tages *als er von Paris zurückkam*, wie er sagte, setzte sich der Creole breit in einen Lehnstuhl, zündete eine Havanna an und begann folgende Erzählung:

»Ich komme vom Luxembourg . . . «

»Sehr gut!« sagte Colombau.

»Ich bin unserer Nachbarin begegnet.«

»Wo dies?«

»Ich kehrte nach Hause zurück, als sie ausging.«

Colombau schwieg.

»Sie hielt ein Päckchen in der Hand.«

»Nun, was siehst Du hierin Interessantes?«

»Warte doch.«

»Ich wartet wie Du bemerkst.«

»Ich fragte den Concierge, was sie in ihrem Päckchen habe.«

»Warum dies?«

»Um es zu wissen.«

»Ah!«

»Er antwortete mir: »»Hemden.««

Colombau schwieg.

»Weißt Du aber, für wen diese Hemden sind?« fuhr Camille fort.

»Ei! ich denke für eine Weißzeughandlung.«

»Für die Hospitäler und die die Klöster, mein Lieber!«

»Armes Kind!« murmelte Colombau.

»Da fragte ich Maria Jeanne . . .«

»Wer ist das, Maria Jeanne?«

»Deine Portière! Du wußtest nicht, daß Deine Portière Marie Jeanne heißt?«

»Nein!«

»Wie! und Du bist seit drei Jahren im Hause?«

Colombau machte eine Bewegung mit den Augen, dem Munde und den Schultern, welche besagen wollte: »In welcher Beziehung interessiert es mich, daß meine Portière Marie Jeanne heißt?«

»Nun!« sprach Camille, »das ist Dein Charakter, doch es handelt sich nicht um dieses . . Ich frage also Marie Jeanne: »»Wie viel kann diese schöne junge Person damit verdienen, daß sie

Hemden für die Klöster und die Hospitäler macht?« Weißt Du, was sie verdient?«

»Nein,« erwiderte Colombau, »doch sie muß wenig verdienen.«

»Einen Franc für das Hemd, mein Lieber.«

»Oh! mein Gott!«

»Weißt Du aber, wie viel Zeit sie braucht, um ein Hemd zu machen?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Es ist wahr, ich vergaß, daß Du nicht neugierig bist. Nun wohl, mein Lieber, sie braucht einen ganzen Tag, um ein Hemd zu machen, und noch indem sie wie eine Negerin backt, das heißt von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends arbeitet, und will sie dreißig Sous verdienen, — gerade so viel, um ihr Essen zu haben begreifst Du? — so muß sie die Nacht dazu verwenden.«

Colombau wischte den Schweiß ab, der auf seiner Stirne perlte.

»Ist das nicht erschrecklich?« fuhr Camille fort. »Antworte, Granitherz! Ist es möglich, daß Geschöpfe des guten Gottes, schön, jung, von ausgezeichnetem Wesen, dieses Leben der Lastthiere führen?«

»Du hast Recht, Camille, sehr Rechts,« sprach Colombau, beinahe ebenso bewegt durch die Empfindsamkeit seines Freundes, als durch die Armuth des Mädchens, »und ich weiß Dir Dank für Deine Rührung zu Gunsten der fleißigen Frauen, dieser frommen im Dunklen Waltenden, welche in den Augen Gottes durch ihre beharrliche Arbeit den Müßiggang der Andern sühnen.«

»Gut! das sagst Du wohl in Beziehung auf mich? Meinen Dank! . . . Doch gleichviel! Ueberdies bin ich auch Deiner Ansicht. Wie! — nie ist eine Schändlichkeit, bei meinem Ehrenwort! — die Frau . . . die Frau, welche Gott in die Welt gesetzt hat, - um die Glückseligkeit des Mannes zu bilden, um seine Kinder zu schaffen, zu nähren, zu erziehen; dieses Geschöpf, geknetet aus Rosenblättern, Blumenduft und Thautropfen dieses Geschöpf, dessen Lächeln für das Herz des Mannes ist, was der Sonnenstrahl für die Natur; dieses Geschöpf ist im Lohne der Klöster und der Hospitäler nur einen Franc im Tage! Rechnet man die Sonntage und das Feiern ab, so macht das kaum dreihundert Franken jährlich! . . . Da nun, um die Wohnung ihrer Mutter zu behalten, Deine Nachbarin Carmelite . . . Wußtest Du, daß sie Carmelite heißt?«

»Ja!«

»Da Deine Nachbarin Carmelite hundert und fünfzig Franken Miethe bezahlt, so bleiben ihr für die Kleidung, die Heizung, die Kost hundert und fünfzig Franken jährlich, das heißt ein und vierzig Centimes täglich, wenn sie nicht etwa die Nacht zubringt wie den Tag, und diese Nachtarbeit würde ihr dann höchstens fünfzig Franken mehr eintragen! . . . Und wenn ich bedenke, daß ein Wesen wie ich, meines Gleichen, — nur daß sie schöner ist, als ich, — zu einer solchen Marter verdammt sein soll! . . . Aber, mein Freund, es gibt keine menschliche

Gerechtigkeit, und man muß eine Revolution machen, um Alles dies zu ändern!«

»Ich glaube,« sagte Colombar, »sie hat nebst dem eine kleine Pension von dreihundert Franken.«

»Ah! wahrhaftig, Du glaubst? dreihundert Franken! *eine kleine Pension von dreihundert Franken*, und hundert und fünfzig Franken, die sie verdient, Summe vierhundert und fünfzig Franken . . . und das scheint Ihnen genügend, Ihnen, der Sie zwölfhundert Franken jährlich haben? Ah! Herr Philanthrop, vierhundert und fünfzig Franken für dreihundert und fünfundsiebzig Tage, und sogar für dreihundert und sechsundsiebzig, wenn das Jahr ein Schaltjahr ist, scheinen Ihnen genügend, um zu wohnen, sich zu kleiden, zu frühstücken, zu Mittag zu essen, zu Nacht zu essen, seinen Stuhl in der Kirche zu bezahlen? Aber, Unglücklicher! wenn die Regierung genöthigt wäre, die Pflanzen zu nähren, weißt Du, daß der Sauerstoff und der Kohlenstoff, die man verdunsten müßte, auf das Doppelte der Summe, welche dieses arme Kind ausgibt, zu stehen käme?«

»Das ist wahr,« erwiderte der Bretagner, der die Armuth von Carmelite noch nicht unter diesem engen Gesichtspunkte ins Auge gefaßt hatte, »das ist wahr, das ist betäubend, ich frage mich, wie sie es machen kann?«

»Du fragst Dich das?« versetzte Camillie entzückt, seine Genugthuung an Colombar zu nehmen. »Ah! Du fragst Dich das! Nun! ich will Dir antworten: sie arbeitet fast alle Nächte bis Morgens um drei Uhr!«

»Das hat Dir die Portière gesagt?«

»Nein, die Portière hat es mir nicht gesagt, ich habe es gesehen.«

»Du, Camille?«

»Ja, ich, Camille von Rozan, Creole von Louisiana, ich habe es gesehen.«

»Wann dies?«

»Ei! . . . gestern . . . vorgestern und die vorhergehenden Tage.«

»Und wie hast Du es gesehen?«

»Nicht wahr, sie ist nicht reich genug, um bei Nacht eine Lampe oder eine Kerze zu brennen, wenn sie schläft? Sobald nun also die Lampe oder die Kerze im Zimmer der Nachbarin brennt, wacht sie. Es brennt aber alle Nächte die Lampe oder die Kerze in ihrem Zimmer bis Morgens um drei Uhr.«

»Woher weißt Du das, Du, der Du nicht bis um drei Uhr Morgens wachst?«

»Ah! Gut! ich wache nicht bis um drei Uhr Morgens! Wer sagt Dir das? Nun, darin täuschst Du Dich: vorgestern, zum Beispiel, war Operntag, nicht wahr?«

»Ja, ich glaube . . . ich weiß es nicht . . . «

»Oh! er kennt nicht die Opertag! Montag, Mittwoch, Freitag, Wilder! Vorgestern war also Opertag . . . Montag!«

»Gut.«

»Und wenn Du auch nicht wolltest, es ist doch so . . . Nun wohl, als ich auf der Oper wegging, traf ich einen alten Kameraden vom Collége . . . «

»Einem Kameraden von uns?«

»Von wem denn?«

»Und welchen?«

»Ludovic.«

»Ah! ja, einer der wackeren Jungen des Collége. Es ist erstaunlich, wie man sich aus dem Gesicht verliert!«

»Sprich mir nicht hiervon! Es würde zu den traurigsten Reflexionen führen, wenn man darüber nachdächte.«

»Was ist aus ihm geworden?«

»Er treibt Arzneiwissenschaft: sie haben Alle die Wuth, etwas zu thun.«

»Nur Du . . . «

»Ah! hierbei erwartete ich Dich, und Du bist glücklich hineingetappt . . . Doch lassen wir das! . . . Er treibt also Arzneiwissenschaft.«

»Und es wird ihm gelingen: das ist eine bewunderungswürdige Intelligenz, nur ein wenig zu materialistisch in der Form.«

»Ja,« sehr materialistisch in der Form: die Prinzessin von Vanvres wird Dir ein Wort hiervon sagen können.«

»So daß? . . .«

»Ja, **ad eventum** . . . Doch um **festinare ad eventum** zu können, muß man die Einzelheiten beendigen. Ludovic wird Dich besuchen; Ihr seid Nachbarn, ich habe ihm deine Adresse gegeben.«

»Oh! ewiger Wiederkäufer, welche Beziehung findet zwischen Ludovic . . . «

»Und Carmelite statt?«

»Das frage ich Dich.«

»Warte, ich will es Dir sagen! . . . Den ist ein wahrer Erwürger der Entwicklungen! Wenn Du Theseus gewesen wärest, hättest Du wohl die Erzählung von Theramen beim zehnten Verse abgeschnitten? Und Du hättest nie erfahren, daß die Welle, die das Ungeheuer gebracht, vor Schrecken zurückgewichen war; Du hättest, nicht erfahren, daß der Leib des genannten Ungeheuers mit *gelblichen Schuppen bedeckt, daß sein Kreuz sich in gekrümmtem umgeschlagenen Falten bog*, lauter Einzelheiten vom größten Interesse für einen Vater! Was Teufel! wenn einem Vater sein Sohn von einem Ungeheuer gefressen worden ist; so ist es das Wenigste, daß er weiß, von welchem Ungeheuer, und ist das Ungeheuer schön, so hat er den Trost, sich zusagen: »»Mein Sohn ist von einem Ungeheuer gefressen worden, doch das Ungeheuer, das ihn gefressen, ist ein schönes Ungeheuer.«»

»Du weißt, daß ich Dich höre?«

»Das ist Deine Pflicht! Doch ich habe Mitleid mit Dir und kürze ab. Welche Beziehung zwischen Ludovic und Carmelite stattfindet? Ich will es Dir sagen. Ich traf also Ludovic beim Ausgange der Oper.«

»Du hast mir das schon gesagt.«

»Ich wiederhole es Dir. Man begegnet nicht einem Freunde, Du begreifst das wohl? Einem Freunde aus dem Collège, den man seit drei Jahren nicht gesehen, ohne das Bedürfnis zu fühlen, sich einander die Episoden seiner Jugend noch einmal zu erzählen. Ich trat folglich mit Ludovic ins Cafe der Oper ein; es handelte sich darum, der Erzählung Körper zu geben: das ist ein Detail, das ich Dir erklären muß . . . »

»Uebergehe das Detail.«

»Ja, weil Dir das Detail zur Schande gereicht-nicht wahr, Egoist ?«

»Also das Detail?«

»Höre. Du hast mich vorgestern fasten lassen, Scheinheiliger!«

»Ich?«

»Ein Montag! Allerdings, ohne es zu vermuthen; ich mache Dir auch keinen Vorwurf, ich constatire ganz einfach. Da Du mich ohne Dein Wissen hattest fasten lassen, in Betracht, daß Du frisches Schweinefleisch verlangt, und man uns harte Eier vorsetzte, — eine Metarmorphose der Du mit Deiner gewöhnlichen Zerstreung keine Aufmerksamkeit schenktest, — so glaubte ich meine Kräfte dadurch wiederherstellen zu müssen, daß ich ein Huhn in Gesellschaft unseren Freundes Ludovic speiste. War das Huhn nur ein Vorwand, um zu plaudern, oder die Conversation nur ein Vorwand, um das Huhn zu essen? Ich weiß es nicht. Ich muß Dir indessen sagen, daß die Conversation unendlich viel länger wahrte, als das Huhn, und daß es gegen drei Uhr Morgens war, als ich die Mauern unseres Klosters wieder erreichte. Den Himmel

anschauend, — eher im Müsiggange, als um zu wissen, wie das Wetter am andern Tage sein werde, — erblickte ich durch das Fenster unserer Nachbarin die bleiche Helle der Arbeitslampe, und es geschah in einem reinen Gefühle der Menschlichkeit, daß ich mich, zwei Tage nachher, nämlich heute, als ich sie mit einem Päckchen in der Hand ausgehen sah, jener Nachtwache erinnerte und Marie Jeanne befragte . . . Du weißt nun Alles, was Marie Jeanne geantwortet hat. Armes Mädchen!«

»Ja, armes Mädchen! Du hast Recht, Camille, und noch ärmer, als Du glaubst; denn sie hat keinen Verwandten, auf dieser Welt, keinen Freund, keine Zuneigung!«

»Das ist ja erschrecklich!« rief Camille. »Und, wie! Du ihr Nachbar seit fünf bis sechs Monaten, seit einem Jahre vielleicht, hast nicht ihre Bekanntschaft zu machen gesucht?«

»Doch,« erwiderte seufzend der Bretagner; »ich habe mehrere Male mit ihr geplaudert . . .«

Und Colombau war vielleicht in diesem Augenblicke im Begriffe, seinem Freunde Alles zu sagen, hätte dieser nicht sein Vertrauen durch eine von jenen Phrasen zurückgedrängt, welche Colombau, wenn er eben nachgeben wollte, unablässig wieder in den Vertheidigungsstand versetzten.

»Ah! Geheimnisvoller Bretagner!« rief Camille, »Du hast mit ihr geplaudert, und Du hast mir nicht ein Wort von dieser Plauderei gesagt. Du willst also die Redlichkeit, deren Privilegium Deine Race an sich gerissen hat, lügen machen, unter dem Vorwande, sie habe einen harten Kopf und eine viereckige Stirne? In der That, Deine Verschwiegenheit in Betreff der Prinzessin von Vanvres hätte mich müssen bestimmen, auf meiner Hut zu sein. Ich verzeihe Dir nur unter einer Bedingung: daß Du mir sogleich diese Pastorale in allen ihren Einzelheiten erzählst, und zwar, ohne die rhetorsfchen Blumen zu sparen; ganz das Gegentheil von Dir in dieser Hinsicht, liebe ich die langen Erzählungen . . . Ich nehme eine Cigarre, ich zünde sie an, und ich höre Dich. Sprich, Colombau, Du sprichst so gut!«

»Ich versichere Dir, Camille,« erwiderte Colombau verlegen, »es ist in unseren Plaudereien nichts für Dich Interessantes gewesen.«

»Ah! hierbei fasse ich Dich, Bursche!i«

»Wie so?«

»Sagen, es sei nicht interessant für mich, heißt das nicht mit hierunter verstehen, es sei interessant für Dich? Ich bitte Dich, mir die Nuance von Interesse zu schildern, welche diese Conversation für Deinen Geist, für Deine Einbildungskraft oder für Dein Herz gehabt hat; mit einem Wort, ich wiederhole Dir in Beziehung auf Carmelite, was ich Dir hinsichtlich der Prinzessin von Vanvres gesagt habe; obgleich es mir, dessen sei sicher, nie eingefallen ist, unsere Nachbarin in dieselbe Kategorie zu setzen, wie meine Prinzessin . . . Diese schöne Person, welche die Nächte damit zubringt, daß sie Hemden für die Klöster und die Hospitler macht, interessirt sie Dich besonders? . . . Antworte mir, Colombau! Colombau, antworte mir!«



So unmittelbar von seinem Freunde aufgefordert streckte Colombau die Hand gegen ihn aus, berührte mit dieser Hand sein Knie und sprach mit sanftem, ernstem Tone:

»Höre, Camille, ich will Dir Alles erzählen; aber, um Gottes willen, behandle mein vertrauliches Geständniß nicht mit Deinem gewöhnlichen Leichtsinne, und bewahre mein Geheimnis wie ich es selbst bewahrt haben würde, hätte ich nicht geglaubt einen Winkel meines Herzens vor Dir verbergen, wäre ein Verrath an unserer Freundschaft.«

Hienach begann Colombau wieder für Camille die umständliche Erzählung, die er schon Bruder Dominique gemacht hatte.

»Und was hat Bruder Dominique gesagt,« fragte Camille als sein Freund zu sprechen aufgehört.

Colombau wiederholte-dem jungen Creolen, welche Ermuthigungeu ihm der Mönch gegeben.«

»Ah! Gut!« rief Camille« »das ist der Geistliche meiner Träume! wäre ich der Sohn eines Geistlichen, ich wollte nicht, daß mein Vater von einem anderen Holze als dieser. Er hat sehr wohl daran gethan, Dich zu ermuthigen, der Bruder Dominique, obschon Du offener gesprochen, mir nicht aussiehst, als bedürftest Du sehr der Ermuthigung; Feuer an entzündetes Werg legen schien mir immer eine müßige Arbeit zu sein. Was mich ärgert, ist, daß ich das nicht errathen habe; ich hätte es doch nach den kindischen Reden, die Du in den ersten Tagen nach meiner Ankunft führtest, und nach der Hartnäckigkeit, mit der Du dieses Quartier nicht verlassen wolltest, vermuthen müssen. Ah! Du hast wohl daran gethan, mich hiervon in Kenntniß zusetzen; es war Zeit: morgen rückte ich ins Feld. Doch von diesem Augenblicke an ist dies vorbei; die Geliebte meines Wirthes ist wie die Frau von Cäsar: sie darf nicht einmal beargwohnt sein! Verlaß Dich auf meine Discretion und sage mir, wie Du zu handeln gedenkst . . . Dein Gang zum Ziele scheint mir, erlaube mir, Dir dies zu bemerken, im umgekehrten Verhältniß des Ganges Deiner Leidenschaft abzunehmen; Du betest ungeheuer an, doch Du rückst nicht vor.«

»Was Du vorrücken?« fragte Colombau fast erschrocken.

»Ei ich nenne vorrücken Alles, was nicht zurückweichen heißt, und ich nenne zurückweichen den Rückzug, den Du seit einem Monat, daß ich hier bin, operirt hast. Ah! ich bedenke Eines . . . Ich Dummkopf, ich Einfaltspinsel, der ich bin! Oh! ich gerupfter Vogel! meine Gegenwart beengt Dich, theurer Freund! Schon morgen befreie ich dich davon.«

»Camille, Camille, mein Freund, überlegst Du wohl!«

Es war der Löwe im Jardin des Plantes, der in seinem Käfig dieses bellenden Pommers bedurfte.

»Gewiß überlege ich, Colombau: ich will der Glückseligkeit meines einzigen Freundes keine Fesseln entgegensetzen.«

»Du fesselst mich durchaus nicht, Camille.«

»Oh! ich thue dies übermäßig, und schon morgen suche ich mir eine Junggesellenwohnung.«

»Ja, das ist es,« sprach Colombau traurig, »Du willst mich verlassen; Du bist meiner Nachbarschaft müde; unsere Freundschaft ist Dir beschwerlich!«

»Ah! Colombau, mein Freund, nun sprichst Du Albernheiten!«

»Nun wohl, es sei, geh; doch ich werde mit Dir gehen.«

»Dann lauf zum Hauseigenthümer, und wenn meine Gegenwart Dir nicht unangenehm ist . . .«

»Kind! rief der treffliche Bretagner.

»Nun wohl, so schließe in unserer Beider Namen einen Beitrag von drei, sechs, neun, . . . vorausgesetzt, ich wiederhole es Dir, daß . . .«

»Camille, unterbrach Colombau, »ich liebe Carmelite von ganzer Seele, doch wenn Du mir sagtest: »Colombau, meine Besitzungen in Amerika sind in Brand gesteckt worden, ich bin zu Grund gerichtet, ich muß mir ein neues Vermögen schaffen; sieh meine Arme: sie sind schwach! Ich brauche Deine beiden kräftigen Arme, Sohn der alten Bretagne!« Camille, ich würde auf der Stelle gehen, ohne Bedauern, ohne Schmerz, ohne einen Blick zurückzuwerfen, ohne nur zu seufzen über diese Hälfte meines Lebens, die ich hier ließe.«

»Gut! gut! Gut! das ist abgemacht; ich weiß, daß Du es thun würdest, wie Du es sagst.«

Der Bretagner lächelte traurig und sprach:

»Allerdings würde ich es thun.«

»Nun, laß hören: wohin wird Dich diese Liebe noch führen?«

»Wahrscheinlich zur Heirath.«

»Ho! Ho! mit einem kleinen Mädchen, das Hemden für die Klöster und die Hospitäler macht, Du, der Vicomte von Penhoël, der Du aus der Zeit von Robert dem Starken stammst?«

»Es ist die Tochter eines Kapitäns, eines Officiers der Ehrenlegion.«

»Ja, Kanonenadel . . . Gleichvieil! wenn das Dir zusagt, wenn es Deinem Vater zusagt, so kann Niemand etwas dagegen haben.«

»Mein Vater wird Alles für das Glück seines einzigen Sohnes thun.«

»Warum nimmst Du dann die Besprechungen nicht in Angriff?«

»Ei! mein lieber Camille,« ich weiß vor Allem nicht, ob mich Carmelite liebt.«

»Und dann willst Du, ehe Du Dich auf den dornenvollen Pfad wirfst, den man die Ehe nennt, den Wohlgeruch der blühenden Wiesen der Liebe athmen; gut; das ist eine Anwendung von Sinnlichkeit, die ich begreife, ein Raffinement der Wollust, das ich schätzte; mittlerweile wirst Du aber, wie ich hoffe, das arme Geschöpf nicht die Augen sich bei dieser Spinnenarbeit zu Grunde richten lassen.«

»Welches Mittel habe ich, um es anders zu machen, Camille? bin ich reich genug, um ihr zu Hilfe zu kommen? wäre ich Millionär, würde sie das Anerbieten einer Unterstützung annehmen, was wäre die Form, unter der ich es verkleiden wollte?«

»Sie wird eine Unterstützung nicht annehmen, doch sie wird Arbeit annehmen.«

»Wie soll ich ihr Arbeit verschaffen?«

»Oh! wie schwerfällig bist Du, Freund!«

»Erkläre mir das; Du machst mich vor Ungeduld sterben!«

»Einer meiner Freunde von den Colonien hat mich beauftragt, ihm sechs Dutzend Hemden, halb von holländischer Leinwand, halb von Batist zu schicken; ich habe den Stoff dieser Tage gekauft, und man bringt ihn mir heute Abend oder morgen. Der Freund der mir diesen Auftrag gibt, hat im Durchschnitt den Preis von jedem Hemd zu fünfundzwanzig Franken bestimmt; man braucht für ein Männerhemd drei Mètres fünfundzwanzig Centimes Stoff: nehmen wir die Leinwand zu fünf Franken an, so macht das sechzehn Franken fünfundzwanzig Centimes für das Hemd; es bleiben also acht Franken fünfundsiebzig Centimes für die Façon. Nun wohl, wir geben diese Hemden der Nachbarin zu machen: es scheint, sie arbeitet wie eine Fee; sie wird acht Franken fünfundsiebzig Centimes für das Hemd verdienen, statt eines Franks . . . Ist das klar?«

»Sie wird das nicht annehmen,« erwiderte Colombau den Kopf schüttelnd.

»Wie, sie wird es nicht annehmen?i«

»Sie wird glauben, es sei nur ein sinnreiches Mittel, um ihr zu Hilfe zu kommen; sie kennt den Preis der Arbeit, und ist die Rede von der fabelhaften Ziffer, die Du nennst, so wird sie es ausschlagen.«

»Oh! was für ein halsstarriger Bretagner bist Du! Wie sollte sie sich weigern, für ihre Arbeit den Preis anzunehmen, den man mich in einem großen Verfertigungsmagazine bezahlen läßt? Was Teufels, ich werde ihr meine Rechnungen zeigen!«

»Auf diese Art scheint mir die Sache annehmbar, und ich danke Dir aufrichtig, daß Du die Idee gehabt hast.«

»Nun, so schlage es ihr heute Abend vor.«

»Ich werde daran denken.«

»Denke zugleich daran, daß Hemden nähen kein Gewerbe ist. Ich bin in der Welt umhergelaufen und habe zuweilen, — das wird Dich lachen machen, — ich habe zuweilen, ein Widerspiel von vielen Anderen, welche schauen, ohne zu sehen, gesehen, ohne zu schauen . . . Ich habe gesehen, daß die Zeit nicht fern ist, wo die Maschinen in einer Stunde die Nadelarbeit verrichten werden, welche hundert Frauen nicht in einer Woche verrichten. Schau die indischen Kaschemire an: ein ganzes Dorf arbeitet sechs Monate, um einen Shawl zumachen, den die Lyoner Werkstühle in zwölf Stunden verfertigen. . . Nun, man muß Carmelite ein anderes Gewerbe suchen, welchen, im Falle der Herr Graf von Penhoël seinem Herrn Sohne nicht erlauben sollte, eine Hemdenmacherin zu heirathen, wenigstens erlaubt, daß das arme Mädchen nicht Hungers stirbt.«

Colombau schaute Camille mit Augen voll von Thränen an.

»Ich habe Dich nie so ernst, so gut, und so richtig urtheilend gesehen, Camille! ich danke Dir; denn es ist Deine Freundschaft für mich, was Dich beseelt und leitet.«

Doch ohne bei diesen liebevollen Schmeicheleien zu verweilen, fragte Camille:

»Hast Du mir nicht gesagt, sie liebe die Musik?«

Leidenschaftlich! sie ist sogar eine gute Tonkünstlerin, wie ich glaube.«

»Hast Du sie singen oder spielen hören?«

»Nie; die Arme hat kein Klavier.«

»Sie wird eines haben.«

»Wie so?«

»Ich weiß es nicht; doch ich sage Dir, sie wird eines haben.«

»Du willst augenblicklich zu weit gehen, Camille.«

»Ich werde nicht weit gehen, um ein Klavier für sie zu finden: es wird das Deinige sein.«

»Wie, das meinige?«

»Allerdings.«

»Mein Klavier ist aber ein alter Kasten.«

»Ich weiß es wohl, und gerade deshalb.«

»Du wirst ihr ein schlechtes Klavier geben? Pfui doch!«

»Oh! wie einfältig bist Du, lieber Freund!«

»Ich danke Dir.«

»Nein, das ist ein Freundschaftswort. Doch begreifst Du, ich habe Dir hundertmal gesagt, ich könne Dein Klavier nicht leiden, sein Ton sei zu hoch für mich . . . Was für eine Stimme hat sie?«

»Eine Altstimme.«

»Gut so! Du hast eine Barytonstimme. Wir werden Dein Klavier vertauschen; ich lege fünfhundert Franken darauf: Ihr habt ein vortreffliches Klavier! Ist ein Klavier nicht wie ein Regenschirm? Ein einziges genügt für zwei und sogar für drei.«

»Aber, Camille . . . «

»Es ist schon geschehen: das Klavier ist gekauft; Morgen wird es hier sein.«

»Du täuschst mich, Camille!«

»Es ist wie ich Dir zu sagen die Ehre habe. Ich wollte Dir diese Ueberraschung an Deinem Namenstage bereiten, weil aber Dein Namenstag vorüber ist, so habe ich sie auf Deinen Geburtstag verschoben; nur da Dein Geburtstag noch nicht gekommen ist, und es mich langweilt, auf einem für mich zu hohen Klavier zu spielen, gebe ich Dir den Gegenstand morgen, das heißt am Geburtstage Deines Vaters, Deines Oheims, DeinerTante oder eines Deiner Vetter . . . Was Teufels muß wohl Jemand von Deiner Familie morgen geboren sein!i«

»Oh! Camille!« rief der Bretagner, Dank, mein Freund! Dank!«

---

## XLIV.

### La Gemma di Parigi.

Trotz des Umfangs des Buches, das wir veröffentlichen, und des Vergnügens, das ein Autor immer in der Analyse des Charakters seiner Personen findet, entspricht es nicht unserem Plane, Tag für Tag das Leben unserer drei jungen Leute zu verfolgen, was wir gethan haben würden, hätten wir ihre Geschichte abgesondert herausgegeben, was wir aber nicht wagen wollen, sobald diese Geschichte nur eine Episode des großen Ganzen ist, das wir der Neugierde unserer Leser überliefern.

Wir sagen also nur, daß Camille seine Entwürfe ausführte, wie er sie Colombau auseinandergesetzt hatte.

Carmelite, welche keine Einwendung gegen die Belohnung ihrer Arbeit zu machen hatte, als sie den übermäßigen Betrag der Rechnungen von Camille sah, nahm das Anerbieten des jungen Mannes an, und von diesem Tage, da der Vermittler, dieser Bluteigel, der sich von der Substanz des Erzeugers und des Käufers mästet, beseitigt war, trat der Wohlstand in das Haus ein; nur machte Carmelite mehr Schwierigkeiten in Betreff des neu gekauften Klaviers, das von der Wohnung der zwei Freunde in die ihrige, versetzt werden sollte. Doch bedrängt von Colombau, für den sie eine mit Ehrfurcht gemischte Zuneigung hegte, entschloß sie sich, ihre Thüre dem melodischen Gaste zu öffnen.

Mehr noch: sie willigte ein, Lectionen im Gesange zu nehmen, welche ihr die zwei jungen Leute abwechselnd zu geben sich anheischig machten.

Die schwierigsten Stücke entzifferte Carmelite mit dem ersten Blicke, und sie führte dieselben glänzend aus; ihr Fingersatz war elegant; ihre Unwissenheit in der Musik kam aber wenigstens ihrer Unwissenheit in der Liebe gleich.

Sie spielte, ohne genau den Werth dessen, was sie spielte, zu kennen, und das ist, — man erlaube einen Augenblick einem Profanen, sich in eine Sache zu mischen die ihn nichts angeht, — das ist das große Laster der musikalischen Bildung, welche die Mädchen in den Pensionats erhalten. Man füllt den Kopf der Zöglinge mit einer abscheulichen Musik unter dem Vorwande, das sei die leichte Musik. So sei der Professor unglücklicherweise mit einer von jenen Stimmen begabt, die man «Salonstimmen nennt, — was klar eine für das Theater unmögliche Stimme bezeichnet, — er habe überdies das endemische Fieber der Sänger, das darin besteht, daß man selbst Romanzen componiert, als wäre es genügend, irgend eine Stimme zu haben, um Musiker zu sein; nun, dieser Professor wird allen den jungen Köpfen Fantasien von einem fast zweideutigen Geschmacke eingießen; singt er nicht, so ist die Gefahr ungefähr dieselbe: statt seiner Romanzen wird er seine Quadrillen, seine Walzer, seine Galoppe, seine Fantasien, seine Variationen, seine Capricen auferlegen, — traurige Capricen! einfältige Variationen!

Um Gottes willen! meine Damen Pensionsvorsteherinnen, verlangen Sie doch von Ihren

Professoren, daß sie die Musik lehren, die sie gelernt haben, und nicht die, welche Sie machen! Wie! Sie haben die unübertrefflichen Werke der großen Meister, der riesigen Genies, die man Hayden, Händel, Gluck, Mozart, Weber und Beethoven nennt, und Sie genehmigen die Gavotten dieser Herren?

Man sollte glauben, das sei unmöglich!

Durchaus nicht: die Sache geschieht im Gegentheil alle Tage.

Die arme Carmelite mit allen ihren natürlichen Anlagen war sie so: hatte Ihr immer nur Musik dritten oder vierten Ranges in die Hände gegeben, und sie wußte nichts von allen saubern der wahren Musik.

Sie empfing auch die ersten Worte der zwei jungen Leute über diesen Gegenstand mit Begeisterung.

Das war ganz einfach eine Offenbarung.

Nur entspann sich ein Streit zwischen den zwei Freunden.

Ernst wie ein Deutscher, überdies ein Schüler von Müller, fand Colombau die ganze Formel seiner Gedanken und seiner Träumereien in der deutschen Musik.

Lebhaft und leicht wie ein Neapolitaner, begriff und bewunderte Carmelite nur die Italienische Musik.

Zwischen ihren Geschmacksrichtungen in der Musik war gerade der Unterschied, der zwischen ihren Charakteren stattfand.

Tausend Diskussionen erhoben sich unter ihnen in Betreff der musikalischen Bildung von Carmelite.

»Die deutsche Musik,« sagte Colombau, »das sind die menschlichen Leidenschaften in Musik gesetzt.«

»Die italienische Musik,« sagte Camille, »das ist die Träumerei in den Gesang gebracht.«

»Die deutsche Musik ist tief und traurig wie der im Schatten seiner Tannen und seiner Felsen fließende Rhein,« sagte Colombau.

»Die italienische Musik ist heiter und azurblau wie das Mittelländische Meer im Schatten der Oleander,« sagte Camille.

Der Kampf würde ewig gewährt haben, hätte der vernünftige Bretagner nicht einen Waffenstillstand vorgeschlagen.

Colombau erbot sich, das Mädchen gleichzeitig die Musik von Beethoven und von Cimarosa,

von Mozart und von Rossini, von Weber und von Bellini studiren zu lassen.

Die zwei Straßen waren verschiedene, führten aber auf einem Umwege zu demselben Ziele. Man fing also an, und Carmelite erhielt Lectionen von beiden Freunden.

Nach Verlauf von drei Monaten war sie im Stande, ein Terzett ausgezeichnet mit ihnen zu singen.

Von diesem Tage an war das Glück in das Haus eingezogen, wie drei Monate vorher der Wohlstand durch dieselbe Thüre und auf demselben Wege eingezogen war.

Man kam fast alle Abende im kleinen Salon des, Mädchens zusammen, — Camille, der erfindsamen Mensch, hatte eines Tages die Idee gehabt, die Tapete in Abwesenheit von Carmelite erneuern zu lassen, um der Waise so viel als möglich das grausame Andenken an das Zimmer, wo ihre Mutter gestorben, zu ersparen; man brachte hier zwischen sieben und zwölf Uhr köstliche Abende zu, welche so rasch verlaufen zu sehen man ganz erstaunt war.

Begabt mit einer Barytonstimme von wunderbarem Umfange, sang Colombau bald ein Stück von Weber oder Mozart, bald eine Arie von Méhnl oder Grétry.

Camille hatte eine Tenorstimme von englischer Milde, Reinheit und Lieblichkeit. Sang er die bekannte Arie von *Joseph*, so hatte sein Ausdruck eine solche Zartheit, eine so tiefe Traurigkeit, daß weder Colombau, noch das Mädchen ihn bis zum Ende hören konnten, ohne sich ihre Augen von Thränen befeuchten.

Carmelite wagte es nicht, allein zu singen; sie hatte bis dahin ihre Stimme, und zwar schüchtern, nur in Duetten mit dem Einen oder dem Andern der zwei Freunde oder in Terzetten mit Beiden hören lassen.

Es war eine Stimme von bedeutendem Umfang und außerordentlicher Stärke; bei gewissen Melodien in Moll kamen aus diesem Kindermunde Noten ergreifend wie die Thöne einer Trompete bei einem Todtenmarsche.

In anderen Augenblicken schluchzte diese Stimme wie die Töne eines Violoncells.

Dann waren wieder die Noten, welche daraus hervorgingen, sanft wie die Thöne einer Kristallflöte oder die Klänge des Hautbois.

Die zwei Freunde hörten sie mit Entzücken an, und Camille, der sonst nicht einen Tag in der Oper fehlte, hatte keinen Fuß mehr dahin gesetzt, seitdem er das gehört hatte, was er die Perle von Paris, **la gemma di Parigi**, nannte. Beide waren erstaunt über die Fortschritte, welche Carmelite von Stunde zu Stunde machte.

Eines Abends waren sie wie verblüfft, als sie Carmelite die ganze Partitur von *Don Juan*, die sie ihr erst den Tag vorher gegeben,« singen hörten. Sie besaß in der That ein wunderbaren Gedächtnis: es war für sie hinreichend, ein Stück ein einzigen Mal zu hören, um es eine Viertelstunde nachher Note für Note zu wiederholen.



Colombau hatte eine ganze Sammlung von deutscher Musik: doch in ein paar Monaten war sie erschöpft. Dann übernahm es Camille, für die Bedürfnisse der philharmonischen Gesellschaft zu sorgen; er durchstörte alle Magazine und wählte mit Recht Stücke von seinen Lieblingsmeistern, welche Colombau aber Werke aus den Zeiten des verdorbenen Lateins nannte.

Carmelite verschlang mit fieberhaftem Eifer alle Partituren, und nach und nach schmückte sich ihr Kopf mit den Hauptwerken aller großen Meister; und da sie über dem Gesange das Spiel nicht vernachlässigte, so war sie nach einiger Zeit eine Tonkünstlerin von ausgezeichnetem Wissen und Talent geworden.

Die Abende vergingen so damit, daß man einander singen hörte; das war die Hauptbeschäftigung; dann, nach jedem Stücke, kam ein witziger Einfall von Camille, ein unwiderstehlicher Einfall, der seine Zuhörer wie tolle Kinder lachen machte.

Oder war es auch ein Reiseabenteuer, ein piquantes oder verwegenes Abenteuer, doch immer züchtig erzählt.

Eines setzte Colombau besonders in Erstaunen: daß dieser gleichgültige Reisende, welcher für ihn Italien, Griechenland, Kleinasien als ein Zugvogel, der nichts gesehen, nichts behalten, nichts begriffen, besucht hatte, seitdem er Carmelite seine Reisen erzählte, zugleich als Gelehrter, als Maler und als Dichter gereift war. Bald erzählte er seine Forschungen unter Ruinen; bald seine Spaziergänge im Mondschein am Ufer der großen Seen; seine Lagerungen in der Wüste oder in den Urwäldern; und dann war es ein neuer Camille, ein unbekannter Camille mit Erzählungen voller Farbe, Leidenschaft, Begeisterung und Treuherzigkeit.

Colombau war ganz verwundert über die Metamorphose; sein Freund erschien ihm in einem blendenden Glanze. Das war nicht mehr der leichtsinnige, windige, sorglose, prahlerische Junge: es war ein reizender Cavalier, der zugleich die Eigenschaften und die Distinktion des Mannes der Gesellschaft, das Ungestüm, die Leidenschaft und das Abenteuerliche des Künstlers vereinigte.

Wer hatte dieses Wunder bewirkt? Colombau wußte es nicht; auch fiel es ihm nicht ein, sich das zu fragen.

Wir aber, meine Leser, die wir neugieriger sind als der Bretagner, suchen wir mit einander, woher diese Veränderung im Geiste und in den Manieren von Camilles *von* Rozan kam wie er sich zuweilen selbst halb im Scherze, halb stolz nannte.

Dienrsache dieser Veränderung ist nicht schwer zu finden.

Haben Sie einen Pfauen allein auf der scharfen Kante eines Daches spazieren geh sehen? Es kann nichts Schöneres, zugleich aber auch nichts so Trauriges und besonders in seine Person so Vernarrtes geben! Nur, wenn er eine Pfauin erblickt, hebt er sogleich seinen Fächer von Diamanten, Perlen und Rubinen empor.

Nun wohl, die Diamanten, die Perlen und die Rubine., mit denen die Erzählungen von Camille

besät waren, strahlten auf diese Art unter den Blicken des Mädchens.

Er schlag das Rad, wie eine triviale, aber ausdrucksvolle Phrase sagt.

Würde er zwanzig Jahre mit Colombau gelebt haben, er hätte der Freundschaft nicht die Ehre erwiesen, für sie einen von den Edelsteinen seines reichen Schmuckkästchens auszulegen.

Doch für den geheimnißvollem unbekanntem Gott, der unsichtbar über dem Haupte der Mädchen schwebt, hatte Camille nicht genug Schätze der Schönheit, des Geistes und der Einbildungskraft.

Es ist mit zwei alten Freunden wie mit dem Manne und der Frau; sie halten sich nicht für verbunden, sich für einander in Unkosten zu setzen; doch es erscheine ein Dritter, und auf der Stelle wird das Gespräch funkelnd werden, wie das von zwei Stummen, welche plötzlich die Sprache wiederfinden.

Der ehrliche Colombau schrieb die frühere Schweigsamkeit und die gegenwärtige Zungenfertigkeit von Camille keiner andern Ursache, als dem ungleichen und launenhaften Charakter des jungen Mannes zu.

Für Carmelite, welche, in der strengen Pension von Sanct-Denis erzogen, sodann Krankenwärterin ihrer Mutter und Zeuge von ihrem Tode geworden war, hatte die Traurigkeit bis dahin den wahren Grund ihres Lebens gebildet, und der ernste Bretagner setzte ohne sein Wissen und sogar ohne Wissen des Mädchens die wohlthätigen, aber betrübenden Lectionen des Pensionats fort.

Würde in diesem Augenblicke gerade zu ihrem Herzen gehend eine unmittelbare Aufforderung sie gefragt haben, welchen von den zwei jungen Leuten sie am meisten liebe, sie hätte unzweifelhaft, ohne Zögern, mit natürlichem Instinkt, in einer unwiderstehlichen Hinreißung, Colombau bezeichnet.

Weit entfernt, sie zurückzustoßen, zog sie sein ernster Charakter an; sie begegneten einander jeden Augenblick in den Schätzungen, die sie über alle Gegenstände hegten.

Camille aber hatte einen dem von Carmelite ganz entgegengesetzten Charakter: seine Lebhaftigkeiten beunruhigten sie; sein Leichtsinn war ihr anstößig; sie war immer bereit, ihn als ältere Schwester wie einen Schüler auszuzanken, denn ihre kräftige entschlossene Natur hatte ihr über Camille ein wenig von der Herrschaft gegeben, welche Colombau schon im Collège über seinen amerikanischen Mitschüler gewonnen. Sie hatte für ihn vielmehr die Sorgsamkeit, die man für die Kinder hegt, als die Zärtlichkeit, welche man für einen jungen Mann empfindet.

Wenn sie arbeitete oder allein sein wollte, und Camille trat unversehens ein, war sie nicht verlegen, ihm zu sagen: »Gehen Sie, Sie belästigen mich.«

Nie hätte sie es gewagt, ein solches Wort zu Colombau zu sprechen.

Colombau belästigte sie übrigens auch nie.

Eine Folge hiervon war, daß Carmelite selbst sich über ihre Gefühle täuschte; sie hielt allmählig die Vertraulichkeit, die sich zwischen ihr und Camille gründete, für eine größere Lebhaftigkeit der Zuneigung; sie hielt für Furcht die ehrerbietige, aber tiefe Liebe, die sie mit Colombau verband.

Colombau schien sie zurückzuhalten; Camille schien sie fortzureißen.

Sie wurde von Colombau geliebt; sie wurde von Camille verführt.

Wie erschaut die Kindheit das Leben, wenn nicht als ein Gewinde von Blumen, deren schönste die glänzendste ist? wie erschaut ein junges Mädchen das Leben, wenn nicht als ein gelobtes Land, wo sie den Kranz ihrer Träume soll entblättern können.

Das Leben mit Colombau, das war das Studium und die Arbeit jedes Tages; das Leben mit Camille, das war eine ewige Reise durch das buntscheckige Land der Phantasie.

Betaut Carmelite am Abend Lust, ein Musikstück zu lernen, von dem man gesprochen, so sagte Colombau zu ihr:

»Morgen sollen Sie es haben.«

Aber Camille, rasch im Befriedigen der Wünsche Anderen, wie er mit aller Hitze die seinen befriedigte, Camille, und war es Mitternacht, fiel der Regen in Strömen, waren die Musikmagazine geschlossen und die Herausgeber eingeschlafen, Camille, der sich nichts um den Regen und die Stunde bekümmerte, Camille, der zu Fuße durch ganz Paris lief, machte Lärm vor der Thüre des Händlers, bis dieser, angelockt durch den übertriebenen Preis, den der junge Mann in Betracht der späten Stunde bot, zu öffnen sich entschloß.

Eines Tags, im Luxembourg, hatte Carmelite, übrigens ziemlich unbestimmte, den Wunsch, ein paar Blüten von einem rothblümigen Kastanienbanne zu besitzen, kundgegeben.

»Ich kenne einen Baumgärtner, der in der Rue de la Santé wohnt,« sagte Colombau; »bei Ihrer Rückkehr, liebe Carmelite, sollen Sie einen ganzen Arm voll von diesen Blumen haben.«

Aber, behende wie eine Katze, war Camille trotz der gerechten Vorwürfe von Colombau, der ihn daran erinnerte, daß sie in einem öffentlichen Garten waren, schon auf den Baum geklettert, hatte-einen ganzen Ast von dem rothblütigen Kastanienbaume abgebrochen, und war, ohne von einem Aufseher bemerkt worden zu sein, wieder herabgestiegen, denn bei ihm fand eine Art von Bündnis zwischen dem Glücke und der Keckheit statt; ein Chiromantist, der die Hand von Camille studirt hätte, würde gewiß vom Mareberge bis auf Faustgelenke die Glückslinie gerade, fest, ohne irgend eine Abweichung erkannt und verfolgt haben.

Es war in der That unmöglich, zugleich verwegener und glücklicher als Camille zu sein.

Diese Handlungen und andere ähnliche, welche sich bei jedem Anlaß und jeden Augenblick wiederholten, flößten Carmelite eine große Zuneigung für den jungen Mann ein, eine Zuneigung,

an der ebenso wohl das Erstaunen als die Bewunderung Theil hatten.

Colombau gewährte an mehreren Symptomen, welche Anziehungskraft der Creole auf das Mädchen übte.

Das ist sehr natürlich sagte er zu sich selbst, ohne sich Anfangs um diese Anziehungskraft zu bekümmern; »er hat die Schönheit, die Heiterkeit, die Anmuth, den Glanz; ich, ich habe nur die Traurigkeit und die Stärke.«

Dann, allmählig, in der Redlichkeit seines Gemüthes, — und wie er so dachte, wurde seine Stirne düsterer und sein Herz beklommener, — allmählig legte er sich:

»Mein Gott! Du hast mich mit vier und zwanzig Jahren ernst gemacht wie einen Greis! Welch ein trairiger Gefährte werde ich für ein Mädchen sein, dessen Begierden alle den meinigen antipathisch sind. Und dennoch,« fügte er zweifelnd bei . . . »Alles sagt mir, ich sei fähig, das Glück von Carmelite zu machen, und ich werde die Kraft und die Macht dazu haben, wenn ich den Wunsch und den Willen habe!«

Dann schaute er sie an, wie sie schön, jung, lächelnd ganz nahe beisammen saßen, und es dünkte ihm, die zwei Jugendglorien, welche ihre Stirne umschlossen, bilden nur eine, und es sei dies eine Liebesglorie.

Hiebei schüttelte er den Kopf, und bleich, im Schatten stehend, während Camille und Carmelite von Licht strahlten, sprach er:

»Vergebene möchte ich mich täuschen; diese zwei jungen Leute lieben sich, und das ist gerecht und billig. Und dennoch hatte ich eine andere Existenz für Carmelite geträumt . . . Theure Carmelite! ich hätte eine hohe stolze Dame aus ihr gemacht! Camille sieht besser als ich: er wird eine glückliche Frau aus ihr machen!«

Und von dieser Stunde an beschloß Colombau, trotz des schmerzlichsten Bedauerns, trotz der Traurigkeit, die sich seiner jeden Tag mehr bemächtigte, völlige Selbstverleugnung zu üben und Carmelite mit den Schätzen zu bereichern, die er angehäuft hatte.

«Eines Abends, als Camille und Carmelite mit entzückender Stimme, auf einander gestützt, die Haare flatternd, den Athem vermengt, ein Liebesduett gesungen, in welchem alle Saiten jener menschlichen Leidenschaft, die beinahe die himmlische Octave berührt, vibriert hatten, legte Colombau, in sein Zimmer zurückkehrend, die Hand auf die Schulter von Camille und sprach, die Augen voller Thränen die Brust voller Seufzer, aber mit ruhigem Tone:

»Camille, Du liebst Carmelite!«

»Ich?« rief Camille erröthend. »Ich schwöre Dir. . .«

»Schwöre nicht, Camille, und höre mich an,« Sprach Colombau. »Du liebst Carmelite vielleicht ohne daß Du es weißt, doch Du liebst sie tief, wenn nicht auf dieselbe Weise, doch wenigstens eben so sehr; als ich sie liebte.«

»Aber Carmelite?« versetzte Camille.

»Ich habe Carmelite nicht gefragt,« erwiderte Colombau. »Wozu? Nein, ich weiß hinreichend, was der Zustand ihres Herzens ist! Ich gestehe, zu Eurer Beider Liebe, daß der Kampf lange gedauert hat, und daß Ihr gewissermaßen unwillkürlich zu einander hingezogen worden seid. Vernimm also, was mein Plan ist. . . «

»Nein! Nein!« rief Camille, »es ist an mir, Dir meinen Plan zu sagen, Colombau. Es ist lange genug, daß ich von Dir empfangen, ohne Dir zu geben, daß ich von Dir Deine Hingebungen annehme, ohne sie Dir erwidern zu können! Du hast vielleicht Recht; ja ich bin auf dem Punkte, Carmelite zu lieben, zum Verräther an unserer Freundschaft zu werden; doch von dieser Liebe, das schwöre ich Dir, Colombau, habe ich ihr nie ein Wort gesagt, und bis zu diesem Momente, bis zu dieser Stunde, wo Du sie aus der Tiefe meines Herzens reiße, um sie mir vor meine Augen zu legen, habe ich sie vor mir selbst verborgen. . . Das ist der erste Fehler, den ich gegen Dich begangen; aber, ich wiederhole es Dir, über den so sanften Abhang der Freundschaft zu Drei hingleitend, vermuthete ich nicht, ich gehe gerade auf die Liebe zu. Du siehst es für mich: Dank Dir! Du sagst es mir: desto bessert es ist noch Zeit! Ja, ja, theurer Colombau, ich war aus dem Punkte Carmelite zu lieben, und diese Liebe macht mir Grauen, als ob Carmelite die Frau meines Bruders wäre. « Ich habe also, Dich hörend, mein Herz sondirend, den Abgrund erschauend, einen äußersten Entschluß gefaßt: ich reise schon heute Abend ab.«

»Camille!«

»Ich reise . . . ich will zwischen meine Wünsche und meine Leidenschaft eine unübersteigbare Schranke setzen; ich werde über das Meer ziehen und im Herzen Schottlands oder Englands leben; doch ich verlasse Paris, doch ich verlasse Carmelite, doch ich verlasse Dich!« rief Camille.

Und er zerfloß in Thränen und warf sich auf sein Canapé.

Colombau blieb stehen fest wie der Fels seines Strandes, an dem sich seit sechstausend Jahren des Meeres Wogen brechen.

»Ich danke Dir für Deine edle Absicht!« sagte er; »ich weiß Dir dafür Dank wie für das größte Opfer, das Du mir bringen kannst; doch es ist zu spät, Camille!«

»Wie, zu spät?« versetzte der Creole, sein ganz in Thränen gebadetes Haupt erhebend.

»Ja, zu spät!« erwiderte Colombau. »Besäße ich den Egoismus, Deine Aufopferung anzunehmen: würde ich nun aus dem Herzen von Carmelite die Liebe reißen, die sie für Dich hegt?«

»Carmelite liebt mich? Du bist dessen sicher?« rief Camille aufspringend.

Colombau schaute den jungen Mann an, dessen Gesicht sich wie unter den Strahlen der Augustsonne getrocknet hatte.

»Ja, sie liebt Dich,« antwortete er.

Camille begriff, was alles Selbstsüchtiges in dem Blitze der Freude lag, der durch seine Augen aus seiner Seele gezuckt hatte.

»Ich werde also reisen,« sagte er: »weit von den Augen, weit vom Herzen.«

»Ihr werdet Euch nicht trennen,« entgegnete Colombau, »oder vielmehr, ich werde Euch nicht trennen. Ich müsste sehr feig sein, wenn ich eitle Liebe nicht zu bezähmen wüßte, welche das Unglück eines Bruders und einer Schwester machen würde.«

Colombau! Colombau! rief der Creole, als er sah, wie sein Freund sich gegen sich selbst anstrengte.

»Bekümmere Dich nicht um mich; die Ferien kommen in einigen Tagen: *ich* werde reisen.«

»Nie!«

»Ich werde reisen, so wahr als ich es Dir sage. Nur,« fügte der Bretagner mit zitternder Stimme bei, »nur versprich mir Eines, Camille!«

»Was?«

»Du versprichst mir, das Glück von Carmelite zu machen?«

»Colombau!« rief der Creole, seinem Freunde in die Arme fallend.

»Da schwörst mir, sie zu achten so lange sie nicht Deine Frau sein wird?«

»Vor Gott!« schwor Camille feierlich.

»Nun wohl,« sagte Colombau, die Augen abwischend, »ich werde meine Reise nur einige Tage beschleunigen; denn Du begreifst wohl, Camille? So start ich sein mag, ich bin von zu frischem Datum resignirt, um unaufhörlich das Schauspiel Eures Glückes vor den Augen haben zu können. . . Ich würde Euch betrüben wie ein Vorwurf! Ich werde also schon morgen reisen; und meine-Verzweiflung wird das Gute haben, daß sie meinem armen Vater ein paar Tage des Glückes mehr gibt.!«

»Oh! Colombau,« sprach Camille, den edlen Bretagner umarmend, »oh! Colombau, wie schwach und elend bin ich gegen Dich! Verzeih mir, daß ich Dich zu diesem ewigen Opfer Deines Glückes verurtheilte; aber Du siehst, mein lieber, mein verehrter Colombau, ich täuschte Dich, als ich Dir sagte, ich werde reisen; ich wäre nicht gereist: ich hätte mich getödtet!«

»Unglücklicher!« rief Colombau. »Ich werde reisen, und ich werde mich nicht tödten: ich habe einen Vater!«

Dann, mit ruhigerem Tone:

»Und dennoch . . . nicht wahr, Du begreifst, daß man für eine Frau, die man liebt, stirbt?«

»Ich begreife wenigstens nicht, daß man ohne sie lebt.«

»Du hast Recht,« erwiderte Colombau; »zuweilen sind mir diese Gedanken selbst gekommen.«

»Dir, Colombau?« versetzte Camille erschrocken, denn diese Worte hatten in dem Munde des düsteren Bretagners eine ganz andere Bedeutung, als in dem des sorglosen Creolen.

»Mir, Camille, ja! . . . Doch beruhige Dich,« sprach Colombau.

»Ja, Du sagtest es, Du hast einen Vater!«

»Auch habe ich Euch Beide, meine guten Freunde, und ich würde befürchten, einen Gewissensbiß bei Euch zu hinterlassen! Gehe also in Dein Zimmer! ich bin ruhig; ich habe nun nur noch einen Wunsch: meinen Vater wiedersehen!«

Als ihn sodann der junge Mann, ungeduldig, allein zu sein, düster und trostlos wie ein durch den Dezemberwind seines Blätterwerks beraubter Baum zurückgelassen hatte, murmelte Colombau:

»Mein Vater! Oh! ich hätte mich nie von Dir trennen müssen!«

---

## XLV.

### Abreise.

Die Abreise von Colombau war von ihm auf den Abend des folgenden Tages festgesetzt worden.

Es war für den jungen Mann eine grausame Minute, die Minute, wo er diese Abreise Caruselte ankündigen mußte.

Carmelite saß und flickte, als Colombau, von Camille gefolgt, bei ihr eintrat.

Sie schaute empor, lächelte den zwei Freunden zu, reichfte ihnen die Hand und setzte dann ihre Stickerei fort.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein.

Die Brust der zwei Freunde war beklommen, um nicht mehr athmen zu können; ein sanften reiner Athem kam aus der dritten Brust hervor.

In dem Augenblicke, wo Carmelite die Freunde nach der Ursache ihres Stillschweigens fragen wollte, sagte der Bretagner mit seinem schwermüthigen Tone:

»Carmelite, ich reise.«

Carmelite bebte und hob rasch das Haupt empor.

»Wie, Sie reisen?« fragte sie.

»Ja.«

»Und wohin gehen Sie?«

»Nach der Bretagne.«

»Nach der Bretagne? Warum nach der Bretagne, einen Monat, ehe die Ferien beginnen?«

»Es muß sein, Carmelite.«

Das Mädchen schaute ihn starr an und wiederholte: »Es muß sein?«

Der junge Mann raffte alle seine Kräfte zusammen, um eine am Tage vorher vorbereitete Lüge auszusprechen.

»Mein Vater will es,« sagte er.



Doch die ehrlichen Lippen von Colombau boten sich so schlecht zu Verkleidung der Wahrheit, daß er diese vier Worte mehr stammelte, als aussprach.

»Sie reisen! Und ich?!« versetzte das Mädchen mit einem erhabenen Egoismus.

Colombau wurde bleich wie der Tod: sein Herz war nahe daran, still zu stehen.

Camille fühlte im Gegentheil, daß eine Flamme über sein Gesicht zog, und daß sein Herz immer rascher schlug.

»Sie wissen, Carmelite,« sagte Colombau: »die menschliche Sprache hat ein Wort, an dem sich alle unsere Wünsche, alle unsere Hoffnungen brechen: *Es muß sein!*«

Colombau hatte diese Worte mit einer solchen Entschlossenheit gesprochen, daß Carmelite das Haupt neigte, als wären sie durch den Mund des Schicksals selbst gesprochen worden.

»Doch die zwei Freunde sahen, stille Thränen aus ihren Augen auf ihre Stickerei fallen.

Da entspann sich ein furchtbarer Kampf im Herzen des Bretagners . . . Camille folgte auf dem Gesichte von Colombau allen Fortschritten seines inneren Schmerzes; Colombau sollte vielleicht eben unterliegen, Carmelite zu Füßen fallen und ihr Alles sagen, da sprach Camille, die Hand auf die Schulter von Colombau legend:

»Lieber Colombau, um des Himmels willen, reise nicht!«

Dieses Flehen verlieh Colombau wieder seinen ganzen Muth.

»Es muß sein,« sagte er zu Camille, wie er zu Carmelite gesagt hatte.

Camille wußte wohl, was er flehend that, und welche Macht seine Stimme über das Herz seines Freundes hatte.

Diese drei Worte welche Carmelite nicht genügt hatten, genügten übrigens Camille.

Camille schwieg: die Wirkung, die er hatte hervorbringen wollen, war hervorgebracht.

Es folgte ein trauriger Abend auf die Erklärung von Colombau.

Erst in dem Augenblicke, wo sie sich verlassen sollten, sahen die jungen Leute klar in sich selbst.

Colombau begriff, welche unwiderstehliche, tiefe, unbegrenzte Liebe er für Carmelite hegte. Wäre er genöthigt gewesen, diese Liebe aus seiner Brust zu reißen, er würde sich ebenso wohl das Herz ausgerissen haben.

Doch diese Liebe, — seiner sicher, wie er es war, und nicht befürchtend, es werde je bei ihm dahin kommen, daß er seinen Freund verrathe, — er konnte sie wenigstens bewahren als einen

Schutz von Thränen und Schmerzen.

Carmelite ihrerseits begriff, welche heftige Zuneigung sie für Colombau hegte.

Hatte sie sich aber in ihren einsamen Nächten, unter ihren Mädchenträumen, von Angesicht zu Angesicht dieser Zuneigung gegenüber befunden und in der Naivität ihrer Seele an die Heirath gedacht, welche in ihren Augen die Folge jeder lebhaften Zuneigung sein mußte, dann hatte sie sich gefragt, ob der Vater von Colombau, — ein alter, wahrscheinlich von den Vorurtheilen seiner Kaste angesteckter Edelmann — je dazu einwilligen würde, daß sein Sohn eine Waise ohne Vermögen und ohne Namen heirathe.

Ihr Vater war allerdings als Kapitän und auf dem Schlachtfelde gestorben, doch in der Zeit, zu der wir gekommen sind, hatte die Restauration zwischen dem Schwerte, das Napoleon gedient, und dem, welches Ludwig XVIII. gedient, eine solche Demarcationslinie gezogen, daß nichts Erstaunliches, selbst für Carmelite, darin lag, daß der Graf von Penhoël nicht zu der Heirath seines Sohnes mit der Tochter des Kapitäns Gervais einwilligte.

Der erste Gedanke der Carmelite kam, war, der Vater von Colombau habe erfahren, in welchem vertraulichen Verhältniß die drei jungen Leute lebten, und er rufe Colombau zurück, damit dasselbe aufhöre.

Der Stolz von Carmelite empörte sich, sie machte keine Fragen mehr.

Es war ein trauriger Tag, diese letzten Stunden, welche die drei Freunde mit einander zubrachten, Stunden, in denen mehrere Male die Rede auf den Lippen stockte und die Thränen auf den Augen fielen.

Doch während dieser äußersten Stunden verrieth nicht ein Wort, nicht ein Blick des strengen Bretagners die verzehrende Leidenschaft, die er in seiner Brust verbarg.

Wie der junge Spartaner, ließ er sich mit einem Lächeln auf den Lippen die Eingeweide zerreißen.

Dieses Lächeln war freilich das der Traurigkeit.

Es erschien die Stunde der Abreise; Colombau sagte Carmelite durch einen auf die bleichen feuchten Wangen des Mädchens gedrückten freundschaftlichen Kuß Lebewohl; dann entfernte er sich, von Camille fortgezogen.

Camille führte Colombau bis zur Dilligence.

Hier Colombau seinen Freund zum letzten Male beiseit und ließ ihn schwören, er werde Carmelite als bestimmt, seine Frau zu werden, und bis sie seine Frau sei, achten.

Dann kam Camille nach dem Hause der Rue Saint-Jacques zurück, wo er das Mädchen ganz in Thränen fand.

Hieß es nicht in der That das Herz von Carmelite brechen, das letzte Band zerreißen das sie noch an ihrem Leben von einst festhielt? Die Freundschaft von Colombau, entstanden aus der Hingebung und der Dankbarkeit am Bette ihrer todten Mutter, hatte ihr als Uebergang zwischen der Vergangenheit und der Zukunft gedient; diese Abreise riß aus dem Herzen der Waise letzten Fetzen ihrer Kindheit! Fortan allein in der Welt, — denn Colombau hatte nicht gesagt, wann er zurückkommen werde, — nur vermögend, Freundschaft und Schutz von Camille, das heißt, von einem jungen Manne zu verlangen, dessen Leichtsinn und Zerstreunugsucht ihr, verglichen mit der ernstesten Zärtlichkeit von Colombau, in ihrer erschrecklichen Wahrheit erschienen, — hatte sie eine von jenen tiefen Traurigkeiten erfaßt, welche an die Verzweiflung gränzen und sie fühlte sich nun vereinzelt, verloren in dieser unbekanntenen Wüste, die man die Welt nennt, ohne Zuneigung, ohne Stärke, ohne Stütze!

Sie weinte also, die Arme, bitter und reichlich, als Camille kam.

Bei dem Geräusche, das der Creole zurückkehrend machte, schaute Carmelite nur empor, um zu sehen, ob Colombau nicht zufällig mit ihm zurückgekehrt sei.

Als sie ihn allein sah, ließ sie ihren Kopf wieder auf ihre Brust fallen.

Camille blieb einen Augenblick stillschweigend auf der Thürschwelle stehen; er war weniger, als er glaubte-im Herzen des Mädchens vorgerückt.

Er begriff auch, daß er nicht von sich, sondern vom Bretagner sprechen mußte.

»Ich komme,« sagte er, um Ihnen von Colombau die Versicherung seiner tiefen Freundschaft zu bringen.«

»Was für eine Freundschaft ist das?« fragte Carmelite mit einer düstern Miene; »Eine Freundschaft, die sich nach Belieben knüpft und löst. Würde ich nicht, wenn ich hätte abreisen müssen, meine Freunde, sobald mein Reiseplan gefaßt war, davon unterrichtet haben? und hätte ich ihn, nachdem er gefaßt war, so schnell und so grausam ausgeführt?«

Arme Carmelite! sie vergaß oder gab sich den Anschein, als vergäße sie, was ihr Colombau vom Briefe seines Vaters gesagt hatte.

Camille sah ein, was im Herzen des Mädchens vorging, und auch, welchen Nutzen er aus dieser vorgeblichen Opposition des Vaters von Colombau ziehen konnte; doch durch einen Brief von Colombau, wenn Camille sich auf dieses Motiv stützte, konnte er auf der That der Lüge ertappt werden, und Camille wußte, das rechtschaffende Herz der Waise würde ihm Alles vergeben, die Lüge ausgenommen.

Er beschloß also, sich in der Nähe der Wahrheit zu halten.

»Glauben Sie mir, liebe Carmelite,« sagte er, »nur ein sehr wichtiger Beweggrund konnte Colombau bestimmen, abzureisen.«

»Was ist aber dieser wichtige Beweggrund?« fragte Carmelite, »mir das Geständniß desselben

verweigern, heißt das nicht mir sagen, er sei beleidigend für mich?«

Camille schwieg.

»Was ist es? sprechen Sie!« fügte Carmelite mit einer gewissen Ungeduld bei.«

»Ich kann nicht, Carmelite.«

»Sie müssen, Camille, wenn Sie einen Werth darauflegen, daß meine Freundschaft für Colombau bleibt, was sie ist, aufrichtig und stark; Sie müssen, und es ist Ihnen nicht erlaubt, mich Ihren Freund beargwohnen zu lassen: es ist Ihre Pflicht, ihn zu rechtfertigen, da ich ihn anklage.«

»Ich weiß, ich weiß Alles dies, Carmelite!« rief Camille; »fragen Sie mich aber nicht, warum Colombau abgereist ist . . . Ihnen zu Liebe, mir zu Liebe, uns Allen zu Liebe, fragen Sie mich das nicht!«

»Ich frage Sie es im Gegentheil gebieterisch,« erwiderte das Mädchen; »ist es ein Kummer, den er mir ersparen will, so sprechen Sie, denn kein Kummer kann für mich größer sein, als der einer verrathenen Freundschaft. Erklären Sie sich also im Namen der Redlichkeit!«

»Sie wollen es, Carmelite?« sagte Camille, der sich den Anschein gab, als wiche er der Gewalt.

»Ich fordere es.«

»Nun denn, er ist abgereist . . .«

Camille hielt inne, als weigerte sich seine Zunge ihr zu gehorchen.

»Sprechen Sie! sprechen Sie!«

»Nun, Colombau ist abgereist weil . . .«

»Weil . . .«

»Weil . . .« wiederholte zögernd der junge Mann.

»Nun?«

»Oh! es ist so schwer zu sagen, Carmelite!«

»Es ist also nicht die Wahrheit?«

»Es ist die reine Wahrheit.«

»Dann sagen Sie sie rasch und dreist.«

»Colombau ist abgereist . . . Colombau ist abgereist . . . weil ich Sie liebe!«

Er hatte Recht, zu zögern, der geschickte Creole, ehe er das *ich* aussprach.

Es lag ein tiefer Abgrund in diesem Fürwort, so kurz es war. Hätte Camille, statt zu sagen: »Ich liebe Sie!« gesagt: »Colombau ist abgereist weil er sie liebt,« so stand Camille Colombau nicht nach.

Hätte Camille gesagt: »Weil Colombau Sie liebt, und ich Sie auch liebe,« so stellte er Carmelite mit der ganzen Wahlfreiheit zwischen diese doppelte Liebe.

Carmelite ermaß mit einem Blicke die aufopfernde Hingebnng des Bretagners, welcher abgereist war, den Egoismus des Creolen, der geblieben war.

Haben wir, wir sagen nicht den Charakter, sondern das Temperament von Camille wohl analysirt, so weiß der Leser schon, daß, nicht um eine Leidenschaft, sondern um eine einfache Laune zu befriedigen, Camille vor keinem Hinderniß zurückgewichen wäre, konnte nun das Hinderniß durch die List umgangen, konnte es um durch den Muth über den Haufen geworfen werden; er ging immer auf sein Ziel zu, gerade, wenn er konnte, schräge, wenn er es nur auf eine schräge Art zu erreichen vermochte. Sinnlich vor Allem, war es die Heftigkeit der Begierden und nicht die Tiefe der Verdorbenheit, was ihn eine schlimme Handlung zu begehen veranlassen konnte; hatte diese schlimme Handlung ein böses Resultat, so war er fähig zu heftigen Gewissensbissen, welche aber um so weniger dauerhaft, als die Reizbarkeit seiner Nerven seinen Gewissensbissen eine übertriebene Energie verlieh. Und dennoch, so sittenlos Camille instinkartig sein mochte, das letzte Opfer seines Freundes, den er so eben ihn geleitend umarmt hatte, war seinem Geiste noch so gegenwärtig, daß er trotz dieser tiefen Sittenverderbtheit, zögerte ihn so schnell zu verrathen.

Er antwortete also Carmelite eine halbe Wahrheit, indem er ihr erwiederte: »Colombau ist abgereist, weil ich Sie liebe!«

So antwortend war er nur halb Verräther.

Colombau hatte seinen Freund nicht reisen lassen; wäre aber dieser Freund ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen oder wider seinen Willen gereist, so würde gesagt haben: »Camille ist abgereist, weil er Sie liebt; Camille ist mehr werth als ich, da ich nicht den Muth gehabt habe, abzureisen.

Die Ursache der Abreise von Colombau, auf diese Art Carmelite eröffnet, brachte auch auf sie die Wirkung eines Donnerstreichs hervor,

Sie schaute Camille starr an, so starr, daß dieser erröthete und die Augen niederschlug.

»Camilie, Sie lügen!« sagte sie; »nicht Ihretwegen ist Coiombau abgereist.«

»Camille erhob das Haupt.

Diese Anschuldigung war nicht diese, welche er befürchtete.

»Einzig und allein, meinetwegen,« antwortete er.

»Was konnte denn Colombau die Liebe machen, die Sie für mich zu haben behaupten?« fragte das Mädchen.

»Er hatte bange, Sie zu lieben,« erwiderte der Creole.

»Guter Colomban!« murmelte Carmelite.

Dann wandte sie sich an Camille und sprach:

»Lassen Sie mich allein, mein Freund; es ist für mich Bedürfnis, zu weinen und zu beten.«

»Camille nahm die Hand des Mädchens und küßte sie ehrerbietig; eine Thräne fiel aus seinen Augen auf die Hand von Carmelite.

Welche Quelle hatte diese Thräne geliefert? War es die Dankbarkeit, die Scham oder der Gewissensbiß?

Carmelite erkundigte sich nicht hiernach: für sie war eine Thräne eine Thräne, das heißt eine Perle, die der Schmerz, sich darein versenkend, aus dem tiefen Ocean holt, den man das Herz nennt.

Camille ging in seine Wohnung zurück und war ganz erstaunt, sein Zimmer erleuchtet zu finden.

Er war noch mehr erstaunt, als er eine Frau in seinem Zimmer sah.

Diese Frau war die Prinzessin von Vanvres, welche von der nahe bevorstehenden Abreise von Colombau unterrichtet, die Wäsche brachte, die sie von ihm hatte.

Nur hätte sich die schöne Chante-Lilas, — man erinnert sich, daß dies der Name der Prinzessin von Vanvres war, — um eine Viertelstunde verspätet.

Da sie aber die Wäsche irgend Jemand übergeben wollte, so hatte sie die Rückkehr von Camille abgewartet.

Camille war, wie man weiß, erst zurückgekommen, nachdem ihn Carmelite gebeten, sie allein zu lassen, so daß es in dem Augenblicke, wo Camille in sein Zimmer kam, halb elf Uhr sein mochte.

Das war sehr spät, um allein nach Vanvres zurückzukehren.

Camille bot der Prinzessin das Zimmer seines Freundes Colombau an.

Die Priuzessin machte einige Schwierigkeiten, doch auf die Versicherung, es sei ein Riegel an

der Verbindungstür, nahm sie an.

War nun ein Riegel da oder war keiner da? blieb der Riegel vorgeschoben oder gezogen? Das werden wir wahrscheinlich beim ersten Zusammentreffen des verführerischen Camille und der schönen Chante-Lias errathen.



## XLVI.

### Sturmnacht.

Da wir, — bis jetzt wenigstens, — durchaus nicht wissen, was in dieser Nacht vorfiel, so wollen wir Camille in dem Augenblicke nehmen, wo er am andern Tage, Morgens gegen elf Uhr, vor der Thüre von Carmelite erscheint und eine Minute träumerisch stehen bleibt, ehe er an diese Thüre klopft.

Wovon träumte Camille?

Von dem schwierigen, wir möchten beinahe sagen, unmöglichen Werke, das er unternahm.

Er kannte Carmelite, er wußte, daß ihre Tugend auf strengen und tief befestigten Grundsätzen beruhte.

Um sie zu besiegen, mußte man also Gewalt oder eine außerordentliche Geschicklichkeit anwenden.

Carmelite war eben so geschickt, als er stark war.

Er studirte Carmelite seit langer Zeit, wie ein General einen Kriegsplatz studirt.

Sollte er ihn nach dem Beispiele von Malherbe durch eine regelmäßige Belagerung, das heißt, durch emsige Bemühungen, durch die Bestrebungen und Aufmerksamkeiten jeden Augenblicke nehmen, deren Wirksamkeit der Dichter in den Versen proklamirt:

Entin cette bauté m'a la place rendue,  
Que d'un siège si long elle avait défendue;  
Mes vainqueurs sont vaincus! . . .

[Endlich bat diese Schönheit mir den Platz überergeben,  
den sie gegen eine so lange Belagerung vertheidigt;  
meine Sieger sind besiegt!. . .]

Sollte man sich desselben durch Aushungerung, mit Gewalt, durch Laufgräben, durch Stürmung bemächtigen?

Nein, diese ganze Strategie wäre gescheitert.

Man konnte nur durch Überrumpelung siegen.

Camille beharrte also hierbei, und nachdem dieser Entschluß gefaßt war, wartete er kalt auf die Gelegenheit.



Es war das letzte Brausen seines Herzens, das letzte Verlangen seiner Einbildungskraft, was er, — mit dem Vorbehalte, Verlangen und Brausen später wieder aufzuwecken, — in der Pause eines Augenblicks, die er vor der Thüre von Carmelite machte, einzuschläfern bemüht war.

Er trat ein.

Carmelite hatte wenig geschlafen und viel geweint.

Sie empfing Camille kalt.

Dieser Empfang entsprach den Plänen von Camille.

Von diesem Tage an war er hartnäckig beflissen, ein exemplarisches Leben zu führen.

Er strebte nach dem Gegentheile seiner früheren Thorheiten und Unregelmäßigkeiten und gab jeden Augenblick Beweise von einer Vernunft, der man ihn unfähig gehalten hätte.

Er dämpfte das Geräuschvolle seiner gewöhnlichen Heiterkeit und wurde ernst und zurückhaltend.

Man begreift was der Zweck von Camille war.

Er mußte aus dem Herzen den Carmelite das letzte Andenken an den Abwesenden löschen. Wie konnte aber Camille Colombau vergessen machen? Indem er dem Mädchen den ganzen Ernst, die ganze Melancholie, den ganzen Ordnungsgeist des Bretagners gepfropft auf eine größere Leutseligkeit und eine außerordentliche Distinction Wiedergab.

Carmelite glaubte naiver Weise, diese Verwandlung rühre halb von dem Kummer, den Camille die Abreise seines Freundes verursache, halb von der Liebe; die er für sie fühle, her.

Es schmeichelte ihrem Mädchenstolze, daß der junge Mann, einzig und allein in der Hoffnung, ihr zu gefallen, seinem Charakter, seinen Gewohnheiten, seinen Neigungen Zwang anthat und seine theuersten und entschiedensten Launen von sich warf.

Ei! mein Gott! jedes achtzehnjährige Mädchen hätte sich ebenso getäuscht.

Camille betete früher die Oper an, und nun setzte er keinen Fuß mehr dahin.

Camille ging regelmäßig drei Tage in der Woche in die Reitschule und machte von da seine Promenade im Walde: er verzichtete plötzlich auf die Reitschule und auf den Spazierritt.

Camille hatte in den oberen Quartieren von Paris fünf bis sechs Freunde, Amerikaner wie er, mit denen er von Zeit zu Zeit zu Mittag und zu Nacht zu speisen pflegte: Camille ging nicht mehr aus.

Zwanzigmal, während er bei Carmelite war, klingelte oder klopfte man bei ihm; jeden Mal, trotz des dringenden Zuredens den Carmelite, weigerte er sich nachzusehen, wer klopfte oder

kliegelte.

Wie Carmelite, wollte er in der Einsamkeit und in der Sammlung des Gemüths leben.

Camille hatte botanische Werke gekauft; diese Wissenschaft war ihm ganz fremd, und er bat Carmelite, ihn zu lehren, was Colombau sie gelehrt hatte.

Man würde und nun schlecht begreifen, glaubte man, Camille habe kalt diese Maske der Heuchelei genommen, um Carmelite zu verführen.

Er liebte sie.

Dieses Wort hat indessen, auf Camille angewandt, nicht das Gewicht desselben Worten aus Colombau angewandt.

Der Bretagner liebte mit aller Macht seiner Seele; Camille liebte mit allen Begierden seiner Einbildungskraft; nur waren die Begierden größer, als sie je gewesen.

Bin dahin umgeben von Frauen der leichten Eroberung, war Camille übermäßig aufgeregt durch die hartnäckige Tugend von Carmelite, und er setzte alle Mittel seines Geistes in Thätigkeit, um darüber zu siegen, während er vielleicht selbst nur die Verführungen seines Herzens anzuwenden glaubte.

Hätte Carmelite, statt sich über die Verwandlung, deren Ruhm sie sich zuschrieb, zu täuschen, Camille gezwungen, seinen ursprünglichen Charakter, seine natürlichen guten Eigenschaften und seine natürlichen Fehler wieder anzunehmen, so hätte sie vielleicht, vermöge der glühenden Liebe, die er für sie fühlte, ein redliches und gutes Wesen aus ihm gemacht, indeß sie, indem sie sich durch ihn täuschen ließ und sich selbst täuschte, ihn, ohne ihr Wissen, auf diesem Wege der Lüge und des Betrugs ermuthigte.

Eine Folge hiervon war, daß Camille jeden Tag mehr Boden gewann.

Die Stellung, die ihm seine Offenherzigkeit bei Carmelite durch die Worte gemachte: »Colombau ist abgereist, weil ich Sie liebe,« hatte ihn jeden Geständnisses überhoben, wie sie Carmelite jeder Antwort überhob.

« Sobald Colombau Camille das Feld frei ließ, verzichtete er auf Carmelite.

Es fragte sich, ob Carmelite Camille lieben konnte.

Doch der junge Creole hatte den Glanz des Colibris und die Geschmeidigkeit der Brillenschlange.

Nicht ein einzigen Mai sagte er zu dem Mädchen: »Wollen Sie meine Frau sein?« Jeden Augenblick sagte er aber: »Wenn Sie meine Frau sein werden . . .«

Und es wurden dann die entzückendsten Pläne zu Reisen, von denen man in der Welt der

Künstler ausruhen würde, vor den Augen des Mädchens entwickelt.

Da sah Carmelite, unter der glühenden Beredsamkeit von Camille wie ein glänzendes Panorama alle bezaubernde Bilder dieses Lebens zu zwei sich entrollen.

Eines Tags antwortete sie lächelnd:

»Das ist ein Traum Camille!«

Der junge Mann drückte sie an sein Herz und rief:

»Nein, Carmelite., es ist eine Wirklichkeit.«

Von diesem Tage an fühlte Camille, daß er richtig getroffen hatte.

Das Mädchen war in der Gewalt von Camille.

Camille blieb aber nichtsdestoweniger ernst und ehrfurchtsvoll; Carmelite war keine von den Frauen, bei denen man sich zweimal umwandeln darf.

Eine Niederlage, das war der Tod der Hoffnung von Camille,

Er wartete also mit der Geduld der auf einem Aste auf der Lauer liegenden Tigerkatze, der im Busche zusammengerollten Schlange.

Eines Abends ging sie in den Garten hinab, — in den Garten, wo drei Monate vorher Colombau einen Theil der Nacht mit dem Mädchen zugebracht hatte.

An diesem Abend herrschte eine erstickende Hitze.

Es war einer von den glühenden Tagen am Ende des Monats August gewesen, wo der Donner vergebens die dichte Atmosphäre zu durchdringen sucht; Blitze durchfurchten, einen erschrecklichen Sturm vorhersagend, den Himmel von Westen nach Osten.

Doch vergebens flehten die auf ihren Stängeln gebeugten Pflanzen, die auf ihren Zweigen zusammengezogenen Blätter um einen wohlthätigen Regen.

Gleich einer Luftpumpe schien der Himmel die belebende Luft zu absorbiren, und die ganze Natur keuchte wie von einem nahen Schlagflusse bedroht.

Die zwei jungen Leute erlitten, ohne ihr Wissen die Einwirkung dieser elektrischen Atmosphäre: das Leben schien momentan in ihnen gehemmt, und sie warteten wie die Blumen, wie die Thiere, kurz wie die ganze Natur auf den Regen, der ihnen die Vitalität wiedergeben sollte.

Es fand indessen ein Unterschied zwischen Carmelite und Camille statt: an die ironische Hitze seiner Heimath gewöhnt, hatte Camille durchaus nicht, wie Carmelite, das Selbstbewußtsein

verloren, und als er die lethargische Betäubung, die träumerische Schlafsucht des Mädchens sah, begriff er, die so lange ersehnte Gelegenheit komme ihm endlich entgegen.

Wie das Lied der Amme den Säugling ihn wiegend einschläfert, so begannen seine Liebesworte, geschickt abgestuft und gewisser Maßen wie entblätterter Mohn auf das Haupt von Carmelite geschüttelt, sie in den magnetischen Schlaf, den tiefsten, den gefährlichsten, den unwiderstehlichsten von allen Schlafen, zu versetzen.

Wer im Schatten die Augen des jungen Mannes hätte funkeln sehen, hätte sich im Feuer seiner Blicke nicht täuschen können.

So lähmt der Sperber, sich in einem immer engeren Kreise drehend, die Lerche, die er einschläfert.

So bezaubert die Schlange den Vogel, den sie von Zweig zu Zweig bis in ihren gähnenden Rachen herabzusteigen zwingt.

Oh! nicht so hatte Colombau Carmelite in der anbetungswürdigen Frühlingsnacht angeschaut, welche Beide in demselben Garten, im Schatten derselben Syringen zugebracht.

Zwischen diesen zwei Nächten war, wie zwischen den zwei jungen Leuten, der Unterschied, der zwischen dem Frühling und dem Sommer stattfinden.

In der That, jung, frisch, schüchtern, wagte es dort der Frühling kaum, seine Knospen zu erschließen.

Kräftig, kühn, verzehrend, streute der Sommer hier im Gegentheil seine Blumen umher.

Auf der einen Seite war es die Kindheit mit ihren Schwankungen, ihren Unruhen, ihren Bangigkeiten.

Auf der anderen Seite war es die Jugend mit ihrer Dreistigkeit, mit ihrem Feuer, mit ihrem Ungestüm.

An dem Frühlingstage, welcher der Nacht vorhergegangen, die Colombau und Carmelite mit einander zugebracht, hatte der Donner auch gerollt, hatte das Leben auch gehemmt geschienen; doch der Regen war «gefallen, und die Vegetation war vom Tode gerettet gewesen.

In dieser Sommernacht dagegen erlebten die Pflanzen vergebens die Milde des Himmels: sie mußten das Haupt beugen, ihre Blumenblätter eines nach dem andern fallen lassen und sterben.

Nach dem Bilde der Pflanzen, war Carmelite auch gezwungen, das Haupt unter dem Gewichte der Feuernacht zu beugen, und in Ermangelung von belebendem Thau waren es die unaussprechlichen Freuden der Liebe, die sie ihrer Betäubung entzogen, ihrem Schläfe entrissen.

In dieser Nacht lüfte die arme Carmelie eines nachdem andern die Blätter von ihrem Unschuldskranze ab, und der Schutzengel ihrer Jugend stieg wieder zum Himmel auf und

verbarg in seinen Händen die Röthe seiner Stirne.

« Allein in ihr Zimmer zurückgekehrt, erblickte sie ihren schönen Rosenstock auch ganz vom Sturme gebeugt.

Sie ging mit Wangen zugleich glühend und von Thränen benetzt auf ihn zu.

Was an Blüten und Knospen daran war, sie pflückte Alles, legte es in einen weißen Schleier, schloß es in eine Schublade ihrer Toilette und sprach:

»Sterbet, sterbet, Rosen von Colombau!«

Dann nahm sie eine Wasserflasche, goß ihren ganzen Inhalt, den Kopf schüttelnd, an den Fuß ihres Rosenstocks und murmelte traurig:

»Nun blühet Rosen von Camille!«

---

## XLVII.

Der Mensch denkt.

Sobald Carmelite ihm gehörte, nahm Camille sein Naturell wieder an.

Das Ziel war erreicht: wozu fortan die Heuchelei?

Bemerken wir indessen, daß er die zu sehr hervorspringenden Seiten seines Charakters glättete und sich bemühte, dem Mädchen zu gefallen, das er leidenschaftlich liebte.

Unter den berausenden Glückseligkeiten dieser seltsamen Liebe hatte Carmelite die ersten Tollheiten und den Leichtsinns des jungen Americaners vergessen.

Diese anbetungswürdigen Stunden schienen ihr ewig währen zu müssen, und war es nun Vertrauen zu Camille, war es Selbstbeherrschung, sie schien sich nicht um die Zukunft zu bekümmern.

Sie glaubte sich unbeschränkte Gebieterin des jungen Mannes, da sie ihn gegen alle ihre Wünsche unterwürfig, gegen alle ihre Worte gehorsam sah.

So eines Tags, als sie auf dem Gesichte eines Nachbarn, — immer die Nachbarn! verdammt Nachbarn! möchten Sie, lieber Leser, nie Nachbarn haben und nie der Nachbar von irgend Jemand sein! — als sie eines Tags auf dem widerlichen Gesichte eines Nachbarn unzweideutige Merkmale der Mißbilligung wahrzunehmen geglaubt hatte, theilte sie es Camille mit, und dieser machte ihr sogleich den Vorschlag, auszuziehen.

Carmelite nahm es an.

Man war nur um das Quartier besorgt, das man bewohnen würde.

Camille wollte in eines der reichsten Quartiere von Paris gehen, nach der Chaussée d'Antin, - in den Mittelpunkt aller Blicke, während man alle Blicke floh; umgeben von tausend Nachbarn, während man erschreckt durch einen einzigen Nachbar floh.

Das war abermals eine von den Nuancen vom Charakter von Camille: es wäre dem Hochmüthigen nicht unangenehm gewesen, in der Sonne der Pariser Welt, die Schönheiten seiner neuen Eroberung zur Schau zu stellen.

Ohne sich den Zweck des jungen Mannes zu erklären, begriff aber Carmelite, daß das Glück im Schatten lebt und in der Sonne stirbt, wie das Veilchen, sie gab also die größten Bangigkeiten kund; sie bat Camille nicht an die reichen Quartiere von Paris zu denken, sondern im Gegentheil ihr Nest unter einen schattigen Baum der Umgegend zu hängen.

Camille unterlag unwillkürlich der wohlthätigen Macht von Carmelite: er bot ihr eines

Morgens den Arm, um nach dem Lande zu gehen; es handelte sich darum, einen vor den Nachbarn geschützten, einsamen Aufenthaltsort zu suchen.

Ach! wer von uns armen Träumern hat nicht den reizenden Plan gemacht, sein Nest an einem schattigen, einsamen Orte zu bauen, wo die Stimme der Menschen das melodische Lied seiner Liebe nicht stören würde? Ein weißes Häuschen, berankt von Weinreben, Geisblatt und Rosenstöcken; umgeben von großen Bäumen, wie ein sonorer Käfig, wo die ewige Symphonie der Vögel ertönt! ein Bach begrenzt von Goldknöpfen, Maßlieben und Mausöhrchen, dessen Gemurmel den Gesang dieser Musiker der Luft begleitet; ein sich hinschlängelnder Fußpfad, wo die im vorhergehenden Jahre abgefallenen Blätter das Geräusch der Tritte dämpfen, die sich in einem dunklen Walde verlieren; mit einem Worte eine Art von Betzimmer von Grün, wohin man sich zu zwei zurückziehen und zu jeder Stunde den Gott feiern könnte, der den Himmel, die Arbeit und die Liebe geschaffen hat! sagen Sie, ist das nicht der anbetungswürdige Traum, den Jeder von uns gemacht hat und ewig zu verwirklichen versucht ist?

Nun wohl, diesen Traum verwirklichten Camille und Carmelite: sie gingen an einem Sonntage Morgens ab, jedes seinerseits, aus Furcht, den Neid der Einen und die Bosheit der Andern zu erregen, und trafen beider Barrière du Maine zusammen, wo sie sich Arm in Arm nahmen, mit der Freude von Neuliebenden, welche auf eine Stunde sich zu trennen genöthigt gewesen sind.

Es war an einem herrlichen Tage; der Himmel hatte sich mit einem blendenden Azur angethan; die Ebenen wogten unter einem goldenen Teppich; die Bäume der Straße schüttelten majestätisch ihre Helmbüschel, von denen die ersten verwelkten Blätter entflohen, wie sich von unseren Herzen die ersten Illusionen lösen. Die zwei jungen Leute schienen unter einem Triumphbogen zu gehen; die Natur gibt solche Feste den Liebenden mit einer wunderbaren Verschwendung: eine verschwiegene und gefällige Mitschuldige, eine unversiegbare Amme, scheint sie wie eine Mutter ihre fruchtbaren Brüste der neugeborenen Liebe zu bieten.

Sie gingen so durch die Ebenen, welche nach Meudon führen, auf dem ganzen Wege die Bewunderung der Einen und der Andern erregend; Jeder folgte ihnen entzückt mit den Augen, die Aeltesten wie einer Erinnerung und einem Beklagen der Vergangenheit, die Jüngsten wie einem Versprechen und einer Hoffnung auf die Zukunft.

Es war in der That ein Paar würdig die Blicke anzuziehen, jung, schön, verliebt, Camille mit einem Reflex von Hochmuth, Carmelite mit einer Nuance von Schwermuth; es war das lebendige Bild des Glückes, dem nicht einmal das weiße Wölkchen fehlte, das immer am reinsten Himmel einen Flecken bildet; man hätte Glauben sollen, man könnte etwas von ihrer Glückseligkeit behalten, wenn man nur einen Flügel ihrer Kleider berühre.

Sie kamen so nach Bas-Neudon.-Meudon hatte Camille noch zu sehr bevölkert geschienen.

In das Häuschen eintretend, das sie nicht kannte, hatte Carmelite eine Freude: sie fand hier ihren Rosenstock.

Ohne zu wissen, welche geheime Erinnerungen mit dieser poetischen Staude verknüpft waren, kannte Camille doch die tiefe Zärtlichkeit von Carmelite für diese Art von wohlriechendem

Talisman; er hatte einem Commissionär den Befehl gegeben, den kürzesten Weg zu nehmen, während er und Carmelite den längsten wählten, so daß diese, wie gesagt, ihren Rosenstock vor ihr angekommen fand.

Als ihr Rosenstock umarmt, geliebtest in ihr Zimmer getragen war, beschäftigte sich Carmelite mit dem Uebrigen des Hauses.

Das war eine reizende kleine Hütte, erbaut von einem Künstler nach Art der ländlichen Häuser, welche vierzig Jahre früher Marie Antoinette in Klein-Trianon hatte errichten lassen, das heißt ein Bau von Erde, Backsteinen, Holz mit seiner Rinde, Jungfernrebe, Epheu und Jasminen; — das Ganze schiefwinkelig wie die Phantasie, pittoresk wie der Zufall.

Im Erdgeschoße waren das Vorzimmer, der Salon, das Speisezimmer, die Küche.

Eine kleine innere Treppe ging zu einer Terrasse empor, welche man leicht bedecken konnte, wodurch sie sodann ein reizendes Sommerspeisezimmer wurde.

Eine äußere Treppe, die sich längs der Mauer hinzog, und um deren Geländer sich die riesigen Blätter der Osterluzeien rollten, führte zu zwei Zimmern und zwei Ankleidecabinets.

Zwei Dienstbotenzimmer vervollständigten dieses kleine Rothkehlchennest, das beinahe ganz unter den Blättern, dem Moose und den Blumen verborgen war.

Ein köstlicher kleiner Pavillon erhob sich im Garten.

»Oh!« sagte Carmelite, als sie ihn besichtigte, »das ist ein hübscher Pavillon! Was werden wir damit machen?«

»Das wird die Wohnung von Colombau sein,« antwortete Camille ruhig.

Carmelite wandte sich ab; sie fühlte, daß sie purpurroth wurde.

Zehnmal, wie man wohl begreift, war der Name Colombau von Camille ausgesprochen worden; bei Carmelite schien dieser Name an die Tiefe ihres Herzens festgenietet zu sein und nicht mehr daraus hervorkommen zu können; doch nie war der Schatten den verrathenen Freundes wie diesmal im ganzen Glanze seiner Redlichkeit erschienen.

So hoffte also Camille, nachdem er ihn schmäzlich betrogen, Colombau zum Zeugen seines Verrathes zu machen.

Die Erinnerung an die Redlichkeit von Colombau war sogleich in den Geist den Carmelite zurückgekehrt, und obschon sie nichts von der tiefen Liebe, welche Colombau für sie hegte, und folglich von dem Umfange des Opfers, das er seinem Freunde gebracht, wußte, fühlte sie doch, daß es Colombau grausam verletzen mußte, wenn man ihm das Schauspiel ihrer Liebe für einen Andern gab.

Als ihre Röthe vergangen war, wiederholte sie auch mit unsicherer Stimme: .



Colombau? . . . Haben Sie mir nicht gesagt, er sei abgereist, weil Sie mich liebten?«

Allerdings,« antwortete Camille.

»Wenn er abgereist ist, weil Sie mich liebten, so liebte *er* mich also auch?« fuhr das Mädchen fort.

»Ei! gewiß liebte er Dich, theure Freundin! erwiederte Camille; »doch Du weißt, die Abwesenheit vermischt viele Dinge: wird ihm nicht; wenn er auch ein wenig argwöhnisch vor unserer entstehenden Glückseligkeit gewesen ist, seine Freundschaft für uns unser gegenwärtiges Glück theuer machen?«

Carmelite seufzte; es war also anerkannt, daß die Abwesenheit viele Dinge vermischte. . .

Somit, dachte sie, wenn sich Camille entfernte, würden viele Dinge vermischt werden!

Sie ging ganz träumerisch in ihr Zimmer hinauf

Diesen Zimmer war die Zwillingschwester von dem, welches Carmelite in der Rue Saint-Jacques bewohnte: Camille hatte es auf dieselbe Art meubliren lassen; es waren dieselben weißen Vorhänge, dieselbe rosenfarbige Fußdecke.

Mit der Phantasie des Künstlers und dem Geschmacke des Weltmannes meublirt, enthielten die anderen Zimmer Meisterwerke der Pariser Kunstschreinerei; es war eine Reihe von Boudoirs, in denen sich der ernste Colombau sehr unbehaglich gefühlt haben würde.

Camille hatte also weise gethan, daß er ihm eine abgesonderte Wohnung vorbehalten.

Die zwei Liebenden brachten den ganzen Monat September in einer himmlischen Vertraulichkeit zu; der Eine stand nur auf, um an die Andere zu denken. Diese legte sich nur zu Bette, um von Jenem zu träumen.

Nicht ein Augenblick des Tages verging, der nicht durchaus, ausschließlich für sie gemacht zu sein schien.

Sie hatten Alles vergessen, Paris, die Rue Saint-Jacques, die ganze Welt, und wir würden sagen, Colombau, könnten wir nicht von Carmelite Rechenschaft über die Seufzer verlangen, die sie zuweilen, indem sie die Augen schloß und mit der Hand über die Stirne strich, entschlüpfen ließ.

Abgesehen von den Seufzern, — die der Geschichtschreiber allein wahrnehmen kann; während sie der Liebhaber nicht hörte, — hatte die Welt in ihren Augen nur ein Stück Land: ihren Garten; nur einen Fluß: den Bach ihres Gartens, und wir fügen sogar bei, nur eine Sonne: die, welche hinter den großen Bäumen ihres Gartens aufging.

Ihre Gleichgültigkeit gegen die Dinge war ihrer Gleichgültigkeit gegen die Menschen ähnlich: die Musikstücke fehlten, gewisse Toilettegegenstände des Einen und des Andern verlangten

Erneuerung, man hatte tausend Gründe, nach Paris zu gehen; doch man war so gut in dem Hüttchen des Bas-Meudon, daß man sich nicht entschließen konnte, dasselbe zu verlassen.

Und dann, wieder mit einander in der Rue Saint-Jacques erscheinen, in das Haus zurückkehren, wo man Alles mitzunehmen geglaubt hatte, indeß man doch so viele Dinge vergessen, deren Mangel die Notwendigkeit fühlbar machte, wieder an allen den spöttischen Nachbarn vorbeigehen, das war eine Unverschämtheit, welche die Kräfte von Carmelite überstieg.

Ueberdies, da man einen Monat lang alle diese Gegenstände entbehrt hatte, konnte man sie auch noch einen Monat entbehren.

Warum ging Camille oder Carmelite, der Eine oder die Andere, nicht allein nach Paris?

Allein nach Paris gehen, der Eine oder die Andere, das hieß sich verlassen, und sich einen Augenblick in diesen strahlenden ersten Stunden der Liebe verlassen hieß sich für eine Ewigkeit verlassen.

Man ertrug also noch vierzehn Tage die Entbehrung dieser Gegenstände, deren Abwesenheit man Anfangs nicht bemerkt hatte, welche aber, man wußte nicht warum, alle Tage unentbehrlicher wurden.

An einem schonen Abend mußte man sich indessen entschließen, ein Verzeichniß von allen den Dingen zu machen, deren man bedurfte, und es wurde verabredet, Camille sollte am andern Morgen nach Paris gehen und Alles, was in der Hütte des Bas-Meudon fehlte, zu kaufen, oder im Hause des Quartier Sainte-Jacques holen.

Nachdem er bis vor der Thüre gewesen und zehnmal zurückgekommen war, ging Camille ab.

Carmelite folgte ihm mit den Augen, so lange sie ihn sehen konnte.

Camille seinerseits sandte ihr Tausende von Küssen zu und machte ihr alle Arten von Zeichen mit seinem Taschentuche.

Endlich verschwand er an der Ecke des Weges.

Camille sollte den ersten den besten Wagen nehmen, und vor zwei Uhr Nachmittags wäre er sicherlich zurück.

Aber seht doch ein wenig die Bosheit der Vorsehung, der man, wir wissen nicht warum, fortwährend diesen Namen gibt, denn darf man Vorsehung eine Göttin nennen, welche so bitter aller unserer Entwürfe spottet und jeden Augenblick sich damit belustigt, daß sie uns auf die verletzendste Weise mystificirt?

Wir werden die Treue von Camille nicht übertreiben: wir haben lange und offenherzig genug unsere Meinung über den Creolen gesagt, um nicht verdächtig zu scheinen; aber sprechen Sie, ist nicht eine Nuance von Misanthropie im Verfahren der Vorsehung gegen ihn?

Sechs Wochen lang ist er an der Seite von Carmelite geblieben, ohne sie einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren; endlich kommt der Wechsel der Jahreszeit; der Herbst mit seinen ersten Octoberwinden macht sich fühlbar: Carmelite braucht weniger sommerliche Kleider; Camille stärker gestoffte Pantalons; man braucht eine Menge andere Dinge, und trotz Alles dessen, was man braucht, entschließt sich Camille nach Paris zu gehen, nur mit beklommenem Herzen und mit dem lebhaftesten Verlangen, zwei Stunden nach seinem Abgange, wenn dies möglich ist, zurückzukehren..

Carmelite geht also in den lobenswerthesten Intentionen der Welt ab.

Diese Abwesenheit konnte ihm überdies die Rückkehr nur theurer machen; er wird wiederkommen, nachdem er während einer Entfernung von einigen Stunden alle seine Liebesschätze erneuert hat.

Ach!

Wie es scheint, ermüdet durch die ziemlich indiscrete Art, auf welche man sich gegen sie in den letzten Zeiten benommen hat, traut die Vorsehung den Bewohnern unseres überlästigen Planeten nicht mehr und vereitelt unbarmherzig ihre Pläne!

Ohne Zweifel in Folge dieser tiefen Ermüdung vereitelte die Vorsehung den Entschluß von Camille, indem sie ihn in den gefährlichsten Hinterhalt, den es für einen Menschen von seinem Charakter gab, fallen ließ..

Er hatte nicht zweihundert Schritte außerhalb Bas-Meudon gemacht, als er in einer Wolke von Goldstaub zwei Mädchen in weißen Kleidern erblickte, welche auf zwei schwarzen jungen Eseln ritten.

Der Mensch denkt, aber der Teufel lenkt!.

---

## XLVIII.

Camille bei den Volkskern.

Einer der größten Vorwürfe, den man meiner Unwissenheit gemacht hat, ist, ich habe eines Tags, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, gesagt, der Wetterableiter *ziehe* den Blitz an.

Nehmen wir an, lieber Leser, die Lectionen des gelehrten Herrn Buloz über die Elektrizität und über die voltaische Säule haben mir nichts genützt, und ich sei noch heute in meinen Irrthum versunken.

Ich sagte: »Wie der Wetterableiter keinen andern Zweck hat, als den den Blitz anzuziehen, so, denken wir, sind die Mädchen einzig und allein bestimmt, die jungen Leute anzuziehen;« und dies sagend, glaubte ich weder eine sehr neue, noch sehr gewagte Meinung auszusprechen.

Die zwei Mädchen zogen also in ihre Richtung die Flamme, welche aus den Augen von Camille sprang, sobald der junge Creole sie von fern in der Mitte ihrer Wolke erblickte.

Er verdoppelte den Schritt, und da es sein Marsch dem der Esel zuvor hat, so war er nur noch in geringer Entfernung von den beiden Amazonen, als eine derselben, zufällig sich umwendend, ihr Thier anhielt und ihre Gefährtin durch einen Wink aufforderte, ebenfalls anzuhalten.

Camille, als er dieses Manoeuvre sah, ging noch geschwinder und erreichte bald die zwei Reiterinnen; da erhob sich die Größere auf dem hölzernen Brettchen, auf das sie ihre Füße stützte, warf die Zügel ihrem Esel auf den Hals, fiel, auf die Gefahr, in den Staub zu rollen, dem jungen Manne in die Arme und küßte ihn mit der ganzen Gewalt ihrer Lippen.

»Oh! Chante-Lilas, Prinzessin von Vanvres!« rief Camille.

»Endlich! Du bist es also, Undankbarer!« sagte das Mädchen. »Wie lange suche ich Dich!«

»Du suchst mich, Prinzessin?« versetzte Camille.

»Aller Orten! ich bin sogar nur in dieser Absicht hierher gekommen.«

»Wie ich,« erwiderte Camille, »ich war einzig und allein hierher gekommen, um Dich zu suchen.«

»Nun wohl,« sprach Chante-Lilas, indem sie Camille zum zweiten Male küßte, »da wir uns gefunden haben, so ist es, glaube ich, unnütz, daß wir uns länger suchen . . . Umarmen wir uns also und sprechen wir nicht mehr hiervon.«

»Sprechen wir nicht mehr hiervon und umarmen wir uns!« sagte Camille, das befohlene Manoeuvre vollführend.

»Ah! Höre . . .« rief Chante-Lilas.

»Was? . . Haben wir uns vielleicht noch nicht genug umarmt?« unterbrach Camille.

»Nein, das ist es nicht. Erlaube mir, Dir meine vertraute Freundin, Mademoiselle Paquerette [Maßliebe.] Comtesse du Battoir [Gräfin von Waschbläuel.] vorzustellen. Ich halte es für unnöthig, Dir zu bemerken, daß ihr Taufname Paquerette ist und Comtesse du Battoir . . .«

»Ihr Adelsname . . . Gut! Und ihr Familienname?«

»Sie heißt ganz einfach Colombier [Taubenhaus.] antwortete die schöne Wäscherin.

»Füge noch bei, daß dies der Name ihrer Lippen ist, denn nie wird ein Liebesgeruckse aus einem rosigeren und frischeren Munde hervorkommen.«

Die Rosen der Lippen von Paquerette kletterten sogleich zu ihren Wangen empor, und sie war sicherlich im Begriffe, die Augen niederzuschlagen, als die Prinzessin von Vanvres sie zwang, ihren Blick auf Camille zu heften, indem sie nun den jungen Mann Ihrer ersten Ehrendame vorstellte.

»Herr Camille von Rozan, americanischer Edelmann,« sagte Chante-Lilas; »er hat Millionen, auf den Antillen und, wie Du sehen kannst, seine Taschen voll von Petarden.«

Die Prinzessin von Vanvres nannte Petarden [Schlagschwärmer.] die feurigen Worte, mit denen Camille seine Unterhaltung zu emalliren pflegte.

»Und, — ohne unbescheiden zu sein, — wohin ginet Ihr so?« fragte Camille.

»Ei! ich habe es Dir gesagt, Unglücklicher!« rief die Prinzessin, »wir suchten Dich auf, nicht wahr, Paquerette?«

»Ganz gewiß, wir gingen nicht anderswohin,« antwortete die Comtesse.

»Wie kommt es,« fragte Camille, »daß Ihr heute, am Dienstag, nicht in Eurem nassen Königreiche wohnt, meine schönen Najaden? Sollte die Sonne auf Unachtsamkeit Euren Palast ausgetrocknet haben?«

»Es gibt hier nichts ausgetrocknetes, als unsere Gaumen mein Edelmann,« erwiederte Chante-Lilas, indem sie ihre Zunge schnalzen ließ, »und wenn Sie wirklich so sehr Edelmann sind, als Sie sagen, und sogar als Sie das Ansehen haben, so werden Sie uns sogleich einen hübschen kleinen Ort aufsuchen — wäre er auch groß und garstig, mir gleichviel! — wo wir Milch essen und Fladen trinken können.«

»Prinzessin!« rief Camille.

»Gut! ich wollte das Gegentheil sagen, doch ich bin so durstig, daß ich darüber den Verstand verliere!«

»Ich gehe spornstreichs auf Entdeckung aus,« erwiderte Camille, indem er sich in Marsch setzte.

Chante-Lilas hielt ihn aber an einem Flügel seines Stockes zurück und rief:

»Oh! der Prinzessin von Vanvres gibt man nicht von dieser Farbe zu sehen« Herr Ruggieri!«

»Was willst Du damit sagen, Priuzessin meines Herzens?« fragte der Creole unbefangen.«

»Sie befürchtet einfach, Sie werden nicht mehr zurückkommen, und wir haben sehr Durst,« antwortete Paquerette.

»Du hast es gesagt, Paquerette,« versetzte Chante-Lilas, welche Camille beständig an seinem Rocke festhielt.

»Ich, Prinzessin!« rief der junge Mann, »ich Dich verlassen, fliehen, während Du mich abschickst, um Fladen für Dich zu holen? Mit was für Menschen hast Du gelebt, seitdem ich Dich nicht mehr gesehen, mein Herzchen? Wie! eine Abwesenheit von sechs Wochen hat Dich dergestalt verändert, daß Du der Redlichkeit von Camille von Rozan, einem americanischen Edelmann, mißtraust? Oh! ich erkenne Dich nicht mehr, Prinzessin meiner Seele! Man hat mir meine Chante-Lilas ausgewechselt!«

Und er hob seine Arme verzweiflungsvoll zum Himmel empor.

»Nun wohl, gehe voran!« sagte Chante-Lilas, indem sie die Schöße des Rockes losließ; »ober vielmehr, nein,« fügte sie, sich eines Andern besinnend, bei: »es wäre grausam, Dich bei dieser erstickenden Sonne die Reise zweimal machen zu lassen! Gehen wir mit einander auf Entdeckung aus . . . Nur suche meinen Esel wiederzufinden: ich weiß nicht, was während unserer Wiedererkennung aus ihm geworden ist.«

Der Esel war wirklich verschwunden; man mochte immerhin weit hinaus auf die zwei großen Ebenen schauen, welche auf beiden Seiten der Straße lagen: nicht die Ahnung von einem Esel!

Nach einigen Nachforschungen fand man indessen den Flüchtling wieder.

Er hatte sich in einen Graben gelegt und schlief im Schatten.

Man lud ihn höflich ein, wieder auf die Straße heraufzusteigen, und das Thier entsprach mit einer Sanftmuth und einem Gehorsam, wozu wenige Menschen fähig gewesen wären, der Aufforderung und that auf das Alleranmuthigste seinen Rücken dem Mädchen.

Die Gräfin vom Battoir trat nun ihren Esel Camille ab und stieg hinter Chante-Lilas auf.

Dann begab sich die lustige Karavane auf den Weg, um einen Pachthof, eine Schenke oder eine Mühle zu suchen.

Der schlaue Camille hatte nicht auf ein Mai alle seine Petarden, wie die Prinzessin von

Vanvres sagte, losgeschossen; Gott weiß, mit welchen munteren Witzen die Straße besprenkelt wurde! Reiter und Reiterinnen warfen sich dieselben in sonoren Noten zu, die Ebene wiederhallte von ihrem Gelächter, die Vögel hielten sie für ihre fröhlichen Collegen und wurden nicht scheu, als sie vorüberzogen; dieses Trio von Reisenden glich den drei ersten Sonntagen des Monats Mai: es waren drei Fleischgewordene Frühlinge.

Camille hatte schon gefragt, wie es komme, daß an einem Dienstag die beiden Mädchen auf der Landstraße von Paris seien und Esel peitschen, statt bei ihrer Wäsche zu sein und Hemden zu fälteln; Chante-Lilas überließ das Wort Paquerette, und diese sagte dem jungen Manne, da genannter Dienstag der Festtag ihrer Patronin, so seien sie ausgeflogen in der entschiedenen Absicht, den Americaner zu suchen.

Chante-Lilas kam, wie man sieht, auch auf ihre Hämmel zurück.

»Aber wie geht es zu, daß ich Dich eher auf dieser Straße finde, als auf einer andern?« bemerkte Camille.

»Einmal habe ich Dich auf allen Straßen gesucht,« antwortete die Prinzessin, »doch ich suchte Dich ganz besonders auf dieser, weil man mir sagte, Du wohnest im Bas-Meudon.«

»Gut! Wer hat Dir das gesagt?« fragte Camille.

»Ei! alle Nachbarn.«

»Wohl, Prinzessin,« versetzte Camille mit vollkommener Sicherheit, »die Nachbarn haben Dich ganz einfach blau anlaufen lassen, mein Kind!«

»Unmöglich!«

»So wahr, als ich dort die Mühle unserer Träume erblicke.«

Man erblickte in der That eine Mühle am Horizont.

»Wenn mich aber die Nachbarn blau anlaufen ließen, was wohl möglich ist, warum treffe ich Dich auf dem Wege von Meudon?« fragte Chante-Lilas mit dem Vertrauen und der Leichtgläubigkeit, die die Avanage der Grisetten zu der Zeit waren, wo es noch Grisetten und Leichtgläubigkeit gab.

Camille zuckte die Achseln wie ein Mensch, der sagen will: »Wie Du erräthst nicht?«

Chante-Lilas verstand die Geberde und erwiderte:

»Nein, ich errathe nicht.«

»Nichts kann natürlicher sein,« sprach Camille. »Mein Notar wohnt in Meudon, und ich habe Geld bei meinem Notar geholt. Höre!«

Und er schlug an die Tasche seiner Weste und ließ die Goldstücke erklingen, die er für seine Einkäufe mitgenommen hatte.

»Es ist wahr,« versetzte die Prinzessin, überzeugt, durch den Klang der rechtfertigenden Stücke; »ich glaube Dir. Nun mußt Du mich aber Deinen sehen lassen. Ich habe schon mehrere Male von Notaren reden hören, und ich wünsche einen zu sehen. Man sagt, das sei sehr interessant.«

»Und man hat Recht, dies zu sagen, Prinzessin: es ist sogar viel interessanter, als man sagt.«

Man kam nach der Mühle, was den Gedanken des Mädchens eine andere Richtung gab.

Ach! abermals etwas, was verschwindet, die Mühle! ehe zehn Jahre vergehen, werden unsere Enkel in ein Gelächter ausbrechen, wenn wir ihnen sagen, die Mühlen haben einst dazu gedient, um das Korn zu mahlen, und ist das Antiken-Museum nicht darauf bedacht, eine aufzubewahren, so werden sich unsere Abkömmlinge weigern, an die Realität der Aehnlichkeit zu glauben, wenn wir ihnen eine Beschreibung davon machen.

Ein Besuch in einer Mühle war indessen früher ein reizendes Ziel von Spaziergängern für die jungen Männer und die Mädchen; es gab von allen Größen, von allen Farben, von allen Namen.

Es gab die Schöne Mühle, die Weiße Mühle, die Rothe Mühle, die Schwarze Mühle, die Fladen-Mühle, die Butter-Mühle, es gab Mühlen für jeden Geschmack.

Man setzte sich an einen Tisch, schaute drei bis vier Stunden lang zu, wie sich die Flügel der Mühle drehten, aß dabei Fladen und trank Milch; das war ein reines, unschuldiges Vergnügen, das keine sociale Ordnung umstürzte.

Die drei jungen Leute, nachdem sie ihre Esel angebunden, traten in die Mühle ein, wo man ihnen warmen Fladen und kalte Milch vorsetzte.

Camille und Paquerette griffen tüchtig zu, als die Prinzessin von Vanvres beim dritten Mund voll, den sie von dem Fladen nahm, ausrief:

»Oh! wie dumm sind wir, daß wir Fladen essen!«

»Ei! Prinzessin,« unterbrach Camille, »sprich doch in der Einzahl, wem beliebt.«

»Oh! wie dumm bist Du, daß Du Fladen issest.«

»Bravo!« rief Camille, »das ist besser als eine Petarde: das ist eine Rakete . . . Und warum bin ich dumm, daß ich Fladen esse?«

»Ei! weil es drei Uhr Nachmittags ist, weil wir nicht werden zu Mittag speisen können, und weil ich hoffe, daß uns Herr Camille von Rozan, americanischer Edelmann, ein herrliches Mahl anbieten wird.«



»Alles, was-Du willst, Prinzessin! Bei meiner Treue, nicht wahr, es ist das Wenigste, wenn man sich so lange gesucht hat, wie wir, daß man sich nicht verlässt, ohne gegenseitig auf die Gesundheit getrunken zu haben?«

»Nun, so bestelle das Mittagsbrod.«

»Oh! nicht hier, meine Schäferinnen.«

»Wo denn?«

»In Paris . . . Teufels man speist zu schlecht auf dem Lande! Das Land ist gut, um Appetit zu geben,« aber nicht, um ihn zu befriedigen.«

»In Paris also . . . Und wo werden wir in Paris speisen?«

»Bei Véfour.«

»Bei Véfour? . . . Oh! welch ein Glück!« rief Chante-Lilas, indem sie zum Zeichen ihrer Freude ihre Finger schmalzen ließ; »ich höre schon so lange von Véfour reden: man sagt, das sei sehr interessant.«

»Wie die Notare,« versetzte Camille; »es gibt sogar Leute, welche behaupten, das sei noch interessanter, in Betracht, daß man bei Véfour speist, während man bei den Notaren gespeist wird.«

»Oh! Paqurerette,« rief die Prinzessin, »Du wirst Dich hoffentlich nicht beklagen! Das ist eine Petarde: bei Véfour!«

»Vorwärts, vorwärts, meine Kinder!« sagte Camille, »Ich muß Euch bemerken, daß ich vor dem Mittagessen einige Einkäufe zu machen habe.«

»Für Damen?« fragte Chante-Lilas, den-Arm von Camille bis aufs Blut kneipend.

»Ah! ja wohl, Damen!« versetzte Camille. »Kenne ich Damen?«

»Für wen halten Sie mich denn?« sagte Chante-Lilas, indem sie sich mit einem komischen Stolze hoch aufrichtete.

»Dich Prinzessin?« erwiderte der junge Mann, sie umarmend, »ich halte Dich für die frischeste, witzigste, hübscheste Wäscherin, welche, je am Ufer eines Flusses, unter der Haube des Himmels, geblüht hat!«

Ein leerer Fiacre kam an der Mühle vorüber; man winkte ihm, anzuhalten.

Dann band man die Esel los, und gegen ein Dreißigsousstück — es gab zu jener Zeit noch Dreißigsousstücke, — übernahm es der Knecht der Mühle, sie nach Vanvres zurückzuführen.

Wonach man in den Fiacre stieg und die Adresse von Véfour gab.

Von den Einkäufen war keine Rede, wenigstens für diesen Tag.

Beim Nachtische, als man die Erdbeeren gegessen, den Kaffee zu sich genommen, das Aniswasser verkostet hatte, erinnerte sich Paquerette Colombier, deren Rolle immer schwieriger zwischen den zwei jungen Leuten wurde, plötzlich, ihr Oheim, ein alter Militär, erwarte sie, um seine Wunden zu verbinden.

Und sie that, was wir thun wollen: sie ließ den amerikanischen Edelmann unter vier Augen mit Chante-Lilas.

Nur werden wir, die wir keinen verwundeten Oheim haben, nach dem Bas-Meudon zurückkehren, wo Carmelite, welche seit sieben Uhr Abends am Fenster steht, verzweifelt, da sie Mitternacht schlagen hört.



## XLIX.

Letzte Herbsttage.

Eines der Fenster der Wohnung ging auf die Straße vom Petit-Hameau.

An diesem Fenster stand Carmelite mit den Ellenbogen auf das Gesims gestützt, den Kopf in ihre Hände versenkt.

Von da hörte sie die seltenen, fernen Geräusche, welche mitten in der Finsterniß von der Ebene kamen, und zwanzigmal hatten sie die dürren Aeste, welche krachten und die gelben Blätter, die zu fallen anfangen, beben gemacht, als ob sie den Tritt von Camille gehört hätte.

Doch zu dieser Stunde konnte Camille nicht zu Fuße von Paris zurückkommen; nicht auf das Geräusch seiner Schritte mußte sie warten, sondern auf das Geräusch eines Wagens.

Die Stille der Nacht, das melancholische Gemurmel des Windes in den Bäumen, die Blätter, weiche schauernd niederfielen, die Nachteteule, die ihr unheimliches Geschrei auf der benachbarten Pappel hören ließ, Alles trug zur Vermehrung der Traurigkeit von Carmelite bei, und es kam ein Moment, wo diese Traurigkeit so tief war, daß zwei Bäche stiller Thränen ihren Augen entstürzten und durch ihre Finger liefen.

Welch ein Unterschied zwischen dieser düstern Herbstnacht voller Schauer, allein in Erwartung von Camille an einem Fenster zugebracht, und jener Frühlingsnacht mit Colombau unter Syringen und Rosen durchlebt!

Und es waren doch kaum fünf Monate zwischen diesen zwei Nächten verlaufen!

Es braucht allerdings nicht fünf Monate, um eine ganze Existenz zu verändern: es braucht eine Minute! es braucht einen Augenblick! es braucht eine Sturmnacht!.

Endlich, gegen ein Uhr Morgens, ertönte das Geräusch eines Wagens auf dem Pflaster der Straße.

Carmelite wischte sich die Augen ab, horchte mit gespanntem Ohr, und sah mit einem Gefühle von Glück, in das sich eine Traurigkeit mischte, über die sie sich keine Rechenschaft gab, den Wagen sich nach der abhängigen Seite der Straße wenden und vor der Thüre halten.

Woher kam denn die Erschütterung dieser Fiber des Herzens, der einen scharfen Schmerz gab, während alle andern vor Freude bebten?

Sie wollte die Treppe hinab eilen, um früher in den Armen von Camille zu sein.

Sie konnte nur bis auf die erste Stufe gehen

Camille aber, nachdem er aus dem Wagen gestiegen, nachdem er die Thüre wieder geschlossen, sprang ihr entgegen.

Er fand Carmelite auf halbem Wege, wankend, an die Mauer angelehnt.

Woher kam bei ihr, die seine Rückkehr so sehr ersehnt hatte, diese schmerzliche Schwäche bei seiner Ankunft.

Camille, — er schloß Carmelite mit dem ihm natürlichen Ergüsse in seine Arme. Er hatte am Morgen die Prinzessin von Vanvres auf dieselbe Weise an seine Brust gedrückt, — etwas weniger stark vielleicht, etwas weniger glühend vielleicht, er hatte sich seine Abwesenheit von Carmelite vergeben zu lassen.

Diese erwiderte Camille seine Liebkosungen kälter, als sie selbst geglaubt hätte. Es ist in der Frau ein Instinkt, der sie selten täuscht: der Mann nimmt immer genug von der Frau mit sich, die er verläßt, um einen Verdacht der Frau einzuflößen zu der er zurückkommt.

Carmelite kannte die Natur dieses Verdachtes durchaus nicht; es schien ihr, sie habe außer der Abwesenheit Camille noch etwas Anderes vorzuwerfen.

Was? — sie wußte es nicht, doch die schmerzliche Fiber, die sich in der Tiefe ihres Herzens gerührt hatte, war die des Vorwurfs.

»Verzeih mir, meine Geliebte, daß ich Dir Unruhe bereitet!« sagte Camille, doch ich schwöre Dir, eine raschere Rückkehr hat nicht von mir abgehängt.

»Schwöre nicht,« sprach Carmelite; »zweifle ich? warum solltest Du mich täuschen? Wenn Du mich immer liebst, so hat Dich ein Wille, der stärker als der Deine, zurückgehalten; wenn Du mich nicht liebst, was ist mir dann an der Ursache gelegen?«

»Ob! Carmelite!« rief Camille, »ich Dich nicht mehr lieben? Wie sollte ich denn das machen? wie wäre es mir möglich, zu leben ohne Dich?«

Carmelite lächelte traurig.

Es schien ihr, ein verschleierter Schatten, der Schatten eines Weibes, ziehe zwischen ihr und ihrem Geliebten durch.

Camille führte sie in ihr Zimmer zurück und schloß das Fenster, — die Nächte fingen an kalt zu sein.

Carmelite war fünf Stunden an diesem Fenster geblieben und hatte die Kühle der Lust nicht bemerkt.

Sie war nahe daran, zu sagen, »Laß das Fenster offen, Camille; ich ersticke!«

Sie öffnete den Mund; doch ihre Lippen artikulirten keinen Laut: sie sank auf ihr Canapé.

Camille drehte sich um, sah sie und warf sich zu ihren Füßen.

»Höre, was geschehen ist,« sagte er. »Stelle Dir vor, ich habe in Paris zwei Creolen von Martinique getroffen, zwei Freunde von mir, die ich seit . . . ich kann Dir nicht sagen, wie lange nicht mehr gesehen . . . Wir sprachen von unserer schönen Vaterlande, wo Du einst wohnen wirst, wir sprachen von Dir . . .«

»Von mir?« versetzte Carmelite schauernd.

»Gewiß von Dir . . . Kann ich von etwas Anderem sprechen? . . Ich habe Dich nicht genannt, wohlverstanden. Sie sind mit mirgegangen um unsere Einkäufe zu machen, — einen Theil davon wenigstens, — doch unter der Bedingung, daß ich mit ihnen zu Mittagspeise und mit ihnen in die Oper gehe . . . es war die Abschiedsvorstellung von Lais . . . Du weißt, Du und die Musik, Ihr seid meine einzigen Leidenschaften! Warum warst Du nicht dabei? wie gut hättest Du Dich unterhalten!«

Carmelite machte eine unbeschreibliche Bewegung mit den Augenbrauen.

»Ich war nicht dort,« sagte sie.

»Nein, Du warst hier, meine arme Geliebte; doch das ist Deine Schuld: Du wolltest nicht mitgehen.«

»Ja, es ist meine Schuld, ich beklage mich auch nicht.

»Und statt Dich zu belustigen, hast Du Dich doch gelangweilt!«

»Nein, ich habe auf Dich gewartet.«

»Höre, Du bist ein Engel!« rief Camille.

Und er küßte Carmelite aufs Neue voll Leidenschaft.

»Sie ließ ihn fast zerstreut machen.

Ueber dem Kopfe des vor ihr knieenden jungen Mannes betrachtete sie ihren Rosenstock, der nur noch einige bleiche, kränkliche Blumen hatte, — die letzten.

Eine derselben fing sogar an sich zu entblättern, und Carmelite sah ihre Blätter eines nach dem andren mit einer tiefen Schwermuth fallen.

Carmelite fühlte wohl, daß seine Worte abglitten, ohne einzudringen; er blieb beharrlich und kam auf die Einzelheiten zurück, die seiner Erzählung Wahrscheinlichkeit geben sollten.

Carmelite hatte am Ende den Sinn der Worte verloren und hörte nur noch das Geräusch derselben.

Sie lächelte, sie machte Zeichen mit dem Kopfe, Sie antwortete einsylbig; doch sie wußte ebenso wenig, was sie antwortete, als was Camille sagte.

Es schlug zwei Uhr; Carmelite schauerte.

»Zwei Uhr?« rief sie. »Sie sind müde; ich bins auch, mein Freund; gehen Sie in Ihr Zimmer und lassen Sie mich allein. Morgen werden Sie mir Alles sagen, was Sie mir noch zu sagen haben; ich weiß, daß Ihnen nichts Unangenehmes begegnet ist, und ich bin glücklich.«

Camille war es seit einigen Minuten unbehaglich: er wußte nicht mehr, wie er hinauskommen, wie er bleiben sollte.

Er schien indessen betrübt über die Worte von Carmelite.

»Du schickst mich fort, Böse?« sagte er.

»Wie?« fragte das Mädchen.

Gut! gut!« erwiderte Camille, »ich sehe, daß Du mir mir schmollst.«

»Ich?« entgegnete Carmelite; »und warum sollte ich mit Dir schmollen?«

»Ei! was weiß ich? Eine Laune!«

»In der That,« sprach Carmelite mit einem traurigen Lächeln, »vielleicht bin ich launenhaft, Camille; doch ich werde diesen Fehler abzulegen suchen . . . Morgen also!«

Camille umarmte zum letzten Male Carmelite, die seinen Kuß empfing, wie es eine Marmorstatue gethan hätte, und ging hinaus.

Kaum hatte sie die Thüre sich hinter ihm schließen sehen, als das Wort, das in Anwesenheit des jungen Mannes nicht aus ihrem Munde hervorgehen konnte, ihm nun, da er abwesend, entschlüpfte.

»Ich erstickte!« sagte sie.

Und sie öffnete wieder das Fenster und stützte sich mit dem Ellenbogen auf das Gesims, wie sie es Camille erwartend gethan hatte.

Hier blieb sie unbeweglich bis zum Tage. Bei den ersten gräulichen Strahlen des Morgens, welche niederfielen, schauerte sie, und als ob sie jetzt erst die Stunde wahrgenommen hätte, schlug sie ihre schönen Augen zum Himmel auf, seufzte und legte sich zu Bette

Das war die erste Wolke, die am Himmel der zwei jungen Leute hinzog.

Camille hatte Carmelite gesagt, er habe nur die Hälfte der Einkäufe gemacht.

Er hatte sie gar nicht gemacht, wenn man sich der Verwendung seiner Zeit erinnern will.

Es war also dringend, nach Paris zurückzukehren.

Er kehrte dahin zurück.

Diesmal waren die Einkäufe vollständig: nichts brachte Camille von seinem Entschlusse ab.

Er kam auch frühzeitig wieder nach Hause.

Carmelite erwartete ihn nicht am Fenster; sie ging im Garten auf und ab; in dem Garten, wo der leere Pavillon von Colombau stand.

Uebrigens wurden von diesem Tage an die Abwesenheiten von Camille immer häufiger, und die Nachsicht, sagen wir mehr, die Gleichgültigkeit von Carmelite ermuthigte ihn nur, statt ihn zurückzuhalten.

Allmählig wurden seine Gänge nach Paris so zahlreich, daß seine Anwesenheit im Hause eine Ausnahme war.

An einem Tage war es ein Gang nach dem Marsfeld, an einem andern Tage die erste Vorstellung einer Oper, an einem dritten ein Hahnenkampf an der Barrière. Wohl sagte Camille jedes Mai zu Carmelite: »Willst Du mit mir gehen, Geliebte?« doch jedes Mal antwortete Carmelite: »Ich danke.«

Und Camille ging allein.

Eines Morgens, während einer seiner Adrdesenheiten, klingelte man an der Thüre.

Carmelite hörte die Glocke, doch das war ein Getöne, das sie nicht mehr schauern machte.

Als man indessen zum zweiten Male klingelte, richtete sie den Kopf auf und legte ihre Stickerei nieder; sodann, da die Gärtnerin zu öffnen zögerte, trat sie auf Fenster, that den Vorhang ein wenig auseinander und schaute, wer klingelte.

Carmelite stieß einen Schrei der Ueberraschung, fast des Schreckens aus: es war Colombau.

Sie wäre beinahe rückwärts gefallen.

Sie lief auf den Ruheplatz; die Gärtnerin, welche aus der Tiefe des Gartens kam, trat in den Corridor.

»Nanette,« rief Carmelite, »führen Sie diesen Herrn in den Gartenpavillon und sagen Sie ihm nicht, daß ich hier bin.«

Dann schloß sie ihre Thüre wieder, drehte den Schlüssel um, schob ganz zitternd den Riegel vor, und setzte sich oder fiel viel mehr auf ihr Canapé.

Es war Colombau.

Colombau hatte Camille mit seiner gewöhnlichen Regelmäßigkeit geschrieben; da aber Camille seit der Abreise des Bretagners keinen Fuß mehr in dies Rue Saint-Jacques gesetzt hatte, so waren die Briefe von Colombau bei Maria Jeanne geblieben.

Hierdurch kam es, daß der sorglose Camille, da er keine Briefe erhalten, es nicht für nöthig erachtet hatte, an seinen alten Callégekameraden zu schreiben.

Überdies entfernte er, so viel in seiner Macht lag, das Andenken an Colombau von sich.

Colombau, das war die verrathene Freundschaft, das verletzte Versprechen, das war der Gewissensbiß.

Dieses Stillschweigen hatte Colombau beunruhigt, so wenig argwöhnisch er war.

Das Gemüth des strengen Bretagners hatte sich auch, — er bildete es sich wenigstens ein, — unter den wilden Schönheiten seiner Heimath gestählt.

Er glaubte von den Peulven [Druidische Denkmäler.] von Carnac ihre Härte, von dem armoricanischen Felsgestade seinen Widerstand entlehnt zu haben.

Eines Tags hatte er sich gesagt: »Ich bin geheilt; ich will meine Rechtsstudien wieder aufnehmen. Dann werde ich sehen, was Camille und Carmelite machen.«

Und da er diese zwei Namen aussprechend mit den Lippen gelächelt hatte, so bildete er sich ein, er habe mit dem Herzen gelächelt.

Er war also abgereist, da er sich Sieger glaubte.

Sein vermeintlicher Sieg war eine Niederlage; nur täuschte er sich selbst, und Gott allein kannte das Geheimniß seiner Schwäche.

Er kam nach Paris und nahm einen Wagen, um rascher in der Rue Saint-Jacques zu sein.

Es war sieben Uhr Morgens; er würde Camille im Bette finden.

Camille war träge wie ein Creole.

Carmelite würde aufgestanden sein; er erinnerte sich, daß sie mit den Vögeln erwachte und, wie sie, den, ersten Schimmer des Tages, den ersten Strahl der Sonne besang.

Er kam mit klopfendem Herzen und entflammter Stirne nach der Rue Saint-Jacques.

Marie Jeanne sah ihn aus dem Wagen steigen.

»Ah! da ist Herr Colombau!« sagte sie. »Wohin gehen Sie denn, Herr Colombau?«

Colombau blieb plötzlich stehen und erwiderte:



»Wohin ich gehe? Ei! zu mir, zu Camille.«

»Ah! wohl! Herr Camille ist vor vielen Tagen ausgezogen.«

»Ausgezogen?« wiederholte Colombau.

»Ja, ja, ja.«

»Und. . .«

Colombau zögerte.

»Und Carmelite?« fragte er mit einer Anstrengung.

»Oh! ebenfalls ausgezogen.«

»Wohin sind sie denn gegangen?« fragte Colombau.

»Ah! der Mann wird Ihnen das sagen: er weißes, glaube ich; sodann auch Mademoiselle Chante-Lilas, die Wäscherin.«

Colombau lehnte sich an die Wand an, um nicht zu fallen.

»Gut!« sagte er. »Geben Sie mir den Schlüssel von meinem Zimmer.«

»Den Schlüssel von Ihrem Zimmer?« versetzte Marie-Jeanne; »wozu?«

»Wozu verlangt man den Schlüssel von seinem Zimmer?«

»Man verlangt den Schlüssel von seinem Zimmer, um in seine Wohnung zu gehen; doch Sie haben keine Wohnung mehr hier.

»Wie so? « fragte der Bretoner mit erstickter Stimme.

»Weil Sie auch ausgezogen sind.«

»Ich, ich bin auch ausgezogen? Sind Sie toll?«

»Nein, ich bin nicht toll. Sie können hinaufgehen, wenn Sie wollen: es ist kein einziges Meuble mehr in Ihrem Zimmer: Herr Camille hat Alles mitgenommen und gesagt, Sie werden mit ihnen wohnen.«

»Mit ihnen?« wiederholte Colombau.

Und eine Feuerwolke zog über seine Augen hin.

»Aber da ich mit ihnen wohnen soll, so muß ich Doch wenigstens wissen, wo sie wohnen,« sagte er.

»Ei! ich glaube, in Meudon,« erwiderte Marie Jeanne.

Der junge Mann, der seinen Wagen noch nicht bezahlt hatte, stieg mit seinem Felleisen wieder ein und rief dem Kutscher zu:

»Nach Meudon!«

Anderthalb Stunden, nachdem er diese zwei Worte gesprochen, war Colombau in Meudon.

Doch man erinnert sich, daß Camille im Bas-Meudon wohnte.

Colombau ging mit seiner Geduld und seiner bretagnischen Hartnäckigkeit von Thüre zu Thüre, ohne zu ermüden.

Beim letzten Hause sagte man ihm, die jungen Leute wohnen ohne Zweifel im Bas-Meudon.

Colombau fuhr nach dem Bas-Meudon.

Im Bas-Meudon erhielt er positivere Auskunft; man bezeichnete ihm das Haus; er klingelte ein erstes und dann ein zweites Mal.

Carmelite schaute, wie wir erwähnt, durch das Fenster, erkannte Colombau und befahl Nanette, nicht von ihr zu sprechen und Colombau in den Pavillon zu führen.



## L.

Derjenige, welcher zurückkommt.

Als Nanette Colombau die Thüre öffnete, war er fast so bleich als Carmelite.

Er wollte nach Carmelite fragen, doch seine Stimme erstarb auf seinen Lippen.

»Zu Herrn von Rozan, nicht wahr?« fragte Nanette, ihm zu Hilfe kommend.

»Ja,« flüsterte Colombau.

»Er ist nicht hier, mein Herr,« erwiderte Nanette.

Und sie setzte sich in Marsch, gefolgt von Colombau, den sie geraden Weges nach dem Gartenpavillon führte.

Carmelite, nachdem sie die Hausthüre hatte öffnen und wieder schließen hören, stand auf; sie zog ihre Riegel zurück, drehte ihren Schlüssel, öffnete wieder die Thüre ihres Zimmers, schlich auf den Fußspitzen hinaus; und schaute durch das Fenster des Corridors, der auf den Garten ging.

Colombau folgte Nanette nicht mehr; er schritt ihr Voran.

Es drängte ihn, zu Camille zu kommen und eine Erklärung von ihm zu verlangen.

Er öffnete die Thüre des Pavillon.

Der Pavillon war leer.

Er wandte sich gegen Nanette um und fragte:

»Wohin führen Sie mich?«

»Ei! in Ihre Wohnung, mein Herr,« antwortete die Gärtnerin.

»In meine Wohnung?«

»Ja; sind Sie nicht der Freund, den Herr Camille von Bretagne erwartet?«

»Camille erwartet mich?«

»Seit zwei Monaten.«

»Und wo ist Camille?«

»Er ist in Paris?«

»Es Wird aber heute zurückkommen?«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Geht er oft nach Paris?«

»Fast alle Tage.«

»Ah! das ist es,« murmelte Colombau; »er hat hier sein Quartier, doch sie wohnt in Paris; Camille hat wohl befürchtet, sie zu compromittiren, nicht nur, wenn er in demselben Hause, sondern sogar, wenn er in demselben Stocke wie sie wohne. Der liebe Camille, ich hatte ihn schlecht beurtheilt . . . Ah! ich bin böse!«

Und er wandte sich an Nanette und sagte zu ihr:

»Ich will Camille hier erwarten; sobald er zurückkehrt, werden Sie ihn von meiner Ankunft benachrichtigen.«

Nanette nickte bejahend mit dem Kopfe und entfernte sich.

Als Colombau allein war, schaute er rings umher und strich dann mit der Hand über die Augen: er glaubte das Spielzeug eines Blendwerks zu sein.

Es war sein Zimmer, sein Zimmer von der Rue Saint-Jacques, ganz und gar in einen reizenden Garten versetzt!

Dieselben Meubles, dieselbe Tapete, er fand Alles hier wieder, wie durch Zauber, Alles von seinem Codex, — welcher auf seinem Nachttische, bei seinem Handleuchter, liegend gerade bei der Stelle aufgeschlagen war, wo er drei Monate vorher das grüne Merkzeichen eingelegt hatte, — bis auf die kleinen Kübel von Rosenstöcken welche vor seinem Fenster grünten!

Dieses Zimmer, das war ein Gewissensbiß von Camille, der sich ein Verbrechen von Colombau verzeihen zu lassen hatte.

Camille sah darin nur eine zarte und zärtliche Aufmerksamkeit seines Freundes.

Nur war für ihn dieses Zimmer voll von düsteren Erwartungen.

Nichts ist trauriger wiederzusehen mit einem zerrissenen Herzen und Augen in Thränen, als die Gegenstände, die man in glücklichen Zeiten gesehen hat.

Während er seinem Freunde eine freudige Ueberraschung zu bereiten glaubte, war es nicht ein Henkerswerk, was Camille dadurch vollbrachte, daß er Colombau nöthigte, im Sterbezimmer seiner ersten Illusionen zu wohnen?

Wie in jener Nacht, wo sich die Abwesenheit von Camille bis um ein Uhr Morgens verlängerte, Carmelite gesagt hatte: »Ich erstickte!« so wiederholte auch Colombau: »Ich

ersticke!« und er eilte, Luft suchend, in den Garten. Carmelite hatte ihr Fenster nicht verlassen: sie sah ihn aus dem Pavillon herauskommen, oder vielmehr heraufspringen.

Sie drückte ihre Hand auf ihr Herz und warf ihren Kopf zurück: die Arme war einer Ohnmacht nahe.

Als sie ihre Augen wieder öffnete und sie nach dem Garten lenkte, saß Colombau auf einer Bank, den Kopf in seinen Händen, ganz in derselben Stellung, in der sie Camille erwartend vier Stunden lang geblieben.

Er blieb auch vier Stunden wartend, wie Carmelite geblieben war. Plötzlich hörte man das Rollen eines Wagens, der vor der Thüre hielt; dann ertönte die Klingel kräftig unter einer von jenen Erschütterungen, in denen man leicht die Hand des Herrn erkennt.

Diesmal war Nanette an ihrem Posten und öffnete schleunigst.

Ohne Zweifel meldete sie Camille, Colombau sei angekommen; denn statt in den ersten Stock hinaufzugehen, durchschritt Camille den Corridor und erschien im Garten.

Er suchte Colombau mit den Augen, sah ihn auf seiner Rasenbank sitzen und ging gerade auf ihn zu.

Colombau, der seine Stirne in seinen Händen hielt, sah ihn nicht.

Beim Geräusche der Tritte schaute er indessen empor und erblickte Camille vor sich.

Er gab einen Schrei von sich und war in weniger als einer Secunde in seinen Armen.

Carmelite beobachtete Alles dies durch ihren Vorhang.

Nichts störte bei Colombau die Freude, die es ihm bereitete, seinen Freund wiederzusehen; er glaubte Camille im Bas-Meudon, Carmelite in Paris.

Die zwei jungen Leute kamen Arm in Arm nach dem Hause zurück.

Carmelite, als sie dieselben sich nähern sah, ging ganz zitternd in ihr Zimmer, dessen Riegel sie zum zweiten Male verschob.

Camille zeigte seinem Freunde das ganze Haus, das Zimmer ausgenommen, wo sich Carmelite befand.

Der Bretagner war nicht erstaunt über den ein wenig weibischen Luxus der Ausschmückung der Wohnung: er kannte den Geschmack von Camille.

Nachdem das ganze Haus, mit Ausnahme des Zimmers von Carmelite, besichtigt war, führte der Creole seinen Freund vor die geheimnißvolle Thüre, an der Beide zwei- bis dreimal, ohne daß sie sich öffnete, vorübergegangen waren.

Hier hielt er Colombau an.

»Den Hut in die Hand!« sprach Camille.

»Warum?« fragte der Bretagner.

»Hier ist das Allerheiligste!«

Was willst Du damit sagen?«

»Höre,« erwiderte Camille mit dem ihm eigenthümlichen halb spöttischen, halb ernstern Tone; »ich hatte nur sehr unbestimmte oder, wenn Du lieber willst, sehr entschiedene Ideen über die Religion: Jeder betet den Gott seiner Wahl an; ich weiß nicht, warum ich es anders machen sollte, als die übrige Welt.«

»Worauf zielst Du ab, und was für ein Zimmer ist dies? fragte Colombau. »Vollende!«

»Das ist der Tempel der Göttin des Schönen, des Guten, des Großen, eine Art von Pan Hermaphrodit, zugleich an der Frau durch ihre Schwäche und ihre Schönheit, am Manne durch den Muth und, die Stärke Theilhabend. Dieses Zimmer Colombau, enthält das Wesen, das ich über Alles in der Welt anbede; das menschliche Geschöpf, das ich der Gottheit gleich verehere! Neige Dich also und wie ich Dir gesagt habe, entblöße Dein Haupt, indem Du über diese Schwelle trittst; denn es ist gewiß nie einem Sterblichen vergönnt gewesen, das Gesicht eines verehrteren Idols zu betrachten.«

Carmelite hörte von ihrem Zimmer aus Alles, was Camille sagte; sie stand auf, bleich, aber entschlossen, wie sie es bei den großen Veranlassungen war, ging gerade auf die Thüre zu, und in dem Augenblicke, wo Camille die Hand an den Knopf legen wollte, um zu öffnen, öffnete sie selbst.

Colombau, als er das Mädchen erblickte, wäre beinahe rückwärts gefallen.

»Treten Sie ein, mein Freund!« sagte Carmelite einfach.

»Nun, was hast Du denn?« fragte Camille, die Bangigkeit seines Herzens unter dieser Heiterkeit verbergend, welche bald seine Maske, bald sein Gesicht war; »erkennst Du Carmelite nicht mehr? Dann will ich Euch einander vorstellen . . . Mademoiselle Carmelite Gervais, der Herr Vicomte von Penhoël . . . der Herr Vicomte von Penhoël, Mademoiselle Carmelite Gervais.«

Die zwei jungen Leute schauten sich an, Colombau betäubt vor Erstaunen, Carmelite unbeweglich vor Scham!

»Ei! so umarmt Euch doch!« rief Camille; »wer Teufels hält Euch denn zurück? . . . Wollt Ihr, daß ich einen Gang im Walde von Meudon mache?«

Diese, im Grunde freundschaftliche, in der Form aber beleidigende Aufforderung brachte eine

ganz verschiedene Wirkung auf Carmelite und Colombau hervor: das Mädchen erröthete bis aus Weiße der Augen; das Gesicht des Bretagners überzog sich mit einer Todesblässe.

Beide wichen einen Schritt zurück.

Was Carmelite erröthen und zurückweichen machte, das war die verletzte Achtung vor der Frau, die beleidigte Scham: ein verächtliches Lächeln schwebte über ihre Lippen.

Was Colombau erbleichen und zurückweichen machte, das war die verrathene Treue, es waren die mit Füßen getretenen heiligen Versprechungen der Freundschaft: eine Wolke des Schmerzes bedeckte seine Stirne.

Die Verlegenheit war grausam für Beide.

Carmelite machte ihr dadurch ein Ende, daß sie dem Bretagner offenherzig und liebevoll ihre Hand reichte.

Dieser, — in Erinnerung an die bleiche zarte Hand, die er eines Tags auf dem Bette von Carmelite, welche am Fieber darnieder lag, hatte hervorkommen sehen, — gab sogleich die seinige, und die zwei redlichen Hände verketteten sich ganz schauernd auf das Engste.

»Ah! was für seltsame Manieren habt Ihr denn da?« sagte Camille; »seit wann umarmt denn der Freund *die Frau* seines Freundes nicht?«

Colombau erhob des Haupt und schaute Camille mit einem strahlenden Blicke an. »Deine Frau?« rief er voll Freude, — denn vor dem erfüllten Versprechen vergaß er Alles; — »Deine Frau?« wiederholte er mit Thränen in den Augen, ohne die Unruhe zu bemerken, in die seine Worte Carmelite versetzten.

»Oder beinahe,« sagte Camille; ich erwartete nur Deine Rückkehr, um unsere Heirath in Ordnung zu bringen.« »Ah!« machte Colombau kalt.

»Dann sprach er mit einer Miene, welche nicht ganz von einer Drohung frei war.

»Nun wohl, hier bin ich!« »Auf, auf!« rief Camille, den Faden zerreißend, den Colombau angeknüpft hatte; »wenn Du sie nicht aus Liebe für sie umarmst, so umarme sie mir zu Liebe.«

Colombau näherte sich Carmelite, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sagte:

»Wollen Sie mir erlauben, Mademoiselle?«

»Madame, Madame,« rief Camille.

Wollen Sie mir erlauben, Sie zu umarmen, Madame?« wiederholte Colombau.

»Oh! von ganzem Herzen!« rief Carmelite, die Augen zum Himmel aufschlagend, als wollte sie ihn zum Zeugen der Wahrheit ihrer Worte nehmen: »und Gott, der mich hört, weiß, daß ich

Ihnen aus der tiefsten Tiefe meines Herzens dieses Zeichen der Zuneigung gebe.«

Hiernach umarmten sich die zwei jungen Leute erröthend.

»Nun, wie todt seid ihr!« sagte Camille lachend.

»Mein Gotti wie einfältig seid ihr Beide! Ist es nicht ausgemacht, daß wir drei fortan nur eins, höchstens zwei sein werden?«

»Es ist gut,« erwiderte Colombau; »doch ehe ich diese reizende Einladung annehme, wünschte ich mit Ihnen zu reden.«

»Mit *Ihnen!*« wiederholte der Creole; »Teufel! das ist ernst!«

»Sehr ernst!« versetzte Colombau.

»Bist Du dabei?« fragte Camille Carmelite.

»Nein,« erwiderte Colombau, »Mademoiselle wird in ihrem Zimmer bleiben, während wir zu Dir gehen.«

»Gehen wir zu mir,« sagte Camille.

Und er öffnete die Thüre der von Carmelite gegenüber.

Der Bratagner folgte ihm, nachdem er Carmelite einen Blick zugeworfen, der besagen wollte: »Seien Sie unbesorgt, mit *Ihnen* will ich mich beschäftigen.«

Sie lächelte traurig, seufzte und kehrte in das Innere ihres Zimmers zurück.

»Nun,« fragte Camille, indem er sich in einen Lehnstuhl warf und zu *wechseln* suchte, wie man in der Jägersprache sagt, »wie hast Du Deinen Pavillon gefunden?«

»Reizend!« erwiderte Colombau, »und ich danke Ihnen für diese liebevolle Erinnerung; doch ich werde nie einwilligen, in diesem Pavillon zu wohnen.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich weder der Mitschuldige Ihrer Fehler, noch der Schild Ihrer schlimmen Leidenschaften sein will.«

»Colombau!« rief Camille, die Stirne faltend.

»Ob! wir werden uns sogleich erzürnen, Camille, wenn Sie wollen; vorher lassen Sie mich Ihnen aber sagen, was ich Ihnen vorzuwerfen habe . . . Sie hatten mir geschworen, — und das war eine der Bedingungen meiner Abreise, — Carmelite zu achten wie Ihre Frau, und Sie haben Ihr Versprechen schändlich verletzt! Von diesem Tage an, Camille, besteht eine Kluft zwischen uns: die, welche ein redliches Herz von einem meineidigen Herzen trennt, und ich werde keinen



Augenblick länger hier bleiben.«

Diese Worte sprechend, machte Colombau einen Schritt gegen die Thüre.

Camille versperrte ihm aber den Weg und hielt ihn zurück.

»Höre,« sagte er zu ihm, »so wahr, als Du mein einziger Freund bist, — und ich wäre sehr unglücklich, wenn es sich andere verhielte! — so wahr als ich gern für Dich die Hälfte von dem gethan haben möchte, was Du für mich gethan hast, ich liebe, ich verehere Carmelite, ich bete sie an, und es hat nicht von mir allein abgehängt, meinen Schwur zu halten.«

Colombau lächelte mit Verachtung.

»Nun wohl, ich berufe mich auf sie selbst,« fuhr Camille fort. »Höre sie, befrage sie; Du wirst es hoffentlich auf sie ankommen lassen? Frage sie, ob ich es je durch irgend ein Mittel versucht habe, nicht allein sie zu verführen, sondern sie nur auf die Probe zu stellen; frage sie, ob wir nicht Beide unwillkürlich, verhängnisvoller Weise durch die geheimnißvollen Kräfte einer glühenden Sommernacht hingerissen worden seien; frage sie, ob wir nicht, wie zwei gerade durch ihre Unschuld verrathene Kinder, Beide die Gelegenheit angenommen haben, ohne sie zu suchen? . . . Du, der Du Deiner Leidenschaft zu gebieten weißt, Du, der Du eine Willensmacht besitzt, welche die menschlichen Kräfte übersteigt, Wärest vielleicht nicht unterlegen; ich aber, schwach wie Du mich kennst, mein Freund, fühlte um mich der, ohne sie zu rufen, tausend Begierden fliegen, denen ähnlich, Welche ich in meinem Herzen verschloß, und die aus dem Herzen von Carmelite entflohen; ich that meine Augen zu, — die ganze Welt verschwand für mich! Kannst Du darum sagen, Colombau, ich sei ein treuloses Herz, ein unredlicher Mensch? Nein, denn so wahr ich Camille von Rozan heiße, wird Carmelite zu der Zeit, die Du selbst bestimmen sollst, meine Frau sein. Du begreifst, ich wollte Dir Alles dies nicht schreiben: das wäre eine endlose briefliche Diskussion gewesen; nun da Du aber hier bist, ist es, wie gesagt, Deine Sache, den Hochzeitstag festzusetzen.«

Colombau blieb einen Augenblick nachdenkend.

»Ist es die Wahrheit, was Du mir da sagst?« fragte er Camille starr anschauend.

»Bei meiner Ehre!« antwortete der junge Mann, indem er seine Hand auf seine Brust legte.

»Wenn es sich so verhält, so bleibe ich,« sprach Colombau; »denn ich werde immerhin einen redlichen Menschen zum Freunde haben. Was die Zeit der Heirath betrifft, so ist es an Dir, sie zu bestimmen, und natürlich: je eher, desto besser.«

»Heute schon, hörst Du, Colombau, heute schon schreibe ich meinem Vater; ich bitte ihn, mir die für meine Heirath nöthigen Papiere zu schicken, und in sechs Wochen können wir das Aufgebot verkündigen.«

»Setzen wir zwei Monate, um nichts zu übereilen . . . Bist Du aber auch der Einwilligung Deines Vaters sicher?«

»Warum sollte sie mir mein Vater verweigern?«

»Dein Vater ist reich, Camille, und Carmelite ist arm!«

»Die Tugend von Carmelite wird ihre Mitgift in den Augen meines Vaters sein«

»Unglücklicher Verschwender!« hatte Colombau große Lust auszurufen. »Du hast diese Mitgift zum Voraus verzehrt!«

»Sollte sich aber Dein Vater dennoch, gegen alle Deine Wünsche, Deiner Heirath widersetzen?« sagte er.

»Das ist unmöglich, lieber Freund!«

»Nimm es einen Augenblick an, so unmöglich es zu sein scheint. Was würdest Du thun?«

»Ich bin vierundzwanzig Jahre alt: ich würde meine Volljährigkeit abwarten und Carmelite trotz meines Vaters heirathen.«

»Es ist ein trauriges Ding um die Empörung eines Sohnes gegen seine Eltern; doch es ist etwas noch viel Traurigeres, ein Mädchen entehrt zu haben und ihm seine Ehre nicht wiedergeben . . . Schreibe, also diesen Brief, schreibe ihn als ehrfurchtsvoller Sohn, zugleich aber als entschlossener Mann; die Packetbote gehen am 5., 15. und 25. jedes Monats ab; übermorgen ist der 15., Du hast daher keine Minute zu verlieren.«

»Und Du bleibst?« fragte Camille.

»Ich bleibe,« antwortete Colombau.

Und er legte auf dem Tische von Camille eine Feder und Papier bereit und fügte bei:

»Ich erwarte Deinen Brief im Pavillon.

«Dann ging er fast freudig über die Redlichkeit seines Freundes hinab.

---

## LI.

Derjenige, welcher geht.

Eine Viertelstunde nach Colombau trat Camille in den Pavillon, ein halb beschriebenes Blatt in der Hand haltend, ein.

»Ist es schon gemacht?« fragte Colombau erstaunt.

»Nein,« erwiderte Camille; »im Gegentheil, ich habe kaum angefangen.«

Colombau schaute ihn wie ein Richter an, der verhört.

»Oh! eile nicht, mich zu verurtheilen!« sagte Camille. »Bei den ersten Worten sind mir Deine Bemerkungen in Betreff der Einwilligung meines Vaters wieder eingefallen, und sie dünkten mir wahrscheinlicher, als ich sie Anfangs gefunden hatte.«

»Was liegt Dir daran, da Dein Entschluß fest gefaßt ist?« versetzte der Bretagner.

»Das ist wahr; doch ich denke an die Briefe, die wir werden wechseln müssen, ehe wir zum Ziele kommen. Nie habe ich gehofft, die Einwilligung meines Vaters auf meine erste Bitte zu erlangen; wir müssen also streiten, parlamentiren; die Tage werden vergehen, unsere Ungeduld wird zunehmen.«

»Wie soll man es anders machen?«

»Ich glaube das Mittel gefunden zu haben.«

»Nenne es.

»Ich muß selbst gehen und meinen Vater um Erlaubniß, zu heirathen, bitten.«

Der Bretagner heftete seinen starren Blick auf Camille.

Dieser hielt den Blick seines Freundes aus, ohne die Augen niederzuschlagen.

»Du hast Recht, Camille,« sprach Colombau, »und was Du vorschlägst, ist die Sache eines ehrlichen Mannes — oder eines treulosen Schurken!«

»Ich hoffe, Du zweifelst nicht an mir?«

»Nein.«

»Du begreifst, in drei Tagen inständigen mündlichen Bittens erlange ich mehr von meinem Vater, als in drei Monaten brieflichen Drängens und Bestürmens.«

»Ich denke das wie Du.«

»Drei Wochen hin, drei Wochen her, vierzehn Tage, — um meinen Vater zu bestimmen: das ist eine Sache von zwei Monaten.«

»Du bist die eingefleischte Logik und Vernunft geworden, Camille.«

»Die Vernunft kommt mit dem Alter, mein guter Colombau . . . Leider . . . .«

»Was?«

»Oh! das ist ein fast unausführbarer Plan.«

»Wie so?«

»Ich kann Carmelite nicht mitnehmen.«

»Natürlich.«

»Andererseits kann ich sie nicht hier lassen.«

»Was hindert Dich daran??«

»Ein Mädchen allein, den Beleidigungen der Nachbarn und der Vorübergehenden ausgesetzt!«

Colombau faltete die Stirne und entgegnete:

»Glaubst Du denn, ich werde Carmelite beleidigen lassen?«

»Du willst also über sie wachen?«

Colombau lächelte.

»Wahrhaftig,« sagte er, »ich glaubte, Du kennst mich besser.«

»Du wirst unter demselben Dache mit ihr bleiben?«

»Allerdings.«

»Colombau,« rief Camille, »wenn Du dies thust, so wird mein ganzes Leben nicht hinreichen, um diesen Beweis von Freundschaft anzuerkennen.«

Undankbarer!« murmelte der Bretagner.

»Nein, Colombau nein, ich bin kein Undankbarer; doch ich kenne Deine Empfindlichkeit bei solchen Materien: ich befürchtete, Dich zu verletzen, wenn ich Dir anbiete, Du mögest allein bei einem jungen Mädchen in einem vereinzeltten Hause wohnen.«

»Habe ich nicht drei Monate allein mit Carmelite gewohnt, ehe sie Dich kannte?«

»Ja, doch ehe sie mich kannte, wie Du sagst . . .«

»Und warum sollte mich der Gedanke, die Frau meines Bruders, meine geheiligte Schwester zu bewachen, verletzen? wolltest Du auf meine frühere Liebe für Carmelite anspielen?«

Colombau!«

»Hältst Du mich für fähig, zum Verräther an einem Schwure zu werden?«

»Ich halte Dich für fähig, eher zu sterben! und Deine Größe macht mich sehr klein . . . Oh! ja, ja, ich bin schlecht, und Du bist gut, und Du hast besonders die Treue des Molosses, wie Du seine Stärke und Ergebenheit besitzt . . . Ich weiß, daß Du das Leben von Carmelite besser vertheidigen wirst, als Du das meinige vertheidigen würdest, und das meinige besser, als ich das Deinige vertheidigen würde; ich habe also keine Furcht; Dich hier wissend, würde ich die Reise um die Welt machen, wäre ich gezwungen, sie zu machen.«

»Dann setze Carmelite von Deinem Vorhaben in Kenntniß.« sprach Colombau; »Du begreifst, daß ich nicht ohne ihre Beistimmung annehmen werde . . . Würde sie mich zurückweisen,, so könntest Du immer noch in voller Sicherheit abreisen, ich würde ein Zimmer ihrem Hause gegenüber miethen . . . neben ihrem Hause, wenn nicht gegenüber, und sie wäre ebenso sehr vor Beleidigungen geschützt, als wenn ich gegenwärtig . . . Unterrichte sie also rasch, denn Du hast nicht mehr Zeit zu verlieren, als da es ein Brief war, der abgehen sollte, und nicht Du.«

Camille gehorchte, ohne ein Wort zu sagen.

Schauernd empfing Carmelite die Kunde, die er ihr brachte.

Sie machte indessen keine Einwendung, setzte keinen Widerstand entgegen.

Sie hörte den Vorschlag an, betrachtete Camille mit einer Miene unbeschreiblichen Erstaunens, und ohne sich genau die seltsame Gemüthsbewegung, die ihr diese Kunde verursachte, zu analysiren, fühlte sie instinctartig die ganze Niedrigkeit von Camille, die ganze Größe von Colombau.

Der Bretaguer schien ihr so erhaben, daß er in ihren Augen, wie ein Riese, so zu sagen, die Ferse auf der Stirne des Zwerges hatte, den er seinen Freund nannte.

Die einzige Veränderung, welche bei diesem Projecte eintrat, war, daß man die Abreise auf den 23. des Monats October verschob.

Das Packetboot der Colonien gingt wie gesagt, am 25. ab; man hatte also zehn Tage bis dahin zuzubringen.

Colombau erzählte das strenge, fast klösterliche Leben, das er im Thurme von Penhoël, am Ufer des brausenden Meeres umherschweifend, oder am Bette seines Vaters sitzend, dem er die

*Odyssee* vorgelesen, geführt hatte.

Carmelite entdeckte Colombau die Schätze musikalischen Wissens, die sie während der langen Abwesenheit des Bretagners und der häufigen Abwesenheiten von Camille aufgehäuft hatte.

Camille suchte die Heiterkeit der früheren Abende zurückzurufen; doch abgesehen davon, daß die der Abreise nahen Stunden nur voll der Besorgnisse und des Leibes sein konnten, war zwischen diesen drei Personen ein Gespenst mit drei Gesichtern.

Für Camille war es das Gewissen.

Für Colombau war es der Zweifel.

Für Carmelite war es die Entmuthigung.

Dieses Gespenst schwebte unablässig über ihren Häuptern, oder schritt ernst und düster an ihnen vorüber während der traurigen, melancholischen Abende, welche bis zur Abreise von Camille verliefen.

Es gab zuweilen Augenblicke dumpfer Ungeduld, worüber sie selbst erschranken; man hätte glauben sollen, Leuten ähnlich, welche parlamentiren in dem Momente, wo sie eine Gefahr laufen, haben sie Eile, sich zu verlassen, da sie sich früher oder später verlassen mußten.

Man kam zum 23. Oktober in dieser traurigen Gemüthsverfassung.

Es war verabredet, Colombau werde Camille bis zur Diligence führen, welche von Paris um zehn Morgens abgehen und folglich auf der Straße von Versailles um elf Uhr passiren sollte.

Der Bretagner that in dieser Nacht kein Auge zu; um sechs Uhr war er, das Erwachen den Camille erwartend, auf.

Um acht Uhr trat er in sein Zimmer ein.

»Wie viel Uhr ist es?« fragte Camille.

»Acht Uhr,« antwortete Colombau.

»Oh! dann haben wir Zeite« sagt Camille; »laß mich noch eine Stunde schlafen.«

Die Thüre von Carmelite war offen; sie hörte die Antwort des trägen Creolen.

»Er hat Recht,« sagte sie, »lassen Sie ihn schlafen, mein Freund.«

Colombau machte die Thüre von Camille wieder zu und trat bei Carmelite ein.

Es war, als hätte sie nicht niedergelegt: ihr Bett war kaum berührt.

»Sie sind müde, Carmelite,« sprach Colombau, seinen besorgten Blick auf das Mädchen heftend.

»Ja,« erwiderte Carmelite, »ich habe einen Theil der Nacht gelesen.«

»Und den andern Theil haben Sie geweint?«

»Ich? Nein!« sagte Carmelite, den Bretagner mit einem trockenen, fieberglühenden Auge anschauend.

Colombau neigte das Haupt und stieß einen Seufzer aus.

Sodann, obgleich er wußte, daß Alles bereit war, stand er auf und ging hinaus, unter dem Vorwande, das Gepäck zu überwachen.

Die Wahrheit ist, daß ihm dieses Alleinsein mit Carmelite das Herz brach, und daß er der Luft und der Einsamkeit bedurfte.

Um neun Uhr kam er wieder herauf, trat in das Zimmer von Camille ein und nöthigte ihn, aufzustehen.

Eine Viertelstunde nachher war der Creole im Speisezimmer, wo ihn Carmelite und Colombau erwarteten.

Diese letzten Minuten, welche der Trennung vorhergingen, waren nicht viel trauriger als die Abende der, abgelaufenen Tage.

Es ist mit der Gewißheit einer Abreise wie mit der Gewißheit des Todes; man gewöhnt sich dergestalt stufenweise an das Unglück, das droht, daß man, da man nicht mehr überrascht ist, wenn es ausbricht, unempfindlich dabei scheint; die Quelle der Tränen ist nach und nach fließend versiegt!

Der Wagen, der Camille nach der Straße führen sollte, wartete vor der Thüre. Im Augenblick des Einsteigens schaute man sich zum letzten Male an; die drei Gesichter vermengten sich, indem sie sich küßten.

Colombau und Camille weinten aber allein.

»Ich vertraue Dir mein Leben,« sagte Camille; »mehr als mein Leben, meine Seele.«

Und Camille sprach ohne Zweifel in diesem Augenblicke die Wahrheit.

»Geh! ich hafte Dir dafür vor Gott, bei meiner Seele und bei meinem Leben!« antwortete feierlich der Bretagner, indem er seine großen Augen so klar wie der Himmel, den sie anschauten, aufschlug.

Die zwei jungen Leute gingen nach der Thüre.

Colombau wandte sich um, und als er Carmelite, die Arme hängend, den Kopf auf die Brust gesenkt, einer Bildsäule der Verlassenheit ähnlich, dastehen sah, schlug er Camille vor, sie mitzunehmen, damit sie wenigstens erst im letzten Momente von ihm scheide.

Carmelite schaute Colombau mit Augen an, in denen die Dankbarkeit glänzte.

Doch sie sagte mit einem Tone, der eine tiefe Entmuthigung verrieth:

»Wozu soll es nützen?«

Camille kam zum letzten Male zurück; zum letzten Male drückte er sie an sein Herz, dann wich er fast erschrocken von ihr.

Er hatte eine Marmorstatue zu umfassen geglaubt.

Es war noch zehn Minuten bis elf Uhr: man durfte keine Zeit verlieren; Colombau zog Camille fort; Beide stiegen in den Wagen, und dieser ging im Galopp ab.

Die Thüre war offen geblieben.

»Schließen Sie die Thüre!« sagte Carmelite düster zur Gärtnerin.

Die Gärtnerin gehorchte und machte die Thüre zu, die sich geräuschvoll schloß.

Carmelite schauerte.

»Das ist die Thüre meines Grabes,« sprach sie.

Und sie stieg langsam, Stufe um Stufe, die Treppe hinauf, kehrte in ihr Zimmer zurück und fiel mehr, als sie sich setzte, auf ihr Canapé.

Woher kamen diese Entmuthigung, diese Traurigkeit, diese Kälte von Carmelite?

Von der Vergleichung, welche unwillkürlich eine ausgezeichnete Frau zwischen einem Manne wie Camille und einem Manne wie Colombau macht.

Und in der That, Colombau, — der vom Tage seiner Ankunft in den Augen von Carmelite gewachsen war, — Colombau hatte in den abgelaufenen zehn Tagen riesige Verhältnisse erreicht.

Zwischen seiner Abreise und seiner Rückkehr hatte Carmelite einen bösen Traum gemacht.

Einen Traum . . . oh! Ja! die Wirklichkeit wäre zu trostlos gewesen!

Drei Monate lang hatte sie die Geliebte eines Gecken zu sein geglaubt, der allerdings hübsch und belustigende doch ohne Adel, ohne Herz, ohne Gemüth, ohne Stärke; einer Art von geputzter, geölter, gepudertes, frisirter Puppe, welche im Ganzen genommen in Augenblicken unterhaltend, aber unwürdig der geringsten ernstesten Zuneigung. Oh! das war ein entsetzlicher



Traum, und dieser Americaner mit den gestreiften Halsbinden, mit den bunten Westen, mit den hellfarbigen Beinkleidern, mit den goldenen Ketten und den Rubinringen, war irgend eine Incarnation des Dämons der Nacht, der sich auf die Brust der Eingeschlafenen kauert. — Alle diese Heirathspläne, diese Abreise, um sich mit einer Familie in der Tiefe Americas zu berathen, diese Drohung der Rückkehr, welche über ihr schwebte, nicht wie die Flamme der Hoffnung, sondern wie der Blitz des Schwertes, — Alles dies konnte nur der fieberhafte Traum einer Sommernacht in einem glühenden Gehirne sein!

Ja, ja, Alles dies war ein Traum!

Die Wirklichkeit war das große redliche Herz, das man Colombau nannte.

Dieser, oh! ja wohl! das war ein einfacher, ein großer, ein starker Mann, kurz ein Mann! Dieser konnte zu einer Frau sagen: »Schließe die Augen und gehe! und die Frau konnte geführt von ihm blindlings gehen; dieser konnte sagen: »Ich will nicht!« und man hätte ihm gehorcht: »Ich will!« und man hätte auf ihn gehört: »Du mußt sterben!« und man wäre gestorben.

Dieser hatte die Größe, den Adel und die Treue, die Güte und die Stärke.

Es war also dieser, welcher, seit drei Monaten abwesend, von seinem Freunde den Schatz, den er ihm anvertraut, zurückforderte.

Als aber die arme Carmelite emporschaute und um sich her alle die Gegenstände sah, welche Camille gehörten, ach! die Unglückliche! Da erkannte sie wohl, daß sie eine Frühlingsnacht hindurch dem Bretagner wie einem schönen Traume zur Seite gegangen, daß aber der Americaner die erschreckliche Wirklichkeit war.

Alle Thränen, die das weite Herz der Frau enthalten kann, entstürzten sodann in Strömen ihren Augen; sie beweinte ihren Irrthum, die entblätterte und in den Wind geworfene Blume ihrer Illusionen, ihr Glück, das verdunstet war wie ein Wohlgeruch, den man unvorsichtig in die Flamme geschleudert; sie beweinte ihr für immer gebrochenes Leben, wie man seine Mutter oder sein Kind beweint; sie rang die Hände vor Verzweiflung, sie, die keine Geberde gemacht hatte; sie beklagte sich ganz laut, sie, die keinen Seufzer von sich gegeben; sie schluchzte, sie die keine Thräne vergossen; sie warf auf die Gegenstände um sie her Blicke einer von einer giftigen Schlange gebissenen Löwin; sie auf und ging mit großen Schritten, keuchend das Auge fieberglühend, in ihrem Zimmer auf und ab.

Wäre der Fluß Fenster vorbeigelaufen, sie hätte sich unfehlbar in Fluß den gestürzt.

In der That, als hätte sie einen verzweifelten Entschluß gefaßt, ging sie auf das Fenster zu und öffnete es.

Es war ein erster Stock, kaum so hoch wie ein Entresol: sie hätte sich halb getödtet, doch sie würde fortgelebt haben.

Sie machte einen Schritt rückwärts mit einem Seufzer der Wuth und des Schmerzes.

Plötzlich aber funkelten ihre Augen, ihre traurigen, von Thränen der Verzweiflung überflutheten, schönen Augen, — sie funkelten, indem sie sich auf einen Gegenstand hefteten, der sie zu entzücken schien; in denselben Blicken, wo sich eine Minute vorher der tiefste Gram malte, glänzte etwas, was einer unaussprechlichen Freude glich; eine Flamme durchzuckte ihre Thränen, wie ein Sonnenstrahl die Wolken durchzuckt, und wie im Sonnenstrahle ein auf einer Blume zitternder Thautropfen flimmert, so schoß ein Blitz der Glückseligkeit mitten durch ihre Thränen.

Sie hatte ihren weißen Rosenstock gesehen, — ihren weißen Rosenstock, das Symbol der Unschuld, die Erinnerung an ihre erste Liebe!

»O mein Rosenstock!« sagte sie, indem sie ihn auf die Gefahr, sich an den Dornen zu verwunden, an ihr Herz drückte, »in der Nacht, da ich dich aushob, kamst du kaum aus der Erde, unserer gemeinschaftlichen Mutter, hervor, du stelltest noch nicht in der Sonne die Glorie deiner weißen Knospen, umhüllt von deinem Moosmantel, aus; das Feuer des Tages konnte dich nicht erreichen, die Kälte der Nacht konnte dich nicht ergreifen. . . O mein Rosenstock wie ich, hast du während der Hitze einer glühenden Sommernacht die Schätze deiner glänzenden Blüten gezeigt; du warst stolz auf deine weißen Blütenblätter; du strahltest in der Sonne, die du für deinen Freund hieltst; du glaubtest an die Ewigkeit des Lebens, wie ich an die Ewigkeit der Liebe glaubte! O mein Rosenstock, warum hast du deine Blüten gegeben, wie ich meine Liebe gegeben habe, da wir Beide sterben sollten!«

Und sie brach die paar verspäteten Blüten ab, welche noch das Haupt ihres Rosenstocks bekränzt und statt sie in ihren Mädchenschleier zu legen, wie sie es mit den andern gethan hatte, entblätterte sie dieselben und gab sie dem Winde preis, der sie auf das kothige Pflaster des Weges forttrug.

---

## LII.

### Die verwundete Löwin.

Von dieser Stunde an betrachtete Carmelite dieses Haus, wie sie es gesagt hatte, als ihr Grab, und den Garten am Hause als ihren Friedhof; sie begriff Lavallière, welche ihre drei Jahre des Lichtes und der Sonne durch dreißig Jahre des Schattens in der Tiefe eines Klosters gebüßt hatte; sie begriff Magdalena, welche, da sie es nicht wagte, ihre Augen bis zur Stirne von Christus zu erheben, seine Füße mit ihren Haaren trocknete.

Ihre Zukunft schien ihr zusammengefasst in den zwei mit schwarzen Buchstaben auf ein weißes Blatt geschriebenen Worten: *Weinen und Sterben*.

Und in der That, nichts konnte sie fortan an die Güter dieser Welt fesseln, und sie sah sich im Leben gehen, wie das Gespenst den sich selbst.

Sie blieb drei Viertelstunden in ihre düsteren Betrachtungen versunken, das heißt so lange, als der Bretagner brauchte, um Camille zu begleiten, das Vorüberfahren der Diligence zu erwarten und zurückzukommen.

Diese drei Viertelstunden waren Jahrhunderte für Carmelite.

Als Colombau wiederkam, fand er, statt des jungen Mädchens, das er verlassen, gebeugt unter der trostlosesten Niedergeschlagenheit eine Art von Gespenst mit finsterer Haltung, mit erloschenen Farben, mit stieren Augen.

Doch er begriff nichts, der unschuldige Colombau; er glaubte, diese Verzweiflung habe keine andere Ursache, als die Abreise von Camille, er versuchte es, die arme Verlassene dadurch zu trösten, daß er ihr von der Rückkehr sprach. Nun erst verstand er, nach der Art, wie Carmelite den Kopf schüttelte, daß das Uebel aus einer andern Quelle kam, und er begann seine Rolle des ergebenen Freundes, indem er sie brüderlich befragte.

Carmelite antwortete nicht; stumm für seine Blicke, taub für seine Worte, trug sie in sich einen so ungeheuren Schmerz, daß es schien, sie befürchte ihren Freund damit niederzubeugen.

Der erste Tag verging so. Colombau, als er das Mädchen seine Tröstungen zurückweisen sah, wie ein krankes Kind, das mit dem Finger einen wohlthätigen Trank zurückweist, Colombau schrieb der nervösen Aufregung, in der er Carmelite wiedergefunden, diese Traurigkeit zu, die er für vorübergehend hielt, und verschob eine ernstere Befragung auf den andern Tag und auf die folgenden Tage.

Doch am andern Tag und an den folgenden Tagen war die Schwermuth von Carmelite dieselbe, und das Mädchen entzog sich fortwährend jedem Geständnis.

Die Zeit verging also, ohne dem Bretagner die geheimnißvollen Ursachen dieser tiefen

Verzweiflung zu enthüllen.

Die Stunden des Tages waren mit einer unabänderlicher Regelmäßigkeit eingetheilt; alle Morgen vom Monat November an brach Colombau, trotz des Regens, des Kothes, des Windes, des Schnees, der Kälte, zwischen sieben und acht Uhr vom Bas-Meudon auf, um zu Fuße nach Paris in, die Rechtsschule zu gehen und dem Cursus beizuwohnen, der um halb zehn Uhr begann.

Dieser Cursus endigte um halb elf Uhr: Colombau war also pünktlich zu Mittag zurück.

Man frühstückte; dann, eine Stunde nachher, nahm jedes seinerseits seine Arbeit, und man sah sich erst um sechs Uhr, das heißt im Augenblicke des Mittagessens wieder.

Man brachte die übrige Zeit des Abends entweder lesend, oder indem man Musik machte, selten plaudernd mit einander zu.

Der Bretagner fühlte wohl, daß es seine Pflicht war, Carmelite zu befragen; doch er sah den Widerstand des Mädchens, und ohne daß er die Gelegenheiten, das Gespräch auf diesen Boden zu bringen, floh, suchte er sie nicht mehr, wobei er handelte wie ein verständiger Arzt bei einer organischen Krankheit, das heißt, mehr von der Zeit, als von der Wissenschaft, mehr von Gott, als vom Arzte erwartend.

Was aber Colombau in Erstaunen setzte, das waren die ungeheuren Fortschritte, welche Carmelite in der Musik seit der Abreise von Camille gemacht hatte.

Es war, als hätte sich ein neuer, unbekannter, fast erschrecklicher musikalischer Sinn in ihr entwickelt. Spielte sie nur, so hatte ihr Klavier eine Stimme, eine Seele: es weinte, es seufzte, es schluchzte; sang sie, so hatte ihre Stimme, besonders in den hohen Noten, einen Umfang, ein Gefühl, eine schmerzliche Bitterkeit, wodurch aus dieser Stimme die Stimme eines trostlosen Engels wurde, der den Verlust des Himmels mit menschlichen Accenten beklagt.

Die Sonntage wurden besonders der Musik und dem Spaziergange gewidmet; man brachte sie gemeinschaftlich zu, ohne sich eine Viertelstunde von einander zu entfernen. War das Wetter so schlecht, daß man nicht ausgehen konnte, so kam man im Pavillon von Colombau zusammen. Der Bretagner war Anfangs erstaunt über diese Wahl von Carmelite, über diese Bevorzugung seines Zimmers, während man einen gemeinschaftlichen Salon hatte; doch als ein ächter französischer Jurist, der die provisorischen Gesetze als definitiv annimmt, hatte er diese Laune von Carmelite angenommen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben.

Es hatte übrigens Carmelite nicht an Vorwänden gefehlt, um Colombau zu beweisen, sein Zimmer sei günstiger für ihre Plauderei, als irgend ein anderes. An einem Tage war das Klavier von Carmelite um einen Ton gesunken, und das Klavier von Colombau ging besser für ihre Stimme; an einem andern Tage rauchte der Kamin des Solon, und der Kamin von Colombau war vortrefflich; wieder an einem andern Tage war es ein ernstes Buch, dessen man bedurfte, um eine Thatsache, ein Datum zu bewahrheiten, und die ernstesten Bücher fanden sich nur in der Bibliothek von Colombau. Kurz, es gab hundert Gründe, im Zimmer von Colombau zusammenzukommen,

und nicht anderswo, und zum Beweise dient, daß man hier zusammenkam.

So vergingen mehrere Wochen; man empfing keine Briefe von Camille, und Colombau bemerkte mit Erstaunen, daß sich Carmelite nie bei Nanette erkundigte, ob Briefe angekommen seien.

Gegen das Ende des Decembers traf indessen der erste Brief ein.

Colombau brachte ihn ganz freudig Carmelite.

Sie saß an ihrem Klavier.

»Ein Brief von Camille! rief Colombau, als er in ihr Zimmer eintrat.

Doch ohne ihre Hände von den Tasten aufzuheben, sprach Carmelite:

»Lesen Sie, mein Freund.«

Colombau pflegte den Wünschen des Mädchens ohne Widerstreben zu gehorchen.

Er entsiegelte den Brief und las.

Der Brief erzählte alle Erörterungen, welche Camille nicht mit seinem Vater, sondern mit seinen Tanten, seinen Großtanten, so wie mit der übrigen Familie gehabt, die sich beständig seinem Plane entgegengesetzt gezeigt hatte, und sich zur Stunde, wo er diese Zeilen schrieb, mehr als je widersetzte.

Außerdem war der Brief voll der lebhaftesten Zärtlichkeit für Carmelite, der tiefsten Dankbarkeit für Colombau; es fand sich sogar im allgemeinen Tone des Briefes eine Art von Melancholie, welche nicht gewöhnlich beim Americaner, und die der Bretagner auf Rechnung seiner durch die Uneinigkeit der Familie gefesselten Liebe und des Kampfes, den er aushielt, setzte.

Worüber sich aber Colombau wunderte, das war die mehr als kalte Art, wie Carmelite diesen Brief ihres zukünftigen Gatten aufnahm; er wagte es nicht, ihr eine Bemerkung in dieser Hinsicht zu machen; als er jedoch Abends allein war, fragte er sich in seinem Innern nach der Ursache dieser augenscheinlichen Kälte, und je mehr er in den geheimnißvollen Tiefen des Herzens der Frau suchte, desto mehr entfernte er sich von der Wirklichkeit.

Gegen das Ende des Januars kam ein zweiter Brief von Camille voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Die Kämpfe währten im Schooße der Familie Rozan immer noch fort; Camille hatte indessen einige Verwandte für seinen Plan eingenommen; einige andere hatte er gerührt kurz, er hatte ein wenig Terrain gewonnene man war also im Fortschritte.

Diesen zweiten Brief empfing Carmelite mit derselben Gleichgültigkeit wie den ersten: sie las alle die glühenden Zeilen, ohne im Geringsten davon bewegt zu werden; als sie die letzte erreicht hatte, machte sie den Brief zu und legte ihn auf den Kamin ohne Affectation, aber mit einer

eisigen Verachtung.

Colombau war wohl versucht, diesen Umstand zu benützen, um sie zu befragen; aber er fand sie, jenseits ihrer scheinbaren Kälte, so aufgereggt, so fieberisch, daß er befürchtete, sie wie die Sinnpflanze, wenn er sie nur berühren würde, niederzubeugen.

Er verzichtete also für den Augenblick, irgend eine Frage an sie zu machen, und beschränkte sich darauf, daß er, jedoch vergebens, wie er es seit drei Monaten that, die Ursachen dieses *krankhaften Zustandes* suchte.

So verging ein Jahr.

Colombau, um das Mädchen nicht allein zu lassen, schrieb an seinen Vater, eine Pflicht halte ihn in Paris zurück, und er werde nicht das Glück haben, ihn während der Ferien dieses Jahres zu besuchen.

Statt sich langsam wie ein Jahr der Abwesenheit hinzuschleppen, war dieses Jahr übrigens mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, in einer unaussprechlichen Heiterkeit auf der Seite von Colombau, in einer leidenschaftlichen Bewunderung und in einem beständigen Gewissensbisse auf der Seite von Carmelite verlaufen.

Als sie eines Abends wie gewöhnlich beisammen saßen, — es war dies am 23. des Monats October, gerade am Jahrestage der Abreise von Camille, — äußerte Colombau die Ansicht einfach gestützt auf die Redlichkeit, die er beim Creolen voraussetzte, dieser, der seit einem Monat sein fünfundzwanzigste Jahr vollendet hatte, würde unstreitig zurückkommen, um mit oder ohne Einwilligung seines Vaters zu heirathen.

Carmelite schüttelte den Kopf auf die bezeichnende Weise, welche schon mehrere Male den Bretagner beunruhigt hatte, ohne daß er indessen den bestimmten Sinn davon begriff, was ihn noch viel mehr beunruhigt hätte.

Diesmal beschloß er, eine Erklärung von dem Mädchen zu verlangen.

»Carmelite,« sagte er, »es ist heute ein Jahr, daß unser Freund abgereist ist; es ist heute ein Jahr, daß Sie bei den Versicherungen, die ich Ihnen über die baldige Rückkehr von Camille gab, traurig den Kopf schüttelten, wie Sie es in diesem Augenblicke thun. Ich habe vergebens die Ursache dieser stillschweigenden Mißbilligung gesucht, und da ich sie nicht einsehen konnte, so bitte ich Sie, mir dieselben redlich zu sagen, wie ich sie von Ihnen verlange.«

»Alles ist ernst bei Ihnen, Colombau,« erwiederte Carmelite; »und da Sie die höchste Vernunft sind, so wollen Sie, daß der Grund von jeder Sache gleichsam zu Ihnen komme. Nun wohl! diese Kopfbewegung, mein Freund, ist eine Formel meiner Ungläubigkeit . . . Ich habe nicht Ihr anbetungswürdiges Vertrauen, da ich nicht Ihre fast göttliche Vollkommenheit besitze: von dem Augenblicke an, wo Camille abgereist ist, habe ich an seiner Rückkehr gezweifelt; ein Jahr ist abgelaufen, und ich zweifle mehr als je daran!«

»Oh! Sie täuschen sich!« rief Colombau . . . »Sie kennen also die Vorurtheile nicht, mit denen die americanischen Familien behaftet sind? Das einzige Hindernis gegen die Rückkehr von Camille liegt hierin, dessen seien Sie sicher; Camille bekämpft diese Vorurtheile: unter einem leichtfertigen Anscheine hat er ein redliches Herz, und ich bedaure, Carmelite, daß Ihnen da Sie Gelegenheit gehabt haben, ihn zu schätzen, nicht über seine Treue eine unerschütterliche Gewißheit geblieben ist.«

Carmelite seufzte.

»Sie, Colombau,« sagte sie, »Sie sind ein Goldherz; Sie sehen überall das Gute, weil Sie es in sich tragen. Sie sagen mir, ich habe Gelegenheit gehabt, Camille zu schätzen . . . Ja, mein Freund, ich habe ihn geschätzt, und deshalb wiederhole ich Ihnen: »»Camille wird nicht wiederkommen.««

»Ei! was kann Ihnen denn diesen beleidigenden Glauben gegeben haben?«

»Unser Leben von drei Monaten, in welchem ich ihn begriffen habe, ohne ihn zu befragen, in welchem ich ihn kennen gelernt habe, ohne ihn zu studiren . . . Man lebt zwanzig Jahre mit einem Freunde, ohne daß dieser Freund einen kennen lernt, während es mit einer Frau gewisse Augenblicke gibt, wo man sich offenbart, gewisse Stunden, wo man sich verräth; das Sichgehenlassen, das eine nothwendige Folge des vertrauten Verkehrs ist, zwingt uns, die Maske abzulegen: so habe ich den wahren Charakter von Camille ergründet . . . Ich will ihn nicht in seiner Abwesenheit und in Ihrer Gegenwart schmähen; doch für mich geht aus dieser Kenntniß, die ich erlangt habe, eine Kälte hervor, die sich zuerst in Widerwillen und dann allmählig in Verachtung verwandelt hat. Camille mag mich auf eine gewisse Art lieben, ich bestreite es nicht; doch er hat für mich ein wenig von jener furchtsamen Liebe des schlimmen Schülers für seinen Lehrer; ich beherrsche ihn mehr, als ich ihn rühre, und seine Eitelkeit ist mehr befriedigt, mich zu besitzen, als seine Liebe darüber glücklich ist. Ich leugne nicht, daß er indem Augenblicke, wo er mich verließ, bei der Erschütterung der Abreise die Absicht gehabt hat, wiederkommen: gewöhnt an die leichte Liebe gewisser Frauen, war er erstaunt, sogar insgeheim darüber aufgebracht, in mir ein Hinderniß aller Tage, einen Widerstand aller Augenblicke zu treffen; er hat mich überrumpelt, aber nicht besessen, und dieser Kampf, den er zweitausend Meilen von uns besteht, erhält ihn im Grunde immer im Athem; glauben Sie aber mir, mein Freund, ich bin für Camille nur der Preis eines Sieges und nicht das Ziel einer ernstlichen Zuneigung.

Colombau schaute das Mädchen mit einer tiefen Traurigkeit an.

»Carmelite,« sagte er, »Sie lieben Camille nicht mehr?«

»Ich habe ihn nie geliebt!« antwortete sie stolz, als ob diese paar Worte sie hätten rechtfertigen müssen.

»Oh! sagen Sie das nicht!« sprach mit Sanftmuth Colombau.

»Vor Gott,« erwiederte Carmelite feierlich, »vor Gott sage ich die Wahrheit, Colombau ich habe Camille nie geliebt.«

»Und dennoch . . . .« versetzte der junge Mann zögernd.

»Und dennoch sei ich besiegt worden . . . das ist es, was Sie sagen wollen, nicht wahr mein Freund? Nun wohl, ja, ich bin besiegt worden, doch nicht durch *meine* Schwäche; doch nicht durch die Stärke von Camille: ich bin besiegt worden durch eine unbekannte Macht, welche größer als die meine; durch eine geheimnisvolle Macht, welche größer als die seine; er hat keine Anstrengung gewagt, um meinen Fall herbeizuführen, wie er Ihnen sagte, um sich zu entschuldigen, daß er zum Verräther an seinem Schwure geworden; doch er hat kalt auf die Gelegenheit gewartet, und das ist es, was ich ihm vorwerfe, das ist es, was mir, nicht die Röthe der Scham, sondern die Flamme des Zornes und der Verachtung zur Stirne steigen macht.«

»Oh! schweigen Sie, Carmelite!« sagte Colombau, indem er die Hand auf seine Augen legte, als ob seine geschlossenen Augen, weil sie ihn verhinderten, Carmelite zu sehen, auch seine Ohren verhindert hätten, sie zu hören.

»Und,« sprach Carmelite, auf dem schlüpferigen Wege fortgerissen, »soll ich Ihnen die volle Wahrheit sagen, Colombau?«

»Oh! Nein, nein, ich will nichts mehr hören,« rief der Bretagner.

»Warum haben sie mich dann gefragt?« versetzte sie fast drohend.

»Reden Sie also.«

»Wohl, Sie werden meinen Schmerz in seinem ganzen Umfange, meinen Fehler in seiner ganzen Tiefe kennen, wenn Sie erfahren, daß ich in jener Nacht des Sieges von Camille nicht Camille nachgab.«

»Wem denn?« fragte Colombau.

»Einem Gespenste meiner Einbildungskraft, einem Traume meines Herzens; Camille war nur der Abgeordnete meines Unglücks, nur der Namenleiher des Verhängnisses.«

Colombau schlug zu Carmelite seinen Blick so klar und durchsichtig wie das Licht auf und sagte:

»Carmelite, ich verstehe Sie nicht.«

»Oh! Colombau,« erwiderte sie, »es war eine schöne Nacht, eine glückliche Nacht, wo wir den Rosenstock am Fuße des Grabes der armen Lavallière ausgehoben haben!«

Und sie stand langsam auf, verließ den Pavillon und ging wieder in ihr Zimmer hinauf, während Colombau, fast geblendet durch den ersten Lichtstrahl, der in sein Herz fiel, ihr mit den Augen folgte und murmelte:

»Oh! mein Gott! mein Gott! sie hätte mich also lieben können, da sie Camille nicht liebte? . . .«



---

### LIII.

Wo Jeder, nicht nur in seinem eigenen Herzen, sondern auch in dem des Andern klar zu sehen anfängt.

Von diesem Tage an wurde der Verkehr der zwei jungen Leute von einfach und vertraulich, wie er war, kalt und abgemessen.

Carmelite sah ein, daß sie Colombau zu viel gesagt hatte.

Colombau hatte bange, schlecht gehört zu haben.

Er glaubte immer an die Rückkehr von Camille; er benahm sich behutsam gegen Carmelite und floh alle Gelegenheiten, das Gespräch auf das schlüpferige Terrain zu bringen, wo das Mädchen beinahe ein Geständniß hätte entfallen lassen.

Der Gedanke, er liebe Carmelite immer mehr, seine Leidenschaft nehme von Tag zu Tag zu, erschreckte ihn.

Was wäre es denn gewesen, wenn er die Gewißheit gehabt hätte, er liebe Carmelite?

Er hätte auf der Stelle Paris verlassen und wäre nach der Bretagne zurückgekehrt.

Mittlerweile verliefen die Tage, die Monate, die Wochen, und die Einwilligung des Vaters von Camille kam nicht an; man empfing immer Briefe von Creolen, Brief, in denen sich die lebhafteste Zärtlichkeit, zuweilen die glühendste Leidenschaft malte, doch das war Alles.

Eines Morgens erhielt man einen Brief von seinem Bruder.

Camille war gefährlich krank geworden.

Carmelite empfing diese Nachricht mit einer fast eben so großen Gleichgültigkeit wie die anderen.

Die Krankheit dauerte drei Monate.

Wir wissen Alle, was die Gemüthsbewegungen bei der Wiedergenesung sind, nachdem die Krankheit mit ihrer fieberischen, entfleischten Hand uns die Thore des Grabes halb offen gezeigt hat.

Die ersten Worte, oder vielmehr die ersten Freudenschreie sind Hymnen der Dankbarkeit an den rettenden Gott, an die Familie, an die Freunde, an diejenigen welche man liebt, und sogar an diejenigen welche man geliebt hat; die schlimmen Gefühle sind erloschen, die guten sind gewachsen; man sollte glauben, das Fieber habe, alle faule Miasmen des Leibes fortnehmend, zu gleicher Zeit die Schmarotzerpflanzen der Seele entwurzelt; das Herz wird ein fruchtbarer

Neubru, der sich mit frischen Blumen bedeckt und nur Wohlgerüche ausdünstet. Eine große Krankheit ist eine Art von Station zwischen dem Leben und dem Tode, eine Ruhegelegenheit, wo die Seele, ganz von der Materie losgebunden, frei über den menschlichen Leidenschaften schwebt, wie jene Rosenkreuzer, welche auf den Gipfeln der Berge wohnten, um sich mehr unmittelbar mit dem Geiste Gottes zu unterhalten.

Das Zimmer des Genesenden ist ein Kloster, in welchem die Metamorphose des alten Aeson sich bewerkstelligt hat: der alte Mensch ist verschwunden, der neue sammelt sich darin und meditiert; die Bösen werden darin gut und die Guten besser.

Der Genesende, der zum Leben zurückkehrt, gleicht dem Kinde, das zur Welt kommt; Alles um ihn herum ist Heiterkeit, Licht, Frische, Zauber; er reicht beide Hände jedem Menschen, den er sieht, wie einem alten Freunde; seine, lange Zeit in Banden gehaltene, Zärtlichkeit hat das Ungestüm und die Klarheit des Stromes, der seinen Damm durchbricht, und kein Hemmiß vermischte sich ihr zu widersetzen.

So daß vor diesem raschen, herrlichen Ergüsse die Verwandten, die Freunde, selbst die einfachen Zuschauer sich zurückhalten, aus Furcht, ihn zu hemmen, und geneigt sind, Alles zu versprechen, mit dem Hintergedanken jedoch, später nichts zu erfüllen.

Welches ist denn das väterliche Herz, das dem Kinde die Klapper verweigern kann, die es begehrt, und nach der es weinend die Arme ausstreckt?

So erhielt Camille von seinem Vater und der übrigen Familie indem Augenblicke, wo die Genesung bei ihm eintrat, das Versprechen, nichts widersetze sich fortan seiner Heirath mit Carmelite, und das war das Thema, welches er in dem Briefe, den er an seine Freunde unter der Herrschaft dieser noch fieberhaften Wiedergenesung schrieb, paraphrasirte. Von der Exaltation des Augenblicks eine neue Gluth entlehnend, war sein Brief ein Meisterstück der Liebesleidenschaft, und der gute Colombau reichte ihn Carmelite und sprach, die Augen voll Thränen, zu ihr:

»Sie sehen, Carmelite, daß ich mich nicht getäuscht hatte.«

Doch für Carmelite war es nicht dasselbe; sie bestreite alle leidenschaftliche Ausdrücke des Briefes von den durch das Fieber erregten Hinreißungen, und sie weigerte sich, in diesem Schreiben etwas Anderes zusehen, als jenes Sonnengespenst mit den lebhaften Farben, den ephemeren Sohn des Sturmes, der mit ihm verschwindet. Ueberdies handelte es sich nicht mehr darum, den Grad der Liebe, welche Camille für sie haben konnte, kennen zu lernen; sollte er in das lange Fieber zurückfallen, aus dem er hervortrat, Carmelite hätte keinen Schritt gethan, um ihn zu retten; sie hätte vielleicht nicht die Kaltblütigkeit des Henkers gehabt, doch sie hatte den Muth des Richters, und sie sprach in ihrem Innern unwiderruflich das Urtheil.

Diese größte Freude für Carmelite wäre es gewesen keine Briefe vom Creolen mehr zu empfangen, nichts mehr von ihm zu hören, ihn bis auf den Namen zu vergessen.

Sie liebte Colombau mit der ganzen Macht ihres Herzens, mit der ganzen Stärke ihres

Kummers, mit der ganzen Größe ihrer Gewissensbisse. Wenn sie ihn zu gleich so traurig und so stolz auf die Redlichkeit seines Freundes sah, so fühlte sie ein fast unwiderstehliches verlangen, Colombau um den Hals zu fallen und ihm ihre Liebe zu gestehen; doch die strenge Stirne des jungen Mannes hielt sie ab und nöthigte sie, in sich selbst zurückzukehren.

Diese Liebe, die sich ihrer jeden Tag mehr bemächtigte, war nicht Liebe; es war etwas Besseres: es war die Anbetung, die ein höheres, fast göttliches Wesen einflößt.

Hätte, wenn sie ihn verstohlen anschaute und mit den Augen verschlang, Colombau einen von ihren Blicken wahrgenommen, dieser Blick, so einfach und bescheiden der Bretagner war, würde ihn von Allem unterrichtet haben.

Und dennoch hatte der Zwang, den sie einander gegenüber empfanden, für Beide Augenblicke von unaussprechlicher Süßigkeit.

Wenn Colombau las, — meistens eine Ode von Hugo, ein Gedicht von Lamartine, — da neigte sich Carmelite, die ihn anschaute und ihm zuhörte, sie streckte sich, sie legte sich beinahe auf ihr Canapé, den jungen Mann mit den Augen bedeckend und einer jungen Löwin ähnlich, bereit, sich mit einem Sprunge auf den falben Löwen, den Gegenstand ihrer mächtigen Liebesgluth, zu stürzen.

Sang Carmelite entweder das *Pria che spunti l'aurora* des neapolitanischen Maestro, oder das *hitze Fieber* von Grétry, so hörte Colombau auf zu athmen; er lauschte wie in Extase und schaute, so zu sagen, zu, wie jede der funkelnden Noten aufstieg, jenen Raketen ähnlich, welche, auf der Erde erschlossen, am Himmel aufblühen, glänzen und erlöschen. Er, mit seiner schüchternen, ehrfurchtsvollen Liebe, schien die Frau zu sein, und er hätte sein Leben gegeben, nicht einmal um die Lippen von Carmelite zuküssen, sondern um nur den göttlichen Hauch, die himmlische Harmonie, welche daraus hervorkam, einzuathmen.

Sie nahmen Abschied von einander um Mitternacht oder um ein Uhr Morgens; Colombau kehrte dann in seinen Pavillon zurück; hinter ihm schloß Carmelite ihre Thüre, oder sie gab sich den Anschein, als schlosse sie dieselbe; dann, wenn sich kaum das Geräusch der Tritte auf den letzten Stufen der Treppe verloren hatte, öffnete sie die Thüre wieder, lief ans Fenster des Flurgangs, schaute dem jungen Manne nach, wie er den Garten durchschritt, und die Augen auf das Licht geheftet, das durch die Scheiben des Pavillons schien, wachte sie manchmal bis zum Tage wie dieses Licht, erschöpft sich wie dasselbe in ihrer verzehrenden Liebe, und zog sich erst zurück, wenn das Licht erloschen war.

Zuweilen riß sie diese fieberhafte Gluth sogar weiter fort. In den schönen Sommernächten, wo die Sterne allein die Erde beleuchten oder vielmehr die Finsterniß zu unterscheiden erlauben, ging sie auf den Fußspitzen hinab, trat furchtsam in den Garten ein und erreichte ein Gebüsch, wo sie einen Augenblick Halt machte; dann wie die Feen, wie die Undinen, deren Schatten dem Grabe entschlüpft, um bei der Wohnung des Mannes, den sie in ihrem Leben geliebt, weiß und klagend umherzuirren, drehte sich Carmelite um den Pavillon von Colombau.

Manchmal auch, bewegt durch ein ähnliches Gefühl, öffnete der junge Mann seine Thüre,

kam, die Luft mit voller Brust einathmend, heraus und setzte sich auf die Rasenbank, auf der er, Camille erwartend, am Tage, wo er von der Bretagne zurückkehrte, gesessen hatte. Hier blieb er unbeweglich, die Augen auf das Fenster des Flurgangs geheftet, durch das ihm ohne Zweifel sein Blick bis ins Zimmer von Carmelite zu tauchen schien.

Da näherte sich Carmelite sachte, langsam, von Baum zu Baum, ihren Athem zurückhaltend, sie schaute ihn mit Flammenaugen durch die Finsterniß an, und zog sich erst zurück, wenn er selbst wieder in seine Wohnung ging, ohne zu wissen, daß die Seele von derjenigen, welche er liebte, einem Irrlichte ähnlich, ihn eine Stunde lang umschwebt hatte.

In einer Nacht, als die Erde mit einem Schneeteppich bedeckt war, und, da sie es nicht wagte, hinauszugehen, aus Furcht, die Spur ihrer Tritte auf der weißen, wattirten Fläche zu hinterlassen, Carmelite am Fenster ihres Flurganges stand, die Augen auf das Licht der Lampe von Colombau geheftet, ohne sich um Kälte oder Wärme zu bekümmern, — denn das Feuer hätte ihre Hände nicht erwärmt, denn der Schnee hätte ihre Stirne nicht gekühlt, — in einer Winternacht also sah sie die Thüre des Bretagners sich öffnen und diesen welcher auf den Fußspitzen herauskam, wie sie es oft selbst that, sich nach dem Hause wenden, wo er verschwand.

Die erste Bewegung von Carmelite war, in ihr Zimmer zu fliehen.

Doch die Neugierde gewann die Oberhand; überdies hätte sie, die Thüre öffnend und wieder schließend, ihre Gegenwart verrathen.

Sie hüllte sich in den Fenstervorhang und wartete.

Das Krachen der Stufen deutete an, daß Colombau die Treppe heraufstieg, und nach einigen Secunden erschien sein Schatten wirklich oben auf den Stufen und rückte langsam im Flurgange vor.

Als er die Thüre des Mädchens erreicht hatte, bliebet stehen, lehnte sich an die Wand an und verweilte hier, den Athem an sich haltend und in der Stellung eines Betrachtenden, als ob er durch diese geschlossene Thüre hätte schauen können.

Von Zeit zu Zeit machte sich seine auf sein Herz gelegte Hand von seiner Brust los, drückte auf seine Augen und schien Thränen abzuwischen.

Das war eine Offenbarung für Carmelite. Was suchte er vor ihrer Thüre, wenn nicht, was sie oft selbst vor der seinigen suchte? Was für Thränen konnte er vergießen, wenn nicht die brennenden Thränen der Liebe, die bitteren Thränen der Wehmuth?

Und in der That, bald verwandelten sich die stillen Zähren von Colombau in Schluchzen.

Carmelite legte ihre beiden Hände auf ihren Mund, um sogar ihren Athem am Ausströmen zu verhindern; denn sie fühlte, der Schrei: »Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!« war nahe daran, ihren Lippen zu entschlüpfen.

---

## Dritter Band

### LIV.

#### Die asymptotischen Seelen.

Carmelite brachte eine glückliche Nacht zu, eine Nacht, die sich nur mit jener Frühlingsnacht vergleichen ließ, wo sie mit Colombau ihren schönen Rosenstock, dessen Wurzeln zwischen den Steinen einer Grabstätte gewachsen waren, ausgehoben hatte.

Er liebte sie also.

Dieses ernste, starre Wesen, dessen Gesicht allein dem Mädchen so viel Furcht einflößte, hatte die zarten Frömmigkeiten und die kindlichen Schwächen der Liebe! — Nur, — hierin von den anderen Menschen verschieden, — hatte es die Scham seiner Zärtlichkeiten und bewahrte in sich ihr unaussprechliches Geheimniß.

Diese Offenbarung der Liebe des Bretagners erquickte das Herz von Carmelite, wie ein reichlicher Regen eine vertrocknete Flur erquickt, und schon am anderen Tage sah Colombau, ohne die Ursache dieser Wiedergeburt zu kennen, die alte Heiterkeit von Carmelite wieder grünen.

Ihre Stunden waren fortan ausgefüllt; so sehr ausgefüllt, daß ihr die Tage zu kurz und die Nächte zu lang schienen.

Ihr Leben ging nicht auf den Zufall hin: es hatte nun einen Zweck.

Von diesem Augenblicke an quartierte sich das Glück, — welches in das Haue nur noch, so zu sagen, aus Versehen und wie ein Fremder kam, der sich verirrt und, da er weiß, daß er sich in der Thüre täuscht, immer einen Fuß aufgehoben und zum Fliehen bereit hält, — von diesem Augenblicke an quartierte sich das Glück kühn bald im Zimmer von Carmelite, bald im Pavillon von Colombau, bald zugleich im Pavillon und im Zimmer ein.

Und dieses doppelte Glück kam doch nicht aus derselben Quelle und offenbarte sich nicht auf dieselbe Weise.

Colombau gewährte es einen unaussprechlichen Reiz, das Mädchen stillschweigend, innerlich, einsam, für sich zu lieben; er hatte für sie ein wenig von jener leidenschaftlichen Pietät der alten Christen für ihr Marienbild; eine Zuneigung, an der viel mehr die Ehrfurcht und das Bedürfniß, anzubeten, als die Liebe und das Verlangen, zu besitzen, Theil hatten, oder an der zugleich Liebe und Anbetung Theil hatten.

Sein ganzes Glück bestand darin, daß er sich in sein Zimmer einschloß, denn vor ihr zitterte er; — sich mit der Hand auf den Augen sammelte, sich von der ganzen Welt absonderte, und von

den Hohen seiner Sammlung, wie vom Gipfel eines Berges herab, unter seinen Augen, wie mit Blumen bunt gesprenkelte Wiesen, wie Ebenen mit reichen Ernten, tausend unaussprechliche Glückseligkeiten sich entrollen sah.

Doch mitten unter dieser Freude, unter diesem Glücke, unter dieser Anbetung hatte der Schmerz, wir möchten beinahe sagen, der Gewissensbiß seinen Zehnten; zwanzigmal weckte das Gewissen von Colombau diesen durch einen scharfen Schmerz im Herzen auf: das war der Biß des inneren Vorwurfs.

Der liegende Schatten des verrathenen Camille trat aus der Abwesenheit hervor, wie ein Gespenst aus dem Grabe hervortritt, und richtete sich vor seinem Bette hoch auf: da war Colombau nahe daran, aufzustehen und sich Carmelite zu Füßen zu werfen, um ihr seine Liebe zu gestehen, nicht als das Bekenntniß einer Freude, sondern als die Beichte eines Verbrechens.

Zwanzigmal war Carmelite ihrerseits, — jedoch ohne Gewissensbisse, — zwanzigmal war Carmelite, sicher, geliebt zu sein, über die Schwelle ihres Zimmers mit dem festen Entschlusse getreten, zu Colombau zu gehen und ihm zu sagen: »Du liebst mich, Colombau! . . . »Ich, ich liebe Dich auch!

Wären sie Beide in einem dieser Augenblicke zusammengetroffen, so würde sicherlich das Geheimniß ihres Herzens auf ihren Lippen zum Ausbruche gekommen sein.

Doch jedes machte einen Theil des Weges, und kehrte dann, durch die Scham rückwärts gezogen, wieder um.

Mit einem Worte, dem ähnlich, was man in der Geometrie die asymptotischen Linien nennt, — von denen wir den Titel dieses Kapitels entlehnt haben, — Linien, die sich immer nähern, ewig sich zur Seite gehen und, obgleich ins Unendliche verlängert, nie zusammenlaufen, — gingen sich ihre Seelen, ganz brennend vor Liebe, ewig zur Seite, ohne je zusammenzutreffen.

Und dennoch sollte diese im Herzen verhaltene Liebe, welche jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick zunahm, bald überströmen.

Eines Morgens, nach einer in fieberhafter Aufregung zugebrachten Nacht, sah Carmelite Colombau, der sie am Tage vorher erst um Mitternacht verlassen hatte, bleicher aber lächelnder als gewöhnlich bei sich eintreten.

Sie begriff, daß diesmal endlich der Bretagner seine Bedenklichkeiten überwunden hatte, daß sein Entschluß gefaßt war, und daß er zu ihr kam, um ihr Alles zu sagen.

Sie stand freudig auf, ging ihm entgegen und zog ihn zu sich aus das Canapé.

Doch im Rahmen der offen gebliebenen Thüre erblickte sie die Silhouette der Gärtnerin, die einen Brief in der Hand hielt.

»Mademoiselle, sagte Nanette, »es ist ein Brief von Herrn Camille.«



Carmelite stieß einen scharfen Schrei aus und fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen.

Colombau warf seinen erbleichenden Kopf zurück.

Die Gärtnerin, da sie sah, daß ihr weder das eine, noch das andere von den jungen Leuten antwortete, legte den Brief auf den Schooß von Carmelite.

Carmelite kam zuerst zu sich; sie war, wenn nicht die Stärker, doch wenigstens die Entschlossenerere.

Alle Initiativen kamen von ihr.

Sie seufzte, schüttelte den Kopf, entsiegelte den Brief und las ihn: dann ohne ein anderes Wort auszusprechen als: »Lesen Sie!« reichte sie, die Augen auf das Gesicht des jungen Mannes geheftet, den Brief Colombau.

Man hätte glauben sollen, Colombau könne nicht mehr erbleichen, und dennoch hatte seine Blässe zugenommen.

Ein erstes Mal las er leise, ein zweites Mai laut folgende Zeilen: .

»Liebe Carmelite,

*»Endlich habe ich die Einwilligung meines Vaters, meiner Tanten und meiner ganzen Familie erhalten, und am 7. des nächsten Monats werde ich in Paris sein.*

»Camille.«

Nie war ein Gerichteter, der selbst sein Todesurtheil las, so entsetzt und so zitternd, als der Bretagner, da er zum zweiten Male laut den Brief seines Freundes las.

Mit dem Ellbogen auf die Rücklehne des Canapés gestützt. schaute ihn Carmelite tief, glühend, erwartend, daß er die Augen aufschlage, an.

Doch statt sich zu erheben, schloßen sich die Augen des jungen Mannes, und zwischen seinen vereinigten Wimpern floßen zwei Thränen durch.

»Was haben Sie? fragte ihn Carmelite mit ihrer harmonischsten Stimme, »und warum versetzt Sie die Rückkehr Ihres Freundes in eine solche Bestürzung?«

»Ah! Carmelite! Carmelite!« rief der Bretagner, »fragen Sie mich das nicht!«

»Colombau,« fuhr sie fort, »warum sind Sie so bleich, und warum weinen Sie?«

»Weil ich sterbe, Carmelite!« rief der junge Mann, seine Weste mit voller Hand zerreißen, als ob er erstickte.

»Und Sie sterben, Colombau.« sprach unbarmherzig das junge Mädchen, »weil Sie mich

lieben, nicht wahr?

»Ich!« rief Colombau, indem er die Augen erschrocken wieder öffnete; »ich! ich liebe Sie? . . .«

»Ja,« antwortete Carmelite einfach. »Warum nicht? *Ich* liebe Sie wohl!«

»Schweigen Sie! schweigen Sie, Carmelite!«

»Oh!« erwiderte das Mädchen, »ich schweige lange genug, und Sie auch! Lange genug nähren wir mit unserem Herzen diese Schlange, die es verzehrt.«

»Carmelite!« rief Colombau, »ich bin ein Elender!«

»Nein, Colombau, Sie sind ein großes Herz, lange Zeit siegreich, doch unbesiegt.«

»Oh! Carmelite! Carmelite!« stammelte Colombau, »werden Sie mir verzeihen?«

»Und was hätte ich Ihnen denn zu verzeihen, da ich Sie liebe, da ich Sie immer geliebt habe?«

»Stille, Carmelite!« unterbrach Colombau; »Sie hatten es schon gesagt, und ich hatte die Stärke gehabt, Sie nicht zu hören.«

»Wohl!« sprach Carmelite mit einer Art von Wuth, »so wiederhole ich Ihnen: ich liebe Sie, Colombau! ich liebe Sie! ich liebe Sie!«

»Carmelite! Carmelite! ich höre Sie, und Ihr Hauch versengt mich, und Ihre Worte verzehren mich!«

Er entriß sich durch eine Anstrengung dieser Zaubermacht, entfernte sich ganz wankend von Carmelite und rief:

»Meine Schwester! meine Schwester! unsere Schuld ist gleich! bitten wir Gott, daß wir sie sühnen, um dieselbe Stärke und dieselbe Resignation.«

»Was nennen Sie Resignation mein Freund?«

»Sie verstehen mich wohl, Carmelite!«

»Nein, bei meiner Seele, ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie zufällig damit sagen, ich werde Camille heirathen?«

»Es muß wohl sein.«

»Daß ich Camille heirathe, mit Ihrer Liebe im Herzen, und Ihre Liebe kennend?«

»Es muß sein! es muß sein!« rief Colombau mit dem Ausdrucke der Verzweiflung.

»Und warum muß es sein? Sagen Sie, Colombau, vor wem bin ich denn verantwortlich für meine Liebe in dieser Welt? Ich bin, Gott sei Dankt allein und folglich einziger Richter und oberster Schätzer meines Benehmens.

»Sie irren sich Carmelite: die Gesellschaft ist der Schätzer Ihres Benehmens, und Gott ist Ihr oberster Richter.«

»Und wie kann die Gesellschaft, — ich möchte wohl, daß Sie mir das erklären würden, Colombau, — wie kann die Gesellschaft mich zwingen, das Unglück von zwei Menschen und das meine zu machen, indem ich denjenigen, welchen ich nicht liebe, zum Nachtheile dessen, welchen ich liebe, heirathe? Wie kann mir Gott als eine Pflicht eine Handlung auferlegen, welche nicht nur meinem Herzen, sondern sogar meinem Gewissen widerstrebt? Habe ich die Gesetze der Gesellschaft zu Rathe gezogen, als ich fehlte? Als ich am Rande des Abgrundes, in dessen Tiefe Camille und der Schmerz mich erwarteten, hingleitend die Arme gegen Gott ausstreckte und ihn zu Hilfe rief, hat mich da Gott zurückgehalten?«

»Sie lästern Gott, Carmelite!«

»Ich lästere Gott nicht, Colombau: ich liebe Sie!«

»Carmelite! halten wir nicht unsere Begierden und unsere Instincte für Rechte und für Pflichten. Sehen Sie, sehen Sie, wohin Sie das geführt hat!«

»Ein Vorwurf, Colombau?

»Oh!« rief der junge Mann, indem er ihr zu Füßen stürzte. »Gott strafe mich, wenn ich diesen Gedanken gehabt habe! Für mich, Carmelite, haben Sie in sich alle Leidenschaften des Weibes, doch Sie sind rein wie Eva am Tage ihrer Schöpfung.«

»Colombau! Colombau!« sagte Carmelite, während sie auf ihr Canapé zurücksank und ihre beiden Hände auf den Kopf des jungen Mannes legte, »ich lasse meine Rechte und meine Pflichten beiseit und ziehe nur mein Herz zu Rathe . . . Wenig liegt mir daran, daß ich vor Gott und den Menschen verantwortlich sein soll: ich weiß, was ich Gott und den Menschen zu antworten habe, bin ich nur vor Ihnen rechtfertigbar.«

»Und ich,« versetzte der junge Mann halb besiegt, »denken Sie, ich willige je ein, den Eid zu vergessen, den ich Camille geschworen habe? Und hätte ich diesen Eid nicht geschworen, denken Sie, ich würde Camille verrathen? Oh! darum sage ich, wir müssen Gott um die Stärke und um die Resignation bitten!«

»Nie! Nie!« rief das Mädchen mit einer unbändigen Heftigkeit.

»Carmelite! Carmelite!«

»Wie soll ich Gott bitten,« fuhr sie fort, »wir, — indem er mir meine Liebe nimmt, um an ihre Stelle die Resignation, diese träge, unfruchtbare Tugend, zu setzen, — wie soll ich Gott bitten, mir das Element, das Princip meines Lebens zu nehmen? . . . Sie wissen also nicht, daß ich ohne

Sie, ohne Ihre Gegenwart, ohne Ihre Liebe schon todt oder in irgend einem Kloster lebendig begraben wäre? Ah! ich hatte den Plan hierzu am Tage der Abreise von Camille gefaßt, indem ich dem Winde und dem Korbe die Blüthen unseres armen Rosenstockes zuwarf, und Dank sei es Ihrer Gegenwart, sei es der Liebe für das Leben, die Sie mir wiedergegeben, daß ich auf dieses Vorhaben verzichtet habe . . . und ich soll vergessen, daß Sie es sind Colombau, der mich gerettet hat?«

»Oh! Darum, Carmelite, wollen Sie mich mit Ihnen ins Verderben stürzen?«

»Heißt es, sich ins Verderben stürzen, heißt es leiden, heißt es sterben, mit einander sterben, leiden, sich ins Verderben stürzen?«

»Carmelite, um des Himmels willen!«

Colombau, bedenken Sie doch, daß ich Sie in dieser Welt nur vergessen werde, um in der andern an Sie zu denken!«

»Was dann thun? was thun?«

»Ah! Sie werden endlich vernünftig!« versetzte Carmelite mit einem scharfen Gelächter, bei dem ein Schauer die Adern von Colombau durchlief. »Was thun? Das ist es! Oh! ich habe seit langer Zeit an das gedacht, was uns zu thun bleibe.«

»Nun so sprechen Sie! sprechen Sie!« rief Colombau, der immer noch auf den Knien lag und seinen Kopf zwischen seine Hände nahm, als hätte er wahnsinnig zu werden befürchtet.

»Es lassen sich nur zwei Entschlüsse fassen, Colombau.«

»Welche?«

»Dieses Haus verlassen, fliehen, in der Fremde, am Ende der Welt, in einer Einöde Indiens, auf einer Insel Oceaniens, — vergessen, vergessen, — leben.«

»Und der andere Entschluß?« fragte Colombau, hierdurch andeutend, daß er den ersten verwarf.

»Der andere,« antwortete Carmelite fest, »der andere ist, zu sterben, Colombau.«

»Oh!« machte der Bretagner, das Haupt bis zu ihrem Schooße neigend.

»Da wir uns im Leben nicht verbinden können,« fuhr Carmelite fort, »so vereinigen wir uns wenigstens im Tode.«

»Sie beleidigen Gott, Carmelite!«

»Ich glaube nicht . . . Doch in jedem Falle, Colombau, will ich lieber mit Ihnen die Ewigkeit hindurch leiden, als mit ihm die Zeit hindurch vereinigt sein.«

»Unmöglich, Carmelite! unmöglich!«

»Das ist gut, der Starke ist schwach . . . Es ist also am Schwachen, die Stärke für Beide zu haben.«

Colombau erhob das Haupt.

»Da ich nicht Ihnen gehören kann, weil Sie mich zurückweisen, Colombau,« sprach Carmelite mit einer Geberde von erhabener Größe, »da ich nicht ihm gehören kann, weil ich ihn ausschlage, so trete ich schon morgen in ein Kloster ein . . . Mein-Gott! nimm mich auf: ich gebe mich Dir!«

»Oh! Carmelite! Carmelite! wie schwach bin ich gegen Sie!«

»Sie, mein Freund, Sie sind der Engel der Selbstverleugung, der Güte und der Pflicht!«

»Nein, nein, ich liebe Sie wie ein Wahnsinniger! ich liebe Sie wie ein Rasender! Alles, was Sie wollen, Carmelite, Alles, Alles werde ich thun.«

Carmelite lächelte traurig; ihr Triumph war vollständig: niedergeworfen, gebeugt, gebrochen zu ihren Füßen, hatte ihr Colombau gesagt: »Ich liebe Sie!«

»Der Entschluß ist ein äußerster,« erwiederte das Mädchens »es ist auch der Mühe werth, daß Sie darüber nachdenken, Colombau. Ich spreche wie eine Creatur ohne Namen, vereinzelt, verloren in der Weit, zum Grabe hingezogen durch ihren Vater und ihre Mutter, die ihr dahin vorangegangen sind? Sie sind der Letzte einer edlen Familie; Sie, Sie haben einen großen Namen; Sie, Sie haben einen Vater, der Sie anbetet. . . Denken Sie an Ihren Vater! . . . Morgen werden Sie mir das Resultat Ihrer Ueberlegung sagen.«

»Morgen also, Carmelite!«

»Morgen, Colombau!«

Hiernach verließen sich die zwei jungen Leute,- einen herzlichem geschwisterlichen Händedruck wechselnd.



## LV.

### Der Entschluß.

Die von uns so eben erzählte Scene war am Tage vor Fastnacht vorgefallen.

Der folgende Tag kam mit der monotonen Regelmäßigkeit, mit der die, freudigen oder traurigen, Stunden zu Werke geben, um zweimal die Runde auf dem Zifferblatt einer Pendeluhr zu machen.

Es war ein nebeliger, düsterer Tag, eher ein Todtenfest- als ein Fastnachtwetter; wir haben das Ende davon im ersten Kapitel dieses Buches gesehen, als wir, in den Straßen von Paris umherschweifend, Jean Robert, Ludovic und Petrus trafen: sehen wir nun den Anfang.

Der Regen fiel fein und durchdringend; die Luft war eisig; der Himmel grau; das Pflaster schwarz. Es war einer von jenen Wintertagen, wo man überall schlecht ist, vor einem Klavier, vor einem Buche, der Dichter seinem weißen Papier, der Maler seinem unvollendeten Bilde gegenüber; einer von den Tagen, wo man allein, traurig und zu zwei noch viel trauriger ist; wo es scheint, der Geist sei durchgefroren wie der Körper, an welchen Ort seines Cabinets man auch fliehen, in welchen Winkel seines geliebten Zimmers man sich auch verbergen mag; einer von den Tagen, wo man trübselig und leidend ist, als oh die Winde des Kirchhofes durch die Dielen der verriegelten Thüre und die Spalten der geschlossenen Fenster zögen; einer von den Tagen, wo man schauert, ohne zu wissen, warum, trotz des Feuers im Kantine, trotz der dichten Thürvorhänge; wo die Feuchtigkeit, dieser Alp des Tages, eindringt und einen am Halse packt; wo man sich, unfähig zum Widerstande, wie im Schlafe, den schädlichen Einflüssen der Atmosphäre überläßt; einer von den Tagen endlich, wo man sich ohnmächtig fühlt, ein Mißbehagen abzuschütteln, das minder gefährlich, aber angreifender als eine Krankheit, und dessen Ende man erwartet, ohne etwas zu thun, um entgegenzuwirken, denn man hat die Unwirksamkeit jedes Mittels erkannt.

Ein solcher Tag war es also, der, am Morgen der Fastnacht, im Jahre 1827, die zwei jungen Leute im Pavillon von Colombau vereinigte.

Ein großes Rebholzfeuer knisterte im Kamine; doch so viel Heiterkeit das Feuer an den Winterabenden gibt, eben so viel Melancholie gibt es, hat man am Morgen die Sonne, und wäre es auch nur einen Augenblick, strahlen sehen; das Feuer erscheint dann als eine verfehlte Copie, als eine lächerliche Nachahmung der Sonne; es singt nicht mehr; es glänzt nicht mehr; es wärmt kaum.

Sie saßen Beide vor dem Kamine, traurig, schweigsam, nachdenkend, träumerisch, von Zeit zu Zeit ein paar kurze Worte wechselnd, wie sie zwei Verurtheilte, welche den Henker erwarten, wechseln könnten.

Carmelite nahm endlich die Frage in Angriff und sagte:

»Morgen kommt er an.«

»Morgen,« wiederholte Colombau.

»Und wir haben noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, mein Freund,« sprach Carmelite.

»Doch, versetzte Colombau, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, »ich habe den meinen gefaßt.«

»Dann ich auch,« erwiderte das Mädchen, dem Bretagner die Hand reichend.

»Ich werde sterben!« sprach Colomhau.

»Ich werde sterben!« sprach Carmelite.

Colombau erbleichte.

»Das ist fest beschlossen, Carmelite?« fragte er mit zitternder Stimme.

»Es ist fest beschlossen, Colombau,« antwortete Carmelite mit einer sichern Stimme.

»Sie werden ohne Bedauern sterben?«

»Mit Freude, mit Glück, mit Entzücken.«

»Dann vergebe uns Gott!« sagte Colombau.

»Gott bat und schon vergeben,« erwiderte das Mädchen, einen Blick voll Vertrauen zum Himmel aufschlagend.

»Es ist gut, trennen wir und zum letzten Male, ehe wir und auf immer vereinigen, und sammeln wir uns, ehe wir sterben.«

»Sie haben Abschied zu nehmen, mein Freund.«

»Ich habe einen Brief an meinen Vater, einen an Dominique zu schreiben.«

»Und ich an meine drei Freundinnen von der Pension, an meine Schwestern von Saint-Denis.«

Die zwei jungen Leute drückten sich die Hände und zogen sich zurück, Carmelite in ihr Zimmer, Colombau in seinen Pavillon.

Colombau schrieb folgenden Brief an seinen Vater, den alten Grafen Edmund von Penhoël:

»Mein theurer und geehrter Vater,

»Verzeihen Sie den Schmerz, den ich Ihnen verursachen werde.

»Obgleich mein Entschluß fest gefaßt ist, obgleich mich nichts in der Welt davon abbringen kann, — nicht einmal Ihre Liebe für mich, nicht einmal meine Dankbarkeit für Sie, — zögere ich doch, und ich sammle Kräfte, um die folgenden Zeilen zu schreiben.

»Mein geliebter Vater, mein verehrter, mein theurer Vater, verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir!

»Ich verzichte auf das Leben, das Sie mir gegeben.

»Sie haben mich seit meiner Kindheit gelehrt, o mein verehrter Vater! ich soll mich vor Allem um die Verachtung der Menschen bekümmern: ich flüchte mich in den Tod ans Furcht vor dieser Verachtung.

»Wenn Sie diesen Brief empfangen, mein lieber Vater, hat Ihr Sohn zu sein aufgehört, weil er, nach Ihren Rathschlägen, lieber auf das Leben verzichten, als die Erfüllung seiner Pflicht verletzen will.

»Ich habe nicht gefehlt, mein edler Vater! befürchten Sie das nicht einen Augenblick; hätte ich gefehlt, so würde ich, statt feig die Welt zu fliehen, meine Schuld dadurch, daß ich sie öffentlich dem Angesichte Aller bloßgestellt, gebüßt haben.

»Ich habe widerstanden, gestritten, gekämpft; denn ich hatte Ihre Verzweiflung vor Augen.

»Ich sollte besiegt werden: ich habe es vorgezogen, — zu sterben.

»Erinnern Sie sich, mein Vater, unserer Spaziergänge an der Küste, des wilden Meeres? Eines Tages hatte eine wüthende Fluth einen riesigen Felsen entzwei geschnitten, der seit dem Tage, wo die Erde aus den Händen Gottes hervorgegangen, aufrecht und unerschütterlich gestanden war; im Angesichte dieses gebrochenem, entwurzelten, besiegtens Felsens erzählten Sie mir die Geschichte der Kataklysmen und der Erdrevolutionen, indem Sie mir den Granitblock zeigten, der, von seiner Basis gelöst, unter den Anstrengungen der Woge hinrollte, als ob der Granit Pantoffelholz geworden wäre. Sie erklärten mir diesen großen Kampf der Wesen und der Dinge; Sie machten mir begreiflich, die Titanen von Hesiod, die Furien und die Riesen der Theogonie seien nichts Anderes als erloschene Vulkane, und Sie sagten mir, ich soll mich neigen vor diesem unabläßigen Kampfe der Kräfte der Natur.

»Ich neige mich, mein Vater: der Orkan der Leidenschaften hat meine Kräfte gebrochen; die Fluth der menschlichen Schmerzen hat meine Seele zugedeckt und sie ausgelöscht.

»Ich beuge das Haupt, und ich sterbe.

»Erinnern Sie sich auch, o mein vielgeliebter Vater! jener Worte der **Nachfolge**, die wir mit einander an unseren Winterabenden lasen? . . . O süße Abende meiner Jugend, Stunden meiner Kindheit, in unserem alten Thurme verlaufen, wo seid ihr?

**»»Benehmet euch auf der Erde wie ein Reisender und ein Fremder, der an den Angelegenheiten dieser Welt keinen Theil hat.««**



»So sagte die **heilige Nachfolge**.«

»Nun wohl, mein verehrter Vater, wie ein Reisender bin ich dreißig Jahre lang unter den Fremden umhergeirrt, und, eher als daß ich an den Angelegenheiten dieser Welt Theil nehme, verlasse ich das irdische Land ohne Bedauern und gehe, um Sie im Himmel zu erwarten.

»Ich sterbe mit ruhigem Gewissen, und ich möchte beinahe sagen mit freudigem Herzen, mein Vater, wäre meine selbstsüchtige Freude nicht eine Beleidigung Ihrer Liebe.

»Auf beiden Knien, mit gefalteten Händen, mit gebrochenem Herzen flehe ich Sie an, mein verehrter Vater! verzeihen Sie mir den Kummer, den ich Ihnen verursache; indem Sie bedenken, Sie, der Sie mich lieben, es sei für mich ein großes Unglück gewesen, zu leben, daß es ein großes Glück ist, zu sterben!«

»Ihr undankbarer Sohn  
»Colombau von Penhoël.«

Einige Thränen, so groß wie Regentropfen eines Sturmes, befleckten die letzte Seite dieses Briefes, der mit einer schwachen Hand und mit der großen Schrift geschrieben war, weicht Beinahe immer die der ritterlichen Racen ist.

Dann schrieb Colombau sogleich, ohne diesen Brief zu versiegeln, den er nur mit der Hand auf die Seite schob, einen zweiten an Dominique Sarranti.

Er war also abgefaßt:

»Mein Bruder,

»Ich bis im Begriffe, zu sterben! An Sie wende ich mich als Freund, an Sie wende ich mich als Priester.

»Ich bedarf zugleich des Priesters und des Freundes.

»Zum Priester werde ich sagen:

»Mein Bruder, sprechen Sie nicht über meinem Leibe die grausame Blasphemie aus, **derjenige, welcher sterben wolle, liebe Niemand**; ich sterbe im Gegentheile, weil ich zu sehr geliebt habe.

»Ich habe vor den Augen ein Buch; wo der Selbstmord verflucht wird; es ist darin gesagt, unter den Thieren sei keines, das sich seine eigenen Eingeweide zerreiße und sich freiwillig des Lebens beraube,

»Ja, allerdings, ja, die Thiere gehorchen blindlings dem Schöpfer; der Mensch allein empört sich gegen ihn; doch Gott hat dem Thiere nur den Instinct gegeben, und er hat dem Menschen die Leidenschaften gegeben, darin liegt das ganze Geheimniß von Ungehorsam des Menschen

und vom Gehorsam der Thiere.

»Und sogar, sagen Sie, mein Bruder, heißt es sich gegen Gott empören, eigenwillig zu ihm vorwärts zu gehen? wäre die wahre Empörung von meiner Seite nicht, zu leben, um das Leben und vielleicht denjenigen, welcher es mir gegeben, zu verfluchen? Nein, indem ich auf das Licht des Tages verzichte, komme ich nur den Beschlüssen der Natur zuvor: das Dasein und der Tod sind zwei von ihren Gesetzen; ein einziger Weg führt zum Leben; tausend sind gegen das Grab geöffnet und treiben uns zur Ewigkeit hin. O mein Gott! Ich weiß, ich kann Dich nicht meines Unglückes beschuldigen, doch ich klage meine Leidenschaften an, welche von Dir herkommen, da ich sie mit dem Leben an dem Tage empfangen habe, wo meine Seele Deinen Händen entschlüpft ist, um auf die Erde hinabzusteigen und das Kind zu beleben, das so eben geboren worden; sie hätten mich nicht niederschlagen können, würdest Du ihnen nicht die Macht dazu gegeben haben; indem ich mich also unter ihren Händen beuge, beuge ich mich unter Deiner Rechten! Du hast überdies die Dauer des Alters der Menschen nicht bestimmt, alle sollen geboren werden, leben und sterben: das sind Deine Gesetze; was liegt Dir an der Zeit und der Art?

»Mein Tod, o Natur! ewig Verzehrende und Fruchtbare! wird dir nichts von dem entziehen, was du mir gegeben hast: mein Leib, dieser unendlich kleine Theil des großen Ganzen, wird sich immer mit dir unter einer andern Form wiedervereinigen; meine Seele wird entweder mit mir sterben und sich in der ungeheuren Masse der Dinge modificiren, oder sie wird unsterblich sein, und ihre göttliche Wesenheit wird in diesem Falle unversehrt bleiben. Lange Zeit dem Glauben unterthan, läßt sich meine Vernunft nicht mehr durch Sophismen verführen; ich höre die Stimme Gottes selbst, die mir sagt: »Mensch, ich habe Dich geschaffen, damit Du durch Dein Glück zum; allgemeinen Glücke beitragest; und damit Du sicher hierzu gelangen könntest, habe ich Dir die Liebe zum Leben und das Grauen vor dem Tode gegeben; übersteigt aber die Summe der Leiden in Dir die der Glückseligkeit, sollten Dich die Wege, die ich Dir geöffnet habe, um den Uebeln zu entfliehen, im Gegentheile nur zu neuen Schmerzen führen, was verbindet Dich zur Dankbarkeit, da das Leben, das ich Dir als eine Wohlthat gegeben, für Dich eine Quelle der Mißgeschicke geworden sein wird?««

»Wahnsinniger! welche Anmaßung! ich glaube mich nothwendig für die Welt! Meine Jahre sind ein unmerkbares Atom im unendlichen Raume der Zeiten! ich weiß nicht, warum, noch wie ich auf die Welt gekommen bin; noch was die Welt ist, noch was ich selbst bin; und gehe ich aufs Gerathewohl nach einem der vier Punkte des Horizonts, um es zu erfahren, so komme ich verwirrt von einer immer gräßlicheren Unwissenheit zurück! weiß nicht, was mein Leib ist, was meine Sinne sind, was meine Seele ist; ich weiß nicht, welcher Theil von mir das, was ich schreibe, denkt, und über Alles und über mich nachsinnt, ohne je dahin gelangen zu können, daß er sich selbst kennen lernt; ich versuche es endlich, mit dem Geiste die ungeheuren Ausdehnungen des Weltalls, das mich umgibt, zu ermessen; ich finde mich wie gefesselt an den Winkel eines unbegreiflichen Raumes ohne zu wissen, warum ich mehr hier, als anderswo gefesselt bin, und warum der kurze Augenblick meines Daseins, ein rascher Blitz zwischen zwei Nächten, eher dieser Stunde der Ewigkeit gehört, als der, welche ihr vorangegangen ist, oder der, welche ihr folgen soll. Auf allen Seiten sehe ich nur das Unendliche, das mich wie ein Atom absorbt.

»Und während in den acht letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, während in den fünfzehn ersten Jahren dieses Jahrhunderts vier Millionen Menschen gestorben sind, — geopfert ein paar Ruthen Landes, Gränzen genannt, und dem Rufe eines Mannes, den man einen **Eroberer** neunt,« — sollte ich mich fürchten, mir selbst und der Frau, für die und mit der ich sterbe, die paar Tage zu weihen, die mir bleibend? Das wäre, Sie müssen es zugestehen, mein Bruder, unsinnig, albern, unlogisch, in der physischen Ordnung, wie in der moralischen Ordnung.

»Dies für den Priester, Denker und Philosophen; für den Priester, der, da er weiß, was ich gelitten, für mich zu Gott seine reinen Hände und seinen von jeder Leidenschaft freien Geist erheben wird; für den Priester, der, so wenig christlich unser Tod auch ist, nicht erlauben wird, daß unsere zwei Leiber ohne ein Gebet oder wenigstens ohne ein Gottbefohlen ins Grab sinken.

»Nun für den Freund:

»Guter Dominique, theurer Freund meines Herzens, morgen früh, sobald Du diesen Brief empfangen hast, wirst Du nach dem Bas-Meudon abgehen; Du kennst das Haus das ich bewohne: Du wirst eintreten und aus demselben Bette liegend die Leichname von einem jungen Manne, und einem Mädchen finden, welche gestorben sind, damit sie weder vor den Menschen, noch vor Gott über sich selbst zu erröthen haben.

»Theurer Freund, Dir allein vertraue ich die letzte Sorge für unsere Beerdigung.

»Wir konnten nicht mit einander in dieser Welt leben; wir konnten weder dasselbe Leben leben, noch auf demselben Lager schlafen; wir wünschen wenigstens in demselben Sarge in der Ewigkeit zu ruhen.

»Lieber Dominique, Du wirst also einen Sarg machen lassen, der groß genug, daß man uns neben einander dareinlegen kann; Du wirst die letzten Blumen von dem Rosenstocke pflücken, den Du in unserem Zimmer findest, und Du wirst sie auf uns entblättern; dann wird dann wird Alles geschehen sein, und wir werden nur noch Deiner Gebete bedürfen.

»Doch es wird ein Mann bleiben, der Deiner sehr bedarf, theurer Freund meines Herzens: das ist mein Vater.

»Sobald seinem Sohne die letzte Pflicht erwiesen ist, wirst Du nach der Bretagne abreisen; nicht wahr, nichts wird Dich in Paris zurückhalten? Du wirst ihn in Thränen finden; Du wirst es nicht versuchen, ihn zu trösten: Du wirst mit ihm weinen.

»Lebe wohl,« theurer Freundes morgen zu gleicher Stunde werden die Menschen; deren Meinung ich mich opfere, weder für, noch gegen mich mehr etwas vermögen: Carmelite und ich, wir werden zu den Füßen den Herrn liegen.

»Dein Freund, . . . mehr als Dein Freund, Dein Bruder

»Colombau von Penhoël.«

Denn versiegelte er beide Briefe und schrieb die zwei Adressen; nur fügte er auf dem an

seinen Vater bei:

»*Auf die Post zu tragen.*«

Auf dem an Dominique Sarranti:

»Morgen früh vor sieben Uhr überbringen zu lassen.«

---

## LVI.

### Die Nachtigallenbrut.

Während dieser Zeit schrieb Carmelite folgenden Brief an ihre drei Freundinnen von Saint-Denis:

An Regina, an Lydia, an Fragola.

Gott befohlen, meine Schwestern!

*»Wir hatten uns in Saint-Denis geschworen, wie verschieden auch unsere Lage in der Welt sein möchte, unser ganzes Leben hindurch, wie dies unsere Gewohnheit in der Pension war, uns zu lieben, und zu vertheidigen und und zu dienen; es war verabredet, daß im Falle einer Gefahr Jede auf den Ruf der Andern kommen sollte, an welchem Orte und in welcher Entfernung sie sich auch fände.*

*»Nun wohl, ich halte meinen Schwur: ich rufe Euch; haltet den Euren: kommt!*

*»Kommt und küßt zum letzten Male die eiskalte Stirne von derjenigen, die hienieden Eure Freundin war! Kommt! mein letzter Seufzer wird zu Euch fliegen und Euch sagen: »»Ich erwarte Euch!«*

*»Indem ich diese Welt verlasse, bin ich Euch indessen ein Bekenntniß über diese plötzliche Abreise schuldig.*

*»Meine Schwestern ich wäre Eurer unwürdig, wenn ich, meine Uebel für heilbar haltend, Euch nicht gerufen hätte, um sie zu heilen, aber, ach! die Wunde war tödtlich, und Eure dreifache Zärtlichkeit hatte nur die Blumen unserer Freundschaft darauf werfen können.*

*»Beklaget aber nicht, daß ich vom Leben scheide, o meine Schwestern, und beneidet vielmehr meinen Tod; denn ich sterbe, wie Andere leben, mit Freude, mit Entzücken, mit Glück!*

*»Ich liebe! — und wenn Ihr je geliebt habt, so werdet Ihr den Sinn dieser Wortes begreifen. Liebt Ihr heute noch nicht, so werdet Ihr ihn morgen begreifen. — Ich liebe den Mann meiner Wahl, meines Geschmacks, meiner Träume; ich habe in einem menschlichen Geschöpfe alle Reichthümer der Schönheit, der Güte, der Tugend vereinigt gefunden, mit denen Jede von uns den Helden schmückt, den sie heirathen sollt!*

*»Da ich ihn in dieser Welt nicht heirathen kann, so verlobe ich mich mit ihm heute Abend und heirathe ihn in der andern.*

*»Wir werden heute Nacht sterben, weine Schwestern, und kommt Ihr morgen frühzeitig, ehe der Tod Zeit gehabt hat, seine Veilchen auf unsere Wangen zu entblättern, so werdet Ihr das schönste Brautpaar sehen, das die Erde je getragen.*

»Vergießet aber keine Thräne auf seine Stirne, störet seinen Schlaf nicht durch Eure Seufzer, denn es werden auch nie Seelen von Verlobten strahlender, reiner zum Himmel aufgestiegen sein.

»Gott befohlen, meine Schwestern!

»Ich beklage einzig und allein, daß ich Euch nicht alle Drei, bevor ich sterbe, umarmen konntet doch was für mich die Bitterkeit dieses Kummers mildert, ist der Gedanke, ich hätte Euren Thränen vielleicht nicht widerstehen können, und Eure so zärtliche, so ergebene Zuneigung hätte mich wieder Geschmack am Leben fassen lassen, während mir das Sterben eine unbeschreibliche Glückseligkeit bereitet.

»Beklaget mich also nicht; gedenket aber zuweilen meiner, wenn Ihr am Abend, in einer heiteren Nacht, beim Scheine des Mondes, dieses melancholischen Freundes der Todten, Worte ohne Folge murmelnd, auf den Arm des Mannes, den Ihr liebet, gestützt, lustwandelt.

»Saget Euch, daß ich — die ich Euch, über den Rand der silberbefranzten Wolken geneigt, zuschauen werde, — daß ich auch göttliche Stunden in den Frühlingsnächten, auf die ersten Liebesworte lauschend, die Ersten Wohlgerüche der Rosen einathmend, zugebracht habe.

»Gedenket meiner, wenn Ihr, allein und ihn erwartend, bei jedem Geräusche eines Wagens, der anhält, einer Thüre; die sich schließt, um das Fieber der Abwesenheit zu besänftigen, hingeht und in seinem Zimmer umherstört, die Bücher, die Pariere, die Gegenstände, die er berührt hat, küßt; saget Euch, ich habe am Abend auch die Blätter der Baumgänge geküßt, durch die er am Morgen gekommen.

»Gott befohlen, meine Schwestern!

»Die Thränen treten mir in die Augen bei dem Gedanken, daß ich Euch verlassen soll; doch das Lächeln kommt mir auf die Lippen bei dem Gedanken daß ich ihm folgen werde.

»Seid glücklich!

»Ihr verdient Alle das Glück, das Eure Kindheit Euch versprach. Ich weiß nicht, warum Ihr mich so innig geliebt habt: ich war nicht würdig, Eine der Eurigen zu sein.

»Ihr seid heiter und sorglos: ich war ernst und nachdenkend; Ihr suchtet mich auf dem einsamen Fußpfade aus, wo ich spazieren ging; und Ihr zoget mich an der Hand zum Geräusche und zu den Spielen fort; doch ich verunstaltete Euer reizendes Trio, denn Ihr erinnert Euch, daß die Frau Obervorsteherin, als sie Euch eines Tags mit verschlungenen Armen sah, Euch die drei Grazien, nannte, worauf der Abbé streng entgegnete: »»Madame, Sie müßten eher sagen: die drei Tugenden.« «

»Und das war die Wahrheit.«

»Regina war der Glaube; Lydia war die Hoffnung; Fragola war die Liebe.«

*»Gott befohlen, mein Glaube! Gott befohlen, meine Hoffnung! Gott befohlen, meine Liebe!  
Gott befohlen meine Schwestern!*

*»Meine Abwesenheit diene dazu, daß Ihr Euch einander noch enger anschließt; liebet Euch noch mehr, wenn es möglich ist: nur die Liebe ist gut auf dieser Welt! suchet von der Liebe zu leben, die mich sterben machte ich vermöchte Euch keine überschwänglichere Glückseligkeit zu wünschen.*

*»Ich vermache Euch mein einziges Gut auf Erden, meinen einzigen Schatz meinen weißen Rosenstock, wenn er nicht etwa mit uns stirbt; Ihr werdet ihn eine nach der andern pflegen, Ihr werdet die Blumen davon aufbewahren, und am 15. Mai, an meinem Geburtstage, entblättert Ihr sie gemeinschaftlich auf meinem Grabe.*

*»So habe ich, in einer Frühlingsnacht; alle meine Freuden auf dieser Welt entblättert.*

*»Ihr werdet mir Verzeihung bei der Frau Obervorsteherin erlangen. Sie nannte mich, erinnert Ihr Euch dessen? ihren schönen rosenfarbigen Vogel; Ihr werdet ihr sagen, das Blei des Jägers fürchtend, sei ihr schöner rosenfarbiger Vogel zu den azurblauen Wäldern aufgestiegen.*

*»Ihr werdet bei mir diesen Brief finden; unter Eurer Adresse wird eine Symphonie darauf gelegt sein, die ich componirt habe.*

*»Ich glaube, ich hatte eine große Künstlerin werden können.*

*»Dieses Musikstück ist Euch Dreien gewidmet, denn ich dachte an Euch, indem ich es schrieb.*

*Es ist betitelt Die Nachtigallenbrut.*

*»An einem Tage in diesem Sommer sah ich vom Baume ein Nest von Nachtigallen fallen, die das Gewitter erstickt hatten — es gibt einen Blitz für die Vögel, wie für die Menschen — Das ist der Gegenstand meiner Symphonie, die Ihr zum Andenken an mich studiren und spielen werdet.*

*»Arme Vögelchen! sie sind das Bild der Illusionen, die ich mir mein ganzes Leben gewünscht habe, und die, kaum erschlossen, immer wieder gestorben sind.*

*»Zum letzten Male Gott befohlen, meine Schwestern, denn unwillkürlich, ich fühle es, befeuchten sich meine Augen mit Thränen, und fielen diese Thränen auf meinen Brief, so würden sie die Worte des Glückes, die ich geschrieben, verwischen.*

*»Gott befohlen, meine Schwestern!*

*»Carmelite.«*

Nachdem sie diesen Brief beendet hatte, schrieb sie drei andere, in denen sie einfach ihre drei Freundinnen auf den andern Morgen um sieben Uhr zusammenbeschied.

Dann rief sie die Gärtnerin und fragte diese:

»Wird heute die Postbrieflade noch einmal geleert?«

»Ja, Mademoiselle,« antwortete Nanette; »wenn Sie sich ein wenig beeilen, so werden Ihre Briefe heute um vier Uhr abgehen.«

»Und um wie viel Uhr werden sie in Paris ausgeheilt?«

»Um neun Uhr Abends, Mademoiselle.«

»Dann ist es gut . . . Nehmen Sie diese drei Briefe und werfen Sie dieselben auf die Post.«

»Ja, Mademoiselle . . . Hat Mademoiselle sonst nichts mehr zu befehlen?«

»Nein; warum?«

»Es ist heute Fastnacht.«

»Ein Festtag,« versetzte Carmelite lächelnd.

»Ja, Mademoiselle, und wir haben uns zu fünf oder sechs verabredet, nach Paris zu gehen, wo wir uns einer großen Maskerade der Wäscherinnen von Vanvres anschließen werden, und wenn Mademoiselle nichts mehr braucht . . .«

»Nein, Sie können nach Paris gehen.«

»Ich danke, Mademoiselle.«

»Um wie viel Uhr werden Sie zurückkommen?«

»Um elf Uhr, vielleicht spätere es ist wohl möglich, daß man tanzt.«

Carmelite lächelte aufs Neue.«

»Unterhalten Sie sich gut, und kommen Sie zurück wann Sie wollen,« sagte sie, »wir werden Ihrer nicht bedürfen.«

Carmelite bedurfte in der That nicht nur der Gärtnerin nicht, sondern dieser Abgang entsprach sogar ihren Absichten.

Colombau und sie sollten ganz allein im Hause sein, und der Gedanke dieser Einsamkeit war es, was das Mädchen lächeln machte.

Die Gärtnerin entfernte sich, und gegen vier Uhr Abends dachten die jungen Leute, da sie sich allein fühlten, nur noch an die Vorbereitungen zu ihrem Tode.

Von diesem Augenblicke an verschwand die Welt für sie; sie gingen wohl noch einige Minuten unter den schwarzen, ihrer Blätter beraubten Bäumen im Garten umher, doch sie gingen



wie die Schatten von sich selbst.

Die Blätter und die dünnen Zweige, die sie mit den Füßen traten, diese Bäume mit den entfleischten Armen, dieser graue Himmel, den die Sonne vergebens zu durchdringen suchte, die Glocke des Weilers, welche melancholisch die Stunden schlug, der monotone Lärm der Faschingstrompete, die von Zeit zu Zeit traurig in der Ferne ertönte, Alles; Geräusch und Stille, Einsamkeit und Erinnerung an die Welt, Alles bereitete sie zur langen Ruhe vor, Alles lud sie zum Tode ein.

Sie gingen wieder ins Haus hinauf, und außer dem Zimmer von Camille, das seit seiner Abreise geschlossen geblieben war, besuchten sie alle Räume, um einen letzten Abschied von ihnen zu nehmen.

Als sie in das Zimmer von Carmelite kamen, öffnete diese das Fenster, nahm Colombau beim Arme und sagte zu ihm:

»Ich war an diesem Platze am Tage der Abreise von Camille; erst von diesem Tage an begriff ich den Umfang des Hasses, den ich gegen ihn hatte, durch die Größe der Liebe, die ich für Sie hegte; von diesem Tage an, Colombau, habe ich mit dem Leben gebrochen und mit dem Tode einen Vertrag geschlossen. Doch von diesem Augenblicke an, — verzeihen Sie mir Colombau! — ist mir auch der selbstsüchtige Wunsch gekommen, mit Ihnen zu sterben!«

Colombau preßte das Mädchen an sein Herz und rief:

»Dank! Dank!«

Dann trugen sie den Rosenstock fort, den der Gefährte ihres Todeskampfes sein sollte.

Auf der Schwelle blieb aber Carmelite stehen und sagte zu dem jungen Manne:

»Hier habe ich zum ersten Male die Offenbarung Ihrer Liebe erhalten . . . Oh! wie widerstand ich während einer halben Stunde, die Sie dageblieben sind, in jener glückseligen Nacht, meiner Begierde, mich in Ihre Arme zu werfen!«

Sodann, nach dem Fenster im Gange deutend:

»Von diesem Fenster aus sah ich Ihre Lampe wachen, und ich blieb da, bis Ihre Lampe erloschen war.«

Sie gingen die Treppe hinab, Carmelite lächelnd, der junge Mann seufzend.

»Wie oft,« sprach Carmelite, »bin ich in der Finsterniß, nicht das Geräusch meiner Tritte, wohl aber das Pochen meines Herzens hörend, hinabgegangen! Sehen Sie, dort jener Allee folgte ich, und oft im Sommer, wenn Sie bei geschlossenen Vorhängen, aber offenem Fenster schliefen, legte ich, leicht wie ein Schatten, mein Ohr an die Läden, um Ihren Athem zu belauschen. Fast immer war Ihr Schlaf bewegt von einem bösen Traume, und ich war dann, die Arme ausgestreckt, die Brust keuchend, nahe daran, zu Ihnen zu sagen: »»Oeffne mir, Colombau, ich

bin der Engel der rosigen Träume.«« Erzählen Sie mir, was Ihren Traum störte, mein schöner Freund.«

Und sie bot ihre Stirne dem reinen, klaren Kasse des jungen Mannes.

Dann traten Beide, Carmelite zuerst, Colombau hinter ihr, in den Pavillon ein.

Colombau schloß die Thüre mit dem Schlüssel und dem Riegel.



## LVII.

To die, to sleep.[Sterben, schlafen.]

Colombau legte den Schlüssel auf den Kamin.

Das Schlafzimmer des jungen Mannes hatte sich in eine wahre Kapelle verwandelt.

Alles, was es an erschlossenen Blumen in dein kleinen Gewächshause gab, dessen Scheiben in der Sonne in einem Winkel des Gartens glänzten, wenn sich die Sonne zufällig zeigte, war von Carmelite in Contribution gesetzt worden.

Carmelite hatte die Fenster durch Vorhänge von weißer Mousseline verborgen; sie hatte auf, und hierauf, wie auf den Kamin, uns das Geéridon und jedes Meuble mit Blumen gefüllte Vasen gestellt.

Alles, was ihr von Blumen noch dieser Vertheilung geblieben war, hatte sie uns den Boden entblättert.

Man hätte glauben sollen, sie seien schon in die Gruft hinabgestiegen.

Sie setzten sich auf das Sopha und sprechen ungefähr eine Stunde mit einander.

Nachdem es Nacht geworden war, zündeten sie sodann die Lampe an, Als hätte Carmelite bange gehabt, dieser Tod zu Zwei könnte ihr entgehen, mochte sie jede Minute eine Bewegung, um aufzusteigen und die Kohle zu holen, welche im Ankleidecabinet, neben dem Zimmer, auf einem Rechand aufgehäuft lag.

Bei jeder Bewegung hielt sie Colombau zurück; in dem Augenblicke, wo er sie zu sehen aufhören sollte, hatte er sie nicht genug gesehen: er wollte sie noch mehr sehen.

Gegen neun Uhr Abends kam Carmelite ans den Gedanken, sich ans Klavier zu setzen und zu singen . . . Im Alterthum wenn die Schwäne sangen, ließen sie auch ihre Stimme in der Stunde des Todes hören.

Nie waren der Schrei des Schmerzes, nie die Hymne der Freude durch einen solchen Gesang wiedergegeben worden! nie hatte die Stimme von Carmelite, deren Umfang von der tiefsten Saite bis zu der höchsten ging, solche Wunder vollbracht. Gott gab ihr, wie es schien, um von der Welt, die sie verließ, Abschied zu nehmen, um die zu begrüßen, in welche sie eintrat, Töne der Klage und der Glückseligkeit, denen jener gefallenen Engel ähnlich, welche, nach einer langen Verbannung auf die Erde, durch die unendliche Barmherzigkeit des Herrn nach dem Himmel, ihrem ersten, ihrem einzigen, ihrem wahren Vaterlande, zurückberufen sind.

Endlich müde, die Raume ohne Gränzen zu durchlaufen, wo die Wirklichkeit schwebt, wo der Traum sich verirrt, erlosch die Stimme wie ein melodischer Seufzer, der lange noch, nachdem er

erloschen, im Herzen des jungen Mannes vibrirte.

Colombau hatte sich Carmelite genähert, so daß diese, als die Sterbeimprovisation vollendet war, ihren Kopf aus seine Schultern und ihre beiden Hände in seine Hände fallen ließ.

Das Klavier war wieder stumm geworden, wie ein Leichnam, dessen Seele entflohen ist.

Es herrschte in der Dunkelheit ein langes Stillschweigen nur unterbrochen durch den vermischten Athem der zwei jungen Leute.

Plötzlich schlug die Pendeluhr.

Jedes zählte für sich die Klänge des Erzes.

»Elf Uhr!« sagten Beide.

Carmelite fügte bei:

»Freund, es ist Zeit.«

Colombau stand auf, zündete zwei Kerzen an, ließ eine davon Carmelite und ging mit der andern in das Cabinet, wo die Kohle lag.

»Wohin gehst Du?« fragte Carmelite.

»Du sollst wohl sterben,« erwiderte Colombau, »doch ich will nicht, daß Du leidest.«

Carmelite begriff, daß es sich um eine Fürsorge handelte, und ließ Colombau machen.

Als er aber die Thüre wieder schließen wollte, sagte sie:

»Nein, mein Freund; entfernen Sie sich von mir, doch ich will Sie immer sehen.«

Colombau ließ die Thüre offen.

Seine Absicht war, zum Voraus den Rechaud im anstoßenden Cabinet anzuzünden, so daß die ersten großen Dämpfe der Kohle entströmen könnten, und daß sich nichts mehr davon losmache, als die feinen Miasmen, welche bis zum Gehirn dringen und den Tod ohne Schmerz geben.

So viel Maßregeln Carmelite genommen hatte, nur Thüren und Fenster zu verstopfen, eben so sehr war Colombau besorgt, Alles zu öffnen, damit die äußere Luft die ersten Kohlenausströmungen entführe.

Carmelite schaute ihm mit einem unbeschreiblichen Lächeln zu.

Die Hände des Mädchens waren auf eine natürliche Weise zum Klaviere zurückgekehrt, wie noch junge Vögel zu ihrem Neste zurückkehren.

Sie schweiften unbestimmt, aber harmonisch auf den Tasten umher; das Instrument, welches ein Stöhnen hatte hören lassen; das man für einen letzten Seufzer gehalten, schien wieder zu erwachen und gegen den Tod zu kämpfen, indem es, wie es der Sterbende im letzten Delirium beim Todeskampfe that, unterbrochene Worte ohne Folge von sich gab.

Carmelite verlor Colombau, wie sie es ihm gesagt hatte, nicht aus dem Blicke.

Während ihre schauernden Finger über das Elfenbein und das Ebenholz hinirrten, während ihr zerstreuter Fuß instinctartig das Pedal suchte und drückte, betrachtete ihr auf Colombau geheftetes Auge die Schritte der Flamme, welche mit einem röthlichen Reflexe die Stirne des jungen Mannes, der auf dem Boden kniete und das tödtliche Feuer anblies, beleuchteten.

Nichts deutete auf ihrem Gesichte auch nur die schwächste Gemüthsbewegung an.

Sie hatten die Stärke und die Ruhe der den Dingen dieser Welt fremden Leute; sie gehörten nicht mehr der Erde an; der Donner konnte rollen, das Hans konnte einstürzen: sie wären unempfindlich geblieben.

Ihre Leiber waren schon todt, und ihre Seelen allein wechselten noch Worte unter sich.

Die Seele von Colombau, die sich wie eine Blume unter dem Hauche des Mädchens öffnete, sprach:

»O mein Leben! o meine Liebste ich habe die Freuden ohne Beimischung, die Du mir zu dieser Stunde gibst, nicht verdient! Ich gestehe meine Schwäche in diesem äußersten Augenblick. Carmelite meine vielgeliebte Carmelite! ich habe nicht einen Tag; nicht eine Minute, nicht eine Secunde zugebracht, ohne an Dich zu denken. Du fragtest mich vorhin, Engel der rosigen Träume, was meinen Schlaf bewegt habe: es war Dein holdes Fantom, das sich auf mein Kopfkissen stützte und sich gegen mich neigend mir die Stirne mit dem Ende seiner Haare liebkoste; andere Male war es der anmuthige Zug der jungen Mädchen, deren Gesicht ich aus den Gemälden, in den Gebetbüchern, in den Handschriften der vergangenen Jahrhunderte gesehen hatte: alle diese Mädchen, Warst Du! immer Du! die Einen hatten Deine Blicke; die Andern Dein Lächeln; Alle sangen mit Deiner Stimme; und ihr Gesang sagte: »Komm mir uns, mein Bruder, der Mensch ist nicht gemacht für ein einsames, ödes Leben; liebst Du, Sohn der wilden Ufer, das Geräusch des Oceans der Menschen nicht, so kennen wir abgelegene Winkel, anbetungswürdige Oasen, wo die Bäche ewig murmeln, wo die Vögel die ganze Nacht singen!« Oh! wie oft meine vielgeliebte Carmelite, bin ich plötzlich aufgewacht bei dieser Stimme, die ich für die Deinige hielt, und ich streckte die Hände aus und glaubte Dich anzufassen; da erschienen aber an dem Platze stehend, wo ich Dich gesehen, die Gespenster meines Gewissens, die mich festhielten und vernichtet, keuchend; gebrochen auf mein fieberhaftes Bett zurückwarfen . . . Brauche ich Dir zu sagen, was meine Nächte beunruhigte? weiß ich nicht, was die Deinen beunruhigte? O meine Geliebte! ich liebe Dich mit allen Mächten meines Seins, und ich existire nur seitdem ich Dich geliebt habe! Was ist die Wissenschaft? was ist der Ruf? was ist der Ruhm gegen die Liebe, die ich für Dich hege? Hat mich die Wissenschaft leben gemacht? hatten der Ruf und der Ruhm einen Schlag meinem Pulse, ein Klopfen meinem Herzen beigefügt? Nein, ich habe wirklich nur von der Stunde an gelebt, wo ich wußte, daß ich sterben sollte . . . O meine

vieligeliebte Carmelite; ich möchte mir gern die Brust öffnen, um Dir mein Herz bloß zu zeigen: die Worte drücken die Leidenschaften, oder vielmehr die Leidenschaft, die in mir kocht, schlecht aus. Ich habe nur eine einzige Frau vor Dir auf dieser Welt geliebt; sie hatte Deine Schönheit, Deine Anmuth, Deine Stärke; sie hielt mich umfassen, wie Du mich hältst; ich schlang beide Arme um ihren Hals, ich küßte ihr die Augen, um die Thränen zu verhindern, hervorzukommen, und ich sagte ihr: »Stirb nicht! stirb nicht!« denn sie war, wie wir, an den Pforten des Todes; und sie ihrerseits umarmte mich zärtlich und sprach zu mir: »Du wirst eine andere Frau als mich auf dieser Welt finden, eine Frau die Dich zärtlicher umarmen wird als ich; gesegnet sei die Frau, welche die reine Stirne meines Sohnes küssen wird!« Nun wohl, dieses theure, anbetungswürdige, angebetete Wesen, diese erste Frau, die ich geliebt, meine Mutter, ich habe sie um Deinetwillen vergessen, oder vielmehr, ich liebe Dich mit derselben frommen Liebe, o meine Freundin, o meine Schwester! Carmelite, Carmelite! . . .«

»Wie schön bist Du, mein Geliebter!« flüsterte sie; »wir schön bist Du!«

In der That, nie vielleicht war das schöne, edle Gesicht des Bretagners edler und schöner gewesen, als beim Scheine dieser Flamme, welche zugleich die Heiterkeit des Entschlusses gemischt mit der sanften Melancholie des Beklagens erleuchtete.

Die Kohle brauchte ungefähr eine Viertelstunde, um sich zu entzünden; sodann, als die zu dichten Dämpfe davon entwichen waren, schloß Colombau das Fenster des Cabinets wieder und brachte, beschienen von dem röthlichen Reflex, den Rechaud mitten ins Zimmer.

Wonach er zurückkehrte, um die Thüre des Cabinets zu schließen.

Carmelite stand auf, und während das Klavier einen Seufzer von sich gab, der diesmal gewiß der letzte war, ging sie dem jungen Manne entgegen.

Colomban war bleich und fast wankend: er hatte die ersten Dampfe absorbirt, mit denen er Carmelite hatte verschonen wollen.

Beide setzten sich mit verschlungenen Armen auf das Canapé: hier hatten sie zu sterben beschlossen.

Sie waren hier seit einigen Minuten, Auge in Auge, ihren letzten Blick beim Scheine der aus dem Kamine stehenden Lampe verschlingend, als es Mitternacht schlug.

Ein leichter Schauer war die einzige Aufmerksamkeit, welche die zwei jungen Leute dem Geräusche der entfliehenden Stunde schenkten.

In der That, was lag ihnen am Gange der Zeit, ihnen, welche schon einen Fuß in der Ewigkeit hatten!

Wer in dieses Zimmer eingetreten wäre und die zwei jungen Leute, so keusch einander umschlingend und ihre süßesten Blicke, ihre leise ausgesprochenen Namen austauschend gesehen hätte, würde sie für zwei Verlobte, die von Liebe plauderten und tausend Pläne für die

Zukunft bildeten, gehalten haben.

Und die Seele des Mädchens antwortete, während der Leib keusch mit seinen glühenden Lippen die Stirne des jungen Mannes küßte.

»Der Segen Deiner Mutter senkt sich auf Dein Haupt herab, o Colombau! nie wird ein reinerer Kuß über einer makelloseren Stirne geschwebt haben! Ich auch, o meine Liebe, o mein Leben, o mein Tod! ich habe auch nicht eine Stunde zugebracht, ohne an Dich zu denken; denn ich habe Dich geliebt seit dem Tage, wo ich Dich kennen lernte, und wäre ich nicht von einem schlimmen Hauche geblendet worden, — ich hätte Dir gern alle Glückseligkeit geben mögen, die der Mensch auf Erden träumen kann! Doch diese irdische Liebe hätte ohne Zweifel nicht genügt, um unsere glühenden Zärtlichkeiten zu sättigen; für eine göttliche Liebe bedarf es himmlischer Hochzeitsfeste; und darum werfen wir unsere irdischen Hüllen ab, damit unsere Seelen, von der Last ihrer Leiber befreit, sich in den reinen Regionen verbinden können . . . Vor Gott, zu dem wir, uns an der Hand haltend, aufzusteigen im Begriffe sind, schwöre ich Dir, o Colombau, daß ich Dich durch den Raum, durch die unbekanntenen Welten lieben werde! Sollte ich, über die Schwelle dieser Welt schreitend, mit Dir in den brennenden Ofen, den die katholische Religion ihren Verdammten verheißt, getaucht werden, — der ewige Schmerz wird mir mit Dir süßer sein, als alle Glückseligkeiten hienieden . . . Ich schwöre Dir, Dich zu lieben unter den Flammen den Ofens! Sollte ich in einen tiefen Abgrund versenkt werden, wohin Dein Blick, Deine Stimme, Dein Athem nicht gelangen können mein Geist wird den Schlund erleuchten. Ich werde Dich fühlen, ich werde Dich sehen, ich werde Dich hören, denn ich schwöre Dir, Dich zu lieben in den Tiefen des Abgrundes! . . . Ich betrachte mich von dieser Stunde an als enge mit Dir verbunden, als unauflöslich an Dich gefesselt; keine menschliche Macht vermöchte uns in diesem Augenblicke zu scheiden, keine göttliche Macht vermöchte uns alsbald zu trennen; denn, — Du hast es mir oft gesagt, mein geliebter Colombau! —dieser rächende Gott, vor dem die Menschen erschrecken, ist nichts Anderes, als die große Seele der Welt, mit der sich unsere Seelen vermengen und vereinigen, wie, wenn der Abend gekommen ist, die Strahlen der Sonne wieder zu ihrem Herde aufsteigen. Küsse mich also, mein Colombau, und unsere Seelen mögen sich vereinigen wie unsere Lippen, um rascher zum leuchtenden Aufenthalte emporzusteigen! . . . Schon sehe ich alle Gegenstände, die mich umgeben, nur durch einen Nebel; die Augen meinen Leibes verdunkeln sich allmählig; doch mir scheint; mit den Augen der Seele sehe ich die Sterne funkeln, deren Kreis sich öffnet, um uns durchzulassen . . . Gott befohlen, mein vielgeliebter! Gott befohlen Alles, was ich aus dieser Welt liebe. Alles was ich in der andern lieben werde; Gott befohlen! schließe mich in Deine Arme, damit wir mit einander entfliegen . . . Ich höre in mir Tausende von süßen Stimmen singen, die mir Deinen holden Namen wiederholen . . . Colombau! Colombau! nie ist eine Seele jungfräulicher als die Deine zum Himmel ausgestiegen! Gott befohlen, meine Liebe, mein Leben! . . . Gott befohlen, mein Colombau!«

Einen Augenblick schwiegen die zwei Seelen wie eingeschlummert.

Die athembare Luft des Zimmers belud sich nach und nach mit Kohlensäure; die Kerze war nur noch eine bleiche Flamme, ein verwischter Schein.

Die Flamme des Rechaud tanzte wie ein Irrlicht, sich in den erschwerten Blicken der zwei

jungen Leute mit allen Farben des Prisma nuancirend.

Große Schweißtropfen fielen in Perlen auf den Körper von Carmelite, veilchenblaue Tinten liefen über ihr Gesicht hin.

Colombau machte eine äußerste Anstrengung; nahm sie in seine Arme und trug sie, schwankend wie ein Trunkener, hastig auf das Bett, fiel an seinem Fuße nieder, stand wieder auf und sich anklammernd vermochte er wieder seinen Platz bei ihr einzunehmen.

Ihre letzten Kräfte im Dienste der Schamhaftigkeit verwendend, schlug Carmelite während dieser Zeit den Untertheil ihres Kleides nieder, das sich aufhebend, den Knöchel ihres Fußes sehen ließ.

Als sie dies gethan hatte, fühlte sie den Arm von Colombau, der sie an sich zog.

»Ja, mein Bräutigam,« murmelte sie, »hier bin ich.«

Und die zwei jungen Leute fanden sich zum ersten Male die Hände in den Händen, die Haare in den Haaren, die Lippen auf den Lippen.

Da erst wechselten sie ihren ersten Liebeskuß.

Man hätte glauben sollen, die Scham und die Keuschheit, diese zwei göttlichen Schwestern, umarmen sich unter dem Blicke der Jungfräulichkeit, ihrer Mutter.

Colombau verlor seine Kräfte zuerst.

Er unterbrach sich mitten in einem Kusse, ein eiskalter Schweiß überlief seinen ganzen Körper: er versuchte es, sich aufs Neue am Halse von Carmelite anzuklammern; doch seine Kehle war durch eine eiserne Hand zusammengeschnürt, seine Zunge war träge und er vermochte kaum die letzten Worte zu murmeln: »Komm . . . komm . . . komm!«

Und sein Kopf fiel leblos ans die Brust von Carmelite, welche trotz des Brausens ihrer Schläfe, des Klingens ihrer Ohren, den letzten Ruf ihres Geliebten gehört hatte, und, da sie diesen vielgeliebten Kopf sich schwer auf ihre Brust niedersenken fühlte, schauerte und einen schwachen Schrei ausstieß.

Es ist eine von der Medizin notorisch anerkannte Thatsache, welche auch alle Statistiken beweisen; ohne daß indeß die Wissenschaft den Grund davon angeben kann: dem Selbstmorde eines Mannes und eines Weibes ist es in der Regel der Mann; der zuerst unterliegt.

Wir bestätigen das Factum vor unsern Lesern erkläre es, wer kann.

Colombau unterlag also zuerst.

Carmelite, als sie begriff, ihr Geliebter habe den letzten Seufzer ausgehaucht, öffnete die Augen wieder, schien einen Moment ihre Kräfte wieder zu erlangen und fand Stimme genug, um



noch mit allen Saiten ihres Herzens zu rufen:

Colombau! Colombau!« Dann zog sie an ihre Lippen die Stirne des jungen Mannes, raffte Alles zusammen, was ihr an Leben blieb, küßte ihn zum letzten Male und sprach:

»Hier bin ich! hier bin ich!«

Und ihr Kopf fiel zu dem ihres Geliebten.

Es schlug eben ein Uhr.

---

## LVIII.

Ein sehr pressanter Brief.

Es war gerade, wenn man sich erinnert, die Stunde, zu der, — nachdem der Streit in der Freischenke beschwichtigt, — die drei jungen Leute, die wir am Eingange dieser Geschichte gefunden, und ihr geheimnißvoller Retter sich Abendbrod serviren ließen.

Sie haben nicht vergessen, lieber Leser, daß Salvator und Jean Robert, als sie ans der Rue Aubry-le-Boucher weggingen, ihre zwei Gefährten Petrus und Ludovic, auf dem Tische eingeschlafen, unter der Obhut des Kellners zurückließen, der auf die Empfehlung von Salvator für sie haftete.

Dann gingen der Commissionär und der Dichter noch der Rue Saint-Jacques wo sie der Ton des Violoncells zu Justin führet sie hörten die Erzählung des Schulmeisters und waren im Augenblicke der durch den Brief von Mina herbeigeführten Entwicklung da. Salvator lief nach der Polizei, um über des entführte Mädchen Erkundigungen einzuziehen; Jean Robert holte ein Pferd, und Justin folgte Babolin zur Brocante, wo Jean Robert und Salvator wieder mit ihm zusammentrafen.

Mit der neuen Auskunft, die er von der alten Zauberin erhalten, und der Ermahnung von Salvator, es zu verhindern daß Jemand in das Zimmer von Mina oder in den Garten der Pension eintrete, jagte der Schulmeister sodann mit verhängten Zügeln nach Versailles.

Salvator und Jean Robert aber erwarteten Herrn Jackal auf dem Pont-Neuf; hier nahm sie der Polizeimann in seinem Wagen auf, wo er ihnen auf eine gedrängte Weise das Abenteuer erzählte, das wir im Gegentheile in seiner ganzen düstern Ausdehnung dem Leser vor Augen gelegt haben.

Lassen wir Justin nach Versailles reiten, lassen wir Jean Robert, Salvator und Herrn Jackal nach dem Bas-Meudon fahren und lehren wir zu Ludovic und Petrus zurück, welche auf dem Tische der Freischenke schlafen.

Der Erste, der erwachte, war Ludovic, und er erwachte bei dem Lärmen, den eine lustige Gesellschaft machte, um sich ihrerseits dieses vierten Stockes zu bemächtigen, dessen Eroberung den drei Freunden so viel Mühe gekostet hatte.

Getreu der Einschärfung von Salvator, wollte der Kellner nicht einmal erlauben, daß man in das Zimmer eintrete, wo Petrus und Ludovic schliefen.

Der Lärm, den die Gesellschaft, auf ihrem Verlangen bestehend, machte, hatte den jungen Doktor seinem Schläfe entzogen.

Er schlug die Augen auf und horchte.

Sein erster Gedanke, als er sich dessen, was vorgefallen, erinnerte, war, er werde, nachdem er die Stadt im Sturme genommen, genöthigt sein, die Belagerung auszuhalten: diesmal griffen aber die Belagerer mit so munterem Gelächter an, dieses Gelächter schien aus so jungen und so frischen Kehlen hervorzukommen, daß Ludovic dachte, es sei vielleicht ein Vergnügen dabei zu gewinnen, daß man sich von solchen Gegnern gefangen nehmen lasse.

Dem zu Folge öffnete er selbst die Thüre.

Auf der Stelle brach ein Trupp von Pierrots und Pierretten, von Malins und Poissarden mit einem solchen Geräusche, mit so schallendem Gelächter ins Zimmer ein, daß Petrus ganz erschrocken aufsprang und Feuer« schrie.

Petrus träumte von einem Brande .

Mitten unter diesem Einbruche aber fühlte Ludovic, zwei hübsche Arme sich um seinen Hals schlingen, während ein Mund, — von dem jeder Hauch den Bart des Wolfes, dessen Sammet ihm den oberen Theil des Gesichtes verbarg, flattern machte, — ihm mit den weißesten Zähnen und den rosigsten Lippen, die er je gesehen, sagte:

»Du bist es also, Studiosus meines Herzens, der sich den Luxus erlaubt, Zimmer für sich ganz allein zu nehmen?«

»Ei!« erwiderte Ludovic, »wenn Du Dir die Mühe gegeben hättest, umherzuschauen, Pierrette, mein Liebchen, so würdest Du gesehen haben, daß ich nicht allein bin.«

»Ah! Ja, ja, versetzte die Pierrette, »hier ist in der That Meister Raphael in Person! Soll man Dir etwa für das Bein der Frau beim Brande des Dorfes stehen, Du, der Du Feuer schriest, als wir eintraten?«

Und das Mädchen hob seine Hose auf und zeigte, unter einem feinen seidenen Strumpfe, eines von den Beinen, wie sie die Maler suchen, und die Cardinäle finden.

»Ah! ich kenne dieses Bein, Prinzessin!« Sagte Petrus.

»Chante-Lilas!« rief Ludovic gleichzeitig.

»Da ich erkannt bin, so lege ich meine Maske ab,« sprach die schöne Wäscherin; »überdies trinkt man schlecht, wenn das Gesicht nicht entblößt ist. . . Zu trinken! ich sterbe vor Durst!«

Und die ganze Gesellschaft, welche aus fünf bis sechs Wäscherinnen von Vanvres und drei bis vier Gärtnerinnen von Meudon in Begleitung ihr Liebhaber bestand, wiederholte im Chor:

»Zu trinken! zu trinken!«

»Stille!« sagte Ludovic; »das Zimmer gehört mir: es ist also an mir, die Honneurs desselben zu machen. Kellner, sechs Flaschen Champagner für mich!«

»Und sechs für mich!« rief Petrus.

»So ist es gut,« sprach die Prinzessin, »und man wird das anerkennen, indem man Jedem eine Wange vorbehält.«

»Gerade oder ungerade?« sagte Petrus, während er eine Hand voll Münze aus seiner Tasche zog.

»Was machen Sie, Seigneur Raphael?« fragte Chante-Lilas.

»Ich spiele mit Ludovic um seine Wange gegen die meine,« erwiderte Petrus.

»Gerade für das Paar!« antwortete Ludovic in derselben Sprache, in der sein Freund mit ihm sprach.

»Ah! wir brennen also immer nach Petarden ab,« sagte die Prinzessin, zu ihrer gewöhnlichen Redensart zurückkehrend. »Piff! Paff! Es fehlt uns nur Camille: er würde das Bouquet abbrennen.«

In diesem Augenblicke trat der Kellner mit den zwölf Flaschen Champagner ein. »Hier ist das Bouquet!« rief er, indem er den Pfropf von zwei Flaschen, deren Draht er auf der Treppe abgeschnitten, springen ließ.

Gewonnen,! rief Ludovic, der Chante-Lilas auf beide Wangen küßte. »Ich entführe dich, Sabinerin!«

Und er nahm die Prinzessin den Vanvres in seine Arme, wie er es mit einem Kinde gethan hätte, und trug sie an einen Tisch, wo er sie, nachdem er sich selbst gesetzt hatte, auf seinen Schooß setzte.

Nach einer Stunde waren die zwölf Flaschen getrunken, und ebenso zwölf weitere, welche die Gesellschaft, um nicht im Rückstande zu sein hatte kommen lassen.

»Nun müssen wir aber nach Vanvres zurückkehren,« sagte die Prinzessin. »Hier ist Nanette: sie versprach ihrer Gebieterin um elf Uhr nach Hause zu kommen, und sie hat ihr einen Brief zu geben. Es ist nun drei Uhr Morgens: zum Glücke ist der Brief pressant.«

»Vier Uhr Prinzessin!« versetzte Petrus.

»Und die Patronin sieht um fünf Uhr auf!« rief Chante-Lilas »Vorwärts, die ganze Gesellschaft!«

»Bah!« entgegnete hie Gräfin vom Battoir, »sie wird sich auch lustig gemacht haben, die Patronin, und sie steht heute sicherlich erst um sechs Uhr auf.«

»Prinzessin,« fragte Ludovic, »wann Ihre erste Reise nach Paris?«

»Oh!« versetzte Chante-Lilas, »als ab Sie sich nach um das bekümmerten!«

»Gewiß bekümmere ich mich darum, besonders wenn ich keine Wäsche mehr habe.«

»Ei! wie kleinlich ist das!« sagte Chante-Lilas. »Nun wohl, Sie werden Ihre Wäsche bekommen, wenn Sie sie selbst holen.«

»Chante-Lilas! keine Dummheiten! die Wache war hart für die weißen Hemden, und ich kann meine Kranken nicht in einem Spitzenhemde besuchen.«

»Kommen Sie und holen Sie Ihre Wäsche.«

»Oh! wenn es sich nur hierum handelt, und wenn in Ihrem Wagen Platz ist, Prinzessin, hier bin ich.«

»Ohne Spaß?«

»Es ist; wie ich Eurer Hoheit zu sagen die Ehre habe.«

»Bravo! Bravo! wir werden Milch in der Mühle den Vanvres trinken! . . . Gehen Sie mit, Seigneur Raphael?«

»Gehst Du mit, Petrus? Bah! die längsten Tollheiten sind die besten!«

»Beim Teufel! es fehlt mir nicht am guten Willens unglücklicher Weise habe ich eine erste Sitzung.«

»Nun, so verschiebe diese Sitzung.«

»Unmöglich!« erwiderte Petrus; »ich habe mein Wort gegeben.«

»Ah! das ist heilig.« versetzte Chante-Lilas; »und die Fornarina gibt Raphael Urlaub . . . Komm König der Malins!«

Hiernach reichte sie Ludovic den Arm; entschlossen, den Carneval lustig zu begraben, bezahlte dieser seine Rechnung und die von Petrus, sprang die Treppe zu vier und vier hinab und stieg in die riesige Tapissière, welche die ganze Gesellschaft von Vanvres nach Paris gebracht hatte.

Petrus, der in der Rue de l'Ouest wohnte, nahm Abschied von seinem Freunde, wünschte ihm viel Vergnügen, und antwortete noch, trotz der Entfernung und der Finsterniß, auf die geräuschvollen Adieux, die ihm die lustige Gesellschaft zusandte.

»Nun, fragte Ludovic, »wohin des Teufels gehen wir denn so? Mir scheint, wir schlagen den Weg nach Versailles und nicht den nach Vanvres ein?«

»Hätte uns Raphael nicht verlassen, König der Malins,« antwortete Chante-Lilas, »er würde

Eurer Majestät sagen; jeder Weg führe nach Rom.«

»Ich verstehe nicht,« entgegnete Ludovic.

»Schau Nanette, die schöne Gärtnerin, an!«

»Ich schaue sie an.«

»Wie findest Du sie?«

»Hübsch . . . Nun?«

»Nun, sie ist unter der Bedingung mitgegangen, daß ich sie vor ihrer Thüre absetze.«

»Gut! und warum dies?«

»Ei!« erwiderte die Gräfin vom Battoir. »man sagt Ihnen ja, sie habe einen sehr pressanten Brief.«

»Warum hat sie ihren Brief nicht abgegeben, ehe sie weggegangen ist?« .

Weil sie am Ende des Dorfes war, als sie dem Briefträger begegnete, weil wir zwischen Vanvres und dem Bas-Meudon warteten, und dies für sie eine halbe Stunde Verzug gemacht hätte.«

»Gut! das ist eine Erklärung.«

»Oh!« sagte Chante-Lilas, »und dann, da der Brief schon sechsundzwanzig Tage unter Weges war, denn er kommt von den Colonien, so sind einige Stunden mehr oder weniger . . .«

»Nicht der Tod eines Menschen,« fiel die Gräfin vom Battoir ein.

»Und selbst im Falle des Todes eines Menschen,« sagte Chante-Lilas, »haben wir nicht den Doktor bei uns? . . Nun, er schläft, der Doktor!«

»Oh! bei meiner Treue ja,« sprach Ludovic. »Erlaube, daß ich mich zu Deinen Füßen setze, Prinzessin, und meinen Kopf auf Deinen Schooß lege. Du wirst mir das Leben retten.«

»Schön!« versetzte das Mädchen, »hätte ich gewußt, man nehme den Herrn zum Schlafen mit, so würde man ihn auf einen Gemüsegewagen gelegt haben, und er wäre dort so gut gewesen als hier.«

»Ah! Prinzessin,« versetzte Ludovic halb eingeschlafen, »Du lässest Dir nicht Gerechtigkeit widerfahren: kein Kohl ist so weich, kein Salat ist so zart wie Du.«

»Mein Gott!« sprach Chante-Lilas mit einem Ausdrucke tieferer Mitleids, »wie dumm ist ein Mensch von Geist, wenn er zu schlafen Lust hat.«

Es schlug fünf Uhr Morgens, als wen in Bellevue ankam. Allmählig hatte das schallende Gelächter aufgehört, war das lustige Geschrei erloschen; das Unbehagen und die Kälte, von der Rückkehr am Morgen, besonders im Winter, unzertrennlich, lasteten auf der halbentschlummerten Maskengesellschaft; Jeden drängte es seine Stube, sein Feuer, sein Bett wiederzufinden.

Die Tapissière hielt vor der Thüre des von Colombau und Carmelite bewohnten Hauses an; Nanette sprang aus dem Wagen, zog den Schlüssel aus ihrer Tasche und trat ein.

Gut,« sagte sie, als sie durch die Thüre des offen gebliebenen und auf den Garten gehenden Corridors das Licht sah, das im Cabinet von Colombau glänzte, »der junge Mann wacht noch und soll sogleich seinen Brief haben.

»Gute Nacht, die ganze Gesellschaft!«

Und sie schloß die Thüre.

Einiges dumpfe Schnarchen antwortete aus dem Innern des Wagens, der nach Vanvres weiter fuhr.

Kaum hatte er aber hundert Schritte gemacht, als der Rufe »Zu Hilfe! zu Hilfe! Herr Ludovic! Herr Ludovic!« von der Seite erscholl, wo man Nanette abgesetzt hattet.

Der Wagen hielt an.

»Was gibt es?« fragte Ludovic, plötzlich aufgeweckt.

»Ich weiß es nicht, doch man ruft Sie,« antwortete Chante-Lilas. »Ich glaube die Stimme von Nanette zu erkennen.«

»Es wird ein Unglück geschehen sein!«

Ludovic sprang aus dem Wagen und erblickte in der That Nanette; diese lief ganz erschrocken herbei und schrie:

»Zu Hilfe! zu Hilfe!«

---

## LIX.

### Die Ersticken.

Er eilte auf sie zu.

»Ih! kommen Sie geschwinde, Herr Ludovic! kommen Sie schnell! kommet Alle! sie sind todt!«

»Wer ist todt?« fragte Ludovic.

»Mademoiselle Carmelite und Herr Colombau.«

»Colombau?« rief Ludovic; »Colombau von Penhoël«

»Ja, Herr Colombau von Penhoël und Mademoiselle Carmelite Gervais. Mein Gott! welch ein Unglück! So jung, so schön, so artig!«

Ludovic eilte auf der Stelle gegen das Haus fort und machte, da er den Gang offen fand, nur einen Sprung von der Straße nach dem Pavillon im Garten.

Das von Colombau geöffnete und von ihm schlecht wiedergeschlossene Fenster des Cabinets war abermals von Nanette geöffnet worden, welche es, nachdem sie vergebens gerufen, wagte, durch das Fenster zu steigen, um an die Thüre des Zimmers zu klopfen.

Als sie sah, daß man ihr nicht antwortete, öffnete sie die Thüre; sogleich machte sie aber drei Schritte rückwärts und fiel beinahe zu Boden. Eine furchtbare Strömung von Kohlensäure umhüllte sie wie mit einer tödtlichen Wolke. Von da an begriff sie Alles, und da sie dachte, sie werde den Wagen leicht einholen, so eilte sie hinweg, um ihn zu verfolgen.

Ihr Geschrei wurde gehört, der Wagen hielt an. Ludovic stürzte in den Pavillon durch das Fenster des Cahinets und versuchte es, ins Zimmer einzutreten, wurde aber selbst durch den verpesteten Dampf zurückgeworfen.

Er wandle sich gegen die Luft um und athmete sie mit voller Lunge ein.

In diesem Augenblicke liefen alle Leute herbei.

»Zerbrecht die Fenster! sprengt die Thüren!« rief Ludovic; »Luftströme! Sie haben sich mit Kohlendampf erstickt!«

Man versuchte es die Läden zu öffnen: sie waren von innen geschlossen.

Mit ein paar Fußstritten sprengte man die Thüre.



Doch diejenigen, welche auf der Schwelle erschienen, waren genöthigt, zurückzuweichen.

»Man halte Essig und Salzwasser bereite man wecke den Apotheker auf, wenn einer im Dorfe ist, und man nehme bei ihm englisches Salz und Ammoniak. Nanette, zündet Sie irgendwo Feuer an, und lassen Sie Servietten heiß machen.«

Dann, wie der Bergmann in den Schlund hinabsteigt, wie der Matrose in das Meer taucht, stürzte Ludovic ins Zimmer.

Die lustige Maske hatte dem Manne der Wissenschaft Platz gemachte der Arzt wollte nun alle Hilfsmittel seiner Kunst anwenden.

Ludovic erreichte umhertappend das Fenster; die Kerze war erloschen, das Feuer des Kantine ebenso; der Rechaud hatte weder Flamme, noch Rauch mehr.

Die Vorhänge fielen am Fenster herab und verhinderten ihn, den Drehriegel zu finden.

Ludovic umwickelte sich seine Hand mit seinem Taschentuche und zerschmetterte mit zwei Faustschlägen zwei Scheiben.

Ein Luftzug fing an sich zu bilden; es war Zeit: er selbst schwankte und mußte sich am Klavier festhalten. Dann ergriff er die Vorhänge mit vollen Händen, riß sie von ihren Stangen herab, und so gelang es ihm, das Fenster zu öffnen.

Die durch den Sauerstoff und den Kohlenstoff gebildete Kohlensäure machte nach und nach der athembaren Luft Platz, welche nun durch drei Oeffnungen eindrang.

»Tretet ein!« rief Ludovic; »tretet ein es ist keine Gefahr mehre tretet ein und erleuchtet das Zimmer.«

Man steckte die zweite Kerze an, und jeder Gegenstand wurde sichtbar.

Die zwei jungen Leute lagen, eines in den Armen des andern, auf dem Bette, als ob sie so eben eingeschlafen wären.

»Ist ein Arzt hier,« fragte Ludovic, »ein Barbier, gleichviel! ein Mensch, der mir helfen kann?«

»Es ist Heer Pilloy hier, ein alter Wandarzt von der Garde, ein sehr geschickter Mann,« antwortete eine Stimme.

»So lauft zu Herrn Pilloy,« sagte Ludovic; »läutet bis er aufsteht; zieht an ihm, bis er kommt.«

Dann ging er auf das Bett zu und sprach den Kopf schüttelnd:

»Ah! ich glaube, wir kommen zu spät!«

Die Lippen des jungen Mannes waren in der That schwärzlich.

Ludovic hab die Augenlider auf.

Das Auge von Colombau war angeschwollen, glasig; das Auge nun Carmelite trübe, von Blut unterlaufen.

Kein Athem lebte mehr, weder in dem Einen, noch in dem Andern.

»Zu spät! zu spät!« wiederholte Ludovic in Verzweiflung. Gleichviel, thun wir immerhin, was zu thun ist. Ihr Frauen, übernehmet das Mädchen,« fuhr er fort; »ich übernehme den Mann.«

»Was müssen wir thun?« fragte Chante-Lilas.

»So gut als nur immer möglich ausführen, was ich Dir sagen werde: vor Allem das Mädchen ans Fenster tragen . . .«

»Kommt!« sprach Chante-Lilas zu ihren Freundinnen.

»Und wir?« fragten die Männer.

»Suchet das Feuer wieder anzuzünden . . . ein großes Holzfeuer; erwärmet Servietten; zieht ihm die Stiefel aus . . . Ich werde es versuchen, ihm am Fuße zur Ader zu lassen . . . Ah! zu spät! zu spät!«

Ludovic gab diesen Ausruf der Verzweiflung von sich, während er Colombau vorn Bette zum Fenster trug.

»Hier ist Essig, hier ist Salzwasser,« sagte Nanette.

»Gieße den Essig in einen Teller, daß man Taschentücher darein tauchen und damit die Schläfe der Erstickten reiben kann; — Du hörst, Chante-Lilas?«

»Ja, ja,« erwiderte das Mädchen.

»Schneidet eine Feder wie ich es thue, seht . . . drückt die Zähne auseinander, wenn Ihr könnt, und blast ihr Luft in die Lunge ein.«

Man gehorchte Ludovic, wie man in einer Schlacht einem Heerführer gehorcht.

Carmelite hatte die Zähne fest an einander gepreßt; doch mit Hilfe eines eisenbeinernen Messers gelang es Chante-Lilas, ihr die Kiefer auseinander zu drücken und die Feder zwischen die Zähne zu schieben.

»Nun?« fragte Ludovic.

»Die Feder ist eingeschoben.«

»So blase . . . Ich kann es nicht zu Stande bringen, er hat eiserne Zähne! . . Hast Ihr ihm seine Stiefel und seine Strümpfe ausgezogen?

»Ja.«

»Reibt ihm die Schläfe mit Essig; sprengt ihm frisches Wasser ins Gesicht, drückt ihm die Zähne auseinander, und müßtet Ihr sie zerbrechen. Ich will es versuchen, ihm am Fuße zur Ader zu lassen.«

Ludovic öffnete sein Etui, nahm eine Lancette heraus, stach zweimal die Ader am Fuße, doch vergebens. Das Blut kam nicht.

»Nehmt ihm seine Halsbinde ah; reißt ihm die Weste, das Hemd, reißt ihm Alles vom Leibe.«

»Hier sind glühendheiße Servietten,« sagte eine Stimme.

»Gebet Chante-Lilas davon und reibet die Brust mit den Servitten; — Du hörst, Chante-Lilas? mache es ebenso! — Ah! hier ist ein Messer.«

Es gelang Ludovic ein Messer zwischen die zwei Kiefer von Colombau zu drücken; auf die Hoffnung eine Federspule in einen so engen Raum zu schieben, verzichtend, hielt er sodann seine Lippen an die Lippen des jungen Mannes und versuchte es, ihm Luft in die Lunge einzublasen.

Die Kehle war geschlossen; die Luft ging nicht durch den Schlund.

»Zu spät! zu spät!« murmelte Ludovic. »Versuchen wir es mit der Drosselader.«

Er nahm wieder seine Lancette und öffnete mit einer wunderbaren Sicherheit die Ader am Halse. Doch es kaut ebenso wenig Blut als am Fuße.

»Da ist englisches Satze und Alkali.« sagte der Bote, indem er Ludovic zwei Fläschchen darreichte.

»Hier, Chante-Lilas,« sprach Ludovic, »nimm das Fläschchen mit dem Satze und hatte es dem Mädchen unter die Nase. Ich nehme das Alkali.«

Gut!« erwiderte Chante-Lilas, die Hand ausstreckend.

»Und die Luft?« fragte Ludovic.

»Wie, die Luft?«

»Glaubst Du, sie sei in die Lunge eingedrungen?«

»Mir scheint, ja.«

»Dann guten Muth, mein Kind! guten Muth! Reibe die Schläfe mit Essig und laß sie das Salz

einatmen.«

Der junge Doktor tauchte mittlerweile ein Tuch in alkalisiertes Wasser und umhüllte damit den Kopf von Colombau, — Colombau blieb jedoch unbeweglich kein Hauch kam ans seiner Brust, keiner konnte darein eindringen.

»Oh!« sagte Chante-Lilas, »mir scheint die Lippen erbleichen!«

»Muth! Muth! Chante-Lilas! das ist ein gutes Zeichen! . . Oh! mein liebes Kind; sieh, welches ein Glück in Deinem Leben, wenn Du Dir sagen könntest, Du habest eine Frau gerettet.«

»Mir scheint, sie hat gestöhnt.« rief Chante-Lilas.

Hebe das Augenlid auf und schau das Auge an: ist es immer noch so trübe?«

»Oh! Herr Ludovic, mir scheint, es ist weniger trübe.«

»Herr Pilloy ist nicht zu Hause,« meldete zurückkehrend der Bote, den man zum Wundarzte geschickt hatte.

»Wo ist er?« fragte Ludovic.

»Bei Herrn Gérard, bei dem es sehr schlecht geht.«

»Wo wohnt Herr Gérard?«

»In Vanvres . . . Soll ich dahin gehen?«

»Unnütz! es ist zu weit.«

»Oh! es steht auch sehr schlimm bei dem armen Herrn Gérard,« sagte eine Stimme.

»Herr Ludovic, Herr Ludovic, sie athmet!« rief Chante-Lilas.

»Bist Du dessen sicher, mein Kind?«

»Ich rieb ihr die Brust mit einer heißen Serviette: ich fühlte ihre Brust sich heben . . . Herr Ludovic, sie greift mit ihrer Hand nach ihrem Kopfe!«

»Wohl, so werden wir von zweien wenigstens eines retten! Traget sie rasch von hier weg, damit sie, wenn sie die Augen öffnet, nicht ihren toten Geliebten sieht.«

»In ihr Zimmer, in ihr Zimmer!« rief Nanette.

»Ja, in ihr Zimmer . . . Ihr werdet alle Fenster öffnen, und dort ein großes Feuer machen . . . Geht! Geht!«

Die Frauen trugen Carmelite weg.

Es fing an Tag zu werden.

»Du weißt, was zu thun ist, Chante-Lilas?« rief Ludovic der Gruppe der Frauen zu, welche Carmelite wegtrug.

»Nein; sagen Sie!«

»Was Du bis jetzt gethan hast, nichts Anderes.«

»Wenn sie aber fragt, was mit ihrem Geliebten geschehen sei?«

»Sie wird wahrscheinlich vor einer Stunde nicht sprechen, und erst in zwei bis drei Stunden wieder zu Sinnen kommen.« .

»Und dann werden entweder Colombau oder ich bei ihr sein.«

Hiernach kehrte Ludovic zu Colombau zurück und murmelte:

»Zu spät! zu spät! Armer Colombau! oder viel mehr arme Carmelite!«

Und er arbeitete wieder an dem jungen Manne mit der erhabenen Hartnäckigkeit des Arztes, der das Leben bis in den Armen des Todes verfolgt.



## LX.

Um das Bett von Carmelite und beim Bette von  
Colombau.

Morgens um neun Uhr hielt der Wagen, in dem Herr Jackal, Salvator und Jean Robert saßen, vor der Thüre des Hauses an, wo die von uns so eben erzählten schrecklichen Ereignisse vorgefallen waren.

Drei andere Wagen standen schon vor dieser Thüre, ein Fiacre, eine kleine bürgerliche Caleche und ein großer mit Wappen verzierter Wagen.

»Sie sind alle Drei da,« murmelte Salvator.

Herr Jackal wechselte leise ein paar Worte mit einem schwarz gekleideten Manne, der sich bei der Thüre aufhielt.

Der schwarz gekleidete Mann bestieg ein an einer Schranke, ein paar Schritte von da, angebundenes Pferd und ritt im Galopp weg.

»Ich beschäftige mich mit Ihrem Schulmeister,« sagte Herr Jackal zu Salvator und zu Jean Robert.

Salvator antwortete durch einen stummen Dank mit dem Kopfe und trat in den Gang ein.

Kaum hatte er hier drei Schritte gemacht, als ein ans dem Ruheplatze des ersten Stockes liegender Hund die Stufen herabsprang und seine Pfoten auf die Schultern von Salvator legte.

»Ja, mein Hund, ja, Roland! Ja, sie ist da, ich weiß es . . . Auf, zeige uns den Weg, Roland!« .

Der Hund stieg zuerst hinauf und blieb vor der Thüre des Zimmers von Carmelite stehen.

Herr Jackal als ein Mann, der das Recht hat, überall einzudringen, öffnete diese Thüre und trat ein, gefolgt von Salvator und von Jean Robert.

Da bot sich ein Gemälde von tiefer Poesie den Blicken des Polizeibeamten und der zwei jungen Leute.

Man stelle sich um das Bett auf dem Carmelite, noch erstarrt, aber außer Gefahr, ausgestreckt lag, drei Mädchen knieend und betend vor; — drei Mädchen gleich an Alter, gleich an Schönheit, und alle Drei gekleidet, wie Carmelite selbst gekleidet war, das heißt mit einer eigenthümlichen Tracht, welche natürlich hier ihre Beschreibung findet.

Diese Tracht war die der Kostschülerinnen von Saint-Denis. Sie bestand aus einem Kleide von feiner schwarzer Sarsche, mit großem, ausgestofftem Rocke und geschlossenem Leibe, auf den

ein weißer, gesattelter Kragen niedergeschlagen war; die Aermel der Kleider weit und herabhängend, wie die Aermel der Nonnen; ein großes wollenes Band, das sich um beide Schultern wand, umgürtete die Taille, auf dem Rücken einen Winkel bildend, dessen Base am Gürtel, dessen Spitze an den Schultern war; dieser handbreite Gürtel war mit Wolle von sechs Farben gestickt: grün, veilchenblau, aurorefarbig, blau, weiß und nacaratarfarbig. Es war ein halb weltliches, halb religiöses Costume; eine Frau der Welt hätte in ihrem Anzuge nicht diese Strenge verwalten lassen; eine Nonne würde diesen glänzenden, alle Farben des Regenbogens reflectirenden Gürtel nicht getragen haben. Das ist, wie gesagt, die Tracht der Kostschülerinnen von Saint-Denis, wenn sie in das eintreten, was man die Ausbildungscasse nennt.

Jean Robert erkannte mit dem ersten Blicke Fragola, und er schaute Salvator an, um sie ihm zu bezeichnen; doch dieser hatte sie schon gesehen und war sogar von ihr gesehen worden: er legte seinen Finger auf seinen Mund, um Jean Robert Stillschweigen zu empfehlen.

Plötzlich wichen die zwei Freunde erschrocken zurück, es hatte ihnen geschienen, der Körper mache eine Bewegung, und sie wußten nicht, daß Carmelite durch Ludovic gerettet worden war.

»Ah! Ah!« sagte Herr Jackal mit der Gleichgültigkeit deren solche Schauspiele gewöhnten Leute, »sie ist also nicht todt?«

»Nein, mein Herr,« antwortete die größte von den jungen Frauenspersonen, diejenige, welche durch den Wuchs und sogar durch die Schönheit den Anderen zu gebieten schien.

Jean Robert wandte sich um: der Klang dieser Stimme war ihm nicht unbekannt.

Er erkannte Fräulein Regina von Lamothe-Houdan.

»Doch der junge Mann?« fragte Herr Jackal, »Man hofft noch,« antwortete Regina: »es ist ein junger Arzt bei ihm; Und so lange er ihn nicht aufgegeben hat, wird nichts verloren sein.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre; und knien großen Erstaunen von Jean Robert und Salvator trat Ludovic ein. Er hatte seinen ganzen Faschingsputz abgelegt und einen Mann zu Pferde abgeschickt, um in seiner Wohnung einen vollständigen Anzug zu holen..

»Nun?« fragten alle Stimmen.

Ludovic schüttelte den Kopf.

»Der Mönch ist bei ihm,« erwiederte er; »ich, was mich betrifft, habe nichts mehr dort zu thun.«

Dann, als man auf Carmelite deutete, welche immer noch stumm da lag, und deren Augen, wenn sie sich aufthaten, nicht zu sehen schienen, sprach Ludovic:

»Oh! armes Kind! . . . laßt sie in ihrer Unwissenheit: sie wird immer noch zu früh ins Leben zurückkehren!«

»Meine Herren, es sagte Jackal zu Salvator und zu Jean Robert, »wir sind nur zufälliger Weise hier; ich glaube also, es wäre gut, die Kranke mit ihren Freundinnen und dem Arzte zu lassen, so rasch als möglich das Protokoll zu machen, und nach Versailles abzugehen.«

Jean Robert und Salvator verbeugten sich zum Zeichen der Beistimmung.

Fragola stand auf und sagte ein paar Worte Salvator ins Ohr; dieser nickte bejahend mit dem Kopfe.

Wonach der Commissionär und der Dichter hinter Herrn Jackal hinausgingen, wie sie eingetreten waren.

Alles war im unteren Zimmer bereit, um die Erzählung des Ereignisses zu schreiben.

Die Thüre des Flurganges stand offen, und durch die Scheiben der Fenster des Pavillon sah man die Kerzen brennen.

»Wollen Sie ein paar Tropfen Weihwasser sprengen und ein Gebet für diesen armen Leib verrichten?« fragte Salvator den Dichter.

Jean Robert machte ein Zeichen der Einwilligung, und während Herr Jackal, um sich Ideen zu geben, die Nase mit Tabak vollstopfte, gingen Beide nach dem Pavillon.

Colombau lag auf seinem Bette: über seinen Kopf geworfen, deutete das Tuch durch seine Falten jene strenge Form an, welche die Hand des Todes den Leichnam gibt.

Ein schöner Dominicanermönch saß oben am Bette, sein Buch offen auf seinem Schooße; er hatte aber den Kopf zurückgeworfen, und indeß er Todtengebete sprach, entfielen stille Thränen seinen Augen.

Als er die zwei jungen Leute sah, welche mit entblößtem und gesenktem Haupte eintreten, stand der Mönch auf; sein Blick richtete sich abwechselnd auf Jean Robert und auf Salvator; doch die zwei Gesichter waren ihm offenbar unbekannt.

Der Eindruck, den Salvator beim Anblicke des Mönches empfand, war hiervon ganz verschieden: als er Dominique erblickte, blieb der junge Mann stehen und ließ beinahe einen Freudenschrei, jedoch gemäßigt durch die Ehrfurcht, entschlüpfen.

Bei diesem Schrei wandte sich der Mönch um; doch ein neuer, von ihm auf Salvator geworfener Blick lehrte ihn nicht mehr, als der erste, und abgesehen von dieser natürlichen Bewegung des Erstaunens, blieb er unempfindlich.

Salvator ging aber auf ihn zu und sprach:

»Mein Vater, ohne es zu vermuthen, haben Sie das Leben dem Manne gerettet, der vor Ihnen steht; und dieser Mann, der Sie nie gesehen, der Ihnen nie seitdem begegnet ist, hat Ihnen eine tiefe Dankbarkeit geweiht. Ihre Hand, mein Vater! . . .«



Der Mönch reichte seine Hand dem jungen Manne, der, so sehr sich auch Dominique anstrengte, sie zurückzuziehen, diese Hand ehrerbietig küßte.«

»Hören Sie mich nun an, mein Vater.« sprach Salvator. »Ich weiß nicht, ob Sie meiner eines Tags bedürfen werden; doch bei der heiligsten Sache, die je existirt hat, beim Leibe des Ehrenmannes; der so eben den Geist aufgegeben, schwört ich Ihnen, das Leben, das ich Ihnen verdanke, gehört Ihnen.«

»Mein Herr;« erwiderte ernst der Mönch, »ich nehme dies an, obschon ich nicht weiß, wann und wo ich Ihnen den Dienst, von dem Sie reden, habe leisten können. Die Menschen sind Brüder und in diese Welt gestellt, um sich einander zu unterstützen: bedarf ich Ihrer, so werde ich zu Ihnen geben. Ihr Name und Ihre Adresse?«

Salvator ging an den Schreibtisch von Colombaus schrieb seinen Namen und seine Adresse auf ein Papier und reichte dieses dem Mönche.

Der Dominikaner legte das Papier zusammengefaltet in sein Gebetbuch, nahm wieder seinen Platz oben am Bette von Colombau ein und setzte seine Gebete fort.

Die zwei jungen Leute ergriffen nach einander den in Weihwasser getauchten Buchszweig und besprengten damit das Tuch, das den Leichnam von Colombau bedeckte; dann knieten Beide am Fuße des Bettes nieder und verrichteten im Geiste ein inbrünstiges Gebet.

Während sie beteten, trat ein Mann bekleidet mit einer Livree ein, welche andeutete, daß er Diener in einem reichen bürgerlichen Hause war.

»Mein Herr,« sagte er zu dem Mönche, »ich glaube Sie sind derjenige, welchen ich suche.«

»Was wollen Sie von mir, mein Freund?« fragte Dominique.

»Mein Gebieter stirbt, und da der Pfarrer von Vanvres abwesend ist, so läßt er Sie inständig bitten, zu kommen und seine Beichte zu hören.«

»Ei!,« erwiderte der Mönch, »ich bin der Gemeinde fremd; dieser junge Manns bei dem ich Gebete spreche, war mein Freund, auf den Brief, den er mir geschrieben, den ich aber leider zu spät empfangen habe, bin ich gekommen.«

»Mein Herr,« versetzte der Diener, »diese Eigenschaft eines Fremden ist, glaube ich, gerade das, was mein Herr wünschen läßt, daß Sie ihm beistehen mögen . . . Es geht sehr schlecht bei ihm, und Herr Pilloy, der Wundarzt, hat ihm, von ihm selbst befragt, geantwortet, wenn er seine Vorsichtsmaßregeln nehmen wolle, so habe er keine Zeit zu verlieren.«

Der Mönch seufzte und schaute den unbeweglichen Leichnam an, dessen Form durch das Tuch sichtbar war.

»Mein Herr,« fuhr Jener fort, »mein Gebieter hat mir befohlen, Sie im Namen Gottes, dessen Diener Sie sind, zu beschwören, Sie mögen in aller Eile zu ihm kommen.«

»Ich hätte gern diesen armen Leib nicht verlassen mögen,« sprach der Mönch.

»Mein Vater,« sagte Salvator, »mir scheint, Sie sind Ihre Tröstungen den Lebenden schuldig, ehe Sie Ihre Gebete den Todten schuldig sind.«

»Und dann;« fügte Jean Robert bei; »wenn Sie wünschen, daß eine fromme und bei dem großen Unglück, das Ihnen begegnet, mitfühlende Seele hier bleibe, so bin ich da.«

»Mein Herr,« fragte drängend der Diener, »was soll ich meinem Gebieter sagen?«

»Sagen Sie ihm, mein Freund, ich folge Ihnen.«

»Oh! Dankt!«

»Nach wem habe ich zu fragen?«

»Nach Herrn Gérard.«

»Seine Straße? seine Nummer?«

»Oh! mein Herr, die erste Person, bei der Sie sich erkundigen, wird Ihnen das Haus zeigen: mein armer Herr ist die Vorsehung der Gegend.«

»Gehen Sie,« sprach der Mönch.

Der Diener ging rasch ab.

»Sie versprechen mir, bis zu meiner Rückkehr hier zu bleiben?« fragte Dominique Jean Robert.

»Mein Vater,« erwiderte der Dichter, »Sie werden mich wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben: am Fuße dieses Bettes.«

»Und wenn Sie mir etwas besonders zu empfehlen hätten,« sprach Salvator, »so würde ich mich bemühen, Sie nach meinen besten Kräften zu ersetzen.«

»Ich nehme Ihr Anerbieten an, mein Herr; Sie wissen, daß Sie mir gesagt haben, ich könne über Sie verfügen!«

»Thun Sie es.«

»Colombau hat mich beauftragt, darüber zu wachen, daß sein Leib beim Leibe derjenigen, welche er liebte, bestattet werde; die Vorsehung hat erlaubt, daß es nur eine Leiche gab; statt zwei: ich kann also den Wunsch meines Freundes nicht erfüllen. Mehr noch: dieser Leichnam muß so viel als möglich den Augen der armen Carmelite entzogen werden; ich habe daher beschlossen, heute noch um vier Uhr, nach der Bretagne abzureisen. . . . Es ist ein Vater dort: er hat ein Recht auf den Leib seines Sohnes und auf meine Tröstungen.«

»Um vier Uhr, mein Vater, wird Sie am Ende des Dorfes der Leichnam, in einen eichenen Sarg eingeschlossen, nach Erfüllung aller Formalitäten, in einer Postchaise erwarten. Sie brauchen nur Ihren Platz neben demselben zu nehmen und abzureisen.«

»Ich bin arm,« sagte der Mönch, »und ich habe nur eine Summe bei mir, welche kaum hinreichend für meine persönliche Reise; wie kann ich . . .«

»Seien Sie unbesorgt, mein Vater,« unterbrach Salvatore »die Reisekosten werden bei der Rückkehr bezahlt sein.«

Der Mönch näherte sich dem Bette, hob das Tuch auf, küßte Colombau auf die Stirne und ging ab.

Fünf Minuten nachher trat Herr Jackal ein.

Er ging auf die zwei jungen Leute zu, stützte sich auf stille gespreizten Beine, schaukelte sich einen Augenblick, mit den Händen in seinen Taschen, wandte sich dann besonders an Jean Robert und fragte den jungen Mann:

»Sie sind Dichter?«

»Das heißt, man behauptet, ich sei es.«

»Als Dichter,« fuhr der Polizeimann fort, »glauben Sie an die Vorsehung, nicht wahr.«

»Ja, mein Herr, ich habe den Muth, dies zu gestehen.«

»Sie brauchen in der That Muth!« sprach Herr Jackal, indem er seine Tabaksdose aus der Tasche zog und mit Wuth ein paar Prisen schlürfte.

»Ja welcher Hinsicht sagen Sie mir das?«

»In Betreff dieses Briefes.«

Und er zog aus seiner Tasche einen Brief, den er Jean Robert zeigte, ohne ihm denselben zu geben.

»Was für ein Brief ist dies?« fragte Jean Robert.

»Das ist ein Brief, der gestern Abend angekommen,« sagte Herr Jackal, »auf welchen man die zwei Worte *sehr pressant* zu schreiben besorgt gewesen war, den der Briefträger am Ende des Dorfes der Gärtnerin Nanette übergeben hat, den die Gärtnerin Nanette mit nach Paris genommen, und der, wenn er gestern Abend von denjenigen, an welche er adressirt war, gelesen worden wäre, zwei Glückliche gemacht hätte, statt einen Todten und eine Verzweifelte zu machen! Lesen Sie!«

Und er gab den Brief Jean Robert.

Dieser entfaltete ihn und las:

»Mein lieber Colombau, meine theure Carmelite,

»Nicht wahr, Ihr werdet sehr zufrieden, sehr glücklich sein, wenn Ihr diesen Brief von Eurem Freunde Camille Rozan ankommen seht, statt ihn selbst ankommen zu sehen?

»Ich höre Euch ausrufen: »»Oh! dieser gute, dieser — vortreffliche Camille!««

»Vernehmet, meine Theuersten, was mir einer meiner Landsleute schreibt, mit dem ich zur Zeit von meinem Heirathsprojecte mit Ihnen, Carmelite sprach:

»»Mein lieber Rozan, Deine zwei Freunde leben wie Turteltauben, ohne sich einen Augenblick er verlassen; sie lieben sich nicht nur, sondern, ich sage mehr, sie betete sich an.

»»Ich glaube, Du würdest sie durch Deine Rückkehr sehr betrüben.

»»Zeige Dich groß wie Alexander, der Apelles seine Geliebte Kampaspe abtrat.

»»Ich werde nicht sagen: **Tritt Colombau Deine Geliebte Carmelite ab**; doch ich sage; **Trenne nicht zwei Herzen, die der Himmel für einander geschaffen hat!**««

»Das schreibt mir mein Landsmann, mein lieber Colombau.

»Hierbei ist aber Eines, was ich schon wußte, mein Freunde daß Du Carmelite liebtest, es ist dann Eines, was ich nun weiß: daß Carmelite Dich liebt; es ist endlich ein Drittes, was Du mir gesagt hast, und was ich glaube: daß Du eher sterben, als zum Verräther an dem Eide, den Du mir geschworen, werden würdest, an dem Eide, über Carmelite wie über eine Schwester zu wachen.

»Du sollst nicht sterben, mein armer Freund, und darum gebe ich Dir Dein Wort zurück, wie das von Carmelite.

»Sei also glücklich, Colombau! und wenn Dir Dein Opfer drückend gewesen ist, so empfangе dafür den größten Lohn, den ich Dir bieten kann; denn in dem Augenblicke, wo ich mich für immer von ihr trennen soll, fühle ich die ganze Liebe, die ich noch für Carmelite hegte.

»Da es für mich Bedürfniß ist, diese Liebe zu ersticken und zwischen mein Herz und das ihrige eine unübersteigbare Schranke zu setzen, so habe ich mich auch gestern Abend verheirathet, und ich schreibe Euch diesen Morgen aus dem Hochzeitgemache.

»Gott befohlen also, mein theurer Colombau! Gott befohlen, meine theure Carmelite! Ich wünsche Euch alles Glück, das Ihr verdient, indem ich in Demuth meine Schwäche gestehe, ich würde sagen, meine Schlechtigkeit, wüßte ich nicht, daß diese Nachricht Euch Beide, besonders Carmelite, mit Freude erfüllen wird.

»Euer Freund

»Camille Rozan.«

»Nun,« fragte Herr Jackal während er den Brief wieder zurücknahm, »was sagen Sie hierzu, Herr Jean Robert?«

»Ich sage, das ist herzerreißend!« antwortete der junge Mann.

»Und Sie glauben immer noch an die Vorsehung?«

»Ich glaube daran.«

»Die Vorsehung; Herr Jean Robert,« versetzte Herr Jackal, seine Nase mit Taback vollstopfend, »soll ich Ihnen sagen, was das ist?«

»Sie werden mir ein Vergnügen machen, in Betracht, daß ich mit Zuversicht daran glaube.«

Nun wohl, mein lieber Herr, die Vorsehung, das ist eine gut gemachte Polizei! . . . Lassen Sie uns in Versailles sehen, ob wir die Braut des Schulmeisters wiederfinden.«

Und wenn nun der Leser zufällig laut die Frage an uns machen würde, welche Jean Robert leise an Salvator in dem Augenblicke richtete, wo er, getreu seinem versprechen, den Cammissionär der Rue aux Fers und den Mann der Rue de Jerusalem nach Versailles abgehen ließ und selbst bei der Leiche von Colombau blieb; wenn zufällig, sagen wir der Leser uns fragte: »Wie konnte Herr Jackal um halb acht Uhr Morgens von den im Bas-Meudon von Mitternacht bis um fünf Uhr Morgens vorgefallenen Ereignissen unterrichtet sein?« so würden wir antworten:

Es bestand zu jener Zeit ein sinnreiches Institut, das man das *schwarze Cabinet* nannte. Dieses schwarze Cabinet war ein Ort, wo ein Dutzend Angestellte sich insgeheim damit beschäftigten, die auf die Post gegebenen Briefe zu entsiegeln, und diese Briefe vor den Personen zu lesen, an die sie adressirt waren.

Heute gibt es kein schwarzes Cabinet mehr die Sache wird am hellen Tage getrieben.

Herr Jackal, — in Betracht der Gerüchte, welche über eine dreifache, republikanische, orleanistische und napoleonistische, Verschwörung im Umlaufe waren, — verachtete es seit einigen Monaten nicht, in seinen verlorenen Augenblicken das Geschäft eines einfachen Angestellten zu besorgen. Herr Jackal hatte dem zu Folge die Nacht mit dem Entsigeln und Lesen von Briefen zugebracht.

Der Brief von Colombau an Dominique war ihm in die Hände gefallen. Es geschah dies ungefähr Morgens um halb fünf Uhr.

Herr Jackal hatte sogleich einen Mann zu Pferde steigen lassen und ihm befohlen, mit verhängten Zügeln nach dem Bas-Meudon zu reiten. Herr Jackal, — welcher behauptete, die Vorsehung sei eine gut gemachte Polizei, — Herr Jackal hoffte, sein Mann werde zeitig genug ankommen: sein Mann kam einen Augenblick, nachdem man in den Pavillon von Colombau

eingedrungen, und folglich zu spät an.

Unter dem Tumulte schenkte man diesem Agenten keine Aufmerksamkeit. Er sah einen an Fräulein Regina von Lamothe-Houdan, an Frau Lydie von Marande und an Mademoiselle Fragola Pouroy adressirten Brief: er nahm diesen Brief und brachte ihn Herrn Jackal; dieser las ihn, wie er den an Dominique adressirten Brief gelesen hatte, befahl dann seinem Manne, ein frisches Pferd zu besteigen und den Brief wieder an den Platz zu legen, wo er ihn genommen hatte.

Dies hatte der Bote von Herrn Jackal eben gethan, als die zwei jungen Leute den Letzteren mit einem schwarz gekleideten Manne sprechen sahen, dessen Pferd an die Thüre einer Scheune angebunden war; was Herr Jackal leise diesem Manne sagte, ist, er könne sich schlafen legen, und der Polizeipræfect werde erfahren, mit welcher Geschwindigkeit und welcher Intelligenz er seine Sendung erfüllt habe.

---

## LXI.

### Ein Dorfphilanthrop.

Wir haben den Bruder Dominique abgehen sehen; zum Bette von Herrn Gèrard berufen, suchte er den würdigen Mann auf, dessen verzweifelter Zustand das ganze Dorf und seine Umgegend in die tiefste Unruhe versetzte.

Herr Gèrard war ein Philanthrop in der vollen Bedeutung des Wortes.

Geben wir unsern Lesern einige Auskunft über Herrn Gèrard, das heißt, theilen wir mit, was man von ihm erzählte.

Herr Gèrard war der reichste Einwohner von Vanvres und der Umgegend, das blieb unbestritten; Niemand kannte den Belauf seiner Einkünfte, so ungeheuer waren diese, und fragte man einen Bauern über diesen Gegenstand, so antwortete er unabänderlich:

»Herr Gèrard?«

»Ja, Herr Gèrard.«

»Sie fragen mich, ob er reich sei?«

»Das frage ich Euch.«

»Herr Gèrard hat so viel, Geld, daß er die Summe nicht weiß.«

»Er bewohnte einst, wie man sagte, ein herrliches; Gut bei Fnutinebleau; das er in Verfall gerathen ließ; wegen der Unglücksfälle, die ihn dort betroffen. Vormund von zwei reizenden Kindern, sah er diese eines Tags beide verschwinden, ohne daß er je Nachricht über sie zu erhalten vermochte; der Geliebte einer Frau, die er anbetete, fand er an einem andern Tage, als er nach Hause kam, diese Frau von einem Neufundlandshunde erwürgt, der wahrscheinlich, ohne daß man es bemerkte, wüthend geworden war.

Diese Reihenfolge entsetzlicher Unglücksfälle, welche wahrscheinlich jedem Andern, als ihm, einen Abscheu gegen das Menschengeschlecht beigebracht hätte, steigerte im Gegentheil seine Christentugenden, die er bis zur erhabensten Nächstenliebe und zur aufopferndsten Hingebung übte, und die ihn zum Beispiele der Philanthropen und zum Idole der Bevölkerung machten.

Er war um das Jahr 1821 oder 1822 nach Vanvres gekommen, in der Absicht sich hier niederzulassen. Er hatte mehrere verfügbare Häuser besichtigt, ohne zu finden, das ihm zusagte; endlich hatte er sich für das bestimmt, welches er bewohnte. Anfangs hatte man sich geweigert, es ihm zu geben; Herr Gèrad hatte aber einen so vortheilhaften Preis geboten, daß der Eigenthümer, obgleich er es für sich selbst gebaut, ihm das Haus abgetreten hatte.

Von da an bewohnte Herr Gérard, wie gesagt, dieses Haus, in welchem er zugleich wie ein Heiliger und wie ein Fürst lebte; wie ein Heiliger, wegen seines regelmäßigen sittlichen Betragens; wie ein Fürst, wegen der Almosen, die er um sich her spendete. Von einer Ankunft an war in der That Vanvres auf einen Weg des Wohlergehens gelangt, der es bald dazu führen mußte, daß es eines der blühendsten Dörfchen in der Umgegend den Paris wurdet von arm und dürftig, wie sie gewesen, wurden die Einwohner allmählig wohlhabend; Einige galten sogar für reich, und diesen, — wohl verstanden relativen, — Reichthum, der bei den am besten Betheiligten noch nicht die *goldene Mittelmäßigkeit* des lateinischen Dichters erreichte, hatte man ganz Herrn Gérard zu verdanken.

Die Folge hiervon war, daß es keine Hütte in Vanvres gab, wo der Name dieses würdigen Mannes nicht verehrt und gesegnet wurde; nie hätte man von ihm gesprochen, ohne irgend ein charakteristisches Epitheton beizufügen: es war der gute, der vortreffliche, der redliche, der tugendhafte, der wohlthätige Herr Gérard!

War die Ernte schlecht, hatte der Mangel an Sonne das Getreide zu reifen verhindert, hatte das Uebermaß der Hitze das Korn in der Aehre verdorrt, hatte der Hagel den Roggen und den Hafer niedergeworfen, hatten die Regen im Frühling die Saat faulen gemacht, schaute ein trostloser Bauer, auf den Stiel seiner unnützen Sense oder feines müßigen Spatens gestützt, mit Verzweiflung sein Feld, das einzige Vermögen seines Weibes und seiner Kinder an, das durch eine der Geißeln, gegen welche alle Kräfte des Menschen machtlos sind, verwüstet worden, — und Herr Gérard kam dann auf seinem Pferde oder in seinem Cabriolet vorüber, so stieg Herr Gérard sogleich ab, ging auf den Bauern zu, plauderte vertraulich mit ihm, tröstete, ermuthigte ihn, und fügte seinen Tröstungen, seinen Ermuthigungen ein mehr oder minder bedeutendes Gelddarlehen bei, das immer, nicht nach den Bürgschaften, die der Bauer bieten konnte, sondern nach den Verlusten, die er erlitten, nach den Bedürfnissen, die er hatte, abgemessen war, und zwar ohne Interesse von irgend einer Art. Eingen, deren Ruf gut war, hatte er sogar, wie man sagte, ohne Schein geliehen.

Man erzählte von ihm Züge, wie folgende zum Beispiel:

Ein Zimmermann, der am Dache seines Hauses arbeitete, fiel von einem Gerüste herab und brach sich das Bein. Statt ihn ins Spital zu schicken, wie es im zuvorhergehenden Jahre der Maire von Vanvres, der doch für einen der wohlthätigsten Menschen galt, bei einem ähnlichen Falle hatte thun lassen, nahm Herr Gérard bei sich nicht nur den verwundeten Zimmermann, sondern auch sein Weib und seine Kinder auf, ließ den Wundarzt von Meudon, Herrn Pilloy, rufen, empfahl ihm den armen Kranken zur besten Pflege und versprach ihm Bezahlung wie für einen Fürsten. Die Genesung dauerte drei Monate, und während dieser Zeit blieben der Zimmermann, behandelt mit einer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als ob er ein Bruder gewesen wäre, sowie sein Weib und seine Kinder, genährt, als ob sie zur Familie gehört hätten, bei Herrn Gérard. aus dessen Hause sie nur, zahlreiche Zeichen seiner Wohlthätigkeit mitnehmend, weggingen.

Später versank ein armer Schenkwrith, Vater von fünf Kindern, der seine Frau und seine älteste Tochter verloren, in eine entsetzliche Niedergeschlagenheit, ließ, trotz den



Ermunterungen und Rathschläge der Nachbarn, ab von jeder Sorge für sein Gewerbe, vernachlässigte seine wichtigsten Geschäfte, und blieb gleichgültig dabei, daß sein Haus jede Kundschaft und jeden Credit verlor; ein Gläubiger, der für feinen Nächsten durchaus nicht die Liebe hegte, wie Herr Gèrard, ließ das Hausgerät des armen Mannes verkümmern, und der Verkauf desselben sollte die vier übrigen Kinder auf die Straße setzen und auf das Betteln anweisen. Da erst trat der Schenkwrith, der nun den ganzen Umfang seines Unglückes begriff; aus seiner Vernichtung hervor, und am Tage des Verlaufs, als er den Gerichtsdienner sah, der seine ersten Geräthschaften versteigern ließ, fiel er seinen Kindern um den Hals, bat sie um Verzeihung wegen seiner Feigheit, und bot sein Leben demjenigen, welcher ihm die Mittel geben wollte, daß er sein Gewerbe wieder aufnehmen und seinen Verbindlichkeiten Genüge leisten könnte. In diesem Augenblicke kam Herr Gèrard vorüber. Er gesellte sich der Gruppe bei, welche halb aus Käufern, halb aus Zuschauern, herbeigezogen durch die verzweiflungsvolle Scene, bestand; er rief den Gerichtsdienner und fragte ihn, um welche Summe das armselige Mobilien verkauft werden sollte; und als der Gerichtsdienner antwortete, für achtzehnhundert Franken, da zog Herr Gèrard sogleich aus seiner Tasche drei Tausendfrankenbilletts, von denen, wie er erklärte, achtzehnhundert Franken zu Bezahlung der Schuld des Schenkwrithes und zwölfhundert dazu bestimmt waren, daß er sein Gewerbe wieder aufnehmen könnte. Da warf sich der unglückliche Vater seinem Wohlthäter zu Füßen und bedeckte seine Hände mit Thränen der Dankbarkeit unter dem Zujauchzen aller Anwesenden.

An einem andern Tage fand eine Bäuerin, die im Walde von Meudon Holz machte, ein Knäblein den sechs Monaten, das, im dürrn Laube liegend, schrie und weinte; die Frau nahm das Kind in ihre Arme, trug es nach Vanvres und zeigte es den entrüsteten Einwohnern; — denn die Regung des Gemüthes der Menge ist immer erhaben beim Anblicke eines verlassenem Kindes; — es war ein allgemeiner Fluch, der wie ein Feuerregen auf das Haupt der Mutter niederfallen sollte! — Man trug das arme, Kind auf die Mairie. Die Mairie müßte das natürliche Domicil, das Vaterhaus jeder Waise sein; doch der Maire antwortete, es liegen der Gemeinde schon zu viel Kinder zur Last, und was ihn persönlich betreffe, so werde er, während er sich die Freude versage, Kinder nach seinem Bilde zu erzeugen, sich nicht damit belustigen, daß er sich ein nach dem Bilde eines Unbekannten geschaffenes Kind aufbürde. Auf diese Antwort erhob; sich ein einstimmiger Schrei aus der Menge: »Zum guten Herrn Gèrard! zum redlichen Herrn Gèrard! zum tugendhafte Herrn Gèrard!« Und die Menge stürzte nach dem Hause des Philanthropen mit dem Rufe: »Ein Kind! ein Kind!« Herr Gèrard ging in seinem Garten auf und ab, als der Ruf an sein Ohr traf; bei Annäherung des Geräusches errieth er, diese Menge, deren Geschrei er hörte, komme zu ihm; ohne Zweifel brachten aber die Worte: »Ein Kind! ein Kind!« auf seine Nerven eine schmerzliche Empfindung hervor, denn die Menge fand ihn auf einer Bank in seinem Garten sitzend, ganz bleich und zitternd. Als er jedoch erfuhr, es sei von einem Kinde von sechs Monaten die Rede, da gewann seine gewöhnliche Güte, welche einen Augenblick einem unbeschreiblichen Gefühle des Schreckens Platz gemacht hatte, alsbald die Oberhand: er ließ eine Amme holen, kam mit ihr wegen des Preises für die Nahrung der Waise überein. und erklärte, man habe sich nicht mehr mit der Sorge für das arme kleine Wesen zu beschäftigen, da diese Sorge für die Zukunft seine Sache sei; nur wünsche er, daß das Kind fern von ihm aufgezogen werde, weil der Verlust von zwei geliebten Mündeln, den er erlitten, eine Wunde in seinem Herzen zurückgelassen habe, die der Anblick eines Kindes unablässig bluten machen würde. Und die Amme nahm die Waise mit, für deren Existenz Herr Gèrard auf das

Großmüthigste Sorge trug.

Kurz mit der einfachen Erzählung der mit einander verknüpften Tage von Herrn Gèrard hätte man eine Fortsetzung zu dem Buche: die *Moral in Thätigkeit*, machen können.

Die ganze Gegend hätte ihm eine Steine errichten müssen, denn die ganze Gegend verdankte ihm etwas; die Gemeinde verdankte ihm einen Brunnen auf dem öffentlichen Platze; die Krautgärtner verdankten ihm einen Querweg; um den sie seit zwanzig Jahren nachsuchten; die Kirche verdankte ihm heilige Gefäße und ein Meisterbild; die Dorfbewohner verdankten ihm drei bis vier von ihm, in Folge eines Brandes, neu gebaute Häuser und die neu gepflasterte große Straße des Dorfes.

Und Alles dies abgesehen von dem, was ihm die Bauern privatim schuldig waren; hiervon zeugten der Zimmermann, der Schenkwrith und zwanzig Andere, welchen er ähnliche Dienste geleistet, deren monotone Aufzählung, so erbaulich sie gewiß wäre, ermüdend für unsere Leser würde, hätten wir nicht die Gewissenhaftigkeit, sie ihnen zu ersparen.

Mit einem Worte; Herr Gèrard war zugleich der rechtschaffene Mann nach dem Sinne des Evangeliums und nach dem Sinne der Gesellschaft: er beobachtete die Gebote Gottes und der Kirche mit einer bewunderungswürdigen Treue; das Dorf betete ihn an, und die Dankbarkeit, die es für seinen Wohlthäter bezeugte, hatte etwas von der Ergebenheit des Hundes für seinen Herrn; eine Folge hiervon war, daß man um ihn Wache hielt wie um ein Mitglied der königlichen Familie, und daß selbst ein Mitglied der königlichen Familie schlecht angekommen wäre, hätte es nicht die Verehrung dieser fanatischen Dorfbewohner getheilt.

Der Mönch Dominique den Einige von ihnen auf der Straße trafen und nach Vanvres begleiteten, begriff auch nach denn was sie ihm von den Tugenden von Herrn Gèrard erzählt halten, die Bestürzung, die in den Gesichtern der Bauern ausgedrückt war, welche auf der Schwelle ihrer Thüren oder auf der Straße standen, wie man es bei den öffentlichen Calamitäten thut, um mehr im Bereiche der Neuigkeiten zu sein.

Als er diese allgemeine Trostlosigkeit sah, fragte Bruder Dominique einen von seinen Begleitern, was für eine Krankheit es sei, die Herrn Gèrard zum Grabe führe.

»Es ist ein Fluß auf der Brust,« antwortete derjenige, an welchen er sich wandte.

»Ja,« sprach ein Anderer, »und es ist eine gute Handlung, was den Tod des lieben armen Mannes verursachen wird.«

Und nun erzählten die Bauern Dominique um die Wette, vierzehn Tage vorher habe Herr Gèrard, als er durch den Park gegangen, Nothschreie gehört, welche vom großen Bassin hergekommen. Er hatte sich in aller Hast noch dieser Seite gewandt. Ein paar Kinder waren am Rande des Bassin und riefen um Hilfe, ohne daß sie es wagten einem ihrer Kameraden, der ins Wasser gefallen, beizustehen: dieser Knabe hatte sich vorgebeugt, um ein papiernes Schiff, das zu weit vom Rande entfernt gewesen, an sich zu ziehen, er hatte das Gleichgewicht verloren, und man sah im Brudeln des Wassers den Ort, wo er sich zerarbeitete. Herr Gèrard war rasch

gelaufen, und von seiner Stirne strömte der Schweiß; dessen ungeachtet zögerte er nicht einen Augenblick und warf sich ins Wasser, um den Knaben herauszuziehen; er brachte ihn auch wirklich unversehrt ans Ufer; er aber, der arme Herr Gèrard! Kam, triefend von Wasser, schnatternd vom Scheitel bis zu den Zehen, in einem erbärmlichen Zustande nach Hause, und obgleich er die Kleider wechselte, obgleich er ein großes Feuer anzünden ließ und sich rasch in ein wohl gewärmtes Bett legte, ergriff ihn doch das Fieber noch an demselben Tage und verließ ihn seitdem nicht mehr.

Am Morgen sagte Herr Pilloy, er stehe nicht für seinen Kranken, und er erklärte mit aller möglichen Schonung dem armen Herrn Gèrard, wenn er Verfügungen zu treffen habe, so bleibe ihm hierfür nur die gerade nothwendiger Zeit.

Herr Gèrard, der sich wahrscheinlich nicht für so krank hielt wurde ohnmächtig bei dieser erschrecklichen Kunde, — welche doch für einen frommen Mann immer minder furchtbar als für irgend einen Anderen hätte sein sollen, — und als er wieder zum Bewußtsein kam, verlangte er auf der Stelle einen Priester.

Man lief zum Pfarrer von Meudon; doch der Pfarrer von Meudon war, um das heilige Abendmahl zu reichen, in ein benachbartes Dorf gegangen, wie unsere Leser wissen.

Da sagte man dem Sterbenden, in Ermangelung des Pfarrers von Meudon könne er sich an einen Priester wenden, den man für fremd halte, und der in das Dorf, herbeigerufen durch den Tod von einem seiner Freunde, welcher sich durch Kohledampf getödtet, gekommen sei. Herr Gèrard schickte sogleich seinen Kammerdiener zu Dominique mit dem Befehle, so lange in den Priester zu dringen, bis er zu kommen einwillige.

Man hat gesehen, wie der Dominicaner das Bett des Todten verließ, um sich an das des Sterbenden zu begeben.

Der Priester, ein edles Herz, wie sich kaum ein zweites finden ließ, fähig, alle Hingebungen zu begreifen, war übrigens tief gerührt von der Erzählung aller der guten Handlungen, die man ihm mitgetheilt; er beschleunigte seine Schritte und kam, den Mund voll von tröstlichen Worten, die Hände voll von Segnungen an.

Man hatte ihm die Wahrheit gesagt, als man ihm sagte, er werde nicht nöthig haben das Haus zu suchen: sobald die Bewohner von Vanvres ihn erblickten, streckten sich alle Hände in der Richtung des Hauses von Herrn Gèrard aus.

»Oh! Herr,« murmelten die alten Weiber, »Sie werden eine fromme Beichte hören, und Sie können dem guten Herrn Gèrard wohl zum Voraus die Absolution geben.«

Bruder Dominique grüßte diese ganze Menge, bei der er die so seltene Tugend fand, welche man die Dankbarkeit nennt, trat in das bezeichnete Haus ein, — dessen Thüre, wie die einer Kirche, am Tage offen blieb und so respectirt war, daß sie auch bei Nacht hätte offen bleiben können, — und fand, rasch die zur Wohnung von Herrn Gèrard führende Treppe hinaufsteigend, auf der letzten Stufe den Kammerdiener, der ihn in Bas-Meudon aufgesucht und voranlaufend

seinem Herrn die nahe Ankunft des Trösters verkündigt hatte.

Diese Ankündigung, welche jeden Andern beruhigt hätte, schien im Gegentheile die Aufregung des frommen Mannes zu verdoppeln, und in der Erwartung von Dominique stieß er Seufzer aus, die den Diener dergestalt erschreckten, daß er statt im Zimmer seines Herrn mit der Krankenwärterin zu bleiben, welche unempfindlich in einem großen weichen Lehnstuhle saß, den Dominicaner auf der Treppe erwartete.

Der Priester trat in das Zimmer ein.

---

## LXII.

### Die Beichte.

»Mein Herr,« meldete der Kammerdiener, »der Mann, den Sie erwarten, ist da.«

Der Sterbende machte eine ungestüme Bewegung, als ob er durch den ganzen Leib schauerte; und es entschlüpfte ihm ein schmerzlicher Seufzer.

.

Darm sprach er mit einer dumpfen Stimme:

»Lassen Sie ihn eintreten.«

Bruder Dominique trat hinzu, und sein Blick tauchte voll Theilnahme; voll Ehrfurcht sogar in die Tiefe des Alcovens.

Das Gefühl, das ihn für denjenigen ergriffen hatte, welcher ihn rufen ließ, war nach dem, was er von ihm gehört, ein Gefühl der Bewunderung gemischt mit Dankbarkeit. So jung Dominique war, so hatte er doch so viele schlechte Menschen gesehen, daß er einem Manne dafür, daß er gut, dankbar war.

Auf dem durch das fieberhafte Wachen des Sterbenden zerknitterten Kopfkissen erblickte er sodann das abgemagerte, entfärbte, leichenartige Gesicht von demjenigen, welchen die ganze Gegend einstimmig den guten Herrn Gérard nannte.

Er bebte, so sehr war dieses Gesicht von dem verschieden, was er zu sehen erwartete.

Herr Gérard seinerseits sah Dominique mit seiner schönen und strengen, Frankreich fremden Tracht wie eine Erscheinung von Zurbaran oder Lesueur und grüßte ihn mit dem Kopfe nickend.

Dann sagte er mit einer matten Stimme, indem er sich an die Krankenwärterin wandte:

»Marianne.«

Marianne stand schläfrig und schwerfällig auf, näherte sich mit jenem den Somnambulen eigenthümlichen schwankenden Gange und fragte:

»Wie befinden Sie sich, lieber Herr?«

»Schlecht, sehr schlecht, Marianne.«

»Brauchen Sie etwas?«

»Gebe Sie mir zu trinken, Marianne, und lassen- Sie mich mit diesem Herrn allein.«

Die Krankenwärterin reichte Herrn Gèrard eine Tasse Tisane, welche durch ihre Stellung über einer Nachtlampe lau erhalten wurde. Herr Gèrard traut einen Theil davon, fiel dann wieder, erschöpft der Anstrengung, die er gemacht, auf das Kopfkissen und gab mit einer zitternden Hand die Tasse der Krankenwärterin zurück.

Diese nahm das Gefäß, und als sie sah, daß drei Viertel der Flüssigkeit darin geblieben waren, sagte sie, indem sie den Trank Herrn Gèrard mit einer Bewegung darbot, die der Gattung angehört und aus jeder von diesen Lohndienerinnen eine Art von Henker macht; der beauftragt ist, seinem Kranken die Tortur des warmen Wassers zu geben:

« Trinken Sie, lieber Herr. »

»Ich danke, Marianne, ich danke,« erwiderte Herr Gèrard, die Hand der Krankenwärterin zurückschiebend; »ich bitte Sie nur, die Vorhänge zuzuziehen und allein zu lassen. . . Die Helle thut mir weh!«

Marianne zog die Vorhänge zu, und sogleich wurde es, — abgesehen von dem schwachen Scheine, den die Nachtlampe verbreitete, — dunkel im Zimmer.

Während der kurzen-Zeit, welche zwischen seinem Eintritte bis zu dem Momente verlaufen war, wo das Schließen der Vorhänge ihm den Anblick vom Gesichte des Kranken entzogen, hatte der Priester seine Augen auf dieses Gesicht geheftet, das ihm, wie gesagt, so entfernt nicht die Physiognomie bot, welche er zu; finden erwartete.

Bruder Dominique war ganz besondere mit jener Macht physiognomischer Forschung begabt, welche die Priester und die Aerzte besitzen.

Nach dem; was man ihm von Herrn Gèrat erzählt, hatte sich Bruder Dominique ein mit den hohen Eigenschaften, die er rühmen horte, im Einklange stehendes Gesicht vorgestellt.

Er erwartete einen Mann zu sehen mit einer breiten Stirne, dem Sitze der erhabenen Instincte; mit offenen, hervorstehenden Augen, einem Zeichen von Wohlwollen; mit gerader Nase, einem Zeichen von Festigkeit; mit ein wenig dicken Lippen, einem Zeichen von Nächstenliebe.

Was das Alter betrifft, so hatte er nicht hiernach gefragt, und er bekümmerte sich nichts darum: es schien ihm, die Guten seien schön, und da jedes Alter, selbst das Greisenalter, seine Schönheit habe, so werde Herr Gèrard die Schönheit seines Alters besitzen.

Beim Anblicke von Herrn Gèrad war aber Alles Täuschung für den Priester gewesen; hiervon dieses Beben, das er nicht hatte bemeistern können, und diese Starrheit des Blickes, welche in den Geist des Beichtigers selbst die geringsten Züge vom Gesichte des Sterbenden eingegraben hatte.

Dieser war ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, mit niedriger, schmaler Stirne, obgleich der vorne kahle Schädel sich wenigstens scheinbar durch den Mangel an Haaren hätte ausbreiten müssen; die kleinen, tief liegenden, trüb grauen Augen verschwanden von Zeit zu Zeit

unter blinzelnden und, sei es durch die gegenwärtige Schlaflosigkeit, sei es durch frühere Excesse, gerötheten Augenlidern; die dicken ergrauenden Brauen, aus deren Mitte gerade, starre Haare gar zu unverhältnißmäßig verstanden, verbanden sich in der Linie der Nase und bildeten über den Augen einen Bogen von übertriebener Ausdehnung; die Nase, war dünn, schneident; der Mund groß mit flachen, bleichen Lippen; was dieses Gesicht mit der zurücklaufenden Stirne viel mehr einem Geierskopfe, als einem menschlichen Gesichte ähnlich machte.

Welche Veränderung, welche Entstellung auch die Krankheit im Gesichte des Sterbenden hervorgebracht hatte, es war leicht, dasselbe wiederherzustellen; und stellte man es wieder her und gab thut den Ausdruck der Gesundheit, so mußte ein Phosiognomiker betroffen sein von der Gemeinheit der Seele und der Niederträchtigkeit des Herzens, welche das Gesamtwesen dieser Physiognomie entschleierte.

Was besonders darin herrschte, das war, — hinter; einer gewissen Grausamkeit so gemein wie die des Thieres, von dem wir gesagt haben, Herr Gérard gleiche ihm, — eine erbärmliche Botmäßigkeit, eine sonderbare Nachgiebigkeit gegen die Willensäußerungen eines Wesens, welches es auch sein mochte, wenn dieses Wesen sich nur in physischer und moralischer Hinsicht überlegen offenbarte: es war eine Art von natürlicher Disposition, sich der Sklaverei zu unterziehen, unter welcher Form sie sich auch bot. Man fühlte, daß es genügte, — wenn nicht etwa seine thierischen und egoistischen Instinkte im Spiele waren, — die Hand über der Stirne dieses Menschen auszustrecken, um ihn den Kopf beugen zu machen.

Er war gewiß nicht häßlicher als ein Anderer; doch seine Häßlichkeit war ihm eigenthümlich, ganz eigen, **sui generis**, wenn man so sagen darf. Sie drückte in diesem Augenblicke die Angst auf die zurückstoßendste Weise aus.

Der Anblick eines Sterbenden ist gewöhnlich aus mehr als einem Grunde rührend, und am goldenen Faden des Gedankens führt er gerade zu Gott! Nun wohl, der Anblick dieses Menschen, obgleich man ihn im Todeskampfe begriffen; dem Grabe nahe sah, erweckte, statt Theilnahme zu erregen, nur einen unüberwindlichen Widerwillen. War es ein Biedermann, wofür ihn die öffentliche Stimme erklärte, so mußte man an Allem verzweifeln, denn gestattete Gott, daß die ehrlichen Leute eine solche Maske trügen, an welchem Merkmale sollte man dann die Bösen erkennen?

Der schöne Priester war auch, wie gesagt, erstaunt vor diesem sichtbaren Bilde der Gemeinheit, vor diesem abscheulichen Typus der Niederträchtigkeit stehen geblieben.

Bei diesem Anblicke faltete sich die Stirne von ihm, dem redlichen Manne, der auf seinem Antlitz den Reflex der edlen und männlichen Tugenden seines Herzens zu tragen glaubte, und er legte sich voll Entmuthigung an das Bett dieses Menschen und ließ seinen Kopf ans seine Brust fallen.

In dieser Stellung schien er entfernt nicht einer Seele mit weißen Flügeln die Hand zu reichen, sondern vielmehr den Herrn zu bitten, er möge ihm die Kraft verleihen, die Beichte eines Bösen zu hören und Satan eine zum Voraus verdammte Seele streitig zu machen.

Da übrigens der Sterbende, statt mit ihm zu sprechen, sich darauf beschränkte, daß er seufzte und weinte, so war es Bruder Dominique, der zuerst das Wort nahm.

»Sie haben nach mir verlangt?« sagte er zu Herrn Gérard.

»Ja,« antwortete dieser.

»Ich höre Sie.«

Der Sterbende schaute den Priester mit einer Unruhe an, welche aus seinen Augen, die man für erloschen gehalten hätte, eine doppelte Flamme springen machte.

»Sie sind sehr jung, mein Bruder!« bemerkte er.

Der Priester stand, einer ersten Bewegung des Widerwillens nachgebend, auf.

Doch der Sterbende streckte rasch eine fleischlose Hand aus seinem Bette hervor, hielt ihn an seinem Rocke zurück und versetzte:

»Nein, bleiben Sie! . . . Ich wollte sagen, in Ihrem Alter haben Sie vielleicht nicht genug über die düstere Seite des Lebens nachgesonnen, um auf die Fragen zu antworten, die ich an Sie zu machen habe.«

»Was kann ich Ihnen sagen?« erwiderte der Priester; »befragen Sie den Glauben, so werde ich mit dem Glauben antworten; befragen Sie den Geist, so werde ich mit dem Geiste zu antworten suchen.«

Während eines Augenblicks der Stille, der nun eintrat, blieb der Priester stehen.«

»Setzen Sie sich, mein Vater,« sprach der Sterbende im Tone der Bitte.

Dominique setzte sich auf seinen Stuhl.

»Mein Vater.« sprach Herr Gérard, »ich bitte Sie nun um des Himmels willen, ärgern Sie sich nicht über die Fragen, die ich an Sie machen werde, und versprechen Sie mir besonders, mich nicht zu verlassen, bevor Sie meine ganze Beichte empfangen haben . . . Es wird genug sein, wenn ein solches Geheimniß in einem einzigen Herzen verwahrt ist.«

»Reden Sie.«

»Sie kennen besser als ich die Dogmen der Kirche, zu der Sie gehören, mein Vater. . .«

Herr Gérard hielt inne.«

Dann nach einem kurzen Zögern:

»Mein Vater, glauben Sie an ein anderes Leben?«



Der Priester schaute den Sterbenden mit einem Ausdrucke an, der an die Verachtung grenzte.

»Wenn ich nicht an, ein anderes Leben glaubte,« erwiderte er, »würde ich dann wohl das Kleid, das ich trage, angethan haben?«

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus; der Dominicaner hatte ihm in der That den Beweis vom Umfange seines Glaubens gegeben.

»Ja, ich begreife,« sagte er; »doch glauben Sie, mein Vater, in diesem andern Leben finde der Mensch die Belohnung seiner Tugenden und die Bestrafung seiner Verbrechen?«

»Wozu würde es sonst nützen?«

»Und glauben Sie, mein Vater, die Beichte sei durchaus nothwendig für die Vergebung unserer Sünden, und die Verzeihung Gottes könne auf ein schuldiges Haupt nur durch die Vermittelung seines Dieners herabsteigen?«

»Die Kirche versichert uns das, mein Herr.«

»Mir schien,« sagte der Sterbende, »im Falle einer vollkommenen Zerknirschung . . .«

»Ja, allerdings,« antwortete der Priester mit einem offenbaren Widerwillen gegen die Fortsetzung dieser theologischen Erörterung; »allerdings, in Abwesenheit eines Dieners des Herrn; kann die vollkommene Zerknirschung die Absolution ersetzen.«

»So daß der Mensch, der die vollkommene Zerknirschung hat . . .«

Der Priester schaute den Sterbenden an.

»Der hat. . . oder der zu haben glaubt?«

Herr Gérard schwieg.

»Welcher Sünder kann sich rühmen, er habe die vollkommene Zerknirschung?« fragte der Dominicaner; »welcher Schuldige kann versichern, seine Reue sei von Furcht, seine Gewissensbisse seien von Angst frei? welcher Sterbende kann sagen: »Wenn mir Gott die Tage, die er mir zählt, die Stunden, die er mir nimmt, wiedergeben wollte, so würden diese Stunden, diese Tage dazu angewendet, um das Böse, das ich gethan, wieder gut zu machen?««

»Ich! Ich!« rief der Sterbende, »ich kann das sagen.«

Dann bedürfen Sie meiner nicht,« sprach der Priester.

Und er stand zum zweiten Male auf.

Doch durch eine Bewegung so rasch wie der Gedanke hielt die abgezehrte Hand von Herrn Gérard die Robe des Mönches fest, während seine Stimme murmelte:

»Nein, nein, bleiben Sie, mein Vater! . . Ich belüge mich selbst: es ist nicht die Reue, es sind nicht die Gewissensbisse, was mich zu sprechen bestimmt; es ist die Angst! und ich habe die Verzeihung der Menschen nöthigt ehe ich der Gegenwart Gottes die Stirne biete! Bleiben Sie also, mein Vater, ich flehe Sie an!«

»Dominique setzte sich wieder, und er sagte mit einer Art von Resignation:

»Ich bin hier, um nach Ihrem Willen zu thun, und nicht nach dem meinen; sonst, Gott ist mein Zeuge, würde ich mich auf der Stelle entfernen. Sie reden von Angst; nun wohl, ich weiß nicht, warum, doch die Angst, die ich empfinde, Sie zu hören, ist beinahe der gleich, welche Sie zu mir zu sprechen zögern macht.«

»Mein Vater,« fragte der Kranke, »denken Sie auch, ich sei dem Tode so nahe, als man sagt?«

Das müssen Sie den Arzt und nicht mich fragen., mein Bruder,« antwortete der Priester.

»Mir scheint, ich habe noch Kräfte, und ich kann warten, mein Vater,« sprach zögernd der Kranke.

»Könnten Sie nicht morgen wiederkommen . . . oder heute Abend?«

»Sie können vielleicht warten; doch ich kann nicht wiederkommen; ich habe eine traurige und fromme Pflicht zu erfüllen, und ich werde in zwei Stunden nach der Bretagne abreisen.«

»Ah! Sie reisen ab . . . Sie verlassen Paris in zwei Stunden?«

»Ja!«

»Auf lange?«

»Auf so lange, als es Gott gefällt! ich gehe um einen Vater über den Tod seines Sohnes zu trösten.«

»Dann ist es besser, daß es sich so verhält,« murmelte der Kranke. »Ja, Gott selbst schickt Sie . . . Sie reisen ab? Nicht wahr, Sie reisen gewiß ab?«

»Wenn nicht Gott gestatten daß der Todte, den ich begleite, daß des Leichnam, den ich nach seiner Heimath bringe, zum Leben zurückkehrt, so reise ich ganz gewiß.«

»Und Sie sind sicher, daß dieses Wunder unmöglich ist?«

Dem Mönche ward das Herz entsetzlich beklommen, die grauenvollen Bangigkeiten und die Zögerungen dieses Menschen, die sich so offenbarten, verursachten ihm einen unsäglichen Widerwillen.

»Ach! Ja,« sagte er, »ich bin dessen sicher.«

Und der gute Priester strich mit seinem Taschentuche über seine Augen, um die Thränen, die ihnen entfloßen, zu trocknen, glücklich, sich gewisser Maßen in seinen eigenen Schmerz zu flüchten, um der selbstsüchtigen Angst dieses Menschen zu entfliehen, der ohne diese Thränen wahrzunehmen, murmelte:

»Ja, ja, das ist besser . . . Er reist in zwei Stunden ab, er verläßt die Gegend, er wird vielleicht nie mehr dahin zurückkommen . . . während der Pfarrer von Meudon hier bleibt!«

Dann machte er eine äußerste Anstrengung und sagte:

»Hören Sie mich an, mein Vaters ich will Ihnen Alles erzählen.«

Und der Sterbende ließ mit einem Seufzer seinen Kopf in seine Hände fallen und schien sich zu sammeln.

Der Mönch stützte sich mit dem Ellbogen auf den Arm des Lehnstuhls, in welchem er saß.

Anfangs durch das Schließen der Vorhänge in eine relative Dunkelheit getaucht, hatte sich das Zimmer allmählig erhellt, oder die Augen des Mönches hatten sich vielmehr an diese Dunkelheit gewöhnt, dem die bleichen Scheine der Alabasterlampe einen geheimnißvollen, fantastischen Charakter verliehen.

In dieser Finsterniß gesehen, erschien der Schädel den Sterbenden noch knochiger, noch bleicher, noch blässer, noch mehr seines Haares beraubt; so gesehen, erschien sein Gesicht noch bleifarbig, noch a; so gesehen, erschien sein Gesicht noch bleifarbig, noch abgezehrter, noch leichenartiger; seine Physiognomie noch gemeiner, noch verworfener.

Er begann mit schwacher Stimme, beständig seinen Kopf in seinen Händen haltend; und bei den ersten Worten der seltsamen Beichte; auf die er horchte, ohne zu wissen, was er hören sollte, rückte der Mönch seinen Stuhl vom Bette zurück, als befürchtete er die Berührung dieser Stimme; als wollte er die Befleckung, durch sie vermeiden!



## LXIII.

Gèrard Tardieu.

Diese ersten Worte hatten indessen nichts, was nicht ganz natürlich, und konnten aus jedem Munde stammen.

»Ich wurde Wittwer mit dreißig Jahren,« sagte der Sterbende, »und meine erste Ehe hatte mir so viel Kummer verursacht, daß ich geschworen, nie eine zweite einzugehen. Ich hatte keinen andern Verwandten auf der Welt, als einen älteren Bruder, der das Land 1795 verließ und sich in Toulon auf einem Fahrzeuge einschiffte, das nach Brasilien unter Segel ging. Das Waffenhandwerk widerstrebte ihm; die Landwirthschaft war ihm antipathisch, und davor, daß er Handel in einem Laden treiben sollte, hatte er ein Entsetzen; er träumte von Fahrten, Reisen, Abenteuern, und die fernen Länder waren für ihn eben so viel gelobte Länder.

»Unter allen diesen Ländern war Brasilien das, welchem er den Vorzug gab; er schiffte sich also nach Rio Janeiro ein und nahm nichts als ein kleines Gepäck mit, dessen Werth sich sicherlich nicht auf tausend Thaler belief. Ich empfang von ihm nur drei Briefe: den ersten im Jahr 1801: er sagte mir in diesem Briefe, er habe Glück gemacht, und lud mich ein, zu ihm zu kommen: ich hatte ein Grauen vor dem Meere und schlug es aus. 1806 erhielt ich den zweiten Brief: er schrieb mir, er habe Alles verloren, und ich habe wohl daran gethan, daß ich in Frankreich geblieben. Elf Jahre lang hörte ich nichts mehr von ihm, und ich erhielt weder unmittelbar, noch mittelbar irgend eine Nachricht. Im Jahre 1817 schrieb er mir abermals: das war das dritte Mai seit seiner Abreise, und es waren zwei und zwanzig Jahre vergangen, seitdem er abgereist! Er hatte sich wieder ein Vermögen im Betrage von mehreren Millionen gemacht er war verheirathet und Vater von zwei Kindern; er kündigte mir seine nahe bevorstehende Rückkehr an und hatte wie er mir sagte, keinen innigeren Wunsch nun, da er Millionär war, als Frankreich wiederzusehen und hier mit mir zu leben.

»In der That, im Monat Juni 1817, kam er in Paris an, und ich empfang von ihm ein paar Zeilen, in denen er mich einlud, mich in aller Eile zu ihm zu begeben. Er hatte seine Frau auf der Überfahrt verloren; er war in Verzweiflung, und meine brüderliche Freundschaft allein konnte seinen Kummer mildern. Ich hegte selbst ein großes Verlangen, meinen Bruder wiederzusehen, für den ich, trotz seiner Abwesenheit und meines Alters, die zärtliche Zuneigung des jungen Mannes bewahrt hatte. Bei Empfang des Briefes beschloß ich also, abzureisen, und ich nahm Abschied von meinen guten Freunden in Vic-Dessos . . .«

Bei diesem Namen richtete der Mönch den Kopf auf und sagte:

»Vic-Dessos! Sie wohnten in Vic-Dessos; in der Ariège?«

»Dort bin ich geboren,« antwortete der Sterbende; »ich habe dieses Dorf nur verlassen, um mich nach Paris zu begeben, und gefiele es dem Himmel, ich hätte es nie; verlassen! . . .«

Der Mönch heftete auf den Sterbenden einen neugierigen Blick, der nicht von einer gewissen Besorgniß frei zu sein schiene doch dieser fuhr fort, ohne die, übrigens fast unmerkbare, Bewegung wahrzunehmen, die der Mönch nicht hatte unterdrücken können:

»Ich kam in Paris nach einer Reise von acht Tagen an und fand meinen Bruder dergestalt verändert, daß ich ihn nicht wiedererkannte; er dagegen erkannte mich sogleich und umarmte mich mit einem innigen Ergüsse, der mir zu dieser Stunde noch die Thränen in die Augen treten macht . . . Es wäre für mich eine entsetzliche Marter, ewig auf meinen Wangen den Eindruck dieser zwei so zärtlichen Küsse zu fühlen.«

Der Sterbende strich mit seinem Taschentuche über seine mit Schweiß bedeckte Stirne und schien sich, auf einige Augenblicke in seine Erinnerungen zu versenken.

Dominique betrachtete ihn während dieser Zeit mit einer wachsenden Neugierde; es war sichtbar, daß er Lust hatte, ihn anzureden, ihn zu befragen, während ihm eine innere Stimme sagte, er sollte nichts thun oder wenigstens noch warten.

Herr Gérard bat den Mönch, ihm einen Flacon zu geben, der auf dem Nachttische stand, und nachdem er mehrere Male von den flüchtigen Salzen, die der Flacon enthielt, eingeathmet hatte, fuhr er fort:

»Der arme Jacques war so bleich, so mager so entstellt, wie ich es in diesem Augenblicke bin; man hätte glauben sollen, er habe, wie ich zu dieser Stunde, nur noch einen Schritt zu machen, um an die Pforte seines Grabes zu klopfen . . . Er erzählte mir den Tod seiner Frau mit einem Schluchzen, das von seinem Schmerze zeugte; dann ließ er seine Kinder rufen, um mir in ihnen Alles zu zeigen; was ihm von ihr blieb. Man brachte sie: es waren zwei bewunderungswürdig schöne Kinder; das ältere, der Knabe, blond, frisch und rosig, wie es seine Mutter gewesen; das Mädchen, braun, mit bleichem Teint, mit herrlichen Brauen, Wimpern und schwarzen Augen. Das Mädchen besonders war reizend mit seinen von der Sonne Brasiliens wie die Weintrauben unseres Landes vergoldeten Wangen. Das Mädchen war vier Jahre alt und hieß Leonie; der kleine Knabe war sechs und hieß Viktor.

»Seltsame Erscheinung, der ich mich zu dieser Stunde erst erinnere! Beide schienen erschrocken bei meinem Anblick und weigerten sich, mich zu küssen. Jacques mochte ihnen immerhin wiederholen: »»Es ist ja mein Bruder! es ist ja Euer Oheim!«« das Mädchen fing an zu weinen und der Knabe entfloh in den Garten. Der Vater suchte sie bei mir zu entschuldigen. Arme Jacques! Er betete seine Kinder an, oder vielmehr, seine Liebe für sie ging bis zum Wahnsinne; er konnte sie nicht anschauen, ohne zu weinen, so sehr erinnerten sie ihn an seine Frau, der Knabe durch seine Züge, das Mädchen durch den Charakter. Eine Folge hiervon war, daß ihm diese Kinder, trotz der ungeheuren Liede, die er für sie hatte, beinahe ebenso viel Kummer als Freude verursachten, und daß er, wenn er sie zu lange anschaute, mit erstickter Stimme zu ihrer Gouvernante sagte: »Nimm sie fort, Gertrud!«

»Ich hegte eine große Zärtlichkeit für meinen Bruder: sein Zustand beunruhigte mich ernstlich. Außer diesem Schmerze, der seine Gesundheit völlig untergrub, — von dem ihn aber mit der Zeit die Liebe seiner Kinder und meine Sorgsamkeit hätten heilen können, — war er in einer

gewissen Epoche des Jahres, gegen den Herbst; einem Sumpffieber preisgegeben; dieses hatte ihn auf einer Reise, die er nach Mexico gemacht, befallen; er hatte sich nie davon befreien können, und seit seiner Rückkehr nach Frankreich ergriff es ihn mit neuer Stärke. Wir zogen die besten Aerzte von Paris zu Rathe; ihre Wissenschaft scheiterte, an dieser Vergiftung der Lunge, und das Resultat der Consultationen war, daß man meinen Bruder aufforderte, auf dem Lande zu leben; — dies ist das, was man denjenigen verordnet, welchen man nichts mehr zu verordnen weiß. Ich sah, so zu sagen, auf dem Gesichte von Jacques die Spur, die jeder Tag darauf zurückließ; am Abend war er bleicher und schwächer als am Morgen, am Morgen als am Abend vorher . . . Ich forschte nach einem Landhause, und eines Tages, als ich von Fontainebleau zurückkam, sah ich, bei der Cour-de-France, ungefähr fünf Meilen von Paris, einen Anschlagzettel; auf welchem der Verkauf eines in Viry liegenden großen Landhauses angezeigt war . . .«

»In Viry sur Orge?« unterbrach der Priester mit derselben Betonung, mit der er gesagt hatte: »In Vic-Dessos,« und dabei schaute er den Sterbenden mit einem immer mehr fragenden Blicke an.

»Ja, in Viry sur-Orge.« wiederholte Herr Gèrad. »Kennen Sie diese Gegend?«

»Dadurch, daß ich davon sprechen hörte, ja . . . doch ich habe nie in dieser Gegend gewohnt, und ich habe sie auch nicht einmal gesehen,« antwortete der Priester mit einer leicht bebenden Stimme.

Doch der Kranke war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um auf die zu achten, welche seine Erzählung im Geiste oder in den Erinnerungen seines Zuhörers erwecken konnte.

Er fuhr fort:

»Viry-sur-Orge liegt ungefähr eine Viertelmeile von dem Orte, wo ich mich befand: ich wandte mich nach diesem Dörfchen, daß mir ein Bauer bezeichnete, und nach einer Viertelstunde befand ich mich vor dem Hause oder dem Schlosse, das später mir gehören sollte.«

Nun wischte der Priester mit seinem Taschentuche über seine Stirne: man hätte glauben sollen, jene Periode der Erzählung des Kranken mache in seinen Augen jene seltsamen Scheine glänzen, die man im Traume sieht, und mit deren Hilfe man vergebens ein in die Vergangenheit gestürztes Ereigniß wieder aufzubauen sucht.

»Man kam zu dem Hause durch eine lange Lindenalle; hatte man das Vorzimmer und den Speisesaal durchschritten, so befand man sich, jenseits, auf einer ungeheuren Freitreppe, von der aus man ein wahrhaft feenartiges Gemälde vor den Augen hatte.

Es war ein Park umgeben von hundertjährigen Eichen, welche sich in einem schönen, tiefen Bassin reflectirten, das bei Nacht ein großer silberner Spiegel zu sein schien; die Ränder dieses kleinen Sees waren bedeckt mit Binsen, Erlen und Schilfrohr; Nymphen breiteten sich auf seiner Oberfläche aus, und die zehn die zwölf Morgen, die ihm als Rahmen dienten, waren mit bepflanzt mit Blumen von allen Arten, von allen Ländern, von allen Farben, von allen Wohlgerüchen: auf fünfhundert Schritte vom Schlosse war die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt,

wie es die Atmosphäre auf zwei Meilen von der Stadt Grasse ist. Diese Wohnung war sicherlich die eines großen Liebhabers der Natur; denn man sah hier alle vegetabilische Wunder der Schöpfung vereinigt . . . »Oh! mein Gott!« murmelte der Kranke, »wenn ich nun daran denke, scheint es mir, man hätte sehr glücklich in einem solchen Paradiese leben können.

»Ich besichtigte das Haus; das Innere war würdig des Aeußeren. Es war, im Ganzen; ein altes Schloß meublirt von oben bis unten im modernen Geschmacke, reich, elegant und zugleich comfortable . . . Es wurde mir gezeigt von einer Frau, die im Dienste des Mannes, dem es gehört, gewesen war. Da die Erben des Eigenthümers zahlreich, so ließ man das Schloß verkaufen, um alle Interessen auszugleichen.

»Die Frau, welche mir bei dieser Besichtigung als Führerin diente, hatte dem Verstorbenen keine sehr bestimmte Eigenschaft: sie betitelte sich seine Vertraute; und man behauptete in der Gegend, sie habe baares Geld geerbt, das in dem Augenblicke, wo der Herr starb, im Hause sein mochte. Es war eine Frau von dreißig Jahren, groß, stark, und an ihrem baskischen Accente erkannte man, leicht, daß sie aus unserer Heimath war; sie hatte im Blicke, in der Tournure, in den Manieren etwas Männliches, was mir von Anfang an widerstrebte. Aus meinem Accente erkannte sie mich auch als einen Nachbar des baskischen Landes, und sich ans unsere Landsmannschaft stützend, empfahl sie sich mir für den Fall, daß ich das Schloß, entweder in meinem Namen oder im Namen einer andern Person, kaufen würde, wobei sie sich erbot, im Hause unter dem Titel, den sie vorher gehabt, und sogar, in Ermanglung von Besserem, als Kammerfrau oder als Köchin zu bleiben.

»Ich sagte ihr, ich handle für meinen Bruder, und nicht für mich; ich sei persönlich so arm, als mein Bruder reich sei; ich fügte nur bei, ich befürchte, mein Bruder Jacques werde sein Vermögen nicht lange zu genießen haben. Da rühmte sie mir die Luft der Gegend, die gesunde Lage, die Nähe von Paris, wohin man sich in einer Stunde begeben könne, und besonders die Mäßigkeit des Preises von diesem herrlichen Gute, das man um hundert und zwanzig tausend Franken und sogar vielleicht um hunderttausend, — so große Eile haben die Erben, ihren Theil an der Erbschaft in Empfang zu nehmen, — dem, welcher baare Bezahlung böte, geben würde.

»Mein Bruder war ganz in dieser Lager meiner Ansicht nach stand ihm das Gut vortrefflich an, und ich versprach Orsola Vontaé, — so hieß die Vertraute des vormaligen Eigenthümers, — meine ganze Macht über den Geist meinen Bruders zu benützen, einmal, daß er das Schloß kaufe, und dann, daß er sie bei sich behalte. . . . Ich rede lange von dieser Frau wegen des entsetzlichen Einflusses, den sie auf mein Leben gehabt hat . . .

»Kaum hatte ich sie übrigens verlassen, als ich mich wunderte, daß ich ihr meine Protection bei meinem Bruder Jacques versprochen; der Eindruck, den sie auf mich hervorgebracht, war, ich wiederhole es, eher zurückstoßend, als sympathetisch. Dagegen fand ich das Gut so wunderbar schön, ich machte bei meinem Bruder solche Lobeserhebungen davon, daß er mir Vollmacht gab, zu unterhandeln, und daß ich nach acht Tagen in seinem Namen den Kauf zum den Preis von hunderttausend Franken abgeschlossen hatte.

»Der Einzug fand am Tage der Bezahlung des Preises an den Notar von Corbeil statt. Unser Gesinde bestand aus einem Gärtner, einem Bedienten, einer Köchin, und der Kammerfrau,

welche mit der Sorge für die Kinder beauftragt war; ferner hatten wir einen Hund, halb St. Bernhard-Races halb Neufundländer, den der Herr des von meinem Bruder in Paris bewohnten Hotels ihm auf die Bitte der Kinder abgetreten hatte, welche vom Morgen bis zum Abend mit diesem Hunde spielten und sich nicht von ihm trennen wollten: die Kinder hatten ihm den Namen *Brasil* zur Erinnerung an das Land gegeben, wo sie geboren waren.

»Auf meine Empfehlung gesellte man Orsola diesem ganzen Personal bei. An demselben Tage that sie für Jedermann, was sie für mich gethan hatte, das heißt, sie zeigte meinem Bruder das Schloß in allen seinen Einzelheiten; führte Jeden in seine Wohnung oder in seinen Posten ein, und bemächtigte sich vom ersten Augenblicke wieder, unter einer scheinbaren Demuth, der Stellung als Vertraute, die sie bei ihrem vorigen Herrn inne gehabt. »Niemand hatte sich übrigens zu beklagen über die Art, wie sie die Dinge angeordnet; es war, als hätte sie Jeden über seinen Geschmack und seine Neigungen zu Rathe gezogen. Selbst Brasil hatte eine herrliche Nische, wo er sich wohl den glücklichsten der Hunde gefühlt habest würde; hätte er nicht mit Besorgniß eine in der Mauer befestigte Kette betrachtet, welche seine zukünftige Freiheit zu bedrohen schien.

»Alles fand sich so comfortable in dieser neuen Wohnung, daß das Leben vom ersten Tage an für Jeden leicht und bequem war. Wir brachten den Sommer, sodann den Herbst zu. Es war davon die Rede gewesen, für den Winter nach Paris zurückzukehren, Jacques zog aber das Land mit allen seinen Unannehmlichkeiten, — welche übrigens theilweise mit Hilfe eines großen Vermögens verschwinden, — Jacques zog das Land dem Aufenthalte in Paris vor.

»Wir gelangten so zum Monat Februar 1818, während sich der Zustand meines Bruders von Tag zu Tag verschlimmerte; eines Morgens rief er mich in sein Schlafzimmer, schickte die Kinder weg, und als wir allein waren, sagte er zu mir:

»»Mein lieber Gèrard, wir sind Menschen, wir müssen als Menschen reden und besonders handeln.««

»Ich saß bei seinem Bette, und den Gegenstand, von dem die Rede sein sollte, errathend, suchte ich ihn über seine Gesundheit zu beruhigen, er reichte mir aber die Hand und sprach:

»»Bruder, ich fühle, wie mein Leben mit jedem Hauche von mir geht, und ich würde den Verlust meines Daseins nicht bedauern, da mich der Tod mit meiner theuren Frau wiedervereinigen soll, fühlte ich mich nicht durch die Zukunft meiner zwei Kinder tief angefochten. Ich weiß, das ich sie, indem ich sie Dir vermache, meinem andern Ich hinterlasse; unglücklicher Weise bist Du aber nicht Vater, und man wird es nie vollkommen bei den Kindern der Andern. Ueberdies sind zwei Dinge bei den Kindern zu beaufsichtigen, das materielle Leben, das des Leibes; das intellectuelle Leben, das des Geistes. Du wirst mir antworten, man könne den Knaben in ein großes Collège bringen, das Mädchen in ein vortreffliches Kloster; ich habe hieran gedacht, mein Freunde doch die armen Kinder sind an die Blumen, an die großen Wälder, an die Luft der Fluren, an die Strahlen der Sonne gewöhnt, und ich zittere bei der Idee, sie in diese Gefängnisse einzuschließen, die man Pensionen nennt, in diese Zellen, die man Schlafsäle nennt! Sodann gibt es meiner Ansicht nach, keinen großen Baum, als den, welcher im hellen Tageslichte wächst. Ich bitte Dich also, mein lieber Gèrard, kein Collèg kein Kloster für die



armen Kinder!««

»Ich neigte mich.

»»Alles, was Du willst, Bruder,«« sagte ich; »»befiehl, ich werde gehorchen.««

»»Seit langer Zeit,«« fuhr Jacques fort, »»hatte ich den Gedanken, ihnen einen Hofmeister, gleichsam einen Arzt ihres moralischen Lebens, zu geben, nur wußte ich nicht, auf wen ich meine Wahl lenken sollte. Da gestattete Gott, der mir ohne Zweifel diese Beruhigung im Augenblicke meines Todes gewähren will, daß gestern einer meiner Freunde von fünfzehnhundert Meilen ankam, um mich dieser Verlegenheit zu entziehen . . .

»Es hatte in der That am Tage vorher ein Unbekannter, der sich weigerte, seinen Namen zu sagen, nach Jacques gefragt; er war in sein Zimmer geführt worden und wohl eine Stunde bei ihm geblieben.

»Du meinst den Mann, der gestern hier gewesen ist?« fragte ich Jacques.

»Ja,« antwortete er mir, »»das ist ein Mann, den ich einst gekannt und nun nach langen Zwischenräumen wiedergesehen habe; doch so wenig ich ihn gesehen, ich vermochte sein Urtheil, seine Rechtschaffenheit, seine Herzensgüte zu schätzen; bei mehreren Veranlassungen, wo er tapfer mit seiner Person bezahlt hat, war ich auch im Stande, seinen Muth zu würdigen. Wenige Menschen haben mir von Anfang an eine Sympathie eingeflößt, welche die Zeit besser gerechtfertigt; er hat mir einst einen Dienst geleistet, für den ich ihm bis zur Stunde meines Todes dankbar sein werde . . .

Der junge Mönch horchte mit wachsender Aufmerksamkeit auf die Erzählung des Sterbenden; seit einigen Augenblicken schien ihn diese Erzählung, durch einen unbekanntem Punkt, persönlich zu berühren.

Herr Gérard fuhr fort:

»»Angelegenheiten der ernsthaftesten, gewichtigsten Art; Interessen, welche die höchsten politischen Fragen dieses Landes berühren, Interessen und Angelegenheiten, die ich kenne, ohne daß es mir indessen erlaubt ist, irgend Jemand, selbst Dich, mein Bruder, damit bekannt zu machen, — haben ihn zweimal gezwungen, sich aus Frankreich zu verbannen, und nöthigen ihn heute, da er hierher zurückkehrt, sich beinahe verborgen zu halten. Gestern kam er, um von mir eine Zuflucht gegen Verfolgungen des Hasses und des Argwohns zu verlangen, Verfolgungen, welche ihn übrigens nur zur Ehre gereichen. Bruder, ich denke an diesen Mann für die Erziehung meiner Kinder . . .««

Der Athem des Mönches wurde immer beklommener, und von Zeit zu Zeit wischte er mit seinem Taschentuche seine Stirne ab. Man hätte glauben sollen, er sei einem inneren Kampfe, einer tiefen moralischen Aufregung preisgegeben, es war dies so, daß es der Sterbende bemerkte.

»Leiden Sie, mein Vater?« fragte er, sich unterbrechend, »und haben Sie etwas nöthig? dann

klingseln Sie Marianne.«

Und mit leiser Stimme fügte er bei:

»Ach, ich brauche noch lange, denn ich verzögere, so viel ich kann, das entsetzliche Geständniß . . . Haben Sie Geduld, mein Vater, ich bitte Sie flehentlich!«

»Fahren Sie fort,« sprach der Priester.

»Wobei war ich? . . . Ich weiß es nicht mehr.«

»Ihr Bruder Jacques rühmte die Moralität und den Muth von seinem Freunde, von demjenigen, welchen er seinen Kindern als Hofmeister geben wollte.«

»Ja, es ist wahr . . .«

»»Das ist ein Mann von tiefer Bildung,«« fügte Jacques bei, »»ein Mann, der die Welt von den hohen bis zu den niederen Regionen kennt; alte Sprachen, neue Sprachen, Geschichte, Wissenschaften, er weiß Alles: er ist eine lebendige Encyclopädie, und wäre ich sicher, daß er bis zur Volljährigkeit meiner Kinder bei Dir bleiben könnte, so würde ich fast ohne Bedauern sterben.««

»Was sollte ihn daran verhindern?«

»»Das schwere Gewicht der Angelegenheiten, die ihn beschäftigen und von der Art sind, daß er jeden Augenblick gezwungen sein kann, sich nicht nur auf einige Jahre, sondern für immer zu entfernen . . . In allen Fällen, wäre er genöthigt, Dich zu verlassen, würde ich Dir Vollmacht geben, ihn zu ersetzen: er hat einen Sohn, der sich für den geistlichen Stand bestimmt . . .««

»Verzeihen Sie,« sprach Dominique aufstehend, »ich kann, ich darf Ihre Beichte nicht länger hören, mein Herr.«

»Und warum nicht, mein Vater?« fragte Gérard mit bebender Stimme.

»Weil,« antwortete der Mönch mit einer Stimme, welche vielleicht ebenso sehr bebte, als die des Sterbenden, »weil ich Sie kenne, und Sie mich nicht kennen, weil ich weiß, wer Sie sind, und Sie nicht wissen, wer ich bin.«

»Sie kennen mich? Sie wissen, wer ich bin?« rief der Kranke mit einem Ausdrucke der tiefsten Bangigkeit. »Das ist unmöglich!«

»Sie beißen Gérard Tardieu, nicht wahr, und nicht einfach Gérard.«

»Ja . . . doch wer sind Sie? wie heißen Sie?«

»Ich, ich heiße Dominique Sarranti.«

Der Kranke stieß einen Schreckensschrei aus.

Der Mönch fuhr fort:

»Ich bin der Sohn von Gaetano Sarranti, den Sie des Mordes und des Diebstahls bezichtigt haben, während er unschuldig ist, das schwöre ich!«

Der Sterbende, der sich in seinem Bette aufgerichtet hatte; fiel wieder, mit dem Gesichte auf das Kopfkissen, zurück und gab einen erstickten Seufzer von sich.

»Sie sehen wohl,« sagte der Mönch, »es hieße Sie täuschen, länger Ihre Beichte zu hören, da ich, statt mit der Mildherzigkeit eines Priesters zu hören, mit derer Hasse eines Sohnes; dessen Vater Sie verleumdet und entehrt haben, hören würde!«

Und seinen Stuhl heftig zurückstoßend, machte der Dominicaner eine Bewegung gegen die Thüre.

Aber zum dritten Male fühlte er sich an seiner Robe festgehalten,

»Nein, nein, nein! bleiben Sie im Gegentheile,« rief der Sterbende mit der ganzen Gewalt seiner Stimme; »bleiben Sie! es ist die Vorsehung; die Sie zu mir führt; bleiben Sie! es ist Gott, der gestattet, daß ich bevor ich sterbe, das Böse, was ich gethan, wieder gut mache.«

»Sie wollen es!« sprach der Mönch; Nehmen Sie sich in Acht! Das ist mir gerade recht, und es hat mich eine übermenschliche Anstrengung gekostet, Ihnen zu erklären, wer ich bin, und nicht den Zufall; der mich zu Ihnen geführt, zu mißbrauchen.«

»Sagen Sie die Vorsehung, mein Bruder, sagen Sie die Vorsehung!« wiederholte der Sterbende. »Oh! ich würde Sie am Ende der Welt gesucht haben, bitte ich Sie dort zu finden gewußt, um Sie zu nöthigen, das Geständnis, das entsetzliche Geständniß zu hören, das ich Ihnen noch zu machen habe.«

»Sie wollen es?« fragte zum zweiten Male Dominique.

»Ja,« antwortete der Kranke, »ja, ich bitte darum, ich flehe Sie an! ja, ich will es!«

Der Mönch fiel ganz schauernd in seinen Lehnstuhl zurück, schlug die Augen zum Himmel auf und murmelte leise:

»Mein Gott! mein Gott was werde ich hören?«

---

## LXIV.

Wo ein Hund heult, wo eine Frau singt.

Nach dem, was er durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen entdeckt hatte, mußte Bruder Dominique eine heftige Anstrengung gegen sich selbst machen, damit sein Gesicht nicht die Unruhe verrieth, die sein Inneres bewegte.

Wir haben es gesagt, als wir dem Leser jenes herrliche Bild den Zurbaran zu zeigen versuchten, — der Gang, die Physiognomie, die Rede des jungen Mönches, Alles an ihm trug das Gepräge einer finstren, tiefen, aber verschleierten, stillen Traurigkeit.

Die Ursachen dieser Traurigkeit, die er nie einem Menschen anvertraut hatte, werden wir mit der Beichte den Gérard Tardieu, oder vielmehr mit der Erzählung der letzten Jahre dieses Menschen, den das ganze Dorf Vanvres, und alle umliegenden Dörfer den guten, den ehrlichen, den tugendhaften Herrn Gérard nannten, sich entrollen sehen.

Dieser sprach mit einer schwachen, häufig durch Seufzen, Stöhnen und Schluchzen gehemmten Stimme: »»Was mein Vermögen betrifft,«« fuhr mein Bruder fort, »»so ist seine Theilung sehr einfach, und ich glaube, seitdem ich an meinen Tod denke, für Alles vorhergesehen zu haben. Hier ist die Abschrift meines bei Herrn Henry, Notar in Corbeil, niedergelegten Testamentes; ich übergebe sie Dir, und Du wirst es lesen, um zu sehen, ob nicht ein Vergessen oder eine Auslassung gut zu machen ist. Ich denke indessen, Du wirst nichts auszusetzen haben, denn die Verwendung meines Vermögens ist sehr leicht. Jedem von meinen Kindern hinterlasse ich eine Million; ich wünsche, daß abgesehen von den für ihre Erziehung und ihren Unterhalt nothwendigen Ausgaben, die Einkünfte aus diesen zwei Millionen sich bis zu ihrer Volljährigkeit anhäufen mögen . . . Deine Freundschaft betraue ich mit der Sorge, hierüber zu wachen, mein lieber Gérard . . . Dir, da ich die Einfachheit Deiner Neigungen kenne, hinterlasse ich, nach Deiner Wahl, entweder eine Summe von hunderttausend Thalern in baarem Geld oder eine Leibrente von vier und zwanzig tausend Franken. Käme Dir die Idee, Dich wieder zu verheirathen, so nähmest Du von den angehäuften Einkünften der Kinder entweder weitere sechstausend Franken Rente oder eine weitere Summe von hunderttausend Franken. Stürbe eines der beiden Kinder, so wünsche ich, daß das Ueberlebende vom Andern sein ganzes Vermögen erbe; stürben Beide . . .««

»Und schon bei diesem Gedanken allein wurde die Stimme meines armen Bruders unverständlich.

Stürben Beide, so würdest Du, da sie auf der Weit keinen andern Verwandten als Dich haben, ihr Erbe. Ich hinterlasse insbesondere allen denjenigen, welche mir gedient haben, Zeichen meiner Dankbarkeit, Du wirst Dich nichts hierum zu bekümmern haben. Ich habe es für unnöthig erachtet, im meinem Testamente die Summen zu specificiren, die Du der Erziehung meiner Kinder widmen sollst; diese Ausgabe wird von Dir ohne Verschwendung, wie ohne Sparsamkeit geordnet werden. Es ist indessen ein Punkt, auf den ich Deine Aufmerksamkeit lenken werdet

ich bitte Dich, meinem Freunde Sarranti nicht weniger als sechstausend Franken jährlich zu bieten die Ergebenheit der Menschen, die unsere Kinder erziehen, hat mir nie hinreichend belohnt geschienen, und wäre ich der Chef des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, so wollte ich dahin wirken, daß die Professoren, welche ihr Leben damit zubringen, daß sie das Herz und den Geist der neuen Generation bilden, anders belohnt wären, als die Lackeien, die dazu dienen, daß sie ihre Kleider bürsten! . . .

Der Mönch druckte sein Taschentuch nicht mehr an seine Stirne, um den Schweiß abzuwischen, sondern auf seinen Mund, um das Schluchzen zu ersticken. Diese erhabene Vorsicht von Jacques Tardieu, um die Würde seines Freundes zu wahren und zu beschirmen, rührte ihn in der tiefsten Tiefe seines Herzens.

»Stürbe eines von den zwei Kindern,« fuhr der Kranke, immer den letzten Willen seines Bruders ausdrückend, fort, »so würden hunderttausend Franken vom Vermögen des Todten für Sarranti vorausgenommen; stürben Beide, zweimal hunderttausend . . .

Dominique stand auf und warf sich in einen Lehnstuhl in einer Ecke des Zimmers, um hier nach seinem Gefallen zu weinen.

Während er sich vom Bette entfernte, konnte er sich nicht enthalten, auf den Kranken einen Blick der tiefsten Verachtung fallen zu lassen.

Doch er brauchte nur ein paar Sekunden, um seine Gemüthsbewegung zu beherrschen, und die augenblickliche Einsamkeit, die er gesucht, verlassend, näherte er sich mit langsamem, ernstem Schritte dem Bette des Kranken.

Sein Auge war düster und voller Fragen, und er erwartete offenbar mit Ungeduld die Fortsetzung dieser Beichte, deren Erzählung er gern beschleunigt hätte, während er indessen keine von ihren Einzelheiten zu verlieren wünschte.

Der Kranke seinerseits war dergestalt angegriffen, sowohl durch die Anstrengungen, die er gemacht, um so lang zu sprechen, als durch die Gemüthsbewegung, die er erlitten, daß er leichenbleich auf sein Kopfkissen zurückgefallen war und ohnmächtig zu sein schien.

Der Dominicaner zitterte bei der Idee, Herr Gèrard könnte sterben, ehe er seine Beichte vollendet, und ihn folglich in Unwissenheit über die Umstände und die Thatsachen lassen, welche zu kennen er das größte Interesse hatte.

Er näherte sich also diesem Manne mit scheinbar weniger Widerwillen und fragte ihn, ob er etwas bedürfe.

»Mein Bruder,« antwortete der Kranke, »geben Sie mir einen Löffel voll von dem herzstärkenden Tranke, den Sie auf dem Kamin sehen . . . Müßte ich sterben an der Anstrengung, ich will Alles auf ein Mal sagen!«

Der Mönch reichte dem Sterbenden einen Löffel voll von dem Elixir; Herr Gèrard hatte es

kaum verschluckt, als er in der That wieder einige Stärke zu erlangen schien; er bedeutete Dominique durch einen Wink, er möge sich wieder an sein Bett setzen, und fuhr dann fort:

»Mein Bruder übergab mir also die Abschrift des Testaments, und ich mochte immerhin gegen die Großmuth, die er für mich entwickelte, protestieren, ihm sagen, gewohnt, mit fünfzehn bis achtzehnhundert Franken jährlich zu leben, brauche ich weder ein so großes Kapital, noch eine so starke Rente; er wollte nichts hören und schloß die ganze Erörterung dadurch; daß er mir antwortete, der Bruder eines Mannes, der seinen Kindern zwei Millionen Vermögen hinterlasse, ein Vormund, der für seine Mündel ein Vermögen von zweimal hunderttausend Livres Rente verwalte, welche fähig, sich zu verdoppeln, dürfe in den Augen seiner Neffen nicht das Ansehen haben, als lebte er auf ihre Kosten wie ein fremder Schmarotzer. Ich nahm an, — das Herz zugleich von Traurigkeit und von Dankbarkeit erfüllt; — denn bis dahin mein Vater, verdiente ich den Titel ehrlicher Mann, den ich seitdem usurpirt habe, und ich hätte eingewilligt, nicht nur das Vermögen, das mir mein Bruder hinterließ, sondern auch mein persönlichen Vermögen, würde ich irgend eines gehabt haben, zu verlieren, um meinem Bruder das Leben zu retten oder es nur um einige Jahre zu verlängern . . . Leider war die Krankheit tödlich, und am andern Tage nach dieser Unterredung hatte Jacques kaum die Kraft, die Hand zu drücken . . . Ihrem Vater,« sagte der Kranke mit Anstrengung, Ihrem Vater,« wiederholte er, um sich zu befestigen, »der am Nachmittag ins Schloß kam. . . . Ich werde Ihnen nicht das Portrait von Herrn Sarranti geben, mein Bruder, doch lassen Sie mich Ihnen ein paar Worte vom ersten Eindrucke sagen, den seine Gegenwart auf mich machte. Nie, ich kann es vor Gott und vor Ihnen schwören, nie flößte mir die Physiognomie eines menschlichen Geschöpfes eine lebhaftere Sympathie, eine tiefere Ehrfurcht ein. Die Biederkeit, welche den Hauptcharakter seiner Physiognomie bildete, erweckte unwillkürlich das Vertrauen, und beim ersten Anblicke war man bereit, ihm seine Arme und sein Herz In öffnen! Er quartierte sich noch an demselben Abend im Hause auf die Bitten von Jacques ein, welcher erklärt hatte, er wolle seine Augen zwischen seinen zwei besten Freunden, das heißt zwischen Herrn Sarranti und mir, schließen. Kaum angelangt, kam er in mein Zimmer und sagte zu mir:

»»Herr Gérard, finden Sie es nicht schlimm, wenn ich gleich bei meinem Eintritte ins Haus damit anfangen, daß ich Sie um einen wichtigen Dienst bitte.«« »»Sprechen Sie, mein Herr,«« erwiderte ich; »»die Achtung und die Freundschaft, die mein Bruder für Sie hegt, geben mir das Recht, Ihnen zu sagen, was er Ihnen selbst sagen würde: Mein Herz und meine Börse gehören Ihnen!««

»»Ich danke, mein Herr,«« antwortete Ihr Vater, »»und ich werde wahrhaft glücklich sein an dem Tage, wo Sie meine Dankbarkeit auf die Probe stellen können. Doch der Dienst, den ich in diesem Augenblicke fordere, ist ein Art reinen Vertrauens; darum wende ich mich an Sie, denn die geringe Hoffnung, die wir haben, unsern armen Jacques noch lange zu erhalten, beraubt mich der Freude, mich an ihn zu wenden.««

»»In welcher Hinsicht kann ich Ihr Vertrauen rechtfertigen und meinen Bruder bei Ihnen ersetzen?««

»»Hören Sie, mein Herr.««

»Ich horchte aufmerksam, und Sarranti fuhr fort:

»»Ich bin beauftragt von einer Person, deren Namen zu nennen mir bis jetzt nicht erlaubt ist, bei einem Notar eine Summe von hunderttausend Thalern, die ich in meinem Felleisen bei mir habe, unterzubringen: diese Summe, verstehen Sie wohl, wünsche ich einfach zu deponiren und nicht anzulegen; es ist wenig daran gelegen, daß sie nichts einträgt, wenn ich sie nur von einem Tage auf den andern und je nach den Bedürfnissen der Person, deren Mandatar ich bin, auf das erste Verlangen zurücknehmen kann.««

»»Nichts kann leichter sein, mein Herr, und alle Tage deponirt man unter diesen Bedingungen eine mehr oder minder starke Summe bei einem Notar.««

»»Ich danke, mein Herr; ich bin über einen Punkt beruhigt. Wollen Sie mich nun auch über den andern beruhigen, über den Hauptpunkt, über den, wo wirklich der Dienst liegt, den ich von Ihnen verlange.««

»»Reden Sie.««

»»Diese Summe kann nicht unter meinem Namen deponirt werden, denn Jedermann kennt meinen obliegenen Mangel an Vermögen; sie kann nicht unter dem Ihres Bruders deponirt werden, da er uns jeden Augenblick bevorsteht, daß ihn Gott zu sich ruft. Ich wünschte also, sie würde untergebracht . . .««

»»Unter meinem Namen?«« beeilte ich mich einfach zu sagen.

»»Ja, mein Herr, und das ist der Dienst, den ich von Ihnen zu fordern hatte.««

»»Ich hätte gewünscht, die Sache wäre wichtiger gewesen,« mein Herr; denn es ist nicht einmal ein Dienst, was Sie von mir verlangen, es ist eine einfache Gefälligkeit. Sobald es Ihnen beliebt, diese Summe zu deponiren, werden Sie mir es sagen: ich werde Ihren Wunsch erfüllen und Ihnen persönlich einen Gegenschein ausstellen, damit Sie im Falle eines Unglückes, einer Abreise, eines plötzlichen Todes sich mir substituiren und beim Notar als der wahre Eigenthümer des Geldes erscheinen können.

»»Gehörte das Geld mir,«« erwiderte Herr Sarranti, »»so würde ich diese Garantie, die ich als unnöthig betrachtete, ausschlagen; doch ich wiederhole Ihnen, es gehört nicht mir und ist bestimmt, hohen Interessen zu dienen. Ich nehme also nicht nur den Dienst, sondern auch alle Sicherheiten an, die Sie mir bieten wollen, um im gegebenen Augenblicke entweder die gänzliche Zurücknahme, oder die theilweise Verwendung der deponirten Summe zu erleichtern.««

«

»»Übergeben Sie mir diese Summe, mein Herr, und in einer Stunde wird sie bei Herrn Henry deponirt sein.««

»Herr Sarranti hatte wirklich in seinem Felleisen die dreimal hunderttausend Franken in Gold, wir zählten sie; dann schloß ich sie in eine Cassette ein; ich gab ihm einen Empfangsschein in

der verabredeten Form, ließ anspannen und fuhr nach Corbeil.

»Anderthalb Stunden nachher war ich im Hause zurück. Herr Sarranti saß am Bette meines Bruders, bei dem es immer schlimmer ging. Jacques hatte mehrere Male nach mir gefragt, sein Zustand war ein verzweifelter, und der Arzt bürgte nicht dafür, daß er die Nacht überlebte. In der That, gegen zwei Uhr Morgens verlangte er seine Kinder zum letzten Male zu sehen. Gertrud, die mit uns wachte, holte sie aus ihrem Bette und führte sie ganz weinend herbei. Die armen Kleinen vergoßen Thränen, ohne sich genau Rechenschaft von ihrem Unglücke zu geben; sie fühlten Instinctartig, daß etwas Geheimnißvolles, Düsteres, Unendliches über ihnen schwebte: das war der Tod!

»Jacques segnete die zwei Kinder, die vor seinem Bette niederknieten; dann küßte er sie und winkte Gertrud, sie wegzuführen. Die Kinder wollten nicht gehen; ihre Thränen verwandelten sich in Schluchzen, und ihr Schluchzen in Geschrei, als man sie nöthigte, das Zimmer zu verlassen. Das war eine Scene von tiefer Traurigkeit, von entsetzlicher Herzzerreißung, und ich habe sehr bange, zu meiner Strafe dieses Geschrei die ganze Ewigkeit hindurch zu hören . . . und dann,« fügte der Sterbende bei, »ein anderes Geschrei, das noch viel mehr herzzerreißend . . .«

Der Kranke sank zum zweiten Male zusammen; der Priester befürchtet, wenn er das Elixir verschwende, das ihm wieder Kräfte gegeben, seiner Wirksamkeit zu schaden: er beschränkte sich also diesmal darauf« daß er ihn Salze einathmen ließ, und dieses Reagens genügte in der That.

Herr Gérard öffnete wieder die Augen, stieß einen Seufzer aus, wischte den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß, und fuhr fort:

»Eine Stunde nach dem Abgange der Kinder verschied mein Bruder. Sein Tod war wenigstens sanft, und er starb, wie er es gewünscht hatte, »in unseren Armen . . . in den Armen zweier ehrlichen Leute, mein Herr! denn bis zur Todesstunde meines Bruders hatte ich mir, ich sage nicht einmal keine schlechte Handlung, sondern sogar keinen schlechten Gedanken vorzuwerfen. . . Am andern Tage oder vielmehr an demselben Tage, am frühen Morgen, entfernte man die beiden Kinder; Gertrud und Jean führten sie nach Fontainebleau, wo sie zwei Tage zubringen sollten, und wohin ihnen, sobald er seinem Freunde die lehre Ehre erwiesen, Herr Sarranti nachfolgen würde. Sie fragten« warum man ihnen nicht erlaube, ihren Vater zu küssen, ehe sie weggingen; man antwortete ihnen, ihr Vater sei nicht aufgewacht, da entgegnete aber das ältere Kind, Viktor, — ich weiß nicht, warum ich es wage, diesen Namen auszusprechen! — Victor, der eine Idee vom Tode zu haben anfing, entgegnete:

»»Man hat uns schon einmal gesagt,« Mama schlafe; man hat uns schon so weggeführt, und wir haben Mama nie wiedergesehen! Papa ist ihr nachgefolgt, und wir werden ihn auch nie mehr sehen!«« »Doch das Mädchen, das erst fünf Jahre alt war, sagte:

»»Warum verlassen uns Papa und Mama, da wir sehr ordentlich sind, Niemand etwas zu Leide thun und sie so herzlich lieben?«

»Oh! in der That, arme Kinder! warum verließ Euch Euer Vater, und warum besonders, indem



er Euch verließ, übergab er Euch in solche Hände?. .«

Und der Kranke schaute seine abgezehrten Hände an, wie Lady Macbeth ihre blutige Hand anschaut, wenn sie sagt: »Oh! alles Wasser des großen Oceans wäre nicht hinreichend, um diese kleine Hand zu waschen!«

»Endlich gingen die Kinder ab,« fuhr Herr Gèrard fort; doch Gertrud hatte alte Mühe, um sie festzuhalten; sie streckten ihre Arme aus der Caleche und riefen:

»»Wir wollen Papa küssen!. . .««

»Man war genöthigt, die Fenster zu schließen.

»Wir beschäftigten uns sodann mit der Erfüllung der letzten Pflichten, die uns der Tod dieses armen Bruders auferlegte. Er hatte uns nichts Besonderes hinsichtlich des Begräbnisses empfohlen; wir legten seinen Leib im Friedhofe von Viry nieder. Die Beerdigung war das, was sie in einem Dorfe sein konnte, und an seinem noch offenen Grabe übergab ich dem Pfarrer, der die Todtengebete sprach, tausend Thaler für die Armen« damit die Gebete derjenigen, deren Unglück er selbst nach seinem Tode erleichterte, sich mit denen des Priesters verwischen möchten.

»Wie er es versprochen, begab sich Herr Sarranti, als er den Kirchhof verließ, nach Fontainebleau. Er sollte am andern oder am zweiten Tage mit den Kindern zurückkommen; ehe wir uns aber trennten, warfen wir uns Beide in Thränen zerfließend, beim Andenken an denjenigen, welchen wir verloren, einander in die Arme. . . .Oh! vergeben Sie mir, daß ich einen Mann, den ich ans Herz gedrückt, angeklagt, verleumdet, gebrandmarkt habe!« rief der Kranke, indem er sich an Dominique wandte; »doch Sie werden sehen, ich war wahnsinnig, als ich dieses Verbrechen beging, und, Gott sei Dank, dieses Verbrechen kann wieder gut gemacht werden!«

Der Mönch war, wie gesagt, ungeduldig, das Ende der Beichte zu hören, von der der Sterbende selbst gestand, sie sei entsetzlich, so entsetzlich, daß wie groß auch seine Schwäche, derjenige, welcher sie that, so viel als möglich den Schluß hinausschob.

Er bat also Herrn Gèrard« fortzufahren.

»Ja, ja,« murmelte dieser; »doch fortzufahren, das ist gerade das Schwierige, und es ist wohl dem Reisenden, der bis auf zwei Drittel seines Weges nur reiche Ebenen und fruchtbare Thäler durchwandert hat, erlaubt, einen Augenblick zu zögern, ehe er sich in stinkende Sumpfe, unter tödtliche Abstürze und unergründliche Schlünde wagt!«

Der Dominicaner, so ungeduldig er war, schwieg und wartete.

Das Warten währte nicht lange, fühlte der Kranke, daß seine Stärke wiederkehrte oder befürchtete er im Gegentheile, was ihm an Kraft blieb, werde ihn ganz und gar verlassen, er fuhr fort:

»Ich kam allein in das Schloß zurück, das nun verödet war, denn die Kinder hatten es, von

Jean und Gertrud weggeführt, verlassen, und Herr Sarranti hatte sich auch entfernt, um ihnen nachzufolgen. Ich war« düster und betrübt: ich hatte eine tiefe Trauer, nicht nur an den Kleidern, sondern auch im Herzen: eine Trauer zugleich um meinen Bruder, und um fünf und vierzig Jahre der Ehre, welche sterben sollten! Ich hätte den Weg nach dem Schlosse vergessen, wäre ich nicht durch das schmerzliche Geheul von Brasil geleitet worden. Man sagt, die Hunde sehen den unsichtbaren Gott, den man den Tod nennt, und wenn die ganze Natur bei seinem vorüberziehen schweige, so begrüßen sie ihn allein mit ihrem unheimlichen prophetischen Geheul. Das Geschrei des Hundes konnte an die Wahrheit dieser düsteren Legende glauben machen. Glücklicher, selbst bei einem Thiere einen Schmerz zu finden, der dem meinigen entsprach, ging ich auch auf den Hund zu, wie ich auf ein menschliches Geschöpf, auf einen Freund zugegangen wäre.

»Doch kaum hatte mich Brasil erblickt« als er nicht auf mich zulief, sondern in der ganzen Länge seiner Kette, mit glühenden Augen, blutiger Zunge und gierigen Zähnen, gegen mich losstürzte. Ich bekam Angst vor diesem Zorne, ohne ihn zu begreifen; ich liebte gewöhnlich den Hund nicht, ich mißhandelte ihn aber auch nicht. Er liebte unendlich meinen Bruder und die Kinder. Warum dieser Haß gegen mich? Der Instinct hat also zuweilen die Oberhand über den Verstand.

»Ich ging immer weiter nach dem Schlosse. Hier, griff ein anderes Geräusch mein Ohr an; in diesem Schlosse, aus dem man so eben eine Leiche weggebracht, wo der Hund wehklagte, wo der Mensch noch die Augen trocknete, sang eine Frauenstimme! — Diese Stimme war die von Orsola.

Entrüstet und in der Absicht, ihr Stillschweigen zu gebieten, näherte ich mich dem Speisezimmer, aus dem die Stimme zu kommen schien. Durch die halb geöffnete Thüre sah ich Orsola: sie richtete das Frühstück in Abwesenheit Aller zu und sang dabei im baskischen Patois folgendes Lied unserer Heimath; — ein gottloses, cynisches, in einem solchen Augenblicke empörendes Lied:

Le bonheur est fait pour les dieux,  
Qui laissent le plaisir aux hommes;  
Bèénnissons ceux qui vont aux cieux,  
Mais consolons le coeur de ceux  
Qui restent au monde vù nous sommes!

[Das Glück ist gemacht für die Götter,  
die den Menschen das Vergnügen überlassen;  
segnen wir diejenigen, welche in den Himmel gehen,  
trösten wir aber das Herz derjenigen,  
welche auf der Welt bleiben, wo wir sind.]

»Mein Vater, ich vermöchte Ihnen nicht auszudrücken, welchen tiefen Widerwillen mir gegen die Frau,« die es sang, dieses lustige, materialistische, in einem Todtenhause ertönende Lied einflößte. Ich wünschte auch, daß Orsola wisse, ich habe sie gehört.

»»Orsola,«« sagte ich zu ihr, »Sie können den Tisch abräumen; ich habe keinen Hunger.««

»Und ich ging in mein Zimmer hinauf und schloß mich ein, Orsola schwieg; doch der Hund stöhnte den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht; sein Geheul hörte erst in dem Augenblicke auf wo der Wagen, der die Kinder zurückbrachte, in den Hof des Schlosses einfuhr.«

---

## LXV.

Orsola.

»Nachdem mein Bruder todt,« fuhr Herr Gèrard fort, »war ich das Haupt der Familie und der Verwalter des Vermögens der Kinder des Verstorbenen. Anfangs fühlte ich mich sehr in Verlegenheit: ich hatte nie mehr als zwölf bis fünfzehnhundert Franken Einkünfte gehabt, welche von einem kleinen väterlichen Erbgute herrührten; gingen beträchtliche Summen in Banquebillets durch meine Hände, so erfaßten mich unbekannte Schauer; sah ich Goldsäcke auf einen Tisch umgestürzt; so bekam ich den Schwindel, nur waren diese Empfindungen ganz körperlich und hatten nichts Verbrecherisches. Ich hegte keine andere Wünsche, als die, welche in dem Kreise, wo ich gewöhnlich lebte, sich erschlossen hatten.

»Herr Sarranti begann die Erziehung der Kinder, gab mir einige Rathschläge über die Verwendung und die Anlage der Einkünfte, und die ersten Tage vertiefen in vollkommener Ruhe.

»Die zwei einzigen Frauen, welche im Hause wohnten, waren Gertrud und Orsola; Gertrud, die, nachdem sie mit zwanzig Jahren die Amme meiner Schwägerin gewesen, und sie in ihren Armen hatte sterben sehen, mit fünf und vierzig die Gouvernante ihrer Kinder geworden war; Orsola, die sich, wie Sie wissen, im Hause impaironisirt und mit dem Titel Vertraute geschmückt hatte. Ich habe Ihnen gesagt, mein Vater, welchen Eindruck des Widerwillens diese Frau auf mich hervorzubringen angefangen. Warnen dies? Abgesehen von dem Liede, das ich sie an jenem Tage der Beerdigung meines Bruders hatte singen hören, hätte ich es nicht zu sagen gewußt. Nicht als ob sie an sich etwas Zurückstoßendes gehabt hätte: im Gegentheile, sie war schön. Nur mußte man es bemerken; doch sobald man es bemerkt, kamen die Blicke, die sie Anfänge gleichgültig hatten vorübergehen lassen, zu ihr zurück, und hatten sie einmal diese unselige Richtung genommen, so konnten sie dieselbe nicht mehr verlassen! Anfangs; als ich sie zum ersten Male sah, war sie in ein düsteres Costume gekleidet, das ihre äußeren Vorzüge durchaus nicht geltend machte; ihre Haare waren unter einer Art von Witwenhaube verborgen; ihr übriger Anzug war, nicht ganz der einer Frau vom gemeinen Volke, doch der einer Bürgerin, welche auf jeden Gedanken der Coquetterie verzichtet hat. Das Einzige, was ich an ihr, bemerkt, waren ziemlich schöne Augen, sehr weiße Zähne und Lippen, deren lebhaftes, fast blutiges Roth mir besonders aufgefallen. Doch seit dem Tode meines Bruders, allmählig und Woche für Woche, hatte sie, so zu sagen, eine Schönheit ins Licht gesetzt, das waren zuerst herrliche Haare, blau durch ihre tiefe Schwärze, deren reiche Reserve sie unter ihrer Haube hervorgezogen, und aus denen sie sich glänzende Flechten gemacht hatte; es war ein Hals vergoldet wie die Aehre im Monat Juli, den sie von einem geschlossenen Kragen befreit; es war eine Taille biegsam und geschmeidig wie die Birke unserer Wälder, die sie in ein Trauerkleid von schwarzem Taffet gehüllt; es war ein spanischer Fuß, besser als dies, ein baskischer Fuß, den sie des Pantoffels, der ihn bekleidet, entledigt und aufs Neue eingekerkert hatte, diesmal aber in einen Schuh mit flatternden Bändern; es war eine doppelte Reihe von weißen Zähnen, die sie, selbst ohne zu lächeln, zeigte, als wären ihre Lippen zu kurz und gerundet gewesen, um sich

zusammenzufügen; es waren endlich reizende Worte gesprochen im Patois unserer Gebirge, mit einem metallischen baskischen Accente, die mir, wenn sie mich anredete, was übrigens selten geschah, ein Echo der Heimath zu sein schienen.

»Alle diese successiven Veränderungen bewerkstelligten sich in weniger als drei Monaten, zur großen Verwunderung aller Genossen des Hauses, welche unter jener Puppe von Bure den glänzenden Nachtfalter nicht vermutheten, der daraus ausgekrochen. Für wen machte übrigens Orsola diesen Toiletteaufwand? Das ließ sich unmöglich sagen: sie sprach nie mit Jemand, wenn sie nicht, die Bedürfnisse des Hauses dazu nöthigten, und sie hielt sich in ihrem Zimmer die ganze Zeit auf, die sie nicht in den aristokratischen Regionen des Hauses beschäftigt war. Das geschah für sie ohne Zweifel! Diese unschuldige Coquetterie mißfiel wahrscheinlich ihrem früheren Herrn, und sie wollte sich nach und nach versichern, ob ihr neuer Gebieter so streng sei wie der alte. Ihr neuer Gebieter, das war ich! . . .

»Lassen Sie mich Ihnen alle Verführungen dieser Frau sagen, der ich das erste Mal, als ich sie gesehen, vierzig Jahre gegeben hätte, und die, sowie sie ihr altes Costume abstreifte, mit demselben auch die Jahre abzustreifen schien, so daß ich ihr im Verlaufe von drei Monaten kaum dreißig würde gegeben haben. Das ist meine einzige Entschuldigung bei der schändlichen Gewalt, die diese abscheuliche Creatur am Ende über mich erlangte.

»Ich hatte, wie gesagt, meine Frau sehr jung und nach traurigen Jahren des Ehestandes verloren. Begabt mit einer ziemlich kräftigen Constitution und mit dem Temperamente eines Südländers, hatten bei mir die Leidenschaften momentan einschlafen können, doch sie mußten unfehlbar früher oder später wiedererwachen. Mehrere Male hatte ich mich dabei erkannt, daß ich diese Frau im vorübergehen anschaute; mehrere Male, in ihrer Abwesenheit, war ich erstaunt, daß ich an sie dachte . . . Orsola aber schien für mich keine andere Aufmerksamkeit zu haben, als die ehrerbietige Botmäßigkeit, mit der sich der Untergeordnete gegen seinen Herrn benimmt. Sie hatte sich den Dienst von meinem Zimmer und von dem von Herrn Sarranti vorbehalten; sie war besorgt, hier vorzugsweise während des Frühstücks oder des Mittagessens einzutreten, und verrieth ihre Gegenwart nur durch jene Aufmerksamkeiten, an welchen man bei dem, der sie hat, die persönliche Gewohnheit der übermäßigsten Reinlichkeit erkennt. Wir kamen regelmäßig in unsere Zimmer Abends um neun Uhr zurück, und um zehn Uhr war im Allgemeinen Jedermann eingeschlafen.

»Eines Abends, als ich Banque- und Verwaltungsrechnungen durchzusehen hatte; — das war im Dezember 1818— unterrichtete ich Orsola von meinem Wunsche, meine Arbeit ziemlich lang in die Nacht hinein fortzusetzen, und bat sie, einen Holzvorrath in mein Zimmer heraufbringen zu lassen. Sie brachte ihn selbst, als sie kam, um die Bettdecke umzuschlagen; sobald das Holz niedergelegt und das Bett zugerichtet war, ging sie wieder ab, indem sie mich in ihrem Patois fragte:

»»Hat der Herr nichts mehr nöthig?««

»»Nein,«« erwiderte ich, meinen Blick von ihr abwendend; denn ich hatte bange, mein Blick könnte sich auf sie heftend, und meinem Herzen einen Blitz von der seltsamen unkeuscher Gier, die sie in mir erweckte, hervorspringen machen.

»Sie ging hinaus, zog sachte die Thüre hinter sich zu, und ich hörte sie die Treppe hinabsteigen und in ihr Zimmer eintreten, das unter dem meinigen lag. Ich blieb nachdenkend, ohne darauf zu achten, daß nach und nach das Feuer erlosch und ich fing erst an es an der Kälte wahrzunehmen, die sich meiner langsam bemächtigte.

»Vergebens gedachte ich an diesem Abend zu arbeiten, alle meine Gedanken waren anderswo. Ich wollte im Schlafe die Versuchungen fliehen, die mich bestürmten; ich warf einen Arm voll Holz auf mein Feuer, legte mich zu Bette, löschte das Licht und versuchte es einzuschlafen . . . Ich entschlief in der That.

»Es war ungefähr eine Stunde verlaufen, seitdem ich die Augen geschlossen, als ich, durch den Rauch des Athems beraubt, erwachte: das Feuer hatte im Kamine ohne Zweifel in Folge der zu großen Menge Holz, die ich hineingeworfen, um sich gegriffen; der Wind trieb den Rauch in mein Zimmer zurück, und dieser Rauch erstickte mich. Ich sprang aus meinem Bette und schrie:

»Zu Hilfe! Feuer!««

»»Es kam aber Niemand. Ich wollte nach der Gesindetreppe laufen, als ich am Ende des Corridors Orsola, mit aufgelösten Haaren, bekleidet mit einem Gewande, das nichts Anderes war, als ein langes Nachthemd, mit bloßen Füßen und ihren Leuchter in der Hand, erblickte. Sie war herrlich so und glich einer der Erscheinungen, wie sie nach der Erzählung in den alten Schlössern oder in den verfallenen Klöstern existiren. Es war in diesem Weibe in der That etwas von der Burgfrau und von der Aebtissin, besonders aber etwas Dämonisches! Sodann, als ob die Entfernung, welche zwischen mir und ihr lag, sie verhinderte, zu bemerken, in welcher unzünftigen Unordnung sie sich befand, sagte sie:

»»Sie haben um Hilfe gerufen, und ich bin herbeigelaufen. Was gibt es?««

»»Ich schaute sie verwundert an.

»»Es brennt!«« stammelte ich, es brennt!««

»»Wo?««

»»In meinem Zimmer!««

»Sie stürzte hinein, ohne sich um den Rauch zu bekümmern.

»»Ah!«« sagte sie, »»das ist nichts.««

»»Wie! das ist nichts?««

»»Nein, es ist ein Kaminfeuer, und die Kamine sind von Backstein. Wollen Sie mir helfen, mein Herr? Wir werden das Feuer auslöschen.««

»»Ei! lassen Sie uns, um es auszulöschen Leute rufen!««

»»Das ist unnöthig,«« erwiderte sie; »»wir Beide werden es wohl auslöschen, und ich kann es sogar allein löschen, wenn Sie sich nicht damit befassen wollen.««

»Diese Kaltblütigkeit dünkte mir bewundernswerth; ich, der Mann, das heißt, das vorgeblich starke Geschöpf, hatte Angst, sie, die Frau, das heißt, das vermeintlich schwache Geschöpf, beruhigte mich!

»Ich rief nicht. In der Stimmung des Geistes, in der ich mich zu Bette gelegt, war die Erscheinung, die zu mir kam, die, welche ich heraufbeschworen. Sie trat übrigens, wie gesagt, kühn in mein Zimmer ein, riß das Fenster auf, um den Rauch zu zerstreuen, nahm die Leilacken von meinem Bette, tauchte sie in das Waschbecken, hielt diese befeuchteten Tücher vor die Oeffnung des Herdes, und fing so den Luftstrom völlig auf; dann brachte sie, das Tuch mit einer regelmäßigen Bewegung einziehend, den leeren Raum hervor und machte von den oberen Regionen die Rußlagen, die sich entzündet hatten, herabfallen.

Eine halbe Stunde genügte für diese ganze Operation, bei der ich ihr allerdings half, jedoch mehr in meinem Geiste in Anspruch genommen von diesen schwarzen Haaren, von diesen weißen Füßen, von diesen runden Schultern, welche durch ihr Nachtgewand durchschienen, als von dem Brande, der übrigens völlig besiegt war. Nach einer weiteren halben Stunde war der Fußboden mit dem Schwamme abgewischt, das Zimmer sauber, das Bett wieder gemacht, und dieser fantastische Geschöpf, das ein den Elementen gebietender Dämon zu sein schien, verschwunden.

Die Nacht, die auf dieses Ereigniß folgte, war eine von den grausamsten, die ich in meinem Leben zubrachte! . .

»Ich war übrigens entschlossen, diese Kaltblütigkeit, und diese aufopfernde Ergebenheit zu belohnen. Am andern Morgen, nach dem Frühstücke, zur Stunde, wo ich wußte, daß sie mit dem Aufräumen meines Zimmers beschäftigt war, ging ich hinauf und näherte mich ihr, die an nichts mehr zu denken schien; ich stattete ihr meinen Dank ab und reichte ihr eine zwanzig Louis d'or enthaltende Börse. Sie aber nahm meinen Dank in Demuth an und wies die Börse stolz zurück. Ich drang in sie; da antwortete sie einfach und ohne Affectation:

»»Herr, ich habe nur meine Pflicht gethan!««

»Ich dachte, die Summe sei vielleicht nicht stark genug, um sie zu reizen, und das ich das letzte Wort bei dieser Uneigennützigkeit haben wollte, so nahm ich alles Geld, das sich in meiner Tasche fand, fügte es dem bei, was in der Börse war, und bot ihr aufs Neue diese Börse an, doch mit nicht mehr Erfolg. Ich fragte sie nach dem Grunde ihrer Weigerung.

»»Es gibt einen ersten Grund, den ich Ihnen von Anfang gesagt habe, und der der mächtigere ist,«« antwortete sie: »»ich habe nur meine Pflicht gethan, und wer nur seine Pflicht thut, hat kein Recht auf eine Belohnung; sodann,«« fügte sie lächelnd bei, »»sodann gibt es einen zweiten Grund . . .««

»»Dieser ist?«« fragte ich.

»»Daß ich beziehungsweise so reich bin, als Sie, mein Herr.««

»»Wie so?««

»»Mein früherer Herr hat mir dreißigtausend Franken Kapital, das heißt eine Rente von fünfzehnhundert Livres hinterlassen. Ich brauche nur in das Savines-Thal zurückkehren, woher ich bin, und ich werde mit meinen fünfzehnhundert Franken leben wie eine Königin.« «

»»Warum haben Sie aber dann einen so geringen Lohn verlangt, als ich Sie aufforderte, Ihren Preis zu machen?«« fragte ich.

»»Abermals aus zwei Gründen,«« erwiderte sie: »»weil ich seit zehn Jahren im Hause war und ein großen Verlangen hegte, es nicht zu verlassen.««

»»Das ist der erste. Und der zweite?««

»»Der zweite!«« sagte sie leicht erröthend; »»der zweite ist, weil ich mich mit dem ersten Blicke zu Ihnen hingezogen gefühlt hatte, und es mir gefiel, in Ihren Dienst zu treten.««

»Ich steckte meine Börse wieder in die Tasche, ganz beschämt, eine solche Erhabenheit der Gefühle bei einer Frau zu finden, die ich bis dahin immer als eine Dienerin betrachtet hatte.

Orsola,«« sprach ich zu ihr, »»von morgen an werden Sie eine Frauenperson nehmen, welche hier das thun soll, was Sie gewöhnlich thaten, und Sie werden sich darauf beschränken, daß Sie die Dienstboten beaufsichtigen!««

»»Warum wollen Sie mich eines Vergnügend da durch berauben, mein Herr, daß Sie mich verhindern, Sie zu bedienen? ist das Ihre Art, mich zu belohnen?««

»Sie sagte diese paar Worte mit dem natürlichsten Tone.

»»Wohl, es sei,«« antwortete ich, »»Sie werden fortfahren, mich zu bedienen, da Sie behaupten, dieser Dienst sei ein Vergnügen für Sie; doch Sie sollen nur mich allein bedienen. Jean wird sich mit Herrn Sarranti beschäftigen.««

»»Nun, meinerwegen!«« erwiderte sie; »»ich nehme das an; es wird mir gestattet seine um so mehr für; Sie Sorge tragen zu können.««

»Hiernach, da mein Zimmer in Ordnung gebracht! war, ging sie einfach und würdig ab, ohne zu vermuthen, oder wenigstens, ohne daß sie den Anschein hatte, als vermuthete sie, daß sie mich ganz erstaunt über ihr Zartgefühl zurückließ, wie sie mich ein an der Mal ganz erstaunt über ihre Schönheit zurückgelassen hatte.

»Von diesem Tage an war das Loos meines Lebens entschieden, und ich gehörte dieser Frau. Sie ihrerseits, als sie sah, daß ich sie, statt ihr fortwährend Befehle zu geben, wie man es bei einer Dienerin thut, mit Aufmerksamkeiten umgab, wurde zurückhaltender, sowie ich ehrerbietiger wurde. Sie hatte, seitdem sie im Hause war, frei, offen und keck gesprochen und



mich in ihrem Patois angeredet, so oft sich die Gelegenheit dazu bot; nun sprach sie kaum mit mir, und immer in der dritten Person; schüchtern, beinahe furchtsam geworden, zitterte sie beim ersten Worte, erröthete sie bei der ersten Geberde. Hatte sie Kenntniß von der Begierde, die sie mir einflößte, und stellte sie sich, als wußte sie nichts davon? Zu jener Zeit wäre es mir unmöglich gewesen, es zu sagen; seitdem konnte ich sehen, welche wunderbare Komödiantin diese Frau war, und mit welcher Kunst sie auf ihr Ziel zuschritt!

»Der Kampf dauerte ungefähr drei Monate.

»Während dieses Zwischenraumes kam mein Namenstag, und Gertrud hatte den Gedanken, eine Feierlichkeit daraus zu machen. Am Abend wurden die Kinder mit mächtigen Sträußen zum Dessert gebracht; hinter den Kindern war Sarranti, der mir die Hand reichte; dann kamen Jean und der Gärtner, um mir auch ihre Glückwünsche auszusprechen. Ich küßte alle Welt, Kinder und große Personen, Professor und Dienstboten, und zwar, weil ich dachte, Orsola werde auch erscheinen, und ich werde sie küssen wie die Anderen. Sie trat zuletzt ein, und ich gab einen Schrei von mir, als ich sie erblickte.

»Sie war gekleidet in ihre Tracht einer Gebirgsbewohnerin, mit dem rothen Halstuche um den Kopf, den Leib von schwarzem Sammet mit Gold, — etwas Entzückendes zwischen dem Mädchen von Arles und der römischen Bäuerin! Sie sagte mir ein paar Worte in ihrem Patois, um mir lange Tage und die Erfüllung Alles dessen, was mein Herz begehre, zu wünschen. Ich blieb stumm, denn ich fand nichts zu antworten und vermochte nur die Arme gegen sie auszustrecken, um sie zu küssen; doch statt mir ihre Wangen zu reichen, neigte sie das Haupt und bot mir ihre Stirne, erröthend wie ein Mädchen, indeß ihre Hand in meiner Hand zitterte.

»Niemand im Hause liebte Orsola, mich ausgenommen, der ich vielleicht mehr lüstern nach ihr war; als daß ich sie liebte; trotz der geringen Sympathie, die sie einflößte, war es indessen nur ein Schrei, um dieser reichen Schönheit, der die Nationaltracht allen Reiz der Originalität verlieh, Lob zu spenden. Ich fühlte mich so sehr beunruhigt, daß ich in mein Zimmer hinaufging, damit man meine Aufregung nicht wahrnehme.

»Ich war seit einigen Augenblicken hier, ohne ein anderes Licht, als den Restes des Feuers, das im Kamine brannte, als ich den Tritt von Orsola erkannte, die sich meinem Zimmer näherte, und da sich meine Thüre öffnete, sah ich sie erscheinen in ihrer reizenden Tracht, beleuchtet von der Kerze, die sie in der Hand hielt.

»Ich saß in einem Fauteuil keuchend auf den Arm des Stuhles gestützt, in der Stellung des Menschen oder des Thieres, das loszustürzen bereit ist.

»Sie sah mich und machte eine Bewegung, als ob sie mich nicht hier zu finden erwartete; doch nach dieser ersten der Verwunderung entschlüpften Bewegung schritt sie nach meinem Bette und nahm wie gewöhnlich die Decke ab . . . Da stand ich auf, und entschlossen, Alles zu wagen, ging ich mit offenen Armen, schwankend wie ein Trunkener auf sie zu und rief mit dem ganzen Wahnsinne meiner tollen Leidenschaft:

Orsola! Orsola! wie schön bist Du! . . .««

»Erwartete sie diesen Augenblick? war sie wirklich überrascht? Das wurde mir nie bekannt. Ich weiß nur, daß sie einen schwachen Schrei von sich gab, daß sie ihre Kerze fallen ließ, und daß wir uns in der Dunkelheit befanden.

»O mein Vater! mein Vater!« murmelte der Kranke, »von diesem Augenblicke fing mein verbrecherisches Leben an! von diesem Augenblicke zog sich Gott von mir zurück, und ich gehörte dem Teufel! . . .«

Herr Gérard fiel wie verscheidend auf sein Kopfkissen zurück, und der Dominicaner der befürchtete, diese Beichte, welche so langsam zu der Stelle kam, die ihn interessirte, könnte ihm entgehen, zögerte diesmal nicht, dem Sterbenden einen zweiten Löffel voll von dem Elixir zu geben, das schon seine Kräfte wiederbelebt hatte.



## LXVI.

### Der Besitz.

Der Trank entwickelte seine Thätigkeit ein wenig langsamer als das erste Mal, war aber nichtsdestoweniger wirksam.

Nach einer Minute der Betäubung kam der Kranke wieder zu Sinnen; er machte eine Anstrengung und fuhr dann in folgenden Worten fort:

»Von diesem Augenblicke übte Orsola über mein ganzes Wesen eine solche Zaubermacht, daß ich allmählig die Herrschaft über mich verlor, und nach Verlauf von einigen Wochen gehörte ich ihr mit Leib und Seele.

»Vermöge dieses ungeheuren, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit gelenkten Einflusses fand ich mich bald hingerissen, ihr zu gehorchen, nachdem ich schon seit einiger Zeit die Gewohnheit, ihr zu befehlen, verloren. Hätte ich nur das Bewußtsein dieser Schmach gehabt! wäre mir nur ein einziges Mal der Gedanke gekommen, die Maschen des Netzes in das ich eingehüllt war, zu zernagen. Doch nein, die Maschen dieses Netzes schienen mir von Gold zu sein, und die Gewißheit, in der ich war, frei darin zu leben, benahm mir sogar das Verlangen, ihm zu entkommen.

»So lebte ich beinahe zwei Jahre in diesem Bagno, das mir ein Palast schien, in dieser Hölle, die mir ein Eden dünkte, und ich verlor nach und nach in den Berausungen, in die mich diese Frau versenkte, Alles, was der Himmel von redlichen Ideen, von tugendhaften Neigungen in mich gelegt hatte. Hätte ich gesehen, wohin sie mich führen wollte, so würde ich vielleicht widerstanden haben; doch ich schritt, die Hand auf den Augen, fort, und hatte weder mehr das Bewußtsein von dem Wege, dem ich folgte, noch von dem Ziele, nach dem man mich fortzog.

»Ich hatte wohl von Zeit zu Zeit und, so zu sagen, instinctmäßig einige Rückkehren, die mich etwas wie einen Nothschrei ausstoßen machten, einige Ueberreste von Ehrbarkeit, die mein Schamgefühl eine Einwendung machen ließen; Orsola hatte aber unwiderstehliche Tröstungen, für diese vorübergehenden Gemüthsunruhen, geheimnißvolle Einschläferungen für dieses Erwachen des Gewissens. Ich stand mit einem Worte unter diesem mächtigen, unbesiegbarem geheimen Zauber, den, wie das Alterthum sagt, die Unglücklichen erduldetem welche in die Gewalt der Zauberin Circe fielen.

»Diese Frau war in der That eine Zauberin in der Kunst zu lieben; sie wußte aus ihren Schmeicheleien Liebesträume zu machen, in denen man unablässig neugeborene Kräfte wiederfand. Aus welchen Pflanzen setzte sie ihre Tränke zusammen? welche Worte sprach sie darüber? an welchem Tage des Monats, in welcher Stunde der Nacht, unter Anrufung von welcher unzüchtigen Gottheit bereitete sie dieselben? das weiß ich nicht; was ich aber weiß ist, daß ich sie mit Wonne erschöpfte. Und was dabei besonders gefährlich war, ist, daß sie meiner Sklaverei das Aeußere der Macht, meiner Schwäche den Anschein der Stärke gab. Von ihr

regiert, war ich in meinen Augen der starke Mann meinen eigenen Willens geblieben. Es war ihre höchste Kunst, mich wollen zu machen, was sie wollte, so daß sie befehlend das Ansehen hatte, als gehorchte sie.

»Als ich bis zu diesem Punkte gekommen war, versuchte sie, um mich nicht von Anfang an ein Joch fühlen zu lassen, das ein Ueberrest von Menschenwürde mich wahrscheinlich abzuschütteln bewogen hätte, sie versuchte, sage ich, ihre Gewalt bei Dingen ohne Belang; sie hatte übertriebene Hartnäckigkeiten für die Befriedigung von unbedeutenden Launen. Sie verlangte mit Zweifel lachend, stellte ihr Gesuch selbst als unannehmbar und monstruös dar, gab sich das Ansehen, als begriffe sie nicht, wie ich gewisse Fantasien unterschreiben, mich in gewisse Willen fügen könne, während mir, vermöge der Zögerungen, mit denen sie diese Willen, diese Fantasien umgeben hatte, dieselben, statt mir exorbitant zu scheinen, äußerst natürlich schienen; kurz; es war eine von ihren Taktiken, — und zwar nicht die ungeschickteste, — alle Wichtigkeit der Form zu geben, um den Fond zu verringern. Sie versicherte sich während dieser zwei Jahre ihrer Herrschaft über mich, und nach Ablauf dieser Zeit fing sie an sich unumschränkte Gebieterin meines Willens zu fühlen.

»Zuweilen indessen, da ich mich allmählig von der wollüstigen Schlange umwunden sah, fragte ich mich, was ihr Zweck sein, und ihr Zweck schien mir dann zu sein, früher oder später meine Frau zu werden; doch ich muß sagen, dieser Gedanke erschreckte mich nicht im Mindesten. Wer war ich denn, um mich für mehr als sie zu halten? Ein Bauer aus unseren Bergen, wie sie eine Bäuerin derselben war. Ich war reicher als sie; doch ein Zufall, ein Unglück hatte mich reicher gemacht; sie war aber schöner als ich, und Gott hatte sie schöner gemacht. Sodann, wenn ich als Mitgift das Vermögen brachte, brachte sie nicht das Glück, das Vergnügen, die Wollust? und ich war dahin gekommen, daß ich die Wollust als den einzigen Zweck des Daseins, als das einzige Gut der Schöpfung betrachtete! im Ganzen war es also sie, welche gab, und ich, der empfang.

»Sobald ich das Ziel ihrer Wünsche erschaut zu haben glaubte, und mir dieses Ziel nicht übertrieben schien, überließ ich ihr, wie ich ihr den materiellen Theil meines Wesens überlassen hatte, auch den denkenden Theil desselben. Ich erzählte ihr von dem vielfachen Verdrusse, den mir meine erste Ehe bereitet hatte, ein Verdruß, an dem sie lebhaften Antheil zu nehmen schien, doch ohne diese Gelegenheit zu ergreifen, um mir zu sagen, eine zweite glücklichere Ehe könne ihn vergessen machen. Diese Verleugnung verlieh mir Muth: ich war es also, den sie liebte, ich allein, und nicht das Vermögen, das ich ihr bieten konnte, und nicht die Stellung, die ich ihr geben konnte? Ich ließ sie in mein ganzes Leben eintreten; ich gab ihr den halben Antheil an meinen kostbarsten Interessen; ich machte sie zur Verwahrerin meiner theuersten Hoffnungen. Ich sah, ich dachte, ich sprach, ich athmete nur durch sie! Ich war es nun, der sie ahnen ließ, der ihr zu verstehen gab, sie könne Alles von mir fordern; doch sie schien weder zu wünschen, nach zu begreifen, was ich für den Gegenstand ihres Trachtens gehalten hatte.

»Es sollte indessen ein Tag kommen, wo sie ihre Macht versuchen und ihren Willen energisch offenbaren würde.

»Dieser Tag kam.«

»Wir hatten zum Gärtner einen Greis, Vater und Großvater von einem Dutzend Kinder, der die

Gärten des Schlosses vielleicht seit dreißig bis vierzig Jahren cultivirte. Anfänglich wußte ich nicht, was Orsola gegen ihn reizte; ich sah es später ein . . . Sie fing damit an, daß sie mir Schlimmes von diesem armen Manne sagte, den Jeder liebte, sie ausgenommen; es verging nach ihrer Angabe kein Tag, an dem er ihr nicht eine unangenehme Bemerkung machte, eine unverschämte Antwort gab; endlich nach einer Woche der Klagen, schloß sie damit, daß sie seine Entlassung von mir forderte. Die Sache schien mir so ungerecht, daß ich zu widerstehen suchte, indem ich ihr entgegnete, Niemand habe sich über diesen Mann zu beklagen, und es gebe keinen Vorwand, um ihn wegzuschicken; es wäre überdies unmenschlich, einen Greis fortzujagen, der seit vierzig Jahren da sei. Sie bestand auf ihrem Verlangen mit einer Hartnäckigkeit, welche so sehr außer ihren Gewohnheiten, daß ich darüber erstaunt war; doch auf meine wiederholte Weigerung schloß sie sich in ihr Zimmer ein, aus dem sie zwei Tage lang nicht herausging, und während dieser, zwei Tage durfte ich auch nicht, trotz meines Bittens und Flehens, in dieses Zimmer eintreten. Sodann, nach tausend Kämpfen, die ich gegen mich selbst bestand, da ich eine längere Entbehrung derjenigen, welche der materiellen Seite meines Lebens nothwendig geworden war, nicht aushalten konnte, beschloß ich feiger Weise, mich in der Nacht zu Orsola zu begeben und ihr Verlangen zu bewilligen.

»»Ah! das ist ein Glück!«« sagte sie einfach zu mir, ohne mir nur für das Opfer, das ich ihr brachte, zu danken, und ohne den Anschein zu haben, als hätte sie einen Sieg davongetragen.

»Am andern Tage ließ ich dem Gärtner bedeuten, er habe seine Lohnrechnungen in Ordnung zu bringen, und das Schloß zu verlassen. Der arme Mann, als er diese Kunde erfuhr, die er durchaus nicht erwartete, fiel auf eine Rasenbank und murmelt:

»»Ah! mein Gott ich glaubte meine Tage hier zu beschließen!««

»Und er zerfloß in Tränen.

»Victor und Leonie, die den Schmetterlingen nachliefen, sahen den Greis weinen und fragten ihn nach der Ursache seiner Thränen. . . . Sie liebten den Vater Vincent ungemein: dieser wackere Mann legte für sie schöne Raupen zurück, deren Verwandlungen ihnen Herr Sarranti erklärte; er versah ihre Angeln mit Köder, wenn sie im großen Bassin fischten; er gab ihnen die ersten reifen Erdbeeren seiner Rabatten, die ersten reifen Früchte seiner Spaliere . . . Die Kinder gingen zu Herrn Sarranti und erzählten ihm, ich jage ihren guten Freund Vincent weg; Herr Sarranti befragte selbst den Greis und fand ihn in einer tiefen Trostlosigkeit.

»»Nur die Diebe und die Uebelthäter jagt man weg,«« sagte der arme Mann, »»und ich habe nie gestohlen; ich habe nie irgend Jemand etwas Böses angethan.««

»Dann fügte er bei:

»»Ah! ich werde darüber vor Schaam sterben!««

»Herr Sarranti hielt den Fall für bedeutend genug, um zu mir zu kommen, obschon er gewöhnlich allen Einzelheiten des Hauses völlig fremd blieb. Zu seiner großen Verwunderung gab ich der Sache eine Wichtigkeit, die sie nicht zu haben schien.

»»Ah!«« sprach er zu mir, »»haben Sie ernste Gründe, um so zu handeln, so thun sie wohl, mein lieber Herr Gèrard; dann müssen Sie aber diese Gründe laut sagen, sie öffentlich kund thun. Sie, der Sie ein Mann von Verstand sind, dürfen nicht als ein Mann den Leidenschaft erscheinen; Sie, der Sie ein billiger Mann sind, dürfen nicht als ein ungerechter Mann erscheinen.««

»Und nach diesen Worten, da er glaubte, es sei nicht nöthig, mehr zu sagen, ging er weg. Er hatte Recht, dies zu denken; mein Gewissen war sehr beunruhigt, mein Herz voller Vorwürfe; da ich mich bereit fühlte, eine so schreiende Ungerechtigkeit zu begehen. Ich stieg also zu Orsola hinauf, theilte ihr die Bemerkungen von Herrn Sarranti mit und sagte ihr von der Schaam, die mich erfülle.

»»Gut!«« erwiderte sie, »»ich glaubte, Sie haben ein Wort: Sie haben keines; denken wir nicht mehr hieran.««

»»Aber, mein liebes Kind,«« entgegnete ich, »»Jedermann wird mich tadeln, daß ich, um einer Deiner Launen zu gehorchen, eine so schlimme Handlung begangen habe!««

»»Wer wird Sie tadeln? Herr Sarranti? Was liegt Ihnen an der Meinung dieses Menschen, der man weiß nicht woher kommt, man weiß nicht was complotiert? . . . Oh! ich sagte es Ihnen wohl hundertmal, Sie haben nur gegen mich Energie und Willen!««

»Es war eine von den Taktiken von Orsola, mir unablässig zu wiederholen, ich unterziehe mich der Gewalt von Jedermann und entgehe nur ihrem Willen allein. Ueberzeugt, ich vollbringe einen Art des freisten Willens, übergab ich nach einer Viertelstunde dem Gärtner selbst die Summe, die man ihm schuldig war, nebst einem Monat von seinem Lohne, und forderte ihn auf, das Schloß unmittelbar zu verlassen. Der arme Greis stand auf, schaute mich einen Augenblick an, um zu wissen, ob wirklich ich es sei, der ihm einen solchen Befehl gebe, und sagte, diesmal mit trockenen Augen, indem er den Lohn, den man ihm schuldig war, nahm, aber den Monat Gratification liegen ließ:

»»Mein Herr, entweder habe ich einen Fehler begangen oder ich bin unschuldig. Habe ich einen Fehler begangen, so sind Sie befugt, mich wegzujagen, und ich habe kein Recht auf eine Entschädigung; bin ich aber unschuldig, so haben Sie Unrecht, daß Sie verlangen, ich soll gehen, und keine Entschädigung ist Ersatz für den Schmerz, den Sie mir bereiten.««

»Und mir den Rücken zuwendend:

»»Leben Sie wohl, Herr! Sie werden Ihre schlimme Handlung bereuen!««

»Ich kehrte ins Schloß zurück, und während ich zurückkehrte, hörte ich den Greis murmeln:

»O meine armen-Kinder! . . .««

»Nun,«« sagte ich zu Orsola, »»man hab Ihnen gehorcht.««

»»Mir? Welche Befehle habe ich denn gegeben?«« fragte sie.

»Sie haben den Befehl gegeben, den Gärtner wegzujagen.««

»»Gut!«« versetzte sie lachend, »»gebe ich Befehle hier?« «

»Ich zuckte die Achseln, denn ihre Laune war mir unbegreiflich.

»»Und was hat er gesagt?«« fragte sie.

»»Er hat gesagt,«« antwortete ich mit bebender Stimme, »er hat gesagt: »O meine armen Kinder!««

»»So? . . .««

»»So daß ich zum ersten Male etwas fühle, was den Gewissensbissen gleicht.««

»»Fühlen Sie das, mein Freund, Sie, der Sie einen so richtigen Geist und ein so gutes Herz haben, so ist es so, weil Sie in der That auf meinen Antrieb eine schlimme Handlung begangen haben.««

»Und da ich in einem Lehnstuhle, den Kopf in meinen Händen haltend, saß und bei den Worten, die sie gesprochen, den Kopf aufrichtete, sah ich sie aus mich zukommen, sich auf meinen Schooß setzen, und sie sagte mit ihrer süßesten Stimme, in der Sprache der Heimath, die einen so wunderbaren Einfluß auf mich übte:

»»Mein Freund, ich bitte Dich um Verzeihung wegen meiner Boshaftigkeit! . . . Ich hätte Dich vorhin beinahe zurückgerufen, doch Du warst schon zu fern.««

»Es erfaßte mich der größte Stolz.

»»Nein, Orsola,«« erwiderte ich, »»Sie sind nicht böse!« «

»Doch beharrlich sprach sie:

»»Hätte ich gewußt, der Abgang dieses Gärtners könnte Ihnen wahren Kummer verursachen, so hätte ich ihn nie verlangt.««

»»Sie wurden also einwilligen, daß ich ihn zurückrufe?«« fragte ich lebhaft.

»»Ei! Gewiß, da ich Ihnen sage, sein Abgang mache mir nun so viel Kummer als Ihnen.««

»»Oh!«« rief ich, »»wie gut bist Du, Orsola!««

»Und ich stand auf, um dem Greise nachzulaufen.

»»Nein, ich bin die Ursache der Verzweiflung dieses braven Mannes, es ist an mir, das Böse, was ich gethan, wieder gut zu machen.««

»Und sie zwang mich, im Zimmer zu bleiben, und lief dem Vater Vincent nach, um ihm zu

verkündigen, er sei wieder in Gnaden bei mir aufgenommen. Das war Alles, was sie wollte: wohlverstanden, der gute Mann glaubte immer, ich habe seine Entlassung beschlossen, und Orsola habe seine Begnadigung erwirkt.

»Drei bis vier Monate lang blieb Alles in **status quo**; nur wurden diese drei bis vier Monate zu einer wunderbaren Arbeit verwendet, über die ich erst später Klarheit erlangte.

»Wie alle Südländer, war ich von Natur nüchtern; der Hunger und der Durst waren für mich bis zum Alter von vierzig Jahren ein Bedürfniß und nicht ein zu befriedigendes Vergnügen gewesen; allmählig aber durch den Mißbrauch der Genüsse der Wollust zur Ermattung gebracht, konnte ich Orsola nicht widerstehen, die mich antrieb, von der Trunkenheit ihre entnervenden Aufregungen zu fordern. Wie man es bei den wilden Thieren thut, die man auf den Schaubühnen zeigt, und deren Kräfte ihre Herren mittelst seltsamen nur ihnen allein bekannter Geheimnisse schwächen, so rief -Orsola, um mich vollends zu unterwerfen, die verderblichsten specifischen Mittel, die betäubendsten Getränke zu Hilfe. Der Absinth und das Kirschenwasser, diese zwei entsetzlichen Gifte, in einer gewissen Dose genommen, wurden meine Lieblingsgetränke, und man konnte am Morgen an meinen blöden Augen, an meinen stieren Blicken erkennen, bei welcher schmachvollen Orgie ich einen Theil der Nacht zugebracht hatte. Am Morgen blieb mir nur eine unbestimmte Erinnerung an die Träume, in welchen der Sensualismus bis zum Schmerze getrieben worden war; dann schien es mir immer, als hätte, während der Schlafsucht des Rausches, eine Stimme von geheimnißvollen, erschrecklichen Wünschen zu mir gesprochen! Der Umstand, dessen ich mich besonders entsann, war, daß Orsola sich beständig über die Gouvernante der zwei Kinder beklagte, wie sie sich über den Gärtner beklagt hatte; was in mir am Morgen wiederkehrte, war, daß ich in solchen Augenblicken, wo mir nicht mehr die Kraft blieb, einen eigenen Willen zu haben, die Entlassung der armen Frau versprochen hattest beim Erwachen verflog aber dieses in der Nacht gegebene Versprechen wie ein Dunst unter den anderen Dünsten des Rausches. Eines Morgens nahm indessen Orsola diese seltsame Frage in Angriff und sagte:

»»Sie versprechen mir schon lange, Sie wollen Gertrud wegschicken, und Sie thun es nicht. Was bindet Sie denn so sonderbar an diese Frau?««

»Ich war ganz verblüfft, denn ich erinnerte mich kaum, dieses Versprechen gegeben zu haben; ich hatte kein Motiv um Gertrud, eine Frau von äußerst harmlosem Charakter, zu entlassen, welche einst Amme meiner Schwägerin, deren Kinder anbetete und von ihnen angebetet wurde . . . Diesmal schlug ich es rund ab. Ich hätte mich geschämt, diesen armen kleinen Wesen, — mit denen ich mich kaum beschäftigte, die ich ganz der Pflege dieser guten Frau überließ, — die zarte Fürsorge zu entziehen, der sie in ihrem Alter so sehr bedürften.

»Da begannen dieselben Verfolgungen, welche in Betreff des Gärtners stattgefunden hatten, noch unablässiger und erschrecklicher.

»Dem unseligen Einflusse des Dämons, der mich besaß, unterworfen, versprach ich jede Nacht die Entlassung von Gertrud für den andern Tage jeden Morgen kam ich von meinem Versprechen zurück und weigerte mich.



»Orsola schloß sich ein, wie sie es bei unsern Diskussionen hinsichtlich des Gärtners gethan hatte; doch ich hielt die Probe aus. Ich gestehe, daß ich noch nicht so sehr alle Schaum abgelegt hatte, um den Vorwürfen von Herrn Sarranti zu trotzen und die Thränen der Kinder zu ertragen . . . Diesmal war es Orsola, welche zuerst wiederkehrte. Sie hatte diese Laune bereut und kam, um mich um Verzeihung zu bitten. Sie errathen, mein Vater, mit welcher Freude diese Verzeihung bewilligt wurde.

»Diese Rückkehr von Orsola zu mir traf mit zwei Umständen zusammen, die mir damals von geringer Bedeutung zu sein schienen, deren unselige Folgen ich aber später beurtheilen konnte. Am Tage vorher hatte Jean um einen Urlaub von achtundvierzig Stunden gebeten, um in Joigny eine kleine Erbschaftsangelegenheit in Ordnung zu bringen, und am Morgen hatte uns Herr Sarranti mitgetheilt, es sei seine Anwesenheit in Paris auf ein paar Tage nothwendig. Nachdem sich Jean und Herr Sarranti entfernt hatten, waren die einzigen Personen, welche im Schlosse blieben, die zwei Kinder, Gertrud, Orsola und ich. Ich machte gegen Orsola hierüber eine Bemerkung.

»»Bin ich nicht Ihre Dienerin bei Tisch und Bette?«« erwiderte sie.

»Und sie begleitete diese Antwort mit einem Blicke, der mir eine Idee von der doppelten Trunkenheit gab, die mich erwartete.

»Es kam die Nacht: das Abendbrod war wie gewöhnlich im Zimmer von Orsola servirt . . . Wir schlossen uns gegen zehn Uhr ein . . . Nie trieb eine Bacchantin ihren Liebhaber zur Berausung mit glühenderen Verführungen an: mir schien, als tränke ich statt Wein eine am Blitze ihrer Augen entzündete Flamme! Gegen elf Uhr glaubte ich ein Getöse von Klagen zu hören.

»»Was ist das?«« fragte ich Orsola.

»»Ich weiß es nicht . . . Sehen Sie nach, wer klagt.««

»Ich versuchte es von meinem Stuhle aufzustehen, doch ich hatte nicht drei Schritte gemacht, als ich in ein Fauteuil zurückfiel.

»»Nun,«« sprach sie, »»trinken Sie dieses letzte Glas Wein, während ich statt Ihrer gehe.««

»Es kam ein Augenblick, wo ich nur das zu thun vermochte, was Orsola sagte. Ich leerte das Glas bis aus den letzten Tropfen. Dann stand *sie* auf und ging hinaus.

»Ich weiß nicht, wie lange sie außer dem Zimmer blieb: ich war in die Schlagsucht versunken, die den Menschen ganz von dem was ihn umgibt, isoliert. Dieser Schlagsucht wurde ich entzogen durch die Berührung eines Glases, das man an meine Lippen hielt. Ich öffnete die Augen und erkannte Orsola.

»»Nun?«« fragte ich, da mir eine unbestimmte Erinnerung an die Klagen, die ich gehört hatte, geblieben war.

»»Oh!«« erwiderte sie, »»es ist Gertrud, welche sehr krank geworden.««

»»Gertrud . . . krank?«« stammelte ich.

»»Ja,«« antwortete Orsola; »»sie beklagt sich über Magenkrämpfe, und will nichts von meiner Hand nehmen. Sie müßten hinabgehen und sie bewegen, etwas zu trinken, und wäre es nur ein Glas Zuckerwasser.««

»»Führe mich,«« sagte ich zu Orsola.

»Ich erinnere mich, daß ich nun die Treppe hinabging, daß Orsola mich in ein Vorzimmer führte, daß sie mich in ein Glas Wasser gepulverten Zucker mischen ließ, daß sie mich in das Zimmer der Kranken schob und zu mir sprach:.

»Gehen Sie, bringen Sie ihr dies, und geben Sie sich Mühe, sie nicht sehen zu lassen, daß Sie betrunken sind.««

»Ich schämte mich in der That des Zustandes, in dem ich mich befand, strengte mich an, wieder zur Vernunft zu gelangen, ging mit ziemlich festem Schritte auf das Bett von Gertrud zu und sagte zu ihr:

»»Hier, meine gute Gertrud, trinken Sie dieses Glas Wasser: das wird Ihnen wohl thun!««

»Gertrud raffte sich zusammen, streckte den Arm aus und leerte das Glas.

»»Oh! Herr,«« sagte sie, »»immer derselbe Geschmack! . . Herr, Herr, einen Arzt! . . . Herr, ich bin sicherlich vergiftet!««

»»Vergiftet!«« wiederholte ich, mit Schrecken umherschauend.

»»Oh! Herr, um des Himmels willen! Herr, im Namen Ihres armen Bruders, einen Arzt! einen Arzt!««

»Ich ging ganz bestürzt hinaus.

»»Du hörst,««sagte ich zu Orsola, »»sie glaubt sie sei vergiftet, und sie verlangt einen Arzt.««

»»Nun, so eilen Sie nach Morsang und bringen Sie Herrn Ronsin mit.««

»Das war ein alter Arzt, der zuweilen mit uns zu Mittag speiste, wenn ihn seine Gänge in die Nähe, des Schlosses führten.

»»Noch ein letztes Glas Wein,«« sagte Orsola: »es ist kalt, und Sie haben zwei Meilen zu machen.««

»Und sie reichte mir ein Getränke, das mich, so sehr ich an die stärksten Liqueurs gewöhnt war, im Magen brannte, als ob ich Vitriol verschluckt hätte! . . Ich ging hinaus, ich durchschritt

den Garten, und erreichte ganz stolpernd die Thüre, durch die man nach dem Felde gelangte; doch kaum hatte ich zweihundert Schritte auf der Straße nach Morsang gemacht, als ich die Bäume sich drehen sah, als mir der Himmel feuerfarben erschien, die Erde unter meinen Füßen schwand, und ich am Rande des Weges niederfiel.

»Am andern Tage befand ich mich in meinem Bette; mir war, als erwachte ich von einem entsetzlichen Alpe.

»Ich klingelte: Orsola eilte herbei.

»»Ist es wahr, daß Gertrud gestorben ist, oder habe ich geträumt?«« fragte ich.

»»Es ist wahr,«« antwortete sie.

»»Aber,«« fügte ich zögernd bei, »»an einem Gifte gestorben?««

»»Das ist möglich!««

»»Wie, es ist möglich?«« rief ich.

»»Ja,«« erwiderte Orsola; nur hüten Sie sich davon zu sprechen, in Betracht, daß man, da sie nur von meiner Hand oder der Ihrigen etwas genommen hat, sagen könnte, wir haben sie vergiftet.« «

»»Und warum würde man das sagen?««

»»Ei! Die Welt ist böse!«« erwiderte Orsola ruhig.

»»Man müßte aber einen Grund für diesen Verbrechen angeben,« versetzte ich ganz erschrocken.

»»Man würde einen finden.««

»»Welchen?««

»»Man würde sagen, Sie haben Reh zuerst der Gouvernante entledigt, um sich sodann leichter der Kinder zu entledigen, die Sie beerben sollen.««

»Ich stieß einen Schrei aus und verbarg meinen Kopf unter meinen Bettüchern . . .«

»Ah! die Unglückliche!« murmelte der Mönch.

»Warten Sie, warten Sie!« sprach der Sterbende, »Sie sind noch nicht beim Ende. . . nur unterbrechen Sie mich nicht, denn ich fühle mich sehr schwach!«

Bruder Dominique horchte mit keuchender Brust und beklommenem Herzen.

---

## LXVII.

Wo die Spinne ihr Netz ausspannt.

Herr Gèrard fuhr fort:

»Der Tod von Gertrud erregte keinen Verdacht; er verursachte nur einen großen Schmerz. Die Kinder waren untröstlich. Orsola; wollte Gertrud bei ihnen ersetzen; doch sie hatten ein Grauen vor ihr; die kleine Leonie besonders konnte sie nicht sehen.

»Ich verfiel in eine tiefe Schwermuth; vier bis fünf Tage lang war ich es, der sich in sein Zimmer eingeschlossen hielt.

»Herr Sarranti kam zurück; er suchte mich über dieses Ereigniß zu trösten. Er begriff, daß ich den Verlust einer guten treuen Dienerin beklagte; er begriff aber den Kummer nicht, der fast einem Gewissensbissen glich. Er machte mir den Vorschlag, eine andere Frau zu nehmen, um die Kinder zu pflegen; doch die Kinder wollten nichts davon wissen, und, die Opposition von Orsola befürchtend, stützte ich mich auf ihren Widerwillen, um die arme Gertrud nicht zu ersetzen.

»Orsola führte fortwährend das Hauswesen, als ob nichts vorgefallen wäre, blieb in der Entfernung, die ihr ihre Stellung vorschrieb, und bekümmerte sich nicht um mich, — sicher ohne Zweifel, ich könne ihr nicht entgehen.

»Eines Tags begegnete ich ihr in einem Gange.

»»Was würden Sie denn thun,«« fragte sie mich im Vorübergehen, »wenn statt Gertrud ich gestorben wäre?««

»»Oh! wenn Du es wärest,«« antwortete ich, in ihrem Blicke die Flamme wiederfindend, die mich leben machte, indem sie mich verzehrte, »»wenn Du es wärest, Orsola, so wäre ich ebenfalls gestorben.««

»»Nun denn, da ich es nicht bin, so lassen Sie uns leben!«« sprach sie.

»Und mit einem dämonischen Lächeln setzte sie in ihrem Patois hinzu:

»»Ich werde Dich heute Nacht erwarten.««

»»Oh! nein, gewiß nicht,«« sagte ich zu mir selbst, »»nein, ich werde nicht gehen!««

»Mein Vater, die Naturforscher sprechen von der Zaubermacht einiger Thiere und, unter Anderem, der Schlange, welche von Zweig zu Zweig den Vogel vom Baume herab in ihren aufgesperrten Rachen zu fallen zwingt; mein Vater, der böse Geist hatte diese Frau mit einer ähnlichen Macht begabt; denn nachdem ich bis elf Uhr widerstanden, fühlte ich mich

unüberwindlich nach ihrem Zimmer fortgezogen, und unwillkürlich, während ich noch widerstand, durchschritt ich den Corridor und stieg Stufe für Stufe die verhängnisvolle Treppe hinauf, auf der sie mich oben erwartete . . . Ich gestand Ihnen, daß ich am andern Tage nach solchen in Orgien zugebrachten Nächten nur eine verworrene Idee von dem, was ich gethan und gesagt, und von dem was man vor mir gethan, oder von dem - was man mir gesagt, behielt. Mir schien am andern Tage nach dieser Nacht-, es sei zwischen Orsola und mir nur von den Genüssen die Rede gewesen, die man sich mit einem Vermögen von zwei bis drei Millionen verschaffen könne. Indem ich mich, obschon auf eine unbestimmte Art, dieses Gespräches erinnerte, schauerte ich, denn ich konnte nur durch den Tod der Kinder meines Bruders in den Besitz dieses ungeheuren Vermögens gesetzt werden. Und welche Wahrscheinlichkeit war vorhanden, Gott werde diese zwei schönen Kinder zu sich rufen; diese Kinder, welche so duftend und frisch wie die Blumen und die Früchte, unter denen sie spielten? . . . Allerdings erschreckte mich der plötzliche Tod von Gertrud! Fühlte ich mein Herz von solchen Ideen beklommen, so suchte ich Herrn Sarranti auf; ich sprach mit ihm zuerst von gleichgültigen Dingen, dann brachte ich das Gespräch auf die Kinder, und ich verließ ihn nur, indem ich ihm empfahl, wohl über sie zu wachen. Und er, der sie von ganzer Seele liebte, antwortete mir:

»»Seien Sie unbesorgt, ich werde sie nie verlassen, sind nicht die Umstände mächtiger als mein Wille. . .««

»Und dann verdüsterte sich seine Stirne; und man hätte glauben sollen; er errathe, welches finstere Mißtrauen, nicht gegen mich, sondern gegen Andere, mich antreibe, ihm zu sagen, er möge wohl über die zwei kleinen Wesen wachen, die ihm anvertraut waren.

»Mein Vater, soll ich Ihnen nun erzählen, durch welche Reihenfolge von schändlichen Verführungsmitteln, durch welche Eingebung von monströsen Begierden es Orsola gelang, mich an den Gedanken zu gewöhnen, es könne sich eines Tags ein Unfall ereignen, der mich zum Eigenthümer des großen Vermögens mache, von dem ich zu glauben anfang, es sei nothwendig für mein Glück, weil mir Orsola jede Nacht wiederholte, es sei nothwendig für das ihrige? . . . Uebrigens, seltsamer Weise! obschon nie wirklich die Rede von einer Heirath zwischen dieser Frau und mir gewesen war, wußte doch Jeder so wohl, auf welchem Punkte wir standen, daß alle Leute von niedriger Stufe, um Orsola den Hof zu machen, sie *Madame Gérard* nannten! Selbst die Kinder hatten diese Gewohnheit angenommen sie wiederholten das, was sie sagen hörte. Es war wohl, dessen bin ich sicher, *ihre* Absicht, eines Tags Madame Gérard zu werden; ohne Zweifel aber wollte sie zu diesem Ende warten, bis mein Leben mit dem ihrigen durch die Ketten einer entsetzlichen Schuldgenossenschaft verbunden wäre.

»Zuweilen, am Tage, schauerte ich, ganz nahe daran, einen Schreckenschrei auszustoßen: blutige Gedanken hatten sich, Gespenstern ähnlich, vor mir erhoben! Dann lief ich, bis ich Jemand getroffen hatte. Traf ich die Kinder, so floh ich auf die Seite der entgegengesetzt, wo ich sie sah; begegnete ich Herrn Sarranti, so wiederholte ich ihm die Empfehlung, wohl über seine Zöglinge zu wachen, und ich fügte bei:

»»Ich liebe sie so sehr, diese armen Kinder meines guten Jacques.««

»So beruhigte ich mich, so gab ich mir selbst Kräfte durch diese laut ausgesprochenen Worte

der Zärtlichkeit.

»Dann kamen die Nächte, und die schändliche Penelope zerstörte durch ihre Küsse, durch ihre seltsamen Begierden unerhörter Wollust die fromme und barmherzige Arbeit, die mein Gewissen am Tage von Neuem gemacht hatte! Doch ich muß gestehen, so wie die Zeit verlief, hatte das Werk der Nacht weniger Mühe, die Arbeit vom Tage zu zerstören. Kurz, obwohl ich nur in einer fernen Zukunft die Verwirklichung dieser erschrecklichen Hoffnung sah, gewöhnte ich mich doch allmählig daran, die Habe meiner Neffen als meine Habe, ihr Vermögen als mein Vermögen zu betrachten, und einmal geschah es mir, daß ich vor Orsola sagte:

»»Wenn ich einst reich bin, kaufe ich das benachbarte Gut.««

»Man konnte mich aber reich machen? Ein *Zufall!* — Orsola nannte die Sache so; — ein Zufall, der mich zum Erben der Kinder meinen verstorbenen Bruders machen würde . . . Doch, mein Vater,« sagte der Sterbende den Kopf schüttelnd, »wer unter solchen Umständen auf den Zufall rechnet, ist sehr nahe daraus ihm zu Hilfe zu kommen! . . .«

Als Herr Gérard diesen Theil seiner Beichte erreicht hatte, war sein Gesicht so sehr entstellt, daß ihn der Mönch unterbrechen zu müssen glaubte, wie groß auch seine Neugierde, und welchen Interesse er auch hatte, die Folge der Ereignisse kennen zu lernen, deren Scenerie sich vor ihm entrollte, — mehr und mehr sich verdüsternd, so wie sie sich entrollte.

Der Sterbende schwieg in der That einen Augenblick, doch nur um alle seine Kräfte zu sammeln. Bei diesem Punkte seiner Erzählung schien er eben so begierig, sie zu vollenden, als er Anfänge furchtsam gewesen, sie zu beginnen.

Und dennoch fand unter dieser leichenfarbigen Maske, auf die der Dominicaner seinen bangen Blick heftete, ein heftiger Kampf statt; denn der Kranke setzte seine Erzählung mit einer so schwachen Stimme fort, daß Dominique, um zu verstehen, was er sagte, beinahe genöthigt war, das Ohr an seine Lippen zu halten.

»Mittlerweile,« sprach Herr Gérard, »ereignete sich ein Zwischenfall, den ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Meine Nichte Leonie war ein Mädchen von einer großen Herzensgüte, zugleich aber von einem bei einem Kinde von ihrem Alter außerordentlichen Stolze. In Brasilien, welchen Land sie mit kaum vier Jahren verlassen hatte, von zwanzig Domestiquen von passiver Botmäßigkeit, von absoluter Unterwürfigkeit bedient, hatte sie sich daran gewöhnt, mit einem Worte zu befehlen und auf einen Wink Gehorsam zu finden. Oft, seit dem Tode von Gertrud, hatte sie sich über Orsola zu beklagen, welche den Haß nicht verbarg, den ihr die Kleine einflößte, und bei der Sorge, die ihr für sie zu tragen oblag, mit einer Nachlässigkeit oder mit einer Brutalität zu Werke ging, die von Leonie wahrgenommen wurde. Sie beklagte sich deshalb einige Male bei mir; da sie aber sah, daß dies nichts an den Manieren von Orsola gegen sie änderte, so sprach sie hierüber mit Herrn Sarranti, und dieser machte mir mit aller möglichen Zartheit begreiflich, meine persönliche Nachsicht gegen Orsola könne diese nicht berechtigen, zu vergessen, daß Viktor und Leonie die wahren Gebieter des Hauses seien.

»Eines Morgens, als sich die Kinder damit belustigten, daß sie ins Bassin Steine warfen, die

Brasil untertauchend daraus holte, beklagte sich Orsola über Kopfweh, daß ihr das Bellen des Hundes verursache. Dem zu Folge rief sie aus dem Fenster den Kindern zu, sie sollen ihre Spiele unterlassen oder wenigstens einen wählen, welchen nicht so das Gebell von Brasil errege. Die Kinder schauten; von wem ihnen dieser Befehl zukam, und als sie sahen, daß er von Orsola kam, spielten sie fort.

»»Nimm Dieb in Acht, Leonie!«« rief Orsola dem; Mädchen zu, das sie ganz besonders haßte.

»»Wovor?«« fragte das Kind.

»»Daß ich nicht hinabkomme; denn wenn Du machst, daß ich hinabkomme, so peitsche ich Dich!««

»»Ah! Ja wohl, kommen Sie doch!«« erwiderte das Mädchen.

»»Du trottest mir?«« rief Orsola. »»Warte ein wenig: ich komme.««

»Und sie stürzte in den Garten, durchlief den Raum, der die Freitreppe vom Teiche trennte, und streckte die Hand aus, um das Kind zu ergreifen, das, als es sie kommen sah, ruhig wartete, ohne einen Schritt rückwärts zu thun; doch in dem Augenblicke, wo sie des Kind ergreifen wollte, sprang der Hund auf sie los und packte sie selbst beim Arme. Orsola stieß einen entsetzlichen Schrei aus, weniger aus Schmerz, als aus Zorn. Dieser Schrei machte, daß von zwei verschiedenen Seiten zwei Personen herbeieilten: Herr Sarranti, der die Kinder wegführte, und der Gärtner, der den Hund loszulassen nöthigte.

»Orsola kaut zurück und zeigte mir ihren blutigen Arm.

»»Ich hoffe, Sie werden Ihre Nichte bestrafen und den Hund umbringen.«« sagte sie.

Vielleicht hätte ich nach ihrem Verlangen gethan, doch Herr Sarranti trat dazwischen und verhinderte mich daran: er hatte Altes gesehen und Alles gehört, und seiner Ansicht nach war Leonie unschuldig, was Brasil betrifft, so hatte er, mit seinem Instincte eines ergebenen Dieners, seine kleine Herrin vertheidigt, und er verdiente deshalb nicht den Tod. Ich beschränkte mich also darauf, daß ich den Kindern verbot, fortan nur Rande des Teichen zu spielen, und befahl, daß Brasil in seiner Nische angekettet bleibe. — Orsola gab übrigens ihren doppelten Rachedgedanken mit einer Leichtigkeit auf, die mich in Erstaunen setzte und zugleich erschreckte. Ich fing an sie zu kennen und einzusehen, daß sie nicht die Frau war, die verzieh.

»Um diese Zeit bot ein Ereigniß, das im Hause vorfiel, Orsola verhängnisvoller Weise Gelegenheit, den unseligen Plan, auf den sie längst sann, zu vollführen.

»Es war nur die Mitte des Monate August 1820. Seit ungefähr drei Wochen hatte Herr Sarranti plötzlich mit allen seinen Gewohnheiten gebrochen: sein die dahin streng regelmäßiges Leben war zu meiner großen Verwunderung eine Reihe von Excentricitäten geworden, welche die Aufmerksamkeit der friedlichen Bewohner des Dorfes, und besonders die der Leute vorn Schlosse zu erregen anfangen.



»Man holte ihn mitten in der Nacht, und auf der Stelle mit denjenigen, welche ihn holten, abgehend, verschwand er auf ganze Tage und hinterließ nur für mich bei Jean, aus dem er seinen vertrauten Diener gemacht hatte, eine Zeile, durch die er mir seine Abwesenheit anzeigte, ohne sie zu motiviren oder ihre Dauer zu bestimmen.

»An andern Tagen hielt er um frühsten Morgen Berathungen mit Freunden von Paris, schloß sich mit ihnen in ein Zimmer oder in den Pavillon vom Parke ein, verweilte hier lange und schlug es aus, zum Frühstück und manchmal sogar zum Mittagessen zu kommen.

»Man traf ihn in der Abenddämmerung mit decorirten Männern redend, welche in lange, bis ans Kinn zugeknöpfte blaue Ueberröcke gekleidet waren und in allen ihren Manieren sich als Militäre verriethen.

»Orsola horchte mehrere Male an der Thüre seines Zimmers, seines Cabinets oder des Pavillon, und suchte das Geheimniß dieser langen, häufigen und mysteriösen Unterredungen zu ergattern. Die Worte ohne Folge, die sie hörte, konnten sie auf eine Spur bringen, doch der ich geringe Zusammenhang dieser Worte unter sich machte, daß die Spur bald verwischt war. Da indessen unter der Zahl der von ihr aufgefaßten Worte die Namen von König Ludwig XVIII. und von Kaiser Napoleon häufiger wiederkehrten, als irgend etwas Anderes, so hatte Orsola keine Mühe, zu errathen, es sei von einem mitlitärischen Complotte die Rede, das den Umsturz der bestehenden Regierung und die Wiederherstellung des Kaiserreiches zum Zwecke habe. Ich erinnere mich der teuflischen Freude, mit der mir Orsola diese Entdeckung mittheilte. Sie haßte Ihren Vater, der bei allen Veranlassungen die Partei der Kinder nahm, und ich bezweifle nicht, sie würde ihn bei der Polizei angezeigt haben, hätte sie nicht ein Project von ganz anderer Art in Anspruch genommen, und hätte sie nicht mit ihrem erschrecklichen Scharfsinne etwas gesehen, was *ihrem* Plane in den Plänen Ihres Vaters dienen konnte.

»Sie erwartete also den Tag, die Stunde, den Augenblick, um zu handeln, wie der Jaguar, auf einen Ast gekauert, den Moment erwartet, um sich auf den; Wanderer zu stürzen. Es war zugleich von der Schlange und vom Tiger in dieser geduldigen und unversöhnlichen Creatur!

»Am 18. August hatte mich Herr Sarranti, der das Schloß in der Nacht verlassen, durch eine Zeile gebeten, selbst beim Notar von Corbeil die hunderttausend Thaler zurückzufordern, die er bei ihm deponirt hattet zur Erleichterung des Transportes sollte ich zu erlangen suchen, daß mir wenigstens ein Theil der Summe in Banquebillets zurückgegeben werde.

»Schon am Morgen ließ ich ein Pferd anspannen und fuhr nach Corbeil. Herr Henry hatte nur für eine geringe Summe Banquebillets. ich brachte also die hunderttausend Thaler mit; wie ich sie abgegeben hatte, — in Gold.

»Am Tage kam Herr Sarranti wieder, und er ließ mich fragen, ob er mich ein paar Augenblicke allein sprechen könne.

»Ich war bei Orsola.

»»Ich werde hinabkommen,«« sagte ich zu Jean.

»»Warum lassen Sie nicht vielmehr Herrn Sarranti heraufkommen,« fragte sie; »»Sie wären besser hier, um zu reden.««

»»Sagen Sie Herrn Sarranti, er könne heraufkommen,«« antwortete ich Jean.

»Als sodann Jean abgegangen war, sprach ich zu Orsola:

»»Willst Du mich allein lassen?««

»»Sie haben also Geheimnisse für mich?«« bemerkte sie.

»»Nein, doch die Geheimnisse von Herrn Sarranti gehören ihm und nicht mir.««

»»Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Gèrard, die Geheimnisse von Herrn Sarranti werden Ihnen gehören, oder er wird sie behalten.««

»Und bei diesen Worten, statt abzugeben, trat sie in ein Ankleidecabinet, von dem aus man Alles, was in meinem Zimmer gesagt wurde, hören konnte, und schloß sich mit dem Schlüssel ein. Kaum war sie hier eingeschlossen, als die Thüre des Corridors sich öffnete und Ihr Vater eintrat. Ich hätte ihn in ein anderes Zimmer, in eine einsame Allee des Parkes, mitten auf eine Wiese führen können, müssen; doch ich hatte bange vor dem was zwischen Orsola und mir vorfallen würde, wenn wir uns wieder unter vier Augen fänden. Als mich Herr Sarranti fragte:

»»Sind wir allein, und kann ich in vollem Vertrauen reden?««

»Da antwortete ich auch ohne Zögern:

»»Wir sind allein, mein Freund, und Sie können sprechen.««

Ehe er fortfuhr, wandte sich Herr Gèrard gegen den Mönch um und fragte:

»Wissen Sie, was mir Ihr Vater zu sagen hatte, und soll ich es Ihnen wiederholen?«

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Dominique. »Als mein Vater Frankreich verließ, war ich im Seminar; er hatte nicht Zeit, zu mir zu kommen, um von mir Abschied zu nehmen. Seitdem habe ich, von ihm einen Brief datirt von Lahore erhaltene doch sein einziger Zweck war, mich über seine Gesundheit zu beruhigen und mir eine Geldsumme zu schicken, von der er dachte, ich könnte sie nöthig haben.«

»Ich will Ihnen also sagen, sprach der Sterbende, »was die Pläne Ihres Vaters waren, und in welches Complot er sich eingelassen hatte.



## LXVIII.

### Das Geheimnis von Herrn Sarranti.

»»Glauben Sie vor Allem, mein lieber Herr Gérard,« « sagte mir Ihr Vater, »»daß Alles das, was ich Ihnen erzählen werde, Ihrem Bruder schon am ersten Tage, da ich ihn wiedersah, bekannt war, so daß er sehr gut wußte, er öffne einem Verschwörer seine Thüre, als er mich mit der Erziehung seiner Kinder betraute.

»»Sie kennen meinen Namen und mein Vaterland. Ich bin Corse; in Ajaccio in demselben Jahre wie der Kaiser geboren, weihte ich ihm mein Leben: ich folgte ihm nach der Insel Elba bei der Thronentsagung von Fontainebleau; nach St. Helena nach der Schlacht von Mont Saint-Jean [Die Franzosen nennen so die Schlacht bei Waterloo].

Eines Tags wird die Welt erfahren, zu welcher Qual von den Königen der Mann verurtheilt worden ist, der sie nach einander Alle in seiner Hand gehalten hat, und die Publicität der Geschichte wird die Strafe seiner Kerkermeister und seiner Henker sein.

»»Ich war auch schon am Anfange des Jahres 1817, ohne dem erhabenen Gefangenen etwas davon zu sagen, mit der Sorge beschäftigt, eine Entweichung für ihn einzuleiten. Ich knüpfte Verständnisses mit einem americanischen Schiffe an, das uns Briefe vom dermaligen König Joseph, der sich nach Boston zurückgezogen, überbracht hatte; doch der Kaiser mißbilligte gänzlich, was ich gethan, zeigte mich selbst dem Gouverneur an und sagte zu ihm:

»— Schicken Sie mir ihn schnell nach Frankreich zurück, den Burschen, der mich von diesem Orte der Wonne, den man St. Helena nennt, will entweichen machen!—«

»»Und er wiederholte in allen seinen Einzelheiten dem Gouverneur den Entweichungsplan, den ich ihm selbst geoffenbart hatte.

»»Die Gefälligkeit, um die er den Gouverneur ersuchte, — nämlich die Zurücksendung von einem seiner getreuen Diener nach Frankreich, — gehörte zu den Gefälligkeiten, die man ihm zu bewilligen immer bereit ist. Meine Abreise wurde also auf den zweiten Tag festgesetzt: es fand sich ein Schiff segelfertig für Portsmouth auf der Rhede von Jamestown.

»»Ich war in Verzweiflung, denn ich glaubte mir die Ungnade des Kaisers zugezogen zu haben, als ich durch den General Montholon den Befehl erhielt, vor ihm zu erscheinen. Der General führte mich in das Schlafzimmer ein, und der Kaiser winkte ihm, uns allein zu lassen.

»»Kaum war ich mit dem erhabenen Gefangenen allein, da warf ich mich ihm zu Füßen und bat ihn flehentlich, mir zu verzeihen und seinen Beschluß, mich nach Frankreich zu schicken, zurückzunehmen. Er ließ mich reden, schaute mich mit einem wohlwollenden Lächeln an, nahm mich dann am Ohr und sagte:

»— Einfaltspinsel! steh sogleich auf! —«

»»Diese Worte waren so weit entfernt von den Vorwürfen, die ich erwartete, daß ich ganz verblüfft aufstand.

»»— Ich verzeihe Dir nicht, —« sagte er zu mir, —in Betracht, daß ich Dir nur Deine zu große Treue und Deine zu große Ergebenheit zu verzeihen hätte, und dergleichen Dinge verzeiht man nicht, abscheulicher Corse: man erinnert sich ihrer. —

»— Nun wohl! Sire, um des Himmels willen! dann entfernen Sie mich nicht von Ihnen.—«

»— Sarranti, —« sprach der Kaiser, indem er mich fest anschaute, — ich bedarf Deiner in Frankreich. —«

»— Oh! Sire, —« rief ich, »— das ist etwas Anderes, und welches Verlangen ich auch hege, bei Ihnen zu bleiben, ich bin bereit, auf der Stelle abzureisen.—«

»— Höre wohl, —« sagte der Kaiser zu mir, »— denn die Dinge, die ich Dir anvertrauen will, sind ernster Natur. Ich habe noch Anhänger in Frankreich. . .—«

»— Ich glaube es wohl, Sire: Sie haben das ganze Volk. —«

»— Einige von meinen alten Generalen conspiriren meine Rückkehr.—«

»— Oh! Sire, in der That, warum sollten wir Sie nicht wieder auf dem Throne sehen? Sie sind wohl von der Insel Elba zurückgekommen! —«

»— Man schreibt nicht ein zweites Blatt wie dieses in einem Leben wie das meinige! —«« erwiderte der Kaiser, den Kopf schüttelnd. »— Ueberdies habe ich die Idee, daß es für die Zukunft der Welt besser ist, wenn ich hier sterbe, und daß der Kaiser der Völker seine Passion und sein Golgatha hat wie Jesus Christus . . . Mein Tod wird schön sein, Sarranti, und ich will meinen Tod nicht verfehlen!—«

»»Und er sagte, mir diese Worte mit demselben Blicke des Triumphes, mit dem er den Frieden nach Marengo, Austerlitz oder Wagram dictirte. Auf St. Helena hat er seinen, einen Augenblick verlorenen, Genius wiedergefunden, wie nach dem Blutschweiße, der ihn einen Moment daran erinnerte, daß er Mensch war. Jesus Christus sich aufs Neue der Sohn Gottes gefühlt hat.

»— Was soll ich denn thun, Sire? —« fragte ich, »— und warum erlauben Sie nicht, daß ich wie ein anderer Simon von Kyrene hier bleibe, um Ihr Kreuz tragen zu helfen? —«

»— Nein,—« antwortete der Kaiser, »— ich wieder hole Dir, Sarranti, ich bedarf in Frankreich eines sichern Mannes, eines Mannes, der denjenigen von meinen braven Generalen, die sich weder den Bourbonen, noch den fremden Mächten prostituirt haben. wie die Clausel, die Bachelu, die Gérard, die Foy, die Lamarque, sagen soll, sie mögen nicht mehr an mich denken. —«

»— Sire, warum dies? —«

»— Weil ich, wie die alten komischen Kaiser, zum Gotte übergegangen bin und sie von meinem Flammenhimmel herab anschau. Du wirst in meinem Auftrage zu ihnen gehen und ihnen sagen: *Denkt nur an den; Kaiser, um überzeugt zu sein, daß er Euch liebt und Euch erimuthigt; doch er hat einen Sohn, den man vielleicht dazu erzieht, daß er ihn haßt, sicherlich, daß er ihn mißkennt; denkt an diesen Sohn!*—«

»—Oh! Sire, ja, ja, ich werde es ihnen sagen! —«

»—Nur, wirst Du beifügen, *compromittirt sein Kindesalter nicht in einem Complotte, bei dem Ihr nicht sicher seid, daß es Euch glücken muß, erinnert Euch dessen, man man mit den Astyanax und den Britannicus an dem Tage gethan hat, wo man vermuthete, sie können gefährlich werden!* —«

»— Ja, Sire, ja, ich werde es ihnen sagen. —«

»— Erkläre ihnen wohl, daß dies mein letzter Wille, mein politisches Testament ist; versichere ihnen, ich habe sehr im Ernste und auf immer entsagt, doch entsagt zu Gunsten meines Sohnes. —«

»c Ich werde es ihnen versichern, Sire. —«

»»— Merke Dir wohl einen Umstand, Sarranti, denjenigen nützlich sein kann, welche es versuchen werden, ihn den Händen Oesterreichs zu entreißen. —«

»—Ich höre, Sire. —«

»— Mein Sohn wohnt eine Stunde von Wien in demselben Schlosse, in welchem ich zweimal gewohnt habe: einmal 1805 nach Austerlitz, einmal 1809 nach Wagram; diesen zweite Mal blieb ich beinahe zwei Monate dort . . . Er bewohnt den rechten Flügel, den ich auch zu meiner Wohnung gewählt hatte . . . Wer weiß? seltsamer Weise ist sein Schlafzimmer vielleicht das meinige; man müßte sich danach erkundigen. —«

»—Ja, Sire. —«

»— Höre, warum: ich war es überdrüssig, daß ich Gemächer und Vorzimmer immer voll von Höflingen und Bittstellern, zu durchschreiten hatte, um in die herrlichen Gärten hinabzugehen, wo ich so gern am frühen Morgen und zuweilen in vorgerückter Nacht spazieren ging, und ließ deshalb, — nicht vom Baumeister den Palastes, sondern von meinen Genieofficieren, — eine verborgene Thüre anbringen, welche mit einer Geheimentreppe in Verbindung stand. Diese Thüre ging in mein Ankleidecabinet und die Treppe in eine Art von Orangerie; drückte man an einen in der Einfassung eines Spiegels verborgenen Knopf, so schob sich der Spiegel in das Getäfel zurück und demasquirte die Oeffnung. Nun wohl, Sarranti. Du begreifst? wird mein Sohn scharf bewacht, so kann er,vielleicht durch jene Geheimthüre entfliehen, mit denjenigen zusammentreffen, welche ihn im Parke erwarten werden, und mit ihnen die Gränze erreichen!

—«

»— Oh! Ja, Sire, ich begreife.—«

»— Sieh, hier ist eine Plan vom Schlosse Schönbrunn, welchen ich heute Nacht selbst gemacht habe; der Flügel des Schlosses, den ich bewohnte, ist in allen seinen Einzelheiten bezeichnet, das Schlafzimmer, das Ankleidecabinet hier findet sich Beides; die Einfassung, an der man drücken muß, ist hier im Risse. Dieser Plan ist von mir unterzeichnet; verbirg ihn sorgfältig vor den englischen Spionen: es wird Dein Erkennungsmittel sein.—«

»— Seien Sie unbesorgt, Sire: man muß mich; tödten, um ihn mir zu nehmen.—«

»— Trachte danach, daß Du lebend bleibst, und daß man ihn Dir nicht nimmt; das wird besser sein . . . Warte, das ist noch nicht Alles.—«

»»Der Kaiser ging an eine unter dem Fuße seines Bettes stehende Cassette, welche eine Million in Gold enthielt; er nahm hiervon dreimal hunderttausend Franken und gab sie mir.

»— Was soll ich mit diesem Gelde thun?—« fragte ich.

»— Oh! nicht Ihnen gebe ich es, Herr Corse! ich vertraue es Ihnen, verstehen Sie, Meister Cincinnatus? für die Bedürfnisse der Sache; Sie werden sie verwenden, wie Sie es für zweckdienlich erachten. Hunderttausend Thaler sind nicht viel in den Händen eines Dummkopfes; sie sind ein Schatz in den Händen eines verständigen Menschen. Ich habe meinen ersten Feldzug in Italien mit zweitausend Louis d'or gemacht, die ich im Koffer meines Wagens mitführte, und als ich im Quartier ankam, theilte ich jedem General vier Louis d'or zu.—«

»— Sire, die Verwendung des Geldes wird, nicht durch die Hand eines Mannes von Genie, wohl aber; durch die Hand eines ehrlichen Mannes geschehen. —«

»c Wärest Du genöthigt, zu fliehen . . . höre wohl, was ich Dir sage, Sarranti! —«

»»Ich horchte aufmerksam.

»— Es wäre mir angenehm, wenn Du eine Zuflucht in Indien suchen würdest. Dort würdest Du bei Rundschit Sing Bahadur, Maharadscha von Lahore und von Kaschemir, einen meiner treuesten Diener, den General Lebastard de Peremont, finden . . .—«

»— Ja, Sire.—«

»— Ich habe ihn 1812 dahin geschickt, um zu sehen, ob er nicht in dem Augenblicke, wo ich England bekriegte, indem ich nach dem Orient durch den Norden trachtete, wie ich es 1798 nach dem Orient durch Aegypten trachtend bekriegte hatte, eine neue Empörung von Chandernagor hervorrufen und für Rundschit Sing eine glückliche Tippto-Saib-Rolle herausarbeiten könne. Es kamen unsere Mißgeschicke; ich wandte meine Blicke von Indien ab; doch seitdem ich hier bin, habe ich Nachrichten von meinem getreuen Abgesandten erhalten; obgleich in den Dienst des indischen Fürsten eingetreten hält er sich nichtsdestoweniger zu meiner Verfügung. Wärest Du

also genöthigt, zu fliehen, Sarranti, so fliehe zu dieser alten Amme des Menschengeschlechts, die man Indien neunte theile mit Lebastard die Summe, die Dir bleiben wird, welche es auch sein mag: dieser wackere Diener war nicht reich, und er soll in Frankreich ein Töchterchen zurückgelassen haben, für dessen Erziehung ich Sorge tragen mußte, wäre ich Kaiser geblieben. Darum, mein lieber Sarranti, habe ich Dich denunciert, darum jage ich Dich fort, darum verlange ich, daß man Dich nach Europa zurückschicke, und zwar so bald als möglich, hörst Du, Verräther? Es sei also nichts mehr zwischen uns gemein, bis Du dort sein wirst. —«

»»Und der Kaiser reichte mir seine Hand, die ich küßte.

»»Am zweiten Tage reiste ich ab.

»»Ich kam in Frankreich an. Es war mir wohl bekannt, daß ich, wie Alle, welche von St. Helena kamen, einer strengsten Untersuchung von Seiten der Polizei unterworfen sein sollte.

»»Man wußte, daß ich kein Vermögen besaß: die hunderttausend Thaler, die ich zurückbrachte, konnten Verdacht erregen. Ich suchte Ihren Bruder auf und sagte ihm Alles. Er ernannte mich zum Lehrer seiner Kinder und ermächtigte mich, in Betreff der Unterbringung der hunderttausend Thaler mich an Sie zu wenden. Sie wissen, was zwischen uns in dieser Hinsicht vorging.

»»Seit den vier Jahren, daß ich von St. Helena zurückgekommen bin, warte ich nun auf eine Gelegenheit, de Kaiser nach seinen Wünschen zu dienen. Eine Verschwörung ist organisirt, welche morgen zum Ausbruche kommen sollt — ich darf Ihnen nicht sagen, wer die Häupter des Complottes sind: ihr Geheimniß ist nicht das meinige; — ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, daß morgen die ausgezeichnetsten Namen den Kaiserreichs den Sturz der Regierung der Bourbonen versuchen werden!

»»Wird es uns glücken? Wird es uns nicht glücken? . . . Glückt es und, so haben wir nichts zu befürchten, denn wir sind die Herren; scheitern wir, so erwartet und das Schaffot von Didier! Darum habe ich Sie gebeten, die hunderttausend Thaler aus den Händen Ihren Notars zurückzuziehen und sich die Summe wo möglich in; Papier, statt in Gold, geben zu lassen.

»»Haben Sie bange, compromittirt zu werden? . . . Ich sage Ihnen vor Allem, daß Sie es nicht sein können; . . . hegen Sie aber in dieser Hinsicht Befürchtungen, so schreibe ich Ihnen noch heute, ich sehe mich durch wichtige Angelegenheiten genöthigt. mich von Ihnen zu trennen, und scheitert die Verschwörung, so fliehe ich, wie ich kann.

Wollen Sie mir dagegen bin zum Ende beistehen? Dann geben Sie mir Jean, der ein treuer Diener ist; er halte hier den ganzen Tag zwei Pferde gesattelt, von denen jeden fünfzigtausend Thaler in einem Felleisen tragen soll. Ich habe den ganzen Weg entlang, von hier bis Brest, Freunde, die uns verbergen werden; in Brest schiffe ich mich nach Indien ein, und ich begeben mich den Befehlen meinen Herrn gemäß nach Lahore, um mit dem General Lebastard de Prèmont zusammenzutreffen.

»»Das ist es was ich Ihnen zu sagen hatte, lieber Herr Gérard; nun halten Sie mein Leben in

Ihren Händen. Beeilen Sie sich nicht, mir zu antworten. Ich gehe in mein Zimmer, bringe alle meine Angelegenheiten tu Ordnung, verbrenne die Papier, die mich gefährden können, und in einer Viertelstunde komme ich wieder, um Ihre Antwort zu holen.«

»Nach diesen Worten stand er auf und ging weg.

»In dem Augenblicke, wo er die Thüre vom Flurgange schloß, öffnete sich die vom Ankleidecabinet, und Orsola erschien. Natürlich hatte sie die ganze vertrauliche Mittheilung gehört.

»Ich befürchtete, Weib und wenig sympathetisch in Beziehung auf Herrn Sarranti, werde sie sich weigern, ihn bei seiner Flucht zu unterstützen; und ich wollte ihrer Weigerung begegnen, als sie auf die Frage, die ich an sie richtete:

»»Du hast Alles gehört, Orsola? was ist zu thun?««

»Zu meiner großen Verwunderung antwortete:

»»Man muß thun, was er von Dir verlangt.««

»Ich schaute sie erstaunt an.

»»Wie,«« versetzte ich.

»»Ich sage Dir, man muß ihm Jean geben, ihm zwei Pferde bereit halten, und Gott . . .««

»»Sie wollte sagen: »Gott bitten;«« doch sie unterbrach sich und sagte:

»»— Den Teufel bitten, er möge in seinem Plane scheitern; denn nie wird und eine Gelegenheit wie diese Millionäre zu werden, gegeben sein!««

»Ich schauerte, und sie sah mich erbleichen.

»»Oh!«« sagte sie, »»ich glaubte, das sei, eine abgemachte Sache, und wir haben nie mehr hierauf zurückzukommen.

»Dann sprach sie mit dem gebieterischen Tone, den sie zu gewissen Stunden annahm:

»Bekümmern Sie sich nur um Eines: daß Sie Ihren Gegenschein den ihm zurückbekommen. Ich will ihn zu Ihnen schicken, damit keine Zeit verloren geht. Das Uebrige übernehme ich.««

»Und sie ging hinaus.

Einen Augenblick nachher kam Herr Sarranti wieder.

»»Sie lassen mich rufen?«« fragte er.

»»Ja.««



»»Sie haben also überlegt?««

»»Jean ist zu Ihrer Verfügung, und morgen von Tagesanbruch an werden Sie die Pferde, mit dem Gelde in den Reisetaschen, gesattelt erwarten.««

»Herr Sarranti öffnete sein Portefeuille, zog ein Papier heraus und sagte:

»»Nehmen Sie, mein Herr, hier ist Ihr Gegenschein; von heute an betrachte ich mich nie wieder i Besitze der hunderttausend Thaler, da sie vom Notar genommen sind. Sollten mich die Umstände verhindern, durch Viry zurückzukommen, so würde Ihnen eine Zeile den mir, wenn ich weder Gefangener, noch todt bin, sagen; wohin Sie mir das Geld zu schicken haben.««

»Ich nahm das Papier mit einer so heftig zitternden Hand, mein Gesicht hatte eine solche Blässe behalten, seitdem Orsola mich hatte erschauen lassen, sie zählte auf die Flucht von Herrn Sarranti für die Erfüllung ihrer entsetzlichen Projecte, daß ihr Vater meine Aufregung wahrnahm, er erklärte sie sich natürlich als ein Zögern von meiner Seite, ihm zu dienen.

»»Lieber Herr Geèrard,« « sagte er zu mir, »»es ist noch Zeit, von Ihrem guten Entschlusse abzugehen. Ich; kann zu dieser Stunde das Schloß verlassen, um nie hierher zurückzukehren, und, indem ich es verlasse, Ihnen den Brief übergehen, den ich Ihnen angeboten, und der bestätigen wird, daß Sie außer allen meinen Plänen sind. Reden Sie, und ich gehe Ihnen Ihr Wort zurück.««

»Ich zögerte, doch diese Frau hatte eine solche Herrschaft über mich erlangt, daß ich nichts Anderes zu thun wagte, als das, was sie mir zu thun befohlen hatte.

»»Nein,«« sagte ich, »»Alles ist abgemacht; ändern wir also nichts an unsern Anordnungen.««

»Herr Sarranti glaubte, ich bleibe aus reiner Ergebenheit beharrlich, und drückte mir liebevoll die Hand.

»»Ich werde in Paris erwartet,«« sagte er. »»Vielleicht nehme ich Abschied von Ihnen, um Sie nie wiederzusehen; vielleicht komme ich und drücke Ihnen die Hand zum letzten Male. In jedem Falle, mein lieber Herr Gèrard, zählen Sie auf meine ewige Dankbarkeit!««

»Und er ging ab.

»Am Abend speiste ich wie gewöhnlich mit Orsola. Ich wage es nicht, Ihnen zu sagen, was ich ihr in meiner Trunkenheit versprach, und welches schändliche Verbrechen wir mit einander beschlossen! Meine einzige Entschuldigung ist, daß ich nicht bei Sinnen war, daß ich meinen freien Willen verloren hatte.

»Kurz, um mich des Ausdruckes von Orsola zu bedienen, am Morgen des 19. August 1820 war es entschieden, daß wir am Abend, um welchen Preis es auch sein möchte, *Millionäre* sein sollten!«

---

## LXIX.

Der 19. August 1820.

»Der andere Tag,« fuhr Herr Gérard fort, »verging für ich bewegt von entsetzlichen Schauern, und so fremd ich der Politik war, so hegte ich doch die heißesten Wünsche, es möge die Verschwörung einen glücklichen Erfolg haben: mir schien, Orsola habe von eine Verbrechen nur für den Fall gesprochen, daß diese Verschwörung scheitern würde, oder daß Herr Sarranti zu fliehen genöthigt wäre. Bis um vier Uhr Nachmittags zählte ich jede Vibrirung der Glocke, und jede dieser Vibrirungen wiederhallte in der Tiefe meines Herzens. Hundertmal befragte ich auch meine Taschenuhr. Der Tag rückte vor, und nichts störte die gewöhnliche Ruhe der Einsamkeit, in der wir lebten.

Endlich war es vier Uhr Nachmittags; wir sollten uns zu Tische setzen. . . . Ich hatte schon bemerkt, daß die Gedecke der Kinder fehlten: Orsola hatte beschlossen, sie werden allein speisen . . . Plötzlich hörte ich den Lärm eines Galopps. Ich eilte aus dem Salon. Ihr Vater ritt auf einem von Schaum ganz weißen Pferde in den Hof ein. Als er an die Freitreppe kam, stürzte das Pferd nieder.

»»Verrathen! denuncirt! ich habe nur noch zu fliehen!«« sagte Herr Sarranti, »»Ist Alles bereit?««

»»Alles!«« antwortete Orsola.

»Ich konnte nicht antworten: etwas wie eine blutige Wolke schwebte vor meinen Augen.

»Herr Sarranti machte sich aus den Steigbügeln los, kam auf mich zu und drückte mir die Hand.

»»Verrathen! Verrathen!«« wiederholte er. »»Oh! die Elenden! ein so gut angelegtes Complot! eine so wohl organisirte Verschwörung!««

»In diesem Augenblicke kann auf den Ruf von Orsola, Jean mit den zwei frischen Pferden. Ich hatte nur die Kraft, sie Herrn Sarranti zu zeigen und zu ihm zu sagen:

»»Fliehen Sie aus der Stelle! fliehen Sie ohne Verzug! Ihre Sicherheit vor Allem!««

»Er drückte mir aufs Neue die Hand, schwang sich auf eines von den zwei Pferden, während Jean das andere bestieg, und auf Querwegen wandten sich Beide nach Orleans.

»»Gut!«« flüsterte Orsola mir ins Ohr; »»jeden Abend nach acht Uhr geht der Gärtner bei seinem Schwiegersohne, in Morsang schlafen: wir werden allein sein.««

»Allein,«« wiederholte ich maschinenmäßig, »»allein . . . ««

»»Ja,«« sagte Orsola, »»da wir, als hätten wir errathen können, was sich ereignet, die Vorsicht gebraucht haben, uns der Gertrud zu entledigen.««

»Das Wort wir erinnerte mich an das Verbrechen, während es mich zugleich zum Mitschuldigen machte. Ein kalter Schweiß flog über meine Stirne! Ich begriff, daß dies der Augenblick war, meine ganze Stärke zusammenzuraffen und zu kämpfen; doch längst war meine Stärke verschwunden! doch längst ließ ich mich fortreißen, und ich kämpfte nicht mehr!

»»Auf, auf, zu Tische!«« sprach Orsola zu mir; »»man darf die Gelegenheit, die sich bietet, nicht entschlüpfen lassen; sammeln wir Kräfte und benützen wir den Augenblick.««

»Ich wußte, was Orsola Kräfte sammeln oder viel mehr mir verleihen hieß. Das hieß mich den Schwindeln des Rausches preisgeben, während welcher ich aufhörte, Herr über mich zu sein, und wo es mir schien, als wäre ich vom Dämon der Gewaltthätigkeit und der Tollheit besessen. Unter solchen Umständen mischte Orsola in meinen Wein ein Aphrodisiacum, das mich fast wahnsinnig machte. Hatte sie im Sueton gelesen, wenn die Schwester von Caligula; Vaternörderin und blutschänderische Geliebte, ihren Bruder zu einem Verbrechen habe bewegen wollen, so sei sie so zu Werke gegangen? oder hatte dieses Weib, das in sich die Wissenschaft und das Princip des Bösen trug, errathen, die Cantharide sei das Aequivalent der Hippomane?

»Ich hatte schon in der Nacht des Todes von Gertrud diese wüthende Trunkenheit gefühlt, die mich am Abend des 19. August nach dem Mittagmahle ergriff. Ich stand um acht vom von Tische auf, in dem Augenblicke, wo vom Himmel die ersten Schatten der Nacht herabzufallen anfangen. Von Allem erinnere ich mich nur noch einer Stimme, die mir unablässig in mein Ohr wiederholte.

»»Uebernimm Du den Knaben, ich übernehme das Mädchen.««

»Und zum Vieh geworden, wahnsinnig, schwankend, antwortete ich:

»»Ja . . . ja . . .««

»»Vorher aber,«« sagte die Stimme zu mir, »»triff alle Vorkehrungen, damit Herr Sarranti das Ansehen bekommt, als hätte er den Streich begangen.

»»Ja,«« wiederholte ich, »»Herr Sarranti muß das Ansehen haben, als hätte er den Streich begangen.««

»Ich fühlte, daß man mich in das Cabinet fortzog, wo das Bureau war, an dem ich gewöhnlich schrieb, und in dessen Kasse ich die von Corbeil zurückgebrachten und Herrn Sarranti übergebenen dreimal hunderttausend Franken deponirt hatte. Orsola schloß die Thüre mit dem Schlüssel; dann sprengte sie mit einem Brecheisen das Schloß, so daß die Schublade aussah, als wäre sie mit Gewalt erbrochen worden.

»»Du begreifst?«« sagte sie.

»Ich schaute sie mit einem stieren Auge an.

»»Er hat Dir die Summe gestohlen, die Dir Dein Notar zurückgegeben; um sie Dir zu stehlen, hat er die Schublade aufgebrochen. Die Kinder traten ein, während er die Schublade sprengte, und aus Furcht; von ihnen angegeben zu werden, hat er sich ihrer entledigt.««

»»Ja,«« wiederholte ich, »»er hat sich ihrer entledigt.««

»»Begreifst Du?«« fragte Orsola ungeduldig und zugleich freudig, da sie sah, in welchen thierischen Zustand sie mich versetzt hatte.

»»Ja, ich begreife . . . Doch er, er wird leugnen!««

»»Wird er wiederkommen, um zu leugnen? wird man ihn in Indien holen? wird er es wagen, nach Frankreich zurückzukehren, wenn er als Verschwören als Dieb und als Mörder zum Tode verurtheilt ist?««

»»Nein, er wird es nicht wagen.««

»»Überdies werden wir Millionäre sein, und man macht viele Dinge mit Millionen.««

»»Wie werden wir Millionäre sein?«« fragte ich mit weinschwerer Zunge.

»»Da Du den Knaben übernimmst und ich das Mädchen . . .«« wiederholte Orsola.

»»Das ist wahr.««

»»Gehen wir also hinab.««

»Ich erinnere mich, daß ich Widerstand leistete, nicht aus Vernunft, sondern aus Instinct. Sie zog mich fort und nöthigte mich, die Freitreppe hinabzusteigen. Die Kinder saßen da und schauten nach der Sonne, welche langsam unterging.

»»Oh! wie sonderbar ist das!«« sagte ich, »»mir scheint; der Himmel ist ganz mit Blut überzogen.««

»Wie sie mich erblickten, standen die zwei Kinder auf und kamen, sich an der Hand haltend, auf mich zu.««

»»Sollen wir hineingehen, Oheim Gérard?« « fragten sie.

»Ihre Stimme brachte eine seltsame Wirkung hervor: ich konnte nicht antworten, ich erstickte.

»»Nein,«« erwiderte Orsola, »»spielt noch, meine lieben Kleinen.««

»Oh!« fuhr der Sterbende fort, »das werde ich nie vergessen. In meinem Rausche sah ich sie so, wie ich sie noch Beide sehe, schön wie Engel des Herrn: der Knabe blond, frisch; rosig; das Mädchen ernst, braun, seinen verständigen Blick auf mich heftend und, wie es schien, fragend, warum ich, das Auge träg, die Hände zitternd, beim Gehen stolpere. . . . In diesem Momente

schlug es acht Uhr. Ich hätte das Gitter vom Parke schließen: es war der Gärtner, der wegging. Ich schaute umher und sah Orsola nicht mehr. Wo war sie? . . . Ich athmete, ich fühlte mich erleichtert, ich hatte Lust, die Kinder in meine Arme zu nehmen und mit ihnen zu fliehen; ich würde es vielleicht gethan haben, hätte ich nicht gefühlt, daß ich allein schon Mühe genug hatte, mich auf den Beinen zu halten. In dem Augenblicke, wo ich murmelte:

»»Meine Kinder! meine armen Kinder!««

»Erschien überdies Orsola wieder.

»Sie hielt meine Flinte in der Hand.

»»Hier ist Ihre Flinte, Herr Gèrard,« « sagte sie.

»Und sie reichte mir das Gewehr; doch mein Arm weigerte sich, es zu nehmen.

»»Oh! mein Oheim,«« rief der kleine Viktor, »»gehst Du auf den Anstand?««

»»Ja,«« antwortete Orsola, »»wir haben morgen Gäste, und Ihr Oheim muß ein paar Kaninchen schießen.««

»»Oh! nimm mich mit, Oheim!«« sagte das Kind.

»Ich schauerte.

»So nimm doch Deine Flinte, Feiger!«« flüsterte Orsola mir zu.

»Ich ergriff sie.

»»Ah! lieber Oheim,«« wiederholte der kleine Knabe, »»ich werde hinter Dir bleiben; ich werde keinen Lärmen machen . . . sei unbesorgt!««

»»Hören Sie, um was Sie dieses Kind bittet?«« sprach Orsola laut.

»Ich schaute den kleinen Knaben an und fragte:

»»Du willst also mit mir gehen?««

»»Ja« lieber Oheim, ich bitte darum! Du hast mir versprochen, wenn ich artig sei, wollest Du mich einmal mitnehmen.««

»»Das ist wahr; doch bist Du artig gewesen, Victor?«« sagte Orsola.

»»Oh! Ja, Modame,«« antwortete gewissenhaft das Kind; »»und wäre Herr Sarranti da, so würde er Ihnen sagen, daß er sehr zufrieden mit mir ist.««

»Man hatte die Kinder in Unwissenheit darüber gelassen, daß ihr Hofmeister auf immer abgegangen war.

»»Nun wohl, wenn er wirklich artig gewesen ist, so nehmen Sie ihn mit, Herr Gèrard.««

»»Nimmt man Viktor mit,«« sagte Leonie, »»so will ich auch mitgehen.««

»»Oh! Nein, nein!«« rief ich lebhaft, »»es ist schon genug, es ist schon zu viel an Einem!««

»»Sie hören, Mademoiselle?«« sprach Orsola; »»wir werden Sie zu Bette bringen.««

»»Warum mich zu Bette bringen?«« versetzte das Mädchen; »»ich will lieber die Rückkehr meines Bruders abwarten, und man bringe mich zu gleicher Zeit mit ihm zu Bette.««

»»Sagen Sie doch ein für alle Male diesem Kinde, Sie wünschen, das es gehorche und nicht mehr erwiedere:

»— Ich will. —«

»Geh mit Orsola,«« sagte ich zu dem Kinde.

»»Und ich,«« rief Viktor ganz freudig, »»und ich gehe mit Dir, nicht wahr, »lieber Oheim?««

»»Ja, komm!«« antwortete ich.

»Er gab mir die Hand; ich hatte nicht die Kraft, in der meinigen dieses gute Händchen zu behalten, das er mir anvertraute, und ich schob es zurück.

»Geh an meiner Seite,«« sagte ich zu Viktor.

»»Voraus!, voraus!«« rief Orsola, während sie Leonie wegführte, welche, den Kopf gegen uns umwendete, mit einem Ausdrucke, den ich nie vergessen werde, und zartes: »»Kommen Sie sehr schnell wieder, mein Oheim! . . . Komm sehr schnell wieder, Victor!««

»Ich wandte auch den Kopf um und sah die Kleine im Schlosse verschwinden. Dann ging ich lange dem Teiche hinschreitend, ebenfalls in den Park. Viktor marschirte, wie es ihn Orsola geheißen hatte, etwa zehn Schritte vor mir.

»Die Nacht war düster, und unter den großen Bäumen des Parkes, war die Finsterniß dichter, als irgend – anderswo. Meine Stirne troff von Schweiß, und mein Herz schlug so heftig, daß ich von Zeit zu Zeit genöthigt war, still zu stehen.

»Jeder Lauf meiner Flinte war mit einer Kugel geladen. Es war in den letzten vierzehn Tagen sehr heiß gewesen; man hatte von wüthenden Hunden, die in der Gegend herumschweifen, gesprochen, und aus Furcht, es könnte ein Hund entweder bei Tag durch das offene Gitter oder bei Nacht durch eine Bresche, die sich in einer Mauer des Parks gebildet, hereinkommen, hatte ich die Vorsicht gebraucht, meine Flinte mit Kugeln zu laden; Orsola wußte dies, als sie mir das Gewehr in die Hände gab. Der Knabe schritt mir, wie gesagt, voran; ich brauchte also nur die Flinte an meine Schulter zu legen, loszudrücken, und Alles war geschehen!

»Mein Gott! Du hattest mir zum Voraus den Gewissensbiß über diese schändliche Handlung gegebene denn zwei- oder dreimal hob ich den Kolben der Flinte an meine Schulter empor, zwei- oder dreimal setzte ich den Finger an den Drücker des Gewehres, und zwei- oder dreimal senkte ich den Lauf wieder und murmelte:

»»Unmöglich! Unmöglich!««

»Während einer dieser Bewegungen wandte sich der kleine Viktor um; so schnell ich auch das Gewehr gesenkt hatte, er sah, daß ich es an die Backe gelegt. . .

»»Lieber Oheim,«« bemerkte er, »»ich glaubte, Du habest mir gesagt, man dürfe nie auf Jemand anschlagen, selbst nicht einmal im Scherze, und es habe ein kleiner Knabe seine Schwester so scherzend getödtet?««

»»Ja, ja, Du hast Recht, mein Kind!«« rief ich. »»Ich wollte scherzen, doch ich hatte Unrecht.««

»»Ich weiß wohl, daß Du scherzen wolltest,«« erwiderte das Kind; »»warum solltest Du mich denn tödten, Du, der Du unsern armen Vater so sehr liebtest?««

»Ich stieß einen Schrei aus. Es hatte meinen Geist ein Schein wie der einen Blitzes durchzuckt; ich glaubte, ich werde ein Narr werden.

»»Oh! Ja, Victor,«« sagte ich, während ich mein Gewehr wieder über meine Schulter hing; »»ja, ich liebte Deinen Vater sehr! . . . Komm nach Hause zurück, Victor, komm, wir werden heute Abend nicht jagen! . . .««

»»Wie Du willst, Oheim,«« erwiderte der Knabe erschrocken über den Ausdruck meiner Stimme.

»Ich ging auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn quer durch das Gehölze nach dem Schlosse zurück. Ich hoffte zu rechter Zeit anzukommen, um mich der Ermordung des Mädchens zu widersetzen. Zum Unglücke befand ich mich beim Teiche: um nach Hause zurückzukommen, mußte ich das Wasser umgehen, was uns über zehn Minuten aufhielt, oder im Nachen hinüberfahren.

»»Oh! lieber Oheim, fahren wir im Nachen!«« rief der Knabe; »»es ist so lustig, im Nachen zu fahren!««

»Und er sprang zuerst in die kleine Barke. Ich; folgte ihm schwankend.

»Das Wasser war tief, ruhig, glatt wie ein Spiegel, beleuchtet vom Monde, der so eben aufgegangen. Ich ergriff beide Ruder und ruderte rasch.

»Ich hatte in diesem Augenblicke nur einen Gedanken. zeitig genug ankommen, um das Verbrechen zu verhindern und, was auch daraus entstehen dürfte, sagen: »»Nein, nein, ich will nicht!««



»Wir waren ungefähr mitten auf dem Teiche, als ich einen entsetzlichen Schrei hörte. Ich erkannte die Stimme von Leonie. Zu gleicher Zeit erscholl das Gebell von Brasil in der Nacht: er hatte ohne Zweifel auch von seiner Nische, wo er zurückgehalten wurde, wie ich diesen Schrei gehört und erkannt.

»Zwei weitere Schreie, noch herzerreißender als der erste, machten sich ein paar Sekunden von einander hörbar.

»Ich scheute den kleinen Victor an: er war sehr bleich.

»Mein Oheim, mein Oheim,«« sagte er, »»man tödtet meine Schwester!««

»Dann rief er: »»Leonie! Leonie!««

»»Willst Du wohl schweigen; Unglücklicher!«« sagte ich.

»»Leonie! Leonie!«« rief fortwährend der Knabe.

»Ich ging mit ausgestreckter Hand, mit flammendem Blicke auf ihn zu; er war dergestalt erschrocken über den Ausdruck meinen Gesichtes, daß er sich besann, ob er sich nicht ins Wasser werfen sollte; — der Arme konnte nicht schwimmen, er fiel, die Hände faltend, aus die Kniee und rief:

»»Oh!, mein guter Oheim, laß mich nicht sterben! Ich liebe Dich so sehr, ich liebe Dich von ganzem Herzen, mein Oheim! Oh! ich habe nie einem Menschen etwas zu Leide gethan!««

»Ich hatte ihn beim Kragen seiner Jacke gepackt.

»»Mein Oheim, mein Oheim, haben Sie Mitleid mit ihrem kleinen Victor! . . . Zu Hilfe! Herbei! zu Hilfe!««

»Die Stimme stockte: meine Hand hatte wie ein eiserner Ring den Hals des Knaben umschlossen. Ich war vom Schwindel erfaßt und hatte das Selbstbewußtsein verloren.

»»Nein, nein,«« sagte ich, »»Du bist verurtheilt; Du mußt sterben!««

»Er hörte es, denn er raffte alle seine Kräfte zusammen, um mir zu entkommen.

»In diesem Augenblicke verbarg sich der Mond hinter einer Wolke, und ich befand mich in der Finsterniß; überdies schloß ich die Augen, um nicht zu, sehen.

»Ich hob den Knaben bis über meinen Kopf empor, und, als sollte sein Gewicht nicht genügen, um ihn unter dem Wasser verschwinden zu machen, schleuderte ich ihn mit meiner ganzen Kraft in den Teich!

»Das Wasser brudelte, öffnete sich wie ein Schlund und schloß sich wieder.

»Ich warf mich auf die Ruder, um das Ufer zu erreichen, doch in dem Momente, wo ich eines mit jeder von meinen Händen ergriff, erschien der Knabe, der sich entsetzlich zerarbeitete, wieder . . . Was soll ich Ihnen sagen, mein Vater?« rief schluchzend der Sterbende; »ich war trunken, ich war wüthend, ich war wahnsinnig! . . . Ich hab das Ruder auf . . .«

»Oh! Elender!« rief Bruder Dominique, indem er aufstand, als hätte er, ein einfacher Zuhörer, nicht die Kraft gehabt, mehr zu vernehmen.

»Ja, ja, ich Elender, ich Schändlicher, arme Knabe sank diesmal unter, um nicht wiederzuerscheinen, und nie der Mond hinter der Wolke hervorkam, beleuchtete er die bleiche Stirne eines Mörders!«

Der Mönch war auf die Kniee gefallen und betete, die Stirne an den Marmor des Kamins angelehnt.

Es herrschte eine grauenvolle Stille in diesem Zimmer. Diese Stille wurde unterbrochen durch eine Art von Röcheln, das aus der Kehle des Kranken kam.

»Ich sterbe, frommer Vater! ich sterbe!« seufzte er; »und ich habe ihnen doch noch für die Ehre Ihres Vaters auf dieser Welt, für mein Heil in jener so viele Dinge zu sagen!«

---

## LXX.

Die Nacht des 19. August.

Der Mönch stand bei diesem Angstschrei rasch auf, kam zum Bette zurück, schob seinen rechten Arm unter dem Kopfe des Sterbenden durch und ließ ihn Salze einathmen.

Es wäre schwierig gewesen, zu sagen, welcher der Bleichere war, der Priester oder der Sterbende.

Die Schwäche dauerte lange und ging fast bis zur Ohnmacht. Dann, endlich, bedeutete Herr Gérard durch ein Zeichen, er glaube, er könne fortfahren, und der Dominicaner nahm wieder Platz oben Bette.

»Ich sprang vom Nachen auf den Grasplatz und lief nach Hause. Geschrei des Kindes, Gebell des Hundes, Alles hatte aufgehört.

»Er hatte mir geschienen, das Geschrei komme aus einem der unteren Räume.

Ich rief Orsola Anfangs mit furchtsamem Tone, sodann lauter und endlich mit der ganzen Kraft meiner Stimme: Niemand antwortete mir. Es kam mir sodann der Gedanke, Leonie zu rufen; doch ich wagte es nicht, aus Angst, einen Schatten heraufzubeschwören!

»Ich hatte kein Licht und stieg im Finstern tappend hinab . . . Ein Überrest von Feuer brannte in der Küche, und so schwach der Schein, den es von sich gab, es ließ sich doch leicht sehen, daß Alles in Ordnung und nichts hier vorgefallen war. Von der Küche ging ich in die Küchenstube und rief dabei fortwährend Orsola: Niemand antwortete. Mir schien indessen, es sei doch von hier das Geschrei gekommen.

»Es fiel mir ein kleiner Speiseteller ein, der hinter der Küchenstube lag, und in dem ich noch nachsehen wußte; ich versuchte es, die Thüre aufzudrücken, doch ich hatte gegen ein Hinderniß zu kämpfen. Abermals rief ich Orsola: keine Antwort.

»Eines fiel mir indessen auf: beim Mondscheine sah ich das Fensterwerk des Speisetellers ganz zerbrochen; dieses Fensterwerk ging auf den Garten. Zu gleicher Zeit stieß ich mit dem Fuße an etwas. Ich blickte mich und fühlte einen auf der Erde liegenden Körper; nach der lauen Feuchtigkeit der Platte zu urtheilen, schien es mir, dieser Körper schwimme im Blute. . . Ich betastete: das war nicht der Körper eines Kindes . . . Was war es denn? Ich ging rückwärts bis zur Thüre, dann durchschritt ich die Küchenstube und trat wieder in die Küche ein; ich zündete eine Kerze an und kam, zum Voraus erschrocken über das, was ich sehen sollte, zu dem Leichname zurück.

»Was war denn vorgefallen? Dieser Leichnam war der von Orsola! dieses Blut, in dem er schwamm, war ihr Blut! es lief aus einem entsetzlichen Bisse hervor, der die Halspulsader

geöffnet und durch den Blutfluß fast augenblicklich den Tod zur Folge gehabt hatte. Ein langes Küchenmesser lag bei der Todten und schien ihrer Hand entschlüpft zu sein.

»Meine erste Bewegung war, daß ich glaubte, ich sei wahnwitzig geworden, ich sei einer entsetzlichen Sinnestäuschung preisgegeben! . . . Doch nein, Alles war Wirklichkeit: es fand sich hier eine Leiche, es fand sich Blut, und dieses Blut und diese Leiche waren das Blut und die Leiche von Orsola.

»Ich erinnerte mich nun des Geschrei vom Kinde, des Gebeltes vom Hunde, und es ward ein erschreckliches Licht in meinem Geiste. Ich ging an das zerbrochene Fenster und hatte keinen Zweifel mehr. Folgendes war vorgefallen; — das schien mir wenigstens klar wie das Tageslicht.

»Orsola hatte, ins Haus zurückkehrend, ein Messer ergriffen und freiwillig oder mit Gewalt, Leonie in den Speisekeller geführt, Hier wollte sie das Mädchen tödten; erschrocken, rief es um Hilfe, schrie es: das war das Geschrei, das ich gehört hatte, und woraus das Geheul den Brasil antwortete. Der Hund liebte das Kind unendlich, wie ich schon gesagt habe: — er begriff, daß seine kleine Freundin in Todesgefahr war: ohne Zweifel machte er eine furchtbare Anstrengung, und es gelang ihm, seine Kette zu zerbrechen; sobald sie gebrochen, machte er nur einen Sprung von seiner Nische zum Fenster, und mit einem wüthenden Satze fiel er in den Speisekeller ein und stürzte Orsola an den Hals. Seine eisernen Kinnbacken öffneten die Gurgel von dieser und zwangen sie, zugleich das Kind und das Messer loszulassen.

»Was war nun aus dem Kinde und aus dem Hunde geworden? Sie waren weder das eine, noch der andere mehr da. Man mußte sie um jeden Preis wieder auffinden.

»Der Anblick der Leiche den Orsola hatte mich mit Schrecken und Zorn erfüllt; ich ging durch die äußere Thüre des Speisekellers, welche offen geblieben, hinaus. Durch diese Thüre war ohne Zweifel Leonie entflohen. Ich beschloß, ihr sogleich nachzusetzen; traf ich sie, so verlangte meine eigene Sicherheit, daß ich sie tödtete, wie ich ihren Bruder getödtet hatte . . .«

Der Mönch schauerte.

»Was wollen Sie, mein Vater?« sprach der Sterbende; »das ist die verhängnisvolle Verzahnung des Verbrechens! der Mörder ist in einer eisernen Hund, und er muß tödten, einzig und allein, weil er getödtet hat.

»Ich eilte zuerst in die Hauptallee des Parkes mit meiner Flinte in der Hand, durchforschte die Finsterniß mit meinen Blicken, lief dahin; wo ich Geräusch hörte, und hielt jeden Mondstrahl, der durch das Blätterwerk drang, für das weiße Kleid des Kindes. In diesem Augenblicke war ich wahnsinnig, trunken vor Wuth, berauscht von Blut. Bei jedem Getöse, das ich hörte, hielt ich an, legte mein Gewehr an meine Schulter, rief Brasil und schrie:

»»Bist Du es, Leonie?««

»Doch es antwortete nichts; Alles blieb ruhig und düster; der Park war still wie das Grab, leer und leblos wie das Nichts.

»Plötzlich befand ich mich am Rande des Teiches. Ich blieb erschrocken stehen; meine Haare sträubten sich auf meinem Haupte, ich stieß einen Schrei aus, der nichts Menschlichen hatte, und nahen meinen Lauf in entgegengesetzter Richtung . . . Es war in der That mehr ein Laufen, als ein Gehen, ein rascher fieberhafter, ungeordneter Lauf, bei welchem ich, würde ich das Ziel erschaut haben, Alles niedergeworfen hätte, was mir in den Weg gekommen wäre.

»Nichts! . . . Fast eine Stunde irrte ich so von Allee zu Allee, von Gebüsch zu Gebüsch, von Baum zu Baum; keine Spur, kein Anzeichen; Alles war still, öde. Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, mein Gewehr loszuschießen, so sehr schien mir dieses Stillschweigen der Bruder des Todes zu sein!

Erschöpft, sterbend, in Schweiß gebadet, verlor ich endlich jede Hoffnung, die Spur des Kindes und des Hundes zu entdecken; ich befand mich wieder vor dem Schlosse, am Fuße der Freitreppe, hundert Schritte vom Teiche . . . Dieses finstere, kalte, unbewegliche Wasser erschreckte mich: ich wandte die Augen ab; doch unwillkürlich kehrten meine Blicke immer wieder auf dieselbe Seite zurück. Ich sah am Ufer, im Schilfrohre, die Barke, einem großen gestrandeten Fische ähnlich, und auf dem Rasen das Ruder . . . Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen und trat ins Haus ein.

»Ich wagte es nicht, zur Leiche von Orsola hinabzusteigen und kehrte in mein Zimmer zurück; die Fenster standen weit offen: sie gingen auf den Teich . . . Alles ging auf diesen elenden Teich! Ich trat an die Fenster, um die Läden zu schließen; doch in dem Augenblicke, wo ich mich hinausneigte, um sie an mich zu ziehen, blieb ich versteinert; — ein Thier streifte um den Teich, mit der Nase auf der Erde, als verfolgte es eine Spur-; es war Brasil! Was suchte er denn?

»Er vollführte, immer laufend, einen vollkommenen Kreis: sodann blieb er bei dem Orte stehen, wo wir, Viktor und ich, in den Nachen gestiegen waren, hob den Kopf empor, zog die Luft ein« schaute nach allen Seiten, gab ein klägliches Geheul von sich und sprang ins Wasser . . . Entsetzlich er folgte schwimmend demselben Wege, dem die Barke gefolgt war; man hätte glauben sollen, der Sog sei sichtbar geblieben, und er folge diesem Soge. Au der Stelle angelangt, wo ich das Kind ins Wasser geschleudert hatte, drehte er sich eilten Augenblick um sich selbst; dann tauchte er unter.

»Ich hatte alle Evolutionen des Hundes mit starrem Auge, mit stockendem Athem beobachtet; ich hatte Momentan zu leben aufgehört.

»Das Wasser wirbelte über der Stelle, wo der Hund untergetaucht wart zweimal erschien sein Kopf an der Oberfläche des Wassers, und ich hörte ihn geräuschvoll athmen; das dritte Mal hielt er in seinem Rachen einen formlosen Gegenstand, den er schwimmend nach dem Ufer fortzog; so erreichte er den Rasen und stieg, immer den Gegenstand anziehend, den abschüssigen Rand hinauf. Oh! wie gräßlich! dieser Gegenstand, den er so fortzog und nach unerhörten Anstrengungen auf das Ufer zu schleppen vermochte, war die Leiche des kleinen Knaben! . . .«

»Entsetzen!« murmelte der Mönch.

»Oh! sprechen Sie,« rief der Sterbende, »begreifen Sie was bei diesem Anblicke in mir

vorging? Wie am Tage des jüngsten Gerichtes gab der Abgrund seine Todten zurück! . . . Ich stieß ein Wuthgeschrei aus, nahm wieder meine Flinte und sprang zu vier und vier die Treppe hinab. Warum rollte ich nicht über die Stufen? warum zerschmetterte ich nicht die Stirne auf den Platten der Hausflur? ich weiß es nicht. Ich erreichte die Freitreppe. Eine dichte Baumgruppe entzog mir den Anblick des Hundes und des Kindes; ich ging in der Richtung der Baumgruppe, um so nahe als möglich zu dem Thiere zu kommen, ohne von ihm gesehen zu werden. Bei der Baumgruppe angelangt, war ich nur noch dreißig Schritte vom Hunde: er schleppte den Leichnam nach der dem Schlosse entgegengesetzten Seite.

»Ich dachte an die Bresche. Ah! ohne Zweifel war Leonie durch diese Bresche entflohen: durch diese Bresche wollte der Hund den Leichnam fortschleppen. Hätte es der Zufall nicht gefügt, daß ich gesehen, was vorgefallen, so verrieth dieser elende Hund Alles.

In dem Augenblicke, wo ich jenseits der Baumgruppe erschien, witterte er mich. Da ließ er das Kind los und drehte gegen mich seinen blutigen Rachen und seine Flammenaugen, welche wie Kohlen funkelten.

»Ich ergriff den Augenblick, wo er zögerte, ob er das Kind weiter gegen die Bresche fortschleppen oder auf mich losflitzen solltet ich zielte mit der Sorgfalt eines Menschen, der um sein Leben spielt, und drückte los. Tier Hund bog sich auf seinen vier Beinen und drang, ein langes, unheimliches Geheul ausstoßend, in das Gehölze ein. Ich eilte ihm nach, in der Hoffnung, ihn einzuholen und ihm mit einem zweiten Schusse den Garaus zu machen. Er war grausam getroffen denn beim Mondscheine sah ich eine Blutspur auf dem Rasen. Ich folgte dieser Spur, so lange ich auf einem freiere Boden war, als ich aber in das Gehölze gelangte, verlor ich sie.

»Nichtsdestoweniger lief ich bis zur Bresche. Durch diese Bresche hatte er hinausgehen müssen; durch diese Bresche war in jedem Falle Leonie weggegangen: ein Fetzen von ihrem Halskragen hing an einem wilden Rosenstocke. Was war aus ihr geworden. Schon über eine Stunde war sie durch die Mauer entflohen; die Straße von Fontainebleau nach Paris lief kaum auf eine Viertelmeile vorüber. Wer würde mir sagen, nach welcher Seite sie sich gewendet? ob sie Jemand begegnet? wohin sie geführt worden war? Sodann; wenn man, während ich außerhalb der Mauern suchte, ins Schloß hineinkäme und den Leichnam von Victor fände! Wichtig vor Allem war es, diesen Leichnam verschwinden zu machen.

»In diesem Augenblicke kamen bei mir wieder die Selbsterhaltungsgedanken. Warum war ich so wahnsinnig gewesen, den Leichnam im Teiche zu lassen? wußte ich nicht, daß nach Verlauf einer gewissen Zeit die Ertrunkenen wieder auf das Wasser kommen? Es war im Ganzen ein Glück daß Brasil den Knaben aus dem Teiche gezogen und auf den Grasplatz geschleppt hattete ich wollte ihn an einem abgelegenen Orte des Parkes begraben, und jede Spur des Verbrechens würde verschwinden.

»Ich lehrte in den Pakt zurück, nachdem ich von den Dornen den erwähnten Fetzen vom Halskragen abgerissen hatte, und schlug in aller Hast den Weg nach dem Teiche ein. Während ich lief, hatte ich einen entsetzlichen Gedanken, einen Gedanken, der mir den Schwindel gab. »»Finde ich den Leichnam nicht mehr am Ufer, wo ihn suchen?« « sprach ich zu mir selbst. Zum

Glücke war er da . . . Zum Glück! begreifen Sie? es ist gräßlich,« was ich Ihnen da sage!«

»Oh! Ja, ja, gräßlich!« murmelte der Priester, der bei dieser Erzählung seine Haare sich auf seinem Haupte sträuben fühlte.

Der Sterbende fuhr fort:

»Um den Knaben zu begraben, brauchte ich einen Spaten; doch ich hatte zu viel gelitten während der paar Augenblicke, die ich mich von dem Leichname entfernt, um mich aufs Neue davon zu entfernen. Ich hing das Gewehr über meinen Rücken, ich lud den Knaben auf einen von meinen Armen und ging bis zu dem Schuppen, wo der Vater Vincent sein Gärtnergeräth einschloß, um hier einen Spaten zu holen. Ich fand das Werkzeug, das ich suchte, Das kleine Gebäude war im Küchengarten; so weit als möglich vom Küchengarten entfernt, am ödesten Orte des Parkes sollte ich den Knaben beerdigen. Ich schritt aufs Neue über den Grasplatz hin und sah beim Mondscheine die häßliche Silhouette eines Mannes sich ausstrecken, der unter seinem Arme den Leichnam eines Kindes trug: seine Beine baumelten vorwärts, sein Kopf hing rückwärts.

»Ich beschleunigte meine Lauf und drang in das Gehölze ein. Die Reise, die ich in der Ewigkeit vom Tage meines Todes bis zu dem des jüngsten Gerichtes machen werde, wird nicht erschrecklicher für mich sein, als dieser nächtliche Lauf durch die Finsterniß, welche die großen Bäume verbreiteten! Meine Beine zitterten; ich leuchte und war manchmal genöthigt, meinen Marsch zu hemmen, um Athem zu schöpfen.

»Plötzlich fühlte ich mich angehalten, Ich wollte meinen Lauf fortsetzen, doch ich wurde zurückgezogen. Es erfaßte mich ein Schauer, meine Beine bogen sich unter mir; der Schwindel mit seinem Gefolge von Gespenstern zog vor meinen Augen vorüber; ich fühlte mich dem Sterben nahe!

»Endlich machte ich eine Anstrengung, und ich hatte den Muth, zurückzuschauen, die blonden Locken des Knaben hatten sich mit einem gebrochenen Aste verschlungen, das war das Hinderniß. Alles dies hatte nur eine Secunde gedauert, doch während dieser Secunde hatte ich über meinem Haupte das Messer der Guillotine funkeln sehen! Ich schlug ein entsetzliches Gelächter auf; ich gab dem Leichname eine Erschütterung, ein Theil der Haare blieb am Aste; doch ich ging weiter.

Ich glaubte endlich den Ort gefunden zu haben: der mir zusagte: es war unter einer Dickung, ein paar Schritte von einer Rasenbank, auf die ich mich vielleicht in den vier Jahren, seitdem ich das Schloß bewohnte, nicht zweimal gesetzt hatte. Es fand sich hier zwischen den Stämmen von Eichen ein Raum von ungefähr drei Fuß im Durchmesser; senkrecht die Erde ausgrabend, konnte ich in einer oder anderthalb Stunden fertig sein. Ich schritt zum Werke.

»Welche Stunde, mein Vater, welche Stunde brachte ich mit dem Bereiten dieses Grabes zu! . Es war ungefähr zwei Uhr Morgens, als, als ich anfang; das ist der Augenblick, wo im Monat August die ersten Schauer der Natur, die Vögel auf den Bäumen, das Rothwild in den Gebüschern erwachen. Beim geringsten Geräusche wandte ich mich um, im Glauben, ich höre Tritte; das

Wasser rieselte von meinem Gesichte; mein Athem drang pfeifend aus meiner Brust hervor. Ich fühlte den Tag kommen!

»Endlich war das finstere Werk beendet. Ich legte den Leib des Kindes in dieses Loch, das keine vier Fuß Tiefe hatte; dann ließ ich die Erde darauf rollen, die ich am Rande des Grabes angehäuft hatte, und trat sie mit den Füßen, damit der Boden keine Erhöhung biete; und da nicht alle Erde Raum fand, wegen des Platzes den der Leichnam eingenommen, so streute ich den Rest in der Gegend umher. Wonach ich hundert Schritte von da eine große Mooslage holte, die ich, zum Grabe zurückkehrend, auf die Stelle legte, wo die Erde frisch; aufgewühlt worden war. Vermöge dieser Vorsichtsmaßregel, blieb keine Spur mehr von der grässlichen Arbeit.

»Es war Zeit! als ich eben geendigt hatte, öffnete die Sonne die Wolken, und auf dem Gipfel einer Eiche, deren Aeste sich über meinem Haupte ausstreckten, sang eine Nachtigall.«

---



## LXXI.

Ende der Beichte.

»Die Sonne; das Licht brachten die zwei erschrecklichen Gespenster des Tages: die Erinnerung und die Ueberlegung! Ich sah die Sonne mit der Angst des Verurtheilten kommen, der am Morgen in sein Gefängniß den Kerkermeister eintreten sieht, welcher beauftragt ist, ihm die Stunde der Hinrichtung anzukündigen.

»Es handelte sich darum, einen Entschluß zu fassen; doch Alles in mir war Angst. Ungewißheit, Chaos, und ich hätte nicht die Geistesgegenwart gehabt, um zwei Rechtfertigungsmittel zu combiniren, wäre nicht fast Alles zum Voraus von Orsola geordnet gewesen; selbst der Tod von dieser warf auf alle Ereignisse der unseligen Nacht eine noch größere Unbestimmtheit und entfernte von mir den Verdachte meine Anbetung für diese Creatur war sprichwörtlich: man konnte mich also nicht beargwohnen, ich habe zu ihrem Tode beigetragen. Ueberdies wurde der Hund, den man irgendwo todt fände, ein Beweis sein, daß ich, da ich nicht zeitig genug gekommen, um ihr beizustehen, sie gerächt habe,

»Ich hatte an mir keine Spur von dem fürchterlichen Zeugen, den nichts verschwinden machte — das Blut! Mit einigen Anstrengungen der Vernunft gelang es mir auch, wieder ein wenig Ruhe zu gewinnen.

»Nur, was mich mit Angst erfüllte, das war die Flucht von Leonie; angenommen aber, Leonie werde sprechen, so konnte sie nur Orsola anklagen, und Orsola war todt.

»Ich ging in mein Zimmer hinauf, ich vermischte alle Spuren von der Orgie des vorhergehenden Tages, ich verschluckte mit einem Zuge, was in der Flasche blieb, ich brachte meinen Anzug wieder in Ordnung, und lief in aller Eile zum Maire des Dorfes. Das war ein wackerer Mann, ein schlichter Bauer, ein Arbeiter, wie ich es auch gewesen, ein Mann, dem diese Gemeinschaft der Arbeiten unserer Jugend eine große Sympathie für mich; ein tiefes Zutrauen zu mir eingeflößt hatte. Ich trug ihm die Fabel vor, welche Orsola und ich in Bereitschaft gehalten hatten, nämlich die zwei Kinder seien verschwunden, und ihre Flucht falle so sehr mit der Abreise von Herrn Sarranti und dem Diebstahle der am Tage vorher vom Notar zurückgehalten und aus meinem erbrochenen Secretär geraubten hunderttausend Thaler zusammen, daß ich keinen Anstand nehme, ihn diesen Diebstahle und diesen Mordes zu beschuldigen.«

»Armer Vater,« murmelte Dominique, die Augen und die Hände zum Himmel erhebend.

»Ja; doch da der Himmel mich bestraft,« rief der Sterbende, da ich ihm selbst die Reinheit zurückgebe, die ich getrübt habe, so müssen Sie mir verzeihen, mein Vater! denn wie soll mir Gott verzeihen, wenn Sie mir nicht verzeihen?«

»Fahren Sie fort,« sprach der Mönch.

»Meine verspätete Anzeige erklärte ich aus folgende Art. — Ich war am Tage vorher erst sehr spät nach Hause gekommen. Im Glauben, Jedermann habe sich zu Bette gelegt, war ich unmittelbar in mein Zimmer hinaufgegangen und hatte mich selbst niedergelegt. Am Morgen war ich mit Tagesanbruch erwachte da ich kein Geräusch im Hause gehört, war ich u mein Cabinet durchschreitend, hatte ich die Schublade meinen Secretärs erbrochen gesehen; ich war in dann Zimmer von Orsola gegangen und hatte es verlassen gefunden; ich hatte mich in die Zimmer der Kinder begeben: sie waren leer; ich hatte gerufen, Niemand hatte geantwortet! Ich war die Treppe hinabgestiegen, ich hatte gesucht, und endlich im Speisekeller den Leichnam von Orsola in seinem Blute gebadet gefunden! Die Art der Wunde hatte mir keinen Zweifel über ihre Todesart gelassen: sie war erwürgt worden. Ich hatte sodann auf dem Grasplatze liegend den Hund bemerkt, der seine Kette zerbrochen, und in einer ersten Bewegung, in einer von den Bewegungen, die den Menschen außer sich bringen, hatte ich meine Flinte ergriffen und Brasil eine Kugel zugesandt, woraus dieser verwundet im Gehölze verschwunden war.«

»Der Maire glaubte an diese Fabel; er sagte meine Zögerungen, meine Wiederholungen, meine Blässe auf Rechnung meines Schreckens; er gab mir auf seine Weise, alle mögliche Tröstungen, ließ durch seinen Adjuncten die competenten Behörden von dem, was vorgefallen, in Kenntniß setzen und ging mit mir ins Schloß zurück.

« »Ich hatte mich wohl gehütet, zu sagen, nach welcher Grenze Herr Sarranti entflohen, ich hegte, wie Sie begreifen, nur einen Wunsche daß er aus Frankreich entkommen könne.

»Ich schloß mich in mein Zimmer ein, überließ das Schloß den Nachforschungen der Justiz, und bat nur meinen Freund, den Maire von Viry, zu bewirken, daß man meinen Schmerz so viel als möglich schone. Der wackere Mann übernahm Alles und hielt mir Wort; sodann traf am Tage die Nachricht von der entdeckten Verschwörung ein: da ich hierauf gerechnet hatte, so kam mir diese Nachricht zu Hilfe. Als man erfuhr, Herr Sarranti sei einer der fanatischsten Agenten der Bonapartistischen Partei, da verfehlten die Blätter der Regierung nicht, diese Beschuldigung den Morden und des Diebstahls aufzugreifen, um sie der ganzen Partei an den Kopf zu werfen. Die Polizei wäre sogar, — angenommen, sie hegte einige Zweifel, — in Verzweiflung gewesen, hätte sie den wahren Schuldigen entdeckt: man war 1820 glücklich, die Bonapartisten mit dem Namen Mörder und Diebe zu brandmarken, wie man sie 1815 mit dem Namen Räuber gebrandmarkt hatte; und es war für die Regierung eine Wonne, daß sie eine solche Anklage auf dem Haupte einen Mannes, der von St. Helena kam und mit dem Kaiser in vertrautem Umgange gelebt hatte, konnte lasten lassen.

»Ich hatte also keine wirklich ernste Furcht; aller Verdacht umging den Schuldigen, um den Unschuldigen zu verfolgen, und so unschuldig er war, ich bezweifle, daß sich Ihr Vater, wäre er verhaftet worden, dem Schaffot hätte entziehen können . . .« .

Der Priester stand auf; er war bleich wie die Leilacken des Sterbenden. Der Gedanke, sein Pater fallend als das Opfer einer falschen Anklage und mit allem Anscheine der Schuldhaftigkeit, erschreckte ihn, um wahnsinnig zu werden.

»Oh! ich wußte wohl, daß er nicht schuldig war!« sagte er; »und dennoch hätte ich ihn sterben sehen, ohne ihn retten zu können! . . Oh! mein Herr, Sie sind sehr . . .«

Er hielt inne; er wollte sagen: »Sehr niederträchtig!«

Der Sterbende beugte das Haupt; was er verlangte, war, es möge sich dieser Schmerz im Menschen in Worten ausathmen, damit im Sohne nur noch die Barmherzigkeit des Priesters bleibe.

»Aber,« fuhr der Mönch fort, »trotz des Geständnisses, das Sie mir machen, mein Herr, wird nichts destoweniger eine entsetzliche Anklage ewig auf dem Haupte meinen Vaters lasten.«

»Bist ich nicht nahe daran, zu sterben?« stammelte der Kranke.

»Nach Ihrem Tode wird es mir also erlaubt sein, Alles zu offenbaren?« rief Dominique.

»Alles, mein Herr! Pries ich nicht deshalb die Vorsehung; daß sie Sie an mein Bett geführt?«

»Ah!« sprach der Priester athmend, »mein Vater! mein armer Vater! Wissen Sie, mein Herr, daß er, hätte er die Anklage gekannt, welche auf ihm lastete, auf die Gefahr, hierbei seinen Kopf zu verlieren, zurückgekommen wäre, um seine Unschuld zu betheuern?«

»Ja, mein Vater. . . Nun, sobald ich todt bin, werden Sie ihm schreiben, und er kann zurückkommen, doch um des Himmels willens werfen Sie nicht die Angst und die Verzweiflung auf die paar Stunden, die mir noch zu leben bleiben!«

Der Priester antwortete durch ein Zeichen, um den Sterbenden zu beruhigen.

»Lassen Sie mich Ihnen ein Geständniß machen,« fuhr der Sterbende fort, »Seit den sieben Jahren, daß das Verbrechen begangen worden, — nicht wahr, ich muß von einer abscheulichen Natur sein? — habe ich nicht einen Augenblick das Gefühl des reinen, isolirten Gewissensbisses gehabt. Nein, nein, mit dem Gewissensbisse allein hätte ich geschlafen, ruhig, glücklich vielleicht gelebt; doch die Furcht vor den Gerichten, die Angst vor der Strafe, das ist es, was meine Tage beunruhigt, meine Nächte gequält hat! . . . Oh! wie oft bin ich in meinen Träumen vor einem Tribunal erschienen! wie oft habe ich, trotz meiner Bitten, meiner Thränen, meiner Ablegnungen das Wort *Mörder* ertönen hören! wie oft habe ich auf meinem schauernden Halse die Kälte der Scheere gefühlt, die meine Haare abschnitt, und gebebt bei den Stößen den unseligen Karrens! wie oft habe ich, in der Perspective am Horizont, das Eisen der häßlichen Guillotine funkeln sehen!«

»Unglücklicher!« sprach der Priester, diesen Menschen, das lebendige Bild der Angst anschauend, der, man fühlte es, aus Angst grausam werden konnte.

»Darum habe ich mich von Viry verbannt; darum habe ich meinen Aufenthalt in Vanvres genommen; darum thue ich das Gute . . .«

Der Priester wandte sich bei diesen letzten Worten lebhaft um.

»Ja, ja, mein Vater,« sprach der Sterbende, »das Almosen ist ein Mantel, mit dem ich mich

bedecke, damit man die Blutflecken auf meinen Kleidern nicht sieht! wer würde es nun wagen, mich aus der Mitte dieses Geleites von guten Handlungen zu holen, welche um mich her wachen?«

»Derjenige, welcher kommt!« sprach Dominique, seinen Finger zum Himmel erhebend; — »Gott.«

»Ja, ich weiß es,« erwiderte der Sterbende, »derjenige, dessen man sich erinnert, wenn man sterben soll; derjenige, welcher das Blut durch den Mantel, das Gesicht durch die Maske sieht! Doch bei diesem, mein Vater, werde ich zwei mächtige Vermittler haben: meine Furcht und Ihre Unschuld!

Der Unglückliche wagte es nicht, zu sagen seine Gewissensbisse.

»Es ist gut!« sprach der Priesters »vollenden Sie.«

»Ich habe nur noch ein paar Worte beizufügen, mein Vater. Wie ich Ihnen gesagt habe, war nicht meine einzige Besorgniß, aber meine Hauptbesorgniß das Verschwinden von Leonie. Ich ging auf die Polizeipräfectur, ich that alle erdenkliche Schritte und ließ alle thun: nie erhielt ich Nachricht von dem Kinde.

»Einen Augenblick hatte ich den Gedanken, nach Vic-Dessos zurückzukehren; dort hatte jedoch Herr Sarranti gewohnt, dort hatte man mich arm gekannt, und aus Neid konnte man zu den Quellen meines Vermögens zurückgehen: ich verzichtete also hierauf.

»Ich reiste; ich brachte ein Jahr in Italien zu, ein Jahr in Flandern; doch bei jedem Sonnenaufgange, der mich an die erschreckliche Morgenröthe vom 20. August erinnerte, fragte ich mich, ob man nicht in diesem Augenblicke in Frankreich irgend ein Anzeichen entdeckte, das sich möglich in der Fremde gegen mich erheben werde. Ich kehrte nach Frankreich zurück; ich besuchte Burgund, sodann die Auvergne.

»Eines Tages hörte ich in einer Hütte, wo ich um Gastfreundschaft gebeten hatte, meine Wirthe das Leben eines Biedermanns in seinen kleinsten Einzelheiten erzählen. Es handelte sich um einen Edelmann aus der Gegend von Issoire, der sich in Folge eines ziemlich wichtigen Streites duellirt und seinen besten Freund getödtet hatte. Von diesem Tage an hatte er sein Schloß, seine Pachthöfe, seine Güter, seine Herden verkauft; er hatte sodann seine Habe unter die Armen vertheilt und den nützlichen Arbeiten und lobeswerthen Handlungen das Vergessen dieses unwillkührlichen Mordes gefordert; nur that *er* es aus Gewissensbissen . . . Ich sagte aber zu mir selbst: »Müßte ein Mensch, der ein wirkliches Verbrechen, einen wahren Mord begangen hätte, nicht dem Verdachte dadurch entgehen, daß er sich einen Ruf ähnlich dem, welchen sich dieser Edelmann erworben, verschaffen würde? Thun wir also aus Vorsicht, aus Egoismus, aus Angst, was er durch Gewissensbisse angetrieben thut.««

»Ich kam nach Paris zurück; ich suchte einen Wohnort in der Umgegend; ich fand dieses Haus, das ich kaufte, und ich unternahm das große Wert der Philanthropie, das mir auch den Ruf eines Biedermannes, mit dem ich sterben werde, eingetragen hat; bin ich aber einmal todt, so

gehört mein Andenken Ihnen: bringen Sie es Herrn Sarranti zum Opfer; verlangen Sie seine Begnadigung als Verschwörer; ich habe es übernommen seine Unschuld als Mörder zu beweisen.«

»Wird man aber der Aussage eines Sohnes zu Gunsten seines Vaters glauben?«

Ich habe diesen Einwurf vorhergesehen. . . . Stehen Sie auf, nehmen Sie diesen Schlüssel. . . .«

Der Sterbende reichte dem Mönche einen Schlüssel, den er unter seinem Kopfkissen verborgen hielt.

»Öffnen Sie die zweite Schublade des Secretärs,« fügte er bei; »Sie werden dort eine mit drei Siegeln versehene Papierrolle finden.«

Dominique stand auf, nahm den Schlüssel, öffnete den Secretär und kam mit der Papierrolle zurück.

»Hier,« sagte er.

»Steh nichts darauf geschrieben?«

»Doch, mein Herr; es steht hier:

*»Dieses ist meine allgemeine Beichte vor Gott und »den Menschen« um, sollte es nöthig sein, nach meinem Tode veröffentlicht zu werden.*

»Unterzeichnet: Gérard Tardieu.«

»Das ist es, mein Vater. »Dieses Papier enthält Wort für Wort und ganz von meiner Hand geschrieben die Erzählung, die ich Ihnen so eben gemacht habe. Bin ich nicht mehr, so verfügen Sie darüber: ich entbinde Sie des Geheimnisses der Beichte.«

Mit einer Bewegung der Freude und unwillkürlichen Triumphes drückte der Mönch das Paquet an seine Brust.

»Werden Sie mich nun nicht durch einige Worte der Hoffnung trösten, mein Vater?« sagte der Sterbende.

Der Mönch näherte sich ernst und langsam; es war, als würde sein zum Himmel erhobenes Gesicht von einem göttlichen Lichte erleuchtet.

So gesehen, schien er das Ideal der Menschenliebe zu sein.

Der Sterbende, der die Verzeihung kommen fühlte, richtete sich auf, um ihr entgegen zu gehen.

»Mein Bruder,« sprach der Dominicaner, »es bedürfte vielleicht beim Herrn einer höheren und

mächtigeren Fürbitte als der meinigen, daß er Ihnen vergebe; doch ich, als Mensch, als Sohn, als Priester, ich vergebe Ihnen. Gott wolle die Sündenerlassung genehmigen, welche auf Ihr Haupt herabsenken zu machen ich ihn anflehe, — im Namen des Vaters, der die Güte ist, des Sohnes, der die Hingebung ist und des heiligen Geistes, der der Glaube ist!«

Und er legte sachte seine bleichen, weißen Hände auf den kahlen Schädel des Sterbenden.

»Was habe ich nun noch zu thun?« fragte der Sterbende.

»Beten Sie!« sprach der Mönch.

Und er ging langsam, mit gefalteten Händen, hinaus, den Herrn beschwörend, er möge gestatten, daß er, mit sich nehme, was Schlechtes, Elendes und Niedriges in diesem Menschen, der dem Sterben nahe war.

Hinter; ihm fiel der Sterbende, mit dem Gesichte gegen das Kopfkissen, auf sein Bett zurück und blieb so unbeweglich, als ob sich die Seele schon vom Leibe getrennt hatte.



## LXXII.

Rückkehr zu Justin.

Lassen wir Bruder Dominique, fortan beruhigt über das Leben und die Ehre seines Vaters, rasch, das Herz voll Hoffnung und Freude, die kurze Entfernung zurücklegen, welche Vanvres vom Bas-Meudon trennt, wo er angespannt und zur Abfahrt bereit den Wagen finden wird, der den Leichnam von Colombau enthält, — und kehren wir zu Justin zurück, den wir mit verhängten Zügeln auf der Straße nach Versailles, ausgerüstet durch die Vermittlung von Salvator mit Instructionen von Herrn Jackal in Beziehung auf Madame Desmarests, haben hinzagen sehen.

Für diejenigen von unsern Lesern, denen der Charakter des Schulmeisters, nach oberflächlicher Beurtheilung an einer gewissen Schwäche leidend, nicht das ganze Interesse zu verdienen geschienen hat, das er Salvator, Jean Robert und uns selbst eingeflößt, sagen wir, daß diese Resignation, welche beim ersten Anblicke für Mangel an Energie gehalten werden konnte, uns im Gegentheile eine der schönsten Formen der Stärke zu sein scheint.

Man darf in der That die materielle Bewegung, die Thätigkeit des Körpers nicht mit der Thätigkeit und der Bewegung des Geistes verwechseln.

Der Mann, der sich sehr thätig glaubt, der alle Tage sich bewegt, geht, läuft, zwei Meilen zu Fuße oder im Wagen macht, bewegt sich viel mehr, handelt aber viel weniger, als der Mann, welcher, aus der Tiefe seines Arbeitscabinets, nach Verlauf von zehn Jahren einer scheinbaren Ruhe den Gedanken, der die Welt umwälzen soll, hervorgehen läßt.

Stellen Sie den Schulmeister, diesen an seiner Oberfläche so apathischen Menschen, in den Kampf mit der Nothwendigkeit, und Sie werden ihn aus seiner Apathie, völlig gerüstet, bereit zum Streiten, vorbereitet zum Tode, hervortreten sehen. Was ihn verringert in den Augen von denjenigen, welche bei ihm nicht mehr als die Oberhaut betrachteten, — wir vermöchten es nicht zu oft zu wiederholen, denn wir beabsichtigen, es in diesem Buche zu beweisen, — ist das Familienleben, unter das er gebeugt ist; die kindliche Pietät, welche zu weilen die großen Handlungen hervorbringt, macht auch zuweilen die großen und dunklen Hingebungen. Unterdrücken Sie für Justin das heilige Wort, die fromme Sache, die an ihm haftet, die *Familie*, und Sie werden ihn sogleich seinen Stein zu dem gesellschaftlichen Monumente, dem Antipoden des Thurmes zu Babel, bringen sehen, welches um eine Schicht zu erhöhen wir Alle geboren sind, und das man die allgemeine Harmonie nennt. Nehmen Sie an, er sei allein auf der Welt, mit Leidenschaften, für die er Niemand als sich selbst verantwortlich, und Sie werden ihn, wie jenes unter dem Scheffel verborgene Licht des Evangeliums, sobald der Scheffel weggenommen ist, auf der Stelle alle seine Strahlen um sich her verbreiten sehen.

Wer also Justin, an seine Jugenderinnerungen appellirend, als vollendeten Reiter auf dem Pferde von Jean Robert hätte hinzagen, die Entfernung durchfliegen, den-Raum verschlingen sehen, hätte versicherte können, es sei gewiß der Arm eines starken Mannes und das Knie eines

entschlossenen Mannes, welche in seinem wüthenden; Laufe dieses Pferd lenken, das viel mehr einem seine Beute entführenden Vogel, als einem seinen Reiter tragenden arabischen Rosse ähnlich.

Nach einer Stunde rasenden Galopps, während welcher die Gedanken von Justin, etwas vom Laufe seines Pferdes entlehnend, sich rasch in seinem Gehirne drängten, hielt er keuchend vor der Thüre des Pensionats an.

Er hatte, wie gesagt, etwas mehr als eine Stunde gebraucht, um fünf Meilen zu machen, und es war gerade halb neun Uhr, als er, von seinem Pferde springend, bei Madame Desmarets anlätete.

Man war längst im Hause auf, Madame Desmarets befand sich allein in ihrem Zimmer und hatte ihre Toilette noch nicht beendet.

Justin ließ ihr sagen, er wünsche sie auf der Stelle zu sprechen.

Ganz verblüfft durch einen so frühen Besuch, ließ Madame Desmarets Justin bitten, er möge warten, und verlangte von ihm eine Viertelstunde, um sich in den Stand zu setzen, vor ihm zu erscheinen.

Justin antwortete aber, die Sache, die ihn zu ihr führe, leide in Betracht ihrer Dringlichkeit keinen Verzug, und er bitte daher die Vorsteherin der Pension inständig, ihn sogleich zu empfangen.

Sehr beunruhigt durch dieses entschiedene Beharren, zog Madame Desmarets einen Schlafrock an und öffnete ihre Thüre, um in den Salon hinabzugehen; Justin stand aber vor der Thüre.

Er nahm die erstaunte Frau bei der Hand und ließ sie in ihr Zimmer zurückgehen, dessen Thüre er hinter sich schloß.

Da erst schlug die Vorsteherin der Pension die Augen zu Justin auf, den das Licht der Fenster beleuchtete, und stieß einen Schrei aus. Sie war erschrocken zugleich über die Todesblässe auf der Stirne des jungen Mannes, und über die finstere Energie, welche den Hauptcharakter seiner gewöhnlich so sanften und harmlosen, Physiognomie bildete.

»Oh! mein Gott! was ist denn geschehen?« fragte sie.

»Ein schweres Unglück, Madame,« antwortete Justin.

»Ihnen oder Mina?«

»Beiden, Madame.«

»Ah! mein Gott!« Soll ich Mina allein rufen lassen, oder wünschst Sie sie selbst zu sehen?«



»Mina ist nicht mehr hier, Madame.«

»Wie, Mina ist nicht mehr hier? Wo ist sie denn?«

»Ich weiß es nicht.«

Madame Desmarets schaute Justin Corby an, wie sie einen Narren angeschaut hätte.

»Sie ist nicht mehr hier! Sie wissen nicht, wo sie ist! was will das besagen?«

»Das will besagen, Madame, daß sie heute Nacht entführt worden ist.«

»Gestern Abend habe ich sie aber selbst in ihr Zimmer begleitet, wo ich sie mit Fräulein Susanne von Valgeneuse ließ.«

»Nun, diesen Morgen, Madame, ist sie nicht mehr dort.«

»Oh! mein Gott!« rief Madame Desmarets, die Augen zum Himmel erhebend, »sind Sie dessen, was Sie sagen, sicher mein Herr?«

Justin zog aus seiner Tasche das mit Bleistift geschriebene Papier, das ihm Babolin übergeben.

»Hier,« sagte er, »lesen Sie.«

Madame Desmarets las rasch das Billet.

Sie erkannte die Handschrift des Mädchens und, sich einer Ohnmacht nahe fühlend, gab sie einen Schrei von sich und streckte die Arme aus, um eine Stütze zu suchen.

Justin sprang ihr bei, hielt sie auf und rückte ihr einen Lehnstuhl zu.

»Ah!« sagte sie, »ist das wahr, so müßte ich Sie auf den Knien um Verzeihung für den Schmerz bitten, den ich Ihnen verursache!«

»Es ist wahr,« sprach Justin. »Doch lassen wir uns Beide nicht niederschlagen, Madame, so lange wir nicht sicher sind, daß es kein Mittel für diesen Schmerz gibt, und bleibt mir keine Hoffnung mehr auf die Menschen, so wird mir die Hoffnung auf Gott bleiben.«

»Was ist aber zu thun?« fragte die Vorsteherin der Pension.

»Warten, und mittlerweile darüber wachen, daß Niemand in das Zimmer von Mina eindringt, noch in den Garten kommt.«

»Warten; auf wen, mein Herr?«

»Auf den Agenten der Behörde, der sich in einer Stunde hierher begeben soll.«

»Wie!« rief Madame Desmarets, mehr erschrocken als bewegt, »das Gericht wird hierher

kommen?«

»Allerdings,« antwortete Justin.

»Wenn dies geschieht, so ist aber mein Haus verloren!«

Dieser Egoismus verletzte Justin tief.

»Was soll ich denn thun, Madame?« fragte er kalt.

»Mein Herr, gibt es ein Mittel, das Aergerniß zu vermeiden, so bitte ich Sie inständig, dasselbe anzuwenden.«

»Ich weiß nicht, was Sie ein Aergerniß nennen,« versetzte Justin, die Stirne runzelnd.

»Wie, Sie wissen nicht, was ich ein Aergerniß nenne?« sprach die Vorsteherin der Pension, indem sie ihre Hände faltete.

»Das Aergerniß für mich, Madame, ist,« sagte Justin, »daß eine Frau, der meine Mutter ihre Tochter anvertraut hat, der ich meine Frau anvertraut habe, es wagt, mir zu sagen, ich soll schweigen, wenn ich sie von ihr zurückverlange.«

Die Erwiderung war so scharf, daß Madame Desmarets vernichtet schien.

»Aber, mein Herr,« rief sie in Thränen zerfließend, »nur Mütter werden ihre Töchter von mir zurücknehmen!«

»Und ich, Madame,« sprach Justin, empört über den Egoismen dieser Frau, weiche vor einem Schmerze, wie der seine war, sich nur mit dem Nachtheile beschäftigte, den die Entfliehung von Mina ihrem Hause bringen konnte, »und ich Madame, wäre ich Richter, so ließe an den Giebel Ihres Pensionnats eine infamirende Schrift setzen, welche von diesem Hause alle Mütter abwenden würde.«

»Aber, mein Herr, Ihr Unglück wird sich nicht mildern durch den Schaden, den Sie mir zufügen.«

»Nein; doch der Schaden, den ich Ihnen zufüge, wird verhindern, daß Anderen ein dem meinen ähnliches Unglück widerfährt.«

»Im Namen der Liebe, die ich für Mina hegte, mein Herr, richten Sie mich nicht zu Grunde.«

»Im Namen des Vertrauens, das ich zu Ihnen hegte, verlangen Sie nichts von mir!«

Es herrschte im Gesichte von Justin eine so verzweifelte Entschiedenheit, daß Madame Desmarets einsah, sie habe nichts von ihm zu erwarten.

Sie schien also ihren Entschluß zu fassen und sagte mit einer Miene der Resignation:

»Es wird geschehen, wie Sie wollen, mein Herr, und ich werde stillschweigend meine Strafe erdulden.«

Justin bedeutete mit dem Kopfe nickend, das sei seiner Ansicht nach das Beste, was Madame Desmaret's thun könne.

Sodann, nach einigen Minuten eines Schweigens, das wie Blei auf dem jungen Manne und der Vorsteherin der Pension lastete, sagte diese:

»Mein Herr, wollen Sie mir nun Ihrerseits auch erlauben, ein paar Fragen an Sie zu richten?«

»Thun Sie es, Madame.«

»Welcher Ursache schreiben Sie das Verschwinden von Mina zu?«

»Das weiß ich noch nicht; doch die Justiz wird mich hoffentlich hierüber unterrichten.«

»Sie wissen ganz gewiß, daß sie nicht freiwillig verschwunden ist?«

Das Herz von Justin schwoll an bei diesem Schimpf den man seiner weißen Braut anthat.

»Wie, Sie, die Sie Mina seit sechs Monaten vor den Augen haben, können eine solche Frage an mich richten?«

»Ich fragte Sie, ob Sie Ihrer Liebt sicher seien?«

»Sie haben ihren Brief gelesen: wen ruft sie denn zu Hilfe?«

»Sie wäre also mit Gewalt entführt worden?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Aber, mein Herr, das ist unmöglich: die Mauern sind hoch, die Fenster fest geschlossen; Mina hätte geschrien!«

»Madame, es gibt Leitern für alle Mauern, Brecheisen für alle Fenster, Knebel für jeden Mund.«

»Sind Sie im Zimmer von Mina gewesen?«

»Nein, Madame.«

»Ei! das war das Erste, was Sie hätten thun sollen! Gehen Sie auf der Stelle dahin, wenn Sie wollen.«

»Gehen wir im Gegentheile nicht dahin, Madame, ich bitte Sie inständig.« .

»Das ist aber das einzige Mittel, um uns zu versichern, ob sie nicht dort ist.«

»Und dieser Brief?«

»Wenn man in Folge einer Berechnung, die ich mir nicht erkläre, wenn man, um einen lichtscheuen Plan zu vollbringen, Ihnen einen falschen Brief zugeschickt hätte, wenn Mina nicht entführt wäre, wenn sie in ihrem Zimmer wäre . . .«

Etwas einer Blendung Aehnliches zog vor den Augen von Justin vorüber.

Er begriff selbst so wenig von dem, was geschah, daß diese Hoffnung, so unsinnig sie auch war, in sein Herz einzudringen anfang. Dem zu Folge entschloß er sich, trotz der Ermahnungen von Salvator mit Madame Desmarets hinabzugehen bis zur Thüre des abgesonderten Zimmers, welches das Mädchen bewohnte.

Vor dieser Thüre gelangt, klopfte Madame Desmarets, — während Justin, die Hand auf seiner Brust, die Schläge seines Herzens zurückdrängte, — Madame Desmarets klopfte sachte, dann stärker, dann immer stärker an; es war vergeblich: Niemand antwortete.

Sie versuchte es, die Thüre zu erschüttern; ebenfalls vergeblich: die Thüre war von innen geschlossen.

Madame Desmarets schlug nun vor, den Schlosser holen zu lassen; doch Justin, den diese Todesstille wieder in seine erste Verzweiflung zurückgeworfen hatte-, erinnerte sich der Ermahnungen von Salvator und widersetzte sich förmlich, daß der Schlosser die Thüre öffne.

»Sehen wir wenigstens vom Garten aus, ob man nicht Jemand durch das Fenster erblickt,« sagte die Vorsteherin der Pension.

»Verzeihen Sie, Madame,« entgegnete Justin, »der Eintritt in den Garten ist vorläufig Jedermann verboten.«

»Selbst mir?«

»Ihnen wie den Andern, Madame.«

»Aber, mein Herr, ich bin in meinem Hause!«

»Sie irren sich, Madame; überall, wo das Gesetz ist, ist das Gesetz zu Hause, und im Namen des Gesetzes verbiete, ich Ihnen, in diesen Garten einzutreten.«

Und zu größerer Sicherheit schloß er die Thüre doppelt, zog dann den Schlüssel ab und steckte ihn in seine Tasche.

Madame Desmarets hatte große Lust, zu appelliren, zu schreien, im Nothfalle sogar den Commissär zu holen, um Justin aus ihrem Hause bringen zu lassen; doch sie begriff, dieser junge Mann, den sie immer so demüthig und sanft gesehen, würde nicht so handeln, wäre er nicht der Unterstützung sicher.

»Was Justin betrifft, — er lehnte sich ruhig an die Gartenthüre an.

»Gedenken Sie lange als Schildwache vor dieser Thüre zu bleiben, mein Herr?« fragte die Vorsteherin der Pension.

»Bis die Leute, welche ich erwarte, angekommen sind.«

»Und wann werden Sie ankommen?«

»Nie so schnell, als ich es wünsche, Madame.«

»Und von wo kommen Sie?«

»Von Paris.«

»Dann erlauben Sie, daß ich Sie einen Augenblick verlasse, mein Herr!« sagte Madame Desmarets.

»Thun Sie das, Madame,« erwiderte Justin.

Und er verbeugte sich, als wollte er Madame Desmarets Urlaub geben.

Diese ging in ihr Zimmer hinauf und kleidete sich schleunigst an; sobald sie angekleidet war, öffnete sie ihr Fenster und schaute durch den Laden hinaus auf die Straße nach Paris.

Ungefähr nach einer halben Stunde sah sie einen Wagen erscheinen, der rasch herbeikam und vor der Thüre hielt.

Zwei Männer stiegen aus: Herr Jackal und Salvator.

Herr Jackal wollte anläuten, als sich die Thüre des Pensionnats von selbst öffnete oder vielmehr von Justin geöffnet wurde, der, da er das Geräusch eines Wagens gehört und vermuthet hatte, der Wagen bringe Herrn Jackal und Salvator, diesen in seiner Ungeduld entgegenlief.

Salvator, als er die Aufregung und die Blässe des jungen Mannes wahrnahm, ergriff seine Hand, drückte sie herzlich und sprach:

»Auf, Muth, mein armer Herr Corby! Glauben Sie mir, es gibt Mißgeschicke, welche noch größer sind, als das Ihrige.«

Und er dachte an das Unglück von Carmelite, welche zu sich kam, ihre Vernunft wiedererlangte und erfuhr, Colombau sei todt.



## LXXIII.

### Die Haussuchung.

Herr Jackal, da er von Salvator erfahren hatte, Justin sei der Bräutigam von Mina, verbeugte sich tief vor dem jungen Manne und fragte ihn, ob Niemand in das Zimmer oder in den Garten gekommen.

»Niemand, mein Herr,« antwortete Justin.

»Sie sind dessen sicher, mein Herr?«

»Hier ist der Schlüssel vom Garten.«

»Und der vom Zimmer von Mademoiselle Mina?i«

»Die Thüre ist von innen geschlossen.«

»Ah!« machte Herr Jackal.

Und eine ungeheure Prise schlürfend, sagte er:

»Wir werden das sehen.«

Geleitet von Justin, kam er sodann in eine Art von Sprachzimmer, das zwischen dem Hofe und dem Garten lag, und von wo der nach dem Zimmer von Mina führende Corridor ausging.

Umherschauend, fragte nun Herr Jackal:

»Wo ist die Vorsteherin der Anstalt?«

In diesem Augenblicke trat Madame Desmarets ein.

»Hier bin ich, meine Herren,« sagte sie.

»Die Personen, welche ich von Paris erwartete,« sprach Justin.

»Wußten Sie etwas vom Verschwinden von Mademoiselle Mina vor der Ankunft dieses Herrn?« fragte Herr Jackal auf Justin deutend.

»Nein, mein Herr,« antwortete Madame Desmarets mit bewegter, zitternder Stimme; »ich habe sogar noch keine Gewißheit über dieses Verschwinden, da wir nicht in das Zimmer von Mina eingetreten sind.«

»Seien Sie unbesorgt, wir werden sogleich eintreten,« versetzte Herr Jackal.

Und seine Brille bis zum Niveau seiner Nasenspitze niederlassend, betrachtete er, nach seiner Gewohnheit, Madame Desmarets forschend über die zwei Gläser, welche, wie gesagt, mehr bestimmt schienen, seine Augen; zu verbergen, als seinen Blick aufzuhellen, worauf er seine Brille wieder zurecht setzte und den Kopf schüttelte.

Salvator und Justin erwarteten mit Ungeduld die Fortsetzung des Verhörs.

»Wenn diese Herren in den Salon eintreten wollten?« sagte Madame Desmarets; »sie wären dort besser, als in diesem Sprachzimmer.«

»Ich danke,« erwiderte Herr Jackal, der, aufs Neue umherschauend, bemerkte, er habe instinctartig und als ein vollendeter General sein Lager in einer vortrefflichen Position aufgeschlagen. »Seien Sie nur wohl durchdrungen, Madame, von der Verantwortlichkeit der Vorsteherin einer Pension, der eine ihrer Pensionnaires fehlt, und überlegen Sie, ehe Sie auf meine Fragen antworten.«

»Oh! mein Herr, ich kann nicht schmerzlichen angegriffen sein, als ich es bin, erwiderte Madame Desmarets, ihre Thränen abwischend, »und das Ueberlegen, ehe ich antworte, ist unnöthig, da ich nur die Wahrheit antworten werde.«

Herr Jackal machte ein kleines Zeichen der Beistimmung und fuhr dann fort:

»Um welche Stunde gehen Ihre Pensionnaires zu Bette, Madame?«

»Im Winter um acht Uhr, mein Herr.«

»Und die Unterlehrerinnen?«

»Um neun Uhr.«

»Wachten Einige länger, als die Anderen?« »

Eine Einzige.«

»Um wie viel Uhr geht sie zu Bette?«

»Um halb zwölf Uhr oder um Mitternacht.«

»Wo schläft sie?«

»Im ersten Stocke.«

»Ueber dem Zimmer von Mademoiselle Mina?«

»Nein; die Person, welche wacht, bewohnt ein Zimmer, das zugleich auf den Schlafsaal und auf die Straße geht, während das Zimmer der armen kleinen Mina auf den Garten geht.«

»Und Sie, Madame, wo wohnen Sie ist?«

»In einem Zimmer des ersten Stockes, das an den Salon anstößt und auf die Straße geht«

»Folglich geht keines von *Ihren* Fenstern auf den Garten?«

»Nur mein Ankleidecabinet erhält das Licht von dieser Seite.«

»Um wie viel Uhr sind Sie gestern eingeschlafen?«

»Ungefähr gegen elf Uhr.«

»Ah!« sagte Herr Jackal, »machen wir zuerst die Runde nur das Haus; kommen Sie mit mir, Herr Salvator. Sie, Herr Justin, bleiben Sie hier und leisten Sie Madame Gesellschaft.«

Man gehorchte Herrn Jackal, rote man einem Heerführer gehorcht hätte.

Salvator folgte dem Polizeimanne. Justin blieb bei Madame Desmarettes; sie fiel auf einen Stuhl und brach in ein Schluchzen aus.

»Diese Frau ist nicht bei der Sache betheilig,« sagte Herr Jackal, während er die Freitreppe hinabstieg und den Hof durchschritt, um die nach der Straße führende Thüre zu erreichen.

»Woran sehen Sie das?« fragte Salvator.

»An ihren Thränen,« antwortete Herr Jackal; »die Schuldigen zittern, sie weinen nicht.«

Herr Jackal untersuchte das Haus.

Es bildete eine Ecke an der Straße und an einem einsamen, aber gepflasterten Gäßchen.

Herr Jackal folgte diesem Gäßchen wie ein Leitbund der Fährte des Wildes.

Links erhob sich in einer Länge von ungefähr fünfzig Fuß die Mauer des Gartens vom Pensionnat, über der man die Bäume erblickte.

Herr Jackal ging mit einer außerordentlichen Aufmerksamkeit am Fuße der Mauer hin.

Salvator folgte Herrn Jackal.

Der Polizeimann betrachtete das Gäßchen, den Kopf schüttelnd.

»Ein schlimmes Gäßchen bei Nacht,« sagte er; »diese Gäßchen sind ausdrücklich gemacht für die Entführungen und die Diebstahle durch Einsteigung.«

Nach ungefähr fünfundzwanzig Schritten bückte sich Herr Jackal und hob ein Stückchen Gipse auf, das sich von der Firste der Mauer abgelöst hatte, — sodann ein zweites, dann ein drittes. Er betrachtete diese Stückchen einen Augenblick und wickelte sie dann mit der grüßten Sorgfalt in sein Taschentuch.



Hiernach hob er ein Stück von einem zerbrochenen Ziegel auf und warf es über die Mauer, damit es jenseits niederfalle.

»Ist man hier passirt?« fragte Salvator.

»Wir werden das sogleich sehen,« ermiederte Herr Jackal. »Gehen wir ins Haus zurück!«

Salvator und Herr Jackal fanden Justin und Madame Desmarets auf demselben Platze wieder, wo sie dieselben verlassen hatten.

»Nun, mein Herr?« fragte Justin.

»Das kocht,« erwiederte Herr Jackal.

»Oh! ich bitte, mein Herr, haben Sie etwas gesehen, eine Spur erkannt?«

»Sie sind Musiker, junger Mann, und Sie kennen folglich das Sprichwort: »Gehen wir nicht schneller als der Geiger.« Ich bin der Geiger; folgen-Sie mir; laufen Sie mir aber nicht vor! . . . Herr Justin, den Gartenschlüssel, wemns beliebt.«

Justin übergab den Schlüssel Herrn Jackal, ging in den Corridor und sagte:

»Hier ist die Thüre des Zimmers von Mina.«

»Es ist gut, gute die Reihe kommt an Alles; wir werden uns später hiermit beschäftigen,« erwiederte Herr Jackal.

Und er öffnete die Gartenthüre; nun blieb er auf der Schwelle stehen und umfaßte mit einem Blicke das Ganze der Oertlichkeiten, die er im Einzelnen untersuchen sollte.«

»Gut!« sagte er, »hier muß man Vorsicht gebrauchen und marschiren, wie wenn die Hühner ins Feld gehen! Folgen Sie mir, wenn Sie wollen, jedoch in der Ordnung, die ich Ihnen angeben werde; ich als der Erste, Herr Salvator als der Zweite, Herr Justin als der Dritte, Madame Desmarets als die Vierte . . . Das ist es! und nun lassen Sie uns ineinandertreten.«

Herr Jackal wandte sich offenbar nach dem Theil der Mauer, welchen er schon von außen untersucht hatte; statt den Garten schräg zu durchschneiden, folgte er indessen der Allee, welche längs der Mauer hinlief, und ihn nöthigte, einen Winkel, dem ähnlich, den das Haus und die Mauer bildeten, zu beschreiben.

Ehe er sich entfernte, warf er über seine Brille einen Blick nach dem Zimmer von Mina: die Läden desselben waren geschlossen.

»Hm!« machte er.

Und er setzte sich in Marsch.

Die mit gelbem Sande überfahrene Allee bot nichts Außerordentliches; nachdem er aber innen fünfundzwanzig Schritte rückwärts von der Mauer gemacht hatte, blieb Herr Jackal stehen, hob das Stück Ziegel auf, das er über die Mauer geworfen, um sich desselben als eines Zeichens zu bedienen, zeigte Salvator eine frischer in die Rabatte eingedrückte Spur und sagte:

»Wir sind dabei!«

Nicht nur die Blicke von Salvator, sondern auch die von Justin und von Madame Desmarets senkten sich der Richtung des Fingers von Herrn Jackal folgend.

»Sie glauben also, hierdurch sei das arme Kind entführt worden?« fragte Salvator.

»Das unterliegt keinem Zweifel,« erwiderte der Polizeimann.

»Mein Gott! mein Gott!« murmelte Madame Desmarets, »eine Entführung in meinem Pensionnat!«

»Mein Herr,« sprach Justin, »geben Sie uns um des Himmels willen irgend eine Gewißheit!«

»Oh! die Gewißheit; schauen Sie selbst, mein lieber Freund, und Sie werden sie haben.«

Und indeß Justin schaute, zog Herr Jackal, der sich endlich auf einer sichern Spur fühlte, seine Dose aus seiner Tasche und stopfte sich die Nase mit Tabak voll, während er zugleich die Erde unter seiner Brille durch und Madame Desmarets über seine Brille hin anschiele.

»Aber, mein Herr, was bemerken Sie?« fragte Justin ungeduldig.

»Diese zwei Löcher in der Erde, verbunden, wie Sie sehen, durch eine gerade Linie.«

»Erkennen Sie nicht die Spur einer Leiter?« fragte Salvator Justin.

»Bravo, das ist es!«

»Aber diese Querlinie?« fuhr Justin fort.

»Weiter, weiter,« sagte Herr Jackal zu Salvator.

»Das ist,« erwiderte dieser, »die letzte Sprosse, die sich wegen der Feuchtigkeit des-Bodens, einen Zoll tief in die Erde eingedrückt hat.«

»Nun fragt es sich,« sprach Herr Jackal, »wie viel Menschen auf einer Leiter lasten mußten, um die Stangen einen halben Fuß und das Querholz einen Zoll in die Erde eindringen zu machen.«

»Untersuchen wir die Tritte,« sagte Salvator.

»Oh! die Tritte, das ist sehr verworren! Es können übrigens zwei Menschen in denselben Tritten gegangen sein; wir haben Bursche, weiche sich keines andern Systems bedienen, um ihre

Spuren zu verbergen.«

»Wie werden Sie es denn machen?«

»Das ist ganz« einfach,« erwiderte Herr Jackal.

Und er wandte sich gegen die Vorsteherin der Pension um, welche nicht viel mehr von Allem dem, was man sagte, verstand, als wenn man Arabisch über Sanscrit gesprochen hätte, und fragte sie:

»Madame, ist eine Leiter im Hause?«

»Ja, die des Gärtners.«

»Wo ist sie?«

»Unter dem Schoppen wahrscheinlich.«

»Und der Schoppen?«

»Dort jenes kleine mit Stroh bedeckte Gebäude.«

»Rühren Sie sich nicht: ich will die Leiter selbst holen.

Und Herr Jackal machte mit ziemlich viel Leichtigkeit einen Sprung von ungefähr fünf Fuß, um über die zahlreichen Spuren zu kommen, die man sowohl in den Sand der Alleen, als in den umliegenden Rabatten eingedrückt sah, und denen er, seinem methodischen Geiste zufolge, erst Aufmerksamkeit schenken zu wollen schien, wenn die Zeit, sie zu untersuchen, gekommen wäre.

Nach einer Minute lief er mit der Leiter herbei.

»Verschaffen wir uns vor Allem über Eines Sicherheit,« sagte Herr Jackal.

Er richtete die Leiter auf und brachte die zwei Stangen mit den zwei Löchern in Verbindung.

»Gut!« sagte er, »hier ist schon ein Beweisstück: wir haben wahrscheinlich die Leiter, der man sich bedient hat: die Leiterstangen und die Löcher passen genau zusammen.«

»Aber sind denn nicht alle Leitern ungefähr nach demselben Maße gemacht?« fragte Salvator.

»Dieses ist breiter, als die Leitern gewöhnlich sind. Der Gärtner hat einen Lehrling, einen Zögling, einen Sohn, nicht wahr, Madame Desmarets?«

»Er hat einen Knaben von zwölf Jahren, mein Herr!«

»Gut! er läßt sich von dem Knaben helfen, den er wahrscheinlich seine Kunst lehrt, und er hat eine breitete Leiter gekauft, damit der Knabe zugleich mit ihm hinaufsteigen kann.«

»Mein Herr,« sagte Justin, »ich bitte Sie inständig, lassen Sie uns zu Mina zurückkehren!«

»Wir kehren zu ihr zurück, nur auf einem Umwege.«

»Ja; doch dieser Umweg macht, daß wir Zeit verlieren.«

»Mein lieber Herr,« erwiderte der Polizeimann, »bei Angelegenheiten dieser Art liegt nichts an der Zeit; von zwei Dingen eines: entweder bringt derjenige, welcher Ihre Braut entführt, diese aus Frankreich weg, und er ist schon zu weit, als daß wir ihn einholen können, oder er gedenkt sie in der Umgegend von Paris zu verbergen, und in diesem Falle werden wir, ehe drei Tage vergehen, wissen, wo er ist.«

»Ah! Gott höre Sie, Herr Jackal! . . Sie sagten aber, Sie werden erfahren, wie viel Menschen zu der Entführung beigetragen.«

»Ich beschäftige mich mit dieser Untersuchung.«

Herr Jackal richtete in der That die Leiter an der Mauer in einer Entfernung von ungefähr drei Fuß von der Stelle auf, wo die erste Spur war: dann stieg er fünf bis sechs Sprossen hinauf, blieb aber auf jeder Stufe stehen, um zu sehen, bis zu welcher Tiefe die Leiterstangen sich eindrückten.

Die Stangen hatten sich nicht über drei Zolltief eingedrückt.

»Von der Mitte der Leiter überschaute Herr Jackal den Garten: er erblickte einen Menschen in einem Wammse auf der Thürschwelle am Corridor.

»Halt! mein Freund; wer seid Ihr?« rief er.

»Ich bin der Gärtner von Madame Desmarets,« antwortete der gute Mann.

»Madame,« sagte Herr Jackal, »constatiren Sie die Identität dieses Menschen und führen Sie ihn auf demselben Wege, den wir genommen hatten, hierher.«

Madame Desmarets gehorchte.

»Ich sage es Ihnen, Herr Justin, — und ich wiederhole es Ihnen Herr Salvator, — diese Frau hat keinen Antheil an der Entführung des Kindes.«

Madame Desmarets kam mit dem Gärtner zurück, der ganz verwundert war, da er in seinem Garten einen auf seiner Leiter stehenden Mann fand.

»Mein Freund,« fragte ihn Herr Jackal, »habt Ihr gestern im Garten gearbeitet?«

»Nein Herr, es war gestern Fastnacht, und in einem Hause, das so wohlgeordnet ist, wie das von Madame Desmarets, arbeitet man an Festtagen nicht.«

»Gut! Und vorgestern?«

»Vorgestern war Montag vor Fastnacht und an diesem Tage ruhe ich aus.«

»Und am vorhergehenden Tage?«

»Am vorhergehenden Tage war der Sonntag vor Fastnacht, ein größeres Fest als der Dienstag.«

»Ihr habt also seit drei Tagen nicht gearbeitet?«

»Mein Herr,« antwortete der Gärtner, »ich habe nicht Lust verdammt zu werden.«

»Gut! das ist Alles, was ich wissen wollte; somit ist Eure Leiter seit drei Tagen im Schoppen?«

Meine Leiter ist nicht im Schoppen, da Sie daran hinaufgestiegen sind.«

»Dieser Bursche ist voll Verstand,« sagte Herr Jackal; »doch es gibt etwas, wofür ich stehe, daß er die Entführung nicht practicirt!«

Der Gärtner heftete seine Augen ganz starr und erstaunt auf den Polizeimann.

»Mein Freund,« sagte Jackal zu ihm, »macht mir nur das Vergnügen, zu mir heranzusteigen.«

Der gute Mann sah Madame Desmarets an, um in ihren Augen zu lesen, ob er den Befehlen dieses Eindringlings gehorchen sollte.

»Thut, was der Herr sagt.« antwortete Madame Desmarets.

Der Gärtner stieg ein paar Sprossen hinauf.

»Nun?« fragte Herr Jackal Salvator.

»Sie drückt sich ein, doch nicht bin zum Querholze, erwiederte dieser.

»Steigt hinab, mein Freund,« sagte Herr Jackal zum Gärtner.

Der brave Mann gehorchte und rief dann:

»Ich hin herabgestiegen!«

»Bemerken Sie, wie wenig dieser Mensch sagt, wie aber Alles, was er sagt, gut gesagt ist,« sprach Herr Jackal.

Der Gärtner lachte: das Compliment schmeichelte ihm.

»Nun, mein Freund,« fuhr Jackal fort, »nun nehmt Madame Desmarets in Eure Arme.«

»Ho!« machte der Gärtner.

»Was sagen Sie denn da, mein Herr?« fragte Madame Desmarets.

»Nehmt Madame in Eure Arme,« wiederholte Herr Jackal.

»Ich werde nie so keck sein,« sagte der Gärtner.

»Und ich, ich verbiete es Euch, Pierre!« rief die Vorsteherin der Pension.

Herr Jackal sprang von der Leiter herab.

»Steigt so hoch hinan als ich war,« sagte er zum Gärtner.

Der Gärtner stieg ohne Schwierigkeit hinauf und nahm Platz auf der Sprosse, welche Herr Jackal verlassen hatte.

Dieser näherte sich Madame Desmarets, schlang einen Arm unter den Schultern, den andern unter den Kniebeugungen durch, und hob sie von der Erde auf, ehe sie nur Zeit gehabt hatte, die Absicht von Herrn Jackal wahrzunehmen.

»Aber, mein Herr! Aber, mein Herr!« rief Madame Desmarets, »was machen Sie denn?«

»Madame, nehmen Sie an, ich sei verliebt in Sie, und ich entführe sie.«

»Das ist eine Annahme!« rief der Gärtner, der auf seiner Sprosse saß.

»Aber, mein Herr!« wiederholte Madame Desmarets; »aber, mein Herr! . . .«

Beruhigen Sie sich, Madame,« erwiderte Herr Jackal; »das ist, wie unser Freund Pierre sagt, nur eine Annahme.

Und Madame Desmarets in den Armen haltend, stieg er vier bis fünf Sprossen hinauf.

»Sie drückt sich ein!« rief Salvator, mit dem Auge den Leiterstangen folgend, welche wirklich im Boden verschwanden.

»Drückt sie sich bis an das Querholz ein?« fragte Herr Jackal.

»Nicht ganz.«

»Stützen Sie den Fuß auf die zweite Sprosse,« sagte Herr Jackal, Salvator führte das befohlene Manoeuvre aus.

»Diesmal ist sie genau bei demselben Punkte wie die andere.«

»Es ist gut,« erwiderte der Polizeimann; »steigen wir Alle hinab.«

Er stieg zuerst hinab, ließ Madame Desmarets wieder die senkrechte Linie nehmen, ermahnte Pierre, unbeweglich im der Allee zu bleiben, zog die Leiter aus dem Boden, wo sie eine Spur, dem benachbarten Eindrucke ähnlich, hinterließ, und sagte dann:

»Madame Desmarets ist, wie ich mir vorstelle, ein wenig schwerer, als Mademoiselle Mina; ich, ich bin ein wenig leichter, als der Mann, der Ihre Braut wegtrug: das gibt die Ausgleichung.«

»Und Sie schließen hieraus? . .

»Daß Mademoiselle Mina von drei Männern entführt worden ist, von denen sie zwei auf der Leiter trugen, während der dritte diese Leiter, den Fuß darauf stützend, hielt.«

»Ah!« machte Justin.

»Nun wollen wir zu erfahren suchen, mein lieber Herr, wer diese drei Männer waren.« sagte Herr Jackal.

»Ah! ich begreife rief der Gärtner, »man hat eine von *unseren* Pensionnaren entführt.«

Herr Jackal senkte seine Brille, um Pierre nach seiner Bequemlichkeit anzuschauen, und als er ihn wohl angeschaut hatte, sagte er:

»Madame Desmarets, entfernen Sie nie diesen Burschen von sich: das ist ein wahrer Schatz von Intelligenz.«

Sodann zum Gärtner:

»Mein Freund, Ihr könnt Eure Leiter unter den Schuppen zurücktragen; wir bedürfen ihrer nicht mehr.«



## LXXIV.

### Die Tritte.

Während sich der Gärtner in der Richtung des Schoppens entfernte, untersuchte Herr Jackal, der seine Brille bis auf die Stirne hinaufgeschoben hatte und seine Nase mit Tabak voll stopfte, die Spur der Füße.

Er zog aus seiner Tasche ein feines Messer, halb Federmesser, halb Gartenmesser, öffnete eine von seinen acht bis zehn Klingen, und schnitt einen Zweig ab, mit dem er die Tritte zu messen anfang.

»Hier sind die Spuren, die sich von der Mauer nach dem Fenster, und vom Fenster nach der Mauer wenden, — hin und zurück —« sagte er. »Die Entführer waren, wie es scheint, von den Gewohnheiten des Pensionnats gut unterrichtet, und glaubten keine große Vorsichtsmaßregeln nehmen zu müssen; nun . . .«

Herr Jackal schien verlegen.

»Nun,« wiederholte der Polizeimann- »sind hier Schuhe genau von derselben Länge und derselben Breite. Sollte, einmal im Garten, ein einziger Mensch den Streich ausgeführt haben, und hätten die zwei Anderen gewartet?«

»Die Schuhe sind von derselben-Breite und derselben Länge,« sagte Salvator; »doch sie gehören nicht; demselben Fuße an.«

»Ah! Ah! und woran sehen Sie das?«

»An den Nägeln der Sohle, welche auf verschiedene Art angebracht sind.«

»Das ist, bei meiner Treue, wahr!« rief Herr Jackal; »von zwei zu zwei Schritten findet man einen Schuh mit Nägeln im Dreieck gestellt. Einer von unseren Leuten ist Freimaurer.«

Salvator erröthete leicht.

Herr Jackal sah diese Röthe nicht, oder er wollte sie nicht sehen.«

»Ueherdies,« fügte Salvator bei, »überdies hinkte einer von den zwei Männern mit dem rechten Fuße: der Schuh ist, wie Sie sehen können, auf dieser Seite mehr übertreten, als auf der andern.«

»Das ist abermals wahr,« erwiderte Herr Jackal. »Sind Sie vom Handwerk gewesen?«

»Nein; ich bin oder ich war vielmehr einst Jäger.«



»St!« machte Herr Jackal.

»Was?« fragte Salvator.

»Hier ist eine dritte Spur . . . Ah! ein ganz eigenthümlicher Fuß, der keine Aehnlichkeit mit den platten Füßen hat, die wir so eben untersuchte der wahre Fuß eines Weltmannes, eines Aristokraten, eines vornehmen Herrn oder eines Abbé.«

»Eines vornehmen Herrn, Herr Jackal!«

»Warum bestehen Sie auf dem vornehmen Herrn? Ich Würde sehr gern bei dieser Sache einen Abbé treffen,« bemerkte der Voltairianer, Herr Jackal.

»Sie werden den Schmerz haben, dies nicht zu finden.«

»Und warum dies?«

»Weil wir nicht mehr in der Zeit des Abbé von Gondy leben, in jener Zeit, wo die Abbés ritten; der Mann aber, der die Spuren zurückgelassen, war ein Reiter: sehen Sie hinter dem Absatze seines Stiefels die kleinen Einschnitte, die von seinen Sporen herrühren?«

»Sie haben Recht!« rief Herr Jackal, »Bei meiner Treue, mein lieber Herr Salvator, Sie sind fast so stark, als Einer vom Handwerk.«

»Ich bringe auch in der That einen Theil meines Lebens mit dem Beobachten zu,« erwiderte Salvator.

»Helfen Sie mir nun der Spur der Tritte bis zum Fenster folgen.«

»Oh! das wird nicht schwierig sein,« sagte Salvator.

Und das Aufdrücken der Schuhe und der Stiefel führte Salvator und Herr Jackal gerade zum Fenster.

Justin folgte ihnen, ihre Blicke auffangend, ihre Worte verschlingend.

Der arme junge Mann glich einem Geizigen, welchem man einen Schatz gestohlen, den er seit zehn Jahren mit den Augen gehütet, und der nachdem er beinahe die Hoffnung verloren, ihn selbst wiederzufinden, Freunde, verständiger als er, die Spur seiner Diebe entdecken sieht.

Was Madame Desmaretts betrifft, so war sie ganz niedergeschlagen, und schaute maschinenmäßig, das Auge starr, die Arme träge herabhängend.

Am Fenster angelangt, drückten sich die Tritte mit noch mehr Energie in den Boden ein, als irgend anderswo.

»Wer hat mir gesagt, Sie, Madame Desmaretts oder Sie, Herr Justin, haben die Thüre von

Mademoiselle Mina zu öffnen gesucht?« fragte Herr Jackal.

Beide antworteten gleichzeitig:

»Wir, mein Herr.«

»Und Sie fanden sie mit dem Riegel geschlossen?«

»Es war die Gewohnheit von Mina, sich alle Abende einzuschließen,« sagte Madame Desmarets.

»Man ist also durch das Fenster hineingekommen?« fragte Herr Jackal.

»Hm!« bemerkte Salvator, »der Laden scheint mir ziemlich fest geschlossen zu sein.«

»Oh! es ist nicht schwer, einen Laden wieder zuzuschlagen,« sagte Herr Jackal.

Er versuchte es, ihn zu öffnen.

»Ah! Ah!« rief er, »der Laden ist nicht nur zugeschlagen, sondern auch von innen und mit dem Haken geschlossen.

»Mir scheint, das ist weniger leicht?« fragte Salvator.

»Sie sind sicher, daß die Thüre mit dem Riegel geschlossen war?« fragte der Polizeimann Justin.

»Oh! mein Herr, ich habe mit meiner ganzen Kraft gedrückt.«

»Sie war vielleicht nur mit dem Schlüssel geschlossen.«

»Die Thüre lag sowohl oben, als in der Mitte fest an der Einfassung an.«

»Ti ti ti ti ti!« trällerte Herr Jackal, »soll sich der Laden mit dem Haken, die Thüre mit dem Riegel geschlossen finden, so müssen die Leute, welche hierher gekommen sind, wirklich sehr geschickt gewesen sein.«

Er rüttelte aufs Neue am Laden.

»Ich kenne nur zwei Menschen, welche im Stande sind, durch eine geschlossene Thüre und ein geschlossenes Fenster hinauszugehen, und wäre der Eine nicht in Brest und der Andere in Toulon, so würde ich sagen: »»Es ist entweder Robichon oder Gibassier, der den Streich ausgeführt hat.««

»Es ist also möglich, durch eine geschlossene Thüre hinauszugehen?« fragte Salvator.

»Ei! mein lieber Herr, es gibt sogar Mittel, aus einem Orte wegzugehen, der keine Thüre hat, wie das einer meiner Vorgänger, der selige Herr Latude bewiesen; glücklicher Weise sind aber

diese Mittel nicht ins Bereiche von Jedermann.«

Sodann, nachdem er seine Nase wieder mit Tabak vollgestopft, sagte Herr Jackal:

»Gehen wir in's Haus zurück, Madame.«

Und das Beispiel gebend, ging er, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Höflichkeit gebot, daß man die Andern vor sich gehen ließ, zuerst, blieb dann vor der Thüre von Mina stehen und sagte:

»Sie müssen einen doppelten Schlüssel von jedem Zimmer haben, Madame?«

»Ja; doch das wird unnütz sein, wenn die Thüre von innen verschlossen ist.«

»Gleichviel, liebe Madame; gehen Sie immerhin.«

Madame Desmarets verschwand einen Augenblick, und kam mit dem verlangten Schlüssel zurück.

»Hier,« sagte sie.

Herr Jackal steckte den Schlüssel in's Schloß und versuchte es, ihn sich drehen zu machen.

»Der andere Schlüssel ist innen,« sagte er; Joch das Schloß ist nicht doppelt geschlossen.«

Sodann wie zu sich selbst:

»Ein Beweis, daß die Thüre von außen geschlossen worden ist.«

»Wenn aber der Riegel vorgeschoben ist,« fragte Salvator, »wie konnten die Entführer, da sie außen waren, den Riegel innen vorschieben?«

»Man wird-Ihnen das sogleich zeigen, junger Manne das ist eine Erfindung von Gibassier, eine Erfindung, der es der Bursche zu verdanken hatte, daß er nur zu fünf Jahren Galeeren verurtheilt wurde, statt zu zehn: es war Rückfall, doch es war kein Einbruch. Lassen Sie mir einen Schlosser holen.«

Man ließ einen Schlosser holen; dieser kam mit seinem Brecheisen und hob die Thüre auf.

Die Thüre gab dem Drucke nach.

Alle wollten in's Zimmer stürzen.

Herr Jackal hielt sie jedoch die Arme ausstreckend zurück.

»Sachte! sachte!« sagte er; »Alles hängt von einer ersten Untersuchung ab; unsere Entdeckung schwebt an *einem Faden*,« fügte er lächelnd bei, als hätten diese letzten Worte einen Scherz enthalten.

Dann trat er allein ein, und untersuchte das Schloß und den Riegel.

Diese erste Untersuchung schien ihn nicht zu befriedigen.

Er nahm seine Brille, welche das einzige Hinderniß dagegen, daß sein Gesicht die Schärfe eines Luchses erlangte, zu sein schien, ganz ab; alsbald trat ein Lächeln des Triumphes auf seinen Lippen hervor, und mit dem Daumen und dem Zeigefinger ergriff er einen fast unsichtbaren Gegenstand, den er an sich zog und dann in die Luft emporhob.

»Ah! ah!« rief er mit einer freudigen Miene, »ich sagte Ihnen doch, unsere Entdeckung schwebt an einem Faden; nun hier ist dieser Faden!«

Und die Zuschauer erblickten in der That ein Stückchen von einem seidenen Faden, ungefähr fünfzehn Centimeter lang, das zwischen dem Eisen des Riegels und dem Holze der Thüre hängen geblieben war.

»Hiermit hat man die Thüre geschlossen?« fragte Salvator.

»Ja,« antwortete Herr Jackal; »nur war der Faden ein halben Mètre lang; was wir hier sehen, ist ein Stück, das abgerissen ist, und um das man sich nicht bekümmert hat.«

Der Schlosser schaute Herrn Jackal mit Verwunderung an.

»Gut!« sagte er, »ich glaubte, ich kenne alle Mittel, die Thüren zu öffnen und zu schließen; es scheint, ich war nur ein Kind.«

»Ich fühle mich glücklich, Sie etwas zu lehren, mein Freund,« erwiderte Herr Jackal; »Sie sollen sehen, wie das gemacht wird. Man nimmt den Kropf des Riegels in einen entzweigebogenen Faden; der Faden muß lang genug sein, daß, wenn die Thüre geschlossen ist, die zwei Enden außen hervorgehen; Sie schließen die Thüre, Sie ziehen den Faden an, Ihr Faden zieht den Riegel an, und der Streich ist gespielt. Nur zerreißt zuweilen der Faden, hängt sich an, bleibt am Riegel, und dann kommt Herr Jackal und sagt: »Wäre dieser Teufels-Gibassier nicht auf der Wiese [ Im Bagno.], so wollte ich wetten, daß er den Streich vollführt hat.««

»Herr Jackal,« fragte Justin, »der nur ein sehr secundäres Interesse an der Erklärung nahm, so kostbar sie aus dem Gesichtspunkte der Fortschritte der Wissenschaft war, »können wir eintreten?«

»Ja, lieber Herr Justin,« antwortete der Polizeimann.

»Und man trat ins Zimmer ein.

»Ab!« sagte Herr Jackal, »eine Spur von Tritten, von der Thüre zum Bette und vorn Bette zum Fenster.«

Einen Blick auf das Bett und den daran anstoßenden Tisch werfend, fügte er sodann bei:

»Gut! die Kleine hat sich zu Bette gelegt; sie hat Briefe gelesen.«

»Ah! meine Briefe!« rief Justin; »theure Mina!«

»Dann hat sie ihr Licht ausgelöscht,« fuhr Herr Jackal fort; »bis dahin ging Alles gut.«

»Woran erkennen Sie, daß sie ihr Licht ausgelöscht hat?« fragte Salvator.

»Sehen Sie, der Docht ist noch gebogen vom Hauche, und der Hauch kam, nach der Biegung des Dochtes zu urtheilen, von der Seite des Bettes . . . Kehren wir zu den Tritten zurück, wenn es Ihnen beliebt, Herr Salvator; betrachten Sie das mit Ihren Jägeraugen.«

Salvator verbeugte sich.

»Ah! ah!« rief er »etwas Neues ein Frauenfuß!«

»Was sagte ich, mein lieber Herr Salvator? »»Suchet die Frau!« « Nun, hatte ich Recht? . . . Wir sagen also, es sei hier ein Frauenfuß . . . Ja, und zwar der Fuß einer entschlossenen Frau, nicht nur auf der Zehe gehend, sondern die Fläche der Sohle und den Absatz aufdrückend.

»Fügen Sie bei,« sagte Salvator, »daß die Frau coquette ist, denn sie ist den Alleen des Gartens gefolgt, aus Angst, ihre Stiefelchen zu beschmutzen. Sie sehen, daß die Spur in gelbem Sande, ohne irgend eine Mischung von Koth, gezeichnet ist.«

»Herr Salvator! Herr Salvator!« rief der Polizeimann, »welch' ein Unglück, daß Sie den Stand gewählt haben, dem Sie angehören. Ich mache Sie, wann Sie wollen, zu meinem Adjudanten. Rühren Sie sich nicht von der Stelle.«

Herr Jackal verließ das Zimmer, begab sich in den Garten, ging durch die mit Sand überfahrene Allee bis zum Fuße der Leiter und kam zurück.

Es ist so,« sagte er, »die Frau kommt vom Inneren des Hauses, sie geht hinaus, sie folgt der Allee, sie bleibt am Fuße der Mauer stehen, und kehrt auf demselben Wege, den sie genommen, ins Haue zurück. Nun will ich Ihnen erzählen, mir sich die Sache zugetragen hat: hätte ich es gesehen, ich wäre hierüber nicht sicherer.«

Jedermann horchte.

»Mademoiselle Mina ist zur gewöhnlichen Stunde sehr traurig, aber ruhig in ihr Zimmer zurückgekommen: sie hat sich zu Bette gelegt: — sehen Sie, das Bett ist kaum aus der Form gebracht! — sie hat die Briefe gelesen und, dieselben lesend, gemeint: — hier ist ihr Taschentuch — es ist zerknittert wie das Taschentuch einer Person, welche weint.«

»Oh! geben Sie, geben Sie!« rief Justin.

Und ohne abzuwarten, daß ihm Herr Jackal das Taschentuch gab, nahm er es und drückte es an seine Lippen.

»Sie hat sich also zu Bette gelegt,« fuhr Herr Jackal fort, »sie hat also gelesen, sie hat also geweint; da man aber weder immer beten, noch immer weinen kann, so fühlte sie das Bedürfnis, zu schlafen, und sie blies ihr Licht aus. . . hat sie geschlafen? hat sie nicht geschlafen? das ist von keiner Bedeutung . . . Nur geschah, als das Licht ausgeblasen war, Folgendes; Man klopfte an die Thüre . . .«

»Wer, mein, Herr,« fragte Madame Desmarets.

»Ah! Sie wollen mehr wissen, als ich selbst weiß, liebe Madame! Wer? Vielleicht werde ich es Ihnen sogleich sagen. Die Frau in jedem Falle.

»Die Frau?« murmelte Madame Desmarets.

»Die Frau, die Tochter, die Mutter; unter dem Namen Frau bezeichne ich hier nicht das Individuum, sondern die Gattung. Die Frau klopfte also an die Thüre; Mina stand auf und öffnete.«

»Wie soll aber Mina geöffnet haben, ohne zu wissen, wer klopfte?« sagte Madame Desmarets.

»Wer sagt Ihnen, Sie habe das nicht gewußt?«

»Sie hätte einer Feindin nicht geöffnet.«

»Nein, aber einer Freundin . . . Ah! Madame Desmarets, werde sich so glücklich sein, Sie davon zu unterrichten, daß wir in der Pension Freundinnen haben, welche furchtbare Feindinnen sind? Sie öffnete also ihrer Freundin, hinter der Freundin kam der junge Mann mit den kleinen Stiefeln und den Sporen; hinter dem Manne mit den kleinen Stiefeln und den Sporen der Mann mit den im Dreiecke genagelten Schuhen . . . Wie legte sich die kleine Mina zu Bette?« .

»Ich verstehe nicht,« erwiderte Madame Desmarets, an welche die Frage gerichtet war.

»Ich frage, was für Kleider sie getragen habe.«

»Im Winter das Hemd und ein großes Nachtgewand.«

»Gut! man hat ihr ein Sacktuch um den Mund gebunden, man hat sie in einen Shawl oder in eine Decke gehüllt, — sehen Sie am Fuße ihres Bettes ihre Strümpfe und ihre Schuhe, auf diesem Stuhle ihr Kleid und ihre Unterröcke; — und man hat sie durch das Fenster weggeschleppt, wie sie war.«

»Durch das Fenster?« fragte Justin; »warum nicht durch die Thür?«

»Weil man den Flurgang durchschreiten mußte, weil das Geräusch gehört werden konnte, und es überdies viel einfacher war, daß die zwei Männer, die sich im Zimmer befanden, das Kind zu dem Manne trugen, der im Garten wartete. Und dann,« fuhr Herr Jackal fort, »so gut das Fenster und der Laden auch geschlossen sind, es findet sich der Beweis, daß die Kleine hier durchpassirt ist, und sogar, daß sie nicht freiwillig passirt ist.«

Herr Jackal zeigte ein weites Loch am Mousselinevorhang; die Hand, die sich daran angeklammert, hatte das fehlende Stück herausgerissen.

»Die Kleine wurde also durch das Fenster und über die Mauer weggetragen; hiernach brachte die im Hause gebliebene Person die Leiter wieder unter den Schoppen; sie kehrte dann zurück, schloß dort innen den Laden und das Fenster, schlang einen seidenen Faden um den Knauf des Riegels, zog die Thüre zuerst an, den Faden sodann, und ging ruhig wieder hinauf, um sich zu Bette zu legen.

»Sie mußte aber in den Schlafsaal zurückkehrend, oder aus demselben weggehen, gesehen werden?«

Sind in Ihrem Hause keine andere Pensionnaires, die ihr besonderen Zimmer haben, wie Mademoiselle Mina das ihre hatte?«

Eine Einzige.«

»Dann hat diese die Sache gemacht! Mein lieber Herr Salvator, die Frau ist gefunden.«

»Wie, Sie nehmen an, die Freundin von Mina sei die Ursache dieser Entführung?«

»Ich sage nicht die Ursache, ich sage die Mitschuldige; ich nehme nicht an, ich versichere.«

»Susanne!« rief Madame Desmarets.

»Madame,« sprach Justin, »glauben Sie mir, das muß so sein.«

»Was kann Ihnen aber einen solchen Gedanken eingeben, mein Herr?«

»Die Antipathie, die ich gegen die junge Person das erste Mal, da ich sie sah, empfunden. Oh! Madame, es war mir eine Ahnung, sie werde an einem großen Unglück, das mich treffe, Schuld sein. Sobald dieser Herr von einer Frau sprach,« fuhr Justin auf Herrn Jackal deutend fort, »denke ich an Fräulein Susanne; ich hätte es nicht gewagt, sie anzuklagen, doch ich hatte sie im Verdachte. Um den Himmels willen, mein Herr, lassen Sie diese junge Person kommen, und bringen Sie sie zum Geständnis.«

»Nein,« erwiderte Herr Jackal, »lassen wir sie nicht kommen; gehen mir vielmehr zu ihr. . . Madame, wollen Sie uns in die Wohnung dieses Fräuleins führen.«

Madame Desmarets hatte Herrn Jackal gegenüber jede Widerstandsvelleität verloren; sie machte auch nicht die geringste Bemerkung, ging voran und bezeichnete den Weg.

Das Zimmer von Fräulein Susanne lag im ersten Stocke, am Ende des Flurganges.

»Klopfen Sie an, Madame,« sagte leise Herr Jackal.

Madame Desmarets klopfte an, doch es antwortete Niemand.

»Sie ist vielleicht in der Elf-Uhr-Recreation,« sprach Madame Desmarets. »Soll ich sie rufen?«

»Nein,« antwortete Herr Jackal; »treten wir zuerst in das Zimmer ein.«

»Der Schlüssel steckt nicht in der Thüre.«

»Sie haben aber, wie Sie und sagten, einen zweiten Schlüssel von allen Zimmern?«

»Ja, mein Herr.«

»Nun wohl, Madame, so holen Sie den zweiten Schlüssel vom Zimmer von Fräulein Susanne, und begegnen Sie dieser jungen Person, kein Wort von dem, was man von ihr will.«

Madame Desmarets bedeutete durch ein Zeichen, man könne auf ihre Discretion zählen, und ging die Treppe hinab.

Nach einigen Secunden kam sie mit dem Schlüssel wieder herauf und übergab ihn Herrn Jackal.

Die Thüre öffnete sich.

»Meine Herren,« sagte Herr Jackal, »erwarten Sie mich im Corridor; es genügt, daß Madame Desmarets und ich eintreten.«

Der Polizeimann und die Vorsteherin der Pension traten allein ein.

»Wohin stellt Fräulein Susanne ihre Fußbekleidung?« fragte Herr Jackal.

»Dahin,« antwortete Madame Desmarets ein Cabinet bezeichnend.

Herr Jackal trat in das Cabinet ein, nahm von einem Brette ein paar Stiefelchen von saphirblauen Lasting und betrachtete die Sohle.

Die Sohle hatte in ihrer ganzen Länge den gelben Sand der Allee an sich behalten.

»Kommen die Pensionnaire in den Obstgarten?« fragte Herr Jackal Madame Desmarets.

»Nein, mein Herr,« erwiederte diese: »der Obstgarten, der auf das öde Gäßchen geht, ist zwar nicht sorgfältig verschlossen, aber den Pensionnaires streng verboten.«

»Es ist gut,« sagte Herr Jackal, während er die Stiefelchen wieder an ihren Platz stellte; »ich weiß, was ich wissen wollte. Wo denken Sie nun, daß Fräulein Susanne sei?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach im Recreationshofe.«

»Welches Zimmer Ihrer Anstalt geht auf den Hof?«



»Der Salon.«

»Gehen wir in den Salon, Madame.«

Und er entfernte sich aus dem Zimmer von Susanne und überließ Madame Desmarets die Sorge, die Thüre zu schließen.

»Nun?« fragten gleichzeitig Salvator und Justin.

»Nun,« antwortete Herr Jackal, eine colossale Prise Tabak in seine Nase stopfend, »ich glaube, wir haben die Frau!«



## LXXV.

Die Valgeneuse.

Man stieg in den Solon hinab.

Der Salon ging auf den Receptionshof, wie Madame Desmarets gesagt hatte, und alle Pensionnaires benützten einen Sonnenstrahl, so bleich er war, um ein wenig frische Luft im Hofe zu schöpfen.

Ein Mädchen größer als die andern ging beiseit spazieren.

Durch die Glasscheiben der auf die Freitreppe gehenden Thüre, umfaßte Herr Jackal das Gemälde mit einem Blicke, die einsame Spaziergängerin zog sein Auge auf sich.

»Ist es nicht Fräulein Susanne, die ich dort unter jener Lindenallee erblicke?« fragte er.

»Sie ist es.« erwiderte Madame Desmarets.

»Nun, Madame, so haben Sie die Güte, ihr zu winken, daß sie komme«

»Ich weiß nicht, ob sie kommen wird.«

»Wie, Sie wissen nicht, ob Sie kommen wird?«

»Nein.«

»Und warum würde Sie nicht kommen?«

»Susanne ist sehr stolz.«

»Winken Sie ihr immerhin, Madame,« sagte Herr Jackal, »und kommt Sie nicht, so werde ich sie holen.«

Madame Desmarets trat auf die Freitreppe hinaus und machte mit der Hand Susanne ein Zeichen, sie möge kommen.

Susanne schien sie nicht zu sehen.

»Sie ist vielleicht nicht taub, wenn sie blind ist; rufen Sie.«

»Susanne!« rief Madame Desmarets.

Das Mädchen wandte sieh um.

»Haben Sie die Güte zu kommen, mein Kind,« sagte die Vorsteherin der Pension; man

verlangt nach Ihnen.«

Fräulein Susanne näherte sich, aber langsam und mit einer sehr hoffärtigen Miene.

Herr Jackal und Salvator hatten alle Zeit, sie forschend durch die Öffnung des Vorhanges zu betrachten.

Was Justin betrifft, er kannte sie.

»Es ist seltsam,« sagte Salvator, »dieses Gesicht scheint mir nicht ganz unbekannt.«

»Was sagen Sie von ihr!« fragte Herr Jackal, der über seine Brille mit nicht weniger Aufmerksamkeit als Salvator geschaut hatte.

»Ich wollte meine Hand ins Feuer strecken, daß diese Kleine eine boshafte Creatur ist«

»Ich würde meine Hand nicht ins Feuer strecken,« sagte Herr Jackal »weil es immer unklug ist, seine Hand ins Feuer zu stecken; doch ich bin darum nicht minder Ihrer Ansicht: der Mund ist zusammengepreßt, das Auge schön, aber starr und hart. Im Ganzen sehen Sie in diesem Momente, wo sie unruhig ist den schlimmen Ausdruck, den ihre Physiognomie angenommen hat.«

Mittlerweile stieg Susanne die Stufen der Freitreppe herauf und kam zu Madame Desmarets.

»Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu rufen, Madame!« sagte die junge Person mit einer Miene, die ihren Worten die Bedeutung gab: »Ich glaube, Madame, Sie haben sich erlaubt, mich zu rufen!«

»Ja, mein Kind, denn es ist hier Jemand, der Sie zu sprechen wünscht.«

Susanne ging an Madame Desmarets vorüber und trat in den Salon ein.

Als sie Justin in Begleitung von zwei Unbekannten erblickte, konnte sie sich eines leichten Bebens nicht erwehren, doch ihr Gesicht blieb unempfindlich.

»Mein Kind,« sagte Madame Desmarets sichtbar in Verlegenheit gebracht durch den Zorn, den sie in den schwarzen Augen ihrer Pensionnaire glänzen sah. »Dieser Herr hat einige Fragen an Sie zu machen.«

Und sie bezeichnete Herrn Jackal.

»Fragen an mich?« versetzte hoffärtig Susanne: »ei! Ich kenne den Herrn nicht.«

»Der Herr ist ein Repräsentant der Behörde,« sagte rasch Madame Desmarets.

»Ein Repräsentant der Behörde,« erwiderte Susanne, »und was habe ich mit der Behörde zu thun?«

»Beruhigen Sie sich, meine liebe Susanne,« sprach Madame Desmarets; »es handelt sich um Mina.«

»Nun, was dann?«

Herr Jackal glaubte, es sei für ihn Zeit, sich in das Gespräch zu mischen.

»Was dann, mein Fräulein? dann wünschen wir einige Auskunft über Mademoiselle Mina zu erhalten.«

»Ueber Mademoiselle Mina, Ich vermag Ihnen nur die Auskunft zu geben, die ihnen dieser Herr geben konnte.«

Und sie deutete auf Justin.

»Das heißt, daß er sie einmal Abends in einem Kornfelde gefunden, daß er sie mit sich nach Hause genommen hat, und daß er auf dem Punkte war, sie zu heirathen, als von Rouen ich weiß nicht was für Nachrichten von einem unbekanntem Vater ankamen, welche die Heirath verhinderten.«

Herr Jackal hörte und betrachtete diese Creatur, die er zum Voraus als allen schlimmen Leidenschaften des Lebens hingegeben beurtheilte, mit einer Neugierde, welche bei jedem von ihr ausgesprochenen Worte einen Schritt aus dem Wege der Bewunderung machte.

»Nein, mein Fräulein,« sagt er; »nicht hierüber wünschen wir Details zu erhalten, über etwas Anderes.«

»Ist es etwas Anderes, so befragen Sie Mademoiselle Mina selbst, denn ich habe Ihnen soeben Alles gesagt, was ich von ihr weiß.«

»Leider, mein Fräulein, können wir Ihren Rath nicht befolgen, so gut er auf den ersten Augenblick zu sein scheint.«

»Und warum nicht?« fragte Susanne.

»Weil Mademoiselle Mina heute Nacht entführt worden ist.«

»Ah! Wahrhaftig? Arme Mina!« sagte Susanne mit einem spöttischen Tone, der Justin einen Schrei des Zornes ausstoßen und Salvator die Stirne runzeln machte.

Herr Jackal, den diese Art, zu antworten, sichtbar reizte, bedeutete nichts desto weniger den zwei jungen Leuten durch ein Zeichen, sie mögen sich bewältigen.

»Und ich dachte,« sprach er, »Sie, mein Fräulein, ihre vertraute Freundin, können uns einige Auskunft über ihr Verschwinden geben.«

»Sie täuschen sich, mein Herr,« erwiderte Susanne, »und ich habe Ihnen nichts über das

Verschwinden *meiner vertrauten Freundin* zu sagen, da ich ebenso wenig von der Ursache und den Einzelheiten dieses Verschwindens weiß, als ich vorher etwas vom Verschwinden selbst wußte.«

»Mein Fräulein,« sprach Salvator, »denken Sie an die Verzweiflung, in welche diese Entführung einmal einen Bräutigam und dann eine Mutter und eine Schwester versenkt, die sich daran gewöhnt hatten, Mademoiselle Mina als ihre Tochter und ihre Schwester zu betrachten.«

»Ich begreife die Verzweiflung dieses Herrn und ich bemitleide ihn, sowie seine Familie von ganzer Seele; — doch was soll ich hierbei machen! Ich habe Mademoiselle Mina gestern Abend um halb neun Uhr, das heißt in dem Augenblicke, wo sie in ihr Zimmer zurückkehrte verlassen, und ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen. Wollen Sie nun so gut sein, mir zu sagen, meine Herren, ob das Alles ist, was Sie mich zu fragen haben.«

»Dieser hoffärtige Ton steht einem Mädchen von Ihrem Alter schlecht an, mein Fräulein sprach mit strengem Tone Herr Jackal, indem er seinen Ueberrock öffnete und ein Ende seiner Schärpe sehen ließ, »und besonders, wenn sich dieses Mädchen einem Manne, der das Gesetz repräsentiert, gegenüber befindet.«

»Warum sagten Sie nicht sogleich, Sie seien Polizeikommissär, mein Herr!« versetzte Susanne mit einer bewunderungswürdig frechen Miene: »man hätte Ihnen mit allen Rücksichten geantwortet, die man einem Polizeikommissär schuldig ist.«

»Kürzen wir das ab, mein Fräulein,« sagte Herr Jackal. »Ihr Name, Ihre Eigenschaften, Ihr Stand?«

»Das ist also ein Verhör?« fragte Susanne.

»Ja, mein Fräulein.«

»Mein Name?« sagte sie, »ich heiße Susanne von Valgeneuse; meine Eigenschaften? ich bin die Tochter den Herrn Marquis Denis René von Valgeneuse, Pair von Frankreich; Nichte von Herrn Louis Clément von Valgeneuse, Cardinal am römischen Hofe und Schwester des Grafen Lorédan von Valgeneuse, Lieutenant bei den Garden; mein Stand? ich bin Erbin von einer halben Million Einkünfte. Dies, mein Herr, sind mein Stand, meine Namen, und meine Eigenschaften.«

Diese mit einer wahrhaft königlichen Geringschätzung gegebene Antwort brachte eine verschiedene Wirkung auf die drei Männer hervor, die sie hörten, eine Wirkung, welche Madame Desmarets, ganz niedergeschlagen, durch das, was bei ihr vorging, nicht bemerkte.

Justin schauerte, denn er begriff seine, des armen, unbekanntes, im Quartier Saint-Jacques verlorenen, Schulmeisters, Ohnmacht gegen diese hohe aristokratische Familie, an die er angestoßen.

»Susanne von Valgeneuse!« sagte Herr Salvator, der einen Schritt vortretend, das Mädchen

mit einem halb neugierigen, halb drohenden Auge betrachtete.

»Fräulein Susanne von Valgeneuse!« wiederholte Herr Jackal zurückweichend, wie es ein Mensch hätte thun können, der bemerkt, daß er auf eine Schlange zu treten im Begriff ist.

Dann knöpfte er langsam seinen Ueberrock zu und schien einen Augenblick nachzudenken.

Das Resultat seiner Reflexionen war, daß er ehrerbietig seinen Hut abzog und mit der höflichsten Miene, die er annehmen konnte, zu Susanne sagte:

»Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich wußte aber nicht . . .«

»Ja, ich begreife, mein Herr: Sie wußten nicht, daß ich die Tochter meines Vaters, die Nichte meines Oheims, die Schwester meinen Bruders war, gut, Sie wissen es nun; vergessen Sie es nicht.«

»Mein Fräulein.« sprach Herr Jackal »ich bedanke lebhaft, daß ich Ihnen mißfallen mochte.

Ich bitte Sie klagen Sie wegen meiner Beharrlichkeit nur die traurigen Pflichten an, welche zu erfüllen, meine Funktionen mich nöthigen.«

»Schon gut! mein Herr,« antwortete trocken Susanne. »Ist das Alles, was Sie mich zu fragen hatten?«

»Ja, mein Fräulein; doch lassen Sie mich Ihnen wiederholen, daß ich in Verzweiflung bin, Sie beleidigt zu haben, und erlauben Sie mir zu hoffen. Sie werden keinen Groll gegen mich hegen wegen des albernen Handwerks, das die Justiz mich zu treiben verurtheilt.«

»Ich werde Sie zu vergessen suchen, mein Herr,« sagte Susanne, indem sie sich zurückzog.

Und ohne Jemand zu grüßen, verließ sie den Salon, nicht um wieder in den Garten zu gehen, sondern um in ihr Zimmer hinaufzusteigen.

Herr Jackal, der sich an ihrem Wege fand, wich einen Schritt zurück und verbeugte sich tief.

Justin starb vor Begierde, Susanne zu erwürgen; denn mehr als je schien es ihm klar, daß Fräulein von Valgeneuse an der Entführung seiner Braut Theil gehabt hatte.

Salvator näherte sich ihm, ergriff seine Hände und sagte:

»Schweigen Sie; kein Bewegung, keine Geberde!«

»Es ist Alles verloren!« flüsterte Justin.

»Nichts ist verloren, so lange ich Ihnen sage:

»»Hoffen Sie, Justin!«« Ich kenne diese Valgeneuse, und ich wiederhole Ihnen, nichts ist verlorene nur vergessen Sie den Namen Gibassier nicht.«

Sodann sich gegen Herrn Jackal umwendend,« fragte er:

»Ich glaube, wir haben nichts mehr hier zu thun, nicht wahr, mein Herr?«

»In der That,« antwortete Herr Jackal, ziemlich verlegen, indem er seine Brille in der Höhe der Augen befestigte, »in der That, ich glaube, wir werden nicht mehr erfahren, als was wir wissen.«

»Ja,« sagte Salvator, »und wir wissen genug.«

Herr Jackal gab sich den Anschein, als hörte er nicht, näherte sich der Vorsteherin der Pension, die über die Wendung, welche die Sache genommen, ganz bestürzt war, und sprach zu ihr:

»Madame, ich habe die Ehre, Sie achtungsvoll zu grüßen.«

Sodann ganz leise:

»Wiederholen Sie Fräulein von Valgeneuse, ich sei gezwungen gewesen, zu thun, was ich gethan habe, und ich bitte Sie inständig, meinen Besuch als nicht geschehen zu betrachten.«

»Als nicht geschehen, ich verstehe, ja, mein Herr.«

Hiernach verbeugte sich Herr Jackal zum zweiten Male vor Madame Desmarets, und ging dann ab, indem er Justin und Salvator ihm zu folgen winkte.

Salvator, wie man gesehen, ohne Zweifel in der Hoffnung, es werde ihm, ohne die Mitwirkung von Herrn Jackal gelingen, Justin mit Mina wieder zu vereinigen, schien seinen Entschluß hinsichtlich der Metamorphose des Polizeimanns gefaßt zu haben; nicht so aber war es aber bei Justin, der sich einen Augenblick, nach Worten Herrn von Herrn Jackal selbst, auf der Spur seiner armen Entführten gesehen hatte.

An der Hausthüre sagte er auch:

»Verzeihen Sie, Herr Jackal . . .«

»Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?« fragte der Polizeimann.

»Mir schien, nachdem Sie uns gesagt: »»Suchet die Frau!«« haben Sie gesagt: »»Wir haben die Frau!«« und Sie haben beigefügt: »»Diese Frau ist Fräulein Susanne.««

»Habe ich das gesagt?« fragte der Polizeimann, mit erstaunter Miene.

»Sie haben es gesagt, mein Herr, und ich wiederhole nur Ihre eigenen Worte.«

»Herr Justin, Sie müssen sich täuschen.«

»Ich berufe mich auf Herrn Salvator.«

Herr Jackal warf Salvator einen Blick zu, der bedeutete: »Sie, der Sie mich begreifen, entziehen Sie mich der Verlegenheit.«

Salvator begriff wirklich Herrn Jackal, jedoch ohne ihn zu entschuldigen; er war daher unbarmherzig:

»Bei meiner Treue,« erwiderte er, mein lieber Jackal, »ich muß gestehen, daß Sie, wenn mein Gedächtnis genau ist, wirklich gesagt haben, was Ihnen von Herrn Justin wiederholt worden ist: Fräulein Susanne sei die Mitschuldige der Entführung.«

»Ich!« versetzte Herr Jackal seine Lippen vorstreckend, »man hat immer Unrecht, dergleichen Dinge zu sagen, ehe sie bewiesen sind. Mitschuldig! habe ich gesagt, das Mädchen sei mitschuldig, so habe ich Unrecht gehabt.«

»Aber, mein Herr, *Sie* haben sie zuerst angeklagt!« rief Justin; »erinnern Sie sich doch dessen, was Sie von ihr im Zimmer armen Mina sagten?«

»Angeklagt ist nicht das richtige Wort; beargwohnt vielleicht, und auch dies . . .«

»Also Sie argwohnen nicht einmal mehr?

»Das heißt, ich bin Meilen davon entfernt, sie zu beargwohnen! Die arme Unschuldige! Gott behüte mich hiervor!«

»Und diese zusammengepreßten Lippen,« sagte Salvator, »und dieses harte Auge, und diese schlimme Physiognomie?«

»Ich hatte sie so in der Entfernung gesehen; doch in der Nähe hat sich Alles veränderte die Lippe ist anmuthig, das Auge stolz, die Physiognomie würdig und erhaben.«

Sodann, da sich Justin nicht mit dieser Apologie zu begnügen schien, welche nach der ersten von Herrn Jackal über Fräulein von Valgeneuse ausgesprochenen Meinung, seltsam erscheinen konnte, sagte er, während er sich in seinen Wagen flüchtete:

»Besuchen Sie mich Herr Justin, besuchen Sie mich binnen acht Tagen auf der Polizeipräfectur: wahrscheinlich werde ich Ihnen eine gute Kunde zu geben haben; folglich heute Abend, bei meiner Ankunft, werde ich alle meine Leute ins Feld rücken lassen.«

»Kehren Sie nach Hause zurück, Justin,« sprach Salvator, den armen Schulmeister herzlich die Hand drückend, »und ich übernehme es, Ihnen ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, zu sagen, was Sie zu hoffen oder zu fürchten haben.«

Als er sodann Herrn Jackal seinen Wagen schließen sah:

»Nun! Herr Jackal, was machen Sie denn? Sie haben mich hierher gebracht, Sie müssen mich wieder zurückführen. Ueberdies,« fügte er bei, während er bei Herrn Jackal Platz nahm, und den Wagenschlag an sich zog, »überdies habe ich mit Ihnen über die Valgeneuse zu reden.«



»Nach Paris!« rief Herr Jackal, der offenbar lieber den Weg ganz allein gemacht hätte.

Der Wagen ging in starkem Trabe der Pferde ab.

Justin lehrte traurig, niedergeschlagen, und nur schwach auf das Versprechen von Salvators zählend, zurück.



## LXXVI.

Wo der Leser gebeten wird, nicht eine Zeile zu überspringen.

Herr Jackal hatte sich in eine Ecke des Wagens gedrückt; Salvator saß in der anderen.

Der Wagen rollte rasch fort.

Salvator schien trotz dessen, was er Platz nehmend gesagt hatte, entschlossen, den Lauf der Reflexionen von Herrn Jackal nicht zu unterbrechen; nur hätte man glauben sollen, er bewache ihn unablässig mit den Blicken: dieses spöttische, fast verächtliche Auge begegnete Herrn Jackal, so oft er seine Augen aufschlug.

Endlich kam ein Moment, wo die Erklärung, welche Salvator von ihm, zu verlangen geschienen hatte, dem Polizeimann weniger peinlich dünkte, als dieses Stillschweigen.

Nachdem er abwechselnd seine Brille emporgehoben und gesenkt hatte, nachdem er mit wachsender Energie ein paar Prisen Tabak genommen, entschloß er sich, und fragte den Commissionär interpellirend:

»Sagten Sie nicht, lieber Herr Salvator, Sie haben mit mir über die Valgeneuse zu reden?«

»Ich wollte Sie fragen, mein lieber Herr Jackal, was Sie veranlaßt habe, so rasch Ihre Meinung, in Betreff der Kleinen, zu ändern . . . Soll ich das Wort sagen, Herr Jackal?«

»St! . . wir sind nun wir zwei: Sie sind ein verständiger Mann; nicht verliebt . . .«

»Wer sagt Ihnen das?«

»Wenigstens nicht verliebt in ein entführtes Mädchen; so daß Sie nicht den Kopf verloren haben und begreifen können.«

»Ich habe auch vollkommen begriffen!«

»Was hoben Sie begriffen?«

»Daß Sie Furcht hatten, lieber Herr Jackal.«

»Dafür stehe ich Ihnen!« seufzte der Polizeimann, der wenigstens den Muth seiner Feigheit besaß; »als nämlich dieses Mädchen seinen Namen nannte, durchlief ein Schauer seine Adern.«

»Herr Jackal, ich glaubte, der erste Artikel des Codex sei der: »»Alle Menschen sind gleich

vor dem Gesetze.««

»Lieber Herr Salvator, man setzt dergleichen Artikel in alle Codices, wie man oben an die königlichen Ordonnanzen setzt. »Karl von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Marmora.«« Ludwig XVI gebrauchte nur diese Formel, und wer hat ihm den Kopf abgehauen?? Wo sehen Sie denn die *Gnade Gottes*, mein lieber Herr Salvator, in dem, was auf dem Revolutionsplatze am 21. Januar 1793, Nachmittags um vier Uhr, vorfiel?«

»So sagen Sie sich zum Voraus, — und zwar, weil sie einer Entführung, welcher Sie dieselbe vollkommen unschuldig wissen, eine junge Person anklagen, die Sie selbst für fähig halten, eines Tages ein großes Verbrechen zu begehen, — schon abgesetzt, eingekerkert, und wer weiß? vielleicht in Ihrem Gefängniß erdrosselt sehen, wie Toussaint Louverture oder Pichegru.«

»Scherzen Sie nicht, Herr Salvator: bei meinem Ehrenworte, ich habe alles das, was sie sagen, gedacht.«

»Diese Valgeneuse sind also sehr mächtige Leute?«

»Ei! mein Lieber Herr, da ist vor Allem der Marquis, der das Ohr des Königs hat; sodann der Cardinal, der das Ohr des Papstes hat; ferner der Lieutenant . . .«

»Der das Ohr des Teufels hat!« unterbrach Salvator. »Ah! ich begreife. Ist nicht außerdem Alles das, ich weiß nicht welcher Gesellschaft, afficirt?«

Herr Jackal schaute Salvator an.

»Ei! ja. Ist der Marquis nicht endlich einer der Protectoren von Saint-Acheul [ Saint-Acheul, bis zum Jahre 1830 Erziehungsanstalt der Jesuiten bei Amiens. Der Uebersetzer.], und hat er nicht bei den letzten Processionen eine der Troddeln vom Himmel getragen?«

Herr Jackal schüttelte den Kopf von oben nach Unten.

»Wie seltsam ist das!« sagte Salvator; »und ich glaubte, die Jesuiten seien eine Erfindung des *Constitutionnel!*«

»Ah! Mische!« rief Herr Jackal mit dem Tone eines Menschen, der sagen würde: »Armes Kind, Wie naiv sind Sie?«

»So daß Sie glauben, lieber Herr Jackal,« fuhr Salvator fort, »es wäre Gefahr dabei, sich an diesen Leuten zu reiben?«

»Sie kennen die Fabel vom irdenen Topfe und vom eisernen Topfe!«

»Ja.«

»Nun, so Sie die Anwendung.«

»Aber,« fragt Salvator, »hatte denn der Chef der Familie, der vor fünf bis sechs Jahren starb, keine Kinder, daß das ganze Vermögen an seinen Bruder übergegangen ist?«

»Das heißt,« erwiderte Herr Jackal, »er war nie verheirathet.«

»Ah! ja, ich erinnere mich . . . Ist da nicht eine Geschichte von einem natürlichen Kinde, von einem natürlichen Sohne, welcher adoptirt, anerkannt werden sollte, der es aber nicht wurde!«

Herr Jackal schaute Salvator mit einem schiefen Auge an und fragte ihn:

»Woher wissen Sie das?«

»Ei!« erwiderte der Commissionär, »in unserem Stande erfährt man, wenn man ein wenig Beobachter ist, viele Dinge! Ich habe die Briefe einer schönen Dame einem gewissen Herrn Conrad von Valgeneuse gebracht, der in der Rue du Bac wohnte; bei meiner Treue, in demselben Hotel, das heute der Marquis bewohnt.«

»So ist es, so ist es,« sagte Herr Jackal.

»Das ist eine sehr dunkle Geschichte, nicht wahr?«

»Nicht für Jedermann,« bemerkte Herr Jackal mit einer tief selbstzufriedenen Miene.

»Ich begreife,« sagte lachend Salvator, »nicht für diejenigen, welche die Frau gefunden haben.«

»Nun wohl, nein,« erwiderte der Polizeimann, »außerordentlicher Weise war keine Frau bei dieser ganzen Angelegenheit.«

»Was war denn dabei? Sie wissen, mein lieber Herr Jackal, hat man einen jungen Mann gekannt, der schön, reich, glücklich war, und dieser junge Mann ist plötzlich verschwunden, so ist es einem nicht unangenehm, zu erfahren, was aus ihm geworden?«

»Das ist nur zu richtig . . . um so mehr, als ich Ihnen Alles, oder beinahe Alles sagen kann.«

»Da ist ein *beinahe*, das sehr einem geistigen Vorbehalte gleicht! Sollten Sie zugleich auch eine Troddel vorn Himmel der berufenen Saint-Acheul Procession gehalten haben?«

»Oh! bei Gott, nein!« rief Herr Jackal: »ich habe Angst vor den Jesuiten; ich beschütze sie unter der Bedingung der Wiedervergeltung; doch ich liebe sie nicht. Ich gebrauchte das Wort *beinahe*, weil man bei unserem Stande nicht immer Alles, was man weiß, sagen kann.«

»Und dann weiß man zuweilen auch nicht Alles,« erwiderte Salvator, auf die ihm eigenthümliche spöttische Weise lachend.

»Nun wohl, so hören Sie,« sprach Herr Jackal, Salvator über seine Brille anschauend; »ich will Ihnen sagen; was ich weiß; sodann werden Sie mir sagen, was ich nicht weiß.«

»Der Handel ist geschlossen.«

»Nun denn! . . . Der Chef der Familie, der Marquis Charles Emmanuel von Valgeneuse, Pair von Frankreich und Eigenthümer eines ungeheuren Vermögens, das er von einem mütterlichen Oheim geerbt, hatte nie heirathen wollen, und man gab die Ehre dieses Geschmacks von Herrn Emmanuel von Valgeneuse für das Cölibat einem schönen jungen Manne, der schlechtweg Herr Conrad hieß, den jedoch allmählig die Vertrauten des Hauses, sodann die Freunde des Marquis und endlich die Freunde Herrn Conrad von Valgeneuse nannten.

»War das nicht sein Name?«

»Durchaus nicht: der schöne junge Mann war ein Kind der Liebe, eine Jugendsünde des Marquis, der nur durch die Augen von Herrn Conrad sah.«

»Aber, mein lieber Herr Jackal,« fragte Salvator, »warum, wenn er den jungen Mann so sehr liebte, warum hinterließ er sein ganzes Vermögen dem Bruder, dem Neffen, der Nichte, während der schöne junge Mann, wie man mir gesagt hat, im Elend starb?«

»Ah! das kommt gerade davon her, daß ihn sein Vater zu sehr liebte! Sie wissen, es gibt ein Sprichwort, welches sagt: »Das Uebermaß schadet in allen Dingen.«

»Ja, in der That, mir schien, der arme Marquis, — der plötzlich gestorben ist, nicht wahr?« fragte Salvator, — habe diesen jungen Mann sehr geliebt.«

Herr Jackal schaute diesmal Salvator über seine Brille an.

»Er liebte ihn so sehr, mein bester Herr,« erwiderte er, »daß, wie ich Ihnen sagte, diese zu große Liebe die Ursache vom Ruine des jungen Mannes war.«

»Erklären Sie mir das.«

»Es gibt zwei Arten, einem natürlichen Kinde gegenüber zu Werke zu gehen. Die erste, welche sehr einfach, und darum Jedermann zu Gebot steht, ist, daß man in dem Augenblicke, wo man das Kind auf der Mairie einregistriren läßt, erklärt, man sei der Vater desselben; oder, sind Sie durch irgend einen Grund verhindert worden, diese Förmlichkeit zu erfüllen, so suppliren Sie, dadurch, daß Sie eine Anerkennungsurkunde vor dem Notar unterzeichnen; nur können Sie in diesem Falle dem Kinde, während Sie ihm Ihren Namen hinterlassen, nicht mehr, als den fünften Theil von Ihrem Vermögen hinterlassen. Die zweite Art ist, zu warten, bis man fünfzig Jahre zählt, und an dem Tage, man fünfzig Jahre alt ist, einen Notar kommen zu lassen und das Kind zu adoptiren, da nach dem Gesetze die Adoption nicht vor diesem Alter stattfinden darf, dann können Sie Ihrem Adoptivkinde nicht nur Ihren Namen, sondern auch Ihr Vermögen geben. Dieses letzte Mittel zog Herr von Valgeneuse vor; dem zu Folge ließ er an dem Tage, wo er sein fünfzigstes Jahr erreichte, einen Notar kommen, schloß sich mit ihm in sein Cabinet ein und stellte die Adoptionsurkunde aus; doch in dem Augenblicke, wo er Feder nahm, um zu unterzeichnen, wollte das Verhängniß, daß der Marquis Emmanuel vom Schläge gerührt wurde.«

»In dem Augenblicke, wo er die Feder nahm, um zu unterzeichnen, oder in dem Augenblicke, wo er die Feder niederlegte, nachdem er unterzeichnet hatte?« fragte Salvator.

Diesmal nahm Herr Jackal seine Brille ganz ab, schaute Salvator ins Gesicht und sagte:

»Bei meiner Treue, Herr Salvator, wenn Sie das wissen, so wissen Sie mehr, als ich, und mehr, als die ganze Welt; denn hier lag die Frage: war die Urkunde unterzeichnet oder zu unterzeichnen? **That is the question!** wie Hamlet sagt. Was den Marquis betrifft — er konnte nichts mehr sagen, aus dem vortrefflichen Grunde, weil er, obschon er den Unfall drei Tage überlebte, nicht einen Moment mehr zum Bewußtsein kam.«

»Nun wohl, Herr Jackal, sprechen Sie offenherzig, unter vier Augen, wie wir sind, was ist *Ihre* Ansicht?«

»Meine Ansicht ist,« antwortete Herr Jackal, der Frage ausweichend, »daß die Familie ein wenig hart gegen den armen Herrn Conrad war.«

»Ein wenig hart? Bah!« sagte Salvator; »sobald die Urkunde nicht unterzeichnet war, oder der Notar sie nicht wenigstens bestätigte, welche Rücksichten war man denn einem Bastard schuldig?«

»Es war weltkundig, daß dieser Bastard der Sohn des Marquis Emmanuel,« bemerkte Herr Jackal.

»Ja; nun, wenn man dies zugestand, mußte man dem jungen Manne wenigstens den fünften Theil von dieses Vermöges geben, auf das er ein Recht gehabt hätte, wäre er anerkannt gewesen; und der fünfte Theil von diesem Vermögen mochte ungefähr zwei Millionen sein. Besser war es, Alles zu leugnen, den Sitz in der Kammer der Pairs erben, den Titel erben, das Vermögen erben und den Bastard fortjagen! . . That man das nicht, Herr Jackal, und jagte man den Bastard nicht fort!«

»Welcher übrigens sehr würdig abging, wie es scheint, denn er ließ seine Pferde in den Ställen, seine Wagen in den Remisen, seine Banquebillets im Secretär, und nahm nur, — selbst seine Feinde lassen ihm diese Gerechtigkeit widerfahren, — zweitausend Franken mit, von denen er glaubte, sie gehören wirklich ihm, da er er sie am Abend vorher im Ecarté gewonnen.«

»Teufel!« rief Salvator, »ein junger Mann, an Ausgaben gewöhnt, wie es Herr Conrad war, kommt nicht weit mit zweitausend Franken.«

»Nun« da täuschen Sie sich, mein lieber Herr,« erwiderte der Polizeimann; »wir halten das Auge aus diese ruinirten Familiensöhne, wie Protectoren der Gesellschaft mit diesen zweitausend Franken lebte er fünfzehn Monate, er suchte alle ehrlichen Mittel, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, als Musiklehrer, als Zeichnungslehrer, als Lehrer im Englischen und im Französischen, — denn er war sehr unterrichtet, der arme Junge! — doch nichts glückte ihm, er fand nirgends Beschäftigung, so daß er eines Tags, bei meiner Treue, auf das Aeüßerste getrieben, wie es scheint, einsehend, daß es für ihn keine Möglichkeit mehr gab, zu leben, ohne

ein unterhaltener Mensch, Dirnenwirth und Gauner zu werden, den Entschluß faßte, mit dem Dasein ein Ende zu machen, eine Pistole bei Lepage kaufte, — die Pistole wurde von demjenigen, welcher sie verkauft hatte, erkannt, — einen Gang nach den Tuilerien, den Champs-Elysées und dem Bais unternahm, um von seinen alten Kameraden und seinen alten Geliebten Abschied zu nehmen, durch die Rue Saint-Honoré zurückkam, in die Kirche Saint-Roché eintrat, hier sein Gebet verrichtete, sich sodann nach der Rue de Buffon begab, wo er ein bescheidenes Stübchen hatte . . .«

»Und was that er, als er in diesem bescheidenen Stübchen war,« fragte Salvator.

»Mein Gott, er that, was Colombau und Carmelite gethan haben. Er schrieb einen langen Brief, nicht an seine Freunde, — er hatte keine, oder wenigstens seit dem Tage, wo er von seinem Oheim und von seinen Vettern aus dem Hotel der Rue du Bac weggejagt worden war, hatte er keine mehr, aber an den Polizeikommissär seines Quartiers; in diesem Briefe erzählte er Alles, was er seit fünfzehn Monaten gelitten, den Kampf, den er ausgehalten, die Unmöglichkeit, in der er sich befand, ihn länger fortzusetzen, und den Entschluß, den er gefaßt, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, um ein ehrlicher Mann zu bleiben; wonach er sich zu Bette legte, sein Licht anzündete, ein paar Blätter der *Neuen Heloise* über den Selbstmord las und sich erschoss.«

»Bei meiner Treue, Herr Jackal,« sagte Salvator, »Sie sind ein wahres Tagebuch.«

»Ah!« erwiderte der Polizeimann, »es ist kein großes Verdienst von mir, wenn ich Ihnen diese Einzelheiten gebe; die Selbstmorde gehören zu meiner Specialität, und ich habe das Protokoll über den Selbstmord von Herrn Conrad gemacht.«

»Wahrhaftig!«

»Ja.«

»Ihnen, mein lieber Herr Jackal, verdankt also der arme junge Mann die letzte Sorge, die ihm zu Theil wurde, und die Constatirung seines Todes«

»Die Constatirung war nicht schwierig; die Pistole war unmittelbar am Kopfe losgedrückt worden; die Hälfte des Gesichtes war weggeschossen, und was davon übrig blieb, war verbrannt; die Constatirung geschah auch mehr durch den Brief, als durch die wegen der Verstümmelung des Körpers unmöglich gewordene Erkennung einer Identität.«

»Die Valgeneuse wurden, denke ich, von der Katastrophe unterrichtet?«

»Ich brachte ihnen selbst die Nachricht mit einer Abschrift des Prototokols.«

»Welche Nachricht und welches Protokoll einen tiefen Eindruck auf sie machen mußten.«

»Ja, mein lieber Herr, einen tiefen Eindruck, tief angemessen.«

»Ich begreife: die Existenz dieses jungen Mannes beunruhigte sie.«

»Sie baten mich auch, sorgsam über die letzten Einzelheiten zu wachen, und übergaben mir eine Summe den fünfhundert Franken, damit die Dinge anständig abgemacht würden.«

»Ah,« die edlen Verwandten!« rief Salvator.

»Sie ersuchten mich noch; ihnen das Duplicat vom Beerdigungsprotocoll zu bringen, wie ich ihnen das Duplicat vom Selbstmordprotokoll gebracht hatte.«

»Was Sie hoffentlich thaten,« Herr Jackal.«

»Gewissenhaft, ich darf es wohl sagen: ich führte den Leichenwagen nach dem Friedhofe des Père-Lachaise; ich ließ den Sarg in meiner Gegenwart in ein auf ewige Zeiten gekauftes Terrain versenken; ich gab Befehl, auf das Grab einen Stein zu setzen, in dem der einfache Name Conrad, gegraben war, und ich sagte dem Marquis, er könne ruhig sein bis zum Tage der ewigen Auferstehung, und er werde wahrscheinlich seinen Neffen erst im Thale Josaphat wiedersehen.«

»Und in diesem Glauben schläft die ganze Familie auf beiden Ohren?« sprach Salvator.

»Was sollen sie befürchten?«

»Ei! Ei! man hat so außerordentliche Dinge gesehen.«

»Was kann geschehen?«

»Lieber Herr Jackal, wir sind im Bas-Meudon; würden Sie die Güte haben, halten zu lassen?«

»Herr Jackal zog die Schnur, welche dem Kutscher das Zeichen, Halt zu machen, gab.

Der Kutscher hielt seine Pferde an.

Salvator öffnete den Schlag und stieg aus.

»Verzeihen Sie, sagte Herr Jackal, »Sie haben nicht geantwortet.«

»Worauf?« fragte Salvator.

»Auf die Frage: »»Was kann geschehen?««

»In Betreff Conrads?«

»Ja.«

»Nun wohl, lieber Herr Jackal, es kann geschehen,« daß Conrad nicht todt ist; daß er folglich, um wiederzuerscheinen, nicht den Tag der ewigen Auferstehung abwartet und daß ihm der Herr Marquis von Valgeneuse anderswo, als im Thale Josaphat begegnet . . . Gott befohlen, lieber Herr Jackal!«

Und den Wagenschlag schließend, ließ Salvator Herrn Jackal so betäubt zurück, daß er es war,



der, statt des Polizeimanns, sagen mußte:

»Kutscher, Rue de Jerusalem!«

---

## LXXVII.

### Die feindlichen Collegen.

Während Herr Jackal, seine Nase mit Tabak vollstopfend, in der Absicht, seine Idee aufzuklären und etwas von dem Räthsel zu begreifen, das ihm Salvator, indem er sich entfernte, zugeworfen hatte, im starken Galopp seiner Pferde nach Paris zurückkehrte, suchte Salvator Jean Robert wieder im Leichenhause auf.

Das war gerade in dem Augenblicke, wo Carmelite allmählig wieder zu Verstande kam und ihre drei Freundinnen, die sie nicht einen Moment verlassen, sich der schmerzlichen Aufgabe unterzogen, ihr die Unglückskunde zu eröffnen.

Dominique war seit einer Viertelstunde, den Leib von Colombau mit sich führend, nach Penhoël abgegangen.

Ludovic, nachdem er eine strenge Verordnung hinterlassen und am andern Tage wiederzukommen versprochen, kehrte seinerseits nach der Rue Notre-Dame-des-Champs, wo er wohnte, zurück.

Jean Robert endlich erwartete Salvator, um sich mit ihm nach Paris zu begeben.

Folgen wir der von unseren Personen, mir welcher für den Augenblick das größte Interesse verknüpft sein soll, nämlich Ludovic; wir werden zu den Anderen später zurückkommen.

Ludovic, dessen Kopf ein wenig durch den Tag und die Nacht, die er zugebracht, beschwert war, beschloß, zu Fuße nach Paris zu gehen.

Der Weg vom Bas-Meudon nach der Rue Notre-Dame-des-Champs, wenn man durch Vanvres geht, ist nur eine Promenade.

Ludovic kehrte also spazierend zurück und durchschritt das Dorf Vanvres, als er vor einem Hause, in das wir schon einen unserer Helden geführt haben, etwa fünfzig knieende Personen, Männer, Weiber und Kinder, erblickte, alle betend, die Thränen in den Augen, daß ein Wunder das Leben dem guten, dem redlichen, dem wohlhabenden Herrn Gérard wiedergebe, dem der Pfarrer vom Bas-Meudon, von seinem Gange nach Bellevue zurückgekehrt, das Abendmahl reichte.

Bei diesem ziemlich seltenen Schauspiel blieb Ludovic stehen, näherte sich der Gruppe, die ihm die trostloseste zu sein schien, und fragte:

»Warum weint Ihr, meine Freunde?«

»Ach!« antwortete eine Stimme, »wir weinen um den Vater der ganzen Gegend.«

Ludovic erinnerte sich, daß man wirklich den Abbé Dominique geholt hatte, um die Beichte einen Sterbenden zu hören.

»Ah! ja,« sagte er »Ihr beweint Herrn Gèrard!«

»Den Freund der Unglücklichen, den Wohlthäter der Armen.«

»Ist er gestorben?« fragte Ludovic.

»Nein; doch in Folge einer Unterredung, die dieser würdige Mann mit einem Mönche gehabt, fühlte er sich so geschwächt, daß man nach dem Abendmahle geschickt hat, und daß ihn in diesem Augenblicke der Herr Pfarrer von Meudon mit dem Sterbesakramente versieht.«

»Ach!« riefen im Chore die Dorfbewohner, Seufzen und Schluchzen verdoppelnd.

Ludovic war, unter seiner Skeptikermaske, mit einer weiblichen Empfindsamkeit begabt; die aufrichtigen Thränen gingen ihm gerade zum Herzen, und zogen unmerklich seine Thränen an.

»Wie alt ist denn der Kranke!« fragte er.

»Kaum fünfzig Jahre, Herr,« antwortete ein Bauer.

»Ah!« sagte ein Anderer, »es ist wahrlich keine Barmherzigkeit vom guten Gott, daß er ihn und so jung nimmt, während es so viele böse Leute gibt, die er auf der Erde läßt.«

»In der That,« sprach Ludovic, »fünfzig Jahre, das ist kein Alter, um zu sterben, besonders, wenn man beklagt wird, wie das bei Herrn Gèrard der Fall zu sein scheint.«

Sodann, nachdem er einen Augenblick unschlüssig; gewesen, fügte er bei:

»Kann man den Kranken sehen?«

»Sollten Sie zufällig Arzt sein?« fragten alle Anwesenden.

»Ja,« antwortete Ludovic.

»Arzt von Paris?«

Ludovic lächelte.

»Arzt von Paris.«

»Oh! dann treten Sie geschwinde ein,« sprach ein; alter Bauer.

»Der Himmel schickt Sie,« sagte ein Weib.

Und zu gleicher Zeit umringten ihn die Bauern, die Einen ihn bittend, die Andern ihn fortschiebend, so daß er sich fast ins Haue getragen sah.

Außer den auf der Straße knieenden Personen waren Leute in der Hausflur, auf der Treppe, im Vorzimmer, sogar im Schlafzimmer des Sterbenden.

Doch bei den Worten: »Er ist ein Arzt von Paris! es ist ein Arzt von Paris!« trat Jeder aus die Seite, um Ludovic vorbeigehen zu lassen.

Der Sterbende hatte soeben communicirt, und das Glöckchen ertönte verkündigend, das heilige Werk sei vollbracht.

Ludovic verbeugte sich wie die Anderen, so wenig gläubig er war, als der Priester vorüberkam, dem der Kirchendiener und Chorknaben voranschritten, und fremde Personen folgten, welche in einer frommen Absicht ihre Gebete mit denen der Kirche vermengt hatten.

Alb er sodann den Kopf wieder aufrichtete, fand er sich, er, der Dritte, im Zimmer des Sterbenden.

Die zwei anderen Personen waren Herr Gèrad, der völlig vernichtet, auf seinem Bette mit dem Tode zu ringen schien, und ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit grauen Haaren und grauem Schnurrbarte, an seinem Knopfloche das Kreuz der Ehrenlegion tragend, welcher, auf das Bett gestützt, mit einem wirklichen Interesse den beinahe sichtbaren Fortschritten des Todes auf dem Gesichte des Sterbenden zu folgen schien.

Als sich die zwei Männer einander gegenüberstanden, fingen sie damit an, daß sie sich anschauten, Jeder von ihnen wahrscheinlich, um zu wissen, mit wem er es zu thun hatte; sodann, da ihn diese forschende Beschauung für seinen Theil durchaus nichts gelehrt hatte, trat Ludovic näher hinzu, und sagte mit der Höflichkeit einen jungen Mannen einem Manne gegenüber, der noch einmal so alt ist als er:

»Der Herr ist wohl der Bruder des Kranken?«

»Nein, mein Herr,« antwortete der Mann mit dem grauen Schnurrbarte, indem er Ludovic fortwährend aufmerksam betrachtete; »ich bin sein Arzt. Und Sie?«

»Ich, mein Herr,« sprach Ludovic sich verbeugend, »ich habe die Ehre, Ihr College zu sein.«

Der Mann mit dem grauen Schnurrbarte faltete leicht die Stirne und erwiderte.«

»Ja, soweit ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren der College von einem Manne sein rann, der zehn Jahre seines Lebens auf den Schlachtfeldern und fünfzehn Jahre am Krankenbette zugebracht hat«

»Verzeihen Sie, mein Herr,« versetzte Ludovic, »ich sehe, daß ich die Ehre habe, mit Herrn Pilloy zu sprechen.«

Der Arzt richtete sich hoch auf und fragte:

»Wer hat Ihnen meinen Namen gesagt, mein Herr!«

»Ich habe ihn auf eine sehr einfache Art erfahren, und er war begleitet von den größten Lobeserhebungen. Der Zufall führte mich zu zwei unglücklichen Leuten, die sich im Bas-Meudon mittelst Kohlendampfes getödtet haben; ich forderte sogleich den Beistand einen Collegen, man nannte Ihren Namen, ich schickte zu Ihnen; bei Ihnen antwortete man, Sie seien am Bette von Herrn Gérard.«

»Und Ihre Erstickten?« fragte der militärische Arzt ein wenig besänftigt durch die Höflichkeit den jungen Mannes.

»Ich konnte nur einen Theil retten, mein Herr; wären Sie da gewesen, so hätten wir vielleicht Beide gerettet.«

»Und dann,« sprach Herr Pilloy, »da Sie sich am Orte befanden und erfuhren, es sei ein Kranker im Hause, traten Sie ein?«

»Ich würde mir eine solche Unschicklichkeit nicht erlaubt haben, da ich wußte, daß Sie bei Herrn Gérard waren, hätten mich nicht die braven Leute, welche vor der Thüre weinen, gleichsam dazu gezwungen. Der äußerste Schmerz ist leichtgläubig, wie Sie wissen, mein Herr; verzeihen Sie ihnen, und wenn Sie ihnen verziehen haben, verzeihen Sie mir ebenfalls.«

»Ei! ich habe weder diesen Leuten, noch Ihnen etwas zu verzeihen, mein Herr: Sie sind willkommen, und zwei Rätthe sind immer mehr werth als einer. Leider,« fügte er die Stimme dämpfend bei, »leider würden, wie ich glaube, alle Rätthe der Welt hier nichts mehr fruchten.«

Und noch leiser sagte der Militärarzt:

»Das ist ein verlorener Mann!«

So leise er gesprochen hatte, der Kranke hörte, was der gute Herr Pilloy sagte, und gab einen Seufzer von sich.

»St!« machte Ludovic.

»Warum st!« fragte der Wundarzt.

»Weil das Gehör der letzte Sinn ist, der ins uns fortlebt, und der Kranke Sie gehört hat.«

Herr Pilloy schüttelte den Kopf, wie ein Mensch, der zweifelt.

»Es ist also,« fragte Ludovic, sich ans Ohr von Herrn Pilloy neigend, »es ist also keine Hoffnung mehr?«

»Das heißt,« antwortete der Militärarzt, »in zwei Stunden wird er todt sein.«

Ludovic legte eine Hand auf den Arm von Herrn Pilloy und deutete mit der andern auf den Kranken, der sich in seinem Bette bewegte.

Herr Pilloy machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches bedeutete: »Oh! Er mag sich immerhin bewegen, er wird dennoch sterben!«

Sodann seine Pantomime durch das Wort ersetzend:

»Heute Morgen hatte ich noch die Hoffnung, ihn achtundvierzig Stunden zu erhalten; ich weiß aber nicht, welcher Einfaltspinsel ihm den Gedanken, zu beichten, in den Kopf gesetzt hat, was ganz unnöthig war, da ich ihn kenne, seitdem er in Vanvres wohnt, und er ein unbescholtener Mann ist. — Er blieb drei Stunden mit einem Mönche eingeschlossen, und Sie sehen nun, in welchem Zustande ihn der fromme Mann zurückgegeben hat! Ah! die Priester, die Mönche, die Pfaffen, die Jesuiten!« murmelte der alte Soldat, »und wenn man bedenkt, daß der Kaiser, dem wir so gute Dinge verdanken, uns Alles dies wiedergegeben hat!«

»Von welcher Krankheit ist Herr Gèrard befallen?« fragte Ludovic.

»Ei! von der gewöhnlichen Krankheit, bei Gott.« erwiderte Herr Pilloy, die Achseln zuckend, als gäbe es auf der Welt nur eine Art von Krankheit.

Bei den Worten: *Von der gewöhnlichen Krankheit*, lächelte Ludovic, er hatte einen Schüler von Beaussais erkannt, der die Lectionen dieses großen Meisters verständig zur Anwendung brachte.

Als er aber sodann bedachte, daß das Dasein eines Menschen, das Gott für einen so kurzen Zeitraum gibt, und für die Ewigkeit wieder nimmt, zuweilen den Händen eines Ignoranten, oder, was noch schlimmer, eines Fanatikers überlassen ist, da verschwand sein Lächeln; er zuckte unbemerkt die Achseln, und schaute den alten Wundarzt mit der Miene eines Mannes an, der auf seiner Hut ist.

»Unter der *gewöhnlichen Krankheit* verstehen Sie ohne Zweifel eine Magenentzündung?«

»Natürlich,« antwortete der Wundarzt; »man kann sich bei Gott! hierin nicht täuschen. Sehen Sie nur selbst.«

Von seinem Collegen ermächtigt, näherte sich Ludovic dem Bette.

Der Kranke schien in einem Zustande völliger Erschlaffung zu sein; sein Athem war geräuschvoll schwer, beklommen; wenn er athmete, hob sich seine Brust ganz empor, wie beim Röcheln.

Ludovic studirte das Gesicht, ging vom Allgemeinen zu den Theilen, vom Ganzen zu den Einzelheiten über.

Das Gesicht war bleich und von einer gelblichen Färbung; die Extremitäten waren feucht und kalt; ein klebriger Schweiß war auf dem ganzen Gesichte verbreitet, und perlte besonders an der Wurzel der Haare.

Nach diesen äußeren Symptomen urtheilte Ludovic, die Krankheit sei in der That bedenklich:

er sah aber den Kranken nicht in dem absolut verzweifelten Zustand, wie sein College.

»Sie leiden sehr, mein Herr?« fragte er.

Bei dieser Frage, gemacht von einer neuen Stimme, welche Herrn Gérard eine verlorene Hoffnung wiederzugeben schien, öffnete dieser die Augen und wandte den Kopf gegen den Sprecher um, der mit ihm sprach.

Ludovic war erstaunt über die Vitalität, welche noch im Auge des Sterbenden herrschte, eine Vitalität, welche in keinem Verhältniß zu dem scheinbaren Verfall seiner Kräfte stand; das Weiße des Auges war gelb: die Gesichtszüge waren entstellt; das Gesicht erschien todt; doch das Auge, oder vielmehr das Herz des Auges, war nicht so todt, als das Gesicht. Es war in diesem Auge noch Kraft und Leben.

»Wollen Sie mir Ihre Zunge zeigen,« sagte Ludovic.

Herr Gérard zeigte seine Zunge; sie hatte eine weißgelbe, ins Gräuliche fallende Farbe, war belegt, und das in ihrem ganzen Umfange, doch sie hatte nicht die schmale Spitze, wie die der Schlangen; sodann war sie weder fast blutig an ihrer Extremität, nach roth an ihren Rändern, wie es die Zunge bei der Magenentzündung ist.

Bis dahin war Ludovic im Zweifel gewesen, von diesem Augenblicke an trat er in die Gewißheit ein.

Durch eine unwillkürliche, beinahe maschinenmäßige Bewegung wandte sich auch sein Blick vom Kranken auf den Wundarzt, und zwar mit einem Ausdrucke, in welchem man sich nicht täuschen konnte.

Dieser Ausdruck wollte klar besagen: »Ei! Sie sehen wohl, daß es nicht die Magenentzündung ist.«

Der alte Militärarzt schien, in seinem Selbstvertrauen, weder die Bewegung noch den Blick von Ludovic zu bemerken.

Diese Gleichgültigkeit eines Collegen, der wenigstens die Erfahrung des Alters und der Praxis vor ihm voraus haben mußte, erschütterte den jungen Mann in seiner Ueberzeugung.

Es blieb ihm, eine letzte Untersuchung anzustellen.

Er hob das Betttuch des Kranken in die Höhe, entblößte seine abgezehrte Brust, legte seine Hand auf, drückte sachte, langsam, doch immer mehr darauf, so daß der Druck ziemlich stark wurde.

Als er sodann sah, daß Herr Gérard den Schmerz durch kein Zeichen verriet, fragte er:

»Leiden Sie ?«

»Nein,« antwortete Herr Gérard mit schwacher Stimme.

»Wie!« sagte Ludovic, »wenn ich so darauf drücke, leiden Sie nicht?«

»Ich athme schwerer, doch ich empfinde keinen Schmerz.«

Ludovic wandte sich aufs Neue gegen seinen Kollegen um und sagte ihm zum zweiten Male mir den Augen: »Ei! Sie sehen wohl, daß es nicht die Magenentzündung ist.«

Der alte Wundarzt schien die Pantomime von Ludovic eben so wenig das zweite Mal, als das erste Mal zu begreifen.

Ludovic lächelte.

Er war überzeugt, daß man Herrn Gérard an einer Krankheit behandelt hatte, an welcher er nicht litt.

Was für eine Krankheit hatte er nun?

Ludovic kreuzte die Arme und schaute den Kranken starr an; als er sodann den Kopf sinken ließ, als wollte er tiefer überlegte, erblickte er unter dem Kissen des Kranken nicht nur das Taschentuch, mit dem er sich das Gesicht abwischte, sondern auch das, in welches er spuckte.

Man hätte glauben sollen, das Taschentuch sei von Rost befleckt; was diese Flecken hervorbrachte, war eine Art von blutigem Schleim.

Ludovic war der Krankheit auf der Spur.

Da hob er zum zweiten Male das Bettuch des Kranken auf, doch diesmal statt mit der Hand auf den Magen zu drücken, hielt er sein Ohr an die Brust, und zwar zum großen Erstaunen des alten Wundarztes, der diese neue Art von Auscultation nicht kannte, und dessen Gesicht einen Ausdruck von Erstaunen und Neugierde annahm, der gleichbedeutend mit der Frage sein mochte: »Aber was Teufels machen Sie denn da, mein lieber College?«

Nun war es Ludovic, der der Pantomime des alten Wundarztes keine Aufmerksamkeit schenkte. Er schien befriedigt durch die Geräusche, die er in der Brust des gesagten gehört hatte, denn er richtete triumphirend den Kopf auf.

Er wußte mit Sicherheit, was er fortan vom Zustande des Patienten zu halten hatte; und kannte die Krankheit, welche zu bekämpfen war; er hatte nur noch den Puls zu untersuchen; er bat Herrn Gérard, ihm die Hand zu geben: der Kranke gehorchte maschinenmäßig.

Der Puls hatte nicht seine ganze Stärke verloren; er widerstand unter dem Finger und war sehr schnell, das heißt er that über hundert Schläge in der Minute; er war endlich allerdings unregelmäßig, dies jedoch sehr leicht.

Das war ungefähr so, wie es Ludovic zu finden hoffte.



Nachdem er seine Untersuchung geschlossen hatte, endigte der junge Doktor da, wo er hatte anfangen sollen, aber wie ein Mensch, der an das Ufer eines Flusses kommt, wo man: »zu Hilfe!« ruft, war er zuerst untergetaucht.

Er wandte sich gegen Herrn Pilloy um und fragte ihn, wie lange die Krankheit daure, was ihre verschiedenen Phasen gewesen seien, welchen Ursachen er sie zuschreibe.

Der alte Arzt erzählte nun das Eintauchen von Herrn Gèrard in das Bassin des Schlosses, und die traurigen Folgen, welche dieses Eintauchen, durch das einem Kinde das Leben gerettet werden sollte; für den Retter gehabt habe; er antwortete sodann auf die anderen Fragen seines Collegen, und als er geendigt, fragte er selbst mit einer spöttischen Miene:

»Nun, mein Herr?«

»Nun, ich habe die Ehre, Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken, mein Herr,« erwiderte Ludovic, »ich weiß, was ich wissen wollte.«

»Und was wissen Sie?«

»Ich weiß, von welcher Krankheit der Patient befallen ist.«

»Gut! das war nicht schwer zu wissen, da ich damit angefangen habe, daß ich Ihnen sagte, es sei eine Magenentzündung.«

»Ja; aber gerade hierin weichen unsere Meinungen von einander ab.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Wäre es Ihnen gefällig, in das anstoßende Zimmer zu gehen, mein lieber College, Ich glaube, wir ermüden den Kranken.«

»Oh! mein Herr, um des Himmels willen, gehen Sie nicht!« sagte Herr Gèrard. alle seine Kräfte zusammenraffend, um diesen Wunsch auszudrücken.

»Seien Sie ruhig, mein Freund.« erwiderte Herr Pilloy, welcher glaubte, die Bitte sei an ihn gerichtet; »ich habe Ihnen versprochen, Sie nicht zu verlassen, und ich werde mein Wort halten.«

Und die zwei Aerzte schickten sich an, aus dem Zimmer wegzugehen.

Auf der Schwelle der Thüre begegneten sie der Krankenwärterin.

»Meine gute Frau,« sagte Ludovic, »wir werden in fünf Minuten zurückkehren; verlangt der Kranke in unserer Abwesenheit etwas, so geben Sie ihm durchaus nichts!«

Marianne wandte sich gegen Herrn Pilloy, als wollte sie von ihm erfahren, ob sie diesem Befehle gehorchen sollte.

»Ei!« antwortete dieser, »der Herr behauptet ja, er werde den Kranken gesund machen!«

Er erwartete, Ludovic werde laut aufschreien; doch zu seinem großen Erstaunen erwiederte Ludovic nichts: er begnügte sich damit, daß er auf die Seite trat, um Herrn Pilloy mit der Ehrerbietung, die der Jüngere dem Aelteren schuldig ist, vorbeigehen zu lassen.

---

## LXXVIII.

Wo Ludovic die Verantwortlichkeit übernimmt.

Die zwei Aerzte blieben im Vorzimmer.

Man konnte unmöglich ein lebendigeres Bild von Routine und der Wissenschaft sehen.

»Wollen Sie mir nun die Freundschaft erweisen, mir zu sagen, mein junger Freund, warum Sie mich hierher geführt haben?« fragte Herr Pilloy.

»Ei!« antwortete Ludovic, »einmal um den Kranken nicht durch eine Discussion zu ermüden.«

»Gut! das ist ja ein todter Mann!«

»Ein Grund mehr, wenn das Ihre Ansicht ist, sie nicht vor ihm auszudrücken.«

»Ah! mein Herr,« sagte der ehemalige Oberwundarzt, »glauben Sie denn, die Männer unserer Generation seien Weichlinge, wie es die der Ihrigen sind? Ich war dabei, und ich diente Lorrey als Gehilfe, als er dem brauen Montebello beide Beine abnahm; es fand eine Diskussion von fünf Minuten statt, ob man die Operation an ihm machen sollte, oder ob man ihn sollte sterben lassen, ohne ihn mehr zu quälen; stellen Sie sich etwa vor, man habe sich vor ihm verborgen? Nein, mein Herr, er nahm Theil an der Diskussion, als hätte es sich um einen Fremden gehandelt, und ich höre ihn noch mit einer Stimme so fest, als hätte er gerufen: *Vorwärts!* zu uns sagen: »Schneidet, alle Teufel! Schneidet!«

»Es ist möglich, mein Herr, daß man, wenn man auf einem Schlachtfelde, unter fünfzehn bis zwanzigtausend Verwundeten operirt, nicht Zeit hat, alle die Zartheiten zu beobachten, welche unserer Generation den Titel Generation von *Weichlingen* verschaffen, doch wir sind hier auf keinem Schlachtfelde; Herr Gérard ist kein Marschall von Frankreich, wie der *brave Montebello*; er ist ein durch seine Lage sehr niedergeschlagener Mann, der, wenigstens wie es mir geschienen, gewaltig Angst vor dem Sterben hat, und bei dem die betroffene Einbildungskraft, dünkt mir, noch nachtheiliger wirken kann, als die Krankheit.«

»Ah! was die Krankheit betrifft, — Sie sagten mir, Sie seien nicht derselben Ansicht wie ich!«

»Ueber die Krankheit, das ist wahr.«

»Und was ist Ihre Ansicht?«

»Sie begehen einen Irrthum, mein Herr, daß Sie Herrn Gérard an einer Magenentzündung behandeln!«

»Ich hätte mich geirrt?«

»Ja, indem Sie annehmen, ich wiederhole es, Herr Gèrard sei von einer Magenentzündung befallen.«

»Ich nehme aber nicht an, ich versichere!«

»Nun wohl, ich glaube, daß der Kranke von einem andern Uebel befallen ist, als an dem, was Sie versichern.«

»Sie behaupten also, mein Herr?«

»Ich behaupte auch nicht, ich versichere!«

»Sie versichern, Herr Gèrard? .!«

»Leide nicht an einer Magenentzündung; das ist das dritte Mal, daß ich die Ehre habe, es Ihnen zu wiederholen.«

»Aber was Teufels hat er denn, wenn er keine Magenentzündung hat?« rief ganz verwundert der alte Wundarzt.

»Er hat ganz einfach eine Lungenentzündung,« antwortete Ludovic kalt.

»Eine Lungenentzündung? Ah! Sie nennen das eine Lungenentzündung?«

»Nichts Anderes.«

»Dann versicherte Sie vielleicht auch, Sie werden ihn da herausziehen.«

»Ah! was das betrifft, mein Herr, das versichere ich nicht; ich begnüge mich, es zu hoffen.«

»Und darf man das souveraine Mittel kennen, das Sie anwenden werden?«

»Ich will darüber nachdenken, lieber College vorausgesetzt, Sie geben mir die Erlaubniß hierzu.«

»Wie! Sie bitten mich um Erlaubniß, meinen ältesten Freund zu retten?«

»Ich bitte Sie nur Erlaubniß, einen Kranken zu behandeln, der Ihnen gehört?«

»Ich gebe sie Ihnen hundertmal, tausendmal! gefiele es Gott, daß dies etwas nützen würde; wollen Sie aber meine Ansicht hören, so sage ich Ihnen, ich bezweifle, daß der arme Bursche die morgige Sonne sieht.«

»Ich will also das Unmögliche versuchen,« erwiederte Ludovic, immer dieselbe Artigkeit und dieselbe; Ehrerbietung gegen einen Arzt beobachtend, der der Aeltere von Beiden durch das Recht der Geburt, wenn nicht der Wissenschaft war.

»Das Unmögliche, das ist das richtige Wort,« sagte der alte Wundarzt, der diese Ehrerbietung

von Ludovic nicht begriff, welche er für Unschlüssigkeit hielt.

»Was haben Sie nun bis jetzt gethan, mein ehrenwerther College?« fragte Ludovic der Form wegen.

»Ich habe zwei Aderlässe vorgenommen, Blutegel auf den Magen gesetzt, und den Kranken einer absoluten Diät unterworfen.

Ein Lächeln schwebte über die Lippen von Ludovic, viel mehr erzeugt durch das Mitleid, das ihm der Kranke einflößte, als durch die Ironie, die ihm dieses Universalmittel einflößen mußte, das so sehr in der Mode zu jener Zeit: die Blutegel und die Diät, dieser andere Blutegel des Magens.«

Die zwei Aerzte waren so weit in ihrer Erörterung, als einige Bauern, ungeduldig, das Wunder zu erfahren, das die Gegenwart eines zweiten Arztes hatte bewirken sollen, in das Vorzimmer des Philanthropen von Vanvres eindringen.

»Nun,« riefen alle zugleich, geht es besser? ist er gerettet?«

Der alte Militärarzt, der daran gewöhnt war, sich dieselben Worte in die Ohren schreien zu hören, so oft er aus dem Hause des ehrlichen Herrn Gérard wegging, glaubte wieder, sie seien an ihn gerichtet.

Aber ach! ist die Welle veränderlich, ist das Weib noch veränderlicher, als die Welle, so gibt es etwas, was noch tausendmal veränderlicher ist, als die Welle und das Weib zugleich: das ist die Menge.

Einer von den Bauern, der am meisten Ludovic angetrieben, in das Haus des gemeinschaftlichen Wohlthäters einzutreten, antwortete auch grober Weise dem alten Arzte, als dieser sagte: »Wir werden thun, was wir thun können, meine Freunde, seid ruhig.«

»Nicht Sie fragen wir das.«

Ohne Zweifel machte sodann der würdige Herr Pilloy; der unserem berühmten Freunde Lorrey beide Beine des braven Montebello hatte abnehmen helfen, über die Menge, dieselbe Bemerkung wie wir; nur machte er sie eine Secunde zu spät. Er entschuldigte sich auch dadurch, daß er die Stirne faltete, und in seinem Innern den gottlosen Wunsch that, als möchte die prahlerische Wissenschaft des jungen Arztes in Betreff des Kranken eine eklatante Niederlage erleiden, damit er die Summe der Geringschätzung zu theilen habe, welche die Dorfbewohner nun gegen ihn äußerten.

Ein anderer Bauer wandte sich unmittelbar an Ludovic, und sagte, indem er zugleich die Frage stellte und die Antwort gab:

»Nun, wie haben Sie ihn gefunden? nicht wahr, es sieht sehr schlimm bei ihm?«

»Nicht wahr, es ist keine Hoffnung mehr, mein Herr?« fragte ein Zweiter.

»Nicht wahr, er wird nicht davon kommen, mein Herr?« sagte ein Dritter.

»Meine Freunde,« antwortete Ludovic, »so lange der Kranke nicht todt ist, muß man Vertrauen haben nicht zu der Kunst der Aerzte, sondern zu der Natur, und Gott sei Dank Herr Gèrard ist nicht todt!«

Die Menge ließ ein Hurrah ertönen.

»Sie werden ihn retten?« fragten zwanzig Stimmen.

»Ich werde alle meine Kräfte aufbieten,« antwortete Ludovic.

»Oh! retten Sie ihn! retten Sie ihn, mein Herr,« rief man ihm von allen Seiten zu.

Auf dieses Geschrei öffnete Marianne halb die Thüre des Zimmers.

»Was geht denn vor?« fragte der Kranke, den dieser ganze Tumult schmerzlich ergriff, »kann man mich denn nicht ruhig sterben lassen?«

»Oh! Herr,« sagte die wackere Frau, »es ist nicht mehr vom Sterben die Rede.«

»Wie!« rief der Kranke, »es ist nicht mehr vom Sterben die Rede?«

Und seine Augen, die man für erloschen gehalten hätte, schleuderten eine doppelte Flamme.

»Nein, Herr, der junge Arzt, der vorhin gekommen ist, sagte den Bauern, er werde Sie vielleicht retten.«

»Ach! *vielleicht!*« versetzte der Kranke, während er den Kopf wieder auf sein Kissen sinken ließ. »In jedem Falle, Marianne, entferne er sich nicht! oh! Um des Himmels willen, er entferne sich nicht«

Dann blieb er, gelähmt durch diese Anstrengung, unbeweglich, und scheinbar nur durch eine Art von Pfeifen lebend, das sein Hauch aus der Brust gehend hervorbrachte.

»Meine Herren, meine Herren,« sagte die Krankenwärterin, »Herr Gèrard ist ohnmächtig, man sollte glauben, er verscheide.«

»Ludovic ging rasch hinein, nahm die Hand und fühlte den Puls.

»Es ist nichts.« sagte er, »nur eine durch die Aufregung verursachte Ohnmacht. Muth, mein Herr!« rief er dem Kranken zu.

Dieser stieß einen Seufzer aus.

Marianne hatte alle Mühe der Welt, die Menge von einem Einfalle ins Zimmer abzuhalten. e Arzt zu seinem jüngeren Collegen, »ohne Zweifel werden Sie sich nicht darauf beschränken, daß Sie zu dem Kranken sagen: »»Muth!«« Sie werden ihm etwas verordnen.«

»Geben Sie mir Papier

»Mein Herr,« sprach der alt, eine Feder und Tinte,« sagte Ludovic zu der Krankenwärterin, ich will eine Verordnung schreiben.«

Alle wetteiferten, so rasch als möglich die verlangten Gegenstände zu finden.

Der Kranke, der auf das Wort *vielleicht* die einen Augenblick gefaßte Hoffnung wieder verloren hatte, zerarbeitete sich in seinem Bette, faltete die Hände und drückte durch seine Gebärden klarer, als er es durch setzte Worte gethan, die Bitte aus: »Im Namen des Herrn, laßt Mich doch ruhig sterben!«

Niemand achtete aber auf den grausamen Tod, den man ihm auferlegte, so sehr hegte Jedermann das Verlangen, ihm das Leben zu erhalten.

Ludovic suchte einen Platz, wo er die Verordnung, schreiben könnte, doch alle Meubles waren überladen von Flaschen, Töpfen, Gläsern, Tellern, Unterschaalen aller Art.

Die Bauern, als sie die Verlegenheit des jungen Mannes bemerkten, boten ihm die Einen ihren Rücken, die Andern ihren Schooß an.

Ludovic fand einen passenden Rücken und bediente sich desselben als eines Tisches, um die Verordnung zu schreiben. »Lassen Sie das holen;« sagte er zur Krankenwärterin.

Er hatte nicht so bald sein Verlangen ausgesprochen, als die Verordnung, seinen Händen entrisen, in die von vier bis fünf Anwesenden überging, die sich um das Vergnügen, Herrn Gérard nützlich zu sein, stritten.

Ein Hinkender bemächtigte sich endlich des kostbaren Papiers und knappte so schnell er konnte fort.

»Meine gute Frau,« sagte Ludovic zu der Krankenwärterin, »Sie werden alle halbe Stunden Herrn Gérard einen halben Löffel voll von dem Tranke geben, den man Ihnen bringen wird; Sie verstehen? nicht öfter, nicht minder oft als alle halbe Stunden, nicht mehr als einen halben Löffel voll; nur dies kann ihn retten.«

»Alle halbe Stunden, einen halben Löffel voll.« wiederholte die Krankenwärterin.

»Ja, so ist es sehr gut! . . . Ich muß durchaus nach Paris zurückkehren.«

Der Kranke stieß einen Seufzer aus; es schien ihm, der Rest seines Lebens verlasse ihn.

Ludovic hörte diesen Seufzer, eine heiße Bitte des verzweifelten Menschen, und sagte:

»Ich muß nach Paris zurückkehren, doch in drei Stunden komme ich wieder, um zu sehen, welche Wirkung der Trank hervorgebracht hat.«

»Und Sie sind sicher, daß ihn der Trank retten wird?« brummte der alte Arzt.

»Sicher ist nicht das richtige Wort, mein lieber College; besser als irgend Jemand wissen Sie, daß der Mensch nie einer Sache gewiß ist; doch . . . .«

Ludovic warf einen Blick auf den Kranken.

»Doch ich hoffe!« sagte er.

Dieses letzte Wort veranlaßte ein neues Hurrah der Freude in der Menge.

Der Kranke raffte seine Kräfte zusammen, richtete sich in seinem Bette auf und sagte:

»Drei Stunden, mein Herr; suchen Sie nicht länger auszubleiben.«

»Ich verspreche es Ihnen, mein Herr.«

»Ich werde die Minuten zählen.« fügte der Kranke bei, während er mit seinem Taschentuche seine von einem Schweiß, welchen man für den der Todesnoth hätte halten können, bedeckte Stirne abwischte.

Nach diesen Worten ging Ludovic mit seinem alten Collegen ab, er bat ihn, zuerst zu passieren, verbeugte sich vor ihm und gab ihm mit einem Worte alle Zeichen der Ehrfurcht, die man einem Aelteren und Höheren schuldig ist.

Ludovic nahm, wie er gesagt hatte, den Weg nach Paris, nur suchte er diesmal ein Cabriolet, einen Fiacre oder dergleichen, um früher zurück zu sein.

Der Militärarzt folgte ihm voll Groll und ohne den Mund aufzuthun.

Ludovic seinerseits glaubte, es sei nicht an ihm zuerst zu sprechen, nicht einmal, um von seinem Collegen Abschied zu nehmen.«

Dieses Stillschweigen hätte sicherlich bis zu ihrer Trennung gedauert, wenn nicht der Hinkende, der zur Apotheke gegangen, bei den zwei Nebenbuhlern angekommen, um ihnen die Zunge zu lösen.

Der Hinkende zeigte Ludovic den Trank, der ihm übergeben worden war.

»Ist es das, Herr?« fragte er.

»Ja, mein Freund,« antwortete Ludovic das Fläschchen anschauend, »nun sage der Krankenwärterin, sie soll Punkt für Punkt meine Vorschrift befolgen.«

Dieses Zusammentreffen diente Herrn Pilloy als Vorwand, nur wieder das Wort zu nehmen:

»Sie glauben vielleicht, mein lieber College, ich wisse nicht, was diesen Fläschchen enthält?« fragte er.



»Warum sollte ich Ihnen diese Beleidigung anthun?« antwortete Ludovic.

»Es ist ein Brechmittel, was Sie ihm da geben?«

»In der That, es ist ein Brechmittel!«

»Bei Gott! Sie müßten ihm wohl ein Brechmittel geben, da Sie an eine Lungenentzündung glauben!«

»Mein Herr,« sprach Ludovic kalt, »ich habe eine solche Achtung vor Ihrem Wissen und vor Ihrer Erfahrung, daß ich wünschte, ich würde mich täuschen, hieße das nicht zugleich den Tod des Kranken wünschen.«

Nach diesen Worten schlug Ludovic, da er am Horizont weder ein Cabriolet, noch einen Fiacre erblickte, mitten durch die Felder einen Fußpfad ein, der ihn schneller an den Ort seiner Bestimmung führen zu müssen schien, als es die Landstraße gethan hätte.

Der alte Arzt seinerseits kehrte neugierig, zu erfahren, welche Wirkung auf seinen sterbenden Freund der Trank hervorbringen würde, nach Vanvres zurück, und gerade drittehalb Stunden nach dem Abgange von Ludovic war er am Bette des Kranken, der ihn diesmal nicht ohne einen gewissen Widerwillen hier Platz nehmen sah.

Ein solcher Eifer setzte die Dorfbewohner, die ihn eintreten sahen, in Erstaunen; er setzte noch vielmehr die Krankenwärterin in Erstaunen, welche gewohnt, sehr lange ans Herrn Pilloy zu warten, wenn man ihn rief, ganz verwundert war, als sie ihn herbeieilen sah, da man ihn nicht rief. Der Exoberwundarzt gab sich indessen nicht einmal die Mühe, seinen unerwarteten Besuch zu motiviren.

Er versuchte es; Herrn Gérard zu befragen; doch dieser, war es nun Mißtrauen, oder hatte seine Schwäche zugenommen, weigerte sich, ihm zu antworten.

Dann wandte er sich gegen die Krankenwärterin um, und fragte:

»Nun, meine liebe Marianne, was Neues?«

»Ach! Herr,« antwortete die gute Frau, es geht sehr kümmerlich!«

»Haben Sie ihm von dem famösen Trank eingegeben?«

»Ja, Herr.«

»Welche Wirkung hat er hervorgebracht?«

»Eine schlimme Wirkung, eine schlimme Wirkung, lieber Herr Pilloy.«

»Welche Wirkung denn?« fragte der alte Wundarzt, der sich tückisch die Hände rieb.

»Er hat sich erbrochen, Herr.«

»Ah! ich war dessen sicher! Zum Glücke bin ich nicht verantwortlich für die Folgen, und stirbt er, so habe ich ihn nicht getödtet.

»Nein, das ist wahr,« sprach die gute Frau; »doch Sie haben ihm das Leben abgesprochen.«

»Bei Gott!« erwiderte der Oberwundarzt der großen Armee, »man spricht immer das Leben ab, sonst, wenn ein Kranker stürbe, was manchmal geschieht, würde man dem Arzte sagen: »»Er ist gestorben, und Sie hatten ihm nicht das Leben abgesprochen!«« Auf diese Art ist die Ehre der Arzneiwissenschaft gerettet.«

»Ja,« sagte Marianne, »und kommt der Kranke davon, so vergrößert das die Ehre des Arztes«

Die Anschuldigungen des alten Wundarztes und die medico-philosophischen Bemerkungen der Krankenwärterin dauerten eine halbe Stunde.

Nach Verlauf dieser halben Stunde kam Ludovic an.

Er trat gerade in dem Augenblicke ein, wo Herr Pilloy ohne Mitleid für seinen besten Freund, — die Wissenschaft ist wie Saturn, sie verschlingt ihre Kinder! — er trat, sagen wir, in dem Augenblicke ein, wo Herr Pilloy, da er den Kranken fast unmittelbar den Löffel voll Brechtrank, den er genommen, wieder von sich geben sah, Herrn Gérard anschauend, dessen verzerrtes Gesicht das Leiden ausdrückt, laut sagte:

»Er ist entschieden verloren!«

Ludovic hörte diese Worte, achtete aber nicht darauf, ging gerade auf den Kranken zu, schaute ihn aufmerksam an und fühlte ihm den Puls.

Nach einer Minute«, — einer Minute voller Bangigkeit für dieses wackere Herz, voller Unruhe von einer verzagenden Art für den alten Wundarzt, erhob er die Stimme.

Sein Gesicht, das zugleich der Arzt, die Krankenwärterin und der Sterbende forschend betrachteten, drückte die vollkommenste Befriedigung aus.

»Es geht gut!« sagte er.

»Wie, es geht gut?« ragte Herr Pilloy erstaunt.

»Ja, der Puls hat sich wieder gehoben.«

Ah! hiernach urtheilen Sie, daß es besser gehe?«

»Armer, unglücklicher junger Mann, er hat sich erbrochen.«

»Er bat sich erbrochen?« wiederholte Ludovic Marianne anstaunend.

»Sie sehen wohl, daß er verloren ist!«

»Im Gegentheile,« erwiderte Ludovic ruhig, »hat er sich erbrochen, so ist er gerettet.«

»Sie stehen für das Leben meines besten Freundes?« rief Herr Pilloy wüthend.

»Ja, mein Herr,« antwortete Ludovic »ich verbürge mich dafür bei meinem Kopfe.«

Der alte Arzt nahm seinen Hut, und ging mit der Mine eines Algebristen weg, gegen den man behaupten würde, zwei und zwei machen fünf.

Ludovic schrieb eine andere Verordnung, und übergab sie der Krankenwärterin.

»Liebe Frau,« sagte er, »ich habe die *Verantwortung übernommen*! Sie wissen, was dies in der Sprache der Medicin bedeutet? Man führe meine Vorschriften buchstäblich aus, man befolge keine andere, und Herr Gérard ist gerettet.«

Der Sterbende gab einen Freudenschrei von sich, ergriff die Hand des jungen Mannes, und drückte, ehe sich dieser dagegen hatte wehren können, seine Lippen darauf

Doch plötzlich schien sich sein Gesicht unter dem Einflusse eines unbeschreiblichen Schreckens völlig zu entstellen.

»Und der Mönch! und der Mönch.« murmelte er, während er vernichtet auf sein Kopfkissen zurückfiel.

---

## Vierter Band

### LXXIX.

Der Mann mit der falschen Nase.

Wir haben gewisser Maßen die verschiedenen Erzählungen beendigt, welche den Prolog dieses Buches bilden, und außer Petrus, Lydia und Regina kennt der Leser nun die Mehrzahl der Personen, welche bestimmt sind, die Hauptrollen in unserem Drama zu spielen.

Ueberdies haben, wie man gesehen, die verschiedenen Geschichten, die wir erzählt, und die vielleicht ohne Zusammenhang unter einander zu sein schienen, am Ende sich verbunden und ein gleichartiges Ganzes ausgemacht; die scheinbar divergirenden und der sichtbaren gegenseitigen Beziehungen entbehrenden Fäden haben allmählig, und so wie wir bei unserem Gegenstande vorrückten, unter unserer Hand ein oft von Thränen gesättigtes, zuweilen sogar von Blut geröthetes Gewebe gebildet; — eine bald strahlende, bald düstere Leinwand, der wir die riesige Dimension zu geben gesucht haben, welche die ungeheure Aufgabe zuläßt, die wir uns auferlegt, indem wir es unternahmen, die Gesellschaft der *Restauration* von ihren höchsten Gipfeln bis zu ihren tiefsten Abgründen zu schildern.

Man verliere also nicht den Muth; man dringe kühn auf unserer Spur in dieses Land des Unbekannten ein, in das wir uns wagen, und Niemand möge sich durch die Ferne der Horizonte abschrecken lassen: trotz der Krümmungen und Abschüssigkeiten des Weges werden wir zum Ziele gelangen.

Ist der Augenblick, die Moral dieses Werkes hervorzustellen, gekommen, so wird man, wie wir hoffen, den Weg, den man gemacht hat, nicht mehr wahrnehmen; der Zweck wird die Mittel rechtfertigen.

Jede von unseren Personen, dessen darf man sicher sein, ist nicht nur eine imaginäre Schöpfung, ein Wesen der Convention oder der Fantasie, ohne eine andere Absicht, als die, durch dieses oder jenes mehr oder minder geschickte Mittel lachen oder weinen zu machen; nein, nach der Natur gemalt, vertritt jeder Held eine Idee: er ist die Incarnation einer Tugend oder eines Lasters, einer Schwäche oder einer Leidenschaft, und diese Laster, diese Tugenden, diese Leidenschaften, diese Schwächen reproduciren insgesamt die Gesellschaft, wie einzeln jeder von unseren Helden eines von ihren Mitgliedern repräsentiren wird.

Es gibt zwei Arten, aus dem Theater zu Werke zu gehen, gerade wie in unserem Buche; zwei entgegengesetzte Methoden, um zu demselben Ziele zu gelangen: die eine nennt man die Synthese, die andere die Analyse; durch die Synthese gelangt man zur Kenntniss, der Wahrheiten, die man sucht, indem man von der Grundursache ausgeht; bei der Analyse geht man von den allgemeinen Sätzen aus, um zu den Grundursachen hinabzusteigen.

Wir wiederholen, das Ziel ist dasselbe; nur gelangt man durch die Synthese aussteigend zu

demselben, während man es durch die Analyse hinabsteigend erreicht; die Analyse löst einen Körper in seine Grundstoffe aus, um die Ordnung kennen zu lernen; die Synthese sammelt die einzelnen Theile, um ein Ganzes daraus zu bilden.

Man erlaube uns also, daß wir, je nach unseren Bedürfnissen und sogar nach unserer Laune, da wir die Wahl unter den zwei Mitteln haben, uns bald des einen, bald des andern bedienen.

Nachdem er dreißig Trauerspiele verfaßt, bat Corneille, in der Vorrede von *Nicomède*, um Erlaubniß, ein wenig Lustspiel bei dem einunddreißigsten einmengen zu dürfen; nachdem wir achthundert und fünfzig Bände für unsere Leser geschrieben haben, machen wir es wie der Dichter des *Cid*: wir bitten unsere Leser um Erlaubniß, dreißig für uns schreiben zu dürfen.

Nachdem dies vorangestellt ist, wollen wir den Lauf unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Wir haben Ludovic und Petrus vor der Thüre der Freischenke sich trennen lassen, Ludovic, um Chante-Lilas zurückzuführen, — und wir haben gesehen, welche Folgen der Abstecher des jungen Mannes nach dem Bas-Meudon hatte, — Petrus, um seine Sitzung zu halten.

Beschäftigen wir uns ein wenig mit Petrus, von dem wir kaum ein paar Worte gesagt, und den wir nur einen Augenblick, beim Anfange unseres Dramas, vor unsere Leier gestellt haben.

Es ist zweckdienlich, daß ihn der Leser, ehe wir den Theil des Buches, welcher sich unmittelbar auf ihn bezieht, in Angriff nehmen, physisch und moralisch kennt.

Petrus war ein sehr hübscher Junge, von einer natürlichen Eleganz und Distinction, um die ihn die distinguirtesten und elegantesten jungen Modeherren beneidet hätten; doch er erröthete gewisser Maßen über diese aristokratische Ueberlegenheit, die ihm der Zufall zugeschrieben hatte. Er hegte gegen die unnütze Geckenhaftigkeit der jungen Leute, die man *Familiensöhne* nennt, ohne Zweifel, damit man sie nicht mit denjenigen vermenge, welche, da sie sich selbst zu genügen wissen, sich dadurch befriedigt fühlen, daß sie die Söhne ihrer Werke sind; — er hegte, sagen wir, gegen diese müßigen jungen Leute eine so tiefe Verachtung, einen so unüberwindlichen Abscheu, daß er sich anstrebte, seine angeborene Eleganz und Distinction, das heißt die einzigen Dinge, die er mit ihnen gemein hatte, zu verbergen, aus Furcht, ihnen zu gleichen.

Er affectirte Sorglosigkeit in seinem Aeußern, um sein wahres Aeußere zu verbergen, wie er Fehler affectirte, die er nicht hatte, um die guten Eigenschaften, welche er besaß, zu verbergen. Er spielte, wie Jean Robert in der Fastnacht zu ihm gesagt hatte, den Skeptiker, den Rouè, den Uebersättigten, aus Furcht, man könnte bemerken, er sei naiv.

Im Grunde war es das Herz eines fünf und zwanzigjährigen jungen Mannes, redlich, unschuldig, für Eindrücke empfänglich, — kurz ein wahres Künstlerherz.

Und dennoch hatte er die Idee dieser Maskerade und dieses Abendbrods in einem schlechten Hause gehabt.

Wie war ihm diese Idee gekommen?

Will man den Charakter von Petrus genau kennen lernen, so muß man uns erlauben, dies zu erzählen.

Am Morgen eben dieser Fastnacht war Petrus, nach einem Gange in der Stadt, sehr sorgenvoll nach Hause zurückgekehrt.

Woher kam die Betrübniß von Petrus?

Man wird es später erfahren; Alles, was wir für den Augenblick sagen können, ist, daß Petrus sehr sorgenvoll nach Hause zurückgekehrt war. Die besten Charaktere sind so: sie haben Tage, wo sie den Teufel taugen! Petrus war an einem dieser schlimmen Tage.

Jean Robert hatte dem jungen Künstler den Vorschlag gemacht, ihm einen Act von seinem neuen Trauerspiele vorzulesen; doch er hatte Jean Robert zum Henker gehen heißen. Ludovic hatte sich erboten, ihn zu purgiren; doch er hatte Ludovic noch mehr zum Henker geschickt, als Jean Robert.

Dieses sorglose Herz war ganz bewegt; dieser reizende Geist war ganz schwerfällig; seine zwei Freunde begriffen das nicht.

Von ihnen über das Geheimniß seiner Traurigkeit befragt, beschränkte sich Petrus darauf, daß er ihnen ins Gesicht schaute und antwortete:

»Ich, traurig? Ihr seid Narren!«

Eine Antwort, welche Ludovic und Jean Robert ungemein beunruhigte.

Sie drangen also in ihn, doch vergebens.

So oft sie das Gespräch wieder aus seine Traurigkeit brachten, entfernte er sich von ihnen und flüchtete sich in den dunkelsten Winkel seines Atelier, als wollte er sogar ihre Berührung fliehen.

Bei einer dieser Rückzugsbewegungen geschah es, daß er, von seinen zwei Freunden auf's Aeüßerste getrieben, diesen erklärte, wenn sie fortfahren, ihn so zu hetzen, so werde er das Fenster öffnen und aus dem zweiten Stocke hinabspringen, um zu sehen, ob sie in ihrer Verfolgung beharren.

Ludovic streckte die Hand aus, diesmal nicht mehr, um Petrus zu purgiren, sondern um ihm zur Ader zu lassen, denn er behauptete, der junge Künstler sei vom Gehirnfieber befallen; woraus Petrus das Fenster öffnete und schwur, beim ersten Schritte, den seine Freunde gegen ihn machen, werde er seine Drohung ausführen.

Sodann, — als ein wahrer Bretagner von St. Malo, was er war, seit seiner Kindheit gewohnt, auf den Raaen der Fahrzeuge zu laufen, auf die Mastkörbe der Schiffe zu klettern, — warf er seinen ganzen Leib vorwärts, wobei er sich auf eine fast unsichtbare Art am Querstücke seines

Balcon festhielt.

Seine Freunde glaubten einen Augenblick, er stürze sich in der That hinab, und stießen einen Schrei aus.

Er aber antwortete auf diesen Schrei durch ein homerisches Gelächter, was bei der Verfassung des Geistes, in der sie ihn wußten, Jean Robert beunruhigte und Ludovic in Erstaunen setzte.

»Was gibt es denn?« fragten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

»Was es gibt?« erwiderte Petrus: »ich habe vor den Augen das schönste Carricaturmodell für Charlet, oder den schönsten Romanhelden für Paul de Kock, der je einem Menschen während der vier und zwanzig Stunden, welche den glückseligen Tollheitstag bilden, den man die Fastnacht nennt, zu betrachten vergönnt war.«

»Laß sehen!« sagten die zwei Freunde, indem sie näher hinzutraten.

»Oh! schaut!« rief Petrus, »ich bin nicht egoistisch.«

Ludovic und Petrus neigten sich aus dem Fenster.

Obgleich das Atelier von Petrus, erwähnter Manen, in der Rue de l'Ouest lag, so gingen doch seine Fenster auf die Esplanade des Observatoire; es diente also die Esplanade des Observatoire als Rahmen für den, nach den Worten von Petrus, dem Stifte eines Charlet oder der Feder von Paul de Kock geweihten Gegenstand zu einem Gemälde, dessen Anblick so unversehens die Heiterkeit des jungen Malers erregt hatte.

Der Held dieses Romans oder das Modell dieser Carricatur war ein schwarz gekleideter Mann, eher klein als groß, eher dick, als mager, der einsam, melancholisch, und den Stock in der Hand, in der Allee de l'Observatoire spazieren ging.

Vom Rücken gesehen, bot der gute Mann eine gerundete Oberfläche, welche nichts besonders Komisches hatte.

»Was Teufels findest Du denn Drolliges an diesem Herrn?« fragte Jean Robert.

»Er macht auf mich durchaus den Eindruck eines Menschen wie ein Anderer.« sagte Ludovic, »nur scheint er mir ein Zucken im rechten Beine zu haben.«

»Nein, das ist kein Mensch wie ein Anderer, darin täuscht Ihr Euch!« entgegnete Petrus; »und zum Beweise sage ich, daß, ich gern sein möchte wie er.«

»Um was beneidest Du ihn? Laß hören!« fragte Jean Robert; »kann man Dir anbieten, was er hat, und ist das, was er hat, zu verkaufen, so kaufe ich, kauf es ihm ab und schenke es Dir.«

»Was er hat? Ich will es Dir sagen. Vor Allem ist er allein und hat nicht zwei Freunde, die ihn zu Tode quälen, wie Ihr mich zu Tode quält, — was schon etwas ist; — sodann langweile ich

mich, und er belustigt sich.«

»Wie, er belustigt sich?« rief Ludovic; »er sieht so traurig aus wie ein Gehenkter.«

»Dieser Mann belustigt sich?« fragte Jean Robert.

»Ungeheuer!« antwortete Petrus.

»Bei meiner Treue, in jedem Falle hat es nicht den Anschein.« bemerkte Ludovic.

»Nun wohl,« sprach Petrus, »ich, ich sage Euch, daß dieser Mann innerlich aus vollem Halse lacht, und ich will Euch den Beweis hierfür geben. . . . Wollt Ihr ihn haben?«

»Ja,« antworteten einstimmig die zwei jungen Leute.

»Gut, seid auf Alles gefaßt,« sagte Petrus.

Und er machte sich ein Sprachrohr aus seinen beiden Händen und rief dem Manne zu:

»He! mein Herr! Sie, der Sie dort spazieren gehen! . . . Mein Herr!«

Der Herr war ganz allein in der Allee: er begriff also, daß diese Interpellation nur an ihn gerichtet sein konnte, und wandte sich um.

Da brachen die drei jungen Leute mit einander in dasselbe homerische Gelächter aus, von welchem Petrus einen Augenblick vorher das Beispiel gegeben hatte.

Der Spaziergänger war ein ernster Mann, ungefähr von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, der mitten im Gesichte eine drei bis vier Zoll lange Nase hatte.

»Was steht zu Ihren Diensten?« fragte er mit traurigem Tone.

»Nichts, mein Herr,« antwortete Petrus; »durchaus nichts! Wir haben gesehen, was wir zu sehen wünschten.«

Sodann sich gegen seine Freunde umwendend:

»Nun, was sagt Ihr hierzu?«

»Ich gestehe,« erwiederte Jean Robert, »dieser Mann, der vom Rücken betrachtet so ernst aussieht, ist von vorne gesehen sehr ergötzlich.«

»Ich werde bei der Academie der Wissenschaften den Antrag machen, sie möge einen Preis für denjenigen stiften, der die Krankheit findet, an welcher ein Mensch leidet, welcher mit schwarzen Beinkleidern, einem schwarzen Ueberrocke, einem runden Hute und einer falschen Nase spazieren geht!« sagte Ludovic.

»Und Du brauchst einen Preis, eine Aufmunterung, eine Prämie, um das zu finden?« versetzte



Petrus mit einer geringschätzenden Miene.

»Höre,« sprach Jean Robert, »Petrus hat gerade seine Divinationsader: er wird es Dir sagen.«

»Oh! dazu fordere ich ihn auf!« rief Ludovic.

»Petrus sieht vielleicht an diesem Menschen etwas mehr als eine falsche Nase.«

»Sollte er auch ein falsches Toupet sehen, wohin würde ihn das führen?«

»Wohin die Form, unter der aus der See die Segel eines Schiffes erscheinen, Christoph Columbus geführt hat! wohin der Fall eines Apfels Newton geführt hat! wohin der aus einen Drachen fallende Blitz Franklin geführt hat! Zur Entdeckung der Wahrheit,« antwortete Petrus mit der Scheinbegeisterung, welche eine der komischen Formen der Conversation jener Zeit war.

»Höre,« sprach Jean Robert, »irgend ein Philosoph hat gesagt, jeder Mensch, der eine Wahrheit entdeckt habe und sie für sich behalte, sei ein schlechter Bürger. Deine Wahrheit, Petrus? Deine Wahrheit?«

Petrus war gerade in einer von jenen Stunden nervöser Aufregung, wo das Sprechen eine Erleichterung ist; er ließ sich also nicht bitten, um das Wort zu nehmen.

»Nun wohl, ja, Ihr unglücklichen Blinden, die Ihr seid!« sagte er, »unter der falschen Nase dieses Mannes erschau ich sein ganzes Leben.«

»Auf, Petrus! vorwärts!« rief Ludovic.

»Dieser Mann, seht Ihr,« fuhr Petrus fort, »nun denn, ich will Euch seine Geschichte machen.«

»St!« sagte Jean Robert.

»Dieser Mann hat eine Frau, die ihm unerträglich ist, und er führt ein Leben, das ihm so unerträglich ist, als seine Frau: er hat seine Nachbarn sagen hören, seine Herren Kinder seien nicht von ihm; sein Portier schaut ihn sicherlich deshalb mit einer spöttischen Miene an, wenn er ausgeht, und mit einer traurigen Miene, wenn er nach Hause kommt; er hat nur einen einzigen Freund, und das ist gerade derjenige, welchen man beschuldigt, er sei sein Feind! Diese Verleumdung ist gegründet, oder, wenn Ihr lieber wollt, diese Verleumdung ist keine Verleumdung; er weiß es, er hat die authentischen Beweise davon. Nun wohl, er fährt fort, freundschaftlich die Hand seinem Freunde zu drücken, — oder seinem Feinde, wie Ihr wollt; — er macht jeden Abend mit ihm seine Partie Domino; er ladet ihn einmal in der Woche zum Mittagbrode ein; er vertraut ihm seine Frau bei den ersten Vorstellungen; er nennt ihn: *Mein Guter! mein Lieber! mein Alter!* kurz, er bedient sich der liebevollsten Beiwörter, um ihm seine Freundschaft zu beweisen, während er ihn im Grunde haßt, verabscheut, ihm gern sein Herz essen möchte, wie Gabriele von Vergy das ihres Geliebten Raoul gegessen hat! Und warum heuchelt er so? warum thut er so der Frau und dem Liebhaber schön? Weil dieser Mann ein Weiser ist, ein Sokrates, ein friedlicher Bürger, der die Ruhe in seinem Hause haben will und sie nicht zu erlangen vermöchte, wenn er den Mund öffnen und die Augen nicht zumachen würde.«

»Doch ohne Zweifel, mein lieber Petrus,« sagte Jean Robert, die fieberhafte Begeisterung seines Freundes anstachelnd, »ohne Zweifel hat dieser Mann seine Freuden; mitten in dieser Sahara, die man die Ehe nennt, hat er eine Oase, eine kühle Quelle gefunden, wohin er zu seinen Stunden geht, wo er sich heimlich erquickt, was ihm die nöthige Kraft verleiht, um aus dem brennenden Sande der ehelichen Wüste herumzutreten.«

»Ah! ja gewiß!« erwiderte Petrus; »ein Mensch ist nie ganz glücklich, und ebenso wenig ganz unglücklich; er hat Streiflichter mitten im Schatten, wie bei den Windstößen von Ruysdael, wie bei den Stürmen von Joseph Vernet. Ja, gerade wie alle seines Gleichen, hat dieser Sterbliche seine inneren, stummen Glückseligkeiten, seine geheimnißvollen, verborgenen Freuden. Nun wohl, kennt Ihr seine Freuden? errathet Ihr seine Glückseligkeiten? Nein? Dann will ich sie Euch sagen. Die unaussprechliche Freude dieses Mannes, die feierliche Glückseligkeit, die er sich dreihundert fünfundsiebzehn Tage des Jahres verspricht, ist, eine falsche Nase an der Fastnacht zu tragen! Die Wohlthaten des Gesetzes benützend, durchschreitet er frech sein Quartier, mit der Gewißheit, von seinen Nachbarn, die *er* nun insultirt, nicht erkannt zu werden; und er hat um so mehr Grund, dies zu glauben, als er im letzten Jahre, zur selben Zeit, seinem Freunde und seiner Frau, die in einem Fiacre fuhren, begegnet ist, ohne daß sie bei seinem Anblicke den Vorhang heruntergelassen haben. Dieser Mann, den Ihr da seht,« fuhr Petrus sich in seiner fantastischen Exaltation steigernd fort, »er gäbe seinen Fastnachtstag nicht für zwanzig tausend Maravedis: er ist König von Paris; er geht incognito in seiner Stadt spazieren, und heute Abend, wenn er nach Hause kommt, wird ihn seine Frau vergebens über die Verwendung seines Tages befragen: er wird taub und stumm für das Verhör seiner Frau bleiben; nur wird er sie, des Vergnügens gedenkend, das er fünf bis sechs Stunden lang genossen hat, mit einer Miene des Mitleids anschauen! — Achtet also diesen Mann; achtet und beneidet ihn; denn er belustigt sich, während Ihr, an diesen Tagen der öffentlichen Genüsse, das Aussehen habt. Du, Ludovic, des Arztes, der die Heiterkeit umgebracht hat, und Du, Jean Robert, des Todtenträgers, der sie nach dem Père-Lachaise gebracht hat.«

»Du, der Du diesen Menschen um sein Loos beneidest,« sagte Ludovic zu Petrus, — »warum vermummst Du Dich nicht wie er mit einer falschen Nase? warum intriguirst Du nicht wie er die Vorübergehenden? warum machst Du nicht die Bürger Deines Quartiers glauben, ihre Weiber betrügen sie?«

»Fordere mich nicht hierzu auf!« erwiderte Petrus.

»Ich fordere Dich im Gegentheile auf, und zwar aus Leibeskräften.«

»Fordere einen Narren nicht auf, seine Narrheit zu machen,« sagte Jean Robert.

»Die Narrheit gilt für die Mutter der Weisheit,« sprach Petrus sententiös; »was beweist, daß man, wenn man in seiner Jugend ein Narr ist, mit dem Alter weise wird; während im Gegentheile die weisen jungen Leute närrische Greise werden. Das ist es, was Euch Beide bedroht,« fuhr er fort; »Ihr seid, ohne es zu vermuthen, auf dem großen Wege der Ueppigkeit; Eure frühreife Weisheit führt Euch geradezu zur schamlosen Ausschweifung. Ei! unsere Väter waren nicht so, sie waren jung in ihrer Jugend, alt in ihrem reiferen Alter; sie verachteten es nicht, die Feste zu

heiligen; Fastnacht besonders war für sie ein Tag, den sie in Saus und Braus zubrachten; doch Ihr fünf und zwanzigjährige Greise, die Ihr die Manfred und die Werther spielt, Ihr verachtet die naiven Vergnügungen unserer Vorfahren; Ihr würdet die Sohlen Eurer Escarpins nicht in die Straßen von Paris an einem Faschingstage wagen; nein, im Gegentheile, Ihr flieht! Ihr sperrt Euch ein, und das Schlimmste an Allem dem ist, daß Ihr Euch bei mir einsperrt, bei mir, der ich, der Teufel soll mich holen, noch einfältiger, noch verdrießlicher, noch trauriger als Ihr bin.«

»Bravo, Petrus!« rief Ludovic; »bei meiner Treue, Du hast mich zu Deinen Ideen bekehrt; und zum Beweise diene, daß ich eine neue Aufforderung an Dich ergehen lasse.«

»Es sei!«

»Die, daß wir uns alle Drei als Malins kleiden und in diesem eleganten Costume in den schlechten Häusern von Paris herumlaufen.«

»Angenommen!« erwiderte Petrus; »es ist für mich Bedürfniß, mich zu zerstreuen. Bist Du dabei, Jean Robert? Jean Robert, bist Du dabei?«

»Unmöglich!« antwortete Jean Robert; »ich speise in der Rue Sainte-Appoline zu Mittag und bleibe bei einer Familiensoirée. Laßt mir also meine Freiheit.«

»Nun wohl, ja; doch unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?« fragte Jean Robert.

»Oh! wenn man Dir diese Bedingung genannt hat, wird es sich nicht darum handeln, es abzuschlagen oder Umstände zu machen.«

»Bei meinem Worte, es wird geschehen wie bei den unschuldigen Spielen: was man mir befiehlt, werde ich thun.«

»Nun wohl!« sagte Ludovic, »ich bin begierig, zu erfahren, ob sich Petrus in Betreff des Mannes mit der falschen Nase getäuscht hat. Du wirst Dich also vor diesen Menschen stellen und ihn fragen: »»Wie heißen Sie? wer sind Sie? was suchen Sie?«« Wir erwarten Dich hier.« »

»Gut!« sprach Jean Robert.

Der junge Mann nahm seinen Hut und ging ab.

Nach zehn Minuten kam er zurück.

»Bei meiner Treue, meine Herren,« sagte er, »ich komme nicht aus meine Kosten!«

»Er hat Dir nichts geantwortet, der Heuchler?«

»Im Gegentheile.«

»Was hat er Dir geantwortet?«

»Er heiße Gibassier, er sei aus dem Bagno von Toulon entsprungen, und er suche einen Herrn, der ihm tausend Thaler geben soll, um in der nächsten Nacht einen *Coup zu machen*.«

Die drei jungen Leute brachen in ein Gelächter aus.

»Nun,« sagte Ludovic zu Petrus, »Du siehst wohl, daß es nicht Dein Brgersmann ist.«

»Und warum nicht?«

»Gut! ein Brgersmann hatte nicht so viel Geist!«

Hiernach gingen die drei jungen Leute den Geist des Mannes mit der falschen Nase preisend ab.

Man hat im ersten Kapitel dieser Geschichte das Resultat der von Petrus an Ludovic ergangenen Herausforderung gesehen.

---

## LXXX.

Der Van Dyk der Rue de l'Ouest.

Nun, da wir eine Probe vom Charakter von Petrus, an den Tagen, wo er sich in der Schenke befand und sein Nervensystem gereizt war, gegeben haben, wollen wir sehen, was er außerhalb der Schenke oder während seiner Tage guter Laune war.

Wir haben gesagt, es sei ein schöner Junge gewesen; erklären wir uns ein wenig: man ist im Allgemeinen nicht genug einverstanden über das Wort: *schöner Junge*.

Wir Männer sind schlechte Richter bei dieser Materie; sprechen wir von der Meinung der Frauen.

Für die Einen besteht die Schönheit der Männer in der Gesundheit und in der Frische, das heißt in der Schulterbreite mit Ausschluß der Züge und des Ausdrucks der Physiognomie; diese werden gleich sehr einen Kürassier, einen Roßhändler und einen Jäger lieben; mit einem Worte alle Masken und alle Hälse, welche die Stärke repräsentieren.

Für die Anderen wird die Schönheit der Männer in der Mattheit und Sanftheit des Gesichtes, in der Regelmäßigkeit der Züge, in der Schläfrigkeit der Augen, in der Magerkeit des Körpers bestehen; für diese werden die schönen Männer die weibischen und die Schwäche repräsentierenden Männer sein.

Für uns liegt die Schönheit des Mannes, — ist es überhaupt erlaubt, zu sagen, es gebe schöne Männer, — die Schönheit des Mannes liegt ganz und gar in seinem Auge, in seinen Haaren, in seinem Munde.

Ein Mann ist immer schön, wenn er ein leuchtendes Auge, wohl gescheitelte Haare, einen zugleich festen, lächelnden und gut ausgestatteten Mund hat.

Die Schönheit des Mannes scheint uns vor Allem im Ausdrucke zu bestehen.

Das sind unserer Ansicht nach die beim Manne absoluten Schönheitsbedingungen, welche uns bewogen haben, von Petrus zu sagen, er sei ein schöner Junge gewesen.

Will übrigens der Leser einen genauen Begriff von demjenigen haben, den wir vor seinen Augen stellen lassen, so erinnere er sich jenes wunderbaren, von ihm selbst gemalten Portraits von Van Dyk; und erinnert man sich dieses schönen Portraits nicht, so schaue man bei allen Händlern der Quais und der Boulevards den nach dem Gemälde gemachten Stich an.

Als Jean Robert eines Tages über den Quai Malaquais ging, erblickte er diesen Stich hinter einer Glasscheibe, und er war so betroffen von der Aehnlichkeit des Schülers von Rubens mit Petrus, daß er sogleich in das Magazin eintrat, um hier, nicht diesen Kupferstich von Van Dyk, sondern dieses Portrait seines Freundes zu kaufen.

Er hing es im Atelier von Petrus aus, und die Aehnlichkeit des Malers von Karl I. mit dem jungen Manne war so auffallend, daß von zehn Bürgern, welche zu ihm kamen, um ihr Portrait in Oel, oder das ihrer Frauen, oder ihrer Töchter in Pastell malen zu lassen, neun sich einbildeten, Petrus spotte ihrer, wenn er ihnen sagte, dieser Stich sei nicht nach seinem Bilde, sondern nach dem eines Malers gemacht worden, der vor hundert und achtzig Jahren gestorben.

Es war derselbe Schnitt des Gesichtes, derselbe Ton des Fleisches, wie beim Portrait, wohlverstanden; dieselben in einer einzigen fahlen, gelockten Masse auf der Stirne emporgerichteten Haare. Die Vertiefung des Auges war dieselbe; derselbe aufgestutzte Schnurrbart und derselbe Zwickelbart beschatteten denselben Mund und dasselbe Kinn; kurz, Petrus war ein lebendiger, männlicher, stolzer, verständiger und guter Van Dyk.

Jeder, der in sein Atelier gekommen und zuvor in Genua gewesen wäre, würde sich unwillkürlich der herrlichen Bilder des Rothen Palastes erinnert und mit den Augen die anbetungswürdige Marquise von Brignoles gesucht haben, deren Portrait man aus jedem Schritte in diesem schönen Palais vom flämischen Meister gemalt und mit seinem Zeichen versehen wiederfindet.

Wenn man, Petrus mit seinem zurückgeschlagenen Kragen, mit seinem Sammetrocke, um den sich am Leibe eine seidene Knotenschnur schlang, anschauend, wie er träumerisch in der Tiefe seines Ateliers dasaß und mit seiner Hand, welche so zart und weiß wie eine Priester- oder Frauenhand, seinen Schnurrbart kräuselte, die ideale Gefährtin dieses schönen jungen Mannes gesucht hätte, so war die Aehnlichkeit mit dem Maler von Antwerpen so groß, daß man ihm keine andere Freundin gewünscht haben würde, als diese, durch den lieblichen Pinsel von Van Dyk verewigte Marquise von Brignoles.

Und wahrhaftig, es hätte ihm keine besser angestanden; denn offenbar nicht um einer Grisette oder einem Bürgermädchen zuzufiegen, hatte die Seele, welche in den Augen von Petrus strahlte, ihre Flügel erhalten, und man begriff, daß nur der Abkömmling eines ganzen Geschlechtes von Tapferen zu diesem stolzen, schönen jungen Manne hätte sagen können: »Neige Dich: ich bin Deine Gebieterin.«

Es war in der That die Tochter eines ganzen Geschlechtes von Tapferen, die im Herzen von Petrus Unruhe erregt hatte.

In dieser öden Straße, welche man die Rue de l'Ouest nennt, und wo sein Atelier lag, sah der junge Mann eines Tags, als er nach Hause kam, einen Wagen mit Wappen von so großer Art anhalten, daß er, obgleich der Wagen Anfangs nur an ihm vorüber gefahren war, das Wappen erkannt hatte, welches Silber war, mit einem Mohrenkopfe in natürlichen Farben, und darüber eine Fürstenkrone mit dem Wahlspruche: **Adsit fortior!** (Es komme ein Tapferer!)

Dieser Wagen hielt, wie gesagt, vor der Thüre von Petrus an.

Als der Wagen angehalten hatte, sprang der Bediente, der eine blaue Livree mit Silber trug und hinten saß, von seinem Sitze herab und öffnete den Schlag einer reizenden jungen Frau mit aristokratischem Gange und aristokratischer Tournure.

Nach dieser jungen Frau, oder vielmehr diesem Mädchen, das neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein mochte, stieg, sich aus den Arm des Lackeis stützend, eine alte Dame von etwa sechzig Jahren aus.

Die junge Frau schaute über die Thüre des Hauses, vor dem sich der Wagen befand, und da sie ohne Zweifel nicht sah, was sie suchte, so wandte sie sich gegen den Kutscher um und fragte ihn:

»Ganz-Sie sicher, daß hier die Nummer 92 ist?«

»Ja, Prinzessin,« antwortete der Kutscher.

Es war die Nummer von Petrus.

Sobald der junge Mann bemerkte, daß die Damen eingetreten waren, schritt er über die Straße, und in dem Augenblicke, wo er selbst eintreten wollte, hörte er die jüngere von den beiden Frauen den Concierge fragen:

»Nicht wahr, hier wohnt wirklich Herr Petrus Herbel?«

Herbel war der Familienname von Petrus.

Woraus der Concierge, ganz verwundert über die schönen Pelze, in welche die zwei Damen gehüllt waren, mit einer Verbeugung antwortete:

»Ja, er wohnt hier, Madame; er ist aber für den Augenblick nicht zu Hause.«

»Um welche Stunde findet man ihn?« sagte die Fragerin.

»Am Morgen bis um zwölf oder ein Uhr,« erwiderte der Concierge »übrigens ist er hier,« fügte er bei, als er den Jungen Mann erblickte, der herbeigekommen war, und dessen Kopf die der zwei Frauen überragte.

Beide wandten sich gleichzeitig gegen Petrus um, und dieser verbeugte sich ehrerbietig.

»Sie sind Herr Petrus Herbel, Kunstmaler?« fragte ziemlich impertinent die alte Dame.

»Ja, Madame,« antwortete Petrus kalt.

»Wir kommen wegen eines Portraits,« fuhr die alte Dame immer in demselben Tone fort; »steht es Ihnen an, es zu machen?«

»Das ist mein Gewerbe, Madame,« sagte Petrus mit großer Höflichkeit, jedoch noch kälter, als das erste Mal.

»Nun, wann wollen Sie es anfangen? . . . Wird es lange dauern? brauchen Sie Sitzungen? Antworten Sie rasch: wir sind ganz erfroren!«

Die junge Frau hatte bis dahin kein Wort gesagt; die Impertinenz ihrer Gefährtin und zugleich

die ehrerbietige Geduld von Petrus bemerkend, näherte sie sich diesem, nahm nun ebenfalls das Wort und fragte:

»Sie, mein Herr, sind der Maler eines Portraits, das bei der letzten Ausstellung unter der Nummer uns 309 figurirte?«

»Ja, mein Fräulein.« antwortete Petrus. ganz bewegt zugleich von der Schönheit dieser jungen Person und von der Lieblichkeit ihrer Stimme.

»Wenn ich mich nicht irre, mein Herr, war es Ihr eigenes Portrait, nicht wahr?«

»Ja, mein Fräulein,« sagte Petrus erröthend.

»Nun wohl, mein Herr, ich wünschte ein Portrait von mir in derselben Weise gemacht zu haben; dieses war von einem Tone, der mich entzückt hat. Ich besitze schon acht bis zehn Portraits von mir, die meine Mutter oder meine Tante malen ließen, doch keines befriedigt mich; wollen Sie es auch versuchen, eine sehr launenhafte, sehr häkelige Person zu befriedigen?«

»Ich werde mich bemühen, und das wird eine große Ehre für mich sein, mein Fräulein . . .«

»Eure Ehre?« unterbrach die alte Dame, »und warum wird es eine Ehre für Sie sein?«

»Weil es nur einer Celebrität vergönnt sein müßte, das Portrait einer Person von der Schönheit und dem Range von Fräulein von Lamothe-Houdan zu malen,« antwortete Petrus sich verbeugend.

»Ah! Sie kennen uns, mein Herr?« brummte die alte Dame.

»Ich kenne wenigstens den Namen des Fräuleins,« erwiderte Petrus.«

»Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, ich sei launenhaft und häkelig; ich vergaß, Ihnen zu sagen, ich sei neugierig.«

Petrus verneigte sich als ein Mann bereit, die Neugierde des schönen Besuches zu befriedigen.

»Woher wissen Sie meinen Namen?« fuhr die junge Dame fort.

»Ich habe ihn an den Füllungen Ihres Wagens gelesen,« antwortete Petrus lächelnd.«

»Ah! das Wappen meiner Familie! Sie verstehen sich also auf Wappen?«

»Ein ich nicht berufen, alle Tage davon Gebrauch zu machen, und kann es einem Historienmaler unbekannt sein, daß von der Einnahme von Constantinopel bis zu der von Berg op Zoom das Wappenschild der Lamothe-Houdan auf allen Schlachtfeldern gestrahlt hat, ohne das zu treffen, was sein Wahlspruch sucht?«

Dieses Tapferkeits- und Adelspatent, ihr so ungestüm, jedoch mit einer vollkommenen



Höflichkeit ins Gesicht geworfen, machte die Erbin der Lamothe-Houdan bis ans Weiße der Augen erröthen.

In ihrer Eitelkeit geschmeichelt, konnte selbst die alte Dante nicht umhin, dem Künstler einen Blick des Wohlwollens zu gewähren.

»Nun wohl, mein Herr,« sagte sie mit einer freundlichen Miene, die man von ihrer impertinenten Person zu erwarten nicht berechtigt war, »da Sie den Namen meiner Nichte wissen, so habe ich Sie nur noch um Ihre Stunde zu fragen und Ihnen unsere Adresse zu geben.«

»Meine Stunde wird die Ihrige sein, Madame,« antwortete der junge Mann mit einer Ehrerbietung, welche eine solche Veränderung des Tones gebot, »und

was die Adresse der Prinzessin von Lamothe-Houdan betrifft, so ist es Niemand erlaubt, nicht zu wissen daß ihr Hotel in der Rue Plumet, dem Hotel Montmorin gegenüber, beim Hotel des Grafen Abrial, liegt.«

»Nun wohl, mein Herr,« sagte die junge Dame, um zweiten Male erröthend, »morgen um die Mittagstunde wenn Sie wollen.«

»Morgen um Mittag werde ich zu Ihren Befehlen sein, meine Damen,« erwiederte Petrus, indem er sich tief verbeugte.

Die zwei Damen stiegen wieder in ihren Wagen, und Petrus kehrte in sein Atelier zurück.

Wir haben gesagt, Petrus sei ehrlich gewesen, das hatte aber Petrus nicht abgehalten, gegen Fräulein von Lamothe-Houdan eine der grössten Lügen auszusprechen, die aus dem Munde eines Menschen hervorgehen können.

Petrus hatte behauptet, es sei Niemand erlaubt, die Adresse der Lamothe-Houdan nicht zu wissen, und zwei Monate vorher wusste er sie selbst noch nicht, und nur ein Zufall hatte ihn davon unterrichtet.

Wenige Pariser, die Pariser der Faubourgs aeint-Jacques und Saint-Germain ausgenommen, kennen denjenigen Theil der äußeren Boulevards, der von der

Barrière de Grenelle zur Barrière de la Gare geht; diese Boulevards, oder vielmehr diese Promenade von vierzehn bis fünfzehn tausend Metres Länge ist bepflanzt mit vier Reihen Bäume, welche zwei Gegenalleen bilden; sie ist von einem Ende der Straße zur anderen mit Rasen betepicht, und für Jeden, der allein zu meditiren oder zu zwei in den schattigen Alleen eines Parkes zu träumen gewünscht hat, ist das Boulevard du Midi eine reizende Promenade.

Einige von den Frauen, welche ihre Gesichter nie auf den öffentlichen Promenaden, in den Theatern, bei den Concerten zeigen und, die Zurückgezogenheit bis zum Klosterleben treibend, nur ausgehen, um die Kirche zu besuchen; einige von diesen Frauen, sagen wir, kamen, beruhigt durch die Einsamkeit dieser schattenreichen Thebais, an den Sommerabenden, um hier eine Spazierfahrt zu machen, und der fleißige junge Mann, der unter den großen Bäumen

lustwandelnd seinen Codex commentirte, war verwundert auf der Straße, wie die dunstigen Schatten der vornehmen Damen von Einst, schönen, lächelnden Frauen des Foubourg Saint-Germain vorüberkommen zu sehen.

Unter diesen jungen Frauen, — und zwar eine der schönsten, wenn nicht eine der muntersten und lächelndsten, — fuhr im Sommer in einer offenen Caleche, im Winter in einer geschlossenen Caleche die reizende Person vorüber, die wir in diesem Buche schon zweimal haben wiedererscheinen lassen: das erste Mal am Sterbebette von Carmelite; das zweite Mal vor einem Augenblicke im Hause von Petrus; Fräulein Regina von Lamothe-Houdan, Tochter des Marschalls Bernard von Lamothe-Houdan.

Was Petrus betrifft, — er hatte sie ungefähr sechs Monate vor der Epoche, zu der wir gelangt sind, gegen das Ende eines schönen Sommerabends gesehen.

Er war ganz allein mitten auf dem Wege, den die vier Reihen Bäume des Boulevard bilden; er betrachtete am Horizont, auf der Seite des Invalidenhauses, den Effect einer untergehenden Sonne, als er plötzlich, am Ende der Allee, als ob sich zwei von den Pferden des Sonnenwagens losgemacht hätten, mitten in einem Goldstaube zwei Reiter, welche an Schnelligkeit zu wetteifern schienen, auf sich zukommen sah.

Petrus trat auf die Seite, um sie vorüberziehen zu lassen, doch sie kamen nicht so rasch vorbei, daß der junge Mann ihre Gesichter nicht hätte unterscheiden

können. — Wir haben gesagt *zwei Reiter*; wir hätten sagen sollen, ein Reiter und eine Amazone.

Die Amazone war eine große junge Frau, nach dem Muster von Diana der Jägerin geschnitten, angethan mit einem Reitkleide von rohem Foulard, mit

einem grauen Hute, von dem ein grüner, Schleier herabfiel, auf dem Kopfe; sie hatte in ihrer Haltung, in ihrer Tournure etwas von der reizenden Diana Vernon, welche Walter Scott. geschaffen und unserer Vewunderung übergeben hat, und viel von der anbetungswürdigen Edmée, welche Madame Sand vielleicht schon im Zustande eines Gespenstes in den Nebeln ihres Thales von Corlay hatte vorüberziehen sehen.

Die stolze Art, wie diese junge Frau, — wir müßten sagen dieses Mädchen, — auf ihrem von Mähne schwarzen, von Schaum weißen Pferde saß; die ungestüme Energie, mit der sie den Gang ihres Rosses lenkte und seine Launen bändigte, bezeichneten schon eine Reiterin von erster Stärke, und das Gespräch, das sie mit ihrem Gefährten, trotz des heftigen Galoppes

der Pferde, unterhielt, bewies, daß sie eben so viel Kaltblütigkeit als Gewandtheit besaß.

Ihr Begleiter war ein Greis von sechzig bis , fünfundsechzig Jahren, von schöner Miene und vornehmer Tournure, mit einem grünen Reitrocke, weißen

Hosen und Stiefeln **à la française** bekleidet; er trug einen großen schwarzen Filzhut, unter

dem weiß, als wären sie gepudert worden, Haare flatterten, welche etwas vom Schnitte des Directoriums beibehalten hatten. Es war unnöthig, das an dem Knopfloche dieses Reiters befestigte mehrfache Band zu sehen, um zu wissen, welcher Klasse der Gesellschaft er angehörte; überdies offenbarten seine dichten Augenbrauen, sein rauher Schnurrbart, dessen Spitzen über sein Kinn herabfielen, der ein wenig harte Ausdruck seines Gesichtes bei diesem Manne die Gewohnheit des Befehlens, und mit dem ersten Blicke erkannte man in ihm eine der militärischen Illustrationen der Zeit.

Für Petrus war das rasche Vorüberziehen des Greises und des Mädchens wie eine Vision, und wären sie nicht eine halbe Stunde nachher auf ihrem Wege

zurückgekommen und aufs Neue vor ihm erschienen, so würde er geglaubt haben, er habe ein schönes Burgfräulein des Mittelalters, das sich rasch nach seinem Familienschlosse, in Begleitung seines Vaters oder irgend eines alten Paladins, begeben, vorbeireiten sehen.

Petrus ging wieder nach Hause und wollte zur Arbeit schreiten; doch die Arbeit ist eine eifersüchtige Geliebte, die sich zurückzieht, wenn Ihr die Stirne

heiß von den Küssen einer Nebenbuhlerin zu ihr kommt.

Die Nebenbuhlerin der Arbeit von Petrus war sein Begegnen, seine Vision, sein Traum.

Vergebens nahm er seine Palette, vergebens suchte er, vor seiner Staffelei stehend, seinen Pinsel auf der Leinwand zu führen: der Schatten der Amazone schwebte über ihm, schob seine Hand auf die Seite, liebte seine Stirne.

Nach einer Stunde des Kampfes gegen das schöne Fantom ging er indessen wieder an die Arbeit.

Man hätte glauben können, er sei Sieger: er war besiegt.«

Der untermalte Gegenstand, den die Leinwand darstellen sollte, war ein verwundeter, sterbender, auf dem Sande liegender Kreuzritter, dem ein arabisches Mädchen Hilfe leistete; während schwarze Sklaven, die sich

wunderten, daß man, statt ihm den Garaus zu machen, einem Hunde von Ungläubigen beistand, den Kopf des Sterbenden aufhoben, schöpfte das Mädchen, im zweiten Plane, im Helme des Ritters Wasser an einer von drei

Palmbäumen beschatteten Quelle.

Dieses Gemälde hatte Petrus in dem Augenblicke, wo er nach Hause gekommen war, die genaue Allegorie seines Lebens geschrieben. War er nicht in der That dieser Ritter, der verwundet worden in dem harten

Kampfe des Daseins, wo jeder Künstler ein Kreuzritter ist, welcher eine lange und gefährliche Pilgerfahrt nach dem Jerusalem der Kunst vollbringt? Und diese Amazone der er begegnet war,

— war sie nicht die beseligende Fee, welche man die Hoffnung nennt, und die aus ihrer nassen Grotte hervorkommt, sobald die Arbeit die Kräfte des Menschen übersteigt, und Tropfen für Tropfen, wie die Venus Aphrodite, aus dem Ende ihrer gewundenen

Haare den Thau, der den Wanderer erquickt, fallen läßt.

Dieses ideale Symbol, das seiner Einbildungskraft zulächelte, dünkte ihm so auffallend, daß er das materielle Symbol seines Lebens daraus zu machen beschloß, und er nahm sein Kratzmesser und tilgte in einem Augenblicke die zwei Köpfe der jungen Araberin und des Kreuzritters aus, und setzte sein Gesicht an die Stelle von dem des Kreuzritters und das der Amazone an die Stelle des der Araberin.

In diesem Zustande des Geistes war er wieder zur Arbeit geschritten; wir hatten also Recht, wenn wir vorhin behaupteten, statt Sieger zu sein sei er besiegt gewesen.

Von diesem Augenblicke an vergingen einige Monate, ohne daß er die Amazone wiedersah, oder besser gesagt, ohne daß er sie wiederzusehen suchte; doch durch denselben Zufall, der ihn das erste Mal ihr hatte begegnen lassen, begegnete er eines Tages im Monat Januar 1827, an einem glänzenden Schneemorgen. Auf's Neue in einer geschlossenen Caleche auf den öden Boulevards dem edlen, schönen Mädchen.

Diesmal war sie schwarz gekleidet, und es befand sich bei ihr eine alte Dame, welche im Fond des Wagens zu schlafen schien.

Die Caleche fuhr vom Boulevard des Invalides nach der Allée de l'Observatoire; hier angelangt, kehrte sie nach dem Boulevard des Invalides zurück, und so begann sie unablässig wieder dieselbe Fahrt.

Endlich verschwand der Wagen auf dem Boulevard des Invalides, an der Ecke der Rue Plumet.

Petrus begriff, daß, in dieser Straße sein Ideal wohnte.

Eines Morgens hüllte er sich bis an die Augen in einen großen Mantel, stellte sich unter das Portal von einem der Häuser der Rue Plumet und erwartete die

Rückkehr des Wagens, den er hatte vor überfahren sehen.

Gegen ein Uhr Nachmittags kam der Wagen in das Hotel zurück, dessen Lage Petrus am Anfange dieses Kapitels so genau angegeben hatte.

Unser moderner Van Dyk erlaubte sich also, wie man sieht, eine grobe Lüge, als er sagte, Jedermann müsse die Adresse der Lamothe-Houdan kennen, da er sie einen Monat vorher selbst nicht kannte.

Es ist überflüssig, von der Freude zu sprechen, welche dem jungen Manne der Besuch dieser Fee verursachte, die er bis dahin nur im Zustande des Dunstes gekannt und fast bewundert hatte,

und wäre die alte Dame, die sie begleitete, taub und blind gewesen, so würde Petrus wahrscheinlich in seine Wohnung hinausgegangen sein, und er hätte der jungen Prinzessin nicht nur das Portrait, das sie zu haben wünschte, sondern noch zwanzig andere Portraits gebracht; denn seit sechs Monaten, hatte der junge Maler unwillkürlich allen Frauen seiner Bilder die reizenden, obgleich ein wenig hochmüthigen Züge von Regina gegeben.

---

## LXXXI.

Eine alte Geschichte, doch immer neu.

Als Petrus in sein Atelier zurückkam, schaute er zuerst mit Freude, sodann mit Widerwillen die verschiedenen Bilder an, wo er, aus der Erinnerung, die Tochter des Marschalls von Lamothe-Houdan gemalt hatte.

Nach einer prüfenden Betrachtung von zehn Minuten dünkten ihm in der That diese Portraits so sehr unter dem Modelle, daß er ganz nahe daran war, ein

Auto da Fe daraus zu machen; zum Glücke brachte ihn die Ankunft von Jean Robert von diesem Entschlusse ab.

Jean Robert war ein zu guter Beobachter um nicht zu sehen, es gehe etwas Neues und Außerordentliches im Leben seines Freundes vor; Jean Robert war aber ein sehr discreter junger Mann, der nur einen Fuß auf das Terrain der Neugierde zu setzen wagte und, sich, da er Widerstand fühlte, sogleich zurückzog.

Die jungen Leute, — wenigstens die jungen Leute von Distinction, — sprechen selten unter sich von ihren Geliebten, ihren Liebschaften, und sogar von ihren einfachen Bekanntschaften; jedes zarte Herz liebt den Schatten und das Geheimniß und führt nicht leicht selbst einen vertrauten Freund in das Tabernakel seiner Zuneigungen ein.

Jean Robert verweilte nur so lange, als er es für nöthig erachtete, um seinem Besuche einen andern Anschein als den eines Eintritts und eines Abgangs zu

geben; dann ersann er einen Vorwand und entfernte sich wieder, um Petrus einsam sich seiner Gemüthsbewegungen erfreuen zu lassen.

Was waren diese Gemüthsbewegungen? Jean Robert wußte es nicht, doch daran lag ihm wenig: er hatte an dem Lächeln seines Freundes, an seinen halbverschleierte Augen, an seiner stillen Zerstreuung errathen, seine Gemüthsbewegungen seien süßer Art.

Petrus, der nun allein blieb, brachte einen der göttlichen Tage zu, deren Erinnerung der Mensch am Abend seines Lebens nicht ohne vor Freude zu schauen wiederfindet.

Der von jedem Künstler, von jedem nicht dem gewöhnlichen Strome angehörenden jungen Herzen gehätschelte Traum: die Liebe einer Frau, deren Stirne die dreifache Krone der Schönheit, der Größe und der Jugend trägt, —dieser Traum verwirklichte sich für ihn.

Alle Prinzessinnen seiner Träume nahmen eine reelle Form an, verkörperten sich für ihn, verkörperten sich in einer einzigen Frau! Er schloß die Augen und

sah sie aus ihrem Wagen in einer Wolle von Spitzen, Sammet und Hermelin aufsteigen.

Am Abend setzte er sich an sein Klavier; wie alle Maler, betete Petrus die Musik an. Seine Hand wäre zu ungeschickt gewesen, um auf die Leinwand den geringsten Reslex seiner trügerischen Gemüthsbewegungen zu werfen: die Musik allein mit ihrer Zauberstimme, mit ihren Vibrirungen, welche im Himmel geboren werden und sich auf der Erde verbreiten, konnte dem

leidenschaftlichen Aufrufe des jungen Mannes antworten.

Es geschah erst spät in der Nacht, daß er zu Bette zu gehen sich entschloß und entschlief. . . Wir täuschen uns, wenn wir sagen, er sei entschlafen: er wachte mit geschlossenen Augen bis zu dem Momente, wo der Tag kam; er wachte, das ist das richtige Wort, denn eine Stimme hörte nicht auf, seinem Herzen und seinem Ohre den Namen Regina zuzuflüstern.

Er ging schon Morgens um neun Uhr von Hause weg, obgleich die Zusammenkunft erst auf die Mittagsstunde festgesetzt war; doch es wäre ihm unmöglich gewesen, am Platze zu bleiben, und er brachte die drei Stunden, die ihn noch von der bezeichneten Stunde trennten, damit zu, daß er in der Umgegend vom Hotel des Marschalls spazieren ging.

Das, erwähnter Maßen, in der Rue Plumet (heute Rue Oudinot) liegende Hotel Lamothe-Houdan bestand aus einem großen Hauptgebäude, das sich zwischen Hof und Garten erhob, und, — in der Tiefe dieses Gartens, an einem Orte, der eine Vase tausend Meilen von Paris zu sein schien, — aus einem Pavillon enthaltend ein Speisezimmer, einen Salon und ein Boudoir. welche Zimmer in ein riesiges Gewächshaus eingeschlossen waren, das für diese anmuthige Beigabe des Hauptgebäudes eine Blumenmauer bildete.

Die äußere Umschließung bestand, — abgesehen von den Grundmauern des Baues, — aus Glasscheiben, und durch diese Scheiben erblickte man, wie im Jardin des Plantes von Paris, wie im betanischen Garten von Brüssel, wie in den Gewächshäusern des berühmten Gartenfreundes Pan Houtte, tausend exotische Pflanzen, deren Blätter, breit oder spitzig zulaufend, alle aber im Norden und im Westen unbekannt, auf die kleinen Winkel eine höchst pittoreske tropische Farbe warfen.

Rings von Bäumen umgeben, war dieser Pavillon indessen auf einer seiner Seiten sichtbar: das war die Südseite; eine Lichtung zwischen den hohen blätterreichen Kastanienbäumen und Linden erlaubte, ihn durch das Gehägegitter zu erschauen.

Im Boudoir dieses Pavillon, in diesem Garten mit dem Kiststallhimmel der halb Atelier, halb Treibhaus, — denn die schönsten Werke der Kunst, wie die

seltensten Erzeugnisse der Erde fanden sich hier vereinigt, — erwartete Regina Petrus, nicht mit einer der des Jungen Mannes gleichen Ungeduld, aber wenigstens, wir müssen es gestehen, mit einer gewissen Neugierde.

Es lag im aristokratischen Temperamente, von Regina eine rasche Schätzung jeder Erhabenheit; selbst erhaben, hatte sie bei den ersten Worten gefühlt, sie berühre in Petrus einen erhabenen Mann.

Der junge Mann kam zur bestimmten Stunde, weder eine Minute früher, noch eine Minute später, er entsprach streng den Bedingungen der Pünktlichkeit, welche Ludwig XIV. die *Höflichkeit der Könige* nannte.

Den Fuß in diesen Korb des indischen Archipels setzend, wurde Petrus von einem Schauer der Wonne und der Bewunderung ergriffen.

Von der Schwelle der Thüre aus gesehen, war es in der That ein reizendes Schauspiel für einen Künstler wie Petrus, das Schauspiel, das sich vor seinen

Augen entrollt der lebhafteste Traum der Einbildungskraft wäre nicht so weit gegangen, als diese überreiche Wirklichkeit.

Es schien, als hätten in der erhabenen Umarmung einer himmlischen Liebe die Kunst und die Natur ihre schönsten Meisterwerke erzeugt.

Hier waren alle Wunder der Kunst; dort waren alle Reichthümer des Bodens; hier unter dem riesigen Farnkraut von Süd-Amerika umarmten sich keusch zwei Liebende von rosenfarbigem Marmor, wie der Amor und die Psyche von Canova; dort unter den Bosquets von afrikanischen Pisangen und Palmen flohen Najaden mit fliegenden Haaren von Clodion.

Da waren zwanzig Stücke in gebrannter Erde von Meistern des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, von Bouchardon, von Coysevor, ihre röthliche Tinte mit dem florentischen Bronze der Meister des Mittelalters vermischend; da waren unter den rosenartigen Blumen Europas, unter den Magnolien von Nord-Amerika die Grazien von Germain Pilon, die Nymphen von Jean Goujon, die Amoretten von Johann von Bologna, — diesem großen Meister, den Italien uns gestohlen hat und nicht zurückgeben will, obgleich seit dreihundert Jahren sein Schatten den Titel eines Franzosen reclamirt! [Johann, Jean, oder Giovanni von Bologna, gewöhnlich *G i a m b o l o g n a*, genannt, brachte den größten Theil seines Lebens in Bologna zu, war aber in Douay geboren; daher diese Reklamation. Der Uebers.] — Da waren endlich hundert Meisterwerke von Erde, von Stein, von Holz, von Marmor, von Bronze, harmonisch in diesem blühenden Urwalde ausgestellt, wo alle Gegenden und alle Länder ein Muster ihrer eigenthümlichen und charakteristischen Vegetation boten, von den Pantoffelschuhblumen und den Passionsblumen Süd-Amerikas, von, den Camelien, den Hortensien, den Basiliken, den Theebäumen bis zu den blauen, weißen und rosenfarbigen Lotus, bis zu den süßen Palmen, bis zu den Dattelbäumen Afrikas; von den Sinnpflanzen, den Feigenbäumen, den Farnbäumen Madagaskars bis zu den Eukalypten, den Epacriden. den Mimosen Oceaniens; — mit einem Worte, es war eine Weltkarte in Blumen!

Regina schien die Schutzgöttin, die allmächtige Fee dieser Wunderwelt zu sein.

Petrus zögerte lange, einzutreten, nachdem der Diener ihn gemeldet hatte, und Regina war genöthigt, ihm zuzurufen:

»Ei! so kommen Sie doch herein, mein Herr!«

»Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein,« erwiderte Petrus: »an der Pforte des Paradieses ist es einem Sterblichen erlaubt, zu zögern.«

Regina stand auf und ließ Petrus in den in ein Atelier verwandelten Salon eintreten; mitten im Salon war eine Staffelei ausgestellt, auf der eine Leinwand ruhte, welche hoch und breit genug, um daraus ein Portrait in natürlicher Größe zu skizziren.

Auf einem Feldstuhle lagen eine Farbenschachtel und eine Palette.

Das Licht war durch eine geschickte Hand geordnet worden, und Petrus hatte beinahe nichts an der Zurichtung der Vorhänge zu ändern.

»Mein Fräulein,« sagte Petrus, »wollen Sie die Güte haben, sich zu setzen, wohin Sie wollen, und die Stellung zu nehmen, die Ihnen die einfachste und beste zu sein scheint.«

Regina setzte sich und nahm aus eine ganz natürliche Art eine Stellung voll Zartheit, Weichheit und Anmuth.

Petrus ergriff eine Spindelkohle und skizzirte mit einer seltenen Sicherheit der Hand das Ganze des Portraits.

Als er zu den Einzelheiten gekommen war und sah, daß es dem Gesichte von Regina an jener Beseelung des Mundes und der Augen, welche das Leben bildet, fehlen sollte, sagte Petrus:

»Mein Gott, Fräulein, wollen Sie erlauben, daß wir ein wenig plaudern . . . wovon Sie wollen, — von Botanik, von Geographie, von Geschichte, von Musik, — während dieser ersten Sitzung? Ich gestehe, daß ich, obgleich ich die Farbe liebe, ganz der Schule der idealistischen Maler angehöre; träumte ich etwas, hätte ich eine Hoffnung, so wäre es, das Gefühl von Scheffer mit der Farbe von Decamp zu vermählen.

Es scheint mir also unmöglich, ein gutes Portrait von einem unbeweglichen Gesichte zu machen; unter unbeweglich verstehe ich ein Gesicht, das die Plauderei nicht belebt. Die Personen, die ihr Portrait malen lassen, geben sich beinahe immer, — Dank sei es dem Stillschweigen, das sie freiwillig beobachten, oder dem, das ein ungeschickter oder schüchtern Maler zu beobachten sie nöthigt, — eine gezwungene Miene, welche macht, daß die Freunde sagen: »»Oh! das ist es nicht! Das ist viel zu ernst!«« oder: »»das ist viel zu alt!«« Und der Fehler fällt auf den armen Maler zurück, während man bedenken sollte, daß der Maler, mit seinem Modelle nicht bekannt, statt ihm seinen gewöhnlichen Ausdruck zu geben, demselben den Ausdruck des



Augenblicks gegeben hat.«

»Sie haben Recht,« erwiderte Regina, welche diese von Petrus ohne Prätension, und während er die Zugehören des Bildes skizzierte, auseinander gesetzte lange Theorie angehört hatte, »und genügt es Ihnen, um von mir ein gutes Portrait zu machen, mein Gesicht belebt durch die Plauderei zu sehen, welche meine gewöhnliche und die mir theuerste ist, so bitte ich Sie, die Hand auszustrecken und zu klingeln.«

Der Lackei, der ihn eingeführt hatte und, wenn auch unsichtbar, doch im Bereiche des ersten Rufes war, erschien auf der Schwelle.

»Lassen Sie Abeille kommen,« sagte Regina.

Nach fünf Minuten trat ein Kind von zehn bis elf Jahren ein, oder es sprang vielmehr von der Thüre zu den Füßen von Regina.

Für Eindrücke empfänglich wie ein Künstler, und den unwiderstehlichen Einfluß der Schönheit auf gewisse Organisationen erleidend, gab Petrus einen Schrei von sich und rief:

»O! das anbetungswürdige Kind!«

Das Kind, das eingetreten, und das seine Schwester unter dem charakteristischen Namen Abeille [Biene.] herbeigerufen hatte, war in der That ein reizendes Mädchen mit einem Gesichte so durchsichtig wie ein Rosenblatt, mit blonden ins Rothe fallenden, rings um ihren Kopf wie ein Büschel Goldknöpfe gelockten Haaren, und von einer so schlanken Taille, das, sie, wie die einer Biene, dem Abbrechen ganz nahe zu sein schien.

Die Stirne der Kleinen troff von Schweiß, obgleich man am Ende des Januars war.

»Du hast mich gerufen, meine Schwester?« fragte sie.

»Ja; wo warst Du denn?« erwiderte Regina.

»Im Fechtsaale, um mit dem Vater zu fechten.«

Ein Lächeln schwebte über die Lippen von Petrus; dieses Wort *fechten* dünkte ihm das letzte, das aus dem Munde des Kindes kommen sollte.

»Gut! mein Vater ließ Dich wieder Fechtübungen machen! Wahrhaftig, er ist kindischer als Du, Abeille! und ich werde Euch Beide nicht mehr lieben, wenn Ihr mir nicht gehorchen wollt.«

»Ei! Regina, Papa behauptet, Du seist nur durch die Fechtübungen so groß und so, schön geworden, und da ich so groß und so schön werden will, als Du, so sage ich ihm immer: »»Papa, laß mich fechten!««

»Ja, und ihm ist das ganz lieb! Sieh, nun schwimmst Du im Schweiß, Du bist ganz athemlos . . . Ich werde mich ärgern, Abeille! . . . Begreifen Sie, mein Herr, daß ein großes Mädchen von elf

Jahren sein Leben mit Fechten zubringt, wie ein Schüler von Salamanea oder wie ein Heidelberger Student?»

»Abgesehen davon, daß ich, wenn der Frühling wieder kommt, reiten werde.«

»Das ist etwas Anderes.«

»Ja, doch Papa hat mir gesagt, er werde Dir noch in diesem Jahre ein anderes Pferd kaufen, und mir werde er den Emir geben,«

»Ah! ja wohl, wenn der Marschall das thut, so erkläre ich ihn für vollkommen verrückt! — Stellen Sie sich vor, mein Herr, der Emir ist ein Pferd, das Niemand zu reiten wagt.«

»Außer Dir, Regina, die Du ihn über sechs Fuß breite Gräben und über drei Fuß hohe Barrièren setzen lassen.«

»Weil er mich kennt.«

»Nun wohl, er wird mich auch kennen, und will er mich nicht kennen, so werde ich ihm so oft mit Peitschenhieben sagen: »»Ich bin die Schwester von Regina und die Tochter des Marschalls von Lamothe-Houdan,«« daß er am Ende begreifen wird.«

»Der Emir, mein Fräulein,« sagte Petrus, der eiligst die Belebtheit von Regina benützte, um ihren Kopf zu skizziren, »ist der Emir nicht ein Rappe mit schöner Mähne und langem Schweife, von arabischer Race mit englischer Kreuzung?»

»Ja, mein Herr,« antwortete lächelnd Regina; »wäre mein Pferd edel genug, um ein Wappen zu haben?»

»Es kommt von einem Lande, mein Fräulein, wo die Hunde und die Falken ihre Genealogie haben: warum sollte er nicht die seinige haben?»

»Ah!« fragte die kleine Abeille halblaut, »dieser Herr ist es, der Dein Portrait macht?»

»Ja,« antwortete Regina in demselben Tone.

»Wird er das meinige nicht auch machen?»

»Sehr gern, mein Fräulein,« sagte lächelnd Petrus, »besonders so gestellt, wie sie es in diesem Augenblicke sind.«

Abeille lag halb und hatte die Ellenbogen aus den Schooß ihrer Schwester gestützt; ihr Kopf voll Leben und Verstand ruhte zwischen ihren beiden Händen, während Regina ihr Gesicht mit einer Resedablüthe streichelte.

»Du hörst, meine Schwester?» fragte Abeille, »der Herr will sehr gern mein Portrait machen.«

»Oh! er wird wohl einige Bedingungen stellen,« erwiderte Regina.

»Welche?«

»Daß Sie vernünftig sein und Ihrer Schwester gehorchen sollen, mein Fräulein.«

»Gut!« versetzte das Mädchen; »ich kenne meine Gebote Gottes auswendig; sie sagen:

»Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren!« sie sagen aber nicht:

»Du sollst Deinen Bruder und Deine Schwester ehren!«

»Oh! ich will Regina von ganzem Herzen lieben, doch ich will ihr nicht gehorchen: ich will nur meinem Vater gehorchen.«

»Ich glaube es wohl!« sagte Regina: »er thut Alles, was Du willst.«

»Sonst würde ich ihm auch nicht gehorchen,« erwiderte lachend die kleine Abeille.

»Ah! Abeille!« rief Regina. »Du machst Dich schlimmer, als Du bist. Setze Dich artig hier zu mir und erzähle uns eine Geschichte.«

Sodann sich an Petrus wendend, fuhr sie fort:

»Stellen Sie sich vor, mein Herr, wenn ich traurig bin, — was mir oft widerfährt, — kommt dieses Kind zu mir und sagt zu mir: »Du bist traurig, meine Schwester Regina? Nun wohl, ich will Dir eine Geschichte erzählen.« Und dann erzählt sie mir in der That Geschichten, die sie, ich weiß nicht woher nimmt, sicherlich aus ihrem tollen Kopfe, aber Geschichten, bei denen ich mich zuweilen zu Tode lache! — Rasch also, eine Geschichte, Abeille!«

»Gern, meine Schwester,« erwiderte die Kleine, indem sie Petrus anschaute, als hätte sie sagen wollen: »Hören Sie diese, Herr Maler!«

Petrus hörte, während er ungeheuer die Skizze des Kopfes von Regina beschleunigte, welche, der Bewegung und der Einfachheit des gewöhnlichen Lebens zurückgegeben, einen entzückenden Ausdruck annahm. Das Mädchen begann.

---

## LXXXII.

### Die Fee Carita.

»Es war einmal eine Prinzessin begabt mit einer außerordentlichen Tugend und einer unvergleichlichen Schönheit. Sie war geboren in Bagdad und lebte unter der Regierung des Kalifen Harun al Raschid. Ihr Vater, einer der ausgezeichnetsten Generale vom Heere des Kalifen, als er seine Tochter heranwachsen und die Zahl der Kriege abnehmen sah, bat er den Kalisen um seine Entlassung, um seine ganze Zeit der Erziehung von Zuleyma zu widmen.

»*Zuleyma* ist ein persisches Wort, das *Königin* bedeutet.

»Weit entfernt, dem General die Entlassung zu verweigern, gewährte sie der Kalif, und so sehr es ihm leid that, daß er sich von dem braven Militär trennen sollte, so billigte er doch sein Vorhaben und bot ihm zur Erziehung von Regina . . . Verzeih, Schwesterchen, ich will sagen von Zuleyma; — er bot ihm für die Erziehung von Zuleyma dieselben Lehrer an, welche mit der Erziehung seiner eigenen Tochter betraut gewesen waren.

»Der General zog sich vom Hofe zurück, wo er bis dahin seine Wohnung gehabt hatte, und bewohnte fortan in einer der Vorstädte einen schönen Palast, den er besaß, und der, wie die Rue Plumet, von einem Gürtel blühender Gärten umgeben war.

»Dahin, mitten in ein diesem ähnliches Gewächshaus, kamen die Tanzmeister, die Zeichenmeister, die Gesangslehrer, die Lehrer der Botanik, die Lehrer der Astronomie und sogar der Philosophie; denn es war der Wille des Generals, daß der Geist der Prinzessin mit allen zu jener Zeit bekannten Wissenschaften ausgestattet werde; und ohne ihr zu schmeicheln, darf man wohl sagen: sie benützte den Unterricht ihrer Lehrer so gut, daß sie mit achtzehn Jahren hinsichtlich der Tugend und des Talentes so vollendet war, als in Betreff der Schönheit . . .«

»Abeille,« unterbrach Regina, »Deine Geschichte ist ganz und gar nicht belustigend; erzähle uns eine andere.«

»Es ist möglich, daß meine Geschichte nicht belustigend ist,« erwiderte Abeille, »doch sie hat das Verdienst, wahr zu sein, und die Wahrheit ist das Hauptverdienst einer Geschichte;. . . nicht so, Herr Maler?« fügte das Mädchen, sich an Petrus wendend, bei.

»Ich bin ganz dieser Ansicht, mein Fräulein,« sagte der Künstler, der wohl sah, daß Abeille aus einige Details aus dem Leben von Regina anspielte; »ich wage es auch, Ihr Fräulein Schwester ehrerbietigst zu bitten, sie möge Ihnen erlauben, fortzufahren.«

Die Wangen von Regina nahmen das Roth der Camilien an, welche über ihrem Kopfe blühten.

»Und wenn ich fortfahre,« fragte Abeille, »was werden Sie mir geben?«

»Ich gebe Ihnen Ihr Portrait, mein Fräulein.«

»Wahrhaftig?« rief ganz freudig Abeille, indem sie ihre kleinen Hände an einander schlug.

»Bei meinem Ehrenworte!«

Abeille wandte sich gegen ihre Schwester um und streckte ihre beiden Arme aus eine Weise aus, welche bezeichnete: »Du siehst, Regina, es läßt sich unmöglich anders machen!«

Regina antwortete nicht; doch sie schob langsam ihr Fauteuil drei Schritte zurück, als wollte sie ihre Röthe unter dem Schatten der Bäume dieses Salonwaldes verbergen.

Abeille, da sie sah, daß Regina, wenn sie auch nicht ihre Einwilligung gab, dieselbe doch nicht auf eine entschiedene Art verweigerte, setzte ihre Erzählung fort und sprach statt jedes Ueberganges:

»Ich war bei der vollendeten Schönheit der Prinzessin . . . Doch lassen wir das, der Papa behauptet, die Schönheit vergehe, und nur die Herzensgüte bleibe . . . Die Herzensgüte der Prinzessin war wahrhaft wunderbar! . . . Alle Frauen von Bagdad, wenn sie durch die Straßen der Stadt ging, zeigten sie mit dem Finger ihren Kindern und sagten:

»»Das ist die schönste und die mildherzigste Prinzessin, die es je gegeben hat, und die es je geben wird.««

»Hierdurch erfolgte, daß sie allmähig in der Vorstadt eine solche Berühmtheit erlangte, daß man sie nicht mehr einfach für eine Frau wie die anderen hielt, sondern für eine Fee, welche überall, wohin sie komme. Wunder bewerkstellige, — Diesen tröstend und Jenen heilend, die Bösen gut, die Guten besser machend.

»Es geschah aber eines Tages, daß ein kleiner Savoyard, der sein Brod dadurch verdiente, daß er ein Murrelthier tanzen ließ, vor dem Thore ihres Palastes weinte, weil er es, da er an diesem Tage noch keinen Pfennig eingenommen hatte, nicht wagte, nach Hause zu gehen, aus Furcht, von seinem Herrn geschlagen zu werden.

»Die Prinzessin neigte sich aus dem Fenster und sah die Thränen des kleinen Knaben; rasch ging sie hinab und fragte ihn, was er habe. Sobald der kleine Savoyard sie erblickte, begriff er, daß seine Einnahme gemacht war; er hüpfte vor Freude und Glück und rief:

»»Die Fee! Ah! hier ist die Fee!««

»Dann wiederholte er, Almosen in seiner Sprache fordernd, mehrere Male:

»»Carita, Carita, principessa! Carita!««

»So daß fünf bis sechs Personen, welche den kleinen Knaben gehört hatten und von der Prinzessin nur ihren sterblichen Namen Zuleyma, was *Königin* bedeutet, kannten, sie mit einem viel schöneren Namen nannten, nämlich die Fee *Carita*, was bedeutet, die Fee *Barmherzigkeit*. .

.«

Regina unterbrach Abeille zum zweiten Male.

»Mein Herr,« sagte sie, »begreifen Sie, woher diese Kleine alle diese Geschichten nimmt?«

»Ja, Prinzessin,« erwiderte Petrus mit einem Lächeln, »ich begreife das vollkommen, und ich bin weniger als Sie erstaunt über ihre Einbildungskraft, weil ich glaube, daß ihre Einbildungskraft nur Gedächtnis, ist.«

Der Leser begreift ebenfalls, daß die Wangen von Regina sich unter dem Blicke und bei der Antwort von Petrus immer mehr mit Purpur überströmten.

Doch ohne aus die Blicke des Einen oder die Röthe der Anderen Acht zu geben, fuhr die kleine Scheherazade fort:

»Kurz, Herr Maler, ich werde es nicht unternehmen, alle die schönen und guten Handlungen zu erzählen, welche beweisen, daß die Fee Carita ihres Namens würdig war; ich will nur noch eine anführen, und meine Schwester Carita . . . nein, Zuleyma . . . nein, Regina; ich irre mich immer! und meine Schwester Regina, welche die Feenmärchen besser als ich kennt, weil sie größer ist und mehr Geist hat, kann Ihnen bezeugen, mein Herr, daß ich nicht ein Wort daran geändert habe.

»Ich habe Ihnen gesagt, der Palast der Prinzessin sei von blühenden Gärten und Promenaden umgeben gewesen, welche rings um die Stadt Bagdad gingen, wie die Boulevards rings um Paris gehen. An allen Sommertagen galoppierte die Prinzessin mit ihrem Vater in den Alleen dieser schönen Promenaden, und wer Beide vorüberreiten sah, mußte sie nothwendig wahrnehmen.«

»Das ist wahr,« sagte Petrus, indem er die Kleine anschaute und ihr mit einem Blicke dankte.

»Ah! Du siehst, meine Schwester, der Herr sagt, es sei wahr! . . . Nun wohl, eines Tages, auf einem ihrer Spazierritte, erblickte die Fee Carita am Rande eines Grabens ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, das, mager, bleich, die Haare ausgelöst und aus seinen Schultern zerstreut, an allen Gliedern zitterte, obgleich an diesem Tage eine große Hitze herrschte und es in voller Sonne stand. Diese Kleine hatte um sich vier bis fünf Hunde, die sie leckten und liebkosten, und auf ihrer bloßen Schulter eine Krähe, die mit den Flügeln schlug; doch es gelang weder der Krähe, noch den Hunden, sie zu zerstreuen, und sie schien, dergestalt litt sie, weder ihnen, noch den Vögeln, welche über ihrem Kopfe sangen, noch den Grillen, die um sie her zirpten, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken; nein: sie schnatterte vom Kopfe bis zu den Fußspitzen, und ihre Zähne klapperten an einander, als wäre man mitten im Winter gewesen; und bemerken Sie wohl, man war erst im Monat August des vorigen Jahres . . . Ah! was sage ich denn da?« rief das Kind.

Petrus lächelte.

»In der That,« sagte Regina, »Du siehst wohl, daß Du fabelst, Mädchen: Du sprichst vom

Kalifen Harun al Raschid und vom vorigen Jahre! Du behauptest, die Ereignisse tragen sich in Bagdad zu, und Du bringst einen kleinen Savoyarden in Scene! Du bist heute nicht in der Begeisterung, Abeille; laß also Deine Fee Carita: ein andermal wirst Du glücklicher sein.«

»Soll ich aufhören, Herr Maler,« fragte Abeille Petrus, »und sind Sie auch der Meinung meiner Schwester?«

»Oh! durchaus nicht, mein Fräulein,« erwiderte Petrus; »ich halte die Geschichte für sehr interessant, so interessant, daß ich sie zeichne, so wie Sie dieselbe erzählen. Ich habe, mit Ausnahme des Kopfes, das schnatternde Mädchen schon beendet, und ich fange an die Prinzessin Carita zu skizziren.«

»Oh! zeigen Sie mir das!« rief Abeille, indem sie rasch von den Füßen von Regina, wo sie saß, aufstand und sich Petrus näherte.

»Nein, nein,« entgegnete Petrus, sein Papier verbergend; »die Zeichnungen sind wie die Märchen: sie müssen nothwendig vollendet sein, um begriffen zu werden. Vollenden Sie also Ihr Märchen, mein Fräulein; ich will meine Zeichnung vollenden.«

»Wo war ich?« fragte Abeille.

»Sie waren im Monat August des vorigen Jahres,« antwortete Petrus.

»Ah! wie böse sind Sie, daß Sie mir das vorwerfen, Herr Maler!« versetzte die kleine Abeille mit ihrer artigsten Mundverziehung; »ich habe mich getäuscht, als ich sagte *das vorige Jahr*, das ist das Ganze, Es konnte nicht im vorigen Jahre sein, da sich die Sache unter dem Kalifen Harun al Raschid zuträgt, und da Jedermann weiß, daß Harun al Raschid, der fünfte Kalis vom Geschlechte der Abassiden, im Jahre 809, fünf Jahre vor Karl dem Großen, gestorben ist.«

Nach dieser hoffärtigen Citation fuhr das Mädchen fort:

»Ich wollte sagen, es habe in Bagdad eine Hitze geherrscht, der ähnlich, welche hier im Monat August aus den äußeren Boulevards, bei der Barrière de Fontainebleau zum Beispiel, herrscht; das ist eine einfache Vergleichung. Man mußte sich also wundern, daß das Mädchen schnatterte, während man es in der Sonne nicht aushalten konnte, so heiß war es; was die Fee Carita sehr wohl bemerkte. Dem zu Folge bat sie ihren Vater, sie vom Pferde steigen zu lassen, damit sie das Mädchen fragen könnte, ob es nicht krank sei.

»Kaum hatte die Fee Carita die arme Kleine angeredet, als diese aus sie ihre großen Augen senkte, welche dem Himmel zugewandt waren.

»»Warum,«« fragte die Prinzessin mit ihrer sanften Stimme, »»warum zitterst Du so, mein Kind? bist Du krank?««

»Ja, Frau Fee,«« antwortete die Kleine, welche sogleich errieth, die Prinzessin sei eine Fee.

»»Und was fehlt Dir?««

»»Ich habe das Fieber, wie man sagt.««

»»Und warum bist Du, da Du das Fieber hast, nicht in Deinem Bette?«« sagte die Fee.

»»Weil die Hunde noch kränker waren, als ich, wie es scheint, und man mich fortgeschickt hat, um dieselben spazieren zu führen.««

»»Nicht Deine Mutter hat Dich fortgeschickt, um die Hunde spazieren zu führen; Deine Mutter hätte Dir nicht erlaubt, schauernd, wie Du bist, auszugehen.««

»»Es ist in der That nicht meine Mutter, Frau Fee.««

»»Wo ist Deine Mutter?««

»»Ich habe keine mehr!««

»»Und wer gibt Dir Aufenthalt?««

»»Die Brocante.««

»»Wer ist die Brocante?««

Die Kleine zögerte einen Augenblick; die Fee wiederholte ihre Frage.

»»Eine Lumpensammlerin, die mich aufgezogen hat,«« antwortete das kleine Mädchen.

»»Du hast also keinen Verwandten?««

»»Ich bin allein aus der Welt.««

»»Wie! keine Mutter, keinen Vater, keinen Bruder?««

»Das Mädchen fing an, nicht zu schnattern, sondern zu zittern.

»»Nein, nein, nein,«« sagte es, »»keinen Bruder! keinen Bruder!««

»»Arme Kleine!«« sprach traurig die Prinzessin; »»und wie heißest Du?««

»»Ich heiße Rose-de-Noël.««

»»In der That, mein Kind, Du hast die krankhafte Farbe der Blume, deren Namen Du trägst.««

»Das Mädchen machte eine Bewegung mit den Schultern, welche bedeutete: »»Was wollen Sie? . . .««

»»Wo wohnst Du?«« fragte die Prinzessin.

»»Oh! Frau Fee, in einer der schmutzigsten, garstigsten Gassen von Bagdad.««



»»Ist es sehr weit von hier?««

»»Nein, Frau Fee, ungefähr zehn Minuten Weges.««

»»Nun wohl, ich werde Dich nach Hause führen und sagen, daß man Dich zu Bette bringt; willst Du?««

»»Ich will Alles, was Sie wollen, Frau Fee.««

Die Kleine versuchte es, aufzustehen; doch sie fiel in den Graben zurück, so schwach war sie.

»»Warte,«« sagte die Fee, »»ich will Dich in meine Arme nehmen.««

»Und die Prinzessin hob die arme Kleine aus, welche so schwächlich, daß sie nicht schwerer war, als eine große Puppe; sie brachte sie ihrem Vater; dieser nahm sie, setzte sie aus seinen Sattelbogen, und man begab sich aus den Weg, Rose-de-Noël auf dem Sattelbogen von Papa. . . Gut, da irre ich mich wieder! — Rose-de-Noël aus dem Sattelbogen des Papas der Fee, und die Fee zu Pferde, zwei von den kleinen Hunden haltend, welche nicht hätten folgen können; die drei anderen Hunde waren groß und trabten hinter den Pferden; die Krähe flog über dem Kopfe von Rose-de-Noël, welche nur zuweilen:

»»Phares! Phares! Phares!««

zu sagen brauchte.

»Man kam bald in eine Gasse, welche mitten am Tage so schwarz war, daß man hätte glauben können, man sei mitten in der Nacht; und obgleich mein Papa sagt, die Sonne scheine für Jedermann, so hat sie doch sicherlich nie für die Unglücklichen geschienen, welche in dieser Gasse vegetiren.

»»Hier!«« sagte die Kleine, indem sie den Zügel des Pferdes anhielt hier ist die Thüre.««

»Die Thüre des Stalles, in welchem die Hunde meines Vaters sind, ist entschieden reinlicher, als die Thüre dieses Hauses. Man mußte sich bücken, um einzutreten, wie wenn man in einen Keller hinabsteigt; man mußte umhertappen, um die Treppe zu finden.

»Ein kleiner Knabe, der aus dem Weichsteine saß, und den Rose-de-Noël Babolin nannte, erbot sich, die Pferde zu halten, und die Prinzessin und ihr Vater gelangten endlich oben aus die Treppe, wo die Brocante wohnte.

»So jung und hübsch die Prinzessin, so alt und häßlich war die Brocante; es wäre für einen Fremden nicht schwierig gewesen, zu errathen, welche von Beiden der gute Genius war; die Prinzessin hatte beim ersten Blicke das Ansehen einer Fee; die Brocante brachte sogleich die Wirkung einer Hexe hervor. — Und sie war wohl wirklich eine Hexe, nach einem ungeheuren, aus einem Dreifuße stehenden, eisernen Topfe, in welchem Zauberkräuter kochten, nach einem langen Haselnußstabe, der im Boden befestigt war, mitten unter einem von großen schwarzen Nadeln durchstochenen Kartenspiele, und endlich nach dem Besen zu urtheilen, auf den sie sich

erstaunt stützte, als sie den General Rose-de-Noël tragend und die Fee Carita die zwei kleinen Hunde tragend eintreten sah. — Ich rede nicht von den drei andern Hunden und von der Krähe: sie bildeten das Gefolge.

»Die Fee Carita fing damit an, daß sie die zwei kleinen Hunde aus den Boden setzte; dann wandte sie sich an die Hexe und sagte:

»»Frau, wir bringen Euch dieses Kind zurück, das vor Fieber aus dem Boulevard zitterte; es ist krank: Ihr müßt es zu Bette legen und warm zudecken.««

»Die Broeante wollte antworten, doch die Hunde bellten so gewaltig, daß sie genöthigt war, diese Thiere, ihnen mit dem Besen drohend, zum Schweigen zu bringen.

»»Sie ist es, die spazieren gehen wollte,«« erwiderte die Brocante der Prinzessin, diese schief anschauend, — ohne Zweifel, weil sie in ihr eine gute Fee erkannte, — »»sie begeht immer solche Streiche, und dadurch macht sie sich krank.««

»»Es ist ein Kind,«« entgegnete die Fee: »»man mußte nicht daraus hören. Doch legt Ihr die Kleine nicht zu Bette? Ich suche ihr Bett und sehe es nicht.««

»»Gut! Ihr Bett?«« sagte die Hexe.

»»Allerdings. Habt Ihr keine andere Stube?«« fragte die Fee.

»»Glauben Sie denn, dieser Boden sei ein Palast?«« antwortete brummend die Hexe.

»»Ei! gute Frau,«« sprach der General, »»ich bitte, antwortet in einem andern Tone, oder ich lasse einen Commissär kommen, der Euch fragen wird, wo Ihr dieses Kind gestohlen habt!««

»»Oh! nein! oh! nein!«« rief die Kleine, »»ich will bei der Brocante bleiben!««

»»Ich habe sie nicht gestohlen,«« sagte die Alte.

»»Ah!«« versetzte der General, »willst Du es versuchen, uns glauben zu machen, diese Kleine gehöre Dir?««

»»Ich sage das nicht,«« erwiderte die Broeante.

»»,Gehört sie nicht Dir, so siehst Du wohl, daß Du sie gestohlen hast.««

»»Ich habe sie nicht gestohlen, Herr; ich habe sie gefunden und bei mir ausgenommen wie mein eigenes Kind, ohne einen Unterschied zwischen ihr und Babolin zu machen.««

»»Nun,«« sagte die Fee, »»warum habt Ihr dann die Hunde nicht durch, Babolin spazieren führen lassen, und warum ist sie nicht hier geblieben?««

»»Weil Babolin nichts von dem, was man ihm befiehlt, thun will, während Rose-de-Noël

gehört, ehe man zu befehlen geendigt hat.««

»»Es mag sein,«« sprach der General; »»doch wenn man die Kinder aufnimmt, so geschieht es nicht, um sie am Fieber sterben zu lassen. Wo legt Ihr die Kleine zu Bette?««

»»Dort,«« antwortete die Hexe, auf eine Vertiefung des Daches deutend, in der Rose-de-Noël ihr Domicil genommen hatte.

»Die Fee hob den Vorhang auf, der diesen Winkel des Speichers bedeckte, und sie sah ein ziemlich reinliches Plätzchen; nur hatte das Bett eine einzige Matratze; die Fee berührte die Matratze und fand das Lager ein wenig hart.

»»In der That,«« sprach sie, »»ich schäme mich, daß ich so weich liege, wenn ich bedenke, daß diese arme Kleine nur eine Matratze hat!««

»»Sie wird ein Federbett. Decken und hübsche seine Leilacken haben,«« sagte der General; »»ich werde Euch Alles dies schicken, gute Frau, und auch einen Arzt. Mittlerweile haltet das Kind möglichst warm und laßt eine Krankenwärterin kommen; hier ist Geld, um sie zu bezahlen und um Arzneien zu kaufen; sagt mir morgen der Arzt, die Kleine sei nicht gut gepflegt, so lasse ich sie Euch durch den Commissär nehmen.««

»Die Hexe stürzte sich aus das Kind und schloß es an ihre Brust.

»»Oh! nein,«« sagte sie, »»seien Sie unbesorgt! wird Rose-de-Noël nicht wie eine Prinzessin gepflegt, so fehlt es nur an Geld!««

»»Gott befohlen, Rosette!«« sprach die Prinzessin, indem sie auf Rose-de-Noël zuging und sie küßte; »»ich werde Dich wieder besuchen, mein Kind!««

»»Gewiß, Frau Fee?«« fragte die Kleine.

»»Gewiß,«« antwortete die Prinzessin.

»Die Wangen des Kindes wurden rosenroth vor Vergnügen, weshalb Carita zu ihrem Vater sagte:

»»Seht doch, wie hübsch sie ist!««

»Sie war wirklich sehr hübsch, Herr Maler, und von ihr würde man ein schönes Portrait machen!«

»Sie haben sie also gesehen?« fragte Petrus lachend.

»Gewiß,« antwortete Abeille.

Doch sich verbessernd:

»Das heißt, ich habe ihr Costume in meinem Märchenbuche gesehen: sie hatte das Costume von Rothkäppchen.«

»Sie werden es mir zeigen, nicht wahr, mein Fräulein?«

»Ich werde dies nicht unterlassen,« sprach ernst die kleine Abeille.

Dann fuhr sie fort:

»Die Fee und ihr Papa stiegen wieder zu Pferde, und eine halbe Stunde nachher schickten sie der armen Rose-de-Noël Alles, was sie ihr versprochen hatten. Alsdann ließen sie anspannen und fuhren rasch zum Arzte, der im Innersten der Stadt wohnte. Der Arzt ging in ihrer Anwesenheit ab, und die Fee und ihr Vater kehrten in ihren Palast zurück, die Fee entzückt, einen so guten Papa zu haben, der Vater entzückt, eine so gute Tochter zu haben.

»Der Arzt hatte versprochen, am Abend Nachricht über die kleine Rose-de-Noël zu geben; er hielt Wort und kam in der That noch an demselben Abend. Die Kunde, die er zu geben hatte, war traurig: die arme Kleine war von einer schweren Krankheit bedroht, worüber die Prinzessin in Verzweiflung gerieth. Sie ging auch am andern Morgen mit ihrem Vater im Wagen ab, so daß sie vor neun Uhr Beide bei der Brocante waren. Der Arzt war schon seit einer Stunde da: er sah sehr besorgt aus, und er hatte wohl Ursache, wie Sie zugestehen werden, wenn Sie erfahren, daß Rose-de-Noël an einer Gehirnentzündung litt. Die arme Kleine delirirte und erkannte Niemand mehr, — weder die Brocante, die sie aufgenommen hatte, noch Babolin. ihren kleinen Kameraden, der am Fuße ihres Bettes vor Kummer weinte, noch die Krähe, welche, ohne sich zu rühren, aus dem Kopfkissen saß und aussah, als begriffe sie, ihre kleine Herrin sei krank, noch die Hunde, welche nicht wie am vorhergehenden Tage gebellt hatten, als der General und die Prinzessin eingetreten waren. Das war ein äußerst trauriges Schauspiel, und die Fee wandte von der kleinen Kranken ihre Augen ab, um sie zu trocknen.

»Es war indessen nicht die Krankheit von Rose-de-Noël, was den Arzt erschreckte; er stand dafür, er werde sie retten, wenn sie die Tisanen, die man ihr bot, zu nehmen einwillige; doch mit ihrem schwächlichen, glühenden Händchen stieß sie Alles, zurück, was man ihr eingeben wollte. Man mochte ihr immerhin sagen:

»»Trinke, Kleine; das wird Dich heilen!««

»Es war vergebens: sie verstand nicht, was man ihr sagte.

»Sodann, von Zeit zu Zeit, richtete sie sich in ihrem Bette auf, als wollte sie fliehen, und rief:

»»Oh! meine gute Madame Gerard! ah! meine gute Madame Gerard, tödten Sie mich nicht!. . . Zu Hilfe, Brasil! zu Hilfe, Brasil!««

»Und sie sank mit einem schweren Seufzer wie todt wieder zurück.

»Der Arzt sagte, es sei ihr Fieber, was sie Gespenster sehen lasse; doch das Gesicht von Rosette drückte eine solche Angst aus, daß man geschworen hätte, sie sehe wirklich diese

Gespenster.

»Der Trank, den ihr der Arzt reichte, sollte das Fieber besänftigen und, das Fieber besänftigend, diesen abscheulichen Alp verschwinden machen; es bemühte sich auch Jedermann, sie zum Nehmen dieses Trankes zu bewegen: der Arzt, die Krankenwärterin, die Brocante, Babolin, und sogar ein Commissionär, der gerade anwesend, und den sie ungemein liebte, wenn sie bei Vernunft war. Die Brocante wollte sie mit Gewalt trinken machen; doch das Mädchen mit seinen mageren Ärmchen war stärker, als die Hexe.

»»Nimmt sie diesen Trank nicht löffelweise, so ist sie vor morgen Abend todt!«« sprach traurig der Arzt.

»»Was ist zu thun?«« fragte die Prinzessin.

»»Ich weiß es wahrhaftig nicht,«« antwortete der Arzt.

»»Doctor, Doctor,«« sprach die Prinzessin weinend, »»ich bitte Sie inständig, wenden sie Ihre ganze Wissenschaft an, um das arme Kind zu retten! Mir scheint, wenn ich so gelehrt wäre wie Sie, ich fände ein Mittel, es zu retten!««

»»Ach! Prinzessin,«« erwiederte der Doctor, den Kopf schüttelnd, »»die Wissenschaft ist in einem solchen Falle ohnmächtig! Ihr gutes Herz inspirire Sie also; ich, was mich betrifft, ich kann mich nur vor dem unüberwindlichen Widerstande dieses Kindes demüthigen.««

»In diesem Augenblicke trat der Commissionär mit Thränen in den Augen hinzu und versprach der kleinen Kranken Puppen, Spielzeug, Schäfereien, schöne Kleider, Perlen, um Halsbänder daraus zu verfertigen; doch Alles war vergebens. Man hätte glauben sollen, Rose-de-Noël sei taub: sie rührte sich nicht; so daß der arme junge Mann, nachdem er es durch alle mögliche Mittel versucht hatte, sie seine Stimme erkennen zu machen, sich mit gepreßtem Herzen in einen Winkel der Stube zurückzog: ein Vater hätte nicht so trostlos vor der Leiche seines Kindes geschienen.

»Der kleine Babolin war auch sehr betrübt, und er erzählte Rose-de-Noël alle Geschichten zum Lachen, die er ihr sonst zu erzählen pflegte; doch sie antwortete ihm nicht, ebenso unempfindlich für seine Worte, seine Küsse, seine Bitten, als die Sinnpflanze dort, wenn ihr Schlaf gekommen ist, und sie ihre Arme gekreuzt hat.

»Die Zeit verging indessen, und das kleine Mädchen nahm den Trank nicht.

»Was war zu thun? Jedermann hatte es versucht, und Jedermann war gescheitert.

»Da war die Reihe an der Prinzessin, sich ans Bett zu setzen, den Kopf der kleinen Kranken zu nehmen und sie zärtlich zu küssen; und wenn ich sage, die *Prinzessin*, so täusche ich mich abermals: ich muß sagen die Fee, denn es geschah wirklich durch eine Macht über alle Mächte der Erde, daß die Kleine, welche die Augen seit dem Morgen geschlossen hatte, sie plötzlich öffnete und mit freudigem Tone ausrief:

»»Oh! Sie erkenne ich, Sie sind die Fee Carita!««

»Die Augen aller Anwesenden befeuchteten sich von Thränen, doch von Thränen des Glückes, wohl verstanden: das Mädchen hatte die einzigen vernünftigen Worte gesprochen, die es seit dem vorhergehenden Tage gesagt.

»Jeder wollte hinstürzen und Rose-de-Noël küssen; doch der Arzt streckte die Arme aus, ohne ein Wort zu sprechen, aus Furcht, die menschliche Stimme könnte plötzlich diesen Funken auslöschen, den die göttliche Stimme in ihr entzündet hatte

»»Ja, meine liebe Kleine,«« sprach mit sanftem Tone und sehr langsam die Prinzessin, »»ja, ich bin es!««

»»Carita! Carita!«« wiederholte die Kleine mit einem solchen Ausdrucke, daß dieser schöne Name, der in Aller Munde nur ein Name reizender als die andern war, in dem ihrigen etwas wie ein heiliger Gesang, wie ein süßes Lied wurde.

»»Liebst Du mich, Rosette?«« fragte die Prinzessin.

»»Oh! ja, Frau Fee,«« antwortete das Kind.

»»Dann wirst Du wohl anhören, was ich Dir sagen will.««

»»Ich höre!««

»»Nun wohl, so trinke dies,«« sprach die Prinzessin, indem sie dem Mädchen einen Löffel voll von dem Tranke reichte, den ihr der Arzt von hinten gegeben hatte.

»Die kleine Kranke öffnete, ohne zu antworten, den Mund, und Carita ließ sie einen Löffel voll von dem heilsamen Tranke schlucken.

»»Trinkt sie so vierundzwanzig Stunden lang, so ist sie gerettet.«« sagte der Arzt.

»»Leider, mein Fräulein,«« fügte er bei, »»leider befürchte ich, sie wird fortfahren, Alles zurückzustoßen, was ihr eine andere Hand bietet, als die Ihrige.««

»»Ei!«« erwiderte die gute Fee, »»ich gedenke wohl, mit Erlaubnis meines Vaters, bei Rose-de-Noël zu wachen, bis sie außer Gefahr ist.««

»»Meine Tochter,«« sagte der General, »»es gibt Arten von Erlaubnis, um die man seinen Vater nicht bittet, denn ihn darum bitten heißt annehmen, er könnte sie verweigern.««

»»Meinen Dank, lieber Vater,«« sprach die Fee, den General küssend.

»»Mein Fräulein.«« sagte der Arzt. »»Sie sind der Engel der Güte!««

»»Ich bin die Tochter meines Vaters, mein Herr,«« antwortete einfach die Fee.

»Jedermann, die Brocante, die Krankenwärterin und die Fee Carita ausgenommen, entfernte sich, und der General nahm Babolin mit, der der Prinzessin Alles zurückbrachte, was nöthig war, um die Nacht bei Rose-de-Noël zuzubringen.

»Carita blieb vier Tage und vier Nächte in dieser abscheulichen Stube, und gestattete sich keine Ruhe, als von Stunde zu Stunde, wenn die Kleine ihren Löffel voll Arznei genommen hatte. Mehr noch: von dem Augenblicke an, wo sie anwesend, erlaubte sie der Krankenwärterin, deren Gesicht Rosette widerwärtig war, nicht mehr, sich dem Bette zu nähern; sie war es folglich, welche der Kleinen die Kataplasmen, die Senfpflaster, die Compressen von Eiswasser auflegte; sie war es, die ihr die Wäsche wechselte, die sie reinigte, die sie kämmte, die, sie durch ihre Küsse wach hielt, die sie durch ihre Lieder einschläferte.

Nach Verlauf von vier Tagen nahm das Fieber endlich ab, und der Arzt erklärte, Rosette sei gerettet; er forderte die Prinzessin auf, nach Hause zurückzukehren, wenn sie nicht selbst krank werden wolle; als Rose-de-Noël dies hörte, rief sie:

»»O Prinzessin Carita, kehre geschwinde zu Deinem Vater zurück, denn würdest Du krank, weil Du mich gerettet hast, so stürbe ich vor Kummer, Dich krank zu wissen.««

»Und die Prinzessin, nachdem sie die Kleine tausendmal geküßt hatte, entfernte sich, ließ aber auf ihrem Bette eine große Pappeschachtel ganz voll von Weißzeug und von glänzenden Stoffen, wie sie Rose-de-Noël liebte, zurück . . . Von diesem Augenblicke an ging es bei der Kleinen immer besser; und sollte Einer an der Wahrheit dieser Erzählung zweifeln, so hätte er nur nach der Rue Triperet, Nr. 11, zu gehen und die Brocante und Rose-de-Noël nach der Geschichte der Fee Carita zu fragen.«

Das Märchen war beendet.

Abeille suchte mit ihren Augen die Augen von Petrus; doch der junge Mann hatte zwischen sich und der kleinen Erzählerin ein großes Blatt graues Papier ausgerichtet.

Das Mädchen wandte sich gegen seine Schwester um; Regina hatte aber, um ihre Verlegenheit zu verbergen, vor ihr Gesicht ein großes Bananenblatt niedergezogen.

Erstaunt über die Wirkung, welche sie hervorgebracht, fragte Abeille, die sich nicht Rechenschaft über das verschämte Geheimnis, gab das jeden von ihren Zuhörern einen Schleier für sein Gesicht suchen machte:

»Nun, was gibt es denn? spielen wir blinde Kuh? . . . Mein Märchen ist beendet; ist es ihre Zeichnung auch, Herr Maler?«

»Ja, mein Fräulein,« antwortete Petrus, indem er Abeille das graue Blatt Papier reichte.

Die Kleine fiel über die Zeichnung her, und nachdem sie einen raschen Blick daraus geworfen, stieß sie, ihr Portrait erkennend, einen Schrei aus; dann lief sie zu Regina und sagte:

»Oh! sieh die schöne Zeichnung, Schwester!«

Es war in der Thal eine schöne, eine wunderbare Zeichnung während der Erzählung des Mädchens improvisirt und so schnell als das Wort gekommen.

Im Hintergrunde sah man das Boulevard bei der Barrière de Fontainebleau, was man am Horizont erkannte. Aus dem ersten Plane, mitten unter ihren Hunden, die sie leckten, die Krähe aus ihrer bloßen Schulter, saß mager, bleich, mit unordentlichen Haaren und schnatternd Rose-de-Noël oder vielmehr ein Mädchen, das einige Aehnlichkeit mit ihr hatte; — denn das Elend und die Krankheit haben das Traurige, daß sie aus alle Gesichter dasselbe Mahl drücken. — Vor dem Mädchen war Regina als Amazone gekleidet, wie das erste Mal, wo Petrus sie hatte vorüberkommen sehen. Aus dem zweiten Plane, zu Pferde, der Marschall von Lamothe-Houdan, am Zaume den schönen Rappen haltend, den Regina so meisterhaft führte; auf demselben Plane endlich wie ihre Schwester, hinter einer Ulme und sich aus der Fußspitze erhebend, suchte Abeille, zugleich neugierig und furchtsam, zu sehen, ohne gesehen zu werden, was zwischen Regina und Rose-de-Noël vorging.«

Diese mit fester Hand gemachte Zeichnung war eine wunderbare Uebersetzung des Feenmärchens von Abeille; Regina schaute sie lange an, und während sie dieselbe anschaute, bezeichnete der Ausdruck ihres Gesichtes das tiefste Erstaunen.

In der That, wer war denn dieser junge Mann, der zugleich den schwermüthigen, krankhaften Ausdruck vom Gesichte von Rose-de-Noël und diese Amazonentracht, mit der sie, Regina, an jenem Tage bekleidet war, errieth?

Sie machte tausend Conjecturen, jedoch ohne zur Wahrheit zu gelangen.

Dann sprach sie im Tone vollster Bewunderung zu dem Mädchen:

»Abeille, Du batst mich eines Tages im Louvre, Dir eine Zeichnung von einem Meister zu zeigen: nun, schau' diese an, mein Kind, denn wahrhaftig, das ist eine.«

Der Künstler erröthete vor Stolz und Wonne.

Diese erste Sitzung war reizend, und Petrus, nachdem er eine neue aus den zweiten Tag nachher verabredet hatte, verließ das Hotel berauscht von der Schönheit und der Herzengüte der Prinzessin Carita.

---



## LXXXIII.

### Familienrevue.

Die zweite Sitzung war in allen Punkten der ersten ähnlich; sie wurde abermals erheitert durch das Plaudern des Kindes, und wie das erste Mal verließ Petrus entzückt da« Hotel Lamothe-Houdan.

Es vergingen vierzehn Tage so; von zwei zu zwei Tagen gab Regina dem jungen Manne Sitzung: da verbrachten der Künstler, Regina und das Kind Stunden, welche Petrus sich hätte mögen in's Unendliche verlängern sehen.

An den Tagen, wo eine Lektion die kleine Abeille zurückhielt, führte Regina, treu der Ermahnung von Petrus, ihr Gesicht durch die Plauderei zu beleben, das Gespräch aus den ersten den besten Gegenstand; und der erste der beste Gegenstand nahm, Anfangs gleichgültig, bald ein wachsendes Interesse an; denn Regina entrollte bei jeder Gelegenheit vor den Augen von Petrus Schätze von Wissen, Herzensgüte und Geist,

Die Conversation entspann sich gewöhnlich über die Malerei und die Bildhauerkunst: man ließ die Maler aller Zeiten und aller Länder die Revue passiren; Petrus war im Antiken gelehrt, wie Winkelmann und Cicognara; Regina, welche Reisen in Flandern, Italien und Spanien gemacht hatte, kannte Alles, was Großes in diesen drei Schulen zu Tage gefördert worden war. — Von der Malerei ging man sodann zur Musik über; auch hierin kannte sie Alles, von Porpora bis Auber, von Haydn bis Rossini. Von der Musik kam man zur Astronomie; von der Astronomie zur Botanik: es ist mehr Verwandtschaft, als man glaubt, zwischen den Sternen und den Blumen; die Sterne sind die Blumen des Himmels, die Blumen sind die Sterne der Erde.

Als aber diese Gegenstände erschöpft waren, sprach man von Sympathie, von Anziehungskraft, von Gemeinschaft der Seelen.

Die jungen Leute machten so aus dem leuchtenden Wege des Geistes tausend Reisen in entfernte Länder; sie ergingen sich aus allen öden Küsten; sie horchten von den Felsenriffen herab aus die Stimmen des Sturmes; sie vernahmen die geheimnißvollen Geräusche der Nacht in den Hütten der Urwälder; sie hüllten sich endlich ganz in das linnene Gewand der jungen Illusionen.

Ehe er eine Ahnung von der Heftigkeit seiner Liebe hatte, war Petrus verliebt wie ein Wahnsinniger! Es erfaßten ihn oft tolle Versuchungen, Leinwand und Pinsel aus die Seite zu legen, sich Regina zu Füßen zu werfen und ihr zu sagen, er bete sie an. Trotz der bewunderungswürdigen Selbstbeherrschung, welche Regina besaß, schien es Petrus manchmal, das Auge des Mädchens verweile aus ihm mit einem Ausdrucke, den er zu Gunsten seiner Liebe deutete; aber neben diesem gab sich eine so erhabene Würde in den geringsten Geberden von Regina kund, daß die Worte starben, ehe sie aus den zitternden Lippen des jungen Mannes geboren waren; so daß er, nachdem er mit Regina in den Gefilden des Himmels umhergeschweift

war, wie ein hochmüthiger Titan, vom Blitze zerschmettert, wieder aus die Erde niederfiel.

Was aber, außer der Ehrfurcht, die ihm Regina einflößte, seine Schüchternheit vermehrte, war ihre Umgebung.

Ihr Vater vor Allem, der Marschall von Lamothe-Houdan, ein alter Soldat des Kaiserreichs, obgleich Edelmann von altem Geschlechte, was er war, aber seit 1815 zu seinen royalistischen Grundsätzen zurückgekommen, und zum Marschall gemacht beim spanischen Feldzuge im Jahre 1815, hatte unter Allem dem die Traditionen vielleicht mehr noch des siebzehnten, als des achtzehnten Jahrhunderts bewahrt; er war zugleich voll von Güte, Stolz und steifem Ernste, besonders in Betreff der Künstler. Von Zeit zu Zeit kam er in den Pavillon, der als Atelier diente, überwachte das Portrait seiner Tochter, und gab Petrus genau dieselben Rathschläge, die er einem einen Flügel seines Hotels ausbessernden Maurer gegeben hätte.

Sodann die alte übermüthige Person, welche Regina an dem Tage begleitete, wo sie den Maler aufsuchte, damit er ihr Portrait mache. Diese Dame, eine Tante von Regina, Namens Marquise de la Tournelle, war durch ihren verstorbenen Gemahl mit dem ganzen bigotten Adel ihrer Zeit verwandt; vom Erzbischof bis zum letzten Kirchenvorsteher der Pfarre kannte sie alle Kirchenmänner, wie sie vom Präsidenten der Pairskammer bis zu den Huissiers, von Herrn von Talleyrand alle Männer der Politik kannte.

Sodann der Graf Rappt, ihr Günstling, Mitglied der Kammer der Abgeordneten, Ches von einer der mächtigsten Fractionen der Rechten, früher Adjutant des Marschalls. Das war ein Mann von neun und dreißig bis vierzig Jahren, kalt, tapfer, ehrgeizig, unter einer Eismaske alle die zu Grunde richtenden Leidenschaften des Spiels verbergend, welche an der Börse ihren Ursprung nehmen und beim grünen Teppich auslaufen. Während dieser vierzehn Tage war er dreimal gekommen, und obschon er sich herabgelassen, dem Portrait eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu gewähren, hatte er doch Petrus äußerst mißfallen.

Die einzige Person, deren Gegenwart dem jungen Maler angenehm war, war Madame Lydie von Marande, eine Pensionsfreundin von Regina, welche ungefähr zwei Jahre vorher einen der reichsten und populärsten Banquiers der Zeit, ein Mitglied der Kammer der Abgeordneten, wo er beharrlich Opposition gegen die royalistische Partei machte, geheirathet hatte.

Es befand sich noch eine Person im Hause, von der Petrus oft Regina und Abeille hatte reden hören; das war die Marschallin von Lamothe-Houdan, die Mutter der zwei Mädchen; sie war von russischer Herkunft und Tochter eines Fürsten; — hiervon kam der Titel Prinzessin, den man zuweilen aus Höflichkeit Regina gab.

Wir werden diese verschiedenen Personen wiederfinden, sowie wir derselben für die Entwicklung unserer Handlung bedürfen. Verlassen wir sie also einen Moment, um einen Blick aus einen Verwandten von Petrus zu werfen, der seinerseits berufen ist, einige Wichtigkeit im Lause unserer Erzählung zu erlangen.

In einem Hotel der Rue de Varennes, — eine traurige, aristokratische Straße, wie es nur eine geben konnte, — wohnte der Graf Herbel von Courtenay, ein Oheim von Petrus, der ältere

Bruder seines Vaters.

Geboren in St. Malo, hatte der Graf Herbel im Jahre 1784 Ludwig XVI. seine thätige Ergebenheit und die Mitwirkung seiner Landsleute, — Officiere vom Genie oder von der Marine wie er, — angeboten.

Als zwei Jahre nachher die gesetzgebende Versammlung die Aushebung der königlichen Functionen beschloß und von den Truppen einen Eid forderte, in welchem der königliche Name nicht ausgesprochen wurde, führten mehrere Officiere, diesen Eid als der Redlichkeit entgegen betrachtend, ganze Regimenter weg, wanderten mit Sack und Pack aus, und begaben sich nach Coblenz, wo der Prinz von Condé, Ches der bewaffneten Emigration, sein Hauptquartier ausgeschlagen hatte.

Der Graf von Herbel war diesem Wege nicht gefolgt, wie Chateaubriand hatte er das Atlantische Meer durchschiffte, und er befand sich in New-Orleans, als er die Ereignisse vom 10. August und die Einkerkung des Königs erfuhr. Da schien es ihm, die Stimme des sterbenden Königthums rufe ihm zu, der Platz eines Edelmanns sei zu solcher Stunde nicht in Amerika, sondern an den Ufern des Rheins; er reiste daher mit dem ersten Schiffe ab, das nach England unter Segel ging, landete in Holland, und kam von Holland nach Coblenz.

Hier fand er den Kern des royalistischen Heeres, gebildet aus den Gardes du Corps, die, nach dem 5. und 6. October entlassen, nicht in Frankreich geblieben waren; ein Heer, welches man dadurch vervollständigte, daß man ihm Emigranten einverleibte, die von allen Punkten Frankreichs herbeigekommen waren. Man stellte, — und das war keiner der geringsten Vorwürfe, die man den Emigranten machte, — man stellte auf dem Fuße, auf dem es unter Ludwig XV. gewesen war, das ehemalige Civil- und Militärhaus des Königs wieder her; man sah die Compagnien der Musketiere, der Chevaulégers, der Garde-Gendarmen, und endlich der Gardes-françaises unter dem Namen **Hommes d'armes à pied** wiedererscheinen.

Der Vicomte von Mirabeau, — derjenige, welchen man Mirabeau-Tonneau nannte, — brachte eine Legion auf die Beine, zu der das irische Regiment Berwick gehörte, Soldaten, deren Väter schon sich eher exilirt, als Jacob Stuart, ihren legitimen König, verlassen hatten.

Als der Graf de la Châtre von der Erzherzogin Christine die Erlaubniß erhalten hatte, in der Stadt Ath eine Cantonnirung von Edelleuten zu errichten, reihten sich tausend Officiere von allen Waffengattungen um ihn.

Endlich warb man Corps unter dem Namen jeder Provinz an, und das Aufgebot des Adels wurde gebildet.

Bemerken wir beiläufig, daß dieser Adel, der aus seinem individuellen und folglich egoistischen Gesichtspunkte entschuldbar sein konnte, daß er gegen sein Vaterland diene, einen Luxus zur Schau stellte, welcher nicht wenig dazu beitrug, die Gleichgültigkeit und den Mißcredit entstehen zu machen, worein er bei den Fürsten an den Ufern des Rheins und bei den fremden Souverains gefallen war; denn es geziemen sich weder der Luxus, noch die Weichlichkeit für Geächtete, und der Ort, der ihnen als Asyl dient, muß mehr einem Lager

gleichen, wo Soldaten wachen, als einem Boudoir, wo Höflinge schlafen, spielen oder scherzen.

Der Graf von Herbel, geboren am Ufer des Oceans, auf dem rauhen Gestade von St. Malo, war seit seiner Kindheit an die düstern Schauspiele des Meeres gewöhnt, und dieses weibische Leben, das man in Coblenz führte, flößte ihm einen tiefen Ekel ein. Er wartete daher mit Ungeduld auf die Gelegenheit, sich zu schlagen, und nachdem er sieben bis acht Monate, nach den Launen der Cabinete von Oesterreich und Preußen, dieses seltsame Leben der Emigration, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, hingschleppt hatte, in Gesellschaft der Herzoge de la Vauguyon. de Crussol und de la Trémouille,— welche wie er vom Generalstabe des Prinzen von Condé waren. — wurde er am 19. Juli 1793, am Tage der Erstürmung mit dem Bajonnete der Redoute von Bellheim durch den Herrn Generalmajor Vicomte von Salgues, gefangen genommen.

Schwer verwundet, sollte der Graf Herbel vollends vom Säbel eines republicanischen Soldaten zusammengehauen werden, als dieser ihm zurief, er möge Pardon verlangen.

»Wir gewähren immer, aber wir verlangen nie,« antwortete der Graf.

»Du bist würdig, ein Republicaner zu sein!« rief der Reiter.

»Ja; doch leider bin ich es nicht.«

»Du kennst das Loos, das die Emigranten erwartet, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen werden?«

»Aus der Stelle erschossen.«

»Ganz richtig.«

Der Graf Herbel zuckte die Achseln.

»Nun,« sprach er, »wozu sagst Du mir denn, ich soll Pardon verlangen, Dummkopf?«

Der republikanische Soldat schaute ihn mit einem gewissen Erstaunen an, obgleich die Soldaten der Republik nicht leicht in Erstaunen geriethen.

In diesem Augenblicke brachte man drei andere Edelleute, Gefangene wie der Graf von Herbel; sie lagen gebunden und geknebelt in einem Wagen. Diejenigen, welche sie brachten, berathschlagten einen Moment mit dem Soldaten, der den Grafen Herbel gefangen genommen hatte; dann ließ man den Grafen zu seinen Gefährten aufsteigen, und man schlug den Weg nach einem kleinen Walde ein, der in der Nähe der Stadt lag: das geschah offenbar, um sie zu erschießen.

Als man in den Wald kam und man die Gefangenen hatte vom Wagen herabsteigen lassen, trat derjenige, welcher den Grafen Herbel gefangen genommen hatte, auf diesen zu und sagte zu ihm:

»Du bist Bretagner!«

»Und Du auch,« erwiderte der Graf.

»Wenn Du das bemerkt hast, warum hast Du es nicht früher gesagt?«

»Hast Du nicht gehört, daß wir nie um Pardon bitten? Dir sagen, ich sei Dein Landsmann, hieß Dich um Pardon bitten.«

Der Reiter wandte sich gegen seine Kameraden um und sagte:

»Das ist ein Landsmann.«

»Nun?« fragten die Andern.

»Nun,« erwiderte der Reiter, »man soll nicht sagen, ich habe einen Landsmann erschossen.«

»So erschieße ihn nicht, Deinen Landsmann.«

»Ich danke, Kameraden.«

Alsdann näherte er sich dem Grafen und nahm ihm die Stricke ab, mit denen seine Hände gebunden waren.

»Bei Gott!« sagte der Graf, »Du thust mir einen großen Gefallen, denn ich starb vor Verlangen, eine Prise Tabak zu nehmen.«

Und er zog aus seiner Weste eine goldene Tabatiere, öffnete sie und bot sie höflich dem Republicaner dar, der verneinend den Kopf schüttelte; dann schlürfte er eine große Prise Spaniel.

Die Republicaner schauten lachend diesen Mann an, welcher in dem Augenblicke, wo er glaubte, er werde erschossen, mit so viel Wonne eine Prise Tabak schlürfte.

»Nun, Landsmann,« sagte der Reiter, »nun, da Du Deine Prise genommen hast, mache Dich aus dem Staube!«

»Wie, ich soll mich aus dem Staube machen?«

»Ja; im Namen der Republik begnadige ich Dich als einen Braven?«

»Und begnadigt man auch meine Gefährten?« fragte der Graf.

»Oh! was das betrifft, nein,« erwiderte der Reiter, »sie werden für Dich bezahlen.«

»Dann bleibe ich,« sprach der bretonische Officier, indem er seine Tabatiere wieder in seine Tasche steckte.

»Du bleibst?«

»Ja.«

»Um erschossen zu werden?«

»Allerdings!«

»Ah! Du bist wohl wahnsinnig!«

»Nein; doch ich bin Bretagner, und ich begehe keine Feigheit.«

»Auf, vorwärts, fliehe! in zehn Minuten ist es zu spät.«

»Ich bin mit ihnen ausgewandert,« antwortete der Graf, während er seine Hände in seine Taschen steckte; »ich habe mit ihnen gestritten, ich bin mit ihnen gefangen genommen worden: ich werde mit ihnen fliehen oder mit ihnen sterben. Ist das klar?«

»Nun wohl. Du bist ein braver Landsmann!« sagte der republikanische Reiter, »und um Deinetwillen und mir zu Liebe werden Euch meine Kameraden Alle frei lassen.«

»Ja; doch sie sollen rufen: »»Es lebe die Republik!«« sprach Einer von den Reitern.

»Höret Ihr, Kameraden?« fragte der Graf Herbel; »diese Braven da sagen, wenn Ihr: »»Es lebe die Republik!«« rufen wollet, so werden sie uns Alle begnadigen.«

»Es lebe der König!« riefen die drei Edelleute, den Kopf schüttelnd, um ihre Hüte herabfallen zu machen, weil sie ihren Ruf mit entblößtem Haupte von sich geben wollten.

»Es lebe Frankreich!« rief eiligst der bretonische Reiter mit seiner stärksten Stimme, in der Hoffnung, ihre Stimme zu bedecken.

»Oh! das, so oft Ihr wollt,« sagten die vier Edelleute.

Und alle Vier riefen einstimmig:

»Es lebe Frankreich!«

»Nun denn!« sagte der Landsmann des Grafen, indem er sie Einen nach dem Andern losband, flieht vom Ersten bis zum Letzten, und Alles sei abgethan.«

Und der kleine republicanische Trupp stieg wieder zu Pferde, entfernte sich im Galopp und rief den Royalisten zu:

»Viel Glück! und erinnert Euch bei Gelegenheit dessen, was wir für Euch gethan haben.«

»Meine Herren,« bemerkte, der Graf von Herbel, »sie haben Recht, daß sie uns sagen, wir sollen nicht vergessen, was sie für uns gethan, diese braven Sansculottes; denn ich weiß nicht, ob wir uns an ihrer Stelle so edel benommen hätten, wie sie.«

Am 13. October desselben Jahres, nach der Einnahme von Lauterburg und Weißenburg, wo an der Spitze seines Bataillons der Graf Herbel nach und nach drei Redouten erstürmt, zwölf

Kanonen und fünf Fahnen erobert hatte, beglückwünschte ihn der General Graf von Wurmser, der Obercommandant der österreichischen Armee, und der Prinz von Condé umarmte ihn vor seinen Waffengefährten und schenkte ihm seinen eigenen Degen.

Doch eben so wie dem bretonischen Edelmann für die Monarchie zu sterben als eine erhabene Pflicht erschien, so widerstrebte seinem Gewissen der Bürgerkrieg, den er in Gemeinschaft mit den feindlichen Heeren zu machen, genöthigt war. Wohin gingen sie überdies, alle diese französischen Emigranten, im Schlepptau der fremden Soldaten, deren Eroberungsgeist sich bei jeder Gelegenheit offenbarte? Waren sie nicht aus falschem Wege, und der Prinz von Condé, der mit seinem Blute und mit dem seiner Gefährten diesen verzweifelten Versuch unternahm, war er nicht der Bethörte der verbündeten Soverains?

In der That, die Bewohner unserer Gränzen, welche Verdacht gegen die Ergebenheit Oesterreichs und Preußens für die französische Monarchie zu schöpfen ansingen, erhoben sich nicht mehr beim Ausrufe der royalistischen Heere; sie erkannten Eroberer da, wo sie Befreier zu finden gehofft hatten, und verhüllten sich das Gesicht beim Anblicke der fremden Heere.

Die Erfahrung, — welche den Fürsten, wie den anderen Menschen kommt, nachdem die Fehler begangen sind, die ihnen aber nur später kommt, — die Erfahrung war schon für den Grafen Herbel gekommen; und mehr aus Pflicht, als aus Ueberzeugung folgte er der Armee von Condé bis zum 1. Mai 1801, an welchem Tage die Verabschiedung dieser Armee stattfand.

---

## LXXXIV.

Der General Graf Herbel von Courtenay.

Die Auslösung der Armee von Condé warf nach Deutschland, in die Schweiz, nach Italien, nach Spanien, nach Portugal, nach den Vereinigten Staaten, nach China, Peru, Kamtschatka, mit einem Worte aus alle Punkte der Erde Tausende von Emigranten, welche endigten, wo sie hätten anfangen müssen, das heißt, welche, statt die Waffen gegen Frankreich zu führen, von den Künsten, den Wissenschaften, dem Ackerbau, dem Handel Mittel des Unterhalts forderten.

Der Herr Marquis von Boissrane, Kapitän der Dragoner des Prinzen von Condé, wurde Buchhändler in Leipzig; der Herr Graf von Caumont la Force wurde Buchbinder in London; der Herr Marquis de la Maison-Fort wurde Buchdrucker in Braunschweig; der Herr Baron von Mounier gründete eine Erziehungsanstalt in Weimar; der Herr Graf de la Fraylaie wurde Zeichenmeister; der Herr Chevalier von Payen Schreibmeister; der Herr Chevalier von Botherel Fechtmeister; der Herr Graf von Pontual Tanzmeister; der Herr Herzog von Orleans Lehrer der Mathematik; der Herr Graf von Las-Cazes, der Herr Chevalier von Hervé, der Herr Abbé von Levizae, der Herr Graf von Pomblanet wurden Lehrer der französischen Sprache; der Herr Marquis von Chavannes unternahm den Handel mit Steinkohle; der Herr Graf von Cornullier-Lueinières fand einen Platz als Gärtner; die Familie Polignae endlich trieb in der Ukraine und in Lithauen Feldbau, wie dies Dupont von Nemours in New-York, der Graf de la Tour du Pin an den Ufern des Delaware, und der Marquis von Lezay-Marnesia an den Usern des Scioto thaten.

Der Graf von Herbel flüchtete sich nach England und gedachte sich, wie die Anderen, mit einer Industrie zu versehen, die ihm Lebensunterhalt verschaffen würde; nur verstand der Graf von Herbel, der Erstgeborene einer großen Familie, Eigenthümer eines ungeheuren Vermögens, das von der Nation als Emigrantengut confiscirt worden war, nichts Anderes, als sich zu schlagen: er war also in größter Verlegenheit.

Er hatte einen Augenblick den Gedanken, das Anerbieten eines Dragoner-Kapitäns anzunehmen, der ihm unentgeltlich Lectionen in der Guitare geben wollte, damit er mit Nutzen Anderen auf diesem Instrumente Unterricht ertheilen könnte; doch überzeugt vom nahen Verfall desselben schlug der General das Anerbieten des Kapitäns aus und suchte mit größter Beharrlichkeit ein lucrativeres und minder der Mode unterworfenen Gewerbe.

Als er eines Abends am User der Themse spazieren ging, sah er einen englischen Straßenjungen emsig beschäftigt, mit einem Federmesser ein, ungefähr einen Fuß langes, Stück Holz zu schnitzen.

Er blieb stehen, schaute den Jungen an, lächelte ihm wohlwollend zu, als dieser ihn auch anschaute, und allmählig sah er das Stück Holz einen Schiffsrumpf, dann das lebendige Werk einer Brigg von zehn Kanonen in Miniatur werden. Er erinnerte sich einst mit seinem jüngeren Bruder, — einem wüthenden Seemanne, mit dem wir uns später als mit dem Vater von Petrus beschäftigen müssen, — er erinnerte sich auch, ein Sohn des Oceans, ein Kind der bretagnischen



Küste, kleine Schiffe, um die sich seine Kameraden rissen, geschnitzt zu haben.

Ehe er nach Hause ging, kaufte der Graf Tannenholz und Werkzeug, und von diesem Augenblicke fing er an Schiffe aller Nationen zu verfertigen, von der amerikanischen Corvette mit den schlanken Spieren bis zur schwerfälligen chinesischen Jonke.

Was Anfangs eine Unterhaltung gewesen war, wurde eine Industrie; was eine Industrie gewesen war, wurde eine Kunst; Größe, Schnitt, Segel, Anstrich, Benutzung der Räume, Takelwerk, der Graf studierte Alles; bald machte er etwas Besseres als Nachahmungen, er machte Modelle.

Dank sei es dem Rufe, den er sich erworben hatte, erhielt er am Ende die Stelle eines Conservators der Admiralität von London; was ihn nicht abhielt, am Strande ein Magazin zu haben, aus dessen Schild mit großen Buchstaben die Worte geschrieben waren:

**Der General Graf Herbei von Courtenay,**

Abkömmling der Kaiser von Constantinopel,  
Holzdreher.

Und man traf in der That im Laden des Abkömmlings von Josselin III. nicht nur die kleinen Modelle von Schiffen, welche den Fond seines Geschäftes bildeten, sondern auch Tabaksdosen, Kegel, Kreisel, und eine Menge anderer das Handwerk, das er gewählt, betreffenden Gegenstände.

Am 26. Mai 1802 wurde die Amnestie verkündigt.

Der Graf Herbel von Courtenay war Philosoph: in England hatte er seine gesicherte Existenz, in Frankreich hatte, er dies nicht; er blieb in England. Er blieb noch 1814, nach der Restauration der Bourbonen, und wünschte sich Glück, daß er geblieben war, als er die Bourbonen 1815 Frankreich wieder verlassen sah.

Er blieb hier bis zum Jahre 1818 und kehrte sodann mit einem Vermögen von mehr als hunderttausend Franken, der Frucht seiner Ersparnisse und des Verkaufs seines Magazins, in sein Vaterland zurück.

Später bekam der Herr Graf Herbel von Courtenay seinen Theil von der Entschädigungs-Milliarde, nämlich zwölfmal hunderttausend Livres, woraus er sich eine Rente von sechzigtausend Livres machte.

Als er wieder reich geworden war, wurde er von seinen Landsleuten würdig gefunden, sie zu vertreten, und im Jahre 1826 in die Kammer der Abgeordneten geschickt; er nahm hier seinen Platz im linken Centrum, wo ihn seine Meinungsnuance zwischen Martignac und Lameth stellte.

Hier werden wir ihn 1827 wiederfinden, in dem Augenblicke, wo Herrn von Peyronnet den Gesetzesentwurf übergeben hat, der, nach dem Ausdrucke von Casimir Perrier, keinen andern Zweck hatte, als die Druckerei völlig zu vernichten.

Die Verhandlung war am Anfange des Februars eröffnet worden; vierundvierzig Abgeordnete hatten sich eingeschrieben, um den Gesetzesentwurf zu bekämpfen, und einunddreißig, um ihn zu vertheidigen.

Bemerken wir, daß fast alle diejenigen, welche das Gesetz vertheidigen sollten, der religiösen Partei angehörten, während diejenigen, welche es bekämpfen sollten, zugleich Abgeordnete der ehemaligen Linken und Mitglieder der Rechten waren, die sich, obgleich erbitterte Gegner, in einer gemeinschaftlichen Opposition gegen die clericale Partei und Herrn von Peyronnet vereinigt hatten.

Unter denjenigen, welche mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zum nahen Sturze des Ministeriums beitrugen, war der Graf von Herbel, der, ein erklärter Feind sowohl der Republicaner als der Jesuiten, nur zwei Dinge aus der Welt haßte: die Jacobiner und die Priester.

Wie la Fayette und Mounier dem angehörend, was man 1789 die constitutionelle Partei nannte, fing er an die Vorzüge der parlamentarischen Regierung zu begreifen; nach dem Beispiele von Herrn de la Vourdonnais, setzte er das Glück Frankreichs in die Verbindung der Charte mit der Legitimität, und er betrachtete beide als dergestalt von einander unzertrennlich, daß er eben so wenig die Charte ohne die Legitimität, als die Legitimität ohne die Charte wollte.

Das neue Gesetz gegen die Presse dünkte nun dem General Herbel gewaltsam und albern, und es schien ihm viel mehr gegen die Freiheit, als gegen die Zügellosigkeit gerichtet. Er sprang auch auf, als er Herr von Sallabery, der die Discussion in Angriff genommen hatte, sagen hörte, die Druckerei sei die einzige Plage, mit der Moses Aegypten heimzusuchen vergessen habe; und er hätte beinahe Herrn von Peyronnet herausgefordert, der, gegen seine Gewohnheit, bei dieser zweideutigen Pointe des ehrenwerthen Abgeordneten in ein Gelächter ausbrach. Kurz, der General Herbel, — der mit seinem Familiennamen Jacques von Courtenay hieß, folglich einen der ältesten und berühmtesten Namen Frankreichs trug, den Namen des Königs nicht ausgenommen, — der General Herbel, während er durch seinen Adel, durch seine Instincte, durch seine Erziehung vom Faubourg Saint-Germain war, gehörte durch seinen skeptischen, spöttischen Geist der Voltairischen Schule an und, so zu sagen, der modernen Schule durch seine vorurtheilsfreien Ansichten.

Wie gesagt, nur zwei Secten hatten das Privilegium, ihn in Wuth zu bringen: die Jesuiten und die Jacobiner.

Es war also eine seltsame Mischung von Oppositionen, dieser General Herbel.

Wollen Sie uns folgen und mit uns bei ihm eintreten? Wir werden ihn nach unserer Bequemlichkeit studiren. Er soll, wenn nicht eine erste, doch wenigstens eine wichtige Rolle in unserem Drama spielen, und wir vermöchten nicht sorgfältig genug zu Werke zu gehen, um von ihm ein ähnliches Portrait zu machen.

Man war, wie wir erwähnt haben, am Faschings-Montag; der General, der die Kammer um vier Uhr verlassen hatte, war so eben in sein Hotel, in der Rue de Varennes, zurückgekommen.

Er lag auf einer Causeuse ausgestreckt und las in einem Buche in Quart mit Goldschnitt und in Saffian gebunden. Seine Stirne war sorgenvoll, mochte ihn seine Lecture so beunruhigen, oder war das, was seinen Geist bewegte, früher als seine Lecture und konnte durch diese nicht zerstreut werden.

Er streckte den Arm gegen ein Tischchen aus, suchte umhertappend, ohne daß er zu lesen aufhörte, fand eine Glocke unter seiner Hand und klingelte.

Beim Geräusche der Klingel schien seine Stirne sich zu erheitern; ein Lächeln der Befriedigung schwebte über seine Lippen; er schloß sein Buch, während er seinen Daumen in der Oeffnung ließ, schlug die Augen zum Plafond auf und machte mit lauter Stimme und mit sich selbst sprechend folgende Reflexionen:

»Virgil ist entschieden nach Homer der erste Dichter der Welt. . . Ja!«

Und gleichsam um sich selbst Recht zu geben, fügte er bei:

»Je öfter ich seine Verse lese, desto harmonischer finde ich sie.«

Und sie mit einer markigen Bewegung scandirend, modulirte er aus dem Gedächtnisse ein Dutzend Verse der *Bucolica*.

»Hiernach spreche man mir von den Lamartine, von den Hugo; Träumer, Metaphysiker, alle diese Leute!« sagte der General.

Und er zuckte die Achseln.

Da die Einsamkeit, in der er sich befand, obgleich er geklingelt hatte, machte, daß Niemand da war, um ihm zu widersprechen, so fuhr er fort:

»Was mich übrigens bei den Alten entzückt, ist ohne Zweifel diese vollkommene Ruhe, diese tiefe Heiterkeit der Seele, welche in ihren Schriften herrscht.«

Nach dieser vernünftigen Reflexion hielt er einen Augenblick inne; dann faltete sich seine Stirne aufs Neue.

Er klingelte zum zweiten Male, und alsbald trat aus seiner Stirne die erste Heiterkeit wieder hervor.

Das Resultat dieser Heiterkeit war die Wiederaufnahme seines Monologs.

»Fast alle Dichter, Redner und Philosophen des Alterthums lebten in der Einsamkeit,« sagte er: »Cicero in Tusculum; Horaz in Tibur; Seneca in Pompeji; und diese milden Tinten, welche in ihren Büchern entzücken, sind wie der Reflex ihrer Meditationen und ihrer Vereinzelung.«

In diesem Augenblicke faltete sich die Stirne des Generals zum dritten Male, und er klingelte mit solcher Heftigkeit, daß der Klöppel des Glöckchens sich losmachte und an einen Spiegel

zurücksprang, den er beinahe zerbrochen hätte.

»Franz! Franz! willst Du nicht kommen, elender Schuft?« rief der General mit einer Art von Wuth,

Bei diesem energischen Rufe erschien ein Diener, dessen Tournure an jene vom Gurte ihrer anliegenden Hose am Leibe eng umschlossenen österreichischen Soldaten erinnerte. Er trug eine Art von Kreuz an einem gelben Bande befestigt und Corporalsborten.

Es war übrigens Grund vorhanden, daß Franz einem österreichischen Soldaten glich: er war von Wien.

Sogleich bei seinem Eintritte nahm er die militärische Haltung an, — die Beine an einander gedrückt, die Fußspitzen auswärts gesetzt, den kleinen Finger der linken Hand an der Naht der Hose, die offene rechte Hand in der Höhe der Stirne.

»Ah! bist Du endlich da, Bursche!« sagte wüthend der Graf.

»Ja, ich bin da, mein General; schon da!« antwortete Französisch radebrechend der Wiener.

»Ja, schon da, nachdem ich dreimal gerufen habe, Schurke!«

»Ich habe es erst das zweite Mal gehört, mein General.«

»Dummkopf!« rief der General, unwillkürlich über die Naivetät seines Stiefelputzers lachend.  
»Und das Mittagsbrod, wo ist es denn?«

»Das Mittagsbrod. mein General?«

»Ja, das Mittagsbrod.«

Franz schüttelte den Kopf.

»Wie! willst Du etwa sagen, es gebe kein Mittagsbrod, Schlingel?«

»Doch, mein General, es gibt eines; aber es ist nicht die Stunde.«

»Es ist nicht die Stunde?«

»Nein.«

»Wie viel Uhr ist es denn?«

»Ein Viertel aus sechs Uhr, mein General.«

»Wie, ein Viertel aus sechs Uhr?«

»Ein Viertel aus sechs Uhr.« wiederholte Franz.

Der General zog seine Uhr aus der Tasche.

»Es ist bei meiner Treue wahr!« sagte er.

»Welche Demüthigung für mich, daß dieser Schlingel Recht hat.«

Franz lächelte vor Freude.

»Ich glaube, Du hast Dir erlaubt, zu lächeln, Schuft?« rief der General.

Franz nickte bejahend mit dem Kopfe.

»Und warum hast Du gelächelt?«

»Weil ich die Stunde besser wußte, als mein General.«

Der General zuckte die Achseln.

»Marsch!« sagte er; »und aus den Schlag sechs, Uhr muß das Essen auf dem Tische sein.«

Und er las wieder in seinem Virgil.

Franz machte drei Schritte gegen die Thüre; sodann, sich plötzlich besinnend, drehte er sich aus den Absätzen um, brachte die drei verlorenen Schritte wieder ein, und befand sich an demselben Platze und in derselben Position wie einen Augenblick vorher.

Der General fühlte viel mehr als er sah den undurchsichtigen Körper, der ihm, nicht die Sonne, aber den Schatten der Sonne unterbrach.

Er erhob die Augen von der Spitze des Schuhs von Franz bis zum Ende seiner Finger.

Franz war unbeweglich wie ein hölzerner Soldat.

»Nun,« fragte der General, »wer ist da?«

»Ich bin es, mein General.«

»Habe ich Dir nicht gesagt, Du sollst gehen?«

»Mein General hat das gesagt.«

»Warum bist Du dann nicht gegangen?«

»Ich bin gegangen.«

»Du siehst wohl, daß dies nicht geschehen ist, da Du noch da bist.«

»Oh! ich bin wieder gekommen.«

»Und warum bist Du wieder gekommen? das frage ich Dich.«

»Ich bin wieder gekommen, weil eine Person da ist, die den General sprechen will.«

»Franz,« rief der General noch energischer, als er es bis dahin gethan, die Stirne faltend, »Unglücklicher, ich habe Dir hundertmal gesagt, wenn ich aus der Kammer komme, liebe ich es, in der Lecture guter Bücher meinen Geist wieder zu stärken, um die schlechten Reden zu vergessen, — mit andern Worten, ich wolle Niemand empfangen!«

»Mein General,« erwiderte Franz mit dem Auge blinzeln, »es ist eine Dame.«

»Eine Dame?«

»Ja, mein General, eine Dame.«

»Nun wohl, Schlingel, und wenn es ein Bischof wäre, ich bin nicht zu Hause.«

»Ah! ich habe gesagt, Sie seien zu Hause, mein General.«

»Du hast das gesagt?«

»Ja, mein General.«

»Und wem hast Du das gesagt?«

»Der Dame.«

»Und diese Dame ist?«

»Die Marquise de la Tournelle.«

»Tausend Millionen Donner!« rief der General, von seiner Causeuse auffahrend.

Franz sprang mit geschlossenen Füßen rückwärts und befand sich ein halbes Metre weiter entfernt in derselben Position.

»Du hast also der Marquise de la Tournelle gesagt, ich sei zu Hause?« rief der General wüthend.

»Ja, mein General.«

»Nun wohl, so höre Franz: Du wirst Dein Kreuz und Deine Borten abnehmen, Du wirst sie sorgfältig in Deinen Schrank einschließen, und sie sechs Wochen lang nicht tragen!«

Es bewerkstelligte sich im Gesichte von Franz eine völlige Verstörung, woraus man errathen konnte, welch ein entsetzlicher Sturm sich in seiner Seele erhob; sein Schnurrbart zuckte in allen Richtungen; eine Thräne glänzte am Winkel seines Auges, und er war genöthigt, eine übermenschliche Anstrengung zu machen, um nicht zu nießen.

»O! mein General!« murmelte er.

»Das ist gesagt! . . . Und nun laß die Dame eintreten.«

---

## LXXXV.

Gespräch einer Frömmlerin mit einem Voltairianer.

Franz öffnete die Thüre und führte die alte hoffärtige Person ein, die wir Regina bei dem Besuche, den sie Petrus machte, um ihr Portrait zu bestellen, als Ehrenhüterin haben dienen sehen.

Der General besaß im höchsten Grade die treffliche Eigenschaft der Aristokratie, welche, um einen sehr bezeichnenden Volksausdruck zu gebrauchen, darin besteht, daß man *gute Miene zum schlechten Spiele zu machen* weiß; Niemand verstand es besser, nicht einem Feinde, — Männern gegenüber war er offenherzig bis zur Brutalität, — sondern einer Feindin zuzulächeln; denn gegen Frauen, von welchem Alter sie auch sein mochten, war der General höflich bis zur Verstellung.

Beim Eintritte der Marquise stand er also auf, und mit einer gewissen Trägheit im linken Beine, — die er einer alten Wunde und sein Arzt einem neuen Gichtanfalle zuschrieb, — ging er ihr entgegen, bot ihr galant die Hand, führte sie zu der Causeuse, die er kurz zuvor verlassen hatte, rückte einen Lehnstuhl an die Causeuse und setzte sich in den Lehnstuhl.

»Wie, Marquise,« fragte er, »Sie in Person erweisen mir die Ehre, mich zu besuchen?«

»Und Sie sehen mich hierüber selbst ganz erstaunt, mein lieber General,« erwiderte die alte Dame schamhaft die Augen niederschlagend.

»Erstaunt! Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Marquise, daß von Ihrer Seite das Wort nicht liebenswürdig ist. Erstaunt! ich bitte, was kann Sie hier in Erstaunen setzen?«

»General, legen Sie auf die Worte, die ich Ihnen sage, nicht das ganze Gewicht, die sie bei einer andern Gelegenheit haben könnten: ich habe Sie um einen so großen Dienst zu bitten, daß ich dadurch ganz verwirrt bin.«

»Ich höre, Marquise; Sie wissen, daß ich ganz der Ihrige bin; sprechen sie! um was handelt es sich?«

»Wäre das Sprichwort: »»Aus den Augen, aus dem Sinne,«« nicht eine treffliche Wahrheit,« sagte coquett die Marquise, »so würden Sie mir die Mühe, weiter zu gehen, ersparen und errathen, welche Gefälligkeit ich von Ihnen verlange.«

»Marquise, dieses Sprichwort ist falsch, wie alle Sprichwörter, die mir in Ihrem Geiste nachtheilig sein könnten; denn, obschon ich des Vergnügens beraubt war, Sie zu sehen, seit unserem letzten Streite in Betreff des Grafen Rappt . . .«

»In Betreff unseres . . .«



»In Betreff des Grafen Rappt,« unterbrach lebhaft der General; »es sind etwa drei Monate, daß der Streit stattgefunden hat; trotz dem, sage ich, habe ich nicht vergessen, daß heute Ihr Namenstag ist, und ich habe Ihnen so eben meinen Strauß zugeschickt: Sie werden ihn finden, wenn sie nach Hause kommen: das ist der vierzigste Strauß, den Sie von mir empfangen haben.«

»Der einundvierzigste, General.«

»Der vierzigste; ich halte an meinen Daten fest, Marquise.«

»Lassen Sie uns recapituliren.«

»Oh! so lange Sie wollen.«

»Im Jahre 1787 ist der Graf Rappt geboren.«

»Verzeihen Sie, 1786.«

»Sie sind dessen sicher?«

»Bei Gott! mein erstes Bouquet datirt vom Jahre seiner Geburt.«

»Vom vorhergehenden, mein lieber General.«

»Nein, nein, nein, nein!«

»Gleichviel! . . .«

»Oh! es gibt kein *gleichviel*: das ist so.«

»Es mag sein; übrigens komme ich nicht, um mit Ihnen von diesem unglücklichen Kinde zu sprechen.«

»Unglückliches Kind? Vor Allem ist das kein Kind: ein Mann mit einundvierzig Jahren ist kein Kind mehr. . . .«

»Der Graf Rappt ist erst vierzig Jahre alt.«

»Einundvierzig! ich behaupte meine Zahl; sodann ist er nicht so unglücklich, wie mir scheint: einmal erhält er von Ihnen etwas wie eine Rente von fünfundzwanzig tausend Livres . . .«

»Er mußte fünfzig haben, wäre das Herz seines Vaters nicht hart wie ein Fels.«

»Marquise, ich kenne seinen Vater nicht; ich kann Ihnen also nicht hierüber antworten.«

»Sie kennen seinen Vater nicht?« rief die Marquise mit dem Tone, mit dem Hermione sagt:

**Je ne t'ai point aimé, cruel! Qu'ai-je donc fait?**  
**[Ich habe Dich nicht geliebt. Grausamer? Was habe ich denn gethan?]**

»Verwickeln wir uns nicht, Marquise; Sie sagten, vom Grafen Rappt sprechend, er sei unglücklich, und ich, ich antwortete Ihnen: »»Nicht so unglücklich! Erstens, fünfundzwanzig tausend Livres Rente, die Sie ihm geben . . .««

Oh! nicht fünfundzwanzig tausend Livres Rente müßte er haben: er müßte . . .«

»Fünfzig, Sie haben es schon gesagt . . . Also fünfundzwanzig tausend Livres, die Sie ihm geben; sein Gehalt als Oberster: vierzehntausend Franken; sein Commandeurkreuz der Ehrenlegion: zweitausend vierhundert; ich bitte, addiren Sie. Sodann fügen Sie diesem bei: Abgeordneter; ferner, wie man versichert, durch Ihren Einfluß aus Ihren Bruder in der Lage, eine Heirath von zwei bis drei Millionen mit einer der schönsten Erbinnen von Paris zu machen. Ei! dieses unglückliche Kind scheint mir im Gegentheile glücklich wie ein Bankert!«

»Oh! pfui, General!«

»Nun! das ist ein Sprichwort; Sie gebrauchen wohl Sprichwörter; warum sollte ich mich enthalten?«

»Sie haben vorhin gesagt, alle Sprichwörter seien falsch.«

»Ich habe nur von denjenigen gesprochen, welche mir in Ihrem Geiste nachtheilig sein könnten. . . Doch mir scheint, wir schweifen aus, Marquise, und Sie kamen, wie Sie sagten, um sich einen Dienst von mir zu erbitten. Sprechen Sie, Marquise, was für ein Dienst ist es?«

»Vermuthen Sie es nicht ein wenig?«

»Nein, bei meiner Ehre!«

»Suchen Sie wohl, General.«

»Ich bin gedemüthigt, Marquise, doch ich habe keine Ahnung.«

»Nun wohl, General, ich komme, um Sie auf meinen Ball morgen Abend einzuladen.«

»Sie geben einen Ball?«

»Ja.«

»Bei Ihnen?«

»Nein, bei meinem Bruder.«

»Das heißt, Ihr Bruder gibt einen Ball?«

»Das ist immer dasselbe.«

»Nicht ganz, wenigstens in Beziehung aus mich; ich habe Ihrem Bruder keine vierzig Sträuße geschickt, wie Ihnen.«

»Ein und vierzig,«

»Wegen eines mehr oder weniger will ich Ihnen nicht widersprechen.«

»Werden Sie kommen?«

»Auf den Ball Ihres Bruders?«

»Werden Sie kommen?«

»Fragen Sie mich das im Ernste?«

»Oh! das ist abermals eine von Ihren Ideen!«

»Ihr Bruder, der mich den Alten von Berge nennt, weil ich im linken Centrum bin und gegen die Jesuiten stimme! Warum nennt er mich nicht sogleich ein Königsmörder?. . Was that denn er, während ich am Strand Kreisel drehte und Briggs auftakelte? Er that das, was mein Schuft von einem Bruder that: er diente Herrn Bonaparte; nur diente mein Seeräuber von einem Bruder zur See, und der Ihre diente auf dem Lande, das ist der ganze Unterschied. Oh! oh! ich frage Sie abermals, Marquise, ist Ihre Einladung Ernst?«

»Allerdings.«

»Der Ebene ladet den Berg ein?«

»Der Ebene macht es wie Mahomet, General: der Berg wollte nicht zu Mahomet gehen . . .«

»Ja, dann ging Mahomet zum Berge, ich weiß es; doch Mahomet war ein Ehrgeiziger, der eine Menge Dinge gethan hat, die ein Anderer nicht gethan hätte.«

»Wie, mein lieber General, Sie werden nicht da sein, am Tage der Verkündigung der Heirath unserer Nichte Regina mit unserem theuren . . ?

»Mit Ihrem theuren Sohne, Marquise . . . Das ist also der Oelzweig, den Sie mir bringen?«

»Durchschlungen von einem Myrtenzweige, ja, General.«

»Aber, Marquise, wahrhaftig, ist sie nicht ein wenig gewagt, die Heirath, die Sie da machen? . . Denn Sie werden mir nicht sagen, Sie seien es nicht, die sie macht?«

»Gewagt, in welcher Hinsicht?«

»Ihre Nichte ist siebzehn Jahre alt.«

»Nun?«

»Das ist sehr jung, um einen Mann von einundvierzig Jahren zu heirathen.«

»Von vierzig.«

»Von einundvierzig, abgesehen davon, liebe Marquise, daß schon im Jahre 1808 oder 1809 gewisse Gerüchte über den Grafen Rappt und die Prinzessin von Lamothe-Houdan im Umlaufe waren.«

»Stille, General! sagen Leute von unserem Stande solche Infamien über einander?«

»Nein, sie beschränken sich darauf, daß sie dieselben denken; da ich bei Ihnen ganz laut denke, Marquise, so glaubte ich meine Zunge, ehe ich spreche, nicht zweimal im Munde drehen zu müssen. Lassen Sie mich Ihnen nun Eines sagen.«

»Was?«

»Ich werde nie glauben, Sie haben sich die Mühe, von der Rue Plumet in die Rue Varennes zu kommen, einzig und allein in der Hoffnung gegeben, für Ihren Ball einen Tänzer meiner Art zu rekrutiren?«

»Warum denn nicht, General?«

»Hören Sie, Marquise, man sagt, der wahre Gedanke der Frauen finde sich immer in der Nachschrift ihrer Briefe.«

»Und Sie möchten gern die Nachschrift meines Besuches kennen?«

»Das ist mein höchstes Verlangen.«

»Ich begreife, Sie wollen mich fühlen lassen, daß Sie ihn lang finden, und mir artig vorwerfen, daß ich Ihnen denselben gemacht habe.«

»Das wäre der erste Vorwurf, den ich mir gegen Sie in meinem Leben erlaubt hätte, Marquise.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Sie werden mich eitel machen.«

»Das wird der einzige Fehler sein, den ich von Ihnen kenne.«

»Oh! General, das ist ein Compliment, das in gerader Linie vom Hofe Ludwigs XV. kommt.«

»Es wird kommen, woher Sie wollen, wenn ich nur erfahre, woher Ihre Einladung kommt.«

»Ah! ich bemerke, daß Sie noch ungläubiger sind, als man behauptet.«

»Meine liebe Marquise, das ist das dritte Mal, daß ich seit achtzehn Monaten die Ehre habe, Sie zu sehen. Das erste Mal sind Sie gekommen, um mir ein Geständniß zu machen, welches mich wohl gerührt hätte, hätte ich daran glauben können: daß der Graf Rappt, gerade zwölf Monate nach dem Tode des armen Marquis de la Tournelle geboren, gerade neun Monate nach

dem ersten Strauße, den ich Ihnen geschickt, geboren worden sei.«

»Neun oder zehn Monate vorher, mein lieber General.«

»Neun oder zehn Monate nachher, liebe Marquise.«

»Gestehen Sie, daß Sie mit einer seltenen Hartnäckigkeit unsere Verbindung jünger zu machen suchen.«

»Gestehen Sie zu, daß Sie dieselbe mit einer seltenen Beharrlichkeit älter zu machen suchen.«

»Das ist sehr natürlich bei einer Mutter.«

»Warum des Teufels, liebe Freundin, haben Sie denn so lange gewartet, um mir das hohe Glück zu verkündigen, das mir die Vorsehung gewährte, indem Sie mir einen Erben in dem Augenblicke gab, wo ich es mir am wenigsten versah?«

»General, es gibt Geständnisse, welche einer Frau immer Ueberwindung kosten.«

»Und die ihr am Ende dennoch entschlüpfen, wenn der Mann, dem sie dieselben zu machen sieben bis achtunddreißig Jahre gezögert hat, plötzlich und durch einen unvorhergesehenen Umstand, — wie es der des Beschlusses einer Entschädigungsmilliarde ist, — für seinen Theil zwölfmal hunderttausend Franken bekommt.«

»Es lag, Sie müssen es zugestehen, General, ein gewisses Zartgefühl darin, Ihnen nicht zu sagen, Sie haben einen Sohn, so lange der Mangel an Vermögen Ihnen den Kummer bereiten mußte, diesem Sohne nur Ihren sehr ehrenwerthen, sehr berühmten, aber sehr armen Namen hinterlassen zu können.«

»Marquise, kommen Sie, wie vor achtzehn Monaten, wie vor einem Jahre, wie vor sechs Monaten, um mich zu überreden, unsere Verbindung datire von 1786., während ich sicher bin, daß sie erst von 1787 datirt, so sage ich Ihnen, daß ich mich gestern auf die *Kunst, die Data zu verificiren*, abonniert habe, daß ich die vergangene Nacht damit zugebracht habe, das Datum des ersten Straußes, den ich Ihnen geschickt, zu verificiren, und daß . . .«

»Und daß?«

»Mein Bruder der Seeräuber oder mein Neffe der Maler, so sehr ich sie für unwürdig meinen Namen zu tragen und mein Vermögen zu erben erkenne, mein Vermögen erben und meinen Namen tragen werden. Genügt Ihnen das, Marquise?«

»Nein, General; denn ich kam nicht deshalb.«

»Warum des Teufels kommen Sie denn?« rief der General, die erste Bewegung von Ungeduld, die er sich hatte entschlüpfen lassen, an den Tag gebend; »etwa, daß ich Sie heirathe?«

»Gestehen Sie unter uns, Sie haben mich genug geliebt, daß ein solcher Vorschlag, wenn er

Ihnen gemacht würde, nichts hätte, was Sie in Erstaunen setzen konnte.«

»Ich gestehe es unter uns, doch unter uns allein. . . Darum kommen Sie also? Warum sagten Sie mir das nicht sogleich?«

»Was hätten Sie mir geantwortet?«

»Ich habe keine Abneigung, in der Haut eines alten Junggesellen zu sterben, während ich mich tief schämen würde, in der eines alten Dummkopfs zu sterben.«

»Trösten Sie sich, General, ich bin nicht deshalb gekommen.«

»Dann, tausend Millionen Donner! . . . Ah! verzeihen Sie, Marquise, doch wahrhaftig, Sie würden einen Heiligen das Paradies verlieren machen, der schon mit einem Fuße aus der Schwelle der Pforte desselben stünde.«

Und der General, der, als ihm sein großer Fluch entschlüpfte, aufgestanden war, ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab.

Endlich blieb er vor der Marquise stehen und sagte:

»Wenn Sie aber nicht deshalb kommen, warum, im Namen des allmächtigen Gottes, kommen Sie denn?«

»Ah!« erwiderte die alte Dame, »ich sehe wohl, daß ich die Frage in Angriff nehmen muß.«

»Thun wir das, Marquise, ich bitte Sie inständig.«

»Ei! Sie sprechen wie Ihr Bruder der Freibeuter.«

»Wir werden also von meinem Bruder dem Freibeuter sprechen, Marquise?«

»Nein.«

»Wovon denn?«

»Sie haben ohne Zweifel sagen hören, der Graf Rappt . . .«

»Ah! nun kommen wir hieraus zurück!«

»Lassen Sie mich vollenden . . . Sei zum König entboten worden.«

»Ja, Marquise, ich habe dies sagen hören.«

»Sie wissen nicht, in welcher Absicht?«

»Thun Sie, als ob ich es nicht wüßte.«

»Es geschah in der Absicht, unsern lieben Sohn . . .«

»Ihren lieben Sohn!«

»Ins Ministerium zu berufen.«

»Ich bin darüber erstaunt, doch ich glaube es.«

»Warum glauben Sie es, da Sie darüber erstaunt sind?«

»**Credo, quia absurdum.**«

»Was besagen will?«

»Ich erwarte die Fortsetzung Ihrer Rede, Marquise.«

»Nun wohl, bei dieser Zusammenkunft Seiner Majestät mit dem Grafen Rappt war viel von Ihnen die Rede.«

»Von mir?«

»Ja; denn ich muß Ihnen sagen, mein lieber General, wenn die Stimme des Blutes bei Ihnen stumm ist, so spricht sie doch im Herzen des armen Kindes.«

»Marquise, Sie werden mich rühren.«

»Sie thut mehr: sie spricht nicht nur, sie schreit!«

»Und was hat man von mir bei dieser Zusammenkunft gesagt?«

»Sie seien der einzige Mann, der im Stande, der Nachfolger des gegenwärtigen Kriegsministers zu werden.«

»Hören Sie, Marquise, wir müssen ein Ende machen, denn ich erwarte meinen Neffen beim Mittagessen aus den Schlag sechs Uhr, und wenn Sie uns nicht die Ehre geben wollen, mit uns zu speisen . . .«

»Sie sind sehr gut. mein lieber General; ich muß nothwendig bei meinem Bruder speisen: man ordnet heute die Artikel des Heirathsvertrages zwischen Regina und. . .«

»Ihrem lieben Grafen Rappt. Nun wohl, da ich Sie nicht aufhalten will: mit zwei Worten komme ich zum Ziele, zum Endzwecke. Geht das Gesetz durch, so ist Herr Rappt Minister; und damit das Gesetz durchgehe, fehlen Ihnen dreißig bis vierzig Stimmen: Sie kommen, um mich um die meinige und um die meiner Freunde zu bitten.«

»Nun wohl,« sprach mit einschmeichelndem Tone die Marquise, »wenn dies wirklich die Absicht, der Endzweck meines Besuches wäre, was würden Sie sagen?«

»Ich würde sagen, ich bedaure, daß ich nicht hundert, hundertundfünfzig, tausend Stimmen habe, um sie alle gegen das Gesetz zu geben, das ich als abscheulich, schändlich und, — was noch viel mehr ist, — als dumm betrachte.«

»Hören Sie, General.« rief die Marquise, welche ebenfalls in Hitze gerieth, »Sie werden als unbußfertiger Sünder sterben, das sage ich Ihnen.«

»Und ich stehe Ihnen dafür.«

»Ist es möglich, daß, um einem Menschen, den Sie hassen, einen Possen zu spielen, während Sie im Gegentheile müßten . . .?«

»Marquise, Sie werden mich wüthend machen, das erkläre ich Ihnen!«

»Sie stimmen mit den Liberalen? Wissen Sie, daß, käme eine Revolution, die Vorstädter, die Jacobiner und die Sansculottes Sie würden die Rolle von la Fayette spielen lassen? Sie haben schon hierzu die weißen Haare! . . . Oh! wenn die Courtenay wieder auf die Welt kämen, ich wäre in der That begierig, zu erfahren, was sie sagen würden, sähen sie ihren Namen von einem Freibeuter, einem Jacobiner und einem Künstler getragen!«

»Marquise!« rief der General wüthend.

»Ich verlasse Sie, General, ich verlasse Sie; doch über Nacht kommt guter Rath, und ich hoffe, morgen werden Sie Ihre Ansicht geändert haben.«

»Meine Ansicht geändert, morgen? Weder morgen, noch übermorgen, noch in acht Tagen, noch in hundert Jahren! Marquise, es ist also unnütz, wenn Sie vor dieser Zeit wiederkommen.«

»Sie jagen mich fort, General? Sie jagen die Mutter Ihres . . .«

»Monsieur Petrus Herbel,« meldete Franz, die Thüre öffnend.

Zu gleicher Zeit schlug die Pendeluhr sechs.

---



## LHXXVI.

Gespräch eines Oheims mit seinem Neffen.

Petrus erschien im Halbschatten des Flurganges.

»Komm hierher.« rief der General. »Ah! alle Hage! Du kommst zu rechter Zeit!«

»Ei! mir scheint, Sie bedurften keiner Verstärkung, General,« sagte die Marquise. »Wären Sie fünf Minuten früher gekommen. Herr Petrus, so hätte Ihnen Ihr Oheim eine schöne Lection in der Galanterie gegeben.«

Die Marquise begleitete diese Worte mit einem Gruße, der eine gewisse Vertraulichkeit in Betreff des jungen Mannes bezeichnete.

»Ah! Sie kennen meinen Neffen, Marquise?« fragte der General.

»Ja; das Gerücht von seinen Succeen ist zu uns gelangt, und meine Nichte wollte ein Portrait von seiner Hand haben. Sie müssen stolz sein, General,« fügte die alte Dame mit einem halb geringschätzenden, halb spöttischen Tone bei, »Sie müssen stolz sein, in Ihrer Familie einen Künstler von einem solchen Talente zu besitzen!«

»Ich bin in der That stolz daraus, denn mein Neffe ist einer der redlichsten Jungen, die ich kenne. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen. Marquise.«

»Adieu, General; denken Sie an den Gegenstand meines Besuches, und verlassen wir uns als gute Freunde.«

»Es ist mir lieb, wenn wir uns verlassen; doch als gute Freunde, das ist etwas Anderes.«

»Oh! Gendarme!« brummte die Marquise, während sie sich entfernte.

Kaum war sie aus dem Salon weggegangen, kaum hatte sich die Thüre hinter ihr zugethan, als der General, ohne seinem Neffen, der sich nach seiner Gesundheit erkundigte, zu antworten, nach der Klingelschnur stürzte und wüthend daran zog.

Franz eilte herbei.

Er hatte schon sein Kreuz und seine Borten nicht mehr, ein so strenger Beobachter jedes militärischen Befehles war er.

»Sie haben geklingelt, mein General?«

»Ja. ich habe geklingelt. Stelle Dich ans Fenster, Bursche.«

Franz wandte sich nach dem bezeichneten Orte.

»Hier bin ich,« sagte er.

»Oeffne das Fenster, Dummkopf!«

Franz öffnete das Fenster.

»Schau' auf die Straße.«

Franz neigte sich hinaus.

»Ich schaue, mein General.«

»Was siehst Du?«

»Nichts, mein General: die Nacht ist schwarz wie eine Patrontasche.«

»Schau' immerhin.«

»Oh! ich sehe einen Wagen, mein General.«

»Und dann?«

»Und dann eine Dame, welche einsteigt . . . Die Dame, die so eben von hier weggeht . . .«

»Du kennst sie, diese Dame, nicht wahr?«

»Zu meinem Unglück, General.«

Franz spielte aus seine Degradation an.

»Nun, Franz, wenn sie wieder kommt, um mich zu besuchen, so sagst Du ihr. ich sei aus dem Marsfelde.«

»Ja, mein General«

»Es ist gut: schließe das Fenster und geh.«

»Mein General hat mir nichts mehr zu befehlen?«

»Doch, alle Teufel! ich habe Dir zu befehlen, daß Du dem Koch einen Schlag gibst.«

»Es soll geschehen, mein General.«

In dem Augenblicke, wo er weggehen wollte, blieb er jedoch wieder stehen und sagte:

»Wenn er mich aber fragt, warum ich ihm den Schlag gebe, was soll ich ihm antworten?«

»Du wirst ihm antworten: »Weil es fünf Minuten über sechs Uhr sei, und das Mittagsbrod noch nicht aus dem Tische stehe.««

»Jean ist nicht daran Schuld, wenn das Mittagsbrod noch nicht aus dem Tische steht, mein General.«

»Dann bist Du Schuld. Sage Jean, er soll Dir einen Schlag geben,«

»Ich bin auch nicht Schuld.«

»Wer denn?«

»Der Kutscher der Frau Marquise.«

»Gut! es fehlte nur das, um mich mit ihr zu versöhnen!«

»Er kam in die Küche, und da er unter dem Arme den Hund der Marquise trug, der nach Bisam roch, so machte der Geruch des Bisams die Saucen gerinnen.«

»Du hörst, Petrus?« sagte der General, indem er sich mit einer tragischen Miene an seinen Neffen wandte.

»Ja, mein Oheim.«

»Vergiß nie: die Marquise hat gemacht, daß Dein Oheim erst ein Viertel nach sechs Uhr zu Mittag speisen konnte! . . . Gehen Sie, Herr Franz, und nehmen Sie Ihr Kreuz und Ihre Borten erst nach Ablauf eines Monats wieder.«

Franz verließ das Zimmer in einem Zustande, der an die Verzweiflung gränzte.

»Der Besuch der Marquise hat Ihnen einigen Aerger verursacht, wie es scheint, mein Oheim?«

»Ich glaubte. Du kennest sie.«

»Ja, ein wenig, mein Oheim.«

»Nun wohl. Du mußt wissen, daß es überall, wohin die alte Devote kommt, gerade ist, als ob der große Teufel der Hölle gekommen wäre.«

»Verzeihen Sie, mein Oheim,« erwiderte Petrus lachend, »man beschuldigt Sie in der Welt, Sie haben viel Devotion für diese alte Devote gehabt.«

»Ich habe so viel Feinde! Doch, alle Hagel! laß uns von etwas Anderem reden. Haft Du Nachricht von dem Piraten Deinem Vater?«

»Vor ungefähr drei Tagen habe ich erhalten, mein Oheim.«

»Und wie geht es dem alten Corsaren?«

»Sehr gut, mein Oheim; er umarmt Sie von ganzem Herzen.«

»Um mich zu erwürgen als ein alter Jacobiner, was er ist . . . Ah! sage mir, machst Du für Deinen Oheim diese Toilette?«

»Ein wenig für Sie, ein wenig für Lady Grey.«

»Du kommst eben von ihr.«

»Ich war bei ihr, um ihr zu danken.«

»Wofür? Dafür, daß mir ihr Bruder der Admiral, so oft er mir begegnet, Komplimente über die Heldenthaten zur See Deines verruchten Vaters macht?«

»Nein, sondern dafür, daß sie die Absicht gehabt hat, den Verkauf meines *Coriolans* zu bewirken.«

»Ich glaubte, er sei verkauft.«

»Es würde in der That nur von mir abhängen, daß er es wäre.«

»Nun?«

»Ich habe mich geweigert, ihn zu verkaufen.«

»Stand Dir der Preis nicht an?«

»Man wollte mir das Doppelte von dem, was er werth ist, geben.«

»Warum hast Du Dich dann geweigert?«

»Weil mir der Käufer nicht anstand.«

»Du erlaubst Dir, dem einen oder dem andern Gelde den Vorzug zu geben?«

»Ja, mein Oheim, weil sich meiner Ansicht nach nichts so wenig gleicht, als das Geld und das Geld.«

»Ha! Bursche, solltest Du, nachdem Du Deinen Herrn Vater zu Grunde gerichtet hast, — was kein großes Unglück ist, denn das schlecht erworbene Gut soll nie zum Nutzen ausschlagen, — zufällig die Prätension haben, mich auch auszuplündern?«

»Nein, mein Oheim, seien Sie unbesorgt,« erwiderte lachend Petrus.

»Und wer war der Käufer, der Ihnen nicht zusagte, Herr Häkelig?«

»Der Minister des Innern, mein Oheim.«

»Der Minister des Innern wollte Dein Bild kaufen? Ei! versteht er sich denn aus Malerei?«

»Ich habe Ihnen gesagt, es sei aus die Empfehlung von Lady Grey geschehen.«

»Ah! es ist wahr. Und Du hast es verweigert?«

»Ja, mein Oheim!«

»Darf man den Grund dieser Weigerung wissen?«

»Ihre Opposition, mein Oheim.«

»Was hat meine Opposition mit Deinen Bildern zu schaffen?«

»Es schien mir, dieser Ankauf eines Bildes vom Neffen sei eine Fuchsschwänzerei an die Adresse des Oheims . . . Wir haben in der Kammer für sich selbst unbestechliche Leute, in deren Familie aber Stellen im Betrage von hunderttausend Franken sind.«

Der General dachte einen Augenblick nach, und ein Lächeln der Befriedigungklärte sein Gesicht aus.

»Höre, Petrus,« sagte er mit dem väterlichsten Tone, »ich trachte nicht danach, Dir meine Meinungen aufzudringen, mein Kind; und, obschon ich der erbitterte Feind des Ministeriums im Allgemeinen und vom Minister des Innern insbesondere bin, will ich doch nicht, daß Du meinetwegen die gerechten Ermunterungen ausschlägst, die die Regierung den Männern von Verdienst geben zu müssen glaubt. Ich theile nicht die alberne Ansicht derjenigen, welche denken, ein Künstler dürfe weder das Kreuz, noch eine officielle Arbeit annehmen, weil das Ministerium seine Meinung nicht vertrete. Da in jedem Falle das Ministerium factisch das Land vertritt, so empfängt man vom Lande und nicht vom Ministerium; der Minister bestellt die Gemälde, das ist wahr, Frankreich aber bezahlt sie.«

»Nun wohl, mein Oheim, ich will nichts von Frankreich haben; es ist zu arm.«

»Sage zu ökonomisch.«

»Und dann, was wird aus allen diesen unglücklichen von den zwei bis drei Generationen Directoren der schönen Künste, die wir haben blühen sehen, bestellten Bildern? Man weiß es nicht. Sind die Gemälde nicht mit einem großen Namen bezeichnet, so begräbt man sie in den Museen von Unterpräfecturen und Cantonshauptorten; vielleicht kratzt man sogar die Malerei aus und verkauft die Rahmen und die Leinwand! Im Ernste gesprochen, mein Oheim, ich habe kein Bild gemacht, damit es das Refectorium eines Klosters oder den Saal einer Schule des gegenseitigen Unterrichts meublire.«

»Wären alle Maler wie Du, mein lieber Freund, so möchte ich wohl wissen, was aus den Provinzgallerien würde.«

»Man würde Gewächshäuser daraus machen mit Pomeranzenbäumen, Granatbäumen,

Pisangbäumen, Palmbäumen, was, ich schwöre es Ihnen, mehr werth wäre, als die Landschaften einiger mir bekannten Maler. Uebrigens bin ich nicht der Einzige, der ausschlägt, und ich habe ganz einfach das Beispiel eines Mannes, der trefflicher als ich, befolgt.«

»Laß das Beispiel hören; das wird mich vielleicht ruhiger aus die Suppe warten machen. Vor Allem, wer ist dieser Trefflichere als Du?«

»Abel Hardy.«

»Der Sohn vom Conventsmitgliede?«

»Ganz richtig.«

»Was hat er gethan?«

»Er hat das Kreuz und vier Fresken in der Madeleine ausgeschlagen.«

»Wahrhaftig?«

»Ja, mein Oheim.«

»Wie alt bist Du, Petrus.«

»Sechszwanzig Jahre,«

»Nun wohl, mein Kind, ich finde Dich jung für Dein Alter. Das ist, Gott sei Dank! kein unwiederbringliches Unglück, da man immer ziemlich schnell alt wird.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Du würdest wohl daran thun, mein lieber Petrus, wenn Du gegen die unüberlegten Schätzungen, die Du machst oder ganz gemacht über die Menschen und die Dinge annimmst, auf Deiner Hut wärest. Begegnet es Dir, daß Du für Jemand eingenommen wirst, und das begegnet Dir ziemlich oft, so siehst Du in ihm, armer Tropf, die ganze Unschuld, die Du in Dir hast. So hat Dich, zum Beispiel, in diesem Augenblicke Deine Freundschaft für Abel Hardy eine von den Albernheiten sagen lassen, über die ich für Dich erröthet wäre, hätten wir einen Zeugen gehabt, und wäre dieser Zeuge Franz, mein Stiefelputzer, gewesen, oder Croupette, dieser Hund der Marquise, der die Saucen meines Kochs gerinnen macht, weil er nach Bisam riecht.«

»Ich verstehe Sie nicht, mein Oheim.«

»Du verstehst mich nicht? Erfahre vor Allem, daß man das Kreuz nicht ausschlägt, weil die Regierung es nur denjenigen gibt, welche darum bitten; willst Du es, so lassest Du Dir es durch die Maitresse des Directors der schönen Künste oder durch den Meßner von Saint-Acheul erbitten, und Du wirst es haben.«

»Sie bezweifeln Alles, mein Oheim!«

»Mein Freund, man hat, wie Du leicht begreifst, nicht die Revolution, das Directorium, das lebenslängliche Consulat, das Kaiserreich, die Restauration, die hundert Tage und Waterloo gesehen, ohne berechtigt zu sein, an vielen Dingen und besonders an den Regierungen zu zweifeln! In meinem Alter, da Du wahrscheinlich so viel Regierungen gesehen haben wirst als ich, wirst Du so skeptisch sein als ich.«

»Gut, was das Kreuz betrifft, doch die Fresken, mein Oheim? ich habe die Bestellung gesehen.«

»Kommen wir also aus die Fresken zurück . . . Dein Freund hat sie ausgeschlagen?«

»Ausgeschlagen.«

»Weil . . ? Es gibt einen Grund für seine Weigerung?«

»Allerdings . . . Weil er nichts für eine Regierung machen will, welche Herrn Horace Vernet, unsern Nationalmaler, verhindert, seine Schlachten von Montmireul, Hanau, Jemappes und Valmy auszustellen.«

»Mein lieber Petrus, Dein Freund Abel Hardy hat die Fresken der Madeleine ausgeschlagen, weil der Kaiser von Rußland, dessen Regierung, wie Du zugeben wirst, nicht viel liberaler ist, als die unsere, bei ihm ein Gemälde des *Rückzugs aus Rußland* bestellt hat, und ihm dieses Bild mit dreißigtausend Franken bezahlt, während unsere Direction der schönen Künste nur zehntausend Franken für die Fresken der Madeleine bezahlt. . . Gestehe, mein lieber Freund, das ist nicht Patriotismus; das ist Buchhaltung.«

»Oh! mein Oheim, ich kenne Abel, und ich würde mit meinem Leben für ihn stehen.«

»Obschon Du der Sohn Deines Vaters, das heißt eines abscheulichen Seeräubers bist, ist mir Dein Leben doch zu kostbar, mein lieber Petrus, als daß ich Dir erlauben würde, es so leichtsinnig preiszugeben.«

»Sie sind ein vertrocknetes Herz, mein Oheim: Sie glauben an nichts mehr!«

»Du täuschest Dich: ich glaube an Deine Zuneigung, und Deine Zuneigung ist um so uneigennütziger, als ich Dir nie etwas gegeben habe und nie etwas zu meinen Lebzeiten geben werde, ausgenommen mein Mittagsbrod, wenn Du so gut sein willst, zu kommen und es zu nehmen; — und das heutige scheint mir noch sehr problematisch! — Mehr noch: ich glaube an Deine Zukunft, wenn Du Deine Zeit, Dein Talent, Dein Leben nicht verschleuderst. Du bist Maler; Du stellst seit drei Jahren aus; Du hast im vorigen Jahre die goldene Medaille bekommen, und Du trägst weder einen spitzigen Filzhut, noch ein mittelalterliches Wamms, noch anliegende Hosen; Du kleidest Dich wie Jedermann; so daß Du nicht genöthigt bist, wenn Du ausgehst, aus Leibeskräften zu laufen, damit Dir nicht wie einer Maske alle Gassenbuben des Quartiers folgen; das ist schon etwas. Nun wohl, willst Du bei den Anlagen, die Du hast, die Rathschläge eines Greises, der viel gesehen, nicht verachten. . .«

»Ich liebe Sie wie einen zweiten Vater, und betrachte Sie als meinen besten Freund.«

»Ich bin wenigstens Dein ältester Freund, und unter diesem Titel bitte ich Dich, mich einen Augenblick anzuhören, da wir nichts Besseres zu thun haben, als zu schwatzen.«

»Ich höre Sie, mein Oheim.«

»Ich kenne alle Deine Verbindungen, ohne daß ich das Ansehen habe, mein lieber Petrus: ich kenne Deinen Freund Jean Robert, ich kenne Deinen Freund Ludovic, kurz ich kenne alle Deine Freunde.«

»Haben Sie etwas gegen sie zu sagen?«

»Ich? durchaus nichts! Doch warum verbindest Du Dich mit Dichtern und Studenten der Medicin?«

»Weil ich Maler bin, mein Oheim.«

»Dann, wenn Du durchaus Dichter sehen willst, laß Dich dem Herrn Grafen von Marcellus vorstellen.«

»Ei! mein Oheim, er hat nur eine Ode an den Knoblauch gemacht.«

»Er ist Pair von Frankreich . . . Sodann bei Herrn Briffaut.«

»Er hat nur ein Trauerspiel gemacht.«

»Er ist von der Academie . . . Du verbindest Dich zu viel mit jungen Leuten, mein Lieber!«

»Können Sie, mein Oheim, der Bewunderer der Jugend, selbst ein junger Mann, der Sie aus Eitelkeit eine Perrücke von weißen Haaren tragen, können Sie einen solchen Vorwurf an mich richten?«

»Solche Verbindungen nutzen nichts, mein lieber Petrus; sie dienen weder dazu, Vermögen, noch Ruhm zu erwerben.«

»Gleichviel, wenn sie nur zum Glücke dienen.«

»Ja, und Du nennst das Glück, in einem Atelier hockend in der Manier der Türken, und die Geschichte von Herrn Mayeux erzählend, schlechte geschmuggelte, Cigarren rauchen; oder in den Kaffeehäusern Theorien über die Kunst machend Halbtassen trinken! Hat man die Ehre, der Sohn eines ehrlichen Seeräubers zu sein, der nicht die Mittel besitzt, einen zu ernähren, was Teufels! dann muß man die Ehre seines Namens aufrecht halten. Seeräuberei verpflichtet, [Es bezieht sich auf das Sprichwort: Noblesse oblige, -Adel verpflichtet. Der Uebersetzer.] und wir stammen von den Kaisern von Constantinopel ab. Mein lieber Petrus, glaube einem Manne, der Richelieu alt und Lauraguais jung gekannt hat: es sind die Frauen, die unsern Ruf in der Gesellschaft, und folglich unser Glück machen; Du mußt Viele sehen, so lange Du kannst, und



so vertraut, als Du nur immer kannst. Eine gut gestellte Frau, die für uns eingenommen wird, und die uns bei ihrer Coterie anpreist, das ist die Wohlfahrt in Fleisch und Knochen, mein Kind. Verbinde Dich also nicht so leicht: bedenke, so oft Du eine neue Verbindung eingehst, welche Vortheile Du daraus ziehen kannst: das ist das, was man Weltkenntniß, Lebenserfahrung nennt. Benutze meine Erfahrung und meine Weltkenntniß; fasse Fuß in allen Ministerien; verschaffe Dir Eintritt bei allen Gesandtschaften; Du wirst Opposition machen, wenn Du fünfzig Jahre zählst und eine Rente von sechzigtausend Livres hast. Besuche in Deinen verlorenen Augenblicken einige Banquiersfrauen, eine oder zwei Frauen von Notaren, nicht mehr. Mache ein paar Pastellbilder von Witwen von Stande, das wird die Aufmerksamkeit auf Dich ziehen; kennst Du keine solche Witwen, so erfinde! In einem Winkel ihres Cabinets machen und vernichten die Frauen die Reputationen; besuche die Frauen, mein Lieber, besuche die Frauen! Die Frauen sind es, welche die Meinung modeln, und am Ende ist die Meinung die Königin der Welt!«

»Aber, mein Oheim, es ist eine ungesellige Gesellschaft, die Sie mir da vorschlagen.«

»Die Gesellschaft, mein Kind, ist ein Wald, wo Jeder bewaffnet spazieren geht: die Waffe des Einen ist sein Geist; die Waffe des Andern sein Vermögen, Wehe dem, der der Art, wie die Polizei gemacht ist, vertraut und nicht seine Vorsichtsmaßregeln nimmt! Das Spiel des Lebens, mein lieber Petrus, ist wie das Piquet: Einige spielen es ehrlich, und richten sich dabei zu Grunde; viele Andere filiren die Karte, und bereichern sich dabei.«

»Mein lieber Oheim, es gibt indessen Menschen, die sich bereichern, ohne solche Manoeuvres anzuwenden.«

»Ja: man muß den Theil des Zufalls machen, der sich manchmal täuscht und bei einem ehrlichen Manne eintritt, im Glauben, er trete bei einem Spitzbuben ein; es gibt Thüren, die sich gleichen.«

»Ist die Gesellschaft so, wie Sie sagen, mein Oheim, so wäre es besser, man würde Alles verlassen und Kohl und Rüben pflanzen.«

»Das ist es; und in der Hoffnung leben, sie zu essen, nicht wahr? Nun, das ist abermals eine Illusion, die Dir entschlüpfen wird: Du wirst sie weich zu essen glauben, sie werden hart sein.«

»Oh! wie mußten Sie leiden, um dahin zu gelangen, mein lieber Oheim!«

»Nein . . . nur, sterbe ich vor Hunger!« sprach der General.

»Herr General, es ist ausgetragen,« meldete Franz. indem er die Thüre mit einem so heiteren Gesichte öffnete, als es ein österreichischer Corporal, der weder Borten, noch Kreuz trägt, haben kann.

»Komm geschwinde!« sagte der General, während er seinen Arm um den seines Neffen schlang; »wir werden unser Gespräch bei Tische wieder ausnehmen, und ich schaue dann vielleicht die Welt unter einem andern Lichte an . . . Alle Teufel! ich begreife diejenigen, welche

die Revolutionen unter dem Vorwande machen, sie haben Hunger!«



## LXXXVII.

Wie der Oheim und der Neffe im Speisezimmer das im Salon angefangene Gespräch fortsetzen.

Der Oheim und der Neffe traten Arm in Arm ins Speisezimmer ein; der General lastete aus dem Arme von Petrus mit dem Gewichte eines Mannes, der sich nicht mehr selbst unterstützt. Er setzte sich in seinen Lehnstuhl, an seinem gewöhnlichen Platze, und winkte seinem Neffen, sich ihm gegenüber zu setzen.

Der General fing damit an, daß er stillschweigend zwei Teller voll von einer Krebsuppe verschluckte, welche hinreichend bewies, daß der Koch selbst ein großer Künstler war; alsdann schenkte er sich ein Glas Madeira ein, das er langsam schlürfte, füllte ein zweites Glas, reichte die Flasche seinem Neffen und forderte ihn auf, ein Gleiches zu thun.

Petrus schenkte sich ein Glas Madeira ein und leerte es mit einer Gleichgültigkeit, welche sichtbar seinen Oheim empörte, der bei den Dingen der Tafel gewöhnlich mit der ernstesten und religiösesten Aufmerksamkeit zu Werke ging.

»Franz,« sagte der General, »gib Herrn Petrus eine Flasche Marsala: er wird keinen Unterschied darin gegen den ächten Madeira finden.«

Das war seine Art, Petrus von seiner Trinkerwürde zu degradiren, wie er Franz von seiner Corporalswürde degradirt hatte.

Petrus nahm die Katastrophe mit einer tiefen Resignation hin.

Der General ging beinahe vom Zorne zur Verachtung über.

Er versuchte indessen eine zweite Probe. Man hatte ihm eine Flasche Haut - Laffitte gerade recht lau gemacht vorgesetzt; er schenkte sich ein Glas voll davon ein, wie er es beim Madeira gethan hatte, verkostete den Wein als ein Mann, der seine hohen Eigenschaften zu schätzen weiß, ließ seine Zunge schnalzen und sagte zu seinem Neffen:

»Reiche Dein Glas.«

Mit seinen Gedanken beschäftigt, reichte Petrus sein Glas für gewöhnlichen Wein.

»Das andere!« rief der General; »das Mousseline-Glas, Unglücklicher!«

Petrus reichte das Mousseline-Glas, das durch die Feinheit seiner Form und die Durchsichtigkeit seines Kristalls seinen Namen eher zweimal als einmal verdiente.

Als das Glas gefüllt war, stellte er es zu seinem Teller.

»Ei! so trinke doch sogleich!« sagte der General.

Es fiel Petrus nicht ein, die Ermahnung seines Oheims habe zum Zwecke, es zu verhindern, daß der Wein kalt werde oder sein Aroma verliere; er glaubte nur, es beunruhige seinen Oheim, daß er ihn ohne zu trinken von ein paar Gerichten habe essen sehen: — er erniedrigte eine gastronomische Ermahnung zur einfachen Höhe einer Maßregel der Hygiene!

Seinem Oheim gehorchend und fühlend, daß wirklich der spanische Pfeffer, mit dem der Karick à l'indienne, von welchem er gekostet, gewürzt war, eine gewisse Flamme in der Kehle zurückgelassen hatte, goß er seinen Wein vom kleinen Glase in das große über, füllte das große Glas mit frischem Wasser und leerte es aus einen einzigen Zug.

»Ha! Schurke!« rief der General.

»Was denn?« fragte Petrus beinahe erschrocken.

»Ei! wenn Dein Corsar von einem Vater nicht beständig seine Fahrten im Canal gemacht hätte, ich würde glauben, er habe vom Cap Constantia-Wein oder vom Schwarzen Meere eine Beilast Tokayer Wein zurückgebracht, und Du seist am Nutschkännchen mit Nectar genährt worden.«

»Warum denn dies?«

»Wie, Unglücklicher! ich schenke Dir ein Glas Haut-Laffitte ein, von demselben, der in den Tuilerien im Jahre 1812, einem Kometenjahre, eingekellert worden ist, und der gerade recht lau gemacht gar keinen Preis hat, und Du trinkst diesen Wein mit Wasser! . . Franz, suche Dir Suresnes - Wein zu verschaffen und stille damit meinem Neffen den Durst.«

Und mit tiefer Melancholie fügte er bei:

»Franz, behalte wohl, was ich Dir sagen werde: der Mensch trinkt, das Thier säuft.«

»Entschuldigen Sie, mein Oheim, ich war sehr zerstreut,« sprach Petrus.

»Es ist höchst artig, was Du mir da sagst.«

»Es ist mehr als artig, mein Oheim: es ist galant. Ich war zerstreut, weil ich an unser Gespräch von vorhin dachte.«

»Schmeichler!« rief der General.

»Nein, bei meinem Ehrenworte, mein Oheim! . . Sie sagten also?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich sagte; nur ist es, da ich bedeutend Hunger hatte, wahrscheinlich, daß ich Albernheiten sagte.«

»Sie sagten mir, ich habe Unrecht, daß ich die Welt meide.«

»Ah! ja . . . weil, Du begreifst das wohl, mein liebes Kind, das Individuum immer der Welt,

das heißt, der Generalität bedarf, während die Generalität, das heißt die Welt, nie des Individuums bedarf.«

»Mein Oheim, das ist eine unbestreitbare Wahrheit.«

»Ah! das wäre kein Grund: nur die unbestrittenen Wahrheiten sind mit aller Heftigkeit bestritten worden; hiervon zeugen Columbus, dem man die Existenz von Amerika bestritten hat; Galilei, dem man die Bewegung der Erde bestritten hat; Hervey, dem man die Circulation des Blutes bestritten hat; Jenner, dem man die Wirksamkeit der Kuhpockenimpfung bestritten hat, und Fulton, dem man die Kraft des Dampfes bestritten hat.«

»Sie sind wunderbar!« sagte Petrus mit einer gewissen Bewunderung für den Schwung dieses geistreichen Greises.

»Ich danke, mein Neffe! . . Nun wohl, ich sagte Dir also, oder ich sagte Dir nicht, — das macht nichts, da ich es Dir jetzt sage, — ich habe Dich bei Frau Lydie von Marande, einer der jüngsten, der schönsten und der einflußreichsten Frauen unserer Zeit vorgestellt; Du bist natürlich am Tage Deiner Vorstellung dort gewesen; in der folgenden Woche hast Du Deine Karte abgegeben, und Du bist nicht mehr dahin gekommen. Sie empfängt die beste Gesellschaft . . .«

»Oh! mein Oheim, sagen Sie die schlechteste: sie empfängt Jedermann; man sollte glauben, es sei ein Ministersalon.«

»Mein lieber Neffe, ich habe von Dir ziemlich lange mit Frau von Marande gesprochen; sie hat Dich angenehm von Gesicht gefunden, doch sie liebt Deine Tournure nicht.«

»Soll ich Ihnen eine Idee vom Geschmacke der Frau von Marande geben?«

»Gib.«

»Ihr Mann hatte die *Locusta* von Sigalon, ein Meisterwerk, gekauft: sie hatte keine Ruhe, bis das Bild dem Künstler zurückgegeben war, unter dem Vorwande, das sei kein Gegenstand, der angenehm anzuschauen.«

»Er war in der That nicht sehr angenehm.«

»Als ob die *Bartholomäusnacht* von Espagnolet [ *Ribeira*, genannt Spagnoletto oder Espagnolet, malte vorzugsweise gräßliche Gegenstände.] etwas Ergötzliches wäre.«

»Ich möchte die *Bartholomäusnacht* von Espagnolet auch nicht in meinem Speisezimmer haben.«

»Ei! mein Oheim, suchen Sie dieselbe zu bekommen: Sie werden sie mir schenken.«

»Ich will mich bemühen unter der Bedingung, daß Du zu Frau von Marande zurückkehrst.«

»Ich fing an sie zu lieben, mein Oheim; Sie werden machen, daß ich sie hasse.«

»Warum dies?«

»Eine Frau, die einen Künstler empfängt und an ihm nichts Anderes sieht, als ein angenehmes Gesicht und eine schlechte Tournure.«

»Ei! was Teufels soll sie denn sehen? Was ist Frau von Marande? Eine Frau in der Gewalt ihres Mannes und im Unvermögen der Reue. Beschäftigt sie sich mit der Kunst? Sie sieht einen jungen Mann: sie schaut ihn an; siehst Du ein Pferd, so schaust Du es auch an.«

»Ja; doch so schön es sein mag, ein Fries von Phidias ist mir lieber.«

»Und wenn Du eine schöne junge Frau siehst, ist Dir ein Brief, von Phidias auch lieber?«

»Bei meiner Treue, Oheim. . .«

»Vollende nicht oder ich verleugne Dich als meinen Neffen! Frau von Marande hat Recht, und Du hast Unrecht; es ist an Dir ein wenig zu viel vom Künstler und nicht genug vom Weltmanne! Dein Gang ist eine Art von Gehenlassen, das man einem Studenten verzeihen kann, während es einem Manne von Deinem Alter und Deinem Namen nicht steht.«

»Sie vergessen, mein Oheim, daß ich mich nach dem Namen meines Vaters nenne, und nicht nach dem Ihrigen, und daß man, wenn man streng bei der Tournure eines Abkömmlings von Josselin III. sein darf, doch nachsichtig bei den Fehlern des Sohnes von einem Seeräuber sein muß, wie Sie meinen Vater betiteln. Ich heiße Petrus Herbel. mein Oheim, und nicht Vicomte Herbel von Courtenay.«

»Alles dies ist kein Grund, mein Neffe. Es liegt viel vom Charakter des Menschen in seinem Gange, in seiner Art, sich zu halten, den Kopf zu tragen, die Arme zu bewegen; ein Minister geht anders als seine Angestellten, ein Cardinal anders als ein Abbé, ein Siegelbewahrer anders als ein Notar. Möchtest Du gehen wie ein Huissier oder wie ein Handelsaufseher? Höre, zum Beispiel: Deine Kleider sind auf eine erbärmliche Art gemacht; Dein Schneider ist nur ein Esel.«

»Es ist der Ihre, mein Oheim.«

»Ah! eine schöne Antwort. Gäbe ich Dir meinen Koch, wie ich Dir meinen Schneider gegeben habe, so wäre mein Koch nach Verlauf von sechs Wochen ein Droguist! Laß Herrn Smith kommen . . .«

»Ich werde mich wohl hüten; er kommt oft genug von selbst, ohne daß ich ihn kommen lasse!«

»Gut! wir haben Schulden bei unserem Schneider?«

»Soll ich ihm sagen, er möge zu Ihnen gehen, wenn er zu mir kommt?«

»Bei meiner Treue! ich bin versucht, dies thun zu lassen.«

»Ah! mein Oheim, Welch eine schöne Versuchung haben Sie da!«

»Wir werden das sogleich sehen . . . Ich sagte Dir also. Du sollst Deinen Schneider rufen lassen und ihn fragen: »»Wer macht die Kleider meines Oheims?«« Antwortet er Dir: »»Ich!«« dann ist Herr Smith ein eitler Geck; das ist, als ob mein Koch mir sagen würde, er besorge meine Küche! Was meine Kleider macht, mein Lieber, das ist meine Art, sie zu tragen. Ahme mir nach, Petrus, mir, der ich achtundsechzig Jahre alt bin: gib den Werth der Eleganz dem, was Du trägst, und Du wirst ein reizender Cavalier sein, magst Du Dich nun Herbel oder Courtenay nennen!«

»Welche Coquetterie für mich, mein Oheim!«

»Es ist so; was willst Du?«

»In welcher Hinsicht beschäftigen Sie sich aber mit meinen Kleidern? Sollten Sie zufällig die Absicht haben, aus mir einen Dandy zu machen?«

»Du geräthst immer in die Extreme. Ich will keinen Dandy aus Dir machen; ich will einen eleganten Mann aus Dir machen, mein Neffe. Bedenke doch, wenn die Leute, die uns kennen. Dich vorbeigehen sehen, sagen sie zu denen, die uns nicht kennen: »»Sehen Sie diesen jungen Mann?«« »Ja.«« »»Nun wohl, er hat einen Oheim, der fünfzigtausend Livres Rente schwer ist.««

»Oh! mein Oheim, wer sagt das?«

»Alle Mütter, welche Töchter zu verheirathen haben, mein Herr.«

»Gut! und ich hörte Sie ernsthaft an! Ah! mein Oheim, Sie sind nur ein Egoist!«

»Warum dies?«

»Ich sehe Sie kommen: Sie wollen sich meiner entledigen; Sie wollen mich verheirathen.«

»Nun, und wenn dies so wäre?«

»So würde ich Ihnen wiederholen, was ich Ihnen schon hundertmal seit einem Jahre gesagt habe: nein, mein Oheim.«

»Ei! mein Gott! Du wirst hundertmal, tausendmal, zehntausendmal nein sagen, und an einem schönen Tage sagst Du ja.«

Petrus lächelte.

»Das ist wahr; doch lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren und gestehen Sie, daß ich bis jetzt nein gesagt habe.«

»Höre, Du bist ein Räuber wie Dein Vater! Ich errathe Dich: Du hast die Absicht, eines Tags,

wenn Du Deine Schöne finden wirst, meinen Secretär zu erbrechen. Sprich, warum diese Halsstarrigkeit, Junggeselle zu bleiben? Du wirst am Ende machen, daß ich die Geduld verliere!«

»Ei! Sie sind wohl auch Junggeselle geblieben!«

»Weil ich mich aus Deinen Vater und auf Dich für die Fortpflanzung des Geschlechtes der Courtenay verließ. Wie! ich gebe mir Mühe, Dir eine Frau zu suchen; ich finde ein Mädchen voll Geist, das Dir beide Hände reicht, das Dir fünfmal hunderttausend Franken in jeder Hand bringt, und Du schlägst diese schätzenswerthe Person aus! Auf wen rechnest Du denn? Aus die Königin von Saba?«

»Was wollen Sie, mein Oheim? Das Mädchen war häßlich; ich, ich bin Maler, Sie begreifen?«

»Nein, ich begreife nicht.«

»Die Form vor Allem!«

»Du willst also ganz entschieden diese Million nicht Heirathen?«

»Nein, mein Oheim.«

»Wohl, es sei; ich werde Dir eine andere suchen.«

»Ach! mein Oheim, ich weiß wohl, daß Sie sie finden werden; lassen Sie mich Ihnen aber sagen: es ist nicht die Braut, die ich nicht liebe, sondern die Heirath.«

»Ah! Du bist also ein Ruchloser wie Dein Vater? Du achtest also nicht darauf, daß Du kalt Deinem Oheim nach dem Leben trachtest? Wie, ich werde in diesen Schlund, den man einen Neffen nennt, die Frucht einer sechzigjährigen Erfahrung geworfen haben, ich werde ihn wie meinen eigenen Sohn geliebt haben, ich werde mich für ihn, wie ich es so eben gethan, mit einer Freundin, — ich irre mich, — mit einer Feindin von vierzig Jahren entzweit haben, und der Bursche wird mir nicht ein Mal in seinem Leben angenehm sein! Ich habe nie etwas Anderes von ihm verlangt, als daß er heirathe, und er weigert sich! Du bist also nur ein Bandit! Ich will, daß Du heirathest; ich habe es mir in den Kopf gesetzt, und Du wirst heirathen, oder Du wirst sagen, warum nicht.«

»Ich habe es ihnen ja gesagt, mein Oheim.«

»Höre, wenn Du nicht heirathest, so verleugne ich Dich! ich sehe in Dir nur noch einen Erben, das heißt einen gegen meine fünfzigtausend Livres Rente bewaffneten Feind; und ich heirathe selbst als Sicherheitsmaßregel: ich heirathe Deine Million.«

»Sie haben mir so eben gestanden, das Mädchen sei häßlich, mein Oheim.«

»Ist sie aber einmal meine Frau, so werde ich es nicht mehr gestehen.«

»Und warum?«



»Weil man nie bei den Andern einen Widerwillen gegen das erregen muß. was uns nicht ansteht. Höre, Petrus, sei ein guter Junge; heirathest Du nicht um Deinetwillen, so heirathe Deinem Oheim zu Liebe.«

»Sie verlangen von mir gerade das Einzige, was ich nicht für Sie tun kann.«

»So gib mir doch wenigstens einen gültigen Grund an, tausend Millionen Donnerwetter!«

»Mein Oheim, ich will mein Vermögen nicht von einer Frau haben.«

»Und aus welchem Grunde?«

»Mir scheint, es liegt etwas Schmähhliches in dieser Berechnung,«

»Nicht schlecht für den Sohn eines Piraten. Nun wohl, ich steure Dich aus.« »Oh! mein Oheim . . .«

»Ich gebe Dir hunderttausend Franken.«

»Ich bin als Junggeselle reicher ohne Ihre hunderttausend Franken, als ich verheirathet mit fünftausend Livres Rente mehr wäre.«

»Ich gebe Dir zweimal hunderttausend, ich gebe Dir dreimal hunderttausend, ich gebe Dir die Hälfte meines Vermögens, wenn es sein muß; was Teufels! ich bin nicht umsonst Bretagner!«

Petrus nahm die Hand seines Oheims und küßte sie zärtlich.

»Du küssest mir die Hand, was bedeutet: »»Gehen Sie zum Henker, mein Oheim, und je weiter Sie gehen werden, desto mehr werden Sie mir Vergnügen machen!««

»Oh! mein Oheim!«

»Ah! ich habe es!« rief der General, indem er sich vor die Stirne schlug.

»Ich glaube nicht,« erwiderte Petrus lächelnd.

»Du hast eine Geliebte, Unglücklicher!«

»Sie irren sich, mein Oheim.«

»Du hast eine Geliebte, sage ich Dir! Das ist klar wie der Tag.«

»Ich schwöre Ihnen, nein.«

»Ich sehe sie von hier aus: sie ist vierzig Jahre alt; sie hält Dich in ihren Klauen; Ihr habt Euch geschworen, einander ewig zu lieben, Ihr glaubt Euch allein in der Welt, und Ihr bildet Euch ein, die Dinge werden so fort dauern, bis zu dem Tage, wo die Trompete des jüngsten Gerichtes ertönt.«

»Warum vierzig Jahre?« fragte Petrus lachend.

»Weil man nur mit vierzig Jahren an die Ewigkeit der Liebe glaubt. . . Lache nicht: das ist Dein nagender Wurm, ich bin dessen, was ich sage, sicher. In diesem Falle, mein Freund,« fügte der General mit einem tiefen Mitleiden bei, »in diesem Falle tadle ich Dich nicht mehr, ich beklage Dich, und es bleibt Dir nichts übrig, als ruhig den Tod Deiner Infantin abzuwarten.«

»Nun wohl, mein Oheim . . .«

»Was?«

»Da Sie so gut sind . . .«

»Du verlangst von mir meine Einwilligung, um Deine Großmutter zu heirathen, Unglücklicher?«

»Nein, seien Sie unbesorgt.«

»Du willst mich inständig bitten, die Kinder, die Du gehabt hast, anzuerkennen!«

»Mein Oheim, beruhigen Sie sich, ich habe nicht das Glück, Vater zu sein.«

»Ist man dessen je sicher? In dem Augenblicke, wo Du eintratst, wollte mich die Marquise de la Tournelle überreden. . .«

»Was?«

»Nichts . . . Fahre fort; ich bin aus Alles gefaßt; nur, wenn die Sache zu ernst ist, verschiebe sie aus morgen, um meine Verdauung nicht zu stören.«

»Sie können das, was ich Ihnen sagen will, ohne Gemüthsbewegung hören.«

»Sprich also. — Ein Glas Alicante, Franz; ich will in der bestmöglichen Stimmung anhören, was mein Neffe mir zu sagen hat . . . So, es ist gut! . . Nun vorwärts, Petrus,« fügte der General bei, während er an den Flammen des Candelabers den in seinem Glase enthaltenen Rubin blinken ließ. »Deine Geliebte? . . .«

»Ich habe keine Geliebte, mein Oheim.«

»Ei! was hast Du denn?«

»Ich hege seit sechs Monaten für eine Person, die es in jeder Hinsicht verdient, eine von den Leidenschaften, sehen Sie . . .«

»Nein, ich sehe nicht,« sagte der General.

»Welche wahrscheinlich kein Resultat haben wird.«

»Dann ist also Deine Leidenschaft verlorene Zeit.«

»Nein, eben so wenig, als die Leidenschaft von Dante für Beatrice, von Petrarca für Laura, von Tasso für Eleonore verlorene Zeit gewesen ist.«

»Das heißt. Du wolltest nicht eine Frau heirathen und ihr Dein Vermögen verdanken, während Du eine Geliebte haben willst und Dir Deinen Ruf verdanken. Ist das Logik, was Du da machst, Petrus?«

»Das ist äußerst logisch, mein Oheim.«

»Und welches Meisterwerk verdankst Du schon Deiner Beatrice, Deiner Laura, Deiner Eleonore?«

»Erinnern Sie sich meines Bildes: der Kreuzritter?«

»Es ist Dein bestes, besonders seitdem Du es überarbeitet hast.«

»Das Gesicht des Mädchens, das an der Quelle Wasser schöpft, schien Sie vollkommen zu befriedigen,«

»Es ist wahr, es hat mir außerordentlich gefallen.«

»Sie haben mich gefragt, wo ich mein Modell genommen.«

»Und Du antwortetest mir, Du habest es aus Deiner Einbildungskraft genommen; was mir, beiläufig gesagt, ziemlich dünkelfhaft geschienen hat.«

»Nun denn, ich habe Sie schändlich getäuscht, duckmäuserisch getäuscht, mein lieber Oheim.«

»Halunke!«

»Mein Modell war sie!«

»Sie, wer sie?«

»Sie wollen, daß ich Ihnen ihren Namen sage?«

»Ob ich das will? ich glaube wohl!«

»Bemerken Sie wohl, daß ich weder die Hoffnung habe, je ihr Gatte zu werden, noch die Prätension, je ihr Geliebter zu sein.«

»Ein Grund mehr, sie zu nennen: nach einem solchen Eingange ist es keine Indiskretion.«

»Es ist Fräulein . . .«

Petrus hielt ganz zitternd inne; es schien ihm, er begehe ein Verbrechen.

»Es ist Fräulein?« wiederholte der General.

»Fräulein Regina.«

»Von Lamothe-Houdan?«

»Ja, mein Oheim.«

»Ah!« rief der General, indem er sich heftig rückwärts warf, »ah! bravo, mein Neffe! Hätten wir den Tisch nicht zwischen uns, ich fiel Dir um den Hals und würde Dich umarmen!«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich sage, daß es einen Gott für die redlichen Leute gibt!«

»Ich begreife nicht . . .«

»Ich sage. Du wirst mein Rodrigo, mein Rächer sein.«

»Ich bitte, erklären Sie sich.«

»Mein Freund, fordere von mir Alles, was Du willst: Du hast mir das größte Vergnügen gemacht, das ich in meinem Leben empfunden habe.«

»Oh! mein Oheim, glauben Sie mir, ich bin hierüber vor Freude außer mir! Ich kann also fortfahren?«

»Nein, nicht hier, mein Kind: ich bin ein Philosoph aus der Schule Epicurs, ein Sohn der weichlichen Stadt, die man Sybaris nennt; die Frische Deiner Erzählung würde schlecht mit dem Geruche der Schöpsenkeule und des Sauerkrauts harmoniren. Geben wir in den Salon. — Franz, vortrefflichen Kaffee, mein Junge! die feinsten, die wohlriechendsten Liqueurs! Franz, Du kannst Dein Kreuz wieder anheften, Deine Borten wieder annähen: ich verzeihe Dir zu Gunsten meines Neffen . . . Komm, Petrus, theures Kind meines Herzens! Du sagst also, Du liebst Fräulein von Lamothe-Houdan?«

Und so sprechend schlang der General seinen Arm um den Hals von Petrus mit eben so viel Anmuth und Eleganz, und, wir möchten beinahe sagen, Jugend, als dies Pollux um den Hals von Castor bei der so schönen antiken Gruppe, dem Meisterwerke eines unbekanntenen Meisters, that.

Und Beide gingen an Franz vorüber, der sie, die linke Hand an der Naht seiner Hose, die rechte an seiner Stirne, das Gesicht strahlend vor Freude und Stolz, anschaute und dabei murmelte:

»Oh! mein General! mein General!«

---

## LXXXVIII.

Während des Kaffees.

Der General war, wie er es selbst gesagt hatte, wirklich ein Philosoph aus der Schule Epicurs, ein Bürger der wollüstigen Sybaris; er hätte können beifügen, ein Nebenbuhler von Brillat-Savarin und von Grimod de la Reynière.

Alles bezeichnete bei ihm in den geringsten Einzelheiten ein tiefes Studium des Comfortablen und des Auserlesenen. Wie er glaubte, er dürfe den Bordeaux. Haut-Laffitte nur aus den Mousseline-Gläsern trinken, wo sich die Durchsichtigkeit mit der Feinheit des Kristalls verbindet, um die Augen und die Lippen nichts von der Farbe und dem Dufte des Weines verlieren zu lassen, eben so hätte er seinen Kaffee aus keinem anderen Gesäße als aus einer Tasse von chinesischem Porzellan oder altem Sèvres zu sich genommen.

Der Kaffee wartete also rauchend und duftend in einer Kaffeekanne von Vermeil und in Gesellschaft einer Zuckerdose von demselben Metalle, von zwei seinen Tassen mit goldenen Blumen und zwei Carafons mit verschiedenen Liqueurs.

»Ah!« sagte der General, indem er seinen Neffen in ein Fauteuil schob, »setzen wir uns, Du hier, ich dort, und trinken wir unsern Kaffee als Philosophen, welche zu schätzen wissen, was es an Zeit, an Ereignissen, an Menschen von Genie, an großen Königen, an glühenden Sonnen gebraucht hat, um diese zwei schmackhaften Substanzen, eingeheimst bei den zwei Antipoden der Welt, die man Martinique und Mokka nennt, zu bereiten!«

Petrus war aber in einer ganz anderen Ideenordnung.

»Mein guter Oheim,« erwiderte er, »glauben Sie, in einem andern Momente würde ich wie Sie, obschon weniger gelehrt und weniger philosophisch, das ganze Aroma dieses göttlichen Trankes schätzen; doch zu dieser Stunde, Sie müssen das begreifen, sind alle meine physischen und moralischen Fähigkeiten bei der Frage concentrirt, die ich an Sie wiederholen will: was kann bei meiner Liebe für Fräulein von Lamothe-Houdan sein, was Sie so freudig macht?«

»Ich werde Dir das sogleich erklären, wenn ich meinen Kaffee getrunken habe. Du weißt, was ich Dir, ehe wir uns zu Tische setzten, hinsichtlich des Einflusses sagte, den ein gutes Mahl auf die Art, wie man die Dinge betrachtet, haben kann?«

»Ja.«

»Wohl, mein Freund, nun, da ich gespeist habe, sehe ich Alles rosa, und ich mache Dir mein aufrichtiges Compliment. Laß mich meinen Kaffee trinken, und dann werde ich Dir sagen, warum ich Dir mein Compliment mache.«

»Sie finden Sie also schön?« fragte Petrus, der sich dem sanften Abhange überließ, welchen,

ohne es wahrzunehmen, die Verliebten von ihrer Liebe sprechend hinabsteigen.

»Ob ich sie schön finde! beim Teufel! ich müßte sehr häkelig sein, mein Lieber . . . Wetter! das ist ganz einfach eine der reizendsten Frauen von Paris, und wenn ich mich ihres Gesichtes recht erinnere, so gleicht sie jener Nymphe von Ovid . . .«

»Nein, nein! sie gleicht Niemand, mein Oheim! erniedrigen Sie ihr himmlisches Gesicht nicht dadurch, daß Sie es selbst mit einer Halbgöttin vergleichen!«

»Oh! oh! mein Kind, Du bist sehr verliebt; desto besser! desto besser! Ich sehe so gern die Jugend und die Stärke in der moralischen Uebung der mächtigen Fähigkeit, die man die Liebe nennt. Wohl! es sei: sie gleicht nicht einer Nymphe von Ovid, es ist eine Heldin des modernen Romans in der vollen Bedeutung des Worts.«

»Oh! mein Oheim, ganz im Gegentheile! und was mich bei Regina besonders entzückt, bezaubert, ist, daß sie sich in keiner Beziehung nach dem, was sie gesehen oder gelesen hat, formt.«

»Wie! Spitzbube! Du erlaubst Dir, eine Frau ohne Wissen Deines Oheims zu lieben, und Du willst ihm nicht einmal gestatten, daß er sucht, wem sie gleicht?«

»Ich hatte sehr Recht, daß ich discret gegen Sie war, mein lieber Oheim: ich war sicher, ausgescholten zu werden.«

»Sage beneidet, glücklicher Spitzbube! Nur diese Seeräbersöhne haben ein solches Glück! Wir stellen also vor Allem die Thatsache auf: Du bist verliebt, sehr verliebt.«

»Ich bitte Sie, mein lieber Oheim, nennen Sie nicht Liebe das Gefühl, das ich für Regina habe.«

»Ah! . . . Wie soll ich es denn nennen? Laß hören.«

»Ich weiß es nicht; doch die Liebe, ist das nicht der Name, mit dem die gemeinsten Menschen ihre materiellen Instincte, ihre brutalen Fantasien benennen? Glauben Sie, ich hege für dieses bezaubernde Geschöpf dasselbe Gefühl, das Ihr Portier für sein Weib hat?«

»Bravo, Petrus! Immer zu, mein Kind! . . . Ich vermöchte Dir nicht zu sagen, in welchem Grade Du mich erfreust . . . Es,ist also nicht Liebe, was Du für Regina empfindest? Nun, so erkläre mir, was es ist. Ich, ein plumper Materialist, ein Mann des andern Jahrhunderts, glaubte bis jetzt, die Liebe sei die materielle und geistige Combination dessen, was es Reinstes im Menschen gibt, wie dieser Kaffee das ist, was es Feinstes in der Pflanze gibt, welche aus der Erde wächst, und unter der Sonne, die am Himmel glänzt. Ich täuschte mich; desto besser! Es gibt ein anderes Gefühl, das himmlischer, ätherischer, glühender ist, als dieses. Ich verlange mit ihm Bekanntschaft zu machen und bin in Verzweiflung, daß ich so lange gewartet habe, um mich ihm vorstellen zu lassen.«

»Sie spotten über mich, mein Oheim!«

»Ob! Gott behüte mich!«

»Bei meinem Ehrenworte, ich sage Ihnen die Wahrheit. Was ich für Regina empfinde, ist ein Gefühl, das keinen Namen in der Sprache hat, — neu, sanft, frisch, mild, erhaben wie sie, das vor ihr nicht bestand, das nur durch sie eingegeben werden kann . . . Oh! mein Oheim, Sie sagen, trotz Ihrer Erfahrung sei Ihnen dieses Gefühl unbekannt: das setzt mich nicht in Erstaunen, denn ich glaube, kein Mensch hat empfunden, was ich empfinde.«

»Ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück dazu, theurer Freund,« erwiderte der General, indem er die letzten Tropfen seines Kaffees schlürfte, »und ich wiederhole Dir, Du verursachst mir aus verschiedenen Gesichtspunkten eine wirkliche Freude, die erste, die ich Dir verdanke. Nimm also nicht buchstäblich, was ich Dir von der Welt gesagt habe, ehe wir uns zu Tische setzten: das war der Alp eines hohlen Magens. Ah!« fuhr der alte Edelmann fort, während er sich in seinem Fauteuil ausstreckte und ganz selig mit den Augenlidern blinzelte, »ich glaube, ich wage nichts, wenn ich sage, sobald ich diese Prise Spaniol genommen habe, werde ich wahrhaft und völlig glücklich sein.«

»Glauben Sie, mein Oheim, ich danke Ihnen von ganzer Seele, daß Sie die Güte haben, einen so lebhaften Antheil an meinem Glücke zu nehmen.«

»Du irrst Dich, mein Freund, oder vielmehr. Du bist nicht in meinem Gesichtspunkte.«

»Sie hatten die Gewogenheit, mir zu sagen, mein Oheim, Sie seien völlig glücklich.«

»Ja; doch es ist nicht Dein Glück allein, was mich so sehr erfreut.«

»Was ist es denn, mein Oheim?«

»Es ist der duckmäuserige Gedanke, dieses Glück werde die Pein eines Andern bilden.«

Petrus schaute seinen Oheim mit fragenden Augen an.

»Da nun,« fuhr der General fort, »da nun dieser Andere mein erbitterter Feind ist, so erfüllt mich Alles, was ihm Unangenehmes begegnen kann, mit Freude. Du siehst, mein Freund, ich nehme von Deinem Glücke nur den Theil, der mir zukommt: hege also keine Dankbarkeit für mich und setze Deine Erzählung fort, nachdem Du von diesem Rhum gekostet hast. . . Ich höre . . .«

Immer in sein Fauteuil zurückgelehnt, kreuzte der General seine Hände aus seinem Bauche, ließ seine zwei Daumen sich um einander drehen und horchte wirklich.

»Es ist seltsam, mein Oheim,« sagte Petrus, »ich weiß nicht, was Ihr Gedanke ist; doch ich habe etwas wie eine Ahnung, es werde mir ein großes Unglück widerfahren.«

»Was Dich erwartet, ist in der That ein Glück oder ein Unglück, je nachdem Du es ansehen wirst; in dem einen oder dem andern Falle kann ich Dir den Schlag nicht beibringen, ohne Dich



daraus vorbereitet zu haben; mit andern Worten, ich werde Dir die Wahrheit erst mittheilen, wenn Du Deine Erzählung vollendet hast.«

»Ich habe Ihnen aber keine Erzählung zu machen, mein Oheim; ich habe Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen zu sagen hatte.«

»Es gibt indessen etwas sehr Wichtiges, was Du unberührt gelassen hast, mein Liebster.«

»Was?«

»Du hast mir wohl gesagt, Du liebest, das ist wahr; doch Du hast vergessen, mir zu sagen, ob Du geliebt wirst.«

Das Gesicht von Petrus bedeckte sich bei dieser Bemerkung mit einer Röthe, welche nur eine lange und indiscrete Antwort war; da sich aber das Gesicht von Petrus im Schatten befand, so sah der General diese Röthe nicht.

»Was soll ich Ihnen sagen, mein Oheim?«

»Wie, was Du mir sagen sollst? Du sollst mir sagen, ob sie Dich liebt.«

»Ich habe sie das nie gefragt.«

»Und Du hast wohl daran gethan, mein Junger dergleichen Dinge fragen sich nicht; sie errathen sich, sie fühlen sich. Was hast Du nun gefühlt? was hast Du errathen?«

»Ohne sagen zu wollen, das Gefühl, das ich Fräulein von Lamothe-Houdan eingeflößt habe, sei von der Natur desjenigen, welches mich erfüllt,« antwortete Petrus mit zitternder Stimme, »glaube ich doch, daß Regina mich mit Vergnügen sieht.«

»Verzeih!« nun bist Du es, der mich nicht recht versteht; ich will also meine Frage genauer stellen. Glaubst Du, zum Beispiel, — die Lage geboten und angenommen, wie sie ist, das heißt in den Bedingungen einer gegenseitigen Sympathie, — Fräulein von Lamothe-Houdan würde, im Falle Du um Ihre Hand bätest. Dich zum Gatten annehmen?«

»Oh! mein Oheim, wir sind nicht so weit!«

»Folgen aber die Tage aus die Tage, die Nächte aus die Nächte mit ihrer gewöhnlichen Regelmäßigkeit, so werdet Ihr eines Tages oder in einer Nacht so weit kommen, mein Kind.«

»Mein Oheim . . .«

»Du willst sie nicht heirathen?«

»Aber, mein Oheim . . .«

»Sprechen wir nicht mehr davon, lockerer Geselle!«

»Mein Oheim, ich bitte Sie inständig . . .«

»Sprechen wir also davon!«

»Nun wohl ja, sprechen wir davon; denn Sie haben so eben eine von den Hoffnungen berührt, die ich nicht einmal im Traume zu erschauen wagte.«

»Ah! . . . Ich bitte Dich also, mir zu sagen, ob Du, im Falle Du würdest Fräulein von Lamothe-Houdan zur Ehe begehren, auf Deine Seele und Dein Gewissen glaubst, sie würde Dich zum Manne annehmen. Bemerke wohl, daß die Forderung durchaus nicht hoffärtig wäre: obschon Dein unglücklicher Vater ein tiefer Bösewicht ist, stammst Du doch nichtsdestoweniger von den Courtenay ab, mein Junge; unsere Ahnen haben in Constantinopel regiert. Die Josselin hatten weiße Haare, als den Lamothe-Houdan die Milchzähne noch nicht gewachsen waren; sie kreuzen hinter ihrem Wappen Stäbe von Marschällen von Frankreich, doch wir haben über dem unsern eine geschlossene Krone.«

»Nun wohl, mein Oheim, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen soll . . .«

»Die ganze, mein Junge.«

»Oder wenigstens, was ich denke . .

»Sage mir, was Du denkst.«

»Obschon ich die Zukunft nie hierüber befragt habe, denke ich, wenn mein geringes Erbgut kein Hindernis? wäre, so würde Fräulein von Lamothe-Houdan den Antrag meiner Hand nicht ausschlagen.«

»So daß, mein lieber Neffe, wenn ich zufällig. — was nicht wahrscheinlich ist, das muß ich Dir sogleich sagen, — dieses geringe Erbgut mit einem Theile meines Vermögens nach meinem Tode ausstaffiren würde, — und bemerke wohl, daß ich zweitausend Meilen davon entfernt bin, einen solchen Gedanken zu haben, — so daß, wenn ich, um mich genauerer Ausdrücke zu bedienen, Dich aussteuern und als meinen Erben anerkennen würde, wodurch dieses Hinderniß gehoben wäre, Du glaubst, Fräulein von Lamothe-Houdan würde einwilligen, Dich zu heirathen?«

»Nach meinem besten Wissen und Gewissen glaube ich das.«

»Nun wohl, mein lieber Neffe, ich wiederhole Dir in Beziehung auf Dich selbst, was ich Dir in Betreff Deines Freundes, der das Kreuz ausgeschlagen, gesagt habe: Du bist zu jung für Dein Alter!«

»Ich, mein Oheim?«

»Ja.«

»Was wollen Sie damit sagen?« »Ich will sagen, Fräulein von Lamothe-Houdan würde Dich

nicht heirathen.«

»Und warum nicht?«

»Weil das Gesetz der Frau verbietet, zwei Männer zu heirathen, und dem Manne, zwei Frauen zugleich zu heirathen.«

»Zwei Männer?«

»Ja, das nennt man Bigamie, Polygamie; es ist hierüber ein Lied in *Monsieur de Pourceaugnac*.«

»Ich verstehe durchaus nicht, erklären Sie sich.«

»Ehe vierzehn Tage vergehen, wird Fräulein von Lamothe-Houdan verheirathet sein.«

»Unmöglich, mein Oheim!« rief der junge Mann entsetzlich erbleichend.

»Unmöglich! das ist wieder das Wort eines Verliebten.«

»Mein Oheim, um des Himmels willen, haben Sie Mitleid mit mir! sprechen Sie klarer.«

»Mir scheint, was ich sage, ist sehr klar, und ich setze die Punkte aus die i: Fräulein von Lamothe-Houdan wird heirathen.«

»Heirathen!« wiederholte Petrus ganz betäubt.

»Und ich bin dafür bezahlt, daß ich es weiß, Gott sei Dank! da sie meinen vorgeblichen Sohn heirathet.«

»Mein Oheim, Sie werden mich rasend machen! Wer ist dieser angebliche Sohn?«

»Oh! beruhige Dich, er ist nicht anerkannt, obschon seine zärtliche Mutter Alles, was sie konnte, gethan hat, damit er es werde.«

»Aber wen heirathet sie denn?«

»Sie heirathet den Obersten Grafen Rappt.«

»Herrn Rappt?«

»Herrn Rappt selbst; ja, mein Neffe, den liebenswürdigen, den redlichen, den ausgezeichneten Herrn Rappt.«

»Er ist zwanzig Jahre älter als Regina.«

»Du kannst sogar sagen vierundzwanzig, lieber Freund, in Betracht, daß er vom 11. März 1786 datirt, und das macht rund vierzig Jahre wohl gezählt; und da Fräulein von Lamothe-

Houdan erst siebzehn alt ist. . . ei! rechne doch selbst!«

»Und Sie sind dessen sicher, mein Oheim?« sagte der junge Mann, der mit gesenktem Haupte und wie vom Blitze getroffen da saß.

»Frage Regina selbst.«

»Gott befohlen!« rief Petrus ausstehend.

»Wie, Gott befohlen?«

»Ja, ich will sie aussuchen, und ich werde wohl erfahren . . .«

»Später wirst Du es besser erfahren! Mache mir das Vergnügen und setze Dich wieder an Deinen Platz.«

»Aber, mein Oheim. . .«

»Es gibt keinen Oheim mehr, wenn der Neffe undankbar ist.«

»Ich, undankbar?«

»Gewiß, undankbar! Es heißt ein undankbarer Neffe sein, seinen Oheim am Anfange einer mühsamen Verdauung verlassen, statt ihm ein Glas Curacao anzubieten, um diese Verdauung zu erleichtern. . . Petrus, biete Deinem Oheim ein Glas Curacao an.«

Der junge Mann ließ seine beiden Arme fallen,

»Oh!« murmelte er, »können Sie mit einem Schmerze wie der meine scherzen?«

»Kennst Du die Geschichte von der Lanze des Achilles?«

»Nein, mein Oheim.«

»Wie! das ist die Erziehung, die Dir Dein Seeräuber von einem Vater gegeben hat? Er hat Dich nicht das Griechische lernen lassen, nicht den Homer im Original lesen? Unglücklicher, Du bist genöthigt, ihn in Madame Dacier oder in Herrn Bitaubé zu lesen? Nun wohl, ich will sie Dir sagen, die Geschichte dieser Lanze: ihr Rost heilte die Wunde, welche ihre Spitze gemacht hatte. Ich habe Dich verwundet, mein Kind; nun will ich es versuchen. Dich zu heilen,«

»Oh! mein Oheim! mein Oheim!« murmelte Petrus, während er dem General zu Füßen fiel und ihm die Hände küßte.

Der General schaute den jungen Mann mit einem die tiefe Zärtlichkeit, die er für ihn hegte, bezeichnenden Ausdrucke an.

Dann sprach er mit ruhigem, ernstem Tone:

»Setze Dich, mein Freund, sei Mann! Wir werden ernsthaft von Herrn Rappt sprechen.«

Petrus gehorchte; er erreichte schwankend sein Fauteuil wieder und fiel mehr darein, als daß er sich setzte.



## LXXXIX.

Wo lange von den Tugenden der Frau Marquise Yolande Pentaltais de la Tournelle die Rede ist.

Der General schaute einen Augenblick seinen Neffen mit jenem Mitleiden des Greises für die Schmerzen an, die er nicht mehr fühlt, die er aber gefühlt zu haben sich erinnert.

Alsdann sprach er:

»Mein lieber Petrus, leihe nun dem, was ich Dir sagen werde, ein aufmerksames Ohr; das wird interessanter für Dich sein, als es für Dido und ihre Höflinge die Geschichte von Aeneas war; und dennoch sagt der Dichter:

**»Conticuere omnes, intentique ore tenebant.«**

**[ Alle schwiegen und horchten mit offenem Munde.]**

»Ich höre, mein Oheim,« erwiderte Petrus traurig. »Du kennst Herrn Rappt?«

»Ich habe ihn zweimal im Atelier von Regina gesehen.«

»Und Du findest ihn schmäählich häßlich, nicht wahr? Das ist natürlich!«

»Häßlich ist nicht das richtige Wort, mein Oheim.«

»Du bist sehr großmüthig.«

»Ich sage mehr,« fuhr Petrus fort: »in den Augen von vielen Leuten, für welche der Ausdruck des Gesichtes nichts bedeutet, kann der Graf Rappt sogar für einen schönen Mann gelten.«

»Alle Teufel! so sprichst Du von Deinem Nebenbuhler!«

»Mein Oheim, man muß gerecht sein, selbst gegen einen Feind.«

»Du findest ihn also nicht häßlich?«

»Ich finde ihn schlimmer, als dies, mein Oheim: ich finde ihn ausdruckslos. Alles ist kalt und unbeweglich wie Marmor an diesem Menschen und scheint durch einen gewissen materiellen Instinct nach der Erde hinstreben; die Augen sind trüb, die Lippen dünn und an einander gepreßt; die Nase ist rund, der Teint aschfarbig; der Kopf unruhig, nie die Züge! Könnte man eine Eismaske mit einer lebendigen Haut bedecken, die jedoch durch die Circulation animirt zu sein aufgehört hätte, so würde dieses Meisterwerk der Anatomie etwas dem Gesichte dieses Menschen Aehnliches geben.«

»Du schmeichelst Deinen Portraits, Petrus, und will ich ein verschönertes Andenken von mir der Nachwelt hinterlassen, so werde ich Dich beauftragen, mein Bild für sie zu malen.«

»Mein Oheim, ich bitte, kommen wir aus Herrn Rappt zurück.«

»Sehr gern . . . Aber so wie Du Deinen Nebenbuhler findest, wunderst Du Dich nicht, daß Regina einwilligt, ihn zu heirathen?«

»In der That, mein Oheim, eine Person von so reinem Geschmacke, von so erhabener Schätzung! . . .

Ich begreift das ganz und gar nicht . . . Was wollen Sie? Es gibt solche Geheimnisse bei den Frauen, und leider ist Regina eine Frau.«

»Gut! vorhin nahmst Du sie als eine Halbgöttin an, und nun, weil sie Dich nicht liebt und einen Andern heirathen wird, erniedrigst Du sie, während Du sie liebst, tief unter die Menschheit.«

»Mein Oheim, wir sind, wenn Sie sich dessen erinnern wollen, nicht hier, um die Annehmlichkeiten, die Tugend oder das Mehr oder Weniger von Göttlichkeit des Fräuleins von Lamothe-Houdan zu erörtern; wir sind hier, um von Herrn Rappt zu reden.«

»Das ist richtig . . . Siehst Du, mein lieber Petrus, es sind in der dunklen und krummen Geschichte dieses Menschen zwei Mysterien; das eine ist mir enthüllt worden, das andere habe ich aber nie ergründen können.«

»Ist das Mysterium, das man Ihnen enthüllt hat, ein Geheimnis,?«

»Ja und nein; doch in jedem Falle halte ich mich für berechtigt, es mit Dir zu theilen. Du sagtest mir vor Tische, mein lieber Freund, ich sei besonders devot bei der Devoten gewesen, die sich die Marquise de la Tournelle nennt; leider ist hieran Wahres! Fräulein Yolande von Lamothe-Houdan heirathete im Jahre 1784 den Marquis Pentaltais de la Tournelle oder vielmehr die achtzig Jahre und die fünfzigtausend Livres Rente des genannten Marquis; so daß sie nach einer Ehe von sechs Monaten Witwe, Marquise und Millionärin war. Sie zählte siebzehn Jahre und war reizend. — Nicht wahr. Du würdest schwören, sie sei immer sechzig Jahre alt und nie schön gewesen? Schwöre, mein Freund, aber wette nicht: Du würdest verlieren! — Du mußt begreifen, daß Alles, was sich an eleganten Cavalieren am Hofe von Ludwig XVI. fand, seine Huldigung der schönen Witwe darbrachte; doch, Dank sei es einem sehr strengen Gewissensrathe, den sie hatte, sie widerstand, der Sage nach, allen Versuchungen des Teufels. Man schrieb diese Tugend, von der man nicht wußte, was man sie zuschreiben sollte, der schlechten Gesundheit der Marquise zu; gegen das Ende von 1785 sah man sie in der That bleich, mager werden, abnehmen, so daß man ihr die Bäder von Forges rieth, welche damals sehr in der Mode waren. So wirksam die Bäder von Forges sein mochten, nach Verlauf von einigen Monaten bemerkte man, daß sie ungenügend waren, und der Arzt rieth ihr die irgend eines Dörfchens in Ungarn, ich glaube Rappt genannt . . .«

»Aber, mein Oheim, das ist ja der Name des Obersten,« unterbrach Petrus.

»Ich sage Dir nicht das Gegentheil; warum soll es, da es aus der Erde ein Dorf gibt, das Rappt

heißt, nicht aus der Welt einen Menschen geben, der heißt wie dieses Dorf?«

»Sie haben Recht.«

»Der Arzt, von dem ich rede, war ein sehr geschickter Mann: die schöne kränkelnde Witwe reiste am Anfang von 1786, bleich, abgemagert, entstellt, ab; sie blieb sechs Monate in den Bädern und kam gegen das Ende vom Juni desselben Jahres frisch, gesund, dick und fett, schöner als je zurück. Das Gerücht von ihrem unzugänglichen Wesen hatte damals unter die Bewerber von Fräulein Yolande dieselbe Verwirrung gebracht, welche unter die von Penelope die Rückkehr von Ulysses brachte; ich allein war bei der Abreise nicht verzweifelt, und ich verzweifelte nicht bei der Rückkehr. Das kam davon her, daß ich in besonderem Austrage an Kaiser Joseph II. geschickt, — die Antwort aus meine Depeche konnte erst nach vierzehn Tagen gegeben werden, — die Idee hatte, einen Abstecher nach Ungarn zu machen und, da ich einmal in Ungarn, bis nach Rappt zu reisen. Ich kann Dir nicht sagen, was ich sah, ohne gesehen zu werden; Alles aber, was ich sah, gab mir die Gewißheit, die strenge Witwe sei durchaus nicht so streng, als sie zu sein schien, und die Hoffnung, bei ihrer Rückkehr könne ich mit Beharrlichkeit und Geduld von ihr verlangen, was, wie dies nur zu wahrscheinlich, ein Anderer, der glücklicher als ich, verlangt hatte. . .«

»Sie war in anderen Umständen?« fragte Petrus.

»Hiervon habe ich kein Wort gesagt.«

»Mir scheint jedoch, mein Oheim, wenn Sie kein Wort hiervon gesagt haben, so haben Sie das wenigstens sagen wollen.«

»Mein lieber Petrus, ziehe aus meinen Worten die Folgerungen, die Dir daraus zu ziehen beliebt; verlange aber keine Erklärungen von mir. Ich bin wie Tacitus, ich erzähle, um zu erzählen, nicht um zu beweisen. **Narro ad narrandum, non ad probandum.**«

»Ich höre, mein Oheim.«

»Ein Jahr nachher hatte ich den sonnenklaren und unumstößlichen Beweis, daß Lafontaine ein großer Moralist war, an dem Tage, wo er in die Welt das Axiom schleuderte:

**»Patience et longueur de temps  
»Font plus que force ni que rage«  
[Geduld und Länge der Zeit thun mehr  
als Gewalt und Wuth.]**

»Das heißt, mein Oheim, Sie wurden der Liebhaber der Marquise de la Tournelle.«

»Oh! was für eine abscheuliche Gewohnheit hast Du, Petrus; das heißt wollen, daß die Leute durchaus die Punkte auf die i setzen! Es gibt nichts, was so schlechter Ton wäre, als diese Forderung.«

»Ich bestehe nicht hierauf, mein Oheim; doch die Sträuße, die Sie regelmäßig schicken . . .«



»Seit vierzig Jahren, mein lieber Freund . . . Ich wünschte, es möchte in vierzig Jahren die schöne Regina von Lamothe-Houdan einen Strauß empfangen, der eine Bedeutung dem ähnlich hätte, welchen ich der Marquise de la Tournelle schicke.«

»Ah! Sie sehen wohl, mein Oheim, der Marquise de la Tournelle geben Sie dieses Zeichen der Erinnerung.«

»Habe ich mir den Namen der Marquise entschlüpfen lassen? Ist dies der Fall, so ist es wahrhaft unverzeihlich von mir; um so unverzeihlicher, als meine Verbindung mit ihr nur ein paar Monate dauerte, weil um die Mitte von 1787 Ihre Majestät die Königin Marie Antoinette mich mit einer neuen Sendung nach Oesterreich betraute, von wo ich 1789 nur zurückkam, um Frankreich abermals am 7. October desselben Jahres zu verlassen. Von diesem Augenblicke an kennst Du mein Leben, Petrus. Ich reifte nach America; ich kehrte nach dem 10. August 1792 nach Europa zurück; ich trat bei der Armee von Condé ein; ich blieb dabei bis zu unserer Verabschiedung: ich ließ mich in London als Kinderspielwaarenhändler nieder; ich kam 1818 wieder nach Frankreich; ich nahm meine Entschädigung in Empfang und wurde schließlich, 1826, zum Abgeordneten gewählt. . . Bei meinem Eintritte in die Kammer fand ich hier den Herrn Grafen Rappt. Woher kam er? wer war er? wem verdankte er sein Vermögen? Niemand konnte es sagen. Wie Catinat, hatte er seinen Adelsbrief erhalten, ohne seine Ahnenproben machen zu müssen. Der Name des Grafen, da es derselbe war wie der des Dörfchens in Ungarn, das eine Rolle in den Ereignissen meiner Jugend spielte, zog meine Aufmerksamkeit auf meinen ehrenwerthen Collega; ein Streit, den ich einige Zeit nachher mit meiner alten Freundin, der Marquise de la Tournelle, über das positive Alter des Grafen hatte, den sie mir gegenüber hartnäckig um ein Jahr jünger zu machen suchte, veranlaßte mich, über die Lebensvorgänge des Grafen Nachforschungen anzustellen. Ich erfuhr nun Folgendes . . . Zum Voraus mache ich Dich darauf aufmerksam, daß ich alle die Dinge, die ich Dir sagen werde, für boshaftes Geschwätz halte, welchem ich Dich nur einen zweifelhaften Glauben zu schenken ersuche. . . Die militärische Laufbahn des Grafen Rappt datirt von 1806; man sieht ihn plötzlich beim General von Lamothe-Houdan in der Schlacht von Jena erscheinen. Der Oberst Graf Rappt ist tapfer; Niemand bestreitet ihm dies: man muß ihm wohl etwas lassen. Er zeichnete sich aus, wurde zum Lieutenant auf dem Schlachtfelde gemacht, und, kaum zum Lieutenant ernannt, vom General Lamothe-Houdan erwählt, um ihm als Ordonnanz-Offizier zu dienen . . .«

»Verzeihen Sie, mein Oheim,« unterbrach Petrus, »wenn, wie Alles zu vermuthen Grund gibt, der Oberst Rappt der Sohn der Marquise de la Tournelle ist, so wäre, da die Marquise die Schwester des Marschalls ist, der Graf Rappt der Neffe von Herrn von Lamothe-Houdan«?

»In der That, mein Freund, so erklären die bösen Zungen sein rasches Avancement, die beständige Gunst, in der er beim Marschall steht, und seinen politischen Einfluß in der Kammer; doch Du begreifst, wenn man Alles glauben würde, was die bösen Zungen sagen. . .«

»Mahren Sie fort, mein Oheim, ich bitte Sie. . .«

»Eylau fügte einen Grad dem militärischen Glücke des jungen Offiziers bei; gegen das Ende des Februars 1807 zum Kapitän ernannt, wurde er Adjutant des Generals von Lamothe-Houdan;

in dieser Eigenschaft wohnte er am 27. September 1808 dem Congresse von Erfurt bei. . . Mein lieber Freund, wenn Du Dich mit der gleichzeitigen Geschichte beschäftigst, so wirst Du mich fragen, welchen Zweck dieser zwischen den zwei mächtigsten Souverains Europas beschworene Friede gehabt habe; und da ich damals in London wohnte und, obgleich Holzdreher, als ein Abkömmling der Kaiser von Constantinopel sehr gut unterrichtete Leute sah, so sage ich Dir, daß England, das beim Lager von Boulogne geschauert hatte, beim Congresse von Erfurt zitterte: es fühlte, Indien sei nahe daran, ihm zu entschlüpfen! — Zum Glücke haben wir uns aber nicht mit diesen hohen Fragen zu beschäftigen; geringere Interessen bewegen uns, wie man im Théâtre-Francais sagt . . . Der Kaiser Napoleon stellte seinem Freunde, dem Kaiser Alexander, die Generale vor, die ihn begleiteten, und machte bei Jedem den Theil der Geburt, des Ranges oder der Tapferkeit. Der Brigade-General von Lamothe-Houdan wurde vorgestellt wie die Anderen; seine Geburt war ausgezeichnet; seine Tapferkeit sprichwörtlich; nur war er arm.

»»Sire,«« sagte eines Tages der Kaiser Napoleon zum Kaiser Alexander, »»haben Sie eine reiche moskowitzische Erbin, von der Sie nicht wissen, was Sie mit ihr machen sollen? Ich habe ihr einen braven Mann zu geben.««

»»Sire,«« antwortete der Kaiser von Rußland, »»ich habe gerade zu dieser Stunde unter meiner Vormundschaft eine junge Prinzessin, eine Waise und Millionen reich.««

»»Eine Prinzessin?««

»»Ja, und was in Rußland selten ist, eine ächte Prinzessin von altem Geschlechte, ein Nachkomme der früheren Czaaren; nicht ein Name in ow wie wir Romanow, die wir von einem Adel von gestern sind, sondern ein Name in k i.««

»»Jung?««

»»Neunzehn Jahre?««

»»Hübsch?««

»»Sie ist Circassierin.««

»»Das steht mir vortrefflich an! . . . Nun wohl, mein Vetter, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Waise für meinen Schützling.««

»»Bewilligt, mein Vetter,«« antwortete Kaiser Alexander.

»Und vierzehn Tage nachher heirathete die Prinzessin Tschuwadieski den Divisions-General Grafen von Lamothe-Houdan . . . Reiche mir ein Glas Rhum, Du Egoist, dem es nicht einmal einfällt, seinen Oheim zu fragen, ob er nicht etwas nach dem Kaffee zu nehmen pflege.«

Begierig, das Ende der Geschichte kennen zu lernen, beeilte sich Petrus, ein Glas Rhum seinem Oheim einzuschicken und ihm den heißen, glühenden, durch die goldene Sonne Jamaicas gereiften Trank zu reichen.

---

## XC.

Wo lange von den Tugenden des Obersten Grafen Rappt die Rede ist.

Nachdem er sich leicht die Kehle befeuchtet hatte, fuhr der General fort.

»Der Kaiser Alexander hatte nicht zu viel behauptet, als er sagte, seine Mündel sei reizend. Die Tochter eines tscherkessischen Fürsten, der sich gegen seinen Souverain empört hatte und bei der Empörung getödtet worden war, hatte sich das Mädchen mit dem Schatze seiner Familie in die Staaten des Kaisers von Rußland geflüchtet, welcher es unter seine Vormundschaft nahm. Dieser Schatz, halb in Edelsteinen, halb in gemünztem Golde und Silber bestehend, konnte einen Werth von fünf bis sechs Millionen haben.

»Bei der Rückkehr von Erfurt nahm also der General das Hotel der Lamothe-Houdan wieder in Besitz, das, in Folge des Herabkommens der Familie, nachdem es vermietet gewesen war, verkauft werden sollte; er ließ es aus eine bezaubernde Art meubliren, und beauftragte, nachdem er in einem ganz französischen Raffinement der Galanterie seinen Adjutanten abgeschickt, um die Wohnung zu besichtigen, welche die Prinzessin Tschuwadieski in Moskau inne hatte, er beauftragte, sage ich, den Grafen Rappt, ihm nach Paris voranzugehen, um der Circassierin ein ganzes auf den Garten gehendes Erdgeschoß einrichten zu lassen.

Die Ankunft der Prinzessin Nina in Paris war ein Ereignis, in der kaiserlichen Welt; die schöne Circassierin war beinahe eine Trophäe dieses herrlichen Feldzugs von 1807! Doch unser Leben gefiel der indolenten Tochter des Orients nur wenig; den ganzen Tag auf ihren breiten Kissen, genannt *Tastas*, liegend, rollte sie statt jeder Zerstreung in ihren Händen einen *Tschotki* mit tausend Körnern, und lebte wie eine Fee der *Tausend und eine Nacht* nur von Rosenconfituren.

»Eine Folge dieses orientalischen unzugänglichen Wesens war, daß wenige Personen damals die Prinzessin Tschuwadieski sahen und selbst seitdem gesehen haben; diejenigen, welche zu dieser Gunst zugelassen wurden, sagten, wenn sie weggingen, es sei eine glänzende Person mit perlmutterartigen Augen, mit schwarzen, schimmernden Haaren, mit einem Teint matt wie Milch, und von allen Dienern Napoleons sei der General von Lamothe-Houdan gewiß nicht der am schlechtesten belohnte, — da der Besitz dieser reizenden Person, und der sechs Millionen, die sie ihm als Mitgift gebracht, dem General aus viel positivere Art gesichert sei, als der Thron von Westphalen Jerome, der Thron von Spanien Joseph, der Thron von Neapel Murat, und der Thron von Holland Louis.

»Was besonders die schöne Nina, — die man am Ende wegen ihrer wahrhaft königlichen Würde Regina nannte, — zu einer beständigen Abgeschiedenheit oder wenigstens zu einer beschränkten Gesellschaft zu verurtheilen schien, war der Umstand, daß sie nur Tscherkessisch, Russisch und Deutsch sprach. Zum Glück kannte der General letztere Sprache so, daß er Alles verstand, was ihm die Prinzessin sagte, und daß er sich auch ihr begreiflich machen konnte; was den Grafen Rappt betrifft, der bis zu seinem neunzehnten Jahre in Ungarn erzogen worden war,

er sprach das Deutsche wie seine Muttersprache.

»Diese Fähigkeit der Prinzessin und des Grafen, sich ihre Ideen in einer Sprache mitzuthemen, mit der sie vertraut waren, ohne indessen ihre eigene Sprache zu sein, führte, wie Du wohl begreifst, mein lieber Petrus, Annäherungen herbei . . . Du findest den Grafen Rappt unangenehm, weil er Regina zu heirathen im Begriffe ist; ich finde ihn häßlich, weil man ihn wider meinen Willen in meine Familie einschieben wollte, und ich wie ein Hund vor dem Streiche bei dem Gedanken, mich als Vater eines solchen Wichtes anzuerkennen, geschrien habe! Doch die bösen Zungen der Zeit, — und es gab eine Menge böse Zungen unter der Bevölkerung Frankreichs, seitdem die Männer von achtzehn bis vierzig Jahren beinahe daraus verschwunden waren! — die bösen Zungen der Zeit behaupteten, die Frau des Generals von Lamothe-Houdan sei nicht unserer Ansicht. Dieses Geschwätz kam ohne Zweifel davon her, daß der General, immer mehr die zwischen einem Corpschef und einem Adjutanten bestehende Entfernung vergessend, den Grafen Rappt, den er wie einen Neffen liebte, in sein eigenes Hotel einquartierte, weil er sich, wie er sagte, nicht mehr von einem Manne trennen konnte, dessen Ergebenheit in allen Stunden ihm so nothwendig war.

»Bei der Rückkehr aus dem Feldzuge von 1808 wurde also die Prinzessin in den Besitz ihres tscherkessischen Boudoirs, und der Graf in den des Blumen-Pavillon eingeführt. — Du kennst diesen Pavillon, nicht wahr? Dort gibt Dir Fräulein von Lamothe-Houdan wahrscheinlich ihre Sitzungen?«

»Wohnt der Graf Rappt noch dort, mein Oheim?«

»Oh! nein; sein Vermögen nahm zu, die Prinzessin wurde alt, und der Graf Rappt hat nun sein eigenes Hotel; zu jener Zeit aber, wo er nur Kapitän und Adjutant war, hatte er es noch nicht, und er wohnte in der Rue Plumet im Hotel seines Generals; übrigens wohnte man damals nicht, man war wie der Vogel aus dem Zweige! Der spanische Feldzug war in vollem Feuer und ging schlecht, wie alle Kriege, wo Napoleon nicht mit seiner eigenen Person figurirte; der Genius der Republik war gestorben mit den Kleber, den Defaix, den Hoche, den Marceau; es gab nur noch den Genius der Schlachten, und er war ganz in Napoleon.

»Am Anfange des Jahres 1808 ging Napoleon mit seinem Generalstabe nach Spanien ab; es war dies einen Tag, nachdem sich der General in sein Hotel der Rue Plumet einquartiert und seine neue Gemahlin hier eingeführt hatte. Du begreifst, daß es sehr traurig für eine zwei Tage vorher in Paris angekommene Circassierin war, hier allein in Gesellschaft einer Kammerfrau zu bleiben; denn da die Kammerfrau der Prinzessin die einzige Person war, welche Russisch und Tscherkessisch sprach, da Herr von Lamothe-Houdan und der Graf Rappt die Einzigen waren, welche Deutsch sprachen, so beschränkte sich die Gesellschaft der schönen Prinzessin aus ihren Gemahl, aus den Grafen Rappt und Mademoiselle Gruska. — Trotz der dringenden Bitten des Grafen Rappt, der durchaus den spanischen Feldzug mitmachen wollte, verlangte der General von Lamothe-Houdan vom Grafen, daß er in Paris bleibe. Es mußte wohl Jemand es übernehmen, die arme Prinzessin zu acclimatisiren. Die Pflicht eines Adjutanten ist, seinem General zu gehorchen: der Graf Rappt gehorchte.

»Der Feldzug dauerte indessen nicht lange: Napoleon kam am 4. November in Spanien an und

war in den ersten Tagen des Januars in Paris zurück. Oesterreich hatte sich empört . . . So nannte man damals die Handlung eines Königreichs oder eines Kaiserthums, das Frankreich den Krieg erklärte. Während seiner kurzen Abwesenheit vergaß der General nicht, was er seinen getreuen Rappt dadurch, daß er ihn nicht mitgenommen, verlieren gemacht hatte, und zum Troste erhielt der Graf sein Patent als Bataillonschef. Man wunderte sich ein wenig, daß in dem Augenblicke, wo er von den Fahnen entfernt war, dem Grafen diese neue Gunst zu Theil wurde, welche um so merkwürdiger, als der junge Officier kaum vier und zwanzig Jahre zählte; doch die bösen Zungen fanden hierfür einen Grund. »»Der Adjutant eines Generals,«« sagten sie, »»ist im Dienste seines Generals, ehe er im Dienste des Kaisers oder des Kaiserreichs ist: sein Titel Adjutant [Hilfs-officier.] deutet dies an. Es geschah aber,«« fügten die bösen Zungen bei, »»es geschah aber hauptsächlich während der zwei Monate, die der General von Lamothe-Houdan in Spanien verweilte, daß der Adjutant Rappt seinem General Hilfe leistete.««

»Er hatte seine Zeit nicht verloren, der thätige junge Mann: auf seiner Passage durch Paris fand der General von Lamothe-Houdan seine Frau acclimatisirt. sein Hotel meublirt, mit Dienerschaft bevölkert, kurz aus dem Fuße eingerichtet, wie es sich für sein neues Vermögen geziemte. — Ich sage bei seiner Passage, weil der General in Wirklichkeit nur durch Paris passirte; er war schon am Ende des Februars aus dem Wege nach Baiern, wohin unser Freund Maximilian uns dringlich zu Hilfe rief. Diesmal nahm der General seinen Adjutanten mit, und die Vertraute Gruska blieb allein bei der Prinzessin.«

»Ich werde Dir den Feldzug von 1809 nicht erzählen. Dieser Teufelsmensch, den man Napoleon nannte, hatte zu jener Zeit einen Vertrag mit Fortuna geschlossen! — Am 20. April Sieg bei Abensberg; am 21. April Sieg bei Landshut; am 22. April Sieg bei Eckmühl; am 4. Mai Sieg bei Ebersberg; am 13. Mai Einzug in Wien; am 22. Mai Schlacht bei Eßling; am 5. Juli, glaube ich, Schlacht bei Wagram, die den Kampf endigt.

»Es versteht sich von selbst, daß bei diesem Feldzuge von vier Monaten, von Abensberg bis Wagram, der General und sein Adjutant Wunder der Tapferkeit thaten; nur erhielt der General gegen das Ende des letzten Schlachttages eine schwere Wunde; eine Kugel verletzte ihm den Knochen des Schenkels, und man war einen Augenblick unschlüssig, ob man ihm nicht das Bein abnehmen sollte; die Festigkeit allein, mit der er erklärte, er verlange nichts Anderes, als zu sterben, er wolle aber ganz sterben, rettete das bedrohte Glied. Der Kaiser beauftragte zur Belohnung für das schöne Benehmen des Generals, — weil er ihm selbst nicht diese ehrenvolle Sendung geben konnte, da der General sein Schmerzenslager hüten mußte, — seinen Adjutanten den Grafen Rappt, nach Paris die Kunde von der Schlacht bei Wagram zu bringen.

»Der Adjutant reiste noch an demselben Abend ab. Sieben Tage nachher war er in Paris, wo er zur rechten Zeit ankam, einmal um den großen Sieg, der den Vertrag von Schönbrunn herbeiführen sollte, zu verkündigen, und dann, — eine Belohnung für seine Strapazen und seine Ergebenheit, — um in seinen Armen das reizendste Mädchen zu empfangen, das je eine Circassierin nach einer achtmonatlichen Ehe einem französischen General geschenkt hat.«

»Oh! mein Oheim!«

»Mein Lieber, die Zahlen sind Zahlen, nicht wahr? Der General heirathet die Prinzessin, die

sein Adjutant zu ihm führt, am 25. October 1809; die Prinzessin kommt am 18. Juli 1809 nieder: das macht gerade acht und einen halben Monat. Uebrigens ist hierbei nichts, worüber man sich wundern dürfte: der Codex und die Medicin bestätigen, daß es glückliche Entbindungen mit sieben Monaten geben kann; um so viel mehr also mit acht und einem halben Monate! — Die Entbindung ging äußerst glücklich von Statten, und zum Beweise dient, daß das Mädchen, Niemand Anderes ist als die schöne Regina, welche in der Taufe den Namen ihrer Mutter, wie es der ihrer Mutter gewesen, auf französische Weise geformt erhielt.«

»Aber, mein Oheim, Sie würden also sagen wollen . . .«

»Ich will nichts sagen, mein Freund: mache mich nicht sprechen.«

»Regina sei die Tochter . . .«

»Des Generals von Lamothe-Houdan; das ist unbestritten: Pater est, quem nuptiae demonstrant! [Vater ist derjenige, welchen die Heirath als solchen bezeichnet.]«

»Mein Oheim, was kann denn den Grafen Rappt zu dieser schmähhlichen Handlung antreiben?«

»Regina hat eine Million Mitgift.«

»Der Schändliche hat aber fünfundzwanzig tausend Livres Einkünfte.«

»Das wird ihm fünfundsiebzig tausend machen; und da beim Tode des Generals und der Prinzessin Regina zwei weitere Millionen erbt, so wird ihm das eine Rente von hundert und fünfundsiebzig tausend Livres bilden.«

»Dieser Rappt ist ja ein abscheulicher Schurke!«

»Wer sagt Dir das Gegentheil?«

»Daß der General, der von Allem dem nichts weiß, seine Einwilligung zu dieser Heirath gibt, begreife ich; wenn aber die Prinzessin leidet, daß ihre Tochter heirathet. . .«

»Oh! mein Gott, lieber Freund, das macht sich alle Tage! Du hast keinen Begriff, welche Mühe es den Leuten, Eigenthümern eines großen Vermögens, kostet, dieses Vermögen in fremde Hände übergehen zu lassen! Sodann muß man sagen, daß die arme Prinzessin in einem gräßlichen Zustande ist: sie hat eine Nervenkrankheit, die sie beinahe immer im Bette hält, und es ist bei ihr so weit gekommen, daß sie das Tageslicht nicht mehr ertragen kann, so daß sie in einer ewigen Dämmerung lebt, dabei ißt sie Rosenconserven, athmet Wohlgerüche ein und rollt die Körner ihres Tschotki, — lauter Dinge, welche die Nerven ganz sonderbar reizen! . . . Wer sagt im Ganzen, sie wisse, daß ihre Tochter heirathet?«

»Ei! mein Oheim, Sie, der Sie so gut aus dem Laufenden dieser Geschichte zu sein scheinen, werden Sie denn dulden . . .?«

»Es ist wahr, durch die Marquise de la Tournelle . . .«

»Werden Sie mit kaltem Blute dulden, daß man unter Ihren Augen ein solches Verbrechen begeht?«

»Gut! und in welcher Hinsicht geht das mich an, frage ich Dich? Mit welchem Rechte würde ich mich widersetzen?«

»Mit dem Rechte jedes redlichen Mannes, einen Verbrecher zu entlarven.«

»Um einen Verbrecher zu entlarven, muß man Beweise haben; sodann, mein Lieber, gibt es kein Gesetz, welches diese Art von Verbrecher, das heißt die wahren Verbrecher, bestraft.«

»Aber ich, ich . . .«

»Du wirst es machen wie ich Petrus: Du wirst zuschauen.«

»Nein, nein, nein!«

»Du wirst den Teufel die schwarze seidene Mähne des Grafen Rappt, mit der goldenen Mähne der schönen Regina vermengen lassen und warten, bis der Teufel entwickelt, was er ausgewickelt hat.«

Petrus gieß einen Seufzer aus, der für ein Stöhnen gelten konnte.

»Siehst Du, mein Freund,« fuhr der General fort, »es gibt ein Sprichwort, welches sagt, man müsse die Finger nicht zwischen Thür und Angel stecken; das ist ein Sprichwort voll Weisheit . . . Alles, was ich Dir hier mittheile, sind übrigens, wie Du leicht begreifst. Sagen.«

»Oh! dieser Mensch lebt in der Welt als vornehmer Herr! er hat einen Ruf. . .«

»Einen abscheulichen!«

»Was ihn nicht verhindert, an der Spitze einer Partei zu sein . . .«

»Der Jesuiten-Partei.«

»Demnächst Minister zu werden . . .«

»Ich gebe ihm meine Stimme.«

»Regina zu heirathen.«

»Ah! das ist sein großes Verbrechen.«

»Mein Oheim, dieses Verbrechen wird nicht in Erfüllung gehen!«

»Mein Freund, in acht Tagen wird Fräulein von Lamothe-Houdan Gräfin Rappt sein.«



»Ich sage Ihnen, diese Heirath wird nicht stattfinden!« wiederholte Petrus rasch ausstehend.

»Und ich,« sprach der General mit erhabener Würde, »ich sage Ihnen, daß Sie sich setzen und mich anhören werden.«

Petrus fiel seufzend in sein Fauteuil zurück.

Der General stand auf und stützte sich aus die Lehne des Stuhles, wo sein Neffe saß.

»Ich sage Ihnen, Petrus, zu jeder Zeit, wie ich hoffe, entrüstet über die Handlung, welche heute in Erfüllung geht, sind Sie es indessen nur so sehr, weil Sie Regina lieben, und weil die Sache Sie berührt. Sagen Sie mir nun, welches Recht haben Sie, Regina zu lieben? wer ermächtigt Sie zu dieser Liebe? sie? ihre Mutter? ihr Vater? Niemand! Sie sind ein in die Familie eingeführter Fremder. Mit welchem Rechte will ein Fremder aus dem Geschicke dieser Familie lasten, in die er eingeführt worden ist? mit welchem Rechte will er einer Frau, welche vielleicht aus Unkenntnis unserer Sitten gefehlt hat, sagen: »»Sie sind eine ehebrecherische Gattin!«« einem glücklichen, über die Vergangenheit unwissenden, der Zukunft sicheren Manne: »»Sie sind ein betrogener Ehemann!«« einer Tochter, die ihre Mutter achtet, ihren Vater liebt, denn nichts sagt, Herr von Lamothe-Houdan sei nicht der Vater von Regina: »»Du wirst von heute an Deine Mutter verachten und Deinen Vater als einen Fremden ansehen!«« Ah! mein Neffe, Sie, der Sie sich rühmen, ein redlicher Mann zu sein, wenn Sie das thäten. so wären Sie ein schändlicher Halunke, ein Schurke vom Schlage von Herrn Rappt; und Sie werden es nicht thun, das sage ich Ihnen.«

»Aber, mein Oheim, was wird geschehen?«

»Das geht Sie nichts an,« erwiderte der General; »das geht einen Richter an, der viel gerechter und viel strenger ist als Sie, einen Richter, welcher weiß, wie die Dinge sich zugetragen haben, er, der Alles gesehen. Alles gehört hat, und, seien Sie unbesorgt, früher oder später ein Urtheil fällen wird. Das geht Gott an!«

»Sie haben Zecht, mein Oheim,« sprach der junge Mann, indem er aufstand und dem General die Hand reichte.

»Und bei diese letzten Zusammenkunft . . ?«

»Werde ich nicht ein Wort von dem sagen, was Sie mir erzählt haben.«

»Bei Deinem Edelmannsworte?«

»Bei meinem Ehrenworte.«

»Nun, so marine mich; denn obschon Du der Sohn eines Seeräubers bist, glaube ich doch an Dein Wort, wie ich glauben würde . . . wie ich an das Deines Seeräubers von einem Vater glauben würde.«

Der junge Mann warf sich in die Arme seines Oheims, nahm seinen Hut und ging heftig weg.

Er erstickte!



## XCI.

Ein Besuch in der Rue Triperet.

Der auf diesen Abend, welcher so grausam für Petrus, folgende Tag war gerade der Faschingdienstag, wo unser Buch beginnt, und wo man am Morgen den jungen Mann so verdrießlich und menschenfeindlich gesehen hat.

Unglücklicher Weise hatte er an diesem Tage keine Sitzung, und da er nicht wußte, wie er die Zeit tödten sollte, die aus ihm lastete, so schlug er seinen Freunden die Maskerade vor, mit der unsere Erzählung beginnt.

Durch körperliche Müdigkeit war Petrus, wie man weiß, dahin gelangt, daß er die moralische Müdigkeit, wenn nicht vergessen, doch wenigstens überwunden hatte: er hatte einen Augenblick aus dem Tische der Freischenke geschlafen, war aber bald wieder durch die Ankunft von Chante-Lilas und der Wäscherinnen von Vanvres aufgeweckt worden.

Wir haben gesehen, wie mit der munteren Schaar die Orgie gleichsam wieder begann, wie man sich sodann um fünf Uhr Morgens trennt, wie Ludovic bis nach dem Bas-Meudon Chante-Lilas und die Comtesse du Battoir begleitete, während Petrus in seine Wohnung in der Rue de l'Ouest zurückkehrte; man erinnert sich, daß, als Ludovic in seinen Freund drang, daß er bei dem lustigen Truppe bleibe, der Maler mit einem sehr misanthropischen Tone antwortete: »Ich kann nicht; ich habe Sitzung.« Diese Sitzung, deren Nothwendigkeit der junge Maler so kurz bezeichnet hatte, war die, in welcher sich für ihn das Geschick seines Lebens entscheiden sollte. Sie war auf ein Uhr Nachmittags bestimmt.

Von Morgens um neun Uhr war Petrus in der Rue Plumet.

Als er nach Hause kam, legte er sich zu Bette und versuchte es zu schlafen; doch die Einsamkeit und die Stille gaben ihn sich selbst, das heißt dem furchtbaren Sturme seines Herzens zurück. Da durchkreuzten tausend verschiedene Pläne seinen Geist, ohne eine Minute darin festzuhalten: erleuchtet durch die innere Lampe, die man die Verstandeskraft nennt, erkannte Petrus, so wie sie sich ihm boten, dieselben als unausführbar. Es kam neun Uhr, ehe sich Petrus für einen entschieden hatte; nun machte ihm seine Aufregung ein längeres Warten unmöglich.

Er ging aus.

Warum?

Warum wartet der Spieler, der sein Vermögen verloren hat und es wieder zu gewinnen hofft, zwei Stunden aus die Oeffnung des Schlundes, wo, nach seinem Vermögen, vielleicht seine Ehre verschlungen werden soll?

Petrus, ein armer Spieler, der nur sein Herz aus das Spiel zu setzen hatte, hatte dieses Herz

gesetzt und es verloren.

Er ging wie ein Wahnsinniger, — bald mit raschem Schritte, bald ohne Grund anhaltend, — von der Rue du Mont-Parnasse nach der Rue Plumet, kam am Hotel des Marschalls vorüber, kehrte durch die Rue des Brodeurs, die Rue Saint-Romain, die Rue Baigneur. zurück, und erreichte wieder, durch die Rue Notre-Dame-des-Champs, die Rue du Mont-Parnasse, von der er ausgegangen war.

Er trat in ein Kaffeehaus ein, nicht um zu frühstücken, sondern um seine Ungeduld zu hintergehen, trank eine Tasse schwarzen Kaffee, und versuchte es, die Zeitungen zu lesen. Die Zeitungen! was lag ihm an den Neuigkeiten von Europa? von welchem Interesse waren für ihn die Kammerverhandlungen? Er begriff nicht einmal, wie man so viel Papier beschmieren konnte, um so wenig zu sagen.

Die Tasse Kaffee und die fünf bis sechs Journale, die er durchflog, führten Petrus bis elf Uhr.

Als es elf Uhr im Invalidenhouse schlug, begab er sich wieder aus den Weg; er hatte noch zwei Stunden zu warten.

Er faßte nun einen großen Entschluß: den, sich einen ziemlich langen Gang aufzuerlegen, damit dieser Gang wenigstens eine Stunde daure.

Wohin sollte aber Petrus gehen?

Er hatte nirgends etwas zu thun, außer im Hotel des Marschalls, und, hatte noch mehr als anderthalb Stunden zu verlieren, ehe er dort erscheinen konnte.

Plötzlich fiel ihm die Geschichte der Fee Carita ein.

Dieses Kind, das krank gewesen war, diese kleine Rose-de-Noël, welche Regina gepflegt hatte, er mußte nothwendig eine Skizze von ihr für das Bild machen, das er nach der Erzählung von Abeille auszuführen gedachte; eine erste Skizze hatte er noch in der Sitzung selbst, ein Gesicht nach der bilderreichen Erzählung des Mädchens erfindend, gemacht.

Das war ein Reiseziel. — Es war in der That beinahe eine Reise vom Invalidenhouse bis nach der Rue Triperet.

Petrus ging wieder das Boulevard hinaus bis zur Rue d'Ulm, nahm dann seinen Weg durch die Rue des Marionettes, die Rue de l'Arbalète und die Rue Gracieuse, und befand sich am Ende in der Rue Triperet.

Der junge Mann wußte die Nummer des Hauses nicht, das er suchte; doch die Gasse hatte nur ein Dutzend Häuser: er ging von Thüre zu Thüre und fragte, wo die Brocante wohne.

An einem dieser Häuser, — es war das von Nummer 11, — konnte er nicht fragen, weil Niemand da war, an den er seine Fragen hätte richten sollen; doch aus der Form des Ganges, aus der Dunkelheit des Corridors, aus der Steile der Treppe schloß er, er sei am Ziele seiner

Wanderung angelangt. Als er die schlüpfrige Treppe erstiegen hatte, befand er sich vor einer plumpen, aber solid von innen geschlossenen Thüre. Er klopfte mit einem gewissen Zögern an: — trotz der genauen Beschreibung, die man ihm von den Oertlichkeiten gemacht hatte, dünkte es ihm fast unglaublich, daß menschliche Geschöpfe in einem solchen Loche wohnen sollten; — doch kaum war das Geräusch, das sein Finger an der Thüre hervorbrachte, gehört worden, als sich das Gebell von einem Dutzend Hunde ebenfalls hörbar machte.

Diesmal fing Petrus an zu glauben, er habe sich nicht geirrt.

In einer Pause, welche die Hunde machten, fragte ein sanftes, wohlklingendes Stimmchen:

»Wer ist da?«

Petrus hatte diese Frage nicht erwartet; er antwortete auch instinctartig und nur mit der Einsylbe:

»Ich!«

»Wer, Sie?« fragte die sanfte Stimme.

Nannte er sich, so lehrte Petrus diejenige, welche ihn befragte, nichts Neues; es kam ihm also der Gedanke, sich des Namens von Fräulein von Lamothe-Houdan als eines Passes zu bedienen.

»Jemand, der von Seiten der Fee Carita, kommt,«

Rose-de-Noël, — denn sie war es, — gab einen Freudenschrei von sich und öffnete schleunigst die Thüre.

Als die Thüre geöffnet war, stand sie vor Petrus, den sie nicht kannte.

Petrus dagegen erkannte sie aus der Stelle.

»Sie sind Rose-de-Noël?« sagte er.

Sein Auge hatte in der That mit dem ersten Blicke, mit dem Blicke eines Malers, das Ganze der armseligen Kammer umfaßt: auf dem ersten Plane, vor ihm, das Mädchen mit dem rohen, um den Leib mittelst eines Knotengürtels festgehaltenen und gefalteten Kleide, mit den bloßen Füßen und dem von einem rothen Schleier drapirten Kopfe; auf dem Balken, im zweiten Plane, die krächzende Krähe, halb unruhig, halb freudig; endlich in den Tiefen der Kammer, den Rand ihres Korbes überragend, die Köpfe der Hunde bellend, kläffend, heulend.

Es war wohl das von der kleinen Abeille skizzirte Bild.

»Sie sind Rose-de-Noël?« hatte Petrus gefragt.,

»Ja, mein Herr,« erwiederte Rose-de-Noël; Sie kommen von Seiten der Prinzessin?«

»Das heißt, mein Kind,« antwortete Petrus, das pittoreske Geschöpf anschauend, das er vor den Augen hatte, »das heißt, ich komme, damit wir Beide ihr eine Ueberraschung bereiten.«

»Eine Ueberraschung? Oh! sehr gern! eine Ueberraschung wird ihr Vergnügen bereiten?«

»Ich glaube es.«

»Was für eine Ueberraschung?«

»Ich bin Maler, mein Kind, und ich möchte gern für sie ein Portrait von Ihnen machen.«

»Ein Portrait von mir? Das ist drollig! Drei oder vier Maler verlangen mein Portrait zu machen, und ich bin doch nicht hübsch.«

»Oh! im Gegentheile, mein Kind, Sie sind reizend!«

Die Kleine schüttelte den Kopf.

»Ich weiß wohl, wie ich bin,« sagte sie, »ich habe einen Spiegel.«

Und sie zeigte Petrus ein Bruchstück von einem Spiegel, das die Brocante, ihr Lumpensammlerin-Gewerbe treibend, aus der Straße gesunden hatte.

»Nun?« fragte Petrus.

»Was?« sagte Rose-de-Noël.

»Wollen Sie, daß ich Ihr Portrait mache?«

»Ei!« erwiderte das Mädchen, »das geht mich nichts an: das geht die Brocante an.«

»Was hat sie den andern Malern geantwortet?«

»Sie hat es immer abgeschlagen.«

»Wissen Sie, warum?«

»Nein.«

»Und glauben Sie, sie werde es mir auch abschlagen?«

»Ei! ich weiß es nicht . . . Vielleicht mit einem Wörtchen der Prinzessin . . .«

»Ich kann aber kein Wörtchen von der Prinzessin verlangen, da ich, um ihr eine Ueberraschung zu bereiten, Sie zeichnen will.«

»Das ist richtig.«

»Wenn man jedoch der Brocante Geld anbieten würde?«

»Man hat ihr angeboten.«

»Und sie hat es ausgeschlagen?«

»Ja.«

»Ich werde ihr zwanzig Franken für eine Sitzung von zwei Stunden geben, die sie mit Ihnen im Atelier zubringt.«

»Sie wird es ausschlagen.«

»Was ist dann zu thun?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wo ist sie?«

»Ausgegangen, um eine Wohnung zu suchen.«

»Sie werden also diesen Speicher verlassen?«

»Ja, Herr Salvator will es.«

»Wer ist das, Herr Salvator?« fragte Petrus ganz erstaunt, den Namen seines nächtlichen Gefährten im Munde von Rose-de-Noël zu finden.

»Sie kennen Herrn Salvator nicht?«

»Sprechen Sie vom Commissionär der Rue aux Fers?«

..Allerdings.«

»Sie kennen ihn also?«

»Es ist mein guter Freund, der über meine Gesundheit wacht und immer sich ängstigt, wenn mir etwas fehlt.«

»Und wenn Herr Salvator erlaubt, daß ich Ihr Portrait mache, wird es dann die Broeante erlauben?«

»Die Brocante will Alles, was Herr Salvator will.«

»Dann muß ich mich also an Herrn Salvator wenden?«

»Das ist das Sicherste.«

»Doch wird es Ihnen nicht zuwider sein, daß ich Ihr Portrait mache?«

»Mir? im Gegentheile.«

»Es wird Ihnen also angenehm sein?«

»Aeußerst angenehm! nur werden Sie mich sehr hübsch machen, nicht wahr?«

»Ich werde Sie machen, wie Sie sind.«

Das kleine Mädchen schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte es; »dann will ich nicht.«

Petrus schaute auf seine Uhr; es war Mittag.

»Wir werden Alles das mit Herrn Salvator ordnen,« sagte er.

»Ja,« sprach Rose-de-Noël; »oh! gibt Herr Salvator die Erlaubnis, so wird die Brocante es nicht wagen, sich zu weigern,«

»Wohl! ich sage Ihnen, sie wird überdies gut bezahlt werden.«

Rose-de-Noël machte eine Bewegung mit den Lippen, welche bedeutete: »Das ist es nicht, was sie bestimmen wird.«

»Und Sie,« fragte Petrus, »was wünschen Sie, daß ich Ihnen gebe?«

»Mir?«

»Ja, zur Belohnung dafür, daß Sie mich Ihr Portrait machen lassen.«

»Oh! große Stücke rothe oder blaue Seide mit schönen goldenen Tressen.«

So kindlich wie ein kleines Zigeunermädchen, liebte Rose-de-Noël die bunten Farben und das goldene Flitterwerk.

»Sie sollen Alles dies haben,« erwiderte Petrus.

Und er machte eine Bewegung nach der Thüre.

»Warten Sie,« rief die Kleine.

»Was?«

»Sie werden ihr nicht sagen, daß Sie mich kennen.«

»Wem?«



»Der Brocante.«

»Nein.«

»Sie werden ihr nicht sagen, Sie haben mich gesehen?«

»Warum dies?«

»Sie würde mich schelten, daß ich Ihnen die Thüre in ihrer Abwesenheit geöffnet habe.«

»Selbst wenn Sie ihr sagten, ich sei im Auftrage der Fee Carita gekommen?«

»Sie dürfen ihr nichts sagen.«

»Sie haben Recht.«

»Wenn Sie wüßte, die Prinzessin habe ein Verlangen nach meinem Portrait . . .«

»Nun?«

»Sie würde Geld von ihr fordern, und ich will nicht, daß man mein Portrait an die Fee verkauft: man soll es ihr schenken.«

»Gut, mein Kind,« sagte Petrus; »also reinen Mund gehalten!«

Lächelnd mit ihrem reizenden, aber traurigen Lächeln, machte Rose-de-Noël ein Zeichen des Kreuzes mit dem Daumen aus ihren vom Fieber purpurroth gefärbten Lippen; was bedeuten sollte, sie ihrerseits werde vollkommen stumm sein.

Petrus schaute sie zum letzten Male an, gleichsam um dieses poetische Gesicht seinem Gedächtnisse einzuprägen, für den Fall, daß er durch irgend ein Mißgeschick die kleine Bettlerin nicht wiedersehen würde.

Alsdann sprach er ebenfalls mit einem Lächeln:

»Es ist gut, ich werde Herrn Salvator um die Erlaubniß oder um den Befehl für die Brocante bitten, Sie in mein Atelier zu führen; doch wenn er es mir abschlägt . . .«

»Wenn er es Ihnen abschlägt?« fragte Rose-de-Noël.

»Nun wohl, die Prinzessin wird nichtsdestoweniger Ihr Portrait bekommen, das sage ich Ihnen!«

Und er entfernte sich freundschaftlich dem Mädchen zuwinkend, das hinter ihm die Riegel vorschob.



## XCII.

Wo bewiesen ist, daß bei den Künstlern alle Dinge  
zum Vortheile der Kunst ausschlagen.

Als Petrus vor der Thüre des Marschalls ankam, bezeichnete seine Uhr drei Viertel aus eins. Er konnte also streng genommen erscheinen: dieser Voraus von einer Viertelstunde würde als Eifer angesehen werden, und nicht als Indiskretion; doch kaum hatte er ein paar Schritte im Hofe gemacht, als der Portier ihn aufhielt und ihm sagte, Fräulein von Lamothe-Houdan sei schon am Morgen ausgegangen und man wisse nicht, um welche Stunde sie zurückkomme.

Er fragte den wackern Mann, ob er irgend eine Instruction in Betreff seiner erhalten habe: der Portier hatte keine erhalten. .

Es ließ sich nichts machen: die Fragen weiter treiben wäre ein Verstoß gegen die Lebensart gewesen, zu dem Petrus unfähig war; er entfernte sich also.

Da er sich im Quartier von Jean Robert, am Ende der Rue l'Université, befand, so beschloß er, seinem Freunde einen Besuch zu machen, und lenkte in die ungeheure Straße ein.

Jean Robert war gegen sieben Uhr Morgens nach Hause gekommen, hatte selbst sein Pferd gesattelt, war im Galopp mit der Bemerkung, man dürfe sich seiner wegen nicht beunruhigen, wenn seine Abwesenheit sich verlängere, wieder abgegangen und nicht mehr erschienen.

Man mußte die Zeit tödten: Petrus dachte an Ludovic und schlug den Weg nach den oberen Quartieren des Luxembourg ein.

Ludovic war noch nicht nach Hause gekommen.

Petrus kehrte in seine Wohnung zurück und fing an aus der Erinnerung ein Portrait der kleinen Rose-de-Noël, im Costume der Mignon von Göthe, zu skizziren. Er wählte den Augenblick, wo die kleine Zigeunerin, um Wilhelm Meister zu zerstreuen, den Eiertanz ausführt.

Gegen fünf Uhr Abends brachte ein Diener in der Livree des Marschalls ein Billet von der Prinzessin Regina.

Petrus hatte alle Mühe der Welt, um sich zu bewältigen und das Billet mit einer gleichgültigen Miene zu nehmen; er öffnete es ganz zitternd, obschon er bezweifelte, das Billet sei von Regina selbst; doch an der Unterschrift erkannte er, sie sei es wirklich, die es geschrieben.

Er las wie folgt:

*»Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich heute Morgen nicht zu Hause war, als sie die Güte hatten, hierher zu kommen. Ein sehr trauriger Unfall, der einer meiner besten Pensionsfreundinnen widerfahren ist, hat mich den ganzen Morgen außerhalb Paris*

*zurückgehalten: ich hätte Ihnen heute Morgen schreiben müssen, um Ihnen diese Mühe zu ersparen; doch Sie werden mich hoffentlich entschuldigen, wenn Sie bedenken, in welcher Unruhe ich mich befand.*

*»Da ich meinen Fehler nicht gut machen kann, so mildere ich ihn.*

*»Werden Sie, morgen um die Mittagsstunde frei sein, mein Herr? Es drängt meine Familie, Ihr treffliches Portrait vollendet zu besitzen.*

»Regina.«

»Sagen Sie der Prinzessin, ich werde morgen zur bezeichneten Stunde bei ihr sein,« antwortete Petrus.

Der Diener entfernte sich; Petrus blieb allein.

Drei Tage früher hätte ihn ein solches Billet mit Glück erfüllt; schon der Anblick der Handschrift von Regina würde ihn in ein Entzücken versetzt haben, und er hätte hundertmal die Unterschrift geküßt; doch seit der Offenbarung des Generals Herbei in Betreff der Heirath von Regina mit dem Grafen Rappt war eine solche Umwälzung in der Seele des jungen Mannes vorgegangen, daß ihm der Anblick dieses Billets eher schmerzlich als angenehm war.

Es schien ihm dadurch, daß sie ihm nichts von der Lage, in der sie sich befand, gesagt, habe ihn Regina verrathen; dadurch, daß sie sich lieben ließ, habe sie ihm eine Falle gestellt.

Und dennoch las er den Brief wieder und wieder; er konnte seine Augen nicht von dieser reizenden, kleinen, seinen, regelmäßigen, aristokratischen Handschrift losmachen.

Petrus wurde mitten in dieser Beschäftigung durch das Geräusch seiner Thüre, die man aufs Neue öffnete, unterbrochen; er wandte sich maschinenmäßig um und erblickte Jean Robert.

Der Dichter kam nach dem stürmischen Tage, den er durchlebt, vom Bas-Meudon an; er war gerade zu Petrus gegangen, wie Petrus gerade zu ihm gegangen war.

Hätte Petrus Jean Robert in der Rue de l'Université gefunden, so würde er wahrscheinlich mit ihm in diesem ersten Augenblicke des Aergers, wo das Herz überströmt, von der verfehlten Sitzung und vom Original des Portraits, in dessen Ausführung er gerade begriffen war, gesprochen haben; doch drei bis vier Stunden Arbeit, gekrönt durch den Brief von Regina, hatten dem jungen Manne, wenn nicht die Ruhe, doch wenigstens eine gewisse Selbstbeherrschung wiedergegeben.

Jean Robert war es aber, der zu Petrus kam, und Jean Robert sprach.

Bei Petrus war nur das Herz voll; bei Jean Robert waren der Geist und das Herz gleich sehr eingenommen, jedoch aus die egoistische Art der Dichter, das heißt aus dem Gesichtspunkte dessen, was er, als Roman oder als Drama, aus den Ereignissen des Tages ziehen könnte.

Trotz des emphatischen Einganges seines Freundes, schenkte Petrus, der sich ganz der Erinnerung an seinen eigenen Tag überließ, nur eine geringe Aufmerksamkeit der Erzählung der Liebesverhältnisse von Justin und Mina. als plötzlich der Erzähler, dessen Blicke aus die Skizze des Eiertanzes fielen, ausrief:

»Rose-de-Noël!«

»Rose-de-Noël?« fragte Petrus; »Du kennst dieses Mädchen?«

»Oh! ja.«

»Woher?«

»Die alte Zigeunerin, ihre Mutter, ist es, die den Brief gefunden, welchen Mina zum Wagenschlage hinausgeworfen hat. Ich bin mit Salvator bei ihr gewesen.«

»Sie hat mir in der That gesagt, sie kenne unsern Freund von der vergangenen Nacht.«

»Das ist ihr Beschützer; er wacht über sie, beschäftigt sich mit ihrer Gesundheit, schickt ihr Aerzte, läßt sie die Wohnung wechseln. Es scheint, diese abscheuliche Brocante ist eine alte Geizige, die das Kind vor Kälte im Winter, vor Hitze im Sommer sterben läßt. Findest Du das kleine Mädchen nicht reizend, Petrus?«

»Du siehst es wohl, da ich sein Portrait mache.«

»Als Mignon; das ist ein guter Gedanke; ich dachte auch sogleich: »Oh! hätte ich eine solche Schauspielerin, so würde ich ein Drama aus dem Romane von Göthe machen.««

»Warte,« sagte Petrus, »ich will Dir etwas Anderes zeigen.«

Er zog aus seinem Carton die große Zeichnung, die er ein paar Tage vorher im Blumensalon von Regina gemacht hatte; sodann, als Jean Robert sich näherte, um zu schauen, rief er:

»Eine Minute Geduld! ich habe noch ein paar Striche zu machen,«

Man erinnert sich, daß er bei dieser Zeichnung Rose-de-Noël vorstellend, wie sie schnatternd, mit ihren Hunden, in einem Graben des Boulevard Mont-Parnasse gesunden wurde, aus der Einbildungskraft den Kopf der kleinen Zigeunerin gemacht hatte. — In fünf Minuten war der geträumte Kopf verwischt und der wirkliche Kopf an seine Stelle gesetzt.

»Schau' nun!« sagte Petrus.

»Ah!« rief Jean Robert, »weißt Du, daß das sehr schön ist?«

Dann plötzlich:

»Halt! Das Portrait von Fräulein von Lamothe-Houdan!«

Petrus bebte.

»Wie?« fragte er. »Was willst Du damit sagen?«

»Ist das nicht das Portrait der Tochter des Marschalls? . . Hier, hier, als Amazone?«

»Ja. . . Du kennst sie also?«

»Ich hatte sie ein- oder zweimal beim Herzog von Fitz James gesehen, und ich habe sie heute wieder gesehen; darum ist mir die Ähnlichkeit dieses Portraits mit ihr in die Augen gefallen.«

»Du hast sie wieder gesehen? Und wo dies?«

»Oh! bei einer erschrecklichen Veranlassung! knieend mit zwei von ihren Pensionsfreundinnen, Schülerinnen von Saint-Denis wie sie, vor dem Bette eines armen Kindes, das sich durch Ersticken hatte den Tod geben wollen.«

»Was ihr aber nicht gelungen ist?«

»Ja,« erwiderte traurig Jean Robert, »sie hat dieses Unglück gehabt.«

»Dieses Unglück?«

»Allerdings, da sie sich mit ihrem Geliebten erstickt hat, und ihr Geliebter gestorben ist. — Alles dies wollte ich Dir erzählen, mein Freund, als ich, während ich zugleich Deine Befangenheit bemerkte, die Dich meiner Erzählung ein nur mittelmäßig aufmerksames Ohr leihen ließ, das Portrait von Rose-de-Noël erkannte.«

»Verzeih, Robert,« sagte Petrus dem jungen Dichter zulächelnd und ihm die Hand reichend, »ich war in der That befangen, doch meine Befangenheit ist vorüber; erzähle, mein Freund, erzähle.«

So ist die menschliche Seele in ihren Beziehungen zu den äußeren Gegenständen beschaffen, — fast immer egoistisch! Petrus, gleichgültig bei der Erzählung des Liebesverhältnisses von Justin und Mina, so lange er nichts von der Dazwischenkunft von Rose-de-Noël bei dieser Liebe wußte; Petrus, zerstreut bei der Erzählung der Mißgeschicke von Colombau und Carmelite, so lange er dabei Fräulein von Lamothe-Houdan nicht hatte erscheinen sehen, — Petrus war neugierig, diese doppelte Erzählung zu hören, mit der sich Regina vermengt fand: einerseits mittelbar durch Rose-de-Noël, andererseits unmittelbar durch sie selbst.

Petrus hatte nicht einen Augenblick bezweifelt, Regina sei durch einen Unfall, der einer ihrer Freundinnen widerfahren, aus dem Hause gezogen worden; er war aber entzückt, daß Jean Robert die Wirklichkeit des Unfalls bestätigte. Ueberdies hatte Jean Robert als Dichter von der Schönheit von Fräulein von Lamothe-Houdan gesprochen, und trotz des Gefühles der Eifersucht, das in seinem Herzen brannte, wenn er dachte, diese Schönheit gehöre zum Voraus einem Andern, war Petrus glücklich und stolz aus diese Schönheit.

Sodann erfuhr er Eines: daß Madame Lydie von Marande, bei der er sich hatte einführen lassen, und wegen der ihm sein Oheim Vorwürfe gemacht, daß er sie nicht wieder besucht hatte, nicht nur eine Bekannte von Regina, sondern sogar eine vertraute Freundin der jungen Prinzessin, eine ihrer Gefährtinnen von Saint-Denis war.

Ebenso war es mit dem Mädchen, von dem Jean Robert nichts Anderes wußte, als den Namen, welches mit Salvator lebte und Fragola genannt wurde.

Von da nahm die Erzählung von Jean Robert in den Augen und in den Ohren von Petrus ein wunderbares Interesse an.

Wir sagen *in den Augen*, weil zugleich, während die Ohren hörten, die Augen sahen.

Jean Robert seinerseits, da er fühlte, daß man ihn anhörte, und daß er, um uns des Künstlerausdrucks zu bedienen, seinen Effect machte, Jean Robert seinerseits erzählte als Dichter.

Doch so wie sie vorrückte, gewann die Erzählung einen solchen Einfluß auf Petrus, daß er sich nicht mehr mit den unbestimmten und weitschweifigen Details der Erzählung begnügte: er schob Jean Robert einen Stift in die Hand und bat ihn, ihm einen Begriff von dem traurigen Schauspiele zu geben, welches das Zimmer von Carmelite geboten.

Jean Robert war entfernt kein Maler, doch er war ein geschickter Inscenirer; er war es gewöhnlich, wenn er ein Stück einrichtete, der in die Bibliothek ging, die Costumes zeichnete, den Plan und Alles bis aus die Anlagen der Decorationen machte. Er hatte überdies das den Romanschreibern eigenthümliche Gedächtnis, das ihnen erlaubt, getreu die Oertlichkeit, die sie nur ein einziges Mal gesehen haben, zu schildern.

Jean Robert nahm, ein Papier und zeichnete zuerst den geometrischen Plan des Zimmers von Carmelite; sodann, aus einem andern Papiere, skizzirte er den Anblick dieses Zimmers mit den drei Mädchen, gruppirt um das vierte, das aus dem Bette ausgestreckt liegt, und ihm Hintergrunde, in seiner herrlichen Dominicanertracht, Sarranti, den schönen Priester, ruhig, ernst, unbeweglich wie die Bildsäule der Beschauung.

Petrus folgte ihm aufmerksam mit den Augen.

Ehe er noch geendigt hatte, zog er das Papier aus seinen Händen.

»Ich danke Dir,« sagte er, »ich habe Alles, was ich brauche: mein Bild ist gemacht! Gib mir nur einige Details über die Tracht der Zöglinge von Saint-Denis.«

Jean Robert nahm die Aquarellenschachtel und bezeichnete die Farben aus einem der knieenden Mädchen.

»Das ist es.« sagte Petrus.

Und er nahm nun ein Bristol-Papier und fing an die schmerzliche Scene zu skizziren, von der

ihm der Dichter ein ungestaltetes Croquis gemacht, aber eine Erzählung voll Farbe und Wahrheit gegeben hatte.

Die jungen Leute verließen sich ziemlich spät in der Nacht.

Am andern Tage, gerade um Mittag, erschien Petrus im Hotel des Marschalls von Lamothe-Houdan.

Was wollte er hier machen? was wollte er sagen?

Er wußte es selbst nicht; er hatte sich während dieser zwei Tage des Wartens gleichsam das Herz zu ungeheuren Traurigkeiten, zu tiefen Schmerzen vorbereitet.



## XCIII.

### Das Portrait von Herrn Rappt.

Regina wartete aus der Schwelle des Pavillon stehend und die Hand aus den Kopf der kleinen Abeille gelegt.

Woraus wartete sie?

Sicherlich nicht aus Petrus, doch vielleicht aus die Stunde, die ihn herbeiführen sollte.

Petrus erblickte sie von fern.

Die Beine versagten ihm beinahe den Dienst; er schaute, ob in seinem Bereiche ein Baum sei, an den er sich anlehnen könnte, eine Bank, um daraus zu sitzen; aber durch eine rasche Reaction seines Willens fand er, wenn nicht alle seine Kräfte, doch einen Theil seiner Kräfte wieder; nur, sobald er Regina erblickte, nahm er den Hut ab und strich mit seiner Hand über seine bleiche, feuchte Stirne.

Regina war so bleich wie er; man sah deutlich aus ihrem Gesichte die Spuren der Schlaflosigkeit und der Thränen.

Das Gesicht von Petrus verrieth, wenn nicht die Thränen, doch wenigstens die Schlaflosigkeit.

Beide schauten sich mit mehr Neugierde, als Erstaunen an; man hätte glauben sollen, Jedes suche zu errathen, was im Herzen des Andern vorgehe. Ein schwermüthiges Lächeln schwebte über die Lippen von Regina.

»Ich erwartete Sie, mein Herr,« sagte sie mit einer Stimme, welche so melodisch wie der Gesang eines Vogels.

»Sie erwarteten mich?« fragte Petrus.

»Haben wir heute nicht Sitzung? Haben Sie mein Billet nicht empfangen? Habe ich nicht, nachdem ich mich schriftlich entschuldigt, mich auch mündlich zu entschuldigen?«

»Entschuldigen?« versetzte Petrus.

»Allerdings: ich hätte Ihnen am Morgen statt am Abend schreiben müssen und Ihnen so eine Mühe ersparen; ich war aber so beängstigt, daß ich das Unrecht beging, es zu vergessen.«

Petrus verbeugte sich und schien zu warten, daß ihm Regina den Weg zum Salon zeige.

»Komm, komm, meine Schwester!« sagte die kleine Abeille; »Du weißt, daß Dein Portrait heute fertig sein muß.«



»Ah!« sprach mit bitterem Tone Petrus, indem er sich an Regina wandte, »Ihr Portrait muß heute fertig sein?«

Eine Flamme glitt über die bleichen Wangen des Mädchens und verschwand wie der Reflex eines Blitzes.

»Geben Sie nicht Acht auf das, was diese Kleine sagt, mein Herr; sie wird von Jemand, der nicht weiß, was die Anforderungen der Kunst sind, gehört haben, dieses Portrait müsse heute vollendet sein, und sie wiederholt, was sie hat sagen hören.«

»Ich werde nach meinen besten Kräften thun,« erwiderte Petrus, während er sich vor seine Leinwand setzte, »und kann ich, so werde ich Sie in einer Sitzung von mir befreien.«

»Mich von Ihnen befreien?« entgegnete Regina. »Das Wort würde mich meiner Tante der Marquise de la Tournelle gesagt nicht in Erstaunen setzen; Doch mir gesagt ist es ungerecht. . . ich könnte sogar,« setzte sie mit einem Seufzer hinzu, »ich könnte sogar behaupten, grausam.«

»Entschuldigen Sie, mein Fräulein,« sprach Petrus.

Sodann, da er weder die Geberde, noch das Wort zurückzuhalten vermochte, fügte er, indem er die Hand an seine Brust legte, bei:

»Ich leide!«

»Sie leiden,« sagte Regina mit einem seltsamen Lächeln, als ob sie hätte sagen wollen: »Darüber darf man sich nicht wundern; ich leide auch.«

»Herr Petrus,« rief die kleine Abeille, »ich will Ihnen etwas mittheilen, was Ihnen großes Vergnügen machen wird,«

»Sprechen Sie, mein Fräulein,« antwortete Petrus, der im Fluge die Zerstreung ergriff, die ihm das Geplauder des Kindes bringen sollte.

»Nun wohl, gestern, während Regina aus dem Lande war, kam mein Vater mit Herrn Rappt, um das Portrait anzuschauen, und er erklärte sich sehr damit zufrieden.«

»Ich danke dem Herrn Marschall für seine Nachsicht,« sagte Petrus.

»Sie müßten viel mehr Herrn Rappt danken, als meinem Vater,« bemerkte die kleine Abeille; »denn Herr Rappt, der nie mit etwas zufrieden ist, war auch sehr zufrieden.«

Petrus antwortete nicht; er zog sein Sacktuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß ab.

Bei dem verhaßten Namen, den man zweimal ausgesprochen hatte, fing aller Zorn, der seit achtundvierzig Stunden in ihm erregt, aber einen Augenblick beschwichtigt worden war, wieder an wie ein Sturm in ihm zu tosen.

Regina sah diese Aufregung, und instinctartig begriff sie, dieselbe rühre von den Worten des Kindes her.

»Abeille,« sprach sie, »ich fühle Durst; habe die Güte, mir ein Glas Wasser zu holen.«

Voll Eifer, ihrer Schwester zu gehorchen, sprang die Kleine aus dem Salon.

Da aber das Stillschweigen das Allerpeinlichste in der Lage des Geistes war, in der sich die zwei jungen Leute befanden, so wollte es Regina nicht eintreten lassen, und ohne genau zu wissen, was sie sagte, sprach sie:

»Und was haben Sie an dem traurigen gestrigen Tage gethan, da Sie nicht an meinem Portrait arbeiten konnten?«

»Ich habe zuerst die kleine Rose-de-Noël besucht.«

»Die kleine Rose-de-Noël?« fragte Regina lebhaft.

Sodann leiser:

»Sie haben dieses Kind besucht?«

»Ja,« antwortete Petrus.

»Und hernach? . . .«

»Hernach habe ich eine Aquarelle gemacht.«

»Nach ihr?«

»Nein; aus der Fantasie.«

»Ueber welchen Gegenstand?«

»Ach! ein sehr trauriger Gegenstand!«

»Nun?«

»Ein Mädchen wollte sich mit seinem Geliebten den Tod durch Ersticken geben . . .«

»Wie beliebt?« unterbrach Regina,

»Es ist ihr nicht gelungen,« fuhr Petrus fort; »der Geliebte ist todt!«

»Mein Gott!«

»Ich wählte den Augenblick, wo sie auf ihrem Bette liegend die Augen wieder öffnet. Drei von ihren Freundinnen knieten um sie; im Hintergrunde betet ein Dominicanermönch, die Augen

zum Himmel erhoben.«

Regina schaute Petrus mit einer bestürzten Miene an.

»Und diese Aquarelle?« fragte sie.

»Hier ist sie.«

Und er reichte Regina das aufgerollte Papier.

Regina entrollte es und gab einen Schrei von sich.

Petrus, der weder Fragola, noch Carmelite kannte, hatte den Kopf der Ersten zwischen ihren Händen verborgen gemacht, und den der Zweiten in dem durch den Bettvorhang hervorgebrachten Schatten; doch die Köpfe von Regina, von Frau von Marande und vom Mönche, welche Petrus bekannt waren, boten eine vollkommene Aehnlichkeit.

Ueberdies machten die geringsten Details des Zimmers von Carmelite, — durch Jean Robert angegebene Details, — aus dieser Zeichnung etwas Unerklärliches, Zauberhaftes, Unerhörtes für Regina.

Sie schaute Petrus an; Petrus arbeitete oder gab sich den Anschein, als ob er arbeitete.

»Hier, meine Schwester,« sagte die kleine Abeille, welche aus den Fußspitzen hereinkam, um nichts von dem Tranke, den sie brachte, zu verschütten, »hier ist Dein Glas Wasser.«

Es war nicht möglich, die geringste Erklärung in Gegenwart von Abeille zu verlangen; würde überdies Petrus eine geben wollen?

Regina nahm das Glas und setzte es an ihre Lippen.

»Sodann,« sagte Petrus, »außer diesem Besuche bei der kleinen Rose-de-Noël; außer dieser aus der Fantasie gemachten Aquarelle, habe ich noch etwas erfahren, wozu ich Ihnen aufrichtig Glück wünsche, mein Fräulein: Sie werden den Herrn Grafen Rappt heirathen.«

Petrus konnte bei der Stille, welche aus diese Worte folgte, die Zähne von Regina am Rande des Glases klappern hören, das sie an ihre Lippen setzte, und dann mit einer fast krampfhaften Bewegung, die Hälfte des darin enthaltenen Wassers aus ihr seidenes Kleid verschüttend, der kleinen Abeille zurückgab.

Sie machte jedoch eine Anstrengung gegen sich selbst und antwortete:

»Das ist die Wahrheit!«

Und das war Alles.

Hieraus zog sie das Kind an sich, als wäre sie so schwach, daß sie eine Stütze in der Kindheit,

das heißt im Embleme der Schwäche, suchen müßte, schlug die Augen nieder und stützte ihren Kopf aus den blonden Kopf des Kindes.

Es lag in dieser Antwort und in dieser Bewegung von Regina ein solcher Ausdruck von Schmerz, daß Petrus begriff, er habe nichts mehr zu fragen. Er hatte die Stimme hörend bis in die Tiefe des Herzens geschauert, er war mit den Augen dem Kopfe des Mädchens gefolgt, der sich schlaff neigte wie eine verwelkende Blume und endlich in einer unerklärbaren Haltung blieb; Alles dies bedeutete: »Verzeihen Sie mir, Freund; ich bin auch unglücklich, vielleicht unglücklicher, als Sie.«

Von diesem Augenblicke an herrschte im Gewächshause eine solche Stille, daß man hätte können die Knospen der Rosen sich öffnen hören.

In der That, was konnten sie sich sagen, dir jungen Leute? Würden die sanftesten Töne, die wohlklingendsten Worte den tausendsten Theil der süßen Gemüthsbewegungen, welche ganz leise in ihren Herzen murmelten, wiedergeben?

Das Stillschweigen von Regina sagte:

»Das ist also das Geheimniß, das Deine Bläue machte, junger Mann; und die Traurigkeit Deines Gesichtes war nur der Reflex der Traurigkeit Deines Herzens? Als ich gestern beim Bette einer Freundin knieend, welche mit ihrem Geliebten hatte sterben wollen, an Dich denkend mir sagte: »Glückliche Carmelite, wenn Du vor dem Geliebten Deines Herzens gestorben wärest! glücklich, ah! ja, tausendmal glücklich! Denn besser ist es, vor dem zu sterben, welchen man liebt, als mit dem zu leben, welchen man haßt!« besuchtest Du während dieser Zeit, von mir träumend, das Kind, das ich gepflegt hatte; sodann folgtest Du mir, durch ein Wunder innerer Anschauung, auf meinem Gange, und Du sahst mich am Fuße des Bettes meiner Freundin knien! . . Hast Du denn das Auge der Engel, göttlicher Künstler, und siehst Du wie sie durch den Raum, ohne daß die materiellen Hindernisse Deinen Blick hemmen können? Du klagst mich im Grunde Deines Herzens an, undankbarer Geliebter, und Du weißt nicht, daß ich, seitdem ich Dich gesehen, auch meine Stunden der Schlaflosigkeit und der Bangigkeit hatte; ja, der Bangigkeit! denn wie Du und früher als Du vielleicht, bin ich in den tiefen Schlund getaucht, wo man mich begraben will. Du bist bleich wie der Tod: schau' und sieh, was aus den Farben meiner Wangen geworden ist! Oh! warum kann ich Dir die Deinen nicht zurückgeben, und Deine Stirne ihre makellose Weiße und ihre himmlische Heiterkeit wieder annehmen machen, indem ich aus Dir, armer durch den Sturm verwelkter Baum, wie einen heilsamen Thau alle Thränen meines Herzens verbreiten würde!«

Und das Stillschweigen von Petrus antwortete:

»Ah! Du liebst mich also, schöne jungfräuliche Lilie, und ich habe mich getäuscht, als ich Dich anklagte, Du gehest lachend diesem Hochzeitefeste entgegen! Oh! als Deine Schwester, das indiscrete Kind, den Namen dieses Menschen aussprach, sah ich den Wind der Scham über Deine Stirne ziehen, und nun, da Du weißt, daß ich Dich liebe, verbirgst Du, gebrochen bis in die Tiefe der Seele, einer liebenden Taube ähnlich, Deine Stirne unter Deinem Flügel, um zu weinen! . . Ach! Du hast mich um das Geheimniß meiner Blässe gefragt: Du kennst es jetzt, da

Du Deinerseits auch bleich und bleicher bist, als ich! . . . Doch warum bleibst Du stumm, o mein Gedanke? warum höre ich Deine Stimme nicht, meine Freundin? Weil das Stillschweigen zu Zwei die Symphonie der Liebe, der Traum des Morgens, voll himmlischen Geflüsters, voll unaussprechlicher Hoffnungen ist. Antworte mir also nicht und höre in meinem Herzen singen, wie ich in dem Deinigen singen höre, die Hymne, die heilige Hymne, eine Mischung von Freude und Schmerz, welche man nur einmal hört, und die erloschen nie mehr erwacht!«

Und dieses Stillschweigen war in der That für die zwei jungen Leute eine unaussprechliche Freude, eine Minute gränzenlosen Glückes; eine um so größere Freude, ein um so glühenderes Glück, als Beide fühlten, dieses Glück und diese Freude durchgründend würden sie am Ende einen tiefen Schmerz finden.

Sie liebten sich, wie Petrus seinem Oheim gesagt hatte, mit einer Liebe, welche auszudrücken die menschliche Sprache keine Worte hatte; nur, statt sich in Liedern auszuhauchen, wie die der Vögel, verbreitete sich ihre Liebe, wie die der Blumen, in Wohlgerüchen, und sie genossen die süßen Ausströmungen davon.

Zum Unglück wurde in diesem äußersten Augenblicke, wo ihre zwei Seelen, der Vermengung ganz nahe, sich in einem Zauberparadiese vereinigen sollten, die Thüre ungestüm geöffnet, und die devote, übermüthige Marquise de la Tournelle erschien aus der Schwelle.

Diese Erscheinung machte die beiden Träumer schwer aus die Erde zurückfallen.

Als er die Marquise erblickte, stand Petrus aus, doch umsonst; die Marquise sah ihn nicht oder gab sich den Anschein, als sähe sie ihn nicht; vielleicht war sie auch zerstreut durch die kleine Abeille, welche aus sie zulief und der Marquise ihre Stirne zum Küssen bot.

»Guten Morgen, Kleine! guten Morgen!« sagte sie das Kind küssend; dann ging sie aus Regina zu.

Regina stand von ihrem Stuhle aus und reichte ihr die Hand.

»Guten Morgen, meine Nichte!« fuhr die Marquise von einer Schwester zur andern übergehend fort. »Ich komme aus dem Speisezimmer; man sagte mir, Sie haben es kaum betreten; es lag mir indessen daran, Sie zu sehen, weil ich Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen habe.«

»Hätte ich gewußt, Sie werden uns das Vergnügen machen, zum Frühstück herabzukommen, meine Tante,« erwiederte Regina, »so würde ich sicherlich gewartet haben; doch ich glaubte, gestern und heute wollen Sie in der Einsamkeit bleiben und in Ihrer Wohnung frühstücken.«

»Ich bin auch einzig und allein Ihnen zu Liebe herabgekommen, meine Nichte; und ich machte eine Ausnahme zu Ihren Gunsten wegen der Wichtigkeit der Umstände.«

»Oh! mein Gott! Sie erschrecken mich beinahe, meine Tante!« sagte Regina, indem sie zu lächeln suchte. »Was gibt es denn?«

»Meine Nichte, es gibt, daß mir Herr Coletti in einem Briefe mittheilt, man habe Sie gestern, am Aschermittwoch, nicht in der Kirche gesehen.«

»In der That, meine Tante, ich war am Bette einer sterbenden Freundin.«

»Heute wird Monseigneur seine Einführung in die Fasten machen, und er hofft, Sie werden der Predigt beiwohnen.«

»Sie werden mich bei Monseigneur entschuldigen, meine Tante: ich gedenke heute nicht auszugehen. Ich habe gestern einen großen Kummer gehabt, ich bin noch sehr leidend, ich bedarf der Ruhe und werde mich heute nicht aus dem Hause rühren.«

»Ah!« murmelte die Alte mit herbem Tone.

»Ja,« fuhr Regina mit einer Festigkeit der Stimme und des Blickes fort, welche ihren Namen zu rechtfertigen schien; »ich gedenke sogar mich nach der Sitzung in mein Zimmer zurückzuziehen; denn Sie sehen, daß ich eben sitze, meine Tante; — und in dieser Hinsicht erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie mich für Herrn Petrus völlig maskiren.«,

»Oh!« machte die alte Dame.

Und sich gegen den Maler umwendend, sagte sie:

»Verzeihen Sie mir, Herr Künstler; ich hatte Sie nicht bemerkt. Sie befinden sich wohl seit Montag?«

»Vollkommen, Madame.«

»Desto besser! . . . Stellen Sie sich vor, meine Nichte, wie groß mein Erstaunen war, als ich Herrn Petrus Herbel beim General Courtenay fand, den ich daran erinnern wollte, es sei vorgestern, am Dienstag, mein Namenstag!«

»Ich sehe nicht ein, was Sie hierbei in Erstaunen setzen konnte, meine Tante. Mir scheint, es ist nichts Erstaunliches, wenn man den Neffen bei seinem Oheim trifft.«

»Sie wußten das?«

»Ich wußte, daß Herr Petrus Herbel von Courtenay der Neffe des Generals Grafen Herbel von Courtenay ist; ja, meine Tante, ich wußte dies!«

»Nun wohl, ich wußte es nicht. . . Ich bin immer erstaunt, wenn ein Maler mit einer Familie verwandt ist, deren Ahnen regiert haben.«

»Madame,« sagte Petrus, »ich hoffe, daß eine so außerordentlich religiöse Person wie Sie, die Apostel und die Heiligen über alle Könige und alle Kaiser der Erde setzt.«

»Warum hoffen Sie das?«

»Ich erlaube mir, der Frau Marquise zu bemerken, daß sie mit einer Frage aus die Frage antwortet, welche an sie zu richten der Vicomte Pierre Courtenay die Ehre hat.«

So unverschämt sie war, die Marquise fand sich ein wenig aus der Fassung gebracht.

»Allerdings,« erwiderte sie, »allerdings setze ich die Apostel und die Heiligen über die Könige und die Kaiser, weil sie nach Jesus Christus kommen.«

»Nun wohl, Madame, der heilige Lucas war ein Maler; warum sollte es ein Abkömmling der Kaiser nicht sein?«

Die Marquise biß sich auf die Lippen.

»Ah!« sagte sie, »Sie erinnern mich an die wahre Frage, und ich danke Ihnen dafür; ich wußte wohl, daß ich wegen anderer Dingen gekommen war.«

Weder Regina, noch Petrus antworteten.

»Ich kam,« fuhr die Marquise sich an Petrus wendend fort, »ich kam, um Sie zu fragen, ob das Portrait des Grafen Rappt bald vollendet sei.«

Regina neigte das Haupt mit einem Seufzer, der einem Stöhnen glich.

Petrus hörte die Frage der alten Marquise, sah die Bewegung von Regina, begriff aber weder mehr etwas von der einen, noch von der andern.

»Nun,« sprach die Marquise, als sie die zwei jungen Leute stumm sah, »was ist denn so Außerordentliches an meiner Frage? . . Ich frage Herrn Petrus, ob das Portrait des Herrn Grafen Rappt vorrücke?«

»Ich verstehe nicht, was die Frau Marquise mich zu fragen mir die Ehre erweist.« erwiderte Petrus, in dessen Herz ein unbestimmter Verdacht einzudringen anfang.

»Ich drücke mich in der That schlecht aus,« sagte die Marquise. »Ich nenne durch Anticipation das Portrait von Regina: *das Portrait von Herrn Rappt*; es wird allerdings das Portrait des Herrn Rappt erst an dem Tage werden, wo Fräulein Regina von Lamothe-Houdan Gräfin Rappt wird; da dies aber in acht bis zehn Tagen eine abgethane Sache ist. . .«

»Verzeihen Sie, Madame,« fragte Petrus entsetzlich erbleichend, »das Portrait, das ich hier mache, ist also für Herrn Rappt bestimmt?«

»Ei! gewiß, das ist die Hauptzierde des Hochzeitsgemaches.«

Es trat bei diesen Worten eine solche Verstörung im Gesichte von Petrus ein, daß die Marquise es wahrnahm.

»Ho! ho! Herr Maler,« sagte sie, »was haben Sie denn? Man sollte glauben, es sei Ihnen

übel!«

Petrus, der, die Stirne von Schweiß triefend, das Auge groß, dastand, glich wirklich einer Bildsäule der Verzweiflung.

Die Marquise wandte sich gegen ihre Nichte um und wollte sie auf die Blässe des jungen Mannes aufmerksam machen; doch sie sah Regina selbst so bleich, daß man hätte denken sollen, diese sei aus derselben Stelle vom selben Schlage getroffen worden, der den jungen Mann getroffen hatte.

Die Marquise de la Tournelle war eine Frau von Erfahrung: sie errieth sogleich, was zwischen den zwei jungen Leuten vorging, und indem sie ihre Blicke bald aus das eine, bald aus das andere richtete, wiederholte sie zwischen ihren Zähnen die ausdrucksvolle Einsylbe:

»Ah! ah! ah!«

Und sie nahm Abeille bei der Hand, aus Furcht, trotz seiner Jugend, begreife das kleine Mädchen etwas von diesem doppelten Schmerze, zog sie mit sich fort und sagte:

»Ich hatte Sie nichts Anderes zu fragen, meine Nichte; ich weiß nun Alles, was ich wissen wollte.«

Und sie ging ab.

Kaum war der Thürvorhang hinter ihr niedergefallen, da stieß Petrus einen Schrei aus, zog aus seiner Tasche einen kleinen türkischen Dolch, den er gewöhnlich bei sich trug, und sagte:

»Ah! . . . und dieses Portrait, das ich mit so viel Liebe machte, war für ihn, für den Grafen Rappt. für den Schändlichen! Das wird nicht so sein! Ich kann das Opfer seines Glücks werden, ich werde nicht der Mitschuldige davon sein.«

Und er stieß den Dolch in die Leinwand und zerriß sie von oben bis unten.

Regina hörte das Krachen der Leinwand und fühlte bei diesem Krachen dieselbe Bewegung in ihrem Innern, wie wenn der Dolch sie getroffen hätte, statt das Portrait zu treffen, und als ob er sie treffend die große Arterie des Herzens würde durchschnitten haben.

Und dennoch, während sie abermals erbleichte, — was man unmöglich geglaubt hätte, — während sie ihren Kopf zurückwarf, als ob ihre letzte Kraft und sogar sie des Willens sie verlassen hätte, — besaß sie noch die Macht, dem jungen Manne die Hand zu reichen.

»Meinen Dank, Petrus,« sagte sie; »so wollte ich geliebt sein!«

Petrus warf sich aus diese Hand, küßte sie voll Wuth, stürzte aus dem Salon und rief:

»Gott befohlen für immer!«



Ein Seufzer antwortete ihm: Regina war in Ohnmacht gefallen.

Und nun wollen wir Fräulein von Lamothe-Houdan und Herrn Petrus Herbel ihrer  
Liebesverzweiflung überlassen, mit einem Sprunge nach Wien gehen und sehen, was dort am  
Abend des Fasching-Dienstags im Jahre 1827 vorfiel.

---

## XCIV.

Vorstellung zum Vortheile der Signora Rosenha Engel.

Am Fasching-Dienstag des Jahres 1827, gegen sechs Uhr Abends, bot die Stadt Wien einen ungewöhnlichen Anblick.

Ein Fremder, der die Menge in den Straßen sich hätte drängen sehen, wäre sehr verlegen gewesen, zu sagen, in welcher Absicht die Bevölkerung so heftig vom Stubenthor, von der Leopoldstadt, vom Schottenthor und von Mariahilf, — mit einem Worte von allen Vorstädten Wiens herbeikam und, so zu sagen, von den vier Cardinalpunkten gegen einen Mittelpunkt zusammenlief, der der Burgplatz zu sein schien.

Und dennoch war es nicht die Burg, wohin sich die Menge wandte; und wenn tausend Equipagen mit den Wappen aller großen Häuser Deutschlands in den Straßen in der Nähe des kaiserlichen Palastes stationirten, so war doch weder wegen des Namensfestes des Kaisers, noch wegen einer Hochzeit, noch wegen einer Geburt, noch wegen eines Todesfalles, noch wegen einer Trauer, noch wegen einer Niederlage, noch wegen eines Sieges die Stadt im Aufruhr.

Nein, diese ganze Menge begab sich ganz einfach in das kaiserliche Theater, wo die berühmte Tänzerin Rosenha Engel außerordentlicher Weise ihre Benefice Vorstellung gab, da das Kärthnerthor-Theater gerade in einer Reparatur begriffen war.

Der europäische Rus der Schönheit, der Tugend, des Talentes der berühmten Tänzerin rechtfertigte den Eifer der Einwohnerschaft Wiens um so mehr, als das Gerücht ging, diese Vorstellung sei die letzte, welche Rosenha in der Hauptstadt Oesterreichs geben werde, weil sie sich anschicke, nach Rußland zu gehen, das zu jener Zeit dem westlichen Europa seine besten Künstler zu entführen anfang.

Einige behaupteten sogar, sie ziehe sich im Ernste und definitiv vom Theater zurück, so sehr im Ernste, daß sie einen Prinzen Von Hessen zu heirathen im Begriffe sei.

Andere, — doch wir müssen sagen, das war die kleinste Zahl. — versicherte, sie werde in ein Kloster eintreten.

Es gab also tausend Gründe, welche den Eifer dieser Menge erklärten, und sie lief, auch mit den Schritten Herbei, mit denen man zu einem Schauspiele eilt, das man nie mehr sehen soll.

Sie lief indessen vergebens: seit acht Tagen war der ganze Saal gemiethet, und hätte der Saal dreißigtausend Personen mehr ausnehmen können, er wäre auch gemiethet gewesen. Der Verdruß war also groß für alle diejenigen, welche in Toilette und ohne zu Mittag gespeist zu haben, von Meidling, von Hitzing, von Baumgarten, von Brigittenau, von Stadiau und von der ganzen Gegend aus sechs Meilen in der Runde herbeigekommen, den Eintritt für Jeden verschlossen fanden, der nicht zum Voraus seinen Platz gemiethet hatte.

Es war ein Geschrei des Aergers, des Zornes und der Entrüstung, das, vom Paradeplatze ausgehend, bis im Parterre erscholl, als sich die Nachricht verbreitete, der Saal sei ganz gemiethet, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die wüthende Menge eine lärmende Repressalie ergriffen haben würde, hätten nicht die Equipagen des Hofes, welche plötzlich herbeikamen und vor dem Theater anhielten, wie ein Damm diese Flut in ihr Bett zurückweichen gemacht.

Die Menge, — wir sprechen hauptsächlich von der österreichischen Menge, — die Menge, welche nie einen tiefen Groll hat, für die es aber Bedürfniß ist, zu schreien, entschädigte sich für die Flüche, welche auszustoßen die Gegenwart der kaiserlichen Familie sie verhinderte, durch den Ruf: »Es lebe der Kaiser!« und begnügte sich, wie Ruy Blas, poetischen und pittoresken Andenkens, statt jedes Schauspiels damit, daß es aus den Equipagen nach Seiner Majestät alle Prinzessinnen, Herzoginnen, Erzherzoginnen und Gräfinnen des Hofes aussteigen sah.

Obgleich ohne Zweifel dieses Schauspiel sehr interessant ist, so ziehen wir es doch vor, die Ankunft der hohen Personen, welche den Gegenstand desselben bilden, bequem in einem Sperrsitze des Theaters zu erwarten, wo uns unser Titel als dramatischer Schriftsteller, den wir bei der Controlle nennen, freien Eintritt gewährt, und bei dessen Thüre ein ungeheures silbernes Becken die von diesem Elitepublikum für die Beneficiantin bestimmten Gaben ausnimmt.

Der Saal des kaiserlichen Theaters in Wien ist in gewöhnlichen Zeiten mittelmäßig elegant, doch geschmückt, wie er es an diesem Abend war, bot er einen wahrhaft seenartigen Anblick. Schaute man ihn in einem Ganzen an, so hätte man glauben sollen, es sei das Innere eines arabischen Palastes, wo Diamanten, Perlen, Spitzen, Frauen und Blumen blinkten, funkelten, sangen, athmeten; auf welche Seite man die Augen wandte, man erblickte nur weiße Gesichter und frische Schultern, unter denen weder das verdrießliche Gesicht, noch die dunkle Kleidung des Mannes einen Flecken bildeten; es waren Massen von Blumen, welche ausblühten, ohne daß an irgend einem Orte der schwarze Stamm des Baumes durchdrang, und es schien, eine wiedererzeugende Gottheit sei beauftragt worden. Alles zusammenzubringen, was es Schönes in der alten Welt gab, um eine neue daraus zu bilden.

In der kaiserlichen Loge, — welche aus das Proscenium rechts gestellt ist und aus der Verbindung von drei Logen besteht, die sich nach Belieben trennen oder vermengen, — waren vor Allem hohe Frauen, ganz jung, ganz schön, ganz blond, ganz gleichförmig angethan mit Spitzenkleidern, die Brust und den Kopf bedeckt mit Blumen, unter denen, wie Thautropfen, Diamanten funkelten; zehn Frauen, — oder vielmehr zehn junge Mädchen, denn die älteste zählte nicht fünfundzwanzig Jahre, — zehn Mädchen, die man für Schwestern gehalten hätte, so sehr glichen sie sich in Anmuth, Jugend und Schönheit; so sehr stellten sie die zehn ersten Tage des Monats Mai vor.

Der kaiserlichen Loge gegenüber, das heißt aus dem Proscenium links, waren wie in einem zweiten Korbe bestimmt, das Gegenstück zum ersten zu bilden, die so eben frisch ausgegangenen Blumen der jüngeren Linie von Baiern: die Prinzessinnen Josephine, Eugenie, Amalie, Elisabeth, Friederike, Louise und Marie, an einander gereiht.

Die an die kaiserliche Loge von Oesterreich und die königliche Loge von Baiern anstoßenden Logen glichen einem heraldischen Walde, wo sich die genealogischen Zweige der fürstlichen

Häuser aller Hessen durchkreuzten: Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Hessen-Rheinfeld, Hessen-Rothenburg, Hessen-Cassel, Hessen-Kreuzderg, Hessen-Philippsthal, Hessen-Barchseld; die Prinzessinnen von Nidda, von Hohenlohe, Wilhelmine von Baden, und die kleinen Prinzessinnen Bertha und Amalie, unmerkbare Knospen dieses reichen Blumenstraußes. [Als Alexandre Dumas dieses Kapitel schrieb, scheint er weder eine *Topographie von Wien*, noch einen *G o t h a e r A l m a n a c h* bei der Hand gehabt zu haben; *wir* können nur den französischen Schriftsteller der Nachsicht der Leser empfehlen, Der Uebers.]

Dann kamen die Logen der Häuser Wittenberg, Stuttgart, Neustadt, Montbéliard, Sachsen, Brandenburg, Baden, Braunschweig, Mecklenburg, Schwerin, Anhalt; der Prinzessinnen Marianne und Henriette, und der kleinen Prinzessin Therese, von der königlichen Seitenlinie Nassau.

Was aber besonders die Aufmerksamkeit der Zuschauer aus sich zog, war weder die kaiserliche Loge von Oesterreich, noch die königliche Loge von Baiern, noch alle diese anderen Logen, die über dem Parterre die lebendige Heraldik Deutschlands entwickelten; es waren weder die Demantsträuße, welche ihre Strahlen aussandten, noch die Blumenkränze, welche ihre Wohlgerüche aussandten, noch die rosigen mit Schmelz gefütterten Lippen, die ihr Lächeln aussandten; — nein.

Was alle Blicke aus sich zog; was ein Gefühl der Bewunderung, beinahe der Begeisterung erregte; was endlich, wie wir soeben gesagt haben, diesem Saale den Anblick eines orientalischen Palastes gab und hätte können an einen Traum der *Tausend und eine Nacht* glauben machen, das waren die fremden schönen Personen, welche die, gewöhnlich für die Adjutanten des Kaisers bestimmte, Mittelloge einnahmen.

Man denke sich in der That, — den Fächer in der Hand, bekleidet mit einem weißen von Gold und Perlen durchwobenen Kaschemir, den Hals gehüllt in eine Gaze-Echarpe, wo, wie die Sterne durch eine Wolke blinken, herrliche Edelsteine durchfunkelten; den Kopf bedeckt mit einem Turban von Brocat, von welchem die Smaragdfedern eines Pfauen, über der Stirne mittelst eines Diamants so groß wie ein Taubenei befestigt, ausgingen; — man denke sich einen schönen Indier von fünfundvierzig bis achtundvierzig Jahren, mit vollkommen schwarzem Barte, den man, aus dem Stolze seiner Augen zu schließen, für einen der unabhängigen Rajas von Boghilkund oder von Bundelkund, und nach dem Reichthume seiner Kleidung für den Geist der Diamantbergwerke von Pannah gehalten hätte.

Um ihn, — da wir uns einem Gemälde von Delhi oder Lahore gegenüber befinden, so erlaube man uns, eine indische Vergleichung zu gebrauchen, — um ihn, wie Sterne um den Mond, vier Mädchen mit geschwärzten Augenbrauen, mit safrangelben Wangen, mit Augen funkelnd unter den tausend Kerzen des Saales, wie mitten in der Finsterniß die Augen der Nachtthiere, vier junge Indianerinnen, von denen die älteste nicht fünfzehn Jahre zählte, in Gaze gehüllt und mit weißem Kaschemir von Bukhara bekleidet.

Hinter dem Raja, — das war der Titel, den man dem Fremden gab, — sechs junge Indier, gekleidet in Gewänder von brochirter Seide, grün, blau und orangefarbig, — in jenen lebhaften, warmen Tönen, nuancirt. durch die Sonne selbst aus der riesigen Palette Indiens, wo Veronese

seinen Pinsel eingetaucht zu haben scheint.

Im Hintergrunde der ungeheuren Loge endlich, in einer Art von Dienstsalon, stehend, unbeweglich, acht Diener mit großem Barte, in langem Rocke von weißem Percal, einen Turban von Gold und Scharlach aus dem Kopfe.

Einer von ihnen, der beim Raja das Amt eines Herolds versah, war der *Tschuparassi*, so genannt von der langen rothen Schärpe, die er von der rechten Schulter nach der linken Seite trug, und an der eine große goldene Platte hing, auf welcher in persischer Sprache die Namen, Titel und Eigenschaften des Gebieters eingezeichnet standen.

Die Anderen waren *Harkaras* von Delhi, ein *Tamul* von Madras und ein *Pundit* von Benares, Titel, welche bei uns denen von Kammerherren und Janitscharen entsprechen.

Mitten in diesem Saale, wo die Weiße der Spitzen und der Kleider unter den Lichtern strahlte wie der Schnee in der Sonne, glich diese glänzende, farbige, indische Loge einer grünen Oase aus einem der Schneepateaux des Himalaya, und schlossen die Zuschauer unter den Strahlen, die sie auswarf, ihre geblendeten Augen, so sahen sie in der Einbildungskraft vor ihnen wie ein Panorama sich alle Städte Indiens entrollen, deren Name allein, in unsere Ohren geflüstert, aus uns die Wirkung eines Märchens oder eines Liedes hervorbringt: Saseram, Benares, Mirzapour, Kallinger, Kalpy, Agra, Bindrabund, Muthra, Delhi. Lahore. Kaschemir. Man sah die Paläste, die Gräber, die Moscheen, die Pagoden, die Kioske, die Cascaden, alle Zauberwerke der Hindu-Architektur vorüberziehen; es strömten einem Wohlgerüche von wilden Aprikosenbäumen und Erdbeerstauden, duftende Rauchwolken von Cedernzweigen, von den Bergbewohnern an den Abhängen des Dschawahir verbrannt, zu; und von der Schneespitze, von den dunstigen Gipfeln dieser Träumereien sah man die grünen Rasen der thibetanischen Thäler glänzen, wo, wie die Dichter sagen, der Regen noch nie gefallen ist; man vergaß endlich den Ort, wo man war, die Stunde, das Theater, den Kaiser, die Stadt, Europa, und man suhlte sich bereit, die Flügel auseinander zu breiten und nach den gesegneten Ländern, von denen diese glänzenden Visionen kamen, zu entfliegen!

Mitten in dieser Stadt Indiens in Miniatur, in der ersten Reihe dieser Loge, rechts von demjenigen, welcher ein indischer Fürst zu sein schien, so königlich und asiatisch war Alles um ihn her, saß ein Mann, von dem wir noch nicht gesprochen haben, ein Mann, der durch seine europäische Tracht, durch seinen schwarzen geschlossenen Rock, an dessen Knopfloch das Band eines Officiers der Ehrenlegion befestigt war, einen seltsamen Contrast mit dem Fremden bildete.

Würde man indessen das Costume des Raja sorgfältig betrachtet haben, so hätte der Contrast nicht so groß geschienen; denn man hätte an einer Falte seines weißen Gewandes eine Rosette der ähnlich bemerkt, welche die Brust des Europäers decorirte.

Niemand wußte genau, wer diese aus dem Lande der Träume ankommenden zwei Männer waren, welche überall, im Theater oder aus der Promenade, in derselben Loge oder in demselben Wagen, ans dem Fuße der Gleichheit erschienen.

Man vernehme, welche Gerüchte über sie im Umlaufe waren.

Der Raja der *Tausend und eine Nacht*, dieser Fremde, dessen Gefolge dem von König Salomo gleich, als er die Königin von Saba empfing, dieser Nabob, aus den die Lorgnetten aller Zuschauer, und besonders aller Zuschauerinnen sich gerichtet hatten, war, wie gesagt, ein Mann von fünfundvierzig Jahren mit schwarzblauen Augen, mit einem redlichen, offenen, treuherzigen, das mittheilsame Wesen der Indier der Gebirge bezeichnenden Gesichte, mit leichter, ungezwungener Tournure, mit den eleganten Manieren der Indier der Ebene.

Man sagte von ihm, beim Kaiser Napoleon im Jahre 1812 in Ungnade gefallen, wegen der Opposition, welche er ganz laut gegen den russischen Feldzug zu machen sich erlaubt, habe er, da er am Anfange seiner Laufbahn nicht unthätig bleiben wollte, und da es ihm widerstrebte, wie Moreau oder Jomini, in den Reihen der Feinde Frankreichs zu dienen, seine Dienste Rundschit Sing angeboten, der selbst, von einem einfachen Officier Raja oder Maharaja, mit anderen Worten, unumschränkter König von Lahore, vom Pendschab, von Kaschemir und vom ganzen unbekanntem Theile des Himalaya, den der Indus und der Setledtsche begrenzen, geworden war.

Dem General Allard, der die Reiterei des Raja commandirte, durch den General Ventura, welcher die Infanterie commandirte, vorgestellt, wurde der neue Emigrant, von dem man sagte, er sei ein Malteser, und dessen Namen man nicht wußte, bald von Rundschit Sing zum Commando der Artillerie mit einem Jahresgehälte von hunderttausend Franken berufen.

Hiervon kam aber nicht das ungeheure Vermögen, das er besaß: eine ganz orientalische Legende schrieb ihm eine andere Quelle zu. Man erzählte, als der König von Lahore eines Tages im Pendschab die vom Maltesischen General commandirten Truppen gemustert, habe ihm dieser einen Thron ausschlagen lassen, von welchem herab der König den wunderbaren Evolutionen habe folgen können, zu denen in weniger als drei Monaten vom Commandanten der Artillerie die unter seine Befehle gestellten Truppen und ihr Material dressirt worden seien.

Nach beendigter Revue habe Rundschit Sing, ganz verblüfft durch das, was er gesehen, den Gehalt seines Generals der Artillerie verdoppeln wollen; doch lächelnd habe dieser gefragt, ob es statt der reichen Gehaltserhöhung, welche vielleicht die Eifersucht seiner Collegen erwecken würde, dem Raja nicht gleich wäre, ihm eine andere Gabe zu bewilligen.

Rundschit Sing habe zum Zeichen der Einwilligung mit dem Kopfe genickt.

Da habe der Malteser den König gebeten, ihm als Eigenthum den von dem Teppich, auf welchem sein Thron stand, Vereckten Boden, das heißt einen Zwischenraum von ungefähr fünfundzwanzig Quadratsuß, zu schenken.

Der Raja habe ihm, wohl verstanden, diese Bitte bewilligt.

Der Teppich bedeckte aber eine Diamantenmine! so daß der General von Rundschit Sing so reich geworden sein soll, daß er für seine Rechnung die Armee des Raja, die sich aus dreißig bis fünfunddreißig tausend Mann belief, hätte bezahlen können.

Er war, — fügte die indo-germanische Legende bei, — seit sieben bis acht Jahren im Dienste des Königs von Lahore, als ein Corse, ein ehemaliger Officier des Kaisers Napoleon, ebenfalls bei Rundscht Sing erschien. Der Raja empfing voll Eifer Alles, was von Europa kam, und er wartete nicht, bis der Ankömmling eine Anstellung von ihm verlangte; er ließ ihm eine Stelle entweder beim Heere oder bei der Administration anbieten; doch der Corse brachte eine ziemlich bedeutende Summe mit, welche ihm, wie man sagte, in St. Helena vom Kaiser selbst gegeben worden war, und er schlug alle Anträge des Raja aus.

Dieser Ankömmling, dieser Corse, war wie man auch sagte, der Mann mit dem schwarzen Rocke, mit dem rothen Bande, mit dem bleichen Gesichte, mit dem schwarzen dichten Schnurrbarte, mit den tiefen, durchdringenden Augen, der zur Rechten des prächtigen Indianers saß und sich durch seine wie eine gewitterschwere Wolke sorgenvolle Miene, sowie durch die männliche, stolze, den Menschen, deren ganzes Leben ein Kampf für dieselbe Idee gewesen ist, eigenthümliche Haltung bemerkbar machte.

Was wollten diese Männer in Europa? Feinde gegen England suchen, wie man versicherte, da Rundscht Sing nur die Unterstützung einer europäischen Macht verlangte, um ganz Indien zu empören.

Sie hatten in Wien angehalten, um hier, wie sie sagten, den Sohn des Raja zu erwarten, einen hoffnungsvollen jungen Prinzen, der in der Wiedergenesung begriffen in Alexandria geblieben war.

Bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt Oesterreichs hatten sie Herrn von Metternich ihre Empfehlungsbriefe, unterzeichnet vom Maharaja von Lahore, übergeben, und der Kaiser Franz hatte sie mit derselben Herzlichkeit und mit demselben Gepränge empfangen, wie dies beim Empfange von Abul Hassan Khan, dem Botschafter Persiens, im Jahre 1819 der Fall gewesen war.

Versehen mit den Geschenken, welche zu den Füßen des Kaisers niederzulegen der Raja ihn beauftragt hatte, und worunter sein Portrait in einem reichen Rahmen von chinesischem Jadestein, Seide- und Kaschemirstoffe. Perlen- und Rubinhalsbänder waren, hielt der indische General bei Hofe eine prachtvolle Auffahrt, und das Thor des Palastes, den ihm der Kaiser als Wohnung anwies, war vom Morgen bis zum Abend von den Höflingen belagert, welche ihre Frauen, ihre Töchter oder ihre Schwestern absandten, mit der Ermahnung, zärtlich genug dem Nabob die Hände zu drücken, um die Diamanten, Smaragde und Saphire, von denen sie rieselten, herausfallen zu machen.

Und nun wird man hoffentlich begreifen, warum, abgesehen von der pittoresken Seite, die Loge des Gesandten vom Maharaja von Lahore der Zielpunkt aller Blicke war.

---

## XCIV.

### Indische Luftspiegelung.

Doch, ganz das Gegentheil dieser Menge, welche, als sie ihr Ziel gesunden, nur für sie allein Aufmerksamkeit zu haben schien, ließen die zwei Freunde ihre Blicke an allen Logen zugleich umherschweifen, ohne sich im Geringsten um die edlen Prinzessinnen zu bekümmern, die den ersten Rang einnahmen, noch um die schönen Zuschauerinnen, welche die andern Plätze besetzt hatten; sie hatten vielmehr das Aussehen, als wollten sie mit dem Strahle ihrer Augen die Tiefe der Salons durchdringen, um hier irgend einen Zuschauer zu suchen, der noch abwesend oder so gut verborgen, daß ihre Anstrengungen, ihn zu entdecken, vergeblich waren.

»Bei meiner Treue,« sagte der Indier zu seinem Gefährten im Dialekte von Delhi, den Beide mit derselben Leichtigkeit wie die Eingeborenen zu sprechen schienen, »dadurch, daß ich so angestrengt zu sehen suche, sehe ich nicht mehr: meine Augen trüben sich! Und Sie, Gaëtano, sehen Sie etwas?«

»Nein,« antwortete der Mann mit dem schwarzen Rocke; »doch ein sehr wohl Unterrichteter hat mir versichert, er werde, sichtbar oder unsichtbar, dieser Vorstellung beiwohnen.«

»Er ist vielleicht krank!«

»Bei seinem eisernen Willen wäre eine Krankheit, sogar eine ernste, kein Hinderniß für ihn . . . Er wird heute Abend hierher kommen, und müßte er in der Sänfte kommen und sich in seine Loge tragen lassen. Ich meinerseits bin fest überzeugt, daß er schon da ist, und daß er der Vorstellung incognito, verborgen in einer Parterre-Loge oder einer Loge vom höchsten Range beiwohnen wird. Wie soll er, ohne daran Theil zu nehmen, diese Vorstellung entschlüpfen lassen, die letzte, wie man versichert, welche eine Frau gibt, die ihm gewährt, was sie Jedermann verweigert?«

»Sie haben Recht, Gaëtano; er ist da oder er wird da sein. Und Sie haben, sagen Sie, neue Ausschlüsse über die Rosenha erhalten?«

»Ja, General.«

»Mit den ersten übereinstimmend?«

»Noch beruhigender.«

»Sie liebt ihn?«

»Sie betet ihn an!«

»Ohne Eigennutz?«



»Mein lieber General, ich glaubte, Sie kennen die Deutschen: sie geben, aber sie verkaufen sich nicht,«

»Ich dachte, es sei eine Spanierin und keine Deutsche.«

»Ihre Mutter war in der That eine Spanierin; doch was beweist dies? daß sie stolz ist wie eine Castilianerin, uneigennützig wie eine Deutsche.«

»Man hat Ihnen Details über die Jugend dieses Mädchens . . . ich irre mich . . . dieser Frau gegeben?«

»Das ist eine ganze Geschichte, doch eine Geschichte, die dem, was uns beschäftigt, fremd ist. Ihre Mutter, oder die Frau, welche für ihre Mutter galt, — es scheint, Rosenha selbst weiß nichts Sicheres in dieser Hinsicht, — lebte, so lange die Kleine Kind war, Gott weiß wie, — daß sie in ihrem Hause spielen ließ oder vielleicht noch etwas Schlimmeres that! Als aber Rosenha Mädchen geworden war, fing man an ihre wunderbare Schönheit zu bemerken, und man gedachte Nutzen daraus zu ziehen. Da geschah es, daß, um dem Schicksale das ihrer harrte, zu entweichen, die Kleine von ihrer Mutter entfloh. Sie zählte elf Jahre; sie schloß sich einer Truppe von Gitanos an, die sie alle ihre spanischen Tänze lehrten. Mit dreizehn Jahren debutirte sie aus dem Theater von Granada; sie ging sodann aus die von Sevilla und Madrid über, und kam endlich nach Wien, empfohlen an den Unternehmer der kaiserlichen Theater durch den österreichischen Gesandten beim spanischen Hofe. Es ist nicht ihr Leben, was ich Ihnen erzähle, bemerken Sie das wohl, General; es ist der Hauptinhalt der Ereignisse, die dasselbe bilden.«

»Und in Allem dem sehen Sie?«

»Eine vollkommen würdige, vollkommen edle, vollkommen ergebene Seele.«

»Von der Sie glauben, man könne ihr vertrauen?«

»Der ich wenigstens vertrauen würde.«

»Vertrauen Sie, mein lieber Gaëtano, so mögen Sie sich denken, daß ich auch vertrauen werde . . . oder vielmehr, ich habe schon vertraut, da mein Brief ganz geschrieben hier in meinem Beutel ist. . . Ich frage Sie aber, wird sie genug Geist haben, um das Ungeheure eines Projektes, wie das unsere, zu begreifen?«

»Die Frauen begreifen mit dem Herzen, General. Diese liebt: sie muß den Ruf, den Ruhm, die Größe ihres Freundes wollen.«

»Doch wie erklären Sie, daß man, unter der Ueberwachung, deren Gegenstand er ist, — eine um so strengere Ueberwachung, je mehr sie verborgen, — wie erklären Sie, daß man dieses Mädchen frei zu ihm gelangen läßt?«

»Er ist sechzehn Jahre alt, General, und die Ueberwachung der Polizei, so streng sie sein mag, ist in gewissen Fällen genöthigt, die Augen bei einem sechzehnjährigen jungen Manne zu schlichen, dessen lebhaftes, frühzeitige Leidenschaften die eines fünfundzwanzigjährigen Mannes

sein sollen. Überdies sieht sie ihn nur in Schönbrunn, wo sie durch einen Gärtner vom Schlosse, der für ihren Oheim gilt, eingeführt wird.«

»Ja, und von dem die zwei Kinder glauben, er sei ihnen ergeben, indes, er aller Wahrscheinlichkeit nach der Polizei ergeben ist.«

»Ich befürchte es . . . Doch man wird ihnen nur die vollkommenste Verschwiegenheit zu empfehlen haben . . .«

»Das ist der Gegenstand der Nachschrift meines Briefes.«

»Und da ich ein sicheres Mittel besitze, zu ihm zu gelangen, ohne Jemand ins Vertrauen zu ziehen. . .«

»Ist es für Sie Gewißheit, daß Sie sich, selbst in einer finsternen Nacht, in den ungeheuren Gärten von Schönbrunn ausfinden können?«

»Ich habe in Schönbrunn mit dem Kaiser 1809 gewohnt; sodann besitze ich den Plan, den er mir in St. Helena übergeben hat. . .«

»Und man muß auch etwas dem Zufall, der Vorsehung, Gott überlassen,« sprach als ein entschiedener Mann der General. »Doch warum ist er denn nicht hier?«

»Vor Allem, General, sagt Ihnen nichts, daß er nicht da ist; er glaubt, das arme Kind, seine Leidenschaft sei unbekannt, und er hat Furcht, sie zu verrathen, wenn er sich in die Loge der Erzherzoge setzen würde und die Gemüthsbewegungen, welche ein junges Herz nicht zu bewältigen vermag, sehen ließe. Sodann ist er, wie ich Ihnen schon bemerkt habe, vielleicht im Saale, jedoch verborgen. Endlich, da er die Musik, wie man versichert, nicht gerade anbetet, da er überdies ohne Zweifel der schönen Rosenha den Beweis geben will, er komme nur ihr zu Liebe, ist es möglich, — mehr als möglich: sogar wahrscheinlich! daß er die Oper spielen läßt und erst zum Ballet kommt.«

»Ah! Gaëtano, das könnte wohl, wie man dort sagt, die wahre Wahrheit sein! . . . wenn er nicht. . . wenn er nicht etwa krank ist, zu trank, um das Zimmer zu verlassen.«

»Sie kommen abermals aus diese unselige Idee zurück!«

»Ich komme aus entsetzliche Ideen zurück, mein lieber Gaëtano. Er ist von einer schwachen Leibesbeschaffenheit, und er verbraucht Leben, der Unglückliche, wie es ein robuster Mann machen würde.«

»Man übertreibt vielleicht die Schwäche seiner Gesundheit, wie man seine Excesse übertreibt. Lassen Sie mich ihn nur von nahe sehen, und ich werde wissen, woran ich mich zu halten habe. Er ist, wie ich Ihnen gesagt habe, sechzehn Jahre alt, oder er wird es in einem Monat sein: in diesem Alter steigt der Saft, und die Staude muß wohl ihre ersten Blätter treiben.«

»Gaëtano, erinnern Sie sich dessen, was uns vorgestern sein Arzt sagte? Sie dienten mir als

Dolmetscher, nicht wahr? Sie haben es nicht vergessen. Nun wohl, waren Sie nicht wie ich erschrocken über das, was er uns von seiner mächtigen Energie und von der Schwäche seiner Constitution erzählte? Das ist das große zerbrechliche Rohr, das beim geringsten Winde bebt und das Haupt neigt! . . Oh! warum kann ich ihn nicht mit uns nach Indien nehmen und in der Sonne abhärten, wie jene Bambus des Ganges, welche allen Orkanen trotzen!«

In dem Augenblicke, wo der General diese Worte vollendete, hob der Orchesterchef seinen Stab empor und gab das Zeichen zur Ouverture des Don Juan von Mozart, dieses Meisterwerkes der deutschen Musik, welches die zwei Freunde hörten, ohne eine Miene zu verändern, besangen, wie sie dies waren, durch die Abwesenheit der Person, deren Erscheinung sie so ungeduldig erwarteten.

Wir werden aber den Leser nichts lehren, wenn wir ihm sagen, daß die Person, die sie erwarteten, das erlauchte unglückliche Kind war, welchem in der Wiege der Titel König von Rom zu Theil geworden, und dem durch ein Patent vom 22. Juli 1818 Kaiser Franz II, den Titel Herzog von Reichstadt, diesen, so tief historisch gewordenen, Namen von einem der Güter entlehnend, welche die österreichische Apanage des Erben Napoleons bilden sollten, gegeben hatte.

Es war also der Herzog von Reichstadt, den der indische General und sein Freund so ungeduldig erwarteten, und das Mädchen, aus dem alle ihre Hoffnungen beruhten, war die berühmte Rosenha Engel, wegen der ganz Wien, wie wir am Anfange des vorhergehenden Kapitels gesehen haben, in Aufruhr gerathen war.

Nachdem der *Don Juan* beendet war, — mit spärlichem Beifall der Menge, welche, trotz der Ehrfurcht, die sie für die Meisterwerke hegt, in der Regel die Vergangenheit der Gegenwart opfert, — kamen aus allen diesen, während der Oper stillen, Logen tausend verworrene Geräusche von Plaudereien hervor, ziemlich ähnlich dem Gesumme der Bienen oder dem Geschwätze der Vögel, wenn sie freudig und lärmend die ersten Stunden des Morgens begrüßen.

Der Zwischenact dauerte ungefähr zwanzig Minuten, und die zwei Freunde wandten diese zwanzig Minuten dazu an, daß sie aufs Neue alle Logen eine nach der andern inspicierten; doch der Prinz war offenbar in keiner von diesen Logen, die sie ihrer Inspection unterwarfen.

Der Orchesterchef gab das Signal zur Ouverture des Ballets, und nach einigen Vorspielphrasen ging der Vorhang abermals aus.

Das Theater stellte eine von den Vorstädten einer indischen Stadt vor, — mit ihren Kiosken und ihren Pagoden, ihren Statuen von Brahma, Schiwa, Ganesa und Lachme. Göttin der Güte; im Hintergrunde die goldenen Ufer des Ganges funkelnd unter dem Dunkelblau des Himmels.

Eine Schaar junger Mädchen vom Kopfe bis zu den Füßen angethan mit langen weißen Kleidern rückte gegen das Vordertheil der Bühne vor, und sang dabei einen anbetungswürdigen *Pantum*, dessen Refrain war:

**Um mani pädmei um!**

## Heu! gemma lotus heu!

eine Hymne an den Diamant Nenusar gerichtet, die, sagen die Einwohner von Thibet, in gerader Linie diejenigen, welche sie singen, ins Paradies von Buddha fuhr.

Als sie diese indische Decoration sahen, als sie dieses indische Lied hörten, das die Hirten im Chor singen, wenn sie von der Weide die Ziegen- und Schaafherden zurückführen, erkannten sie das Ballet, das gegeben werden sollte. Es war eine Nachahmung, halb Oper, halb Pantomime, des alten indischen Stückes vom Dichter Calidasa, von dem wir um dieselbe Zeit eine Uebersetzung in Frankreich gehabt haben, eine Übersetzung bekannt unter dem Namen **Reconnaissance de Sacontala**, Ein junger Wiener Dichter, nachdem er den strahlenden Cortége des indischen Generals hatte vorüberziehen sehen, hatte die zarte Aufmerksamkeit gehabt, ihm, der Dichter allein, einen königlichen Empfang dadurch zu bereiten, daß er ihn, befürchtend, er sehne sich danach, an die Lieder, die Trachten, die Tänze und den blauen Himmel seiner Heimath erinnerte.

Die zwei Freunde waren gerührt und zugleich verblüfft durch die Feierlichkeit, als deren Helden sie gewisser Maßen erschienen. In der That, in dem Augenblicke, wo der Chor, die letzte Strophe des Pantum singend, sich gegen sie umwandte, als wäre diese letzte Phrase an sie gerichtet, wandten sich auch alle Blicke nach ihrer Loge, und trotz der Anwesenheit der kaiserlichen Familie und aller dieser deutschen Prinzen erschollen Bravos, welche vergessend, die besonders in Wien so geachtete officielle Macht zu begrüßen, diese poetische Macht des Reichthums und des Geheimnisses begrüßten, die überall und zu allen Zeiten so hinreißend wirkte.

Plötzlich ging der Kreis des Chors auseinander, und, wie ein Bouquet in einer Alabastervase, sah man die schillernden Stoffe von Atlaß, von Brocat, von Seide und Gold von etwa dreißig Almeen erscheinen, und im Mittelpunkte, als die vornehmste Blume des Straußes, die anderen Blumen um die Höhe des Kopfes überragend und sich gleichsam vor den Augen der Zuschauer öffnend, die Königin der Almeen, die Göttin der Schönheit und der Grazie, die als Frau verkörperte Blume, welche man die Signora Rosenha Engel nannte.

Das war ein einstimmiger Schrei, ein ungeheures Hurrah, ein allgemeines Beifallklatschen, und aus den Logen, aus dem Orchester, vom Parterre entflogen, wie die Raketen eines wohlriechenden Feuerwerks, tausend Sträuße, welche, rings um die Almeen niederfallend, bald den Boden bestreuten und aus der Bühne einen Ruhealtar des Frohnleichnamfestes, eine Art von glänzendem, balsamisch duftendem Altar machten, dessen Priesterinnen die Almeen zu sein schienen, dessen Gottheit aber in der Thal Rosenha Engel war.

Wer je in Italien gereist ist, kennt das anhaltende Beifallklatschen, die wüthenden Bravos, das leidenschaftliche Geschrei der Menge für seine Lieblingskünstler; nun wohl, wir stehen nicht an, zu behaupten, daß nie in Mailand, Venedig, Florenz, Rom und sogar in Neapel geräuschvollere, einstimmigere, besser verdiente Acclamationen erschollen.

Schauspiel und Zuschauer, Erzherzoge, Prinzen, Prinzessinnen, Höflinge, Alles verschwand von diesem Augenblicke: eine Colonie von zweitausend Personen lebte ohne Unterschied des

Ranges und des Titels vermengt in den Zauberlandschaften Indiens. Die zwei Stunden, die man in Betrachtung der Loge des Generals zugebracht, hatten die Menge trefflich vorbereitet, mit ihm zu reisen, und während der ganzen Dauer des Ballets wurde diese im kaiserlichen Theater enthaltene aristokratische, intelligente Fraction der Bevölkerung Wiens völlig, indisch und war bereit, sich in Anbetung vor der Göttin Rosenha, welche diese Metamorphose bewerkstelligt hatte, niederzuwerfen.

Der Vorhang fiel unter dem allgemeinen Beifallklatschen und ging wieder aus unter dem wüthenden Geschrei der Menge, welche die Signora Rosenha Engel hervorrief.

Die Signora Rosenha Engel erschien wieder.

Da war es nicht mehr ein gewöhnlicher Regen, es war ein Gußregen, eine Lawine, eine Sündfluth von Blumen, Sträuße von allen Formen, von allen Größen, wir möchten sogar sagen, von allen Ländern, — denn einige waren das Product der reichsten Gewächshäuser Wiens, — fielen in einer duftenden Cascade rings um die Beneficiantin.

Doch, seltsamer Weise! unter allen diesen Wundern der Universalflora war die einzige Gabe, welche die schöne Rosenha Engel zu bemerken schien, der einzige Strauß, den sie mit ihrer weißen Hand aushob, ein kleines Veilchenbouquet, in dessen Mitte eine schneeweiße Rosenknospe aufblühte.

Dieses Bouquet war sicherlich die Gabe einer schüchternen, beinahe furchtsamen Seele; wie das Veilchen, verbarg sich diese Seele im Schatten und sandte seinen Wohlgeruch aus, ohne seine Blumenkrone zu zeigen.

Das Veilchen stellte die Schüchternheit und die Bescheidenheit vor, die weiße Rose die Reinheit und die Schamhaftigkeit. . . Es fand offenbar eine Verbindung zwischen dem, der den Strauß sandte, mit der, welche ihn empfang, statt.

Das war wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach die Meinung der schönen Rosenha; denn diesen Strauß, wie gesagt, im Vorzuge vor allen andern ausnehmend, hob sie ihn bis zur Höhe ihrer Lippen empor, schaute nach der im letzten Range beinahe verlorenen Loge, aus der er gefallen war, und heftete dann aus die Blumen einen Blick voll Liebe: — da sie dieselben nicht mit den Lippen verschlingen konnte, so schien sie sie mit den Augen zu küssen.

Die zwei Fremden waren aufmerksam den geringsten Einzelheiten dieser Scene gefolgt; ihre Augen hatten sich, wie die der Tänzerin, zu der geheimnißvollen Loge emporgerichtet, und der General hatte seinen Freund in dem Momente beim Arme gefaßt, wo der Strauß von Rosenha Engel beinahe geküßt worden war.

»Er ist da!« rief französisch und vergessend, daß er verstanden werden konnte, der indische General.

»Ja, dort, in jener Loge,« antwortete der Mann im schwarzen Rocke im Dialecte von Lahore; »aber, um Gottes willen, General, lassen Sie uns indisch sprechen.«

»Sie haben Recht, Gaetano,« sagte der General in derselben Sprache.

Und seine Hand in die Tasche seines großen Gewandes steckend, fügte er bei:

»Ich glaube, der Augenblick ist gekommen, daß wir auch unsern Nazzer der schönen Rosenha zuwerfen.«

Man nennt Nazzer in Indien die Gabe, welche ein Geringerer einem Höheren darbringt.

Der Nazzer des Generals bestand aus einem Bisamsacke gemacht aus der Haut dieses Thieres, eine asiatische Curiosität, eine thibetanische Rarität, die sich durch ihren Wohlgeruch verrieth und zum Indier alle Augen zurückführte, welche sich einen Moment der Loge, von der der Veilchenstrauß ausgegangen, zugewandt hatten.

Der General machte in der That das diamantene Armband, das um sein Faustgelenk geschlungen war, los, knüpfte den Bisamsack daran, und warf das Ganze der Signora Engel zu, welche unwillkürlich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß, als sie wie einen Bach in der Sonne eine Diamantenschnur vom reinsten Wasser glänzen sah!



## XCVI.

Was der Nazzar des indischen Generals enthielt.

Nach *beendigter Ceremonie*, wie naiv in der Legende von *Malbrouk* gesagt ist, *legte sich Jeder zu Bette, die Einen mit ihren Frauen und die Andern ganz allein.*

Wir werden weder den Einen, noch den Andern folgen; immerhin jedoch von unseren Rechten und Privilegien als dramatischer Schriftsteller Gebrauch machend, wollen wir kühn in die Coulissen eindringen und es versuchen, durch die matten Scheiben ihrer Loge zu sehen, was bei der Signora Rosenha Engel vorgeht.

Vor Allem wartete bei der Thüre eine Menge von Prinzen, Kurfürsten, Markgrafen, Banquiers, Höflingen ähnlich, welche beim kleinen Schlafengehen einer Königin antichambriren.

Die Signora Rosenha brauchte Zeit, um ihr Almee-Costume auszuziehen, ihr Roth und ihr Weiß abzuwischen, und ihr Hauskleid anzuziehen; nur dehnte sich an diesem Abend das Warten weit über die gewöhnliche Zeit aus; eine Folge hiervon war, daß diese an der Thüre eines engen Ganges zusammengescharrte aristokratische Menge beinahe erstickte und zu murren anfang, — allerdings artiger dem Anscheine nach, jedoch im Grunde fast ebenso ungeduldig, als die Volksmenge, wenn sie murt.

Man hörte einen Tritt, der sich der Thüre näherte, und die Thüre wurde zur allgemeinen Befriedigung ein wenig geöffnet . . . Doch durch diese ein wenig geöffnete Thüre kam die pfißige Schnauze einer französischen Kammerfrau hervor, und diese sagte mit der Zungenfertigkeit, welche die ehrenwerthe Klasse der Kammerfrauen im Allgemeinen und der Kammerfrauen von Schauspielerinnen insbesondere charakterisirt:

»Meine Herren. die Signora Rosenha ist in Verzweiflung, daß sie Sie muß warten lassen; doch sie ist ein wenig leidend, und sie bittet Sie, wenn Sie durchaus bleiben wollen, noch um zehn Minuten Ruhe.«

Es war bei dieser Nachricht ein wahres Hurrah! Zehn Minuten warten in diesem engen Raume, der äußeren Lust beraubt, das gab sicherlich ein paar Ohnmachten für die zarten Lungen der Diplomatie, und eben so viel Hirncongestionen für die dicken Schädel der Banquiers!

Man murrte stark.

»Ah!« sagte die Marion, »ich glaube, man murt dort? . . Meine Herren, nach Belieben: Jedem steht es frei, zu bleiben, aber noch mehr frei, zu gehen.«

»Charmant! charmant!« riefen mehrere Stimmen, den französischen Accent affectirend.

»Wir bewilligen die zehn Minuten, doch nicht eine Secunde mehr!« sprach ein dicker Banquier, der gewohnt war, seinen Schuldnern keine Frist zu gewähren.

»Es ist gut, es ist gut,« sagte Mademoiselle Mirza, während sie die Thüre wieder schloß, »die Signora ist benachrichtigt, und brauchte sie eine Minute, zwei Minuten, zehn Minuten mehr, so wird sie Sie nicht darum bitten: sie wird dieselben nehmen. Was Teufels, man muß wohl Athem schöpfen!«

Und der Riegel des Schlosses knirschte in der Schließkappe.

Es war aber weder das Verlangen nach Ruhe, noch das Bedürfniß, zu athmen, was den Eintritt des Hofes von Rosenha, den officiellen Empfang ihrer Anbeter verzögerte: sie war längst angekleidet; doch das diamantene Armband, das den Bisamsack des Indiers umschloß, anschauend und den Sack selbst ein wenig öffnend, hatte sie einen Brief erblickt, und der Werth des kostbaren Sackes verbunden mit der Originalität der Sendung hatte bei der Tänzerin eine lebhaft Neugierde, zu erfahren, was der Brief enthielt, erregt.

Da hatte sie das Billet entfaltet, gelesen, war einen Augenblick nachdenkend geblieben, hatte es wieder gelesen und sich in eine zweite Träumerei noch tiefer als die erste zu versenken geschienen. Endlich, nachdem sie einen letzten Blick auf die Unterschrift geworfen, faltete sie den Brief wieder zusammen, steckte ihn in seine bisamduftende Hülle und befestigte den indischen Nasser an ihrem Gürtel.

Sodann, als wollte sie nach ihrer Bequemlichkeit eine süße Gemüthsbewegung genießen, von der sie die Gegenwart aller dieser Ueberlästigen zerstreut hätte, ließ sie ihren Anbetern durch das Organ von Mademoiselle Mirza sagen, sie bitte noch um zehn Minuten, um zu ruhen und zu athmen.

Nach Ablauf dieser zehn Minuten rief sie ihrer Kammerfrau und befahl ihr, die Thüre zu öffnen.

Sie lächelte und zuckte vor Mitleid die Achseln, als sie bei Annäherung der Kammerfrau ihre Schmeichler brüllen hörte, wie bei Annäherung des Fütterers die Thiere des Circus brüllten.

Sie stürzten durch die Thüre der halb geöffneten Loge mit dem Ungestüm, mit dem die Woge durch die Schleuse stürzt.

Wonach die Procession begann; Jeder defilierte vor der Tänzerin, welche nachlässig aus ihrem Canape lag, und küßte ihr die Hand.

Wir wollen unsere Leser und besonders unsere Leserinnen mit den faden Complimenten verschonen, welche zu den Füßen der schönen Rosenha strandeten; bei einem kleinen Unterschiede in der Form, war der Grund von jedem derselbe: »Sie sind schön wie die Liebesgötter, und Sie tanzen wie ein Engel!«

Die Tänzerin hörte sie ungefähr wie die Gottheiten an, an die wir unsere Gebete richten; wie sie, ließ sie ihren Geist in den hohen Regionen schweben, und sie vernahm das Gesumme von allen diesen Stimmen nur unbestimmt, ohne es zu begreifen und ohne daraus zu antworten, gerade wie die Rose das Summen der Bienen vernimmt.



Es scheint uns indessen dienlich, als gewissenhafter Erzähler zu bemerken, daß unter allen den rhetorischen Blumen der Reden, die man an sie richtete, und die sie nicht hörte, sich die Schlange der Eifersucht verbarg, welche von Zeit zu Zeit, mitten unter den zu den Füßen der Tänzerin entblätterten Blumen, ihren platten, zischenden Kopf emporstreckte.

Seltsam! es war nicht dieser vor Aller Augen, von den Händen des Indiers ihr zugeworfener Nazzar; es war nicht das um das Handgelenke des Mädchens geschlungene Armband von Diamanten, das sich im Ausstrahlen von Flammen zu erschöpfen schien; es war nicht dieser unter seiner Goldstickerei duftende Bisamsack, der wie eine Geldtasche am Gürtel der schönen Rosenha hing; es war nicht dieser ganze sichtbare Reichthum, was den Anbetern der Tänzerin ins Herz schnitt.

Nein, es war das Veilchenbouquet, das man vergebens unter den andern, aus dem Canape, aus den Fauteuils und den Consoles ausgebreiteten Sträußen suchte; dieses Veilchenbouquet, dessen lieblicher Duft mit dem scharfen Geruche des Bisams kämpfte, und das von unsichtbaren Händen gefallen war; es war der Blick, den Rosenha Engel nach der Loge, von der es ausgegangen, geworfen hatte; es war die zugleich flinke, zierliche und freudige Art, wie sie es ausgenommen, um es sodann an ihre Lippen emporzuheben; es waren die, scheinbar nichtigen Einzelheiten, welche jedoch gesehen, beobachtet und aus tausend verschiedene Arten ausgelegt worden waren, und aus deren Gesammtheit hervorging, daß der Ruf der Tugend, der schönste Blumenzierath der Krone des Mädchens, an diesem Abend einen ersten, aber gewaltigen Stoß erlitten hatte.

Nachdem er um Erlaubniß gebeten, das um den Arm der Tänzerin geschlungene Diamantenbracelet bewundern zu dürfen; nachdem er laut aufgeschrieen über den Reichthum dieser Haut einer Bisamratte, welche zu ihren Lebzeiten entfernt nicht vermuthete, sie werde nach ihrem Tode mit Gold und Perlen gestickt werden, wagte es der Graf von Himmel, einer der beharrlichsten Anbeter der schönen Rosenha, sie zu fragen, ob sie keine Idee habe, welche mysteriöse Person ihr das Veilchenbouquet zugeworfen.

Hieraus erwiederte Rosenha ganz leise, fast beiseit:

»Graf, es ist mein Beichtvater.«

»Wie! Ihr Beichtvater?«

»Nicht der alte; der neue.«

»Ich verstehe nicht.«

»Das ist doch ganz einfach, und sogar noch einfacher für Sie, als für jeden Andern. Sie haben meinen Entschluß, ins Kloster zu gehen, bekannt gemacht; da nun mein Engagement heute beendet ist, und mein Noviziat morgen beginnt, so können Sie es nicht schlimm finden, daß mein neuer Gewissensrath begierig war, so bald als möglich die Bekanntschaft seiner Novize zu machen.«

Der alte Graf von Aspern, der die Antwort von Rosenha nicht gehört hatte, richtete dieselbe Frage an sie, und sie antwortete ihm ebenfalls leise:

»Graf, ich kann *Ihnen* wohl die Wahrheit gestehen, da Sie es sind, der das Gerücht verbreitet, ich werde heirathen; und beiläufig gesagt, ich weiß nicht, warum Sie mir einen solchen Streich spielen, während ich für Sie mehr Schwäche habe, als für einen von den hier anwesenden Herren . . . Nun wohl, Graf, es ist das Bouquet meines Bräutigams: die weiße Rose ist das Symbol meiner Tugend und das Veilchen das seiner Bescheidenheit. Riechen Sie an diese Veilchen, Graf, und suchen Sie den Wohlgeruch davon zu bewahren.«

Als endlich ein Attache der russischen Gesandtschaft — der junge Graf von Gersthof auch nach dem Geheimnisse des Straußes fragte, schaute ihm Rosenha ins Gesicht und sagte ganz laut:

»Ah! Graf, thun Sie im Ernste diese Frage an mich?«

»Ei! allerdings,« antwortete der Graf.

»Das heißt mir sagen, Sie wollen diese Herren bei unserer kleinen Privatübereinkunft ins Vertrauen ziehen.«

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte der moskowitzische Dandy.

»Meine Herren, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält. Sie wissen, daß man mir ein Engagement für das kaiserliche Theater in St. Petersburg angeboten hat?«

Die Einen antworteten ja, die Andern antworteten nein.

»Nun wohl, der Herr Graf von Gersthof war beauftragt, mir diese Proposition zu machen, und um mich zu bestimmen, daß ich das, übrigens äußerst vortheilhafte, Engagement annehme, hat er das Anbieten seines Herzens beigefügt und mir gesagt, da ich noch nicht entschlossen war, das eine und das andere anzunehmen: »»Schöne Rosenha Engel, nehmen Sie den bescheidensten von den Sträußen an, die Ihnen heute Abend zugeworfen werden, so machen Sie aus mir den glücklichsten Menschen; denn das wird der Beweis sein, daß Sie nach Petersburg kommen, und daß Sie mir erlauben, Sie dahin zu begleiten!«« Entschlossen, wenn nicht von beiden Anträgen, doch wenigstens von einem Gebrauch zu machen, — ich überlasse es der Bescheidenheit des Herrn Grafen, zu errathen, von welchem, — hob ich den Veilchenstrauß auf, da ich ihn für den bescheidensten von den Sträußen hielt, die mir zugeworfen wurden.«

»Sie reisen also nach Petersburg?« riefen mehrere Stimmen.

»Wenn ich nicht nach Indien reise, wohin mich Rundscht Sing für sein königliches Theater in Lahore verlangt, meine Herren, wie Sie dies aus dem prachtvollen Handgelde ersehen können, das mir heute Abend sein Botschafter geschickt hat.«

»Somit ist Ihr Engagement? . . .« fragte der Graf von Himmel.

»Hier in dieser Bisamhaut,« antwortete die Tänzerin. »Ich zeige es Ihnen nicht, weil es in indischer Sprache geschrieben ist; morgen werde ich es jedoch übersetzen lassen, und finde ich es so, wie ich zu hoffen Grund habe, so gebe ich allen denjenigen von meinen Anbetern, welche sich nicht fürchten, mir zu Liebe von der Stelle zu gehen, Rendez-vous an den Usern des Sind oder des Pendschab. Da es nun,« fügte die schöne Rosenha bei, während sie aufstand, »da es hundert Meilen von hier nach Petersburg sind, viertausend von hier nach Lahore, und ich, auf welche Seite sich auch meine Wahl neigen mag, keine Zeit zu verlieren habe, so erlauben sie. meine Herren, daß ich von Ihnen Abschied nehme, mit dem sehr aufrichtigen Versprechen, nie die Freundlichkeiten zu vergessen, mit denen Sie mich überhäuften.«,

Und mit einem reizenden Lächeln, mit einer Verneigung von tadelloser choregraphischer Genauigkeit, grüßte die Tänzerin die erlauchte, galante Versammlung, welche sie, da sie dieselbe erst im letzten Augenblicke verlassen wollte, bis aus den Theaterplatz, das heißt bis zum Fußstritte ihres Wagens begleitete, in den sie leicht wie eine Meise, die in ihren Käfig zurückkehrt, sprang.

In dem Augenblicke, wo der Kutscher den ungeduldigen Pferden die Zügel schießen ließ, flogen zum Zeichen des Abschiedes alle Hüte gleichzeitig empor, als ob ein Wetterwirbel durchgefahren wäre.

Lassen wir den Wagen der Tänzerin in die Augustinerstraße und die Krügerstraße eindringen, und in der Seilerstätte, wo ihr Hotel war, anhalten.

---

## XCVII.

### Geschichte eines Kindes.

Der Zuschauer, der, das kaiserliche Theater verlassend, die Einbildungskraft entflammt von dem feenartigen Schauspiele, das er eine Stunde lang vor Augen gesehen, nach Hause zurückzukehren bange gehabt hätte, — aus Furcht, beim Anblicke der bekannten Gegenstände, das Gefühl des wirklichen Lebens, das er einen Moment vergessen, wiederzufinden, — dieser Zuschauer hätte es, um durch die dunstige, poetische Natur Ober-Deutschlands das im Theater begonnene Märchen der *Tausend und eine Nacht* fortzusetzen, er hätte es nicht unterlassen, sagen wir, statt wieder den Weg nach Hause einzuschlagen, über den Parade-Platz zu schreiten, sich gegen die Vorstadt Mariahilf zu wenden, und beim Mondscheine aus der Landstraße hinzugehen, welche nach dem Schlosse Schönbrunn führt, um hier, ganz nach seiner Gemächlichkeit, aus einer der Anhöhen stehend, welche das Schloß beherrschen, das wundervolle Panorama zu betrachten, das sich vor ihm entrollt hätte.

Er wäre übrigens vielleicht, ehe er nach dem Dorfe Meidling gekommen, stehengeblieben, hätte er an einem der Fenster des linken Flügels vom Schlosse Schönbrunn, beide Ellenbogen gestützt aus den Balcon des Fensters, das Gesicht beleuchtet vom Monde, der minder bleich als er, einen jungen Mann oder vielmehr ein sechzehnjähriges Kind gesehen, das selbst in Betrachtung vor dem glänzenden Schauspiele, welches unser nächtlichen Spaziergänger hatte suchen wollen, zu sein schien.

In der That, vom Fenster aus, wo es stand, konnte das Kind durch die klare Atmosphäre dieser wie eine Frühlingsnacht lichtvollen Nacht vor sich und unter sich Wien sehen mit allen seinen Gebäuden, seinen Kirchen, seinen hohen Thürmen, welche die zierliche Spitze seiner Kathedrale beherrscht, und als Contrast die Stadt noch beleuchtet im Innern durch die letzten Feuer, aber außen kräftig schattirt durch seine mächtigen Ringmauern und seine schwarzen Wälle; sodann, jenseits der Stadt, die riesige Donau, welche, nachdem sie unter einen ihrer Arme die Insel Lobau genommen hat, ihren Weg fortsetzt und sich am Horizont in den berühmten Ebenen von Aspern, Eßling und Wagram verliert.

Aus der entgegengesetzten Seite hätte der junge Mann den ungeheuren Wiesengrund sehen können, umgeben von Hügeln, aus denen im Ueberflusse die in Cascaden in die durchsichtigen Seen fallenden Wasser hervorquollen, und deren Zugänge hundertjährige Bäume wie vorsichtige Schildwachen zu beschützen schienen. Noch aufmerksamer schauend, hätte er ohne Zweifel durch den durchsichtigen Nebel dieser Nacht den Horizont der mit Wäldern bedeckten Hügel bemerkt, welche, springend wie eine scheu gewordene Herde Büffel, bis zu den höchsten Gipfeln der letzten Alpen emporsteigen.

Doch es war weder das Schauspiel von Wien, das halb entschlummert war in seiner Opposition von Licht und Schatten, noch die murmelnden Seen, noch die munteren Cascaden, noch die nebeligen Horizonte, noch die dunklen Berge, was dieses Kind anschaute.

Nein; seine unter ihn gehefteten Augen schauten aus die Landstraße, welche von Schönbrunn nach Wien führt, und mit gespanntem Ohre, ohne daß der junge Mann sich um den eisigen Wind einer kalten Decembernacht zu bekümmern schien, horchte er aufmerksam aus die geringsten von der Seite der Stadt kommenden Geräusche; und mehr als ein Mal machten ihn das Krachen eines Baumastes, das Aechzen einer Wettersahne, oder daß Knarren der letzten Thüren von Schönbrunn, die man schloß, beben.

Uebrigens wäre der unter ihn gestellte Zuschauer, der ihn betrachtet hätte, wie er in seiner weißen Uniform eines österreichischen Obersten, mit seinen langen, blonden, gelockten, im Winde flatternden Haaren da stand, betroffen gewesen von der melancholischen Schönheit des jungen Mannes, der in dieser nachdenkenden Haltung entweder ein die Stunde seines ersten Rendezvous erwartender Verliebter, oder ein von der Stille und der Nacht die Inspiration seiner ersten Verse fordernder Dichter zu sein schien.

Sagen wir sogleich, daß der junge Mann mit den blonden Haaren, mit dem melancholischen Gesichte, mit dem weißen Rocke, derselbe war, den, — obgleich er der Vorstellung beiwohnte, — so lange und so vergeblich die zwei Indier während des Abends, den sie im kaiserlichen Theater zugebracht, gesucht hatten.

Man vermuthet nun wohl, daß es kein in den Sternen das Geheimniß der Schöpfung, die man vor sich hat, suchender Dichter ist, sondern einfach ein Verliebter, der mit dem Blicke den vom Monde beleuchteten Theil der Straße erforscht, welche von Schönbrunn nach der Seilerstätte geht, wie ein weißes Atlaßband bestimmt, bis zu ihm die Schritte der schönen Tänzerin zu lenken.

Einen Augenblick, — war es Müdigkeit durch dieselbe Stellung oder glaubte er ein entferntes Geräusch zu hören, — richtete er sich auf, und nun erschien er in seiner ganzen Höhe. Seine Gestalt war in der That zu hoch für seine Corpulenz, und schlank und biegsam wie der Stamm eines Pappelbaums, motivirte sie hinreichend die Besorgnisse, die der indische General ausgedrückt hatte.

Wünschen nun unsere Leser über das am Fenster stehende Kind gewisse unbekannt Details zu kennen, welche zu sammeln unsere Geschichtschreibertreue uns genöthigt hat, und welche vielleicht hier nicht am unrechten Platze sein werden? Wir wollen ihnen diese Details mit ein paar Worten geben.

Eine Strophe unseres großen Dichters Victor Hugo wird uns vor Allem mehr als zwanzig Seiten von Herrn von Montbel über die Anfänge dieses kurzen Lebens sagen, das viel eher der Poesie, als der Geschichte angehört.

**Un soir, l'aigle planait aux voûtes éternelles,  
Lorsqu'un grand coup de vent lui cassa les deux ailes!  
Sa chute fit dans l'air un foudroyant sillon.  
Tous alors, sur son nid fondirent plein de joie;  
Chacun selon ses dents se partagea sa proie:  
L'Angleterre prit l'aigle, et l'Autriche l'aiglon.**

**[Eines Abends schwebte der Adler am Himmelsgewölbe  
als ihm ein gewaltiger Windstoß beide Flügel brach!  
Sein Fall machte in der Luft eine blitzende Furche.  
Alle fielen dann voll Freude über sein Nest her,  
und Jeder riß je nach seinen Zähnen  
einen Teil von seiner Beute an sich;  
England nahm den alten Adler und Oestereich den Jungen.]**

Der junge Adler wurde in den Käfig im kaiserlichen Schlosse von Schönbrunn gebracht, das an den Ufern der Wien ungefähr anderthalb Stunden von der Hauptstadt Oesterreichs liegt.

Hier wuchs er das von uns so eben beschriebene glänzende Schauspiel vor den Augen habend heran; er wuchs heran unter dem Schatten des herrlichen Gartens, der zum Pavillon der Gloriette führt, und dessen Bassins, Marmorstatuen und Gewächshäuser ihn an den Park von Versailles hätten erinnern können, während die Wildschweine, die Hindinnen, die Damhirsche, die Edelhirsche und die Rehe ihm einen Begriff von denen von Saint-Cloud und Fontainebleau zu geben im Stande gewesen wären; er wuchs heran und sah in der Sonne die reizenden Dörfer Meidling, Grünberg und Hitzing, Gruppen von Landhäusern um den Palast gesäet ähnlich, strahlen: er stammelte mit Anstrengung diese unbekanntenen Namen, und lernte sie am Ende, — so wie er die von Meudon, Sèvres und Bellevue vergaß.

Und dennoch hatte der arme verbannte Knabe tiefe, leuchtende Erinnerungen, welche wie Blitze an ihm vorüberzogen.

Er erinnerte sich zum Beispiel, daß er als Kind den Namen Napoleon und den Titel König von Rom getragen hatte.

Vom 22. Juli 1818 an war aber sein Name Franz, sein Titel Herzog von Reichstadt.

»Warum nennt man mich denn Franz?« fragte eines Tages das Kind seinen Großvater den Kaiser von Oesterreich, der ihn aus seinen Knien springen ließ; »ich glaubte, ich heiße Napoleon.«

Die Frage war bestimmt; die Antwort setzte in Verlegenheit.

Der Kaiser überlegte einen Augenblick und antwortete dann:

»Man nennt Dich nicht mehr Napoleon aus demselben Grunde, aus dem man Dich nicht mehr König von Rom nennt.«

Das Kind dachte auch einen Augenblick nach; und da ihm ohne Zweifel die Antwort nicht befriedigend schien, so entgegnete es:

»Aber, Großpapa, warum nennt man mich nicht mehr König von Rom?«

Der Großvater war noch mehr in Verlegenheit bei dieser zweiten Frage, als er es bei der ersten gewesen; er wollte ihr Ansangs ausweichen, wie er es bei der andern gethan, doch er bedachte,

es sei besser seinen Enkel mit einem großen Raisonement zu schlagen, damit er nicht mehr aus diesen Gegenstand zurückkomme.

»Du weißt, mein Kind, daß meinem Titel Kaiser von Oesterreich der König von Jerusalem beigefügt wird, ohne daß ich deshalb irgend eine Gewalt über diese Stadt habe, welche in der Macht der Türken ist?«

»Ja,« erwiderte das Kind mit der ganzen Aufmerksamkeit, welcher es fähig, dem Raisonement von Franz I. folgend.

»Nun wohl,« sprach der Kaiser, »Du bist König von Rom, mein lieber Franz, gerade wie ich König von Jerusalem bin.«

Mochte nun das Kind die Erklärung nicht ganz begreifen, mochte es dieselbe zu wohl begreifen, es neigte das Haupt, schwieg und kam nie mehr aus diesen Gegenstand zurück.

Obgleich Kind, hatte es übrigens, — wie und durch wen? Gott weißes! durch die innere Anschauung, durch den Engel seiner ersten Jahre vielleicht, der mit ihm in der Stille der Nächte plauderte, — einige Erinnerung vom Ruhme und von den Mißgeschicken seines Vaters.

Eines Tags machte der bekannte Fürst von Ligne, einer der bravsten und geistreichsten Edelleute des achtzehnten Jahrhunderts, einen Besuch bei der Kaiserin Marie Louise, welche damals bei ihrem Sohne in Schönbrunn war.

Man meldete ihn in Gegenwart des Kindes unter dem Titel: »Der Herr Marschall Fürst von Ligne.«

»Das ist ein Marschall?« fragte das Kind Frau von Montesquieu, seine Gouvernante.

»Ja. Hoheit.«

»Ist es einer von denen, welche meinen Vater verrathen haben?«

Man sagte ihm nein; der Fürst sei im Gegentheile ein braver, redlicher Soldat; er faßte auch eine große Freundschaft für den alten Marschall.

Einmal erzählte ihm das Kind, wie sehr es erstaunt gewesen sei über das militärische Gepränge, das man beim Leichenbegängnisse des Generals Delmotte entfaltet habe, und welches Vergnügen es ihm bereitet, so viel schöne Truppen defiliren zu sehen.

»Hoheit,« erwiderte der Fürst, »dann werde ich Ihnen bald eine viel größere Freude gewähren, denn die Beerdigung eines Feldmarschalls ist in dieser Art Alles, was man Prachtvolles sehen kann.«

Und der Fürst hielt in der That Wort: fünf oder sechs Monate nachher gab er dem kaiserlichen Kinde das großartige Schauspiel von zehntausend Mann Truppen mit allen ihren Kriegsequipagen, die den Leichenzug eines Feldmarschalls escortiren.

Um dieselbe Zeit sprach die Prinzessin Caroline von Fürstenberg in einem vertrauten Kreise, in Gegenwart des jungen Herzogs von Reichstadt, von den Ereignissen und den großen Namen des Jahrhunderts. . . Man hatte vergessen, daß er da war, oder man glaubte vielleicht vor einem sechsjährigen Kinde Alles sagen zu können.

Der General Sommariva nannte sodann drei Personen, die er als die drei größten Feldherren der Zeit anführte.

Das Kind, das die Aufzählung nachdenkend und mit gesenktem Kopfe angehört hatte, erhob plötzlich die Stimme, unterbrach den General und sagte:

»Ich kenne einen Vierten, den Sie nicht genannt haben, Herr General.«

»Wer ist das, Hoheit?«

»Mein Vater!« rief das Kind mit starker Stimme.

Und es entfloh eiligst.

Der General Sommariva lief ihm nach, holte es ein und führte es zurück.

»Hoheit,« sagte der General, »Sie haben Recht gehabt, von Ihrem Vater zu sprechen, wie Sie es gethan; doch Sie haben Unrecht gehabt, zu entfliehen.«

Trotz des Titels Herzog von Reichstadt, der ihm auferlegt worden war, trotz der geistreichen Vergleichung, die ihm sein Großvater zwischen dem Königthum Jerusalem und dem Königthum Rom gemacht, hatte das Kind die Herrlichkeiten seiner Wiege nicht vergessen.

Einer von den Erzherzogen zeigte ihm eines Tages eine von den kleinen goldenen Denkmünzen, welche bei Gelegenheit seiner Geburt geschlagen und nach seiner Tauffeier unter das Volk ausgetheilt worden waren; er war im Brustbilde daraus vorgestellt.

»Weißt Du, wen diese Münze vorstellt, Reichstadt?« fragte der Erzherzog.

»Mich, zur Zeit, wo ich König von Rom war,« antwortete ohne zu zögern das Kind.

Im Alter von fünf Jahren, — in welchem Alter auch die Erziehung der Prinzen vom Hause Oesterreich beginnt, — begann die Erziehung des Sohnes von Napoleon. Der Graf Moritz Dietrichstein hatte die oberste Leitung; und unter ihm waren der Hauptmann Foresti, was die militärischen Dinge betrifft, und der Dichter Collin, — Bruder von Heinrich Collin, dem Verfasser der Trauerspiele *Regulus und Coriolan*, selbst Verfasser eines Trauerspiels *Graf von Essex*, — mit den Einzelheiten betraut.

Mit fünf Jahren sprach der Prinz-Herzog Französisch wie ein Pariser, und zwar mit dem den Einwohnern der Hauptstadt eigenthümlichen Accente.

Man wollte ihm das Deutsche lehren. Der Kampf dauerte lange, und der Widerwille, den er



dem Studium dieser Sprache entgegengesetzte, ist noch heute in Oesterreich sprichwörtlich. Man mochte ihm immerhin durch alle erdenkliche Raisonnements zu beweisen suchen, welches Interesse er habe, die Sprache eines Landes zu sprechen, das sein Vaterland geworden, der Prinz widerstand aus allen Kräften und sprach beharrlich nur französisch oder Italienisch.

Um diese Hartnäckigkeit zu besiegen, mußte man dem jungen Herzog die Zusage geben, das Deutsche werde für ihn immer nur eine Luxusprache sein, und er könne fortwährend Französisch sprechen.

Sein, zu jener Zeit schon ziemlich scharf hervortretender, Charakter war eine Mischung von Güte und Stolz, von Festigkeit und Vernunft; von Natur hartnäckig, fing er bei jeder Idee, mit der er nicht vertraut war, damit an, daß er einen lebhaften Widerstand entgegengesetzte, von dem ihn das Raisonnement allein abbringen konnte; gut gegen die ihm Untergeordneten, zärtlich gegen seine Lehrer, waren seine Güte und seine Zärtlichkeit innerlich; man mußte sie in der Tiefe seiner Seele verborgen errathen, sie suchen, wie der Taucher die Perle sucht.

Die Liebe für das absolut Wahre trieb er bis zum Fanatismus, und er haßte die Märchen und die Fabeln.

»Da dies nicht geschehen ist, so ist es unnütz,« sagte er.

Das war nicht die Ansicht seines Lehrers Collin, der als Dichter im Gegentheile in der Welt der Träume lebte. Er suchte auch diesen Sinn des Kindes, nur als wahr anzunehmen, was absolut so war, zu überwinden. Er glaubte das Mittel gesunden zu haben; eines Tages ging er mit dem Prinzen aus und sagte ihm, sie werden eine lange Wanderung unternehmen^ aus den grünen Bergen angelangt, welche Schönbrunn beherrschen, machten der Lehrer und sein Zögling einen kurzen Halt; dann setzten sie ihren Marsch fort und vertieften sich in ein schmales, schattiges Thal, wo sich ein geschlossener Raum findet, der, durch blätterreiche Bäume vom Anblicke Wiens und den weiten Ebenen der Donau völlig getrennt, zum Horizonte nur noch die Berge hat, die sich stufenweise wie ein riesiges Amphitheater bis zu den Gipfeln des Schneebergs erheben.

An diesem Orte steht eine einsame Hütte, in Uebereinstimmung mit den Bergen, die sie umgeben, in Form einer Tyroler Senne gebaut und wegen dieser Aehnlichkeit Tyrolerhaus genannt.

Hier an diesem Orte, der von der übrigen Welt durch Berge Schluchten und Wälder getrennt ist, nachdem er seinem Zögling die Schönheiten dieser pittoresken Gegend begreiflich gemacht und es versucht hatte, ihm die Größe der einsamen, wilden Natur darzuthun, erzählte ihm der Dichter-Professor plötzlich, ohne sie ihm als wahr oder falsch zu geben, die wunderbare Geschichte von Robinson Crusoe, welche einen so tiefen Eindruck aus den Geist des Knaben machte oder vielmehr seine noch schlummernde Einbildungskraft so völlig aufweckte, daß er sich einen Augenblick in einer Wüste glaubte und von selbst seinem Lehrer vorschlug, es zu versuchen, die für die ersten Bedürfnisse des Lebens nothwendigen Werkzeuge zu verfertigen. Beide schritten in der That zur Arbeit, und als sie diese Werkzeuge, so gut sie eben konnten, verfertigt hatten, gruben sie mit einander in weniger als vierzehn Tagen, nach dem Muster von der des schiffbrüchigen Engländers, eine Grotte, die man noch heute den Reisenden als das Werk

des Sohnes von Napoleon zeigt und nur unter dem Namen die Grotte von Robinson Crusoe bezeichnet.

Mit acht Jahren sollte der Prinz das Studium der alten Sprachen anfangen; das war die schwerste Prüfung, die sein Lehrer Collin zu bestehen hatte, denn der Knabe offenbarte den tiefsten Widerwillen gegen das Griechische und das Lateinische; seine ganze Intelligenz wandte sich dem aus das Militärische bezüglichen Wissenschaften zu.

Im Jahre 1824 war indessen dieser Widerwille besiegt. Collin starb, und der Baron von Obenhaus, sein Nachfolger, gab in die Hände des jungen Mannes den Tacitus und den Horaz. Da er aber seinen Vater mit Cäsar hatte vergleichen hören, so verließ der junge Herzog völlig die Lecture des Geschichtschreibers und des Dichters, um sich der des Feldherrn zuzuwenden, und die *Commentare* von Cäsar wurden seine Lieblingslecture.

Alles dies war alte Geschichte, und die Schwierigkeit war, einen solchen Zögling die neue Geschichte, das heißt das Studium dessen, was der Revolution vorhergegangen, von ihr hervorgebracht worden ist und ihr gefolgt war, in Angriff nehmen zu lassen.

Mit dieser Sorge wurde Herr von Metternich betraut.

Was der gewandte Diplomat seinem Zögling von dieser wunderbaren Geschichte erzählte, was er ins Licht stellte, was er im Schatten ließ, ist ein Geheimniß für uns; man wagte es nicht, dem Kinde Alles zu verschweigen, man konnte ihm aber auch nicht Alles sagen: es sah und berührte Alles, was zu nahe bei ihm war, um seinen Blicken entzogen zu werden; im Ganzen erschaute es aber nur unbestimmte Horizonte, und sein Blick tauchte nur in gewisse Tiefen, wie das Auge des Tauchers in einen Abgrund, — beim Scheine eines Blitzes.

Wie dem sein mag, die Geistesfähigkeit des Herzogs von Reichstadt, die ihn immer gegen dasselbe Ziel zurückführte; die religiöse Anbetung, die er für das Andenken seines Vaters hegte. Alles dies, — so geschickt auch der politische Lehrer war, — überhäufte mit Schwierigkeiten die Ausgabe, die sich Herr von Metternich vorgesetzt hatte.

Es war auch schon bei den ersten Berichten, die man bei Hofe über die entstehende Leidenschaft des jungen Herzogs für die schöne Rosenha Engel gemacht hatte, der Befehl gegeben worden, die Augen völlig über diese kleine Jünglingsfantasie zu schließen? welche einige Zerstreung diesem Geiste geben konnte, der nur Wünsche und Begierden nach Dingen hatte, die er zu seinem Glücke nicht hätte kennen sollen. Nur hatte das, wovon man geglaubt, es sei nichts als eine Fantasie, und es sollte nie etwas Anderes sein, Proportionen angenommen, welche jede Sache annahm, bei der die glühende Einbildungskraft des Sohnes von Napoleon verweilte: die Fantasie war eine Leidenschaft geworden; — und so kam es, daß um ein Uhr Morgens, in einer kalten Februarnacht, der junge Herzog auf die Tänzerin wartete, nicht in der warmen Atmosphäre seines Schlafzimmers, hinter den dichten Brocatvorhängen, an der lauen Scheibe des Fensters, sondern außen, mit den Ellenbogen aus den Balcon gestützt, mit bloßem Kopfe, und so tief, so schmerzlich hustend, daß zuweilen unter der Erschütterung dieses Hustens der schwache, schlanke Körper des jungen Mannes erzitterte, wie eine Pappel, die der kräftige Arm eines Holzhauers schüttelt.

Ach! der Holzhauer, der den jungen kaiserlichen Baum zu schütteln anfang, war der Tod, dessen Axt fünf Jahre später ihn so fern von der großen, mächtigen Eiche, welche die Welt mit ihrem Schatten bedeckt hatte, fällen sollte.

Darum hatte sich, die Hand auf der Brust, der arme Verurtheilte des Geschicks einen Augenblick in der ganzen Höhe seiner Gestalt ausgerichtet.

Sodann wurde diese Bewegung bei ihm vielleicht auch hervorgebracht durch ein Geräusch, dumpf wie das Tosen des Donners, das sich nähernd von Wien nach Schönbrunn zu kommen schien und für ruhige Imaginationen nichts Anderes war, als das Geräusch eines Wagens.

Bald verband sich in der That mit dem immer näheren Rollen die doppelte Flamme von zwei Laternen, welche aus der Landstraße rascher zu stiegen schienen, als jene Irrlichter, die aus der Oberfläche der Teiche herumlaufen.

Betroffen zugleich von zweien seiner Sinne, dem Gesichte und dem Gesichte, und vielleicht besser noch unterrichtet durch die Vorgefühle, welche in den jungen Herzen leben, schien der Prinz keinen Zweifel mehr zu hegen, und springend wie ein Schüler, in die Hände klatschend wie ein Kind, rief er mehrere Male, als ob er Jemand sein Glück anvertraut hätte, und zwar in französischer Sprache, dem Einzigen, was er von Frankreich behalten hatte: »

»Sie ist es! Gott sei gelobt, sie ist es!«

---

## XCVIII.

Julie bei Romeo.

Einen Augenblick hätte man glauben können, der junge Mann sei in seiner Erwartung getäuscht worden, und der Wagen halte nicht beim Schlosse an. Aus der Straße von Hitzing herbeikommend, fuhr er an den Nebengebäuden hin und verschwand aus der Seite von Meidling.

Doch der Prinz ließ sich offenbar nicht durch diese verstellte Gleichgültigkeit bethören, denn er schloß rasch das Fenster, von welchem aus man die Straße überschaute, durchschritt seinen Salon und sein Schlafzimmer, — dasselbe, das Napoleon 1809 bewohnt hatte, — und lehnte seine, plötzlich von einer lebhaften Rothe gefärbte, Stirne an die Glasscheibe eines aus die Gärten gehenden kleinen Boudoir an. Er war hier ungefähr seit zehn Minuten, als die Thüre des Privatgartens vom Kaiser sich öffnete, und er beim Mondscheine zwei Personen dem Palaste sich nähern und unter dem Gewölbe, wo die Gesindetreppe anfängt, verschwinden sah.

Ohne Zweifel waren diese zwei Personen, obgleich sie ihrer Kleidung nach den niedrigen Klassen der Gesellschaft angehörten, diejenigen, welche der Prinz erwartete; denn diesmal, — wie er es schon bei der Ankunft des Wagens, das Fenster des Salon verlassend, um zu dem des Boudoir überzugehen, gethan hatte, — diesmal verließ er das Fenster des Boudoir, um zur Treppenthüre zu laufen.

Hier hielt er sein Ohr an die Thüre und horchte aufmerksam.

Es vergingen einige Secunden, während welcher er in völliger Unbeweglichkeit, der Bildfäule der Erwartung ähnlich, verharrte; dann belebte sich sein Gesicht durch ein reizendes Lächeln: er hörte das Geräusch eines leichten Trettes, der die Treppe herausstieg, und ohne Zweifel erkannte er diesen Tritt so gut, daß er nicht wartete, bis man die letzten Stufen erreicht hatte, sondern rasch die Thüre öffnete und mit dem Rufe: »Rosenha! theure Rosenha!« beide Arme ausstreckte, in die sich eine in die malerische Tracht der Tyroler Mädchen gekleidete Frau warf.

Trotz dieser Tracht war es wohl die hübsche Beneficiantin, die uns einer Peri ähnlich aus der Scene des kaiserlichen Theaters in Wien erschienen ist; der wir von der Scene in ihre Loge gefolgt sind, und die wir von ihrer Loge, aus der Mitte ihrer Hofmacher, im starken Trabe ihrer Pferde, nach der Seilerstätte, wo ihr Hotel lag, haben zurückkehren sehen.

Doch nicht um von den Anstrengungen des Abends auszuruhen, war die schöne Tänzerin in ihre Wohnung zurückgekehrt; denn kaum in ihrem Ankleidecabinet angelangt, als ob die Menge, die ihr im Theater Beifall geklatscht, sie noch erwartete und sie, gedrängt durch eine Verwandlung, ihre Entrée zu verfehlen befürchtete, hatte sie behende ihren Kaschemir-Hausrock abgeworfen, und mit Hilfe ihrer Kammerfrau nicht minder behende die bewunderungswürdige Tracht einer Tyroler Bäuerin angezogen; wonach sie durch die zwei Zimmer gelaufen. war, die sie von der Gesindetreppe trennten, denn sie wählte diesen Weg, aus Furcht, wenn sie sich über den Platz wegbegebe, könnte sie von Einigen ihrer Anbeter bemerkt werden, welche sich,

beharrlicher als die Andern, als Schildwachen vor ihrem Hotel ausgepflanzt hätten und, sähen sie sie zu einer solchen Stunde ausgehen, nicht verfehlen würden, ihr zu folgen, um zu erfahren, wohin sie gehe. — Sagen wir, daß ihre Furcht gegründet war, und daß einige Wagen unter den Fenstern des Hotels stationirten. Doch besorgt für das Glück ihrer Hofmacher, hatte Rosenha die Vorsicht soweit getrieben, daß sie ihr Schlafzimmer, dessen Fenster aus die Straße gingen, hatte beleuchten lassen; so daß die Erfrorensten, Dank sei es der den Verliebten eigenthümlichen Einbildungskraft, die Kälte vergessen konnten, indem sie sich in den Strahlen wärmten, welche durch die Glasscheiben, in den Zwischenräumen der schlecht geschlossenen Vorhänge, drangen.

Unten an der Gesindetreppe, ein paar Schritte von einer Hinterthüre, die nach einem Gäßchen ging, wartete der Wagen von Rosenha, welchen nicht auszuspinnen der Kutscher Befehl erhalten hatte.

Aus dem Sitze des Wagens lag ein mit Pelz gefütterter Mantel bereit, in den das zierliche Mädchen sich wickelte, wie ein Vogel in die Watte seines Nestes.

Wir wissen, wie dieser, so ungeduldig erwartete, Wagen im Angesichte von Schönbrunn ankam und sich, ohne anzuhalten, gegen Meidling wandte.

Hundert Schritte Jenseits eines kleinen vom Obergärtner des Palastes bewohnten Hauses hielt er an; doch so rasch er vorbeigefahren war, die Thüre dieses Hauses hatte sich beim Geräusche seiner Räder geöffnet, und ein Kopf war durch die Oeffnung geschlüpft. Bemerken wir schleunigst, daß dieser Kopf nicht, wie man hätte befürchten können, der eines, um die jungen Leute zu denunciren, lauernnden Spions war, sondern im Gegentheile der eines Dieners, welcher, bereit den zwei Liebenden in ihrem Liebesverhältnisse beizustehen, wartete.

Rosenha sprang rasch aus dem Wagen, lief leicht und still wie ein Nachtvogel nach dem Hause, an dem sie vorbeigefahren war, stürzte durch die Thüre, die sich, so wie sie näher kam, wie durch eine Feder öffnete und sich wie durch eine Feder wieder hinter ihr schloß, sobald sie die Schwelle überschritten hatte.

»Geschwinde! geschwinde! mein lieber Hans!« sagte sie deutsch zu demjenigen, welcher sie erwartete; »ich bin aufgehalten worden; es ist später als gewöhnlich; der Prinz muß ungeduldig werden. Beeilen wir uns!«

Und sie warf ihren Pelz ab und schob am Arme den dicken Oesterreicher fort, der diese halb französische, halb spanische Wuth durchaus nicht begriff.

»Ah! mein Fräulein, nehmen Sie sich in Acht!« sagte er; »Sie werden frieren.«

»Vor Allem erinnern Sie sich wohl, mein lieber Hans, daß ich nicht *mein Fräulein* bin: ich bin *Ihre Nichte* . . . weshalb ich nicht an Ihrem Anne einen Pelz von blauem Fuchs behalten kann. Sodann bin ich Tänzerin und nicht Sängerin: es liegt mir wenig daran, daß ich den Schnupfen bekomme! woran mir aber ungeheuer viel liegt, das ist, daß ich den Prinzen nicht warten lasse, denn er könnte wohl den Schnupfen bekommen . . . Nehmen Sie also die Schlüssel von allen Ihren Thüren, von allen Ihren Gittern, von allen Ihren Orangerien, und kommen Sie, mein lieber

Oheim!«

Hans schlug ein gewaltiges Gelächter auf, nahm seine Schlüssel und setzte sich in Marsch.

Aus den Arm *ihres Oheims* gestützt, durchschritt Rosenha rasch den Privatgarten des Kaisers und trat in den Park ein.

In diesem Momente, nachdem er sie einen Augenblick aus dem Gesichte verloren, hatte sie der junge Mann wieder erscheinen sehen und war vom Fenster des Boudoir an die Treppenthüre gelaufen.

Als Obergärtner hatte Meister Hans nicht nur im Parke, dessen Schlüssel ihm anvertraut waren, sondern auch im Schlosse seine große Entrees. Nie wäre es einer Schildwache eingefallen, das Bajonnet vor Meister Hans zu kreuzen, und sobald sie einmal an *seinem* Arme war, genoß natürlich die Nichte die dem Oheim bewilligten Privilegien.

So war Rosenha bis zur Wohnung des Herzogs gekommen, wo sie rasch die Arme, die sich bei ihrer Annäherung geöffnet hatten, fortzogen. — Hans, der mit dem ernsten Schritte, welcher sich für den Obergärtner eines kaiserlich österreichischen Parkes geziemt, heraufstieg, die Sorge überlassend, die Thüre wieder zu schließen und sich im Vorzimmer festzusetzen, wie es ihm gutdünkte.

Immer sich umschlungen haltend und sich drehend wie zwei vom Tanze und der Liebe berauschte Walzertänzer, sanken die zwei schönen jungen Leute aus ein großes Canape, das ein Zwischenmöbel der Fenster des Schlafzimmers vom Prinzen bildete; nur sank der junge Mann bleich und erschöpft vor Aufregung nieder, während das Mädchen derselben Bewegung folgte, jedoch keuchend vor Glück und voll Leben.

Beim Scheine der aus dem Kamine brennenden Candelaber gewahrte sie die Blässe und die Schwäche ihres Geliebten; sie umschlang ihn noch enger mit ihren Armen und rief, indem sie ihn an allen Stellen aus die Stirne küßte, als wollte sie die aus dieser Lilie perlenden Thautropfen einsaugen:

»Oh! mein geliebter Herzog! was haben Sie denn? . . Sind Sie krank? Leiden Sie?«

»Nein, nein, ich leide nicht mehr, da Du hier bist, Rosenha,« erwiderte der junge Mann;  
»doch Du hast lange gesäumt, und ich liebe Dich so sehr!«

»Heißt es mich lieben, theure Hoheit, so Ihre kostbare Gesundheit, die schädliche Nachtlust einathmend. aufs Spiel setzen? und haben Sie mir nicht hundertmal versprochen, Sie wollen mich nicht mehr aus diesem verdammten Balcon erwarten?«

»Ja, ich habe das geschworen. Rosenha, und ich fange immer damit an, daß ich Dir Wort halte . . . Um elf Uhr bin ich diesseits der Fenster; kämest Du um elf Uhr, so würdest Du mich hier finden.«

»Um elf Uhr? Sie wissen wohl, Hoheit, daß um diese Stunde das Ballet kaum beendigt ist.«

»Allerdings weiß ich das; doch um elf Uhr warte ich schon einen Tag und manchmal zwei Tage! Um halb zwölf Uhr lege ich auch die Hand an das Spaniolett; um Mitternacht öffne ich das Fenster, und, was willst Du? ich werde ungeduldig und klage Dich an, bis ich das Rollen Deines Wagens höre.«

»Und dann . . .?« fragte lächelnd das Mädchen.

»Und dann klage ich Dich nicht mehr an; ich bleibe aber immer ungeduldig, bis ich Dich an der Thüre des englischen Gartens erscheinen sehe.«

»Und dann . . .?« fragte sie mit einer naiven Coquetterie.

»Und dann höre ich das Geräusch Deiner Tritte, das in der Tiefe meines Herzens wiedertönt; ich öffne die Thüre, ich öffne die Arme! . . .«

»Und dann . . .?«

»Und dann bin ich so glücklich, Rosenha,« vollendete der Prinz mit einer gebrochenen, wie die eines kranken Kindes sanften Stimme; »und dann bin ich so glücklich, daß es mir scheint, ich werde sterben!«

»Mein schöner Prinz!« rief das Mädchen, freudig und stolz, die Liebe zu fühlen, die sie einflößte.

»Heute Abend erwartete ich Dich nicht,« sagte der Herzog.

»Sie hielten mich also für todt?«

»Rosenha!«

»Ah! Hoheit, sollten Sie zufällig, weil Sie Prinz sind, die Prätension haben, Rosenha besser zu lieben, als Rosenha Sie liebt? Mir gilt es gleich, denn ich erkläre Ihnen zum Voraus, daß ich Ihnen in diesem Punkte nicht nachstehen werde!«

»Du liebst mich also sehr?« fragte der junge Mann, der mit Anstrengung und zum ersten Male seit dem Eintritte der Tänzerin seinen gepreßten Athem zu bezwingen vermochte. »Oh! sage mir dies so nahe, daß ich Deine Worte einathmen kann! sie geben mir Luft, sie werden mir wohlthun.«

»O Kind! Sie fragen mich, ob ich Sie liebe? Man sieht, daß Ihre Polizei minder gut ist, als die Ihres erhabenen Großvaters, sonst würden Sie eine solche Frage nicht an mich richten.«

»Rosenha, man macht solche Fragen nicht immer, weil man zweifelt; man macht sie oft, damit man antworte: »»Ja! ja! ja!««

»Nun wohl, ja, ich liebe Sie, mein schöner Herzog! Sie erwarten mich, Sie werden

ungeduldig, wenn ich säume; Sie zweifeln, wenn ich nicht komme. . . Glauben Sie, Hoheit, ich könnte einen Tag sein, ohne Sie zu sehen? Sind Sie nicht mein einziger Gedanke, mein unablässiger Traum, mein ganzes Leben? vergehen alle Stunden meiner Tage, bin ich fern von Ihnen, nicht damit, daß ich Ihr süßes Bild anschau, Ihr theures Andenken anbete? . . . Wie konnten Sie wähnen, ich werde heute Abend nicht kommen?«

»Ich habe es nicht gedacht, ich habe es befürchtet.«

»Böser! hatte ich Ihnen nicht für Ihren kostbaren Strauß zu danken? Den ganzen Tag dachte ich nur an den Augenblick, wo ich ihn empfangen werde, und ich athmete seinen Duft ein, ehe ich ihn in den Händen hatte!«

»Und wo ist er?« fragte der Prinz.

»Wo er ist? . . . Eine schöne Frage!« sagte Rosenha, indem sie ihn ganz verwelkt, aber noch ganz duftend aus ihrer Brust zog; »hier ist er!«

Und sie küßte zärtlich den Strauß, der Prinz entriß ihn aber ihren Händen, um ihn auch zu küssen.

»Oh! mein Strauß! mein Strauß!« rief das Mädchen.

Der Prinz gab ihn zurück.

Rosenha schaute ihn an und sagte mit einem köstlichen Lächeln:

»Nicht wahr. Sie haben ihn selbst gepflückt?«

Der Prinz wollte verneinend antworten.

»St! schweigen Sie!« rief Rosenha; »das ist Ihre Art, die Blumen zu vermählen: ich habe sie erkannt. Ich sah Sie von dort, von Wien, umherlaufen, um diese schönen Veilchen in den Gewächshäusern, welche an die Menagerie angränzen, zu finden. So wie Sie zwei pflückten, legten Sie dieselben auf ein Moosbett, aus Furcht, die Wärme Ihrer Hände könnte ihnen ihre Frische benehmen . . . Und, weil hiervon die Rede ist . . . mir scheint, Ihre Hände sind so glühend!«

»Nein, nein, sei unbesorgt; ich habe mich nie so wohl befunden.«

»Haben Sie es so gemacht? Sprechen Sie!«

»Ja.«

»Oh! mein geliebter Herzog, mit welchem Blicke habe ich auch diese Blumen verschlungen! mit welchen Küssen habe ich sie bedeckt!«

»Theure Rosenha!«



»Mein schöner Herzog, wenn ich sterbe, so ist es mein Wille, daß Sie aus das Kissen, aus welchem mein Kopf ruhen wird, zwei Veilchenbüschel legen: es wird mir dann scheinen, Sie schauen mich die Ewigkeit hindurch mit Ihren zwei großen blauen Augen an.«

So sich umschlingend, jung, schön, verliebt, plaudernd, poetisch, waren die zwei Kinder, — denn das Mädchen zählte kaum ein paar Monate mehr als der junge Mann, — sie waren, sagen wir, reizend anzuschauen; — und sie sehend hätte man sich sicherlich der anmuthreichsten Scenen der Dichter, welche die Liebe besungen, erinnert; man hätte aber vorzüglich an Romeo und Julie gedacht. Man hätte ihre von den rosigen Wolken der Morgendämmerung erleuchteten Stirnen zu sehen geglaubt, und sich gefragt, ob es der Gesang der Nachtigall oder der der Lerche sei, den man in den Gärten von Schönbrunn hören werde.

Der Anblick der Liebe macht an den ewigen Frühling glauben!

---

## XCIX.

### Eifersucht.

Plötzlich verdüsterte sich die Stirne des jungen Mannes.

Seine Augen hatten sich aus das um den Arm des Mädchens geschlungene diamantene Bracelet geheftet, und waren von diesem Bracelet auf den am Gürtel von Rosenha hängenden Bisamsack übergegangen.

Der Prinz gab einen scharfen Schrei von sich und drückte seine Hand an seine Brust, als hätte er einen Nadelstich ins Herz bekommen.

Rosenha verdoppelte ihre Zärtlichkeit und ihre Schmeicheleien; doch die Miene ihres Geliebten blieb sorgenvoll.

Sie lächelte indessen fortwährend, obschon sie diesen schwachen Schrei gehört, obschon sie diese gefaltete Stirne gesehen hatte.

Endlich schien sie sich zu entschließen, die Frage in Angriff zu nehmen,

»Sie haben da aus dieser schönen Stirne,« sagte sie, indem sie mit ihren zarten Fingern über den Platz strich, den sie bezeichnete; »Sie haben da einen Gedanken, den Sie mir verbergen, mein geliebter Prinz! doch für mich ist er so sichtbar aus Ihrer Stirne, als ein Unkraut in einem Rosenfelde.«

Der Herzog athmete beschwerlich.

»Lassen Sie hören.« fuhr Rosenha fort, »was für ein Gedanke ist es? Sagen Sie es mir.«

»Rosenha.« antwortete der Prinz, »ich bin eifersüchtig.«

»Eifersüchtig,« versetzte Rosenha mit einer reizenden Coquetterie. »Nun wohl, bei meinem Worte, ich vermuthete es.«

»Ah! Sie sehen wohl!«

»Eifersüchtig!« wiederholte Rosenha,

»Ja. eifersüchtig.«

»Und aus wen, mein lieber Herr?«

»Einmal bin ich eifersüchtig aus Jedermann im Allgemeinen.«

»Das heißt aus Niemand eifersüchtig sein.«

»Und aus Jemand insbesondere.«

»Auf den guten Gott also, denn ihn ausgenommen liebe ich nur Sie.«

»Nein, Rosenha, auf ein menschliches Geschöpf.«

»Dann ist es aus Ihren Schatten, Hoheit.«

»Scherzen Sie nicht mit einem Schmerze, Rosenha.«

»Mit einem Schmerze? Ihre Eifersucht geht bis zum Schmerze? . . Oh! wenn es so ist, machen wir rasch, daß sie aufhört! Sagen Sie, wer ist die Person?«

»Sie war heute Abend im Theater.«

»Ah! ja, das ist wahr: heute Abend im Theater, mein vielgeliebter Herr, hatten Sie einen Nebenbuhler.«

»Sie geben es zu?«

»Einen Nebenbuhler, von dem ich eine Liebeserklärung in aller Form erhalten habe.«

»Und der Name dieses Nebenbuhlers, Rosenha?«

»Es ist das Publicum. Hoheit.«

»Oh!« sagte der Prinz mit einer kleinen Bewegung übler Laune, »ich weiß wohl, Rosenha, daß die ganze Stadt in Sie verliebt ist . . . Aber hören Sie mich an. Es handelt sich um einen Mann, der sie mit so leidenschaftlichen Augen anschaute, daß es mir wahrhaftig ein gewisses Vergnügen gemacht hätte, mit diesem frechen Menschen Streit zu suchen!«

Rosenha lächelte.

»Ich wette,« sagte sie, »Sie meinen den Indier, Hoheit?«

»Ganz richtig! ich meine diesen Menschen, der sich in seiner Loge so unverschämt breit machte.«

»Sehr gut, sehr gut, Hoheit! Fahren Sie fort, ich höre.«

»Oh! spotte nicht, Rosenha! denn ich bin im Ernste eifersüchtig auf ihn . . . Er ist nicht einen Moment von der Secunde, wo Du in Scene tratst, mit den Augen von Dir gewichen, indem er während der Oper der Vorstellung beizuwohnen schien, um Dich in jeder Loge zu suchen.«

»Nur um mich zu suchen? Sind Sie dessen sicher?«

»Und Du, böses Mädchen, wenn Du mich anzuschauen aufhörtest, so geschah es, um die Augen diesem Nabob zuzuwenden. . . Als Du wieder erschienst, welches königliche Geschenk

warf er Dir auch zu, dieser Raja von Lahore?«

»Sie können darüber urtheilen, Hoheit,« erwiderte Rosenha, indem sie ihr Handgelenk bis zur Höhe der Augen des Prinzen emporhob.

»Oh! ich habe die Diamanten wohl erkannt! sie haben mich bis in meine Loge geblendet! . . Armer kleiner Veilchenstrauß, wie elend sahst du gegen sie aus?«

»Wo war der Veilchenstrauß, Hoheit?«

Der Herzog lächelte ebenfalls.

»Wo sind die Diamanten?«

»Warum sind die Diamanten nicht bei Dir in Deiner Wohnung?«

»Weil ich sie nicht von dem Beutel, der sie begleitete, trennen wollte.«

»Warum ist dieser Beutel an Deiner Seite?«

»Weil er einen Brief enthält.«

»Von diesem Menschen?«

»Ja, Hoheit, von diesem Menschen.«

»Er hat es gewagt, Dir zu schreiben, Rosenha?. . . Oh! laß mich nicht länger leiden! Hattest Du ihn vor diesem Abend gesehen? kennst Du ihn? . . . Liebst Du ihn? liebst Du ihn?«

Diese letzten Worte wurden mit einem solchen Ausdrucke von Leiden ausgesprochen, daß sie in der Tiefe des Herzens der schönen Tänzerin wiederhallten.

Ihr Gesicht nahm eine Miene des Ernstes an, und den scherzhaften Ton verlassend sagte sie:

»Alles ist ernst bei Ihnen, Franz, und ich hätte ein schlechtes Herz, würde ich noch länger über die Pein lachen, die Ihnen dieser Verdacht verursachen konnte. Ich kenne oder ich errathe vielmehr, mein lieber Herzog, alle Traurigkeiten, welche der am mindesten begründete Argwohn veranlassen kann; ich will also diesen so rasch als möglich aus Ihrem Herzen entfernen. Ja, Franz, dieser Mann hat mich den ganzen Abend angeschaut. . . Schauern Sie nicht so; warten Sie, bis ich geendigt habe. . . Doch glauben Sie mir, in dem Blicke dieses Mannes hätte sich eine Frau nicht eine Minute getäuscht; dieser Blick war nicht der leidenschaftliche Blick der Liebe; es war der demüthige, flehende Blick der Freundschaft.«

»Aber er hat Dir geschrieben, er hat Dir geschrieben, Rosenha! Du hast es mir so eben gesagt, Du hast es mir selbst gestanden!«

»Ja, allerdings, er hat mir geschrieben!«

»Und Du hast seinen Brief gelesen?«

»Zuerst zweimal, Hoheit; sodann ein drittes Mal.«

»Oh! was würdest Du dann mit einem Briefe von mir machen?«

»Einen Brief von Ihnen, mein Herzog, lese ich nicht einmal, ich lese ihn nicht zweimal, dreimal: ich lese ihn immer!«

»Verzeih' mir, Rosenha, doch der Gedanke, daß ein Mann es wagt, Dir zu schreiben, schon dieser Gedanke allein macht mein Blut kochen.«

»Ehe Sie wissen, aus welchem Grunde dieser Mann mir schreibt, armer Narr!«

»Narr, so lange Du willst, Rosenha, ich leugne es nicht; ja, Liebesnarr! . . . Höre, theures Mädchen meines Herzens, mache mich nicht länger unglücklich! Meine Brust ist beklemmt, als ob keine Lust mehr in diesem Zimmer wäre.«

»Sagte ich Ihnen nicht, ich habe seinen Brief mitgebracht?«

»Ja.«

»Nun wohl, wenn ich ihn mitgebracht habe, so ist es geschehen, um Sie denselben auch lesen zu lassen.«

»So gib ihn mir!« rief der Prinz.

Und er streckte die Hand gegen den duftenden Beutel aus.

Das Mädchen ergriff diese Hand und küßte sie, zärtlich.

»Ja, allerdings, ich will Ihnen den Brief geben,« sagte sie; »doch ein solcher Brief soll nicht von einer wüthenden, eifersüchtigen Hand genommen werden.«

»Sage mir, wie ich ihn nehmen muß; aber um Gotteswillen gib mir den Brief, Rosenha, wenn Du mich nicht willst sterben sehen!«

Doch statt den Brief dem Prinzen zu geben, legte Rosenha nach und nach die Hand aus das Herz und aus die Stirne des jungen Mannes, wie es ein Magnetiseur bei dem Gegenstande thut, der ihm unterworfen ist.

»Beruhige dich, kochendes Herz!« sprach sie; »kühle dich ab, entstammte Stirne!«

Sodann niederknieend:

»Nicht mehr an meinen geliebten Franz wende ich mich; mit Napoleon, König von Rom. wünsche ich zu sprechen.«

Der junge Mann richtete sich rasch in der ganzen Höhe seiner Gestalt auf und fragte:

»Was sagst Du, Rosenha, und mit welchem Namen nennst Du mich?«

Rosenha blieb aus den Knien.

»Ich nenne Sie mit dem Namen, den Sie vor den Menschen und vor Gott empfangen haben, Sire! und ich übergebe im Auftrage eines der bravsten Generale Ihres erhabenen Vaters diese demüthige Bittschrift Eurer Majestät,«

Und, immer aus den Knien, zog das Mädchen aus dem wohlriechenden Beutel den Brief, den er enthielt, und überreichte ihn dem jungen Prinzen.

Dieser nahm ihn mit Zögern

»Rosenha,« sagte er, »Sie versichern mir, daß ich den Brief lesen kann?«

»Sie können dies nicht nur, Sire, sondern Sie müssen es,« erwiderte das Mädchen.

Der Herzog wischte mit seinem Sacktuche den Schweiß ab, der von seiner bleichen Stirne floß, entfaltete den Brief und las mit leiser, zitternder Stimme:

»»Meine Schwester . . .««

»Seine Schwester! . . Dieser Mensch ist also Ihr Bruder, Rosenha?«

»Lesen Sie, Sire!« sagte das Mädchen, das immer aus den Knien blieb und dem Prinzen fortwährend seinen königlichen Titel gab.

Der Prinz las weiter:

*»»Die Indier, indem sie Lachme, der Göttin der Güte, die lieblichen Umrisse, die unaussprechliche Anmuth, das zauberhaft Verführerische der Schönheit geben, wollten durch diese Idee ausdrücken, Keine sei gut, ohne schön zu sein, wie Keine schön sei, ohne gut zu sein.*

*»»Die Schönheit des Gesichtes ist, nach den Dichtern, nur der natürliche Reflex, der Seelengüte. Und darum habe ich, als mir die Glückseligkeit zu Theil wurde, Ihr schönes Gesicht zu betrachten, durch diese Schönheit, wie durch einen klaren Kristall, die Schätze der Güte Ihres Herzens entdeckt. . .!««*

Der Herzog unterbrach sich im Lesen; die paar Zeilen, die er gelesen, waren nur ein Complimentenvorspiel, das ihn über den Sinn des Briefes noch unentschieden ließ . . . Er schaute das Mädchen an, als wollte er eine Erklärung von ihm verlangen.

»Ich bitte, fahren Sie fort,« sagte Rosenha.

Der Herzog fuhr fort.

»»Wir hegen Beide, meine Schwester, für denselben Mann, oder vielmehr für dasselbe Kind, die gleiche Zärtlichkeit, die gleiche Liebe, die gleiche Ergebenheit. Diese Gemeinschaft der Zuneigung gründet, so fremd wir einander auch dem Anscheine nach sind, eine heilige Geschwisterschaft, um deren Vorrechte ich in Demuth bitte.

»»Eines von diesen Vorrechten, das erste, das kostbarste von allen, ist, von ihm mit Ihnen so oft und so lange, als es mir möglich wäre, zu sprechen, mit Ihnen bei diesen Zusammenkünften, um die ich Sie im Namen dessen, was es Heiligstes in der Welt gibt: — eine Ueberzeugung und eine Ergebenheit, — ersuche, von seiner Gesundheit zu sprechen, die mich erschreckt, von seiner Zukunft, die ich fürchte, von seiner Gegenwart, die mir das Herz bricht! mit Ihnen einen Ausgang für dieses Leben zu suchen, welches das Verhängniß untergraben zu haben scheint; mich gemeinschaftlich mit Ihnen anzustrengen, um Alles nicht nur für sein Glück, sondern auch für seinen Ruhm zu thun.

»»Das ist seit seines Vaters Tode mein geheimer Gedanke, mein einziges Ziel, meine äußerste Hoffnung. Um zu ihrer Verwirklichung zu gelangen, habe ich Meere durchschifft, habe ich die halbe Welt durchreist, werde ich die andere Hälfte durchreisen, auf die Gefahr, zwanzigmal mein Leben aus dem Wege zu lassen, den ich zu durchlaufen haben werde, ehe ich zu ihm gelange.

»»Sie begreifen aber, meine Schwester, daß ich in einer großen Absicht gekommen bin.

»Viertausend Meilen von hier, wenn ich nichts mehr selbst für mich zu wünschen hatte, machte ich für ihn den Traum, den Namen Franz in den Namen Napoleon zu verwandeln. Lassen Sie mich also hoffen, daß ich, von Ihnen unterstützt, die Krone des Vaters wieder auf die Stirne des Sohnes setzen werde. Ich habe den festen, den unerschütterlichen Willen hierzu, und wenn es, um ihn wieder auf den Thron Frankreichs zu bringen, nur die Arme von einer Million Menschen braucht, so habe ich das Mittel, sie zu finden.

»»Ein Mann, der seinem Vater in seine doppelte Verbannung, zuerst nach der Insel Elba und sodann nach St. Helena, gefolgt ist, ein Mann, der kommt, um mit ihm von seinem Vater im Austrage seines Vaters zu reden; ein Mann, dessen Name vielleicht bis zu ihm gelangt ist, trotz der Gefangenschaft, in der man ihn hält; ein Mann, dessen Name das Symbol der Treue und der Ergebenheit ist, Gaëtano Sarranti, mein Gefährte, mein Freund, derjenige, welcher zu meiner Rechten sitzt, kennt alle meine Pläne. Ihn beauftrage ich, den Prinzen davon zu unterrichten; er wird thun, was ich nicht thun kann, ich. dessen Schritte bespäht werden. Erlangen Sie für ihn eine Zusammenkunft, und diese Zusammenkunft sei ohne Zeugen, nächtlich, geheim.

»»Es handelt sich, verstehen Sie wohl, nicht um unsere Köpfe, — das wäre nichts, wir thun nur unsere Pflicht, wenn wir sie bei diesem furchtbaren Spiele der Verschwörungen einsetzen, — sondern um die Zukunft des Königs von Rom, um das Glück von Napoleon II.

»»Wir sagen Ihnen nicht: — Suchen Sie uns das Mittel, uns beim Prinzen einzuführen; — dieses Mittel haben wir. Wir sagen Ihnen: der Prinz willige ein, Herr Sarranti zu empfangen, und morgen zur selben Stunde, wo der Prinz diesen Brief liest, wird Herr Sarranti bei ihm sein.

---

»»Bitten Sie den Prinzen um Erlaubniß. mich morgen, meine Schwester empfangen zu dürfen, um mir seine Antwort zu geben, und wird mir die Erlaubnis, bei Ihnen zu erscheinen gewährt, so heben und halten Sie, nachdem Sie die Vorhänge am dritten Fenster des linken Flügels vom Schlosse, der nach Meidling sieht, aus einander gethan haben, dreimal eine Kerze an diesem Fenster; ich bedarf keiner andern Nachricht.

»»In Erwartung dieser Antwort, auf die wir mehr Gewicht legen, als ein zum Tode Verurtheilter aus die Kunde von seiner Begnadigung, danke ich Ihnen, o meine Schwester, und umarme Sie brüderlich.

»»Der General Graf **Lebastand de Premont**.

»»N.S. Eine letzte Empfehlung meiner Schwester: der Prinz weiß, von welcher, vielleicht unsichtbarer, sicherlich aber reeller Ueberwachung er umgeben ist; Sie vermöchten ihn also nicht zu sehr, zur größten Vorsicht zu ermahnen. Er braucht sich Niemand in der Weit anzuvertrauen, als Ihnen und uns, anvertrauen folglich nicht einmal dem Gärtner, dessen Sie sicher zu sein glauben und der Sie jeden Abend bei ihm einführt.««

Der Herzog von Reichstadt erhob das Haupt: das war Alles.

Es hatte indessen die Stimme des jungen Prinzen, so wie er gegen das Ende des Briefes vorrückte, einen Ton angenommen, der bezeichnete, in welchem Grade diese Lesung Eindruck auf ihn machte; als er aber zur Unterschrift kam, konnte er sich eines Schreis nicht erwehren: dieser Name Lebastard de Premont war zwanzigmal in seiner Gegenwart als der eines der tapfersten Generale der Napoleonischen Periode ausgesprochen worden.

Rosenha aber, welche, die Hände gefaltet, während dieser ganzen Lesung vor dem Prinzen aus den Knieen geblieben war, fühlte über ihre Wangen zwei stille Thränen fließen, beim rührenden Gedanken an dieser zwei Männer feste, ergebene Herzen, welche aus der Tiefe Indiens kamen, um eine Zusammenkunft mit dem Sohne ihres ehemaligen Herrn zu haben, Alles vergessend: die inquisitorischen Maßregeln, welche von den Männern des Bundes genommen worden waren, die unter allen Formen in Europa ausgestreute willkürliche Polizei und besonders zu jener Zeit die unbeugsame Strenge, welche die österreichische Regierung gegen jeden Menschen anwandte, der mit dem Kaiser Napoleon verkehrt hatte.

Sie schauerte unwillkürlich, wenn sie bedachte, daß dieser Mann, den sie frei, reich, glänzend in seiner Loge, wie eine indische Gottheit in ihrem Allerheiligsten gesehen hatte, aus die Bekanntmachung dieses Briefes, den er ihr vor den Augen von zweitausend Personen zugeworfen hatte, verhaftet und in einen schwarzen Kerker des Spielbergs abgeführt werden könnte.

Und was sie besonders tief rührte, die schöne Frau mit dem reinen, glühenden, edlen Herzen, das war das Vertrauen, das die zwei Männer in sie, eine arme Paria der Gesellschaft, eine arme Beladine des Theaters gesetzt hatten.

Sie schwur auch leise, dieses Vertrauen anzuerkennen und mit ihrer ganzen Macht die Pläne



der zwei Männer zu unterstützen.



## C.

### Die drei Erinnerungen des Herzogs von Reichstadt.

Rosenha fühlte, daß der Prinz sie bei der Hand nahm und vom Boden aushob; — man erinnert sich, daß sie aus den Knieen geblieben war.

Da richtete sie ihre Blicke auf ihn.

Nicht minder bewegt als sie, hatte er die Augen zum Himmel ausgeschlagen, und zwei große Thränen flossen über seine Wangen.

»Ah! kostbare Thränen! Achilles-Thränen!« rief das Mädchen sie mit den Lippen einsaugend; »Thränen gefallen vom Herzen des Sohnes aus das Grab des Vaters, seid gesammelt von Frankreich. Ah!« fuhr sie mit Begeisterung fort, »so liebe ich Sie, mein schöner Herzog; indem ich Sie so verwandelt sehe, danke ich Gott, daß er mich in Ihre Nähe gestellt hat, als den Kelch bestimmt, den Thau Ihrer Thränen zu empfangen. Weinen Sie, weinen Sie. während wir allein sind; Ihre Thränen sind wie die Veilchen: sie öffnen sich nur im Schatten und in der Dunkelheit.«

Und während es so sprach, bedeckte das Mädchen mit Küssen, keusch wie die einer Schwester, das thränenfeuchte Gesicht des Prinzen.

Er antwortete ihr, indem er sie voll Leidenschaft küßte, jedoch mit einem Gedanken, der über den Wolken zu schweben schien:

»Ja. ja. theures Mädchen. Du hast Recht, Gott hat Dich zu mir gestellt als den Engel der Thränen; vortreffliches Geschöpf, diese Quelle der kindlichen Liebe, welche in mir unter dem Blicke der Andern versiegt und zurückgedrängt worden ist, springt und fließt vor Dir allein, unter Deinem wohlthätigen Blicke.«

»Mein Herzog!«

»Sei gesegnet!« fuhr der Prinz fort, ohne daß es ihm einfiel, die Thränen abzutrocknen, die ihm die Brust zu erleichtern schienen; »sei gesegnet für die süßen Stunden, die mir Dein Andenken gibt, und für das kostbare Leben, das mir Deine Gegenwart gibt! Oh! Du hast es gesagt, mit Dir allein kann ich laut weinen und lächeln; bei Dir allein kann ich vergessen und mich erinnern, mit Dir allein kann ich von meinem Vater und von Frankreich sprechen!«

Rosenha begriff, daß sie aus diesem Wege zu ihrem Ziele gelangen mußte.

»Dein Vater! Frankreich! oh! erinnerst Du Dich ihrer, mein schöner Herzog?« sprach sie. »Dann sprich mir hiervon, ich bitte Dich! Ich auch, ich auch,« fügte sie seufzend bei, »ich habe Träume, wie Mignon und wie Du, von einer verlorenen Mutter und von einer verlorenen Heimath!«

»Ja,« sprach der Prinz, dessen klares, reizendes Auge in die Vergangenheit zu schauen schien; »ja, ich erinnere mich meines Vaters, doch bei einem einzigen Umstande. In einer Nacht erwachte ich in meiner Wiege, wie wenn man mitten in seinem Schlafe in seiner Nähe die Gegenwart von Jemand fühlt, der uns liebt. Zwei Personen standen vor mir: die eine war meine Mutter, die Herzogin von Parma . . .«

Der junge Mann sprach diese Worte mit einer tiefen Bitterkeit.

»Die andere mein Vater, der Kaiser Napoleon!. . .«

Und, ganz im Gegentheile, während er die letzten Worte sprach, hob der Prinz die Hand empor, als wollte er den Himmel berühren.

»Er ließ sich auf mein Bett nieder und küßte mich. Ich umschlang seinen Hals mit meinen Armen und küßte ihn auch; allein, seltsam! es bleibt mir von dieser väterlichen Umarmung dieselbe Erinnerung, die mir vom Kusse einer Statue bleiben würde.«

»Und Du fühlst diesen Kuß immer noch, nicht wahr, mein Herzog?«

»Ja!«

»Du siehst immer noch denjenigen, der ihn Dir gegeben hat?«

»Ja!«

»Oh! bewahre diese Erinnerung wohl in Deinem Herzen! vergiß sie nie.«

»Es ist keine Gefahr,« erwiderte der junge Mann mit einem schwermüthigen Lächeln, indem er seine Hand aus seine Brust legte: »das ist Alles, was mir von ihm bleibt! . . . Du hast keine Idee, wie schön er war, Rosenha; schön wie ein antikes Bildniß, schön wie die Denkmünze von Alexander, schön wie die Denkmünze von Augustus!«

»Du sollst ihm gleichen, mein geliebter Herzog.«

»Ja, wie der flüchtige, körperlose Traum einer ehernen Bildsäule gleicht!. . Nein,« fügte er mit einem fast schmerzlichen Ausdrucke bei, »nein, ich habe die Augen meiner Mutter, ich habe die Haare meiner Mutter: ich bin Oesterreicher; ich heiße Franz!«

»Du bist Franzose, und Du beißest Napoleon, das sage ich Dir,« sprach das Mädchen. »Laß uns von Deinem Vater reden; laß uns von Frankreich reden.«

»Mein Vater, — das ist, wie gesagt, die einzige Erinnerung, die ich von ihm habe. Er ging zu dem großen, glänzenden Feldzuge von 1814 ab, wo aller Ruhm aus der Seite des Besiegten ist. Ich habe oft meinen Vater mit dem durch Scipio besiegten Hannibal verglichen, der, obgleich besiegt, dennoch vor der Nachwelt größer blieb, als sein Besieger.«

»Ja, ja, größer als Scipio, größer als Cäsar, größer als Karl der Große, größer als Alles! . . Oh!

mein Herzog, welch ein Beispiel!«

»Ein erdrückendes, Rosenha. und das ist es, was mich in Verzweiflung bringt. Was thun nach einem solchen Manne? . Höre, ich denke oft, ich sei durch das Schicksal neben diese große Gestalt wie ein bleicher, melancholischer Schatten bestimmt, sie hervorzuheben, gestellt worden; wie jene Aegypter, die der Maler an den Fuß der Pyramiden setzt, um die Kleinheit des Menschen und die Größe des Monuments hervorzuheben.«

»Und dennoch mein Herzog, kann der Araber die Pyramide erklettern, kann der Araber den Gipfel des Riesengebäudes erreichen; allerdings ist jede von den Stufen, durch die man diesen Gipfel erreicht, zwei Armlängen hoch.«

»Ich würde unterliegen, Rosenha: ich habe nicht die Kraft, groß zu sein.«

Er sank erschöpft aus das Canapé.

»Ich habe nicht einmal die, glücklich zu sein.«

Rosenha legte sich zu seinen Füßen und dachte, man müsse ihn zu heiterern Ideen zurückführen.

»Lassen Sie nun hören,« sagte sie, »was sind Ihre Erinnerungen von Frankreich?« .

»Oh! diese beschränken sich aus zwei.«

»Sagen Sie mir dieselben, mein lieber Prinz,« sprach das Mädchen, indem es seine beiden Arme aus den Schooß des jungen Mannes legte, dessen nachdenkende, gesenkte Stirne unter seinen schönen gelockten Haaren verschwand.

»Eines Tags. — ich glaube, es war an meinem Geburtstage, am 28. März 1814, — eine Woche, ehe ich Paris vielleicht für immer verließ, — glänzten die ersten Strahlen des Frühlings am Himmel; wir kamen, Frau von Montesquieu und ich, in meinem Wagen zurück. Plötzlich bemerkte ich Blumenmassen, — wo? ich vermöchte es nicht zu sagen. — Du weißt, wie ich die Blumen liebe, Rosenha, Ich rief: »»Oh! Blumen! ich will Blumen! ich will viel, ich will meinen Wagen voll Blumen!«« Man holte die schönsten Blumen. Während dieser Zeit schaute ich durch den Schlag hinaus, und im Entresol des Hauses, vor dem mein Wagen angehalten hatte, sah ich an einem Fenster sitzend, einen jungen Mann und ein Mädchen; jedes arbeitete seinerseits: der junge Mann machte Uhren, das Mädchen Blumen.«

»»Ei!«« sagte ich zu Frau von Montesquieu, »»ich glaubte, der gute Gott mache die Blumen.««

»»Allerdings, Sire, der gute Gott,«« antwortete sie mir.

»»Oh! nein,«« entgegnete ich. aus das Mädchen deutend, »»Du siehst wohl, daß die Frauen sie machen.««

»Sie lächelte, und ich schaute und horchte fortwährend. Die Blumenmacherin sang ein Lied, und der junge Mann sang den Refrain mit ihr. Leider sagte man ihnen wahrscheinlich, ich sei da, ganz nahe bei ihnen, vor ihrem Fenster; denn sie unterbrachen sich plötzlich, der Eine in seinem Uhrenmachen, die Andere in ihrem Blumenmachen, und Beide riefen:

»»Es lebe der König von Rom!««

»Ich aber rief meinerseits:

»»Ich will, daß sie singen! sie sollen singen!««

»Der Wagen ging ab . . . Rosenha, ich sehe noch die zwei schönen jungen Leute an ihrem Fenster; oft habe ich seitdem von ihnen mit Frau von Montesquieu gesprochen. Als ich Kind war, sagte sie mir, es seien der Bruder und die Schwester gewesen; später begriff ich, daß es Liebhaber und Geliebte waren . . . Zwei Stieglitze hüpfen in ihrem Käfich, das Mädchen sang, . . . Rosenha, ich würde mich noch heute Nacht aus das Uhrenmachen legen, könnte ich sie in Paris in einem Stübchen am Ufer der Seine machen, während Du Blumen machen und das Lied singen würdest, das im Grunde meines Gedächtnisses geblieben ist . . . Ah! wenn Du wüßtest, wie oft ich seit jenem Tage Stunden der Schlaflosigkeit zugebracht habe, um in meinem Kopfe die verschiedenen Takte dieser Melodie, welche so sanft und melancholisch wie eine Melodie von Weber, wieder anzuknüpfen!«

»Sagen Sie mir diese Melodie, mein lieber Herzog, vielleicht werde ich sie wiederfinden . . .«

Der Prinz versuchte es, jedoch vergebens: bei der dritten oder vierten Note brach die Melodie zwischen seinen Lippen ab.

»Ah! wenn ich die Melodie wüßte,« sagte er. »ich bin überzeugt, ich würde mich der Worte erinnern! Ich habe sie überall verlangen lassen: bei allen Musikalienhändlern von Wien und von Deutschland, selbst bei der französischen Gesandtschaft.«

»Erinnern Sie sich denn nicht des Titels vom Liede?«

»Nein . . . ich glaube, ich habe es nicht einmal ganz gehört: ich werde nur ein paar Strophen davon gehört haben . . . Ei! mein Gott, ich erzähle Dir das, um Dir zu zeigen, daß ich das Land meiner ersten Jahre nicht vergessen habe.«

»Ah! mein lieber Herzog, wie gern möchte ich dieses Lied wissen!«

»Im Ganzen ist es vielleicht albern,« sprach der junge Prinz; »doch das sollte mich wundern: ich habe eine so reine, so süße, so frische Erinnerung davon bewahrt! . . Oh! meine verflossene Kindheit! oh! mein verschwundenes Heimathland! oh! die Blumen, mit denen man meinen Wagen überhäufte! oh! das Fensterchen der zwei Liebenden! der junge Mann, welcher Uhren machte, und das Mädchen, das sang:

**»N'imite pas la pâquerette,  
Et fuis les yeux . . . les . . .«**

Rosenha gab einen Schrei von sich und lief ans Klavier.

»Wohin gehst Du?« fragte der Herzog. »Warten Sie, Hoheit,« sagte das Mädchen. »Sollte es vielleicht das sein?«

Und ihre Finger liefen über das Klavier, und sie ließ, nach einem glänzenden Vorspiele, eine liebliche Melodie hören, aus die sie folgende zwei Verse sang:

**N'imite pas la pâquerette,  
Et fuis les regards du matin . . .  
[Ahme nicht das Gänseblümchen nach  
und fliehe die Blicke des Morgens.]**

»Das ist es!« rief der junge Mann. »Oh! Du kennst es! Du kennst mein Lied! Singe, ich bitte Dich, singe!«

Das Mädchen sang:

**Sur les gazons, la pâquerette,  
Aux premiers rayons du martin,  
Entr'ouvre, d'une main couquette,  
les plis blancs de sa Colerette  
A tous les passants du chemin . . .  
[Auf dem Rasen, bei den ersten Strahlen des Morgens,  
öffnet das Gänseblümchen mit coucetter Hand  
die weißen Falten seines Kollerchens Allen,  
die auf dem Wege vorübergehen.]**

»Ist es wirklich das?« fragte sie.

»Ja, ja, das ist es,« erwiderte der Prinz, »obschon ich diese erste Strophe nicht gehört habe; wahrscheinlich war sie gesungen, als ich ankam. Oh! theure Rosenha, ich hatte wohl Recht, als ich sagte, all mein Glück komme von Dir. Sprich, bist Du nicht wirklich meine Schwester, Du, die Du wie mit sechzehn Jahren die Lieder singen kannst, die ich mit drei gehört habe? . . Ah! ich täusche mich, wenn ich glaube, ich kenne Dich erst seit ein paar Monaten: Du bist mit mir ausgezogen worden; wir haben mit einander in Frankreich gelebt . . . Singe, Rosenha, ich höre Dich.«

Rosenha wollte das Lied wieder ausnehmen, wo sie es verlassen hatte.

»Nein,« sagte der Herzog: »von Anfang, von Anfang!«

Rosenha wiederholte:

**Sur les gazons, la pâquerette,  
Aux premiers rayons du martin,**

**Entr'ouvre, d'une main couquette,  
les plis blancs de sa Colerette  
A tous les passants du chemin . . . ,**

**N'imites pas la pâquerette,  
Et fuis les regards du matin . . .**

»Oh! das ist es!« Rief der junge Mann, glücklicher, als wenn er einen Schatz gefunden hätte.

Das Mädchen fuhr fort:

**Dans les prés verts, la margeruite  
Se promène coquettement;  
Le vent se met à sa poursuite,  
L'enclave, et la pauvre petite  
Expire aux bras de son amant, . .**

**N'imites pas la margeruite,  
Et fuis jusqu' au souffle de vent!  
[Auf den grünen Wiesen geht das Gänseblümchen gefälligspazierend; der Wind verfolgt sie, umschlingt sie, und die arme Kleine verscheidet in den Armen ihres Geliebten,..  
Ahme dem Gänseblümchen nicht nach, und fliehe selbst bei Windes Hauch.]**

»Ich erinnere mich! Ich erinnere mich!« Rief der junge Prinz in die Hände klatschend. »Singe Rosenha! Singe! Ich höre!

**Au fond des bois, les violettes,  
Chastes, dérobent leur beauté,  
Ne discret de leurs amourettes  
Pendant les belles nuits d'été . . .**

**Au fond des ombreuses retraites,  
Fuyons ensemble, ô ma beauté!  
[ In der Tiefe der Wälder verbergen die keuschen Veilchen ihre Schönheit, sie sagen nur den verschwiegenen Kräutern das Geheimniß ihrer Liebschaften in den schönen Sommernächten . . .  
In die Tiefe der schattenreichen Einsamkeit laß uns mit einander fliehen, o meine Schöne!]**

Und nach jedem Verse wiederholte der junge Mann den Vers, und nach jeder Strophe die Strophe, und er ließ Rosenha das Klavier nicht eher verlassen, als bis er das Lied, Worte und Musik, auswendig konnte.

Doch sie begriff, die schöne und poetische Rosenha, daß sie sich von ihrem Ziele entfernt hatte. Sie warf einen Blick nach der Pendeluhr: es sollte zwei Uhr Morgens in zehn Minuten schlagen; sie errieth, daß der General de Prémont, oder Sarranti, oder vielleicht Beide, im Angesichte des Fensters, das Signal erwarteten, das ihnen gegeben werden sollte.

Sie kam auch zu der zweiten Erinnerung zurück, welche der Herzog von Reichstadt von Frankreich bewahrt zu haben behauptete.

»Aber mein Prinz sprach noch von einem Blitze seiner Jugend, von einem Reflexe seiner ersten Tage; ich erlasse ihm das nicht.«

»Ah! diese Erinnerung,« erwiderte der Herzog, indem er seinen Kopf aus seine Brust fallen ließ, »das ist, als ich die Tuilerien verlassen mußte, um mich nach Rambouillet zu begeben. Der Feind war im Begriffe, Paris zu umschließen; meine Mutter sagte zu mir:

»»Komm, Karl!««

»Doch ich, ich rief:

»»Nein, nein, ich will nicht gehen, ich will die Tuilerien nicht verlassen!««

»Und ich klammerte mich an die Bettvorhänge, an die Draperien der Thüre an und schrie fortwährend:

»»Nein, nein, ich will nicht gehen!««

»Man trug mich wider meinen Willen weg,« fuhr der junge Mann mit erstickter Stimme fort. »Eine Ahnung sagte mir, ich werde die Tuilerien nie wiedersehen: meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!«

»Nun denn, Hoheit,« sprach Rosenha. »die Tuilerien, wenn Sie es wollen, — überlegen Sie das wohl, — Sie werden sie nicht für immer verlassen haben!«

Und sie lief ans Fenster, — an das dritte Fenster des rechten Flügels vom Schlosse Schönbrunn, — ergriff die Vorhänge mit einer Hand, hob und senkte mit der andern dreimal die Kerze.

Das war, wie man sich erinnert, das vom General Lebastard de Premont verlangte Signal.

Der junge Mann machte Anfangs einen Schritt, um sie zurückzuhalten; doch fast in demselben Augenblicke diese Bewegung der Schwäche bewältigend, sagte er:

»Wohlan, das Geschick jedes Menschen muß in Erfüllung gehen . . . Ich danke, Rosenha!«

Fünf Minuten nachher hörte man das Geräusch eines Pferdes, das im schnellsten Lause der Landstraße in der Richtung von Meidling nach Wien folgte.





## CI.

Das zu nichts nützt, als die Laune des Autors  
zu befriedigen.

Ein geschickter Romanschreiber, der darauf bedacht wäre, haushälterisch mit seinen Effecten umzugehen, würde das Kapitel, das man nun lesen soll, überspringen und sogleich von dem vom Galoppe des Pferdes, das seinen Herrn nach Wien trägt, hervorgebrachten Geräusche zur Erscheinung von Herrn Sarranti schreiten; für heute erlaube man uns aber, ein ungeschickter Romanschreiber zu sein. Wie gesagt, diese Geschichte ist eine Geschichte, die wir im vertrauten Kreise von drei bis viertausend Freunden erzählen; wir gönnen uns also jede Freiheit, nach unserer Fantasie, und nicht nach dem Cirkel zu handeln, fest überzeugt, wie wir sind, daß man uns mit Nachsicht anhört und uns bis in unsern Fehlern liebt.

Was wollen Sie? wir haben nicht den Muth, so diese zwei Kinder zu verlassen, welche wir in einigen Kapiteln zu verlassen gezwungen sein werden, um sie vielleicht nie wiederzusehen, und die, — eher Erinnerungen unseres Herzens, als Schöpfung unseres Geistes, — in unseren Augen den ganzen Zauber von Daphnis und Chloe von Longus, von Romeo und Julie von Shakespeare, von Paul und Virginie von Bernardin de Saint-Pierre haben.

Denken Sie sich die graziöseste Stellung, die Sie den zwei jungen Griechen, den zwei schönen Veronesen, den zwei reizenden Creolen der Isle de France geben, und Sie werden kein reizenderes Bild haben, als das, welches die zwei Helden dieser Geschichte in dem Augenblicke bieten, wo wir in das Schlafzimmer des Herzogs von Reichstadt zurückkehren.

Zum zweiten Male hatte sich der junge Mann unter der Anstrengung gebeugt; der Prinz war verschwunden: das schüchterne, kränkliche Kind hatte wieder seinen Platz eingenommen. Dieses war es, das sich aus die Kissen gelegt hatte, und dessen bleicher Kopf mit den convulsivischen Adern sich aus dem Schooße von Rosenha ausstreckte.

Aus der Ottomane sitzend, bildete Rosenha mit ihren beiden ausgespannten Händen dem Herzog ein Halsband; ihre zarten, rosigen Finger kreuzten sich unter dem bartlosen Kinne ihres Geliebten, und da er seinen Kopf sanft zurückgelegt hatte, so spiegelte sie ihre schwarzen, sammetartigen Augen im feuchten Azur der Augen des Prinzen.

Oh! wie oft, wenn ich die Ohnmacht meiner Feder fühlte, das wiederzugeben, was ich so gut im Spiegel meiner Einbildungskraft sah, wie oft beklagte ich, daß ich nicht statt dieser machtlosen Feder, mit der ich zu schreiben versuchte, den Zauberpinsel von Tizian oder Albano hatte! Doch was wollen Sie? nur Michel Angelo allein war es vergönnt, vom Himmel vier Seelen erhalten zu haben. Man muß sich mit dem begnügen, was uns der Herr gibt, und ich bin es nicht, welchen Grund ich vielleicht auch dazu habe, der sich über den Geiz Gottes beklagen wird.

Das Kind, ermüdet dadurch, daß es einen Augenblick die Hohe der Energie des Mannes erreicht hatte, war wieder Kind geworden; Rosenha, hatte seine Schwäche begriffen, und sie

liebteste den Prinzen, wie es eine Mutter mit ihrem Sohne, oder vielmehr eine ältere Schwester mit ihrem Bruder thut.

Ah! wir werden nicht müde, es zu wiederholen, es war ein anbetungswürdiges Bild, das Bild dieses, vielleicht ein wenig weiblichen, aber sanften, lieblichen, reinen Gesichtes, wie es, die Lippen leicht geöffnet, hinter den Lippen Perlzähne, auf diesem schönen Geschöpfe zurücklag, das statt des Erhabenen, welches dasselbe verlassen, zugleich eine dreifache Anziehungskraft hatte: die Ergebenheit einer Mutter, die Nachsicht einer Schwester, die Zärtlichkeit einer Frau. Schon oft, in den Stunden der Traurigkeit und der Vereinzelung, hatte sie ihn so beruhigt, gewiegt, unter ihren Liebkosungen, unter ihren Liedern, unter ihren Küssen eingeschlafert; mit ihm weinend, mit ihm sich tröstend, mit ihm lachend; bereit, zu bleiben, wenn er es wollte, bereit, zu sterben, wenn er es wünschte!

Ihre Sorgsamkeit für das erhabene Kind war unerschütterlich, gränzenlos: sie war stolz aus den Herzog und zugleich von wahnsinniger Liebe für ihn erfüllt. Man hätte glauben sollen, dieser junge Mann sei ihr Geschöpf; keine Andere, — weder Schwester, noch Mutter, noch Amme, — habe Rechte aus ihn. Sie fühlte ihren Athem, ihr Leben, ihre Seele, innig, unauflösbar mit dem Leben, mit der Seele mit dem Athem ihres Geliebten verbunden. Diese Sorgsamkeit, diese Theilnahme, diese Zuvorkommenheiten im Lächeln, im Blicke, in der Geberde hatten seit drei Monaten den jungen Mann seine vergoldete Gefangenschaft vergessen lassen; und, von Rosenha in ein Paradies verwandelt, war das Gefängnis des Prinzen ein Ort der Wonne geworden, von welchem zu entfliehen ihm nie eingefallen wäre.

Doch dieses Zauberland war der schwimmenden Insel von Latona ähnlich; es schien wie ein Schiff vor Anker zu liegen, und jeden Augenblick konnte das Tau, — gebrochen durch den Hauch Gottes, oder abgeschnitten durch die Hand der Menschen. — die Insel gegen jene Horizonte des Ehrgeizes treiben lassen, welche man vor den Blicken des Herzogs zu verbergen bemüht war.

In solchen Augenblicken kam dem jungen Adler, der seine Flügel wachsen fühlte, der Gedanke, sie auseinander zu breiten und zu entfliehen. Doch diese Freiheitsbegierden, welche manchmal das Herz des jungen Mannes ergriffen, zerstreuten sich sehr rasch unter dem Hauche der launenhaften Leidenschaften des Kindes, und wie er, noch jünger, sein Unterrichtsbuch verließ, um einen militärischen Cortége vorüberziehen zu sehen, so verließ er als junger Mann seine Erinnerungen und seine Vellcitäten politischen Ehrgeizes, um, wie von Blumen begränzte weiße Theorien, den leuchtenden Cortége seiner Liebesillusionen vorüberziehen zu sehen.

Dann fand aber der Prinz eine Stütze für seine Männlichkeit gerade in Rosenha, die man vielleicht nur in der Hoffnung, sie werde dieselbe unterdrücken, zu ihm gelangen ließ; denn, statt eine Feindin dieser Zukunft voller Stürme, aber auch voll blitzenden Lichtes zu sein, wurde sie eine Verbündete für ihn; statt gegen ihn zu kämpfen, kämpfte sie für ihn; statt den Prinzen bis zu sich zu erniedrigen, strebte sie danach, ihn bis zum Prinzen zu erheben. Liebend, leidenschaftlich, war sie indessen bis dahin eher das Echo, das antwortet, als die Stimme, die rath, gewesen, eher der Herd, der erwärmt, als die Flammensäule, die durch die Wüste führt; sie kämpfte, jedoch ohne Kraft, ohne Willen, ohne Endzweck, und diese mit Bitten,

Aufmunterungen und Bravos angefangenen Kämpfe endigten immer mit Küssen. Erst an diesem Abend hatte sie der Brief des Generals verwandelt, und man hat gesehen, welchen Einfluß sie aus den Entschluß des Prinzen übte.

Erstaunt, diesen Entschluß gefaßt zu haben, fing der junge Mann an darüber zu erschrecken. Es war das erste Mal unter den tausend Gesuchen dieser Art, deren Gegenstand er gewesen, es war das erste Mal, daß er ohne die Erlaubniß des Fürsten Metternich und ohne die Genehmigung seines Großvaters Franz einwilligte, einen Fremden, einen Diener seines Vaters zu empfangen; und er würde sich sicherlich nie bis zu dieser Kühnheit erhoben haben, wäre das Mädchen nicht da gewesen, um ihn zu unterstützen, zu exaltieren, und endlich, das Zeichen zur Zusammenkunft am andern Tage gebend, materiell das zu thun, was er nie selbst zu thun gewagt hätte.

Alle Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens traten vor seinen Geist, und wie groß auch die Gewandtheit, wie groß der Muth, wie groß die Ergebenheit dieser Männer sein mochten, er konnte sich eines Schauers für sich und besonders für sie nicht erwehren bei dem Gedanken, er werde am andern Tage, zur selben Stunde, statt von Liebe mit einer Geliebten zu plaudern, von Flucht, von Verschwörung, von Kämpfen mit einem rauhen, strengen Krieger sprechen.

Unter diesem über die reizende Gruppe, welche wir zu schildern versucht haben, und die durch ihre Unbeweglichkeit einer gemalten Marmorgruppe glich, ausgebreiteten Stillschweigen bebte der Prinz zuweilen auch plötzlich und schüttelte den Kopf.

Da fragte ihn das Mädchen:

»Woran denken Sie, Hoheit?«

Doch der Prinz schwieg fortwährend, und er dachte, als hätte ihn das Geräusch, das seine Gedanken sich bildend machten, erschreckt, ganz leise.

Endlich antwortete er aus eine dieser Fragen:

»Woran ich denke, Rosenha? Ich denke an die Tollheit dieser zwei Männer.«

»An ihre Tollheit, mein Prinz? Ich hätte geglaubt, Eure Hoheit dächte an ihre Ergebenheit.«

»Spreche ich von ihrer Tollheit, so ist dies eine Anspielung aus das unmögliche Project, bis zu mir zu gelangen.«

»Hoheit, nichts ist unmöglich für den, der fest will. Haben wir nicht mit einander die Geschichte eines französischen Gefangenen Namens Latude gelesen, der dreimal aus seinem Gefängnis, entwischt ist: zweimal aus der Bastille, einmal aus Vincennes?«

»Ja, Du hast zuweilen einen Gefangenen aus seinem Gefängnisse entfliehen sehen; doch Du hast nie einen Freund in ein solches eintreten sehen.«

»Sie werden eintreten, Hoheit.«

»Es mag sein; doch man wird sie sehen, anzeigen, verhaften . . . Du weißt nicht, aus welcher unsichtbare Art ich bewacht bin!«

»Sie wissen es, da sie Ihnen sagen, Sie sollen Niemand vertrauen.«

»Mache ich eine Spazierfahrt auf der Donau, so ist ein Fischer da, der seine Netze gerade hundert Schritte von der Stelle flickt, wo ich das Land verlasse; zugleich mit der meinigen stößt seine Barke vom Ufer ab; er gibt sich den Anschein, als sähe er mich nicht, und läßt mich nicht aus dem Blicke; er gibt sich den Anschein, als kennete er mich, und gehe ich auf ihn zu, rede ich ihn an, so stammelt er die Worte: *Hoheit, gnädigster Herr.*«

»Glauben Sie, ich wisse das nicht?«

»Gehe ich auf die Jagd, und lasse ich mich in Verfolgung eines Hirsches fortreißen; verliere ich mich, aus Unachtsamkeit oder willkürlich, unter dem Gewölbe unserer ungeheuren Wälder, unter dem Schatten unserer großen Bäume, und ich athme, dahin gelangt, mich allein, fern von allen Blicken glaubend, frei, nicht wie ein Prinz athmet, sondern wie der Letzte der Menschen athmet, —da höre ich fünfzig Schrille von mir das Lied eines Holzhauers, der sein Reisbüschel bindet. Dieser Holzhauer, mich erwartete er; von dem Stricke, mit dem er sein Büschel bindet, ist ein Ende um meinen Fuß gerollt, und ich bemerke, daß ich mich getäuscht hatte, daß, die Bäume keinen Schatten mehr haben, daß der Wald keine Einsamkeit mehr hat.«

»Sie lehren mich nichts Neues, Hoheit.«

»Ersticke ich in den schönen Sommernächten in diesen Gemächern mit dem dicken Tapetenwerk, und es erfaßt mich die Lust, in den Park hinabzugehen, dessen frische Rasen sich unter meinen Augen entrollten, so begegne ich zuerst einem verspäteten Kammerdiener, der die Treppe heraufsteigt, während ich hinabsteige; sodann, vor der Thüre, treffe ich eine Schildwache, welche stehen bleibt und das Gewehr vor mir präsentirt. Ueberdrüssig, immer Prinz zu sein, unablässig Prinz zu sein, in der Finsterniß wie im Lichte Prinz zu sein, stürze ich sodann in den Park, ich verlasse die Alleen, ich vertiefe mich in das Labyrinth des grünen Waldes. . . Du glaubst, ich sei dort allein, Rosenha? Du täuschest Dich: ich höre hinter mir das Geräusch eines krachenden Zweiges; ich sehe einen Baumstamm sich abdoppeln, einen Schatten hinschlüpfen. Ich bin eben so gefangen, als in meinen Gemächern; nur hat mein Gefängniß, statt zwanzig Schritte im Durchmesser zu haben, drei Meilen im Umfange; mein Fenster ist nicht mehr vergittert, mein Horizont hat eine Mauer!«

»Ah! was Sie mir da sagen, Hoheit, Jedermann sagt es wie Sie; doch wo wäre das Verdienst für diese zwei Männer, zu erfüllen, was sie unternehmen, wäre die Ausgabe nicht, schwierig, ungeheuer, beinahe unmöglich?«

»Sie werden daraus verzichten, Rosenha,« sagte der Prinz, eine Hoffnung unter einem Zweifel verbergend.

»Hoheit, so wahr als Sie mir ein böses Gesicht beim Eintritte in Ihre Wohnung gemacht haben, so wahr ist es die Furcht, und nicht die Ueberzeugung, was Sie so Etwas sagen läßt.«

»Ich habe Dich schlecht empfangen?«

»Oh! was für ein schlimmes Gesicht haben Sie zuweilen, mein Prinz!«

»Ich war traurig, Rosenha.«

»Sagen Sie, Sie seien eifersüchtig gewesen.«

»Es mag sein; ich war eifersüchtig.«

»Pfui! welch ein abscheuliches Ding ist die Eifersucht! Ueberlassen Sie das den Prinzen des Hauses Oesterreich, und da Sie Franzose sind, so lieben Sie, wie man in Frankreich liebt.«

»Du weißt, wie man in Frankreich liebt, Rosenha?«

»Mein Gott! nein; doch ich habe sagen hören, die Eifersucht sei der größte Schimpf, den man einer Frau anthun könne.«

»Es ist Wahres hieran, doch was bei diesem Falle Wahres ist, ist es nicht für Dich, Rosenha. die Du weder Französin, noch Oesterreicherin, noch Engländerin, noch Italienerin bist, obschon Du für Dich allein wenigstens eine von den Gaben besitzt, welche Gott jeder von diesen glücklichen Nationen beschieden hat. . . Oh!« fuhr der junge Mann fort, indem er seine Arme um den Hals von Rosenha schlang und seine glühenden Lippen bis zur Höhe ihres Gesichtes emporhob, »wie schön bist Du, und wie mußte Deine Mutter Dich lieben!«

»Jungfrau Maria!« rief das Mädchen, nach der Pendeluhr schauend, »vier Uhr vorüber! Adieu! adieu, mein Herzog.«

»Schon?«

»Wie, schon?«

»Ja; wir haben noch drei Nachtstunden.«

»Und wann werden Sie schlafen, Hoheit? wann werden Sie der Ruhe pflegen, der Sie so sehr bedürfen? Ich erkläre Ihnen vor Allem Eines: wenn Sie mich nicht gehen lassen, so komme ich morgen nicht wieder.«

»Du irrst Dich, Rosenha: Du willst sagen heute Abend.«

»Morgen, Hoheit! Heute Abend werden sie Herrn Sarranti empfangen, vergessen Sie das nicht.«

»Ja; doch wenn er zufällig nicht käme?«

»Ich würde es erfahren, da ich um Mittag den Besuch des Generals erwarte.«

»Doch wie werde ich es erfahren?«

»Ich werde Ihnen schreiben.«

Der Prinz erbleichte.

»Und wer ist der Bote, dem Du einen solchen Brief anzuvertrauen wagen würdest?«

Das Mädchen überlegte.

»Ich kenne keinen Einzigen,« fügte der Prinz bei.

»Ich kenne Einen,« sagte Rosenha.

»Wer ist das?«

Das Mädchen schlang seinen Arm unter dem Arme des Prinzen durch und zog ihn nach einem kleinen Boudoir fort, das sich in der Nähe des Schlafzimmers fand. Das war ein Zimmerchen von acht bis zehn Quadratfuß, gegen Mittag liegend, voll von Blumentöpfen, von Kübeln mit Staudengewächsen, dessen vergitterte Fenster bei Nacht ihre inneren Glasscheiben schloßen, während sie dieselben bei Tage öffneten. Vögel von den seltensten Arten, roth, blau, grün, golden, silbern, schliefen hier in allen möglichen Stellungen.

Mitten in diesem kleinen Zimmerchen, oder vielmehr in diesem großen Käfich, war eine Aufsitzstange von Rosenholz bekränzt durch ein Dach in Form eines chinesischen Hutes ausgepflanzt, was ein kleines Gefängniß in der Mitte des großen bildete.

Das war der Kiosk der Tauben.

Bei dem Geräusche, das die zwei jungen Leute sich nähernd machten, erwachte eine derselben, zog ihren Kopf unter ihrem Flügel vor, ließ im Schatten ihr goldenes Auge glänzen und streckte ihren rosenfarbigen Schnabel durch eines der Thürchen ihres Pavillon. Sie schien die Pförtnerin-Taube zu sein.

Sie inspicierte die Ankommenden und war ohne Zweifel zufrieden mit der Inspection, denn sie stieß bei ihrem Anblicke ein kleines Rucksen aus, welches besagen wollte: »Ihr könnt Euch nähern, Franz und Freundin Rosenha; wir kennen uns schon lange her, und wir wissen, daß wir nichts von Euch zu befürchten haben.«

»Nun?« fragte der Herzog von Reichstadt.

»Nun, begreifen Sie nicht, Hoheit, welchen Boten ich meine?«

»Ah! doch!«

»Befürchten Sie, dieser könnte Sie verrathen?«

»Rosenha, Du bist eine Fee!« rief der Prinz.

Und er öffnete das Thürchen, streckte den Arm aus und nahm von ihrem Stocke die Taube, die sie bei ihrer Ankunft mit ihrem Rucksen begrüßt hatte.

»Komm, meine schöne Bötin!« sagte er zu ihr, indem er sie küßte; »weine nicht so: du verlassest dein Nest nur auf ein paar Stunden, und ich würde sehr gern das meinige verlassen, um eine Ewigkeit in dem zu schlafen, wo du sogleich sein wirst.«

Und er reichte die Taube dem Mädchen, nachdem er zum zweiten Male das von der Natur um ihren Hals geknüpft Sammetband geküßt hatte.

Rosenha nahm sie ebenfalls, küßte sie auf dieselbe Stelle, öffnete rasch ihre Mantille und verbarg sie an ihrer Brust.

Man mußte sich trennen.

Man kam überein, die Taube sollte die Antwort zwischen zwölf und ein Uhr Mittags zurückbringen, und von zwölf bis ein Uhr Mittags sollte der Herzog am Fenster aus die Ankunft der Bötin mit dem schwarzen Halsbande lauern.

Hiernach trennten sich die zwei jungen Leute: Rosenha ließ den Herzog schwören, sie nicht mehr aus dem Balcon zu erwarten, der Herzog ließ Rosenha schwören, am folgenden Tage in der Nacht zu kommen, um nicht früher, als am zweiten Tage am Morgen wieder zu gehen.



## CII.

### Die Erscheinung.

Am andern Tage, oder vielmehr am Abend nach dieser Nacht, war der Herzog, — trotz der Bitte und des Verbotes von Rosenha, trotz des Schwures, den er ihr aus diese Bitte und dieses Verbot gethan, — war der Herzog von Reichstadt, sagen wir, wie am Tage vorher an diesem Fenster, nicht das Mädchen erwartend, wie am Tage vorher, sondern Herrn Sarranti, dessen Taube zur verabredeten Stunde gekommen war und ihm den Besuch auf Mitternacht angekündigt hatte.

Es war halb zwölf Uhr Abends. Noch eine halbe Stunde, und er sollte sich von Angesicht zu Angesicht einem der Männer gegenüber befinden, die am Treusten dem Kaiser gedient hatten, einem Manne, der sich bereit hielt, ihm noch treuer nach seinem Tode zu dienen, als während seines Lebens.

Mochte es Ungeduld sein, wurde es ihm schwer, die kalte Februar - Atmosphäre zu ertragen, der junge Mann zog sich ungefähr um drei Viertel aus zwölf Uhr zurück, schloß das Fenster, zog die Vorhänge hermetisch zusammen, setzte sich auf das Canapé, ließ seine Stirne in seine Hände fallen und versank in ein tiefes Nachdenken.

Worüber dachte er nach?

Ging seine Kindheit, wie der monotone Laus eines Flusses, an ihm vorüber; oder sah er an seinen Felsen gekettet, die Seite geöffnet, die Eingeweide blutig, den Prometheus von St. Helena?

Das Zimmer, das er bewohnte, genügte übrigens allein, um alle diese Erinnerungen zu erwecken.

Hatte nicht in diesem Zimmer zweimal und verschiedenen Epochen der Kaiser Napoleon gewohnt: das erste Mal, wie gesagt, im Jahre 1805, nach Austerlitz; das zweite Mal 1809, nach Wagram.

Obschon achtzehn Jahre abgelaufen waren, war doch die Eintheilung der Wohnung dieselbe geblieben; sie bestand, — und sie besteht noch heute, — aus drei großen Gemächern, einem Vorzimmer und einem Ankleidecabinet, Alles kostbar ausgeschmückt mit Sculpturen, Vergoldungen, indischen Tapeten, Meubles mit chinesischem Lackfirniß, das Ganze an die Gallerien anstoßend, in welchen man die Gemälde die Feste und Feierlichkeiten des Hofes zur Zeit von Maria Theresia und von Joseph II. darstellend sieht.

Das Portrait von Kaiser Franz von Lothringen, das von Leopold, von Joseph und das vom regierenden Kaiser, gemalt in seiner Kindheit bei seiner Mutter, schmückten den Empfangsaal, in welchem man eine ziemlich schöne Statue der Klugheit in Marmor ausgehauen bemerkt.



Das Zimmer des Prinzen war die dritte Pièce und hatte hinter sich nur das Ankleidecabinet. — Die Eingangsthüre lag diesem Cabinet gegenüber. — Dieses Zimmer war mit ungeheuren Spiegeln gefaßt in geschnitzte und vergoldete Füllungen ausgestattet. Sein ein wenig düsteres Ameublement, dem es indessen nicht an einer gewissen Großartigkeit gebrach, war von brochirter grüner Seide mit gelben Blumen in goldenen Reflexen spielend; diese Blumen, Fantasieblumen, näherten sich, durch einen seltsamen Zufall, der Form der Bienen.

Längs einer der Seitenwände stand das Canapé, von dem schon in der Inscenirung des vorhergehenden Kapitels die Rede gewesen ist; das Bett hatte seinen Platz gegenüber dem Kamine, über welchem ein Spiegel angebracht war.

Dieses Canapé, Napoleon hatte darauf gesessen; dieses Bett, er war darin gelegen; dieser Spiegel, er hatte die Züge des Siegers von Austerlitz und Wagram reflektirt.

Lag nicht in der einfachen Anordnung der Wohnung, die er inne hatte, wie wir so eben sagten, reicher Stoff zu Betrachtungen für den Herzog von Reichstadt, und die Erinnerungen, die sie vom Vater enthielt, sollten sie nicht die Träumerei erklären, in welche der Sohn versunken war?

\*

Einige Minuten vor Mitternacht schien er indessen aus seiner Träumerei zu erwachen, so tief sie auch war; er erhob sich, ging in Aufregung in der größten Länge seines Zimmers aus und ab und fragte sich selbst:

»Wie wird er kommen?«

Sodann mit einem Lächeln:

»Wird er übrigens kommen?«

Als er diese Frage an sich machte, wurde jenes Knirschen, das in den Pendeluhren dem Geräusche des Glöckchens vorhergeht, hörbar, und der erste Schlag von Mitternacht ertönte.

Der junge Mann schauerte: erwartete er nicht um diese Stunde eine Erscheinung, welche unmöglicher, fantastischer, als die eines Gespenstes?

Er lehnte sich an den Kamin an; seine Beine zitterten.

So stehend hatte er zu seiner Linken die in den Salon führende Eingangsthüre; zu seiner Rechten die Thüre des Ankleidecabinets. Seine Augen waren natürlich gegen die Thüre des Salon gerichtet, da das Ankleidecabinet keinen Ausgang hatte, wenigstens keinen sichtbaren.

Plötzlich, und in dem Augenblicke, wo das Vibriren des zwölften Schlages erlosch, wandte er sich um.

Es schien ihm, es habe ein Geräusch ähnlich einem Krachen im Ankleidecabinet stattgefunden.

Auf das Geräusch dieses Krachens folgte das eines Trittes, der sich mit Zögern auf den Boden aufzusetzen schien.

Wie gesagt, der Herzog erwartete Niemand und konnte Niemand von dieser Seite erwarten: das Ankleidecabinet hatte keinen Ausgang.

Das Geräusch wurde indessen so merkbar, daß der junge Mann nicht mehr an der Gegenwart von Jemand im Ankleidecabinet zweifeln konnte. Er eilte nach der Thüre, indem er instinctartig die rechte Hand an den Griff seines Degens legte, während er die linke nach dem Vorhange ausstreckte, der an dieser Thüre herabfiel.

Doch ehe diese Hand Zeit gehabt hatte, ihn zu berühren, bewegte sich der Vorhang, und der Herzog von Reichstadt machte zwei Schritte rückwärts, als er zwischen den dunklen Daperien das bleiche Gesicht eines Mannes erscheinen sah, der aus einem Zimmer herauskam, welches keinen Eingang hatte.

»Wer sind Sie?« fragte der Prinz, während er mit einer Bewegung rasch wie der Gedanke seinen Degen aus der Scheide zog.

Der geheimnißvolle Mann machte zwei Schritte vorwärts, ohne daß er sich um diese bloße Klinge, welche in der Hand des jungen Mannes flammte, zu bekümmern schien, setzte ehrerbietig ein Knie auf die Erde und antwortete:

»Ich bin derjenige, welchen Eure Majestät erwartet.«

»Leiser, mein Herr!« sagte der Prinz, »leiser!«

Und Sarranti eine Hand reichend, die dieser mit Küssen bedeckte:

»Leiser, und sprechen Sie den Namen *Majestät* nicht aus.«

»Und mit welchem Titel ist es mir erlaubt, den Erben Napoleons, den Sohn meines Kaisers zu nennen?« fragte Sarranti immer knieend.

»Nennen Sie mich einfach Prinz oder Hoheit. . . nennen Sie mich, wie man mich hier nennt. Doch vor Allem . . . mein Gott! sagen Sie mir, wie haben Sie hereinkommen, durch dieses Cabinet gehen, bis zu mir gelangen können?«

»Vor Allem, Hoheit, lassen Sie mich Ihnen beweisen, daß ich wirklich der Mann bin, der Ihnen angekündigt worden ist, und daß ich im Auftrage Ihres Vaters hierher komme.«

»Oh! obschon ich weder weiß, wie Sie kommen, noch woher Sie kommen, glaube ich Ihnen doch.«

Da zog Sarranti aus seiner Tasche ein Papier, das sorgfältig in ein anderes eingewickelt war, und sagte:

»Hoheit, erlauben Sie, daß ich die Ehre habe, Ihnen meinen Beglaubigungsbrief zu überreichen.«

Der Herzog ergriff den Brief, nahm den ersten Umschlag davon ab, öffnete den zweiten und sah eine Locke von schwarzen seidenen Haaren.

Er begriff, daß dies Haare seines Vaters waren.

Zwei große Thränen stürzten zwischen seinen Augenlidern hervor; er drückte die Haare an seine Lippen, küßte sie mit Zärtlichkeit und kindlicher Pietät und sagte:

»O fromme Reliquien! einziges materielles Andenken, das ich von meinem Vater habe, ihr werdet mich nie verlassen!«

Und diese Worte wurden mit einem Ausdrucke von Liebe und Zärtlichkeit gesprochen, der Sarranti bis in die Tiefe seines Herzens schauen machte: das Kind war also, wie er es gehofft hatte, der Sohn war also seines Vaters würdig.

Sarranti erhob zu dem jungen Mann seine in Thränen gebadeten Augen und sagte:

»Oh! ich bin für meine Ergebenheit, für meine Anstrengung, für meine Sorgen belohnt . . . Weinen Sie, weinen Sie, Hoheit! es sind Löwenthränen, die Thränen, die Sie hier vergießen!«

Der Herzog nahm die Hand von Sarranti und drückte sie kräftig und stillschweigend; sodann, nach einem Momente, schlug er die Augen ebenfalls zu Sarranti auf, und als er das rauhe, männliche Gesicht von diesem ganz in Thränen gebadet sah, rief er:

»Mein Herr, mein Vater hat Ihnen also nicht empfohlen, mich für ihn zu umarmen?«

Sarranti fiel in die Arme des jungen Mannes, und so einander umschlingend, — die starke Eiche und das schwache Rohr, — vermischten Beide ihre Thränen.

Als diese erste Gemüthsbewegung vorüber war, bezeichnete Sarranti dem Prinzen mit dem Finger, daß unter der Haarlocke ein paar mit der Feder geschriebene Zeilen durchschienen.

»Von meinem Vater?« fragte der junge Mann.

Sarranti nickte bejahend mit dem Kopfe.

»Von der Hand meines Vaters geschrieben?«

Sarranti wiederholte das Zeichen, das er schon gemacht hatte.

»Oh!« rief der Prinz, »ich habe zehnmal meine Mutter um Etwas von dieser Handschrift gebeten: sie hat es mir immer verweigert.«

Und nachdem er frommer Weise das Papier geküßt hatte, las er die folgenden, mit einer für

jeden Andern als für einen Sohn mit unlesbarer Schrift geschriebenen, Worte:

»Mein geliebter Sohn,

*»Die Person, die Dir diesen Brief und das Andenken, das derselbe enthält, übergeben wird, ist Herr Sarranti. Es ist ein Kampfgenosse, ein Verbannungsgefährte, den ich mit der Ausführung meiner geheimsten Gedanken und meiner theuersten Hoffnungen betraue. Höre seine Worte, als ob Du sie von meinem Munde hörtest, und welche Rathschläge er Dir auch geben mag, befolge sie, als ob Du die meinigen befolgen würdest.*

*»Dein Vater, der nur noch für Dich lebt!*

»Napoleon.«

»Oh!« rief der junge Mann, »er lebte also! es ist seine Hand, die diese Zeilen geschrieben hat! Sei geliebt, sei gesegnet mein Vater, wie Du es zu sein verdienst! — Herr Sarranti, umarmen Sie mich noch einmal! . . Ja, ja,« fuhr er fort, während er den Verbannungsgefährten seines Vaters an sein Herz drückte, »ja, ich werde Ihre Rathschläge befolgen, als ob sie aus dem Munde von demjenigen kämen, welcher nicht mehr ist, der aber gerade dadurch, daß er nicht mehr ist, uns sieht, uns hört, vielleicht da ist.«

Und mit einer Art von Schrecken streckte der Herzog die Hand gegen den dunkelsten Winkel des Zimmers aus.

»Doch zuvor sagen Sie, mein Herr, wie sind Sie hierher gekommen? wie sind Sie hier eingedrungen? wie werden Sie von hier weggehen?«

»Kommen Sie, Hoheit,« erwiderte Sarranti, indem er den jungen Mann ans Licht führte und ihm ein zweites Papier, einen geometrischen Plan vorstellend, mit Andeutungen von der Handschrift des Kaisers, zeigte.

»Was ist das?« fragte der Herzog.

»Es ist Ihnen nicht unbekannt, Hoheit, daß Sie im Schlosse Schönbrunn dieselben Gemächer inne haben, welche Ihr Vater bewohnte?«

»Ich weiß das, ja, und das ist zugleich eine Qual und ein Trost.«

»Nun wohl, werfen Sie den Blick aus diesen Plan; hier sehen Sie ein Vorzimmer, einen Salon, ein Schlafzimmer, ein Ankleidecabinet; hier findet sich Alles bis aus die Oeffnung der Thüren, bis aus den Platz der Meubles.«

»Das ist ja der Plan der Wohnung, wo wir sind.«

»Aus der Erinnerung gemacht von Ihrem erhabenen Vater, ja, Hoheit, nach zehn Jahren und zwar Ihnen zu Liebe.«

»Ich fange an den Nutzen dieses Planes für Sie zu begreifen, sobald Sie einmal in das Ankleidecabinet eingetreten sind; doch wie haben Sie es gemacht, um in dasselbe einzutreten?«

Sarranti nahm eine Kerze, ging aus die Thüre des Cabinets zu und sagte:

»Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Hoheit, und Sie werden mit Ihren Augen sehen.«

Der Prinz ging hinter diesem Manne, der ihm eine Art von abergläubischer Angst einflößte, wie es ein übernatürliches Wesen gethan hätte, und gelangte mit ihm in das Ankleidecabinet.

Dieses war hermetisch verschlossen.

»Nun?« fragte ungeduldig der Prinz.

»Warten Sie, Hoheit.«

Sarranti näherte sich dem Spiegel, beleuchtete den Rahmen mit der Kerze, drückte auf einen in der Randleiste verborgenen Knopf, und die ganze Füllung drehte sich, die mit Toilettegegenständen beladene Console mit sich fortziehend, aus ihren Angeln und demaskirte die Oeffnung einer Treppe.

Der Prinz näherte sich neugierig.

»Oh!« fragte er, »was soll das heißen?«

»Das soll heißen, Hoheit: in dem Augenblicke, wo er im Jahre 1809 in Schönbrunn wohnte, ließ der Kaiser Napoleon, müde, daß er die Empfangszimmer zu durchschreiten hatte, müde, daß er das Lächeln der in seinem Vorzimmer wartenden Höflinge erwiedern sollte, damit es ihm frei stehe, am Morgen, am Abend, bei Nacht, bei Tage in die schönen Gärten hinabzugehen, die sich unter ihren Fenstern ausdehnen, der Kaiser Napoleon, sage ich, ließ diese Geheimtreppe anbringen, deren letzte Stufe in eine Art von öder Orangerie geht, wohin Niemand kommt; und da diese Treppe von den Officieren des Genie angebracht worden ist, so kennt wahrscheinlich Niemand hier ihre Existenz, und Niemand seit dem Kaiser ist hier gewesen, wenn nicht sein Schatten, der Sie vielleicht aus diesem Wege besucht.«

»Aber dann,« sagte der Herzog ganz erstaunt, »aber dann . . .«

Er wagte es nicht, seinen Satz zu vollenden.

»Dann wird diese vom Vater angebrachte Treppe nach einundzwanzig Jahren dem Sohne dienen können.«

»Und ich war noch nicht geboren, als sie gemacht wurde!«

»Gott sieht bis in das Nichts, Hoheit, und seine Beschlüsse stehen zum Voraus im Buche des Schicksals geschrieben. Nur, wenn er sich so sichtbar zeigt, muß man ihn unterstützen. Hoheit.«

Der junge Prinz reichte Herrn Sarranti die Hand und sprach:

»Was auch der Wille Gottes in Betreff meiner sein mag, mein Herr, ich werde mich seiner Erfüllung nicht widersetzen, das verspreche ich Ihnen.«

Herr Sarranti schloß die Geheimthüre wieder und kehrte ins Schlafzimmer zurück, indem er diesmal den Prinzen vorausgehen ließ,

»Und nun, da ich ruhiger bin, höre ich, mein Herr, reden Sie,« sprach der junge Mann.

Sodann die Hand dem Corsen aus die Schulter legend:

»Lassen Sie sich Zeit, beeilen Sie sich nicht: Sie begreifen, es ist wichtig, daß ich Alles erfahre.«



### CIII.

#### Delenda Carthago.

»Hoheit,« sprach der Corse, »es gab einst zwei Städte, die zwischen sich die ganze Breite des Meeres hatten, und dennoch fanden sie, es sei unter der Sonne nicht Raum genug für sie Beide. Zu drei verschiedenen Malen umschlossen sie sich, wie Antäus und Hercules, in einem erbitterten, furchtbaren, tödtlichen Kampfe, und der Streit hörte erst auf, als eine derselben unter dem Fuße der andern verschieden war. Diese Städte waren Rom und Carthago: Rom repräsentirte den Gedanken, Carthago die That.

»Es war die Materie, was zu Grunde ging: Carthago unterlag! — Dasselbe ist bei Frankreich und England der Fall; wie Cato, hatte Ihr erhabener Vater, nur einen Gedanken: Carthago zerstören! **Delenda Carthago!**

»Dieser Gedanke war es, der ihn den Feldzug in Aegypten machen ließ, dieser Gedanke war es, der ihn die Lager von Boulogne machen ließ, dieser Gedanke war es, der ihn den Frieden von Tilsit machen ließ, dieser Gedanke war es, der ihn den russischen Feldzug machen ließ.

Einmal glaubte er sein Ziel erreicht zu haben: das war in dem Augenblicke, wo er auf der Rhede des Niemen dem Kaiser Alexander die Hand drückte.

An demselben Abend standen die zwei Kaiser jeder an einem Tische, auf welchem eine Weltkarte ausgebreitet war: der Eine schaute sie mit einem unbestimmten, gleichgültigen, zerstreuten Blicke an, berührte sie mit einer kalten, mit einem Handschuh bedeckten Hand; der Andere verschlang sie mit einem gierigen, ehrgeizigen, tiefen Blicke, berührte sie mit einer bewegten, fieberhaften Hand.

»Es handelte sich zwischen diesen zwei Männern um nichts Geringeres, als um die Theilung der Welt. — Etwas Aehnliches hatte zweitausend Jahre vorher zwischen Octavius, Antonius und Lepidus stattgefunden. Diese zwei Männer waren der Kaiser Napoleon und der Kaiser Alexander.

»»Sehen Sie,«« sagte Ihr Vater mit seiner sanften, aber zugleich gebieterischen Stimme, »»Ihnen den Norden, mir den Süden; Ihnen Schweden, Dänemark, Finnland, Rußland, die Türkei und das innere Indien bis Thibet; mir Frankreich, Spanien, Italien, den Rheinbund, Dalmatien, Aegypten, Jemen und Indien, von den Küsten bis China. Wir werden die lebendigen Pole der Erde sein: Alexander und Napoleon werden die Erde im Gleichgewichte halten.««

»»Und England?«« fragte unbestimmt Alexander.

»»England verschwindet wie Carthago; kein Indien mehr, kein England mehr, und wir Beide nehmen Indien.««

»Ein Lächeln des Zweifels schwebte über die Lippen von Alexander.

»Napoleon sah dieses Lächeln.

»»Sie halten die Sache für schwierig, für unmöglich sogar,«« sagte er, »»weil sich Ihre Augen nie auf dieses Problem gerichtet haben, weil Ihr Geist diese Idee nie durchgründet hat. Bei mir ist es mein ewiger Traum, und seitdem unsere Hände sich berührt haben, Sire, ist England todt!««

»»Ich höre, Sire,«« sprach Alexander. »»Ich kenne die ganze Gewalt Ihrer Rede und will sehr gern von ihr besiegt werden.««

»»Ah!«« sagte Ihr Vater, ..»das wird leicht sein; doch um wahrhaft besiegt zu sein, müssen Sie Indien sehen, nicht wie es zu sein scheint, sondern so wie es ist. Wollen Sie es so sehen, mein Bruder? Dann müssen Sie mit mir eine Viertelstunde dieser großen Frage weihen, von der die Zukunft der Welt abhängt; und in einer Viertelstunde werde ich für Sie die Arbeit von fünfzehn Jahren zusammenfassen.««

»»Diese Viertelstunde wird eine große, glorreiche Erinnerung in meinem Leben sein, Sire,«« erwiderte Alexander mit der dreifachen russischen, griechischen und französischen Höflichkeit, die ihn charakterisirte.

»»Hören Sie also, ich werde kurz sein. — Eure Majestät gibt wohl zu, daß die Macht der Engländer in Indien eine despotische Macht ist, nicht wahr?««

»»Es ist mehr als Despotismus,«« antwortete Alexander: »»es ist Eroberung!««

»»Jede despotische Macht ist aber auf eine der zwei Basen: die Liebe oder die Furcht, gegründet.««

Alexander lächelte.

»»Zuweilen auf beide,«« sagte er.

»»Am öftesten aber aus die letzte. Fragen Sie nur den aus der Schwelle seiner elenden Hütte, wo sich seine Familie im Ungeziefer wälzt, hockenden Radscha; fragen Sie den Ackersmann, der das Lastthier um seine Existenz beneidet; fragen Sie den arbeitslosen Weber, der vor seinen Augen die englischen Percale und Mousselines verkaufen sieht; fragen Sie den durch die Abgaben zu Grunde gerichteten Zemindar; fragen Sie den Brahminen, der den Engländer sich mit dem unreinen Thiere nähren sieht; fragen Sie den Muselmann, der ihn seine Erinnerungen und seine Traditionen verachten und mit seinen Stiefeln, fast mit seinem Pferde in seine glänzende Moscheen kommen sieht; fragen Sie die ganze Hindu-Race, ob sie das Joch liebe, das dieselbe niederbeugt; und Hindu, Brahmine, Muselmann, Weber, Ackersmann, Radscha werden antworten: »»Tod den rothen Männern, welche über's Meer von unbekanntem Ländern und von einer unbekanntem Insel gekommen sind.««

»»Lieben sie ihre tartarischen Fürsten mehr?«« fragte der Czaar.



»»Ja, hundertmal ja, denn die tartarischen Fürsten wohnten im Lande, verzehrten hier ungeheure Einkünfte, und es kam immer etwas davon dem ärmsten Paria zu. Der Engländer aber, dieser vorübergehende Herr, der Engländer, wie die Raupe im Frühling, bleibt nur eine Jahreszeit in Indien, und sobald er ein Schmetterling mit goldenen Flügeln geworden ist, entfliegt er nach dem Mutterlande.««

»»Und warum, Sire,«« fragte der Kaiser Alexander, »»warum sind bei dem allgemeinen Hasse, den man gegen die Engländer hegt, die Revolutionen nicht häufiger?««

»»Weil es in Indien nur individuelle Ausstände geben kann, nie einen allgemeinen Sturm. Damit eine ernste, compacte, universelle Revolution stattfinde, müßten die Massen nicht getheilt sein, wie sie es durch die Interessen, den Haß, den Glauben sind; es wird nie eine allgemeine Bewegung stattfinden, weil man, sobald sich zwei Secten in einer Verschwörung vereinigen, sicher ist, daß am Vorabend des Tages, wo die Verschwörung ausbrechen soll, eine von den zwei Seiten die andere verräth. Das wird unfehlbar geschehen, so lange diese Völker sich selbst überlassen sind. Wäre es aber ebenso, Sire, wenn England in Indien durch eine andere europäische Macht angegriffen würde? Würden die indischen Völkerschaften England treu bleiben? nein! neutral zwischen dem neuen Angreifer und England? nein! Sie wären feindlich gegen England; sie würden die Verbündeten seines Feindes, wer auch dieser Feind sein möchte, von welcher Seite er auch heranmarschirte, in welcher Absicht er auch käme. Sire, für den Mann, der, wie ich, seit fünfzehn Jahren, den Kopf gegen Indien geneigt, träumt, ist diese ganze Seite Asiens nur ein weites Bassin, wo über einander gelegt die Trümmer von fünfzig Civilisationen. die Ruinen von fünfzig Reichen ruhen; das geringste Erdbeben, der geringste Sturmhauch genügt, um sie zu erschüttern, zu vereinigen, zu amalgamiren, wie Wetterwirbel emporzutreiben! Das ist ein socialer Stand voller zerstörender Atome, wenn man ihn sich aufs Gerathewohl ergehen läßt, voller befruchtender Principe, wenn man ihn mit Verstand aussät. Was fehlte bis jetzt diesen auf den Zufall, unter bizarren, unerwarteten, fantastischen Formen umherschweifenden Wirbeln? Irgend ein Cement, ein einiger Geist des Patriotismus, eine gemeinschaftliche Religion; es fehlt das, was einst Duplex und Bassy, diese zwei von Frankreich verlassen und verleugneten Genies, gethan hatten. Der der geschickte, verwegene energische Führen der wie ein zweiter Alexander käme, der diese ganze Menge durch glückliche Erfolge blenden würde, dieser Führer, würde die Menge verdichten. er würde ein Volk, eine Nation daraus machen; die bewegliche Oberfläche Indiens würden eine feste Oberfläche . . . Sie glauben das nicht, Sire?« Sehen Sie die Nawa; ein Kind in einem Nachen durchschneidet ihren Lauf, ihr Wasser mit zwei Rudern peitschend; es erhebe sich der Nordwind von einem Pole, komme herbei und wehe, und die Welle der Nawa wird ein fester Kristall, an dem sich Axt und Haue brechen, wo Eisen unnütz ist und das Feuer machtlos. Glauben Sie mir, Sire, stark gegen einen Tippa Sahib, einen Haider Ali, einen Sevadi oder einen Amir Khan, wird England immer schwach sein, so oft ein Riese von gleicher Stärke von Europa zu ihm kommt, um mit ihm an den Ufern des Indus zu kämpfen; der Zusammenstoß der zwei Collosse wird den Sturm gebären, der die Erde erschüttert, die Atmosphäre aufregen; da werden sich alsbald die Wirbel erheben, von denen ich so eben sprach; da werden sie auf allen Punkten agieren, kraft des Formations- und Condensationsgesetzes; dann wehe England! In diesem Augenblicke erst wird es erfahren, wie sehr es gehaßt, in welchem Grade es verabscheut ist; je mehr sich der Kampf in die Länge zieht, desto mehr werden die Abfälle, die Angriffe, die Verrathe zunehmen; desto

mehr wird das ungeheure Meer seiner Feinde sich tosend erheben, wird die von Cabul nach Bengalen herabströmende Woge es bis aus seine Schiffe zurücktreiben, welche in seinen Häfen von Madras. Calcutta und Bombay wiederzufinden es nur zu glücklich sein wird.««

»»Sie sind wunderbar, Sire!«« sagte Alexander; »»wenn Sie nicht Wunder thun, so träumen Sie solche.««

»»Ei! das ist kein Traum, das ist kein Wunder, sobald Sie mich unterstützen. Wissen Sie, Sire, was die Engländer an Soldaten in Indien haben?««

»»Etwa sechzigtausend Mann.««

»»Weil Sie die eingeborenen Truppen zählen; ich zähle sie nicht. Die Engländer haben in Indien zwölftausend Mann englische Truppen. Diese zähle ich; ich zähle sie sogar für vierundzwanzigtausend, wenn Sie wollen! Doch die vierzigtausend Mann Eingeborene, Clpayes [Seapons.] zähle ich nicht.««

Alexander lächelte.

»»Zählen wir sie,«« sagte er, »»und wäre es nur der Erinnerung wegen.««

»»Gut, zählen wir sie. Vierzigtausend Mann eingeborene Truppen und zwölftausend Mann englische Truppen: zwei und fünfzigtausend Mann im Ganzen. . . . Hören Sie, mein Bruder: Indien wird immer der Macht gehören, welche aus das Schlachtfeld die größte Anzahl europäischer Truppen führt. . . Wir thun Folgendes . . . Dreißigtausend Mann Russen ziehen an der Wolga hinab bis Astrakan, schiffen sich in dieser Stadt ein und gehen bis ans andere Ende des Caspischen Meeres, um Asterabad zu besetzen, wo sie die französische Armee erwarten. Dreißigtausend Franzosen ziehen die Donau hinab bis ins Schwarze Meer; von hier werden sie auf russischen Schiffen bis Taganrog transportirt. Sie marschiren sodann zu Lande am Don hinauf bis Pratisbianskaia, von wo sie sich nach Tzaritsin an der Wolga begeben, aus der sie in Schiffen bis Astrakan hinabfahren, wo sie sich dann wieder einschiffen, um mit dem russischen Corps in Asterabad zusammenzutreffen. Die beiden Corps, das französische und das russische, werden also, fast ohne Anstrengung, diesen ungeheuren Raum zurückgelegt haben; von da begeben sie sich durch Khorossan und Cabul nach dem Indus.««

»»Durch die große Salzwüste ziehend?««

»»Ich kenne die Wüste, ich habe mit ihr zu thun gehabt; verlassen Sie sich auf mich, daß ich die Riesenkaravane sich durchwinden mache.««

»»Werden Sie denn diese Expedition in Person anführen?««

»»Allerdings,«« erwiderte Napoleon.

»»Und wer wird über Frankreich wachen, wenn Sie dreitausend Meilen davon entfernt sind?««

»»Sie, Sire,«« antwortete Napoleon einfach.

»Alexander erbleichte: der Grieche war erschrocken über diese ganz französische Antwort.

»»Aber . . .«« sagte er, »»außer der großen Salzwüste werden wir entsetzliche Schwierigkeiten haben.««

»»Afghanistan, nicht wahr? dessen Geographie völlig unbekannt ist, und dessen ungestfreundlichen Stämme mit zahllosen Plätzern, Plünderern und Mördern den Marsch unseres Heeres beunruhigen werden?««

»»Gewiß.««

»»Ich habe das Hinderniß vorhergesehen, und zum Voraus ist das Hinderniß vernichtet. Ich schicke einen meiner besten Generale an einen der kleinen Fürsten von Beludschistan, Labore, Sindiah oder Mavah; er organisirt seine Truppen auf europäische Art, und macht uns einen Verbündeten, der uns entgegenkommt, und dem wir zur Belohnung die Souverainetät des ganzen Landes lassen, das er durchzogen hat.««

»»Wohl, es sei, Sire, wir sind nun im Pendschab. Wie nähren und verproviantiren wir die Armee?««

»»Was das betrifft. — wir brauchen uns nicht darum zu bekümmern, so lange wir eine wohlgespickte Börse und in Teheran und Cabul Sohoears [Banquiers.] haben, die unsere Tratten honoriren. Dort finden wir ein bewunderungswürdiges, ungeheures, ganz organisirtes Commissariat, und zwar seit Jahrhunderten organisirt, man sollte glauben in der Absicht, alle Eroberer zu unterstützen, die sich gefolgt sind und in der Eroberung Indiens folgen werden.««

»»Ich weiß durchaus nicht, was Sie hiermit sagen wollen.«« sprach der Kaiser Alexander, »»und ich gestehe offenherzig meine Unwissenheit.««

»»Nun wohl, Sire, Sie sollen erfahren, daß in der ganzen ungeheuren Ausdehnung der hindostanischen Halbinsel ein Riesenstamm von Zigeunern in Indien unter dem Namen *Brinjaries* bekannt existirt. Sie sind es, welche in Indien ausschließlich den Kornhandel treiben; auf Ochsen und Kameelen transportiren sie das Korn nach unerhörten Entfernungen und in so zahlreichen Karavanen, daß man glauben sollte, es seien Armeecorps. Diese Menschen sind es, welche 1791 Lord Cornwallis in seinem Kriege gegen Tippto Saib ernährt, haben; es sind nomadische Indier, welche sehr wenig belästigen, da sie nie in Häusern, sondern immer unter Zelten wohnen; sehr nützlich, weil sie unter anderen seltsamen Gebräuchen den haben, daß sie nie Fluß oder Teichwasser trinken. Eine Folge hiervon ist, daß sie vortreffliche Marschgefährten in der Wüste werden, weil es nicht einen Tropfen Wasser in der Nachbarschaft gibt, den sie nicht zu finden wissen, in welcher Tiefe er auch sein mag . . . Nun wohl, Sire, diese Leute, deren Leben der Handel ist, welche die strengste Neutralität zwischen den kriegführenden Heeren beobachten, welche keinen andern Zweck haben, als ihr Korn zu verkaufen und ihre Gespanne an denjenigen zu vermieten, der sie am theuersten bezahlt, diese Leute werden, gut bezahlt, uns gehören.««

»»Sie werden aber zu gleicher Zeit England gehören?««

»»Gewiß! Ich rechne in meinen Siegesvorhersehungen nicht aus den Hunger und aus den Durst: ich rechne auf unsere Kanonen und auf unsere Bajonnete.««

»Der Czaar knipp sich in seine dünnen Lippen.

»»Nun bleibt uns der Indus,«« sagte er.

»»Der Indus zu überschreiten?««

»»Ja.««

»Napoleon lächelte.

»»Es ist eines von den von den englischen Schriftstellern verbreiteten Vorurtheilen,«« sagte er, »»der Indus sei ein genügendes Hinderniß, um eine Invasion aufzuhalten, und das englische Heer, wenn es sich aus dem linken Ufer des Flusses concentrirte, könne den Uebergang einer Armee verwehren, so mächtig sie auch sein möge: Sire, ich habe den Indus sondiren lassen von Dera Ismael Khan bis Attok: er hat eine Tiefe von zwölf bis fünfzehn Fuß mit sieben untersuchten Furten, die uns erwarten. Ich habe seinen Lauf berechnen lassen: sein Lauf beträgt kaum eine Lieue in der Stunde. Der Indus existirt also nicht für einen Mann, der über den Rhein, den Niemen und die Donau gegangen ist.««

»Der Kaiser von Rußland blieb einen Augenblick wie niedergeschmettert unter der Macht des Genies, das ihn beherrschte.

»»Lassen Sie mich athmen, Sire,«« sagte er; »»diese Welt, die Sie ausheben wie ein zweiter Atlas, fällt aus meine Brust zurück und erstickt mich!««

»Und ich,« unterbrach der junge Prinz, »ich sage Ihnen auch wie der Kaiser von Rußland: lassen Sie mich athmen, mein Herr!«

Sodann seine beiden Hände und seine Augen zum Himmel erhebend, sprach er:

»Oh! mein Vater, mein Vater, wie groß warst Du!«

Der ehemalige Soldat des Kaisers, der ehemalige Verbannungsgefährte von Napoleon hatte nur so lange bei den Einzelheiten des weit umfassenden Planes verweilt, um zu der Wirkung zu gelangen, die er auch hervorgebracht; das heißt, um den Sohn die Größe des Vaters ermessen zu lassen, und ihn dem zu Folge zur Erkenntniß der Pflichten zu führen, die ihm der Welt gegenüber der Riesenname auferlegte, der aus ihm lastete.

In der That, als fühlte er sich durch diesen Namen gedrückt, stand der junge Mann auf, schüttelte den Kopf und fing an mit großen Schritten im Zimmer auf- und abzugeben.

Plötzlich blieb er vor Gaëtano stehen und rief:

»Und dieser Mann ist gestorben! gestorben wie ein anderer Mensch . . . nur schmerzlicher vielleicht! Die Flamme, die ihn belebte, ist erloschen, und man hat nicht bemerkt, daß eine neue Sonne am Himmel strahlte! . . . Oh! warum hat am Tage dieses Todes nicht eine allgemeine Finsterniß die Welt bedeckt!«

»Er ist gestorben die Augen auf Ihr Portrait geheftet, Sire, und sprechend: »»Was ich nicht habe thun können, wird mein Sohn vollenden!««

Der junge Prinz schüttelte schwermüthig den Kopf und erwiderte:

»Oh! wer würde es wagen, dieses Riesenwerk anzurühren? welcher Mensch, der den Namen Napoleon trägt, wird zu Frankreich, zu Europa, zur Welt sagen: »»Nun ist es an mir!«« Oh! Herr Sarranti, die Form des erhabenen Kopfes ist vom göttlichen Bildhauer zerbrochen worden; und ich gestehe, daß ich, meines Theils, die Augen niederschlage, schon beim Gedanken an das allein, was man von Napoleon II. erwarten wird! . . . Gleichviel, fahren Sie fort.«

»Der Czaar hielt das gegebene Versprechen nicht,« fuhr Herr Sarranti fort, »und dieses Indien, das Ihr Vater, wie ein zweiter Alexander, schon fest zu halten glaubte, entschlüpfte seinen Händen, kam aber nicht aus seinem Geiste. Zwanzigmal sah ich ihn, auf eine ungeheure Karte von Asien geneigt, mit dem Finger dem Wege der großen indischen Invasionen folgen; trat dann einer von seinen Vertrauten ein, so sagte er:

»Sehen Sie, aus diesem Wege von Ghisni nach Dera Ismael Khan überfiel vom Jahre 1000 bis 1021 Mahmud siebenmal Hindostan, mit einem Heere von hundert und hundertundfünfzigtausend Mann, dessen Ernährung ihm nie Schwierigkeiten bereitete. Bei der siebenten Expedition, im Jahre 1018, rückte er bis Kanudsch am Ganges vor, hundert Meilen südwestlich von Delhi, und kam in seine Hauptstadt durch Muthra zurück; drei Monate waren für ihn zu dieser Riesenexpedition hinreichend gewesen. Im Jahre 1020 wandte er sich nach Guzzerat, um dort den Tempel von Samnaut umzustürzen, und machte gegen Bombay einen Abstecher so leicht, als der, welchen er gegen Calcutta gemacht hatte. — Auf derselben Straße von Dera Ismael Khan rückt Mahomet Guri, von Khorossan ausgehend, im Jahre 1184 zur Eroberung von Indien vor, überfällt das Gebiet von Delhi mit einem Heere von hundertundzwanzigtausend Mann, und setzt seine Dynastie an die Stelle von der von Mahmud von Ghisni. — Ungefähr auf derselben Straße folgt ihnen 1396 Timur der Hinkende; er geht von Samarkand aus, läßt Balk zu seiner Rechten, zieht dann durch den Engpaß von Andesab gegen Cabul, von wo er nach Attok marschirt, und überfällt Pendschab. — Unterhalb Attok, an derselben Stelle, wo ich ihn überschritten hätte, geht 1525 Babur über den Indus, setzt sich, nur gefolgt von fünfzehntausend Soldaten in Lahore fest, bemächtigt sich Delhis und gründet die mongolische Dynastie. — Derselben Straße folgte sein Sohn Humajun, als er, aus dem väterlichen Erbe vertrieben, es 1554 mit Hilfe der Afghanen wiedereroberte. — Auf derselben Straße endlich that Nadir Schah, als er sich 1759 in Cabul befand, und die Ermordung eines seiner Gesandten in der Stadt Dschellalabad erfuhr, um den Tod eines Menschen zu rächen, was ich thun möchte, um die Unterdrückung der Welt zu rächen; er dringt ins Gebirge ein, läst alle Einwohner der strafbaren Stadt über die Klinge springen, rückt aus derselben, schon von den Füßen so vieler Heere niedergetretenen Straße vor, zieht durch den Kheiber gegen Peshawer und

Lahore hinab, und bemächtigt sich Delhis, das er einer dreitägigen Metzelei und Plünderung preisgibt. [Man sehe über das englische Indien das vortreffliche patriotische Werk des Grafen Eduard von Warren, eines der schönsten Bücher, die über diesen Gegenstand geschrieben worden sind. Alex. Dumas.

Dieses Werk von Warren ist in der Uebersetzung im Weltpanorama (Franckh'scher Verlag) erschienen.]««

»Sodann sich vor die Stirne schlagend: »»Dort werde ich durchziehen wie die Andern; ich habe die Alpen nach Hannibal überstiegen, ich werde wohl den Himalaya nach Tamerlan übersteigen!««

»Sire,« fuhr Sarranti fort, »Sie werden eines Tags erfahren, welche reelle Macht am Ende im Geiste ein lange Zeit verfolgter Traum annimmt. Von jenem Augenblicke an, da Sie geboren waren, erreichte Ihr Vater folglich den höchsten Grad des Glückes: er hatte nur noch ein Ziel: vom Czaar durch Gewalt erlangen, was er nicht von seinem guten Willen hatte erlangen können. Am 22. Juni 1812 erklärt der Kaiser Rußland den Krieg; doch schon seit einem Jahre ist dieser Krieg beschlossen. Im Monat Mai hat der Kaiser zu sich in die Tuilerien den General Lebastard de Prémont berufen, von dem er wußte, er könne sich aus seine Ergebenheit verlassen.

»Für Alle ist der russische Feldzug mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt; er wird der zweite polnische Krieg heißen. Der General Lebastard de Premont wird allein in die Geheimnisse des Kaisers eingeweiht sein.

»»General,«« sagte der Kaiser zu ihm, »»Sie werden nach Indien abreisen.««

»Der General glaubte, er sei in Ungnade gefallen, und erbleichte. Der Kaiser reichte ihm die Hand und sprach:

»Hätte ich einen Bruder, der so brav und so verständig wäre, wie Sie, General, so würde ich ihn mit der Sendung beauftragen, mit der ich Sie betraue. Hören Sie mich also bis zum Ende an; dann soll es Ihnen frei stehen, zu verweigern, wenn Sie die Theilung schlecht für Sie glauben.««

»Der General verbeugte sich.

»»Sicher der Gunst Eurer Majestät, werde ich bis ans Ende der Welt gehen!««

»»Sie werden nach Indien abgehen und dort in den Dienst von einem der Maharadschas von Sind oder Pendschab treten. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihr Wissen als Instructor: in einem Jahre werden Sie Obergeneral seiner Heere sein.««

»»Und wenn ich einmal Obergeneral seiner Heere bin, Sire, was werde ich dann thun?««

»»Sie werden mich erwarten.««

»Der General wich vor Erstaunen zurück. Der Kaiser hatte so lange über sein Projekt nachgedacht, daß er es als vollführt betrachtete.

»»Ah! es ist wahr!«« sagte er lächelnd, »»*Sie wissen nicht, und Sie müssen doch wissen, mein lieber General.*««

»Seine Lieblingskarte, eine Karte von Asien lag aus dem Tische ausgebreitet.

»»Kommen Sie,«« sagte er Sie werden begreifen. Ich erkläre dem Kaiser von Rußland den Krieg, ich gehe mit fünfmalhunderttausend Mann und zweihundert Kanonen über den Niemen, ich ziehe in Wilna ohne einen Flintenschuß ein, ich nehme Smolensk und marschiere bis Moskau; unter den Mauern der Stadt liefere ich eine von den Riesenschlachten wie Austerlitz, wie Eylau, wie Wagram; ich vernichte die russische Armee und ziehe in die Hauptstadt ein. Dort dictire ich meine Bedingungen für den Frieden. Der Friede, das ist der Krieg gegen England, doch der Krieg in Indien. Eines Tags hören Sie sagen, ein Mann, der hundert Millionen Menschen gebiete, der in seinem Glücke die Hälfte der Bevölkerung der Christenheit fortreißt, dessen Befehle in einem Raume, der 19 Grade Breite und so Grade Länge in sich begreife, vollzogen werden, rücke durch Khorossan heran, um Indien zu erobern. Da sagen Sie zu Ihrem Maharadscha: »»Dieser Mann ist mein Herr und Euer Freund. Er kommt, um die unabhängigen Throne Indiens zu befestigen, und um vom Persischen Meerbusen bis zu den Mündungen des Indus die Macht Englands zu vernichten. Rufet alle Könige, Eure Brüder, zur Empörung aus, und in drei Monaten wird Indien frei sein.««

»Der General Lebastard schaute Ihren Vater, Sire. mit einer Bewunderung an, welche bis zum Schrecken ging. Der Kaiser fuhr fort:

»»Wie ich Ihnen meinen Plan für den russischen Feldzug gesagt habe, so theile ich Ihnen nun meinen Plan für den indischen Feldzug mit. England wird mir entgegen kommen oder mich mit einer Armee von fünfzigtausend Mann erwarten, worunter achtzehn bis zwanzigtausend Engländer und dreißig bis vierzigtausend Eingeborne. Ueberall, wo ich die anglo-indische Armee treffe, erkenne ich ihre Schlachtordnung, und ich greife sie an; überall, wo ich europäische Infanterie finde, stelle ich eine zweite Linie in Reserve der meinigen auf, um die Trümmer der ersten wiederzuvereinigen, wenn sie unter den brittischen Bajonneten zurückweicht; überall, wo nur Cipaays sein werden, marschirt man auf die Canaille los, ohne sie zu zählen; Postpeitschen und Bambusstöcke werden genügen, um sie in die Flucht zu jagen. Sind sie einmal aus der Flucht, so wird man sie nie wiedersehen! Die englische Armee wird sich reformiren, ich kenne sie; ihr Wahlspruch ist der des 57. Regiments: **They will be hard**, — sie werden hart sterben! Ich werde ein zweites Treffen zu liefern haben, entweder in Ludhiana, oder am Sedledsche, oder in Passiput, wo schon so viele Gebeine bleichen; doch ich werde es nur noch mit acht bis zehntausend Europäern zu thun haben: die Anderen haben sich in der ersten Schlacht tödten lassen. Das wird die Sache von ein paar Stunden sein, und Alles ist abgethan. England wird zwei Jahre brauchen, um mir ein neues Heer zu schicken: ein Jahr, um es anzuwerben, ein Jahr, um es zu instruiren. Während dieser zwei Jahre werde ich mich in Delhi aufgehalten haben, um den Thron des Großmoguls wieder aufzurichten und seine Fahne wieder zu erheben. Diese Handlung wird achtzehn Millionen Muselmänner auf meine Seite bringen. Ueberdies erhebe ich wieder die heilige Fahne von Benares; ich mache seinen Raja unabhängig, und habe für mich dreißig Millionen Hindus, den ganzen Laus vom Ganges, vom Dschumna bis zum Burampooter; ich überschwemme Indien mit aufrührerischen Proklamationen; Fakirs, Joghis,

Calenders sind meine Apostel: Alle verkündigen in meinem Namen die Wiederherstellung und die Unabhängigkeit Indiens. Ich schreibe auf meine Flügel: »»Wir kommen, um zu befreien, und nicht um zu erobern; wir kommen, um Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hindus, Muselmänner, Rajputs, Ihauts, Mahratten, Poligars, Rajas, Nabobs, jagt den Usurpator fort, bemächtigt Euch Eurer Rechte, Eurer Besitzungen wieder, erhebet Euch wie zu den Zeiten der Timur und der Nadir, um in den Ebenen des Indus den Reichthum und die Rache zu ernten!«« Von Delhi, statt mich gegen Calcutta zu wenden, was nur eine Handelsniederlage, ein Mittelpunkt von feiger, weichlicher Bevölkerung ist, marschire ich durch Agra, Gualior und Candeish gegen Bombay, indem ich die Einwohnerschaften insurgire und die Raiputs- und Mahratten-Bündnisse reformire. Bombay, das ist der Mund, durch den England athmet, es ist sein Berührungspunkt mit Europa; ist Bombay genommen, so reiche ich dem Nizam die Hand, ich setze Maissur in Feuer und Gährung, ich lasse Madras durch einen meiner Generale erobern, während ich gegen Calcutta marschire, und Stadt, Wälle, Festung, Garnison, Menschen und Steine, Alles in den Bengalischen Meerbusen treibe . . . Wollen Sie nach Indien gehen, mein Freund?««

»Der General Lebastard de Prämont fiel dem Kaiser zu Füßen und ging ab. — Seine Geschichte ist nun sehr einfach: er verließ Frankreich unter dem Gerüchte einer falschen Ungnade, landete in Bombay und folgte der Straße aufwärts, welche Napoleon abwärts verfolgen wollte, — Candeish, Gualior, Agra; er erreichte Pendschab, traf hier einen Mann von Genie, den man Rundschit Sing nannte, der, von einem dunklen Stamme geboren, seit zwölf Jahren von seinen Landsleuten erwähltes Oberhaupt war, der die Nation der Sikhs wieder erhob und sie der englischen Herrschaft zu entziehen vermocht hatte, der sich allmählig zum Herrn seines Königreichs gemacht hatte, das, so groß wie Frankreich, Pendschab, Multan, Kaschemir, Peshawer und einen Theil von Afghanisten in sich begriff. Er trat in seinen Dienst, organisirte das Heer und wartete das Ohr gegen Persien geöffnet . . . Eines Tages hörte er ein gewaltiges Geräusch: es war das, welches einstürzend das Glück Napoleons machte! Er glaubte, Alles sei beendigt, beweinte seinen Herrn und beschäftigte sich nur noch mit seinem eigenen Glücke. Im Jahre 1820 verließ ich aber ebenfalls Frankreich; ich kam zu ihm und sagte ihm:

»»Derjenige, welchen Sie beweinen, hatte noch einen Sohn!««

»Seltsam!« murmelte der junge Prinz, »während ich kaum meinen Namen wußte, gab es dreitausend Meilen von mir Menschen, die mir eine Zukunft vorbereiteten.«

Sodann Sarranti die Hand reichend, sprach er mit einer erhabenen Majestät:

»Was auch der Erfolg dieser langen Ergebenheit, dieser beharrlichen Treue sein mag, ich danke Ihnen, mein Herr, im Namen meines Vaters und in meinem eigenen Namen. — Und nun.« fügte der Prinz bei, »nun haben Sie mir noch zu sagen, wo, wie, und um welche Zeit Sie meinen Vater verließen, und was die letzten Worte sind, die er Ihnen gesagt hat.«

Sarranti verbeugte sich, um zu bezeichnen, er sei zu antworten bereit.

---



## CIV.

### Der Gefangene von St. Helena.

»Sie wissen, wo St. Helena ist? Sie wissen, was St. Helena ist, Hoheit?«

»Man hat mir so viele Dinge verborgen, mein Herr, daß ich Sie bitten muß, zu sprechen, als ob ich gar nichts wüßte,« antwortete der Prinz.

»Eine erloschene Vulkanschlacke unter dem Aequator, das Klima vom Senegal und von Guinea in der Tiefe von Schluchten, der scharfe, kalte, trockene Wind Schottlands bei jeder Oeffnung der Felsen! Für die Fremden, welche in diesem entsetzlichen Klima zu wohnen genöthigt sind, ist das Ziel des Lebens vierzig bis fünf und vierzig Jahre; für die Eingeborenen fünfzig bis sechzig. Bei unserer Ankunft auf der Insel erinnerte man sich nicht, seit Menschengedenken einen Greis von fünf und sechzig Jahren gesehen zu haben. Es war eine wahrhaft britische Inspiration, den Gast des *Bellerophon* dahin zu schicken! Nero begnügte sich damit, daß er Seneca nach Sardinien und Octavius nach Lampedusa schickte: allerdings ließ er den Einen in einem Bade ersticken, und gab dem Andern den Befehl, sich die Adern zu öffnen; doch das war Humanität.

»Sie wissen, daß die Insel einen Kerkermeister hatte, und daß der Kerkermeister Hudson Lowe hieß. Sie werden nicht erstaunt sein, Hoheit, daß ich, als ich sah, was Ihr Vater litt, auf den Gedanken kam, seine Flucht zu conspiriren. Ich hatte mich dem zu Folge mit einem americanischen Kapitän in Verbindung gesetzt, der uns Briefe von Ihrem Oheim, dem Exkönig Joseph brachte. Dieser Kapitän und ich, wir hatten einen Entweichungsplan entworfen, dessen Gelingen uns gesichert schien.

»Als ich eines Tags wilde Ziegen jagte, in der Hoffnung, dem Kaiser ein wenig frisches Fleisch zu verschaffen, woran es ihm oft fehlte, begegnete ich dem Kapitän. Wir vertieften uns in eine Schlucht, verabredeten hier unsere letzten Anordnungen, und ich beschloß, noch an demselben Abend dem Kaiser unsere Pläne mitzutheilen. Doch mein Erstaunen war groß, als ich schon heim ersten Worte, das ich aussprach, den Kaiser sagen hörte:

»»Schweig, Dummkopf!««

»»Aber, Sire,«« erwiderte ich, »»lassen Sie Sie mich wenigstens Ihnen unsern Plan erzählen; es wird immer Zeit sein, ihn zu verwerfen, wenn er schlecht ist.««

»»Es ist unnütz, daß Du Dir diese Mühe gibst. . . Dein Plan . . .««

»»Nun, Sire?««

»Der Kaiser zuckte die Achseln.

»»Dein Plan, ich kenne ihn so gut als Du.««

»»Was will Eure Majestät damit sagen?««

»»Höre, mein Braver, und suche zu begreifen. Das ist nun das zwanzigste Mal, daß man mir die Flucht anbietet.««

»»Und Sie haben es immer ausgeschlagen?««

»»Immer.««

»Ich blieb stumm und wartete.

»»Und weißt Du nun,«« fuhr der Kaiser fort, »»weißt Du, warum ich mich geweigert habe, zu fliehen?««

»»Nein.««

»»Weil mir die englische Polizei den Vorschlag machen ließ.««

»»Oh! Sire,«« rief ich ich kann Ihnen wohl schwören, daß diesmal . . .««

»»Schwöre nicht, Sarranti, und frage Las Cases, wen er gestern Abend in der Dunkelheit mit Herrn Hudson Lowe sprechend getroffen hat.««

»»Wen, Sire?««

»»Deinen americanischen Kapitän, der mir so ergeben ist. Dummkopf!««

»»Ist das wirklich wahr, Sire?««

»»Ah! Sie zweifeln an meinem Worte, Herr Corse?««

»»Sire, vor heute Abend werde ich mir von diesem Menschen Genugthuung verschaffen.««

»»Ah! ja wohl! es fehlt nur noch dieses! Damit man mich unter meinen Fenstern henkt, — denn Du wirst nicht einmal erschossen! . . Du willst mir da ein schönes Schauspiel geben!««

»In diesem Augenblicke erschien Herr von Montholm an der Thüre.

»»Sire,«« sagte er, »»der Gouverneur verlangt Sie zu sprechen.««

»Der Kaiser zuckte die Achseln mit einem unbeschreiblichen Gefühle von Ekel.

»»Lassen Sie ihn eintreten,«« sagte er.

»Ich wollte mich entfernen: er hielt mich am Knopfe meines Rockes zurück.

»Sir Hudson Lowe trat ein. Der Kaiser wartete, in der Stellung bleibend. in der er sich gerade befand, ohne sich umzudrehen, auf die Seite und, so zu sagen, über seine Achsel schauend.

»»General,«« jagte der Gouverneur, »»ich komme, um mich bei Ihnen zu beklagen!««

»Hudson Lowe kam nie aus einem andern Grunde.

»»Ueber wen?«« fragte der Kaiser.

»»Ueber Herrn Sarranti, der hier gegenwärtig.««

»»Ueber mich?«« rief ich.

»»Herr Sarranti erlaubt sich zu jagen,. . .«« fuhr Sir Hudson Lowe fort.

»Der Kaiser unterbrach ihn:

»»Mein Herr,«« sagte er mit einem Ausdrucke tiefen Ekels, »»es kommt gut, daß Sie sich bei mir über Herrn Sarranti zu beklagen haben: ich wollte mich eben über ihn bei Ihnen beklagen.««

»Ich schaute den Kaiser ganz erstaunt an.

»»Sie beklagen sich, daß er jagt,«« fuhr er fort; »»ich beklage mich über etwas ganz Anderes: ich beklage mich, daß er conspirirt.««

»Ich war nahe daran, einen Schrei auszustoßen.

»»Ah!«« machte Hudson Lowe, indem er uns Einen nach dem Andern anschaute.

»»Ja, der Mann, den Sie hier sehen, und der sich für meinen treuen Diener hält, begreift nicht, welches Interesse ich vor Europa und im Angesichte der Nachwelt habe, hier zu bleiben, hier zu leiden, hier zu sterben; weil er sich nicht gut hier findet, der Undankbare, glaubt er, ich sei auch schlecht hier; er fordert mich daher mit seiner ganzen Macht auf, zu fliehen.««

»»Ah! Herr Sarranti fordert Sie auf?««

»»Zu fliehen, ja. Das setzt Sie in Erstaunen? Mich auch; es ist dennoch so, und gerade in diesem Augenblicke hat er mir einen Entweichungsplan vorgeschlagen.««

»Ich schauerte, als ich diese Worte hörte.

»»Unmöglich!«« rief der General, Verwunderung heuchelnd.

»»Es ist dennoch so, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe. Dieser Herr, einverstanden mit dem Kapitän einer americanischen Brigg, — ah! es war der, mit welchem Sie gestern Abend plauderten, — bereitet dückmäuserisch einen Fluchtplan vor, den er mir in dem Momente, wo Sie sich melden ließen, mitgetheilt hat.««

»Der Gouverneur war sicherlich mehr erstaunt über dieses Geständniß, als er es zu sein sich den Anschein gab; da er aber den Plan kannte, weil er ihn selbst angezettelt hatte, und da das Geheimniß noch nicht hatte ruchbar werden können, so mußte er wohl glauben, — ohne daß er

zu errathen vermochte, welcher Grund ihn zu dieser Handlung, die ihm wahnsinnig schien, antrieb, — er mußte glauben, der Kaiser spreche die Wahrheit.

»Der Kaiser sah die Verlegenheit des Gouverneur.

»»Ah!«« sagte er, »»ja, ich begreife, Sie wundern sich, daß ich Ihnen so das Geheimniß von einem meiner Getreuen preisgebe; Sie fragen sich, warum ich Ihrer Strenge einen meiner Ergebensten aussetze. Herr Sarranti ist ein Corse, ein wahrer, Corse, und Sie kennen die Halsstarrigkeit der Menschen von dieser Race. Nun wohl, Sie haben schon eine glückliche Reinigung vorgenommen; Sie haben schon nach Europa vier von meinen Dienern zurückgeschickt, fünf sogar: Piontowski, Achambault, Cadet, Rousseau und Santini. Mitten unter uns gereiften, ernsten, resignirten Männern, die wir nichts mehr von der Vorsehung erwarten, ist Sarranti, der diese Vorsehung unterstützen, ihr seine Pläne einblasen, die Ausführung derselben beschleunigen will, eine Brandfackel unablässiger Zwietracht; schon zwanzigmal wollte ich Sie bitten, ihn mit den Andern nach Europa zu schicken; die Gelegenheit bietet sich, ich ergreife sie.««

»Der Kaiser sprach diese Worte mit dergestalt vibrirender Stimme, daß ich mich in seiner Absicht täuschte: ich hielt für Zorn gegen mich, was in Wirklichkeit nur Verachtung gegen den Gouverneur war.

»Ich fiel Ihrem Vater zu Füßen und rief:

»»Oh! Sire, ist es möglich, können Sie den Gedanken gehabt haben, mich zu verbannen, mich, einen Ihrer treuesten Diener? Ist mein Vaterland nicht da, wo Sie sind? wird das Land der Verbannung für mich nicht das sein, wo ich Sie nicht mehr sehe?««

»Der Gouverneur schaute mich mitleidig an: er hatte nie das begreifen können, was er den *Fetischismus* der Umgebung des Kaisers für den Kaiser nannte.

»»Ei! wer sagt Ihnen, ich zweifle an Ihrer Ergebenheit, mein Herr? Ich bin von derselben im Gegentheile überzeugt,«« antwortete der erhabene Gefangene; »»diese Ergebenheit ist so, daß Sie noch viele Jahre brauchen würden, um, nicht für Sie, sondern für mich das Leben aus St. Helena anzunehmen. So daß Sie für uns nicht nur ein beständiger Gegenstand des Aergernisses, sondern auch ein ewiges Motiv der Furcht sind. Ich sehe Sie nicht ohne Besorgniß von hier weggehen, ich sehe Sie nicht ohne Bangigkeit zurückkommen; . . . um nur von diesem Augenblicke zu reden: geschieht es nicht Ihretwegen, daß ein Mann von der Wichtigkeit des Herrn Gouverneur mich stört und mir einen Besuch macht, der ihm eben so wenig angenehm ist, als mir? sind Sie nicht, weil Sie behaupteten, ich, der Mann der Bivouacs, der Spartaner, für den eine Wurzel und ein Stück Brod genügen würden, der ich in Italien mit einem Napfe Polenta, in Aegypten mit einer Schüssel Pilau, in Rußland mit gar nichts lebte; sind Sie nicht, weil Sie behaupteten, ich brauche Braten zu meinem Mittagmahle, auf die Ziegenjagd gegangen, eine strafbare Handlung, welche mit Recht den Zorn des Herrn Gouverneur erregt? Ich verlange also förmlich von Herrn Hudson Lowe, daß er Sie nach Europa zurückschickt; Sie haben einen Sohn zu erziehen, mein Herr, und in den Augen der Natur ist ein Vater viel mehr nöthig bei einem Kinde, das heranwächst, als bei einem Greise, der stirbt, und wäre dieser Greis Cäsar, Karl der

Große oder Napoleon. Ich sage Greis beziehungsweise, wohlverstanden; man ist alt mit sieben und vierzig Jahren in einem Lande, wo man mit fünfzig stirbt. Kehren Sie also nach Frankreich zurück, und mag ich leben oder sterben, ich werde nicht vergessen, daß ich genöthigt war, Sie von hier wegzuschicken, weil Sie mich zu sehr liebten.««

»Diese letzten Worte wurden mit so bewegter Stimme gesprochen, daß ich anfang, nicht den wahren Sinn der Worte des Kaisers, wohl aber wenigstens seine wahre Gemüthsverfassung zu begreifen.

»Ich erhob das Haupt, und sein wunderbarer, auf mich gehefteter Blick sagte mir das Uebrige.

»Was den Gouverneur betrifft, er sah nichts hierin, als daß er dem Kaiser einen seiner ergebensten Diener nehmen, daß er abermals einen der Zweige der Eiche, welche Europa mit ihrem Schatten bedeckt hatte, fallen machen sollte.

»»Ist es im Ernste die Intention des Generals Bonaparte, daß ich diesen Mann nach Europa zurückschicke?«« fragte er.

»»Sehe ich aus wie ein Mensch, der scherzt?«« sagte der Kaiser. »»Ich verlange positiv, daß man mich von Herrn Sarranti befreit, der mich hier belästigt, weil er mich zu sehr liebt! Ist das klar?««

»Diese Gefälligkeit gehörte zu denjenigen, welche der Kerkermeister von St. Helena seinem Gefangenen zu bewilligen immer bereit war. Der Herr Gouverneur hatte auch die Güte, auf der Stelle dem Verlangen des Kaisers zu entsprechen und anzukündigen, ich werde zwei Tage nachher an Bord einer Brigg der Compagnie, welche in Jamestown aus der Rhede liege und nach Portsmouth abgehe, eingeschifft werden.

»Der Kaiser machte mir ein Zeichen. Ich begriff, er wünsche, daß ich mich entferne. Ich zog mich in Verzweiflung zurück und ließ ihn allein mit dem Gouverneur. Ich weiß nicht, was während dieses Zusammenseins von ein paar Minuten vorging; doch eine Viertelstunde nach dem Abgange von Sir Hudson Lowe sagte mir der General Montholon, der Kaiser verlange nach mir.

»Ich trat ein; der Kaiser war allein . . . Meine erste Bewegung war, mich ihm zu Füßen zu werfen! Ich habe ein sehr hartes, sehr störrisches Aussehen, nicht wahr, Hoheit?« unterbrach sich der Corse; »man sollte glauben, ich könne mich eben so wenig biegen, als die Eiche unserer Gebirge? Was wollen Sie? vor diesem Manne war alles Rohr, mochte der Wind seines Zornes oder der seiner Liebe wehen!

»»Oh! Sire,«« rief ich wie konnte ich eine solche Behandlung von Ihrer Seite verdienen? Fortgejagt, von Ihnen fortgejagt!««

»Und ich hob meine gefalteten Hände stehend zu ihm auf.

»Er aber bückte sich mit einem Lächeln, — das unglückliche Kind, und wäre es ein Prinz,

welches nur durch das, was ihm die Andern davon sagen, das Lächeln seines Vaters kennt! — er aber bückte sich mit einem Lächeln und sprach zu mir:

»Komm hierher! Wirst Du denn Dein ganzes Leben ein Dummkopf sein? komm hierher und ascolta![höre.]««

»Es war einer von den Ausdrücken der Vertraulichkeit und der guten Laune, wenn er mit mir sprach, daß er sein Französisch mit italienischem vermischte.

»Ich war also völlig beruhigt.

»»Eure Majestät.«« fragte ich, »»Eure Majestät hat also ihren Entschluß geändert. sie schickt mich nicht weg.««

»»Im Gegentheile. Caro balordo[Lieber Tölpel]; ich schicke Dich mehr als je weg.««

»»Hat Eure Majestät gegen mich eine Ursache der Unzufriedenheit. die sie mir nicht sagen will?««

»»Bilden Sie sich zufällig ein, schlimmer Corse, ich würde mir die Mühe nehmen, Ihnen gegenüber Diplomatie zu treiben? Nein. ich wiederhole Ihnen,

ich habe mit Ihrer Treue und Ihrer Ergebenheit nur zufrieden zu sein, signor minchione[Herr Gimpel.]««

»»Und dennoch schickt mich Eure Majestät weg?«« rief ich.

»»**Si da vero, ma di questo cattivo luogo.**««  
[Allerdings, doch von diesem erbärmlichen Orte.]

»»Aber warum schicken Sie mich weg, Sire?««

»»Weil Du mir hier unnütz bist, während ich Dich in Frankreich brauchen kann.««

»»Oh! Sire,«« rief ich ganz freudig, »»ich glaube, ich fange an zu begreifen.««

»»Das ist kein Unglück!««

»»Befehlen Sie also.««

»»Du hast Recht, es ist keine Zeit zu verlieren; denn wer sagt mir, da Du abreisen mußt, man könne Dich nicht jeden Augenblick entführen?««

»»Ich höre, Sire. und keines Ihrer Worte wird verloren sein, keiner Ihrer Befehle wird vergessen werden.««

»»Du wirst Dich auf den nächsten Wege nach Paris begeben; Du wirst Clausel, Bachelu. Foy. Gérard. Lamarque. kurz alle diejenigen besuchen, welche weder bei den Bourbonen, nach bei

den Ausländern compromittiert sind.««

»»Was soll ich ihnen sagen, Sire?««

»»Du wirst ihnen sagen, Du habest ein Jahr mit mir aufs St. Helena gewohnt; St. Helena sei . . . (er schaute umher und fuhr dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Bitterkeit fort!) es sei **un luogo simile al paradiso sopra la terra, un luogo ripieno di delizie, che si beve, che si canta, che si balla sempre, che a'anda à spasso per delioziosi giardini.**

[Ein Ort dem Paradiese auf Erden ähnlich, ein Ort voller Wonne, man trinke, man singe, man tanze immer, man lustwandle in köstlichen Gärten.]

— Ja, in köstlichen Gärten, wo die Blumen nie verwelken, wo die Bäume immer grünen und herrliche Früchte tragen, benetzt von frischen Quellen, an denen Vögel, deren Gesang die Ohren ergötzt, ihren Durst stillen, — **e che d'era finalmente tutto ciò, che può piacere ai santi.**««

[Und es sei am Ende Alles hier, was den Heiligen gefallen könne,]

»Ich schaute ihn mit Erstaunen an.««

»»Haben sie das nicht gesagt, diejenigen, welche über St. Helena zu schreiben wagten? Haben sie nicht versichert, diese Insel, wo man den Tod mit der Luft einathmen sei ein Zauberort? ohne Zweifel, damit mein

Sohn glaube, ich bleibe hier, weil ich mich hier wohl befinde, und der Reiz des Klimas lasse mich Alles vergessen!«

»».Aber warum bleiben Sie.«« rief ich. »»oder warum versuchen Sie es wenigstens nicht, zu fliehen?

»»Ei! Dummkopf!«« rief der Kaiser, »weil dieser Tod die Vervollständigung meines Lebens ist! Auf dem Throne hätte ich nur eine Dynastie gestiftet; hier stifte ich eine Religion. Indem sie mich ermorden, tödten sich die Könige. Alexander, Cäsar, Karl der Große sind Eroberer gewesen; nicht ein Einziger war Märtyrer. Was hat Prometheus unsterblich gemacht? Nicht daß er das Feuer vom Himmel gestohlen, nicht daß er den Menschen verständig und frei gemacht hat, sondern daß er an den Caucasus gefesselt worden ist, — durch die Gewalt, diesen Henker des Geschickes! Laß mir meinen Caucasus, laß mir mein Golgatha, laß mir meine Schädelstätte und kehre nach Frankreich zurück.««

»»Doch Sie, Sire, doch Sie?««

»»Ich, ich werde hier sterben, das ist zwischen Gott und mir beschlossen. Da ich England physisch nicht in Indien tödten konnte, so muß ich es moralisch in der Geschichte tödten. Es handelt sich also nicht mehr um mich, Sarranti, sondern um meinen Sohn: ich habe ihn mir als meinen Erben gewünscht, Gott hat ihn mir geschenkt; ich habe ihn als mein Kind geliebt. Gott nimmt ihn mir zu gleicher Zeit mit meinem Reiche, und ich vergesse mein Reich, um nur noch an ihn zu denken. Für ihn also, in Rücksicht auf ihn schicke ich Dich nach Frankreich. Suche,

wie ich Dir sagte, meine getreuen Generale aus; sie conspiriren meine Rückkehr, sie hoffen mich wiederzusehen, sie haben Unrecht; sie schauen nach Sonnenuntergang, sie haben Unrecht; sie mögen ihre Augen nach der Seite wenden, wo das Morgenroth ausgeht! St. Helena ist nur noch ein Leuchtturm, Schönbrunn ist der Stern. Nur mögen sie sich hüten, daß sie das unglückliche Kind nicht compromittiren, sie mögen nur handeln, wenn sie des Gelingens sicher sind. Napoleon II. vergrößere nicht die Liste der Astyanaz und der Britannicus.««

»Dann sprach er mit einem väterlichen Ausdrucke, von dem ich Ihnen so gern einen Begriff geben möchte:

»»Du, der Du glücklicher bist, als ich, lieber Sarranti, Du wirst dieses theure Kind, dieses gesegnete Haupt sehen; das ist der Lohn, den ich Dir für Deine Treue gegen mich bewahre! Du wirst ihm diese Haare geben, Du wirst ihm diesen Brief geben. Du wirst meinem Sohne sagen, ich habe Dich beauftragt, ihn zu umarmen, und in dem Augenblicke, wo er Dich umarmt, in dem Augenblicke, wo Du fühlst, daß seine Lippen sich auf Deine Wangen legen, wirst Du ihm sagen, Sarranti: »»Das ist ein Kuß, für welchen ein Kaiser sein Reich gegeben hätte; ein Eroberer seinen Ruf; ein Gefangener den Rest der Tage, die er noch zu leben hat.««

Und das Kind und der Mann fanden sich abermals Brust an Brust, Gesicht an Gesicht, ihre Thränen und ihr Schluchzen vermengend! . .

Während der paar Minuten, welche aus diesen Erguß zweier in *einer* Liebe verschmolzenen Herzen folgte, blieb der Prinz tief nachdenkend, und Herr Sarranti konnte ihn mit Muße prüfend betrachten.

Der Erfolg dieser Prüfung war, daß in dem Momente, wo der Herzog das Haupt erhob und den Mund öffnete, um das Wort an Herrn Sarranti zu richten, die Augen von diesem vor Freude strahlten.

Während der Prinz so in tiefe Betrachtungen versunken war, erschien in der That die männliche Seite seiner Schönheit dem Verschwörer in ihrem ganzen Glanze. Das Gesicht des jungen Mannes drückte in diesem Momente alle Gefühle aus, die in seinem Herzen die Erzählung des treuen Gefährten seines Vaters erweckt hatte, das heißt, den Zorn und den Stolz, die Zärtlichkeit und die Kraft. Diese ausdrucksvolle Physiognomie, dieser Mund voll Verachtung, diese Augen voller Blitze, das war wohl die ideale Schönheit, die er für den Sohn seines Herrns geträumt hatte, und er beklagte es bitter, daß der General Lebastard de Prémont nicht da war, um ihn zu betrachten,

»Ich danke Ihnen noch einmal, mein Herr,« sagte der Prinz zu Sarranti, indem er seine großen, noch von Thränen feuchten Augen von der Erde aufschlug und ihm die Hand reichte; »ich danke Ihnen für die Freude und die Betrübniß, die Sie mir seit einer Stunde verursacht haben! . . Es bleibt Ihnen nur noch mir zu sagen, was *Ihnen* begegnet ist, und was Sie seit dem Tage, wo Sie meinen Vater verließen, bis heute gethan haben.«

»Hoheit,« antwortete Sarranti, »es handelt sich nicht um mich, und ich würde mich als strafbar betrachten, wenn ich Sie kostbare Augenblicke verlieren ließe.«



»Herr Sarranti,« sprach der Prinz mit einer zugleich festen und sanften Stimme, die den alten Soldaten beben machte, — denn im Tone dieser Stimme hatte er gewisse Anklänge der Stimme seines ehemaligen Herrn erkannt; »Herr Sarranti, da diese Augenblicke, welche Sie mich verlieren zu lassen befürchten, die glücklichsten sind, die ich erlebt habe, so erlauben Sie mir Dieselben so sehr, als es mir möglich sein wird, zu verlängern. Ich bitte, antworten Sie mir aus alle meine Fragen.«

Sarranti verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams, und der junge Mann fuhr fort:

»Ich habe in den Zeitungen gesehen, daß Sie bei einem Complotte compromittirt waren, das meine Rückkehr nach Frankreich zu bewerkstelligen bezweckte; das ist schon sieben Jahre her. In einem schlechten Geiste geschriebene Brochuren haben mir den Namen von einigen Märtyrern geoffenbart; erzählen Sie mir ihr Leben, ihren Kampf, ihren Tod; verbergen Sie mir nichts! Ich habe, wie ich hoffe, einen Geist, der gemacht ist, um Alles zu begreifen, ein Herz, das gemacht ist, um Alles zu fühlen; entkräften Sie die Wahrheit nicht; seit langer Zeit träume ich die Stunde, die nun geschlagen hat, und ich bist aus Alles vorbereitet,«

Da erzählte der unermüdliche Verschwörer alle Einzelheiten des Complottes, welches ihn Frankreich 1820 zu verlassen bestimmt hatte, ein Complot, über das wir selbst ein paar Worte in einem der früheren Kapitel gesagt haben; alsdann führte er den jungen Prinzen mit sich nach dem Pendschab und zeigte ihm den Hof des Mannes von Genie, den man Rundschi Sing nannte; er sagte ihm, wie er hier den General Lebastard de Piemont gefunden, wie er, Sarranti, den durch den Tod des Vaters verursachten Schmerz dadurch gemildert habe, daß er dieses in der Tiefe Indiens verlorene Leben der Ergebenheit an den Sohn angeknüpft, und wie von diesem Augenblicke an der General und er nur noch eine Idee, einen Plan, ein Ziel gehabt haben: das große Unternehmen, zu dessen Vollbringung sie nach Wien gekommen — die Entführung von Napoleon II.

Der Prinz hörte mit besorgter Theilnahme und mit Bewunderung.

»Nun stehen wir einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber,« sagte er. »Ich kenne Ihren Zweck. Was sind Ihre Ausführungsmittel?«

»Sire, unsere Ausführungsmittel sind von zweierlei Art: die materiellen Mittel, die politischen Mittel. — Die materiellen Mittel sind Creditbriefe auf das Haus Arnstein und Eskeles in Wien, Grotius in Amsterdam, Baring in London. Rothschild in Paris; alle diese Credite vereinigt können wir aus mehr als vierzig Millionen rechnen . . . Wir haben sechs Oberste, die für ihre Regimenter stehen; zwei von diesen Obersten werden vom 15. Februar an in Paris selbst in Garnison sein. Wir haben alle Generale des Kaiserreiches, welche dem Kaiserreiche treu geblieben sind. Was die politischen Mittel betrifft, so ist eine furchtbare Revolution im Begriffe, in Polen, in Deutschland, in Italien auszubrechen. Es bewerkstellige sich eine liberale Bewegung in Frankreich, und diese Bewegung wird, wie die von Enkelados, die Welt umwälzen.«

»Aber Frankreich . . . Frankreich?« fragte der junge Mann, der Sarranti nicht erlaubte, sich von dem Punkte zu entfernen, aus den seine Augen geheftet waren.

»Ist Eure Hoheit der Bewegung der Geister gefolgt?«

»Wie soll ich der Bewegung der Geister folgen? Man zieht beständig einen Schleier zwischen die Wahrheit und mich! Es kommen mir Gerüchte zu, und nicht mehr; Scheine blenden mich, und nichts Anderes.«

»Ah! Hoheit, dann wissen Sie nicht, wie günstig die Stunde ist, so günstig, daß die Revolution, findet sie nicht zu Gunsten Ihres Namens statt, zu Gunsten eines Mannes oder einer Idee stattfinden wird: dieser Mann ist der Herzog von Orleans, diese Idee ist die Republik.«

»Frankreich ist also unzufrieden, mein Herr?« »Es ist mehr als unzufrieden, Hoheit, es ist gedemüthigt.«

»Es schweigt indessen!«

»Wie das Echo. Hoheit.«

»Es biegt sich!«

»Wie der Stahl! . . Frankreich wird den Bourbonen die Invasion von 1814, die Occupation von 1815 nicht vergessen; die letzte Lunte von Waterloo ist noch nicht verbrannt, und die Franzosen brauchen nur einen Vorwand, eine Gelegenheit, ein Signal, um die Waffen zu ergreifen; dieser Vorwand, die Regierung bietet ihnen denselben mit ihren Gesetzen über das Erstgeburtsrecht, mit ihren Gesetzen gegen die Preßfreiheit, mit ihren Gesetzen gegen die Jury; diese Gelegenheit, sie wird sich bieten, aus welchem Anlasse? ich weiß es nicht: aus Anlaß der ersten, der besten Sache; dieses Signal, wir werden es geben, Hoheit, sobald wir hier, unter der Hand, um unsere Bewegung zu unterstützen, das Ansehen Ihres Namens haben.«

»Aber.« fragte der Prinz, »welche Beweise können Sie mir hinsichtlich der Stimmung Frankreichs für mich geben?«

»Welche Beweise? Ah! nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht undankbar gegen diese Mutter werden, welche Sie anbetet! Welche Beweise! Eine permanente Verschwörung seit 1815: der Kopf von Didier in Grenoble gefallen; die Köpfe von Tolleron, Pleignies und Carbonneau in Paris gefallen; die Köpfe der vier Serganten von la Rochelle aus den Grève rollend; Verton in Saumur erschossen; Caron in Strasburg erschossen; Tane sich die Adern im Gefängnisse öffnend; Dermoncourt nach den Ufern des Rheins fliehend; Carrel über die Bidassoa entweichend; Manouryl, der eine Zuflucht in der Schweiz findet; Petit-Jean und Beaume, die sich nach America begeben . . . Wissen Sie nichts von der Existenz des in Deutschland unter dem Namen *Illuminismus* geborenen, nach Italien unter dem Namen *Carbonarismus* verpflanzten und zu dieser Stunde, in der Dunkelheit der Katakomben unter dem Namen *Charbonnerie* in Paris wachsenden furchtbaren Bundes?«

»Mein Herr,« sprach der Prinz, während er aufstand, »ich will Ihnen einen Beweis geben, daß ich Alles dies weiß, — schlecht vielleicht, aber doch so gut, als ich es wissen kann. Ja, ich kenne die Namen von allen diesen Märtyrern; sind sie aber wirklich für mich gestorben, mein Herr?

Conspirirten nicht Einige für den Herzog von Orleans? Didier, zum Beispiel! — Andere für die Republik: wie Dermoncourt und Carrel?«

Sarranti machte eine Bewegung.

Der Prinz ging an seine Bibliothek; er nahm von einem hinter den andern verborgenen geheimen Brette, auf welchem ein paar Bücher und einige Brochuren standen, einen Octavband und öffnete ihn bei der ersten Seite.

Er reichte sodann den Band offen Herrn Sarranti und sagte:

»Sehen Sie!«

Herr Sarranti las laut:

»Plaidoyer von Herrn von Marchangy, Generalprocurator, gesprochen am 29. August 1822 vor dem Assisenhose der Seine, in der Sache der Verschwörung von la Rochelle.«

»Nun wohl,« sagte der Prinz, »acht Tage nach der Veröffentlichung dieses Requisitoriums ließ man es mir hier zukommen. Wer? ich weiß es nicht. Wie dem sein mag, unter dem Schwalbe der Form habe ich den Grund errathen; wissen Sie nun, was für mich aus dieser Lecture hervorgegangen ist, mein Herr?«

»Nein, Hoheit.«

»Daß keines von diesen Complotten einen bestimmten, sicheren, unerschütterlichen Endzweck hatte. Ich bin ein positiver Geist, Herr Sarranti, und ich habe weder die glühenden Enthusiasmen der Corsen, noch die der Franzosen; ohne einen sehr entschiedenen Geschmack für die abstracten Wissenschaften zu besitzen, denke und handle ich doch mathematisch. Beklagen Sie mich, daß ich eher einem Menschen des Norden, als einem Menschen des Süden gleiche: das Wachs ist französisch, das Gepräge teutonisch . . . Nun wohl, ich sage Ihnen und ich wiederhole Ihnen, keine von diesen Verschwörungen hat mir ernst geschienen. Ich sehe wohl, daß die Revolution in allen Köpfen, daß die Freiheit in allen Herzen ist; ich sehe wohl, daß man die Regierung der Bourbonen umstürzen will, doch um ihr was zu substituiren? um welche Ordnung der Dinge an ihre Stelle zu setzen? Das suche ich vergebens, das sehe ich nicht.«

»Hoheit, es ist unbestreitbar das Kaiserreich, was man an die Stelle der bestehenden Regierung setzen wird.«

»Herr Sarranti!« sagte der junge Prinz den Kopf schüttelnd.

»Oh! was das betrifft, Niemand zweifelt daran, Hoheit!« erwiderte Sarranti mit Ueberzeugung.

»Außer mir. mein Herr,« entgegnete der Herzog von Reichstadt; »und das ist wohl Etwas bei den Umständen, in denen wir uns befinden!«

»Ei! Hoheit. Ihr Großvater Franz II. und Herr von Metternich sagen Ihnen das.«

»Nein, Herr von Marchangy.«

»Oeffnen Sie dieses Buch aufs Gerathewohl, Hoheit, und Sie werden auf der ersten, der besten Seite sehen, mit welcher wüthenden Begeisterung die Einwohnerschaften von Mennes, von Nantes, von Saumur, von Thouars, von Verneuil und von Straßburg dem Namen Napoleons II. zugejauchzt haben,«

»Gut, mein Herr,« sprach der junge Prinz, »wir wollen öffnen und sehen.«

Und den Band aufs Gerathewohl öffnend:

»Nehmen wir, wie Sie sagen, die erste, die beste Seite . . . Ah! das Buch ist offen; ich bin aus die Seite 212 gerathen. Lesen wir.«

»»Es gab keinen fest verabredeten, bestimmten Entschluß, weil man über die Wahl der Regierung uneinig war. . .««

»Ich habe eine unglückliche Hand gehabt, wie Sie sehen, Herr Sarranti!« sagte der junge Prinz. »Wenden wir das Blatt um.«

Und er las:

»»Die Einen wollten die Republik. die Andern das Kaiserreich . . .««

»Ah! Sie sehen Hoheit,« bemerkte eiligst Sarranti: »*die Anderen das Kaiserreich.*«

»Ei! wer sagt die Anderen, sagt nicht die Einen.

Die Anderen, das ist nicht ganz Frankreich! — Doch fahren wir fort.«

»»Diese wollten einen fremden Prinzen . . .««

»Das waren schlechte Bürger!«

»»Jene einen in der Volksversammlung gewählten Monarchen. . .««

»Bei dieser Rechnung, Herr Sarranti, bilden wir nur ein Viertel beim einstimmigen Wunsche der französischen Bevölkerung . . . Folgen wir dem Geschichtschreiber.«

»»Man hatte also kein festes, entschiedenes Ziel, denn um etwas umzustürzen, muß man wissen, was man an seine Stelle setzen soll. . .««

»Das sagte ich Ihnen so eben, mein Herr, und zwar fast in denselben Ausdrücken. Es thut mir leid, daß ich mit diesem General-Procurator zusammentreffe; doch was wollen Sie! seine Meinung verstärkt die meinige.«

»Um zu rufen: Nieder mit dieser oder jener Ordnung der Dinge! muß man zugleich eine andere Regierungsform proclamiren können . . .«

»Das ist nur eine Wiederholung; doch um so mehr, mein Herr, dient diese Wiederholung zum Beweise, daß das Kaiserreich nicht der einstimmige Wunsch der französischen Nation ist.«

»Hoheit,« erwiderte voll Wärme Sarranti, »ich gestehe, daß das Princip, welches vor Allem den Geist Frankreichs bearbeitet, die Revolution und besonders der Haß gegen die Dynastie der Bourbonen ist. Man sucht freilich zuerst niederzureißen, wie der Mensch, der einen bösen Traum hat, vor Allem aufzuwachen sucht. Doch es zeige sich ein Führer, und Jeder wird zum Werke des Wiederausbaus schreiten. Was ist ein in der Versammlung des Volks gewählter Monarch, wenn nicht das Kaiserreich? was ist die Republik, wenn nicht das verkleidete Kaiserreich, mit einem Wahlkaiser zum Oberhaupte, unter dem Titel Consul oder Präsident? Was einen fremden Prinzen betrifft, wenn will man hiermit bezeichnen, wenn nicht Sie, Hoheit, einen im Auslande erzogenen französischen Prinzen, der Sie aber leicht beweisen werden, daß Sie nie aufgehört haben, Franzose zu sein? Sie sehen logisch und mathematisch? Desto besser, Hoheit. Sie sagen, die Revolution habe kein Ziel? Ich sage Ihnen, daß sie kein Haupt hat. Am Vorabend des 18. Brumaire hatte sie auch kein Ziel: am andern Tage war sie in Ihrem Vater verkörpert. Ich wiederhole Ihnen, Hoheit, es wird genügen, Sie zu nennen, daß alle wahre Patrioten sich erheben; es wird für Sie genügen, zu erscheinen, daß alle Meinungen sich vermengen, daß alle Parteien sich vereinigen: nennen Sie sich also, Hoheit, und erscheinen Sie.«

»Sarranti! Sarranti!" rief der Prinz, »geben Sie wohl Acht, welche Verantwortlichkeit Sie der Zukunft gegenüber auf sich nehmen, sollte ich scheitern, sollte ich die Rolle von Karl Eduard spielen, sollte ich das Andenken meines Vaters trüben, sollte ich den großen Namen Napoleon erniedrigen! Manchmal bin ich fast glücklich, daß man mir diesen Namen nicht gelassen hat; durch den Diebstahl, den man an mir begangen, ist er nicht Schimmer um Schimmer gestorben: das Schicksal hat daraus geblasen und ihn unter einem Sturme ausgelöscht! . . . Sarranti! Sarranti! gäbe mir ein Anderer als Sie einen solchen Rath, ich würde ihn nicht eine Secunde länger anhören!«

»Hoheit!« rief Sarranti, »ich bin nur das Echo der Stimme Ihres Vaters. Der Kaiser hat mir gesagt: »Entreiß meinen Sohn den Händen des Mannes, der mich verrathen hat,« und ich komme, um Sie denselben zu entreißen. Der Kaiser hat mir gesagt: »Setze auf die Stirne meines Sohnes die Krone von Frankreich!« und ich komme, um Ihnen zu sagen: »Sire, kehren wir in die vielgeliebte Stadt Paris zurück, die Sie nicht verlassen wollten!«

»Stille! Stille!« flüsterte der junge Mann wie wie doppelt erschrocken, — sowohl über den Rath, als über den Titel, den man ihm gab.

»Ja, Sire,« wiederholte Sarranti, »Stille. Stille in diesem Gefängnisse, wo Eure Majestät ein so schmerzliches Märtyrthum vollbringt! Doch die Zeiten sind nahe, wo wir Ihren großen Namen in der Sonne ausrufen können, mit solchen Stimmen, daß der Orkan ihn von Welle zu Welle bis an das Grab Ihres Vaters tragen wird! Brechen Sie also Ihre Ketten, brechen Sie Ihre Gitter, und lassen Sie uns gehen!«

»Sarranti,« sprach der Prinz mit einer festen Stimme, welche bezeichnete, wenn sein Entschluß einmal gefaßt sei, so werde er nie mehr davon abgehen, »hören Sie mich an. Vorausgesetzt, ich willige ein, Ihnen zu folgen, so muß ich, ehe ich diesen großen Entschluß fasse, mich noch lange mit Ihnen besprechen. Ich habe Ihnen tausend Einwendungen zu machen, die Sie besiegen werden, ich bezweifle es nicht: doch Sie begreifen, mein Freund, ich will nicht fortgerissen werden, ich will überzeugt sein. Mein Ehrgeiz war bis jetzt, bei der Armee eine einfache militärische Auszeichnung zu erlangen . . . Nun träume ich einen Thron, und welchen Thron? den von Frankreich! Sehen Sie, welchen Weg Sie mich in ein paar Stunden haben machen lassen; sehen Sie, mit welchen Riesenschritten wir, seit dem Sie hier, marschirt sind! Gönnen Sie meiner Seele den morgigen Tag, um sich zu erholen, Sarranti; bis dahin werde ich mich in der Einsamkeit und in der Stille im Tragen der großen Rüstung meines Vaters versucht haben; und Sie werden hoffentlich einen Mann an dem Platze finden, wo Sie ein Kind gelassen haben. Aber heute, mein Freund, ist mein Herz voll von so verschiedenartigen Gefühlen, daß ich unfähig wäre, mit Ihnen mit der für die Ueberlegung eines so weit umfassenden Planes nothwendigen Kaltblütigkeit zu sprechen. Geben Sie mir vierundzwanzig Stunden, Sarranti: im Namen meines Vaters, mit dessen Schatten ich mich zu berathen habe, verlange ich sie von Ihnen.«

»Sie haben Recht, Hoheit,« erwiderte Sarranti mit einer Stimme, welche eben so zitternd, als die des jungen Prinzen feierlich war. »Ich bin selbst weiter gegangen, als ich gehen wollte: hier eintretend, wollte ich mit Ihnen nur von Ihrem Vater reden, und unwillkürlich bin ich dazu hingerissen worden, daß ich von Ihnen sprach.«

»Uebermorgen also, wenn Sie wollen, mein Freund.«

»Uebermorgen, Sire, zur selben Stunde.«

»Zur selben Stunde. . . Sie werden die Liste der Generale, der Obersten und der Regimenter bringen, über die Sie verfügen zu können glauben; sodann eine Postkarte von Europa. Ich will mir Rechenschaft von der Entfernung geben, die wir zu durchlaufen haben. Kommen Sie mit einem Worte hierher mit einem wohlentworfenen Fluchtplane, und mit Ihren in ein paar Zeilen entwickelten Projekten.«

»Hoheit,« sagte Sarranti, »es ist eine Person, der ich nicht zu danken wage.'aus Furcht, Verdacht zu erregen; diese Person werden Sie vor mir sehen; ich bitte Sie inständig, danken Sie ihr in meinem Namen! Nach Ihnen, Hoheit, hat sie das Recht, über mein Leben zu verfügen.«

»Seien Sie unbesorgt,« erwiderte der Prinz erröthend.

Und er reichte seine Hand Sarranti, der sie statt sie zu drücken, ehrfurchtsvoll küßte, wie er St. Helena verlassend dem Kaiser die Hand geküßt hatte.



## CV.

Montrouge und Saint - Acheul.

Ueberlassen wir Rosenha ihrer Liebe, den Herzog von Reichstadt seinem Traume, Sarranti und den General Lebastard de Premont ihrer Hoffnung, und kehren wir nach Paris, das heißt zu dem wahren Mittelpunkte der Ereignisse, welche unsere Erzählung bilden, zurück. Eine große Arbeit erwartet uns dort, und wir rechnen auf die geduldige Neugierde unserer Leser, daß sie uns dieselbe vollbringen helfen.

Es handelt sich darum, einen Moment Halt zu machen und während dieses Moments einen forschenden Blick auf das Jahr 1827 zu werfen, dessen Thore wir öffnen, und das eines der merkwürdigsten des Jahrhunderts ist.

Im ersten Kapitel dieses Buches, — und bemerken Sie wohl, liebe Leser, daß wir schon davon durch Bände getrennt sind, welche dem Umfange eines gewöhnlichen Romans gleich kommen, — im ersten Kapitel dieses Buches, wo der Verfasser den Vorhang von der Scene seines Dramas ausgehen läßt, hat er es versucht, seinen Lesern einen Begriff von dem zu geben, was das physische und moralische Paris jener Epoche war.

Es ist nun Zeit, zu sagen, zu dieser Stunde, wo der Kampf von vier großen Parteien: der royalistischen, der republikanischen, der bonapartistischen und der orleanistischen, beginnt, was das politische, philosophische und artistische Frankreich derselben Epoche war.

Wir werden dies so rasch als möglich thun, und dennoch dränge man uns nicht zu sehr in unserem Gange: wir sind auf dem geraden Wege angelangt, der zu 1830 führt. Wie aus der Straße von Daulis nach Theben, werden wir nun den Sphinx treffen und ihn, ein moderner Oedipus, zwingen, uns das Räthsel der Revolutionen zu sagen.

Leser, oder vielmehr Freunde, vollbringen Sie also geduldig mit uns die fromme Pilgerfahrt, die wir nach der Vergangenheit machen; in der Vergangenheit muß man das Geheimniß der Zukunft suchen. Die Gegenwart hat fast immer eine Maske, und die Vergangenheit, heraufbeschworen durch die Stimme der Geschichte, aus ihrem Grabe hervorgehend wie Lazarus, die Vergangenheit antwortet allein aufrichtig. Kehren wir also einen Augenblick zur Vergangenheit zurück, die unser Vater ist. die der Großvater unserer Kinder und der Urgroßvater unserer Enkel sein wird.

Ueberdies vergessen wir zu sehr, wie mir scheint, diese Genesis unseres Jahrhunderts. Eine der großen Krankheiten unserer Zeit, wo man so rasch unter den Unruhen lebt, wo man so schnell von den Ereignissen zu den Katastrophen fortgerissen wird, ist das Vergessen. Das Vergessen ist aber beinahe immer der Undank.

Dieses Axiom, das wir hier aussprechen, wäre besonders auf uns anwendbar, würden wir das große Jahr 1827 vergessen. In der That, das Jahr 1827 ist der Monat April des neunzehnten

Jahrhunderts: wie im Monat April der Frühling erwacht und zuckt, der im Monat Mai mit seinem Blütenhaupte die Eislage brechen wird, mit welcher die Erde noch bedeckt ist, so erwacht und zuckt vom Jahre 1827 an die Freiheit, welche ganz gerüstet und glänzend aus dem vulkanischen Boden von 1830 hervorspringen soll.

Was ist hinter den fernen Dünsten verborgen, die sie die Augen öffnend erschaut? Sie weiß es nicht; doch die große Beschäftigung dieses Traumes, der ihrem Leben vorherging, ist der Kampf gegen Alles, was sie am Blühen und Fruchtttragen verhindern kann.

In einem Buche, welches wir geschrieben haben, das aber noch nicht erschienen ist [Das Horoscop.], haben wir eine andere, ebenfalls gigantische, ebenfalls für Frankreich herrliche Epoche die Revue passiren lassen! Diese Revue war die der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wo Alles sich bewegt, wo Alles sich verwandelt, wo Alles sich erneuert.

Nun wohl, im Jahre 1827 ist es auch die Wiedergeburt, die politische, philosophische und artistische Wiedergeburt; es ist der Kampf aus Leben und Tod des Lichtes gegen die Finsterniß. der Freiheit gegen die Unterdrückung, der Zukunft gegen die Vergangenheit.

Die Gegenwart ist oft nur das Schlachtfeld.

Die Arena ist Paris.

Von Paris, dem lichtvollen Herde, gehen alle Strahlen aus, welche die Welten erleuchten sollen, die einen aufhellend, die andern in Brand steckend!

Warum dies?

Weil das ein Volk von Gläubigen ist, das sich rührt; alle diese Menschen werden gewiß siegen, denn sie kämpfen voll Aufrichtigkeit und glauben das, was sie wünschen.

Wir sind ein wenig heute in Betreff der Revolution von 1830, was das Directorium in Betreff der von 1789 war: wir verspotten sie, und wir leben davon. Doch die zukünftigen Generationen, — das ist wenigstens unsere Hoffnung, — werden, immer unparteiischer als die Zeitgenossen, den großen Männern jeder Art, welche der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen so blendenden Glanz verleihen, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich weiß, — und Madame Roland, welche sich, ihre eigene Größe nicht kennend, in ihren Denkwürdigkeiten beklagt, daß es nicht einen einzigen großen Mann in dem großen Jahre 92, einem Jahre der Riesen, gebe! Madame Roland ist da, um mir als Beispiel zu dienen, — ich weiß, sage ich, daß sich die Schatten der großen Männer der Vergangenheit immer zwischen uns und die großen Männer der Gegenwart stellen und uns verhindern, unsere Zeitgenossen in ihrem wahren Lichte zu sehen; doch es trennt uns schon ein Vierteljahrhundert von 1827: wir können also rückwärts schauen, und deutlich, wie vom Gipfel eines Berges herab, diejenigen sehen, die wir nur unbestimmt unten erschaut haben, während wir mit ihnen im Thale oder im Walde reisten.



Der Keim der Revolution von 1830 ist im Schooße Frankreichs schon seit den ersten Monaten des Jahres 1827 niedergelegt. Diese Schauer, welche die große Nation empfindet, und die sie zugleich vor Schrecken und vor Hoffnung beben machen, das ist das Leben, das in der Frucht seiner Eingeweide zu schlagen anfängt.

Die Geburt wird langsam, mühsam, peinlich sein; die Schmerzen werden drei Jahre dauern, doch die Entbindung wird schön sein unter der Julisonne.

Das Jahr 1827 ist fruchtbar an Ungerechtigkeiten, ich weiß es wohl: die Nationen brauchen ungeschlachte Geburtshelfer, damit die Ideen Ereignisse werden.

Nehmen wir also offen diese Reihe von Knechtungen und von Corruptionen, von Lügen und Gewaltthaten, von Verfolgungen und von Betrügereien, welche das Jahr der Incarnation verherrlichen, in Angriff.

Unter dem Drucke der Jesuiten von Montrouge und Saint-Acheul versinkt die Regierung von Karl X. auf dem gekrümmten Wege, aus dem sie nicht mehr herauskommen kann; denn sie ist stumm bei den Klagen, taub für die Warnungen. An einem Tage brandmarkt sie die heiligsten Unabhängigkeiten, an einem andern Tage verbannt sie die öffentlichen Tugenden, mißkennt sie die geleisteten Dienste, befleckt sie die Illustrationen, entfernt sie das Gute, winkt sie dem Bösen herbeizukommen.

Ein ängstlicher und grämlicher, räuberischer und eifersüchtiger, despotischer und aufhetzender Geist, hält sich der Jesuitismus wie ein finsternes Gespenst unter dem Thronhimmel, hinter dem königlichen Stuhle aus. Niemand sieht ihn: Jedermann erräth ihn! Von hier bläst er dem König seine Anatheme gegen jeden Ruhm, seine Eifersucht gegen jedes Glück, seinen Haß gegen jede Intelligenz, seinen Widerstand gegen alle edle Gedanken ins Ohr. Er fürchtet jede freie Seele, jeden erhabenen Geist, jede unabhängige Existenz, er hat Recht: Alles, was nicht sein Diener oder sein Sklave ist, ist sein Feind!

Die Umstände waren aber ernst, und der Kampf versprach heftig zu werden.

Die öffentliche Meinung und die unabsetzbaren Behörden widersetzten sich kräftig dem Umsichgreifen dieser Theokratie; doch der König, doch das Ministerium, doch alle Functionäre der Regierung erhielten das Losungswort von Montrouge und Saint-Acheul und befolgten es blindlings.

Man witterte unbestimmt, in einer Zeit, wo man dies für unmöglich gehalten hätte, etwas wie einen Religionskrieg. Wo sollte dieser Krieg ausbrechen? Man wußte es nicht; doch aller Wahrscheinlichkeit nach würde das Schlachtfeld in Portugal sein, und um diesen Krieg zu unterstützen, floß das Geld von allen Klöstern, von allen Conventen, von allen jesuitischen Associationen Italiens, Frankreichs und Spaniens nach der Halbinsel.

Das Jubiläum von 1826 war in Valencia mit einem Auto da Fe geschlossen worden: der Ketzer Ripoli war verbrannt worden, als befände man sich noch im vierzehnten Jahrhundert. Das war der den liberalen Ideen hingeworfene Handschuh; das war die Trompete der Herausforderung

vor dem Schlosse Windsor ertönend. Was wagte Spanien? Hatte es nicht Frankreich, Italien und Oesterreich zu Verbündeten? Hießen die Häupter der heiligen Ligne nicht Ferdinand VII., Karl X., Gregor XVI. und Franz II.

Wir haben diese Epoche aus dem Blicke verloren, und wir sind erstaunt, wenn Einer von uns, die todten Felder der Vergangenheit durchschreitend, hier einen Lebensschein erweckt, die Erinnerungen heraufbeschwört und die Ereignisse zwingt, vor unseren Augen wiederzuerscheinen.

Es war wohl eine neue Ligne, wie wir gesagt haben.

Man machte, von Galicien nach Catalonien, die Zählung der Ehelosen, der verheiratheten Männer, der Witwer, Alles dessen, was, mit einem Worte, die Muskete zu tragen im Stande war; man reihte Mönchs von allen Orden ein, die man das Exerciren, das Marschiren im militärischen Schritte, das Auferwecken der Processionen von 1580 lehrte; man brachte die Schwerter, die Lanzen, die Feuergewehre, die Kriegsmunition, die Mundmunition zusammen; man sammelte Beiträge in den Klöstern.

Es war in Montrouge eine Druckerei, welche allen Klöstern, allen Congregationen allen Seminarien, den großen wie den kleinen. Pamphlete lieferte, und was vor Allem in diesen Pamphleten vorherrschte, war der Gedanke von Rom gegen England: es wäre keine Religion möglich, als wenn man England vernichtet hätte! — Seltsam! Napoleon hatte einen Gedanken mit dem Zwecke der Emancipation gehabt; die Bourbonen hatten ihn mit dem Zwecke der Knechtung der Welt. — Man wollte die britische Macht in Indien durch Rußland schlagen; in Hannover durch Preußen; in den Niederlanden und im deutschen Bunde durch Frankreich; in Irland durch die katholische Bevölkerung; in Schottland durch die Nationalität, und in England selbst durch die Anarchie und den Verrath.

Der Krieg gegen Großbritannien war also das Feldgeschrei dieser Verschwörung, welche seit zehn Jahren in der Dunkelheit fortschritt, welche die Schwäche der Minister, die sich gefolgt waren, nicht niederzuschlagen gewagt hatte, und die die Mitschuld des bestehenden Ministeriums mit aller Macht der Organisation bekleidete. Dieser Krieg sollte aus Anlaß des linken Rheinufers, das man Frankreich zurückgeben wollte, ausbrechen; was aus einem im Grunde religiösen Kriege einen an der Oberfläche politischen Krieg machen würde.

Diese verborgene, finstere, mysteriöse Gewalt hatte sich außer der Charte gebildet und fing an sich in ihrer ganzen Macht hervorzustellen; sicher des Geistes des Königs, trotzte sie der Meinung des Landes: die Jesuiten haben kein Vaterland! sie verachtete die Gesetze: die Jesuiten haben keine andere Gesetze, als die Statuten ihres Ordens; und von Rechtswegen und dem Anscheine nach geächtet, waren sie durch das Factum und in Wirklichkeit die unumschränkten Gebieter von ganz Frankreich. Man hatte ihnen den Vorschlag gemacht, sie mögen das Edict, das sie verbannte, widerrufen: sie hatten sich geweigert und gesagt, annehmen heiße sich der Charte und folglich Institutionen unterwerfen, die sie als gottlos, revolutionär, und besonders als nichtig proclamiren.

Freunde des Königs, Orakel der Minister, Lehrer der Kinder, Beichtväter der Frauen,

verfügten sie nach ihrem Belieben über das allgemeine Glück und über den Privatruhm; sich als die einzigen Pairs und die einzigen Magistrate des Königreichs betrachtend, verachteten sie die Magistratur und die Pairie, und strengten sich an, sie verächtlich zu machen. Sie fühlten, daß der Widerstand hier war: die Magistratur war unabsetzbar, die Pairie glaubte es zu sein. Die Deputirten-Kammer schien ihnen eine eingedrungene Gewalt, eine Art von schismatischem Concil zu sein; sie betrachteten sich als die legitimen Vertreter des Landes; sie hatten zu Herrn von Villèle gesagt: »Unterstützen Sie uns, und wir werden Sie unterstützen.« Herr von Villèle unterstützte sie, und die Jesuiten hielten treu ihr Versprechen.

Das Ministerium war für die Congregation nur ein Werkzeug bestimmt, Alles das zu zerstören, was ihr Schatten machte, eine Art von botmäßigen Scharfrichter zu Vollstreckung aller ihrer Urtheile; ein Delegat, den sie momentan mit ihren Gewalten betraute, ein Bevollmächtigter beauftragt, den Geist der Nation zu biegen, zu beugen und im Nothfalle zu brechen; ein verantwortlicher Herausgeber bereit, alle Strengen zu üben, die sie befahl; ein Sündenbock bestimmt, von ihr in einem gegebenen Augenblicke allen Haß zu entfernen, den sie erregt hatte.

Sie hatte übrigens in Herrn von Villèle den Mann, den sie brauchte. Herr von Villèle war ihre wahre Creatur; er wußte, daß er ihr, da er nur durch ihren Einfluß in der Gewalt vegetirte, blindlings gehorchen mußte; daß er einer von jenen halb adeligen Plebejern, einer von jenen halb plebejischen Adelligen war, der, da er keine Stütze in den hohen gesellschaftlichen Notabilitäten hatte, sich genöthigt sah, eine anderswo zu suchen und sie zu nehmen, wo er sie fand. Er hatte sie in einer Faction gefunden, für die er wenig Geschmack besaß, man muß es gestehen, die aber vielleicht noch weniger Neigung für ihn hatte. — Die dauerhaftesten Bündnisse bilden sich nicht durch die Gemeinschaft der Grundsätze, sondern durch die der Interessen.

Man kann den Einfluß der mysteriösen Macht von Saint-Acheul nach der Publicität gewisser religiöser Uebungen beurtheilen, welche in Paris selbst bei Gelegenheit des Jubiläums von 1820 stattfanden. Herr von Quelen hatte dieses Jubiläum in einem zugleich politischen und religiösen Ausschreiben angekündigt, das mit aller Heftigkeit *die pestartigen Verführungen und das Gift der verderblichen Schriften* bezeichnete, welches in den Adern der Gesellschaft kreise,

um bis in die dritte und vierte Generation anzustecken; »beklagenswerthe Wirkungen,« sagte der Prälat, »einer äußerst beunruhigenden Zügellosigkeit, welche selbst die eifrigsten Parteigänger jener vernünftigen Freiheit verdammten, für die richtige Grenzen festzusetzen und ein genaues Maß zu ordnen den Weisesten so schwer geworden ist.«

Außer den besonderen Stationen, welche eine gewisse Anzahl Devoter truppweise und barfuß machte, fanden vier große Processionen statt, wobei man Karl X., die königliche Familie, Deputationen von allen bürgerlichen und militärischen Corps figuriren sah; man bemerkte Großwürdenträger der Krone vermischt mit langen Reihen von Büßern. Ein Marschall von Frankreich vertauschte seinen Stab gegen eine Kerze; ein ausgezeichnete Advocat hing sich an die Schnur eines Traghimmels, weil er wußte, daß dies die einzige Klingel war, welche das Ministerium der königlichen Gnaden öffnete.

Die Priesterpartei hatte sich also der Gegenwart und der Vergangenheit bemächtigt und fing an

die Hand auszustrecken, um ihre Absteckpfähle in der Zukunft einzuschlagen.

»Es gibt nichts,« sagte Herr von Montloster in dem bekannten **Memoire à consulter**, »es gibt nichts bis aus die Unterbringung der Dienstboten, was man nicht an sich zu reißen suchte. Die Dorfbewohner, die Officiere des Hofes, die königliche Garde konnten der Ansteckung nicht entgehen; es ist zu meiner Kenntniß gekommen,« fügte er bei, »daß ein Marschall von Frankreich, nachdem er vergebens für seinen Sohn um die Stelle eines Unterpräfecten nachgesucht hatte, sie nur aus die Empfehlung des Pfarrers von seinem Dorfe bekommen konnte!«

Nach dem Jubiläum, das heißt, nachdem man die Manifestationen erlangt hatte, nahm Alles am Hofe von Karl X. einen nicht nur religiöseren, sondern auch traurigeren und, wir möchten sogar sagen, bedrohlicheren Anblick an; man hätte sich, durch einen Sprung rückwärts, an den Hof von Ludwig XIV., am Vorabend der Widerrufung des Edicts von Nantes, versetzt geglaubt. In den Tuileries gänzlich unterdrückt, waren die Schauspiele und die Bälle durch Conferenzen, Predigten, Frömmigkeitsübungen ersetzt worden. Der alte König brachte sein Leben mit Jagen und Beten hin. Man öffne aufs Gerathewohl ein Journal aus jener Zeit, am Anfange, am Ende, oder in der Mitte des Jahres, und man wird darin die unveränderliche, tägliche, stereotype Phrase finden, welche die Drucker hatten clichiren lassen, um die Kosten des Satzes zu ersparen:

»Diesen Morgen um sieben Uhr hat der König die Messe in der Kapelle gehört. — Um acht Uhr ist Seine Majestät aus die Jagd gefahren.«

Zuweilen änderte man indessen die Formel, und von Zeit zu Zeit setzte man, ohne Zweifel aus Furcht vor Monotonie:

»Diesen Morgen um acht Uhr ist Seine Majestät auf die Jagd gefahren. — Um sieben Uhr hatte sie die Messe in ihren Gemächern gehört.«

Man hätte glauben sollen, die Bevölkerungen müssen vor Freude entzückt, vor Bewunderung außer sich sein, wenn sie alle Morgen diese interessante Neuigkeit lesen, und man hat Mühe, zu begreifen, wie sie sich gegen einen König empören konnten, der so devot vor den Jesuiten und ein so großer Jäger vor dem Herrn war!

Der Herr Herzog von Angoulême, der seit dem Tode von Ludwig XVIII. keinen andern Willen mehr hatte, als den seines Vaters, modelte sich in Allem nach ihm, richtete sein Leben nach dem von Karl X. ein, und überließ sich denselben Religions- und Jagdübungen.

Die Frau Herzogin von Angoulême wurde von Tag zu Tag finsterner und härter; eine unglückliche Jugend machte ihr ein strenges Alter. Nie sahen sie selbst ihre Vertrautesten lächeln; sie trug aus ihrer Stirne etwas wie einen Reflex der Ereignisse der Vergangenheit, wie ein Vorgefühl der Katastrophen der Zukunft; es schien, sie witterte die Gefahr und sehe, wie ein grauenvolles Gespenst, die Verbannung am Horizont emporwachsen.

Jung, geistreich, wohlwollend, suchte die Frau Herzogin von Berry, wie wir am Anfange dieses Buches gesagt haben, die Monotonie dieses klösterlichen Lebens zu brechen, indem sie

ein paar Fêtes bald im Elysee, bald in ihrem Schlosse Rosny gab; sie behauptete ihre Popularität dadurch, daß sie einige Almosen immer am rechten Platze austheilte, gewisse Fabriken besuchte. Einkäufe in gewissen Magazinen machte, und sich von Zeit zu Zeit im Theater zeigte; doch das war vergeblich: diese Thätigkeit, welche fieberhaft unter der traurigen Erstarrung um sie her erschien, war ohnmächtig, den in die religiöse Lethargie, die tiefste von allen Lethargien, versunkenen Hof zu beleben!

Und je mehr die Zeit fortschritt, desto mehr überließ sich der alte König blindlings diesem Strome, der ihn nach dem Abgrunde fortriß.

**Quos vult perdere Jupiter, Dementat.**  
**[Wen Jupiter vernichten will, den macht er kopflos.]**

---

## CVI.

### Das Liebesgesetz.

Am 4. November 1828, das heißt an seinem Namensfeste, hatte Karl X. abermals zwei Priester zu den Functionen von Staatsministern berufen: den Herzog von Clermont-Tonnerre, Erzbischof von Toulouse, und Herrn von Latil, Erzbischof von Reims.

Die ultramontanen Bischöfe konnten also wieder das Haupt erheben und den ersten Rang für sich in Anspruch nehmen, Herr von Latil, ihr Dolmetscher bei Karl X., fing, als er kaum im Ministerium festsaß, damit an, daß er den König gegen die Presse aufhetzte. Das, schon so ungerechte und so strenge, Gesetz von 1822 wurde für ungenügend erklärt, und das Versprechen vergessend, das er zum Throne gelangend gegeben hatte, ein durch so gewaltiges Zujauchzen begrüßtes Versprechen, ermächtigte Karl X. die Werkstätten von Montrouge und Saint-Acheul, ein Gesetz zu schmieden, das alle Resultate der Censur hätte, ohne ihren Namen zu tragen, und das beengender für die Buchdrucker und die Schriftsteller wäre.

Man wollte diesmal Alles mit einem Schlage brechen, den Gedanken und das Werkzeug. So gebot, zum Beispiel, eine der Verfügung des Gesetzes, daß alle Schriften von zwanzig Blättern und darunter, die einen fünf Tage, die andern zehn vor der Veröffentlichung deponirt werden. Erfüllte man diese Förmlichkeit nicht, so wurde die Ausgabe confiscirt, und der Drucker zu einer Buße von dreitausend Franken verurteilt. Die Buchdrucker wurden folglich Censoren der Werke, die sie druckten. Die Verantwortlichkeit lastete gleichmäßig aus den Eigenthümern der Journale: die Strafen waren exorbitant; die Geldbußen steigerten sich auf fünftausend, zehntausend, zwanzigtausend Franken.

Herr von Peyronnet, Siegelbewahrer, Justizminister, wurde, nach der Adresseberathung mit der gefährlichen Ehre beauftragt, der Deputirten-kammer dieses Gesetz vorzulegen, das zugleich ein Angriff aus die menschliche Intelligenz und aus die Existenz von einer Million Bürger war. Als am andern Tage die Bestimmungen des Gesetzesentwurfes in Paris bekannt wurden, erhob sich auch an allen Punkten der Hauptstadt ein Hurrah der Entrüstung, das sich drei Tage nachher an allen Punkten Frankreichs wiederholte.

Man fühlte, daß aus der Stelle eine, furchtbare, unversöhnliche Währung sich der Geister bemächtigt hatte.

Aus dieser Währung entstand ein Vorfall, der natürlich seinen Platz in diesem Buche finden muß, das bestimmt ist wie ein Spiegel, — doch wie ein Spiegel, der den Eindruck der Gegenstände bewahrt, — die verschwundenen Ereignisse zu reflectiren.

Der berührte Vorfall wurde veranlaßt durch Herrn Lacreteille, Mitglied der französischen Academie. Diese schätzenswerthe Institution macht, als eine wohlerzogene Tochter, so wenig von sich reden, daß wir mit allem Eifer die Gelegenheit ergreifen, ihr Bestehen im Jahre 1827 zu offenbaren; sie ist vielleicht seitdem gestorben, doch es wird ein Factum für die Geschichte

erworben sein, nämlich, daß sie im Jahre 1827 noch lebte.

Von den lebhaftesten Befürchtungen ergriffen, nicht nur für die Freiheit, sondern für die Restauration selbst, stellte Herr Lacretelle in der französischen Academie den Antrag, entweder an den König, ihren Protector, oder an die zwei Kammern eine energische Reclamation gegen einen für die Wissenschaften entehrenden, in der politischen Ordnung unheilvollen Gesetzesentwurf zu richten. Er hatte diesen Schritt mit Herrn Villemain verabredet. Die Mehrzahl der Academie war Entfernt nicht feindlich gegen die Regierung gesinnt; ganz im Gegentheile: die wahren Freunde des Königs waren vielleicht mehr hier als anderswo; und es geschah ohne irgend einen Geist der Abgunst, daß die Versammlung ins Feuer gerieth über diese Motion, welche die Harmonie und die Unabhängigkeit der Wissenschaften so nahe berührte.

Es wurde sogleich der Tag zu einer Zusammenkunft festgesetzt, zu der alle Mitglieder berufen werden sollten. Bei der Eröffnung der Sitzung las man oder versuchte man es vielmehr, zu lesen, einen Brief von Herrn von Quelen, Erzbischof von Paris und Mitglied der Academie; der Eifer dieses Prälaten für die nationalen Freiheiten war sehr erlahmt, wie man dies nach der Stelle seines Ausschreibens beurtheilen konnte, die wir weiter oben angeführt haben, und in seinem Briefe ging er so weit, daß er die Befürchtung äußerte, eine einfache Supplik an den König könnte mit der Auslösung der illustren Körperschaft, welcher anzugehören er die Ehre habe, bestraft werden.

Dieses Uebermaß von Angst war der Gesellschaft äußerst mißfällig, und sie beschloß aus das Verlangen des Herrn von Villemain, die Lesung des Briefes von Herrn von Quelen solle *ausgesetzt* werden.

Die zahlreichen Beschwerden gegen den Gesetzesentwurf wurden mit Kraft vorgetragen, mit Weisheit erörtert, mit Scharfsinn ins Auge gefaßt von den Herren von Chateaubriand, von Ségur, Villemain, Andrieux, Lemercier, Lacretelle, Parsenal-Grandmaison, Duval und Jouy. welche indessen sehr verschiedenen Meinungsnuancen angehörten. Herr Michaud, der Verfasser der *Geschichte der Kreuzzüge*, sprach in demselben Sinne, obschon sein monarchischer Eifer durch die Redaction der *Quotidienne* und besser noch durch die vielen Verfolgungen, die er unter der Regierung des Kaisers ausgestanden hatte, bezeugt wurde. Kurz, dieser Gesetzesentwurf fand nur schüchterne, verlegene Apologeten, welche bald die Vertheidigung aufgaben und sich daraus beschränkten, daß sie das Ungebührliche und sogar Unconstitutionelle der Supplik darzuthun suchten . . . Die Motion von Herr Lacretelle wurde nichtsdestoweniger mit einer Stimmenmehrheit von siebzehn gegen neun angenommen. Die Herren von Châteaubriand, Villemain und Lacretelle wurden für Abfassung der Petition ernannt.

Unterrichtet von dem, was vorging, suchten die ehrwürdigen Väter von Montrouge, durch welche Schläge sie die Akademiker treffen könnten. Châteaubriand war unverwundbar. da man ihn nach und nach aller seiner Aemter beraubt hatte; aber Villemain und Lacretelle waren Professoren bei der philosophischen Facultät. Am 18. Januar erschien im *Moniteur* eine Ordonnanz, die sie von ihren Functionen abberief: Villemain, Requetenmeister im Staatsrathe, Michaud, Vorleser des Königs, und Lacretelle, dramatischen Censor. Dieser Staatsstreich in Miniatur setzte Niemand in Erstaunen; man erwartete nun, Villemain und Lacretelle von den

Functionen, mit denen sie bei der Universität betraut waren, abberufen und den Cortége der berühmten in Ungnade Gefallenen, die man Royer-Collard, Guizot, Cousin, Poinot nannte, anwachsen zu sehen.

Der König, — dieser arme in der Jagd und in der Devotion lebende König, — war dergestalt der Sehkraft beraubt durch seine seltsamen Verblender, daß er vergaß, es erheben alle diese in Ungnade gefallenen Royalisten die Stimme nur gegen die Abkömmlinge von Revaillac aus Liebe für Heinrich IV.!

Doch für die ausgesprochene Ungnade und in Vorhersehung derjenigen, welche ihrer darzte, erhielten die drei Academiker in der Sitzung vom 18. die Glückwünsche und die Umarmungen der ganzen illustren Gesellschaft. Herr Villemain war besonders der Gegenstand einer wohlverdienten Ovation; ohne ein anderes Erbe als sein Talent, mit so geschwächten Augen, daß man ihn schon für blind hielt, und daß er zu dictiren genöthigt war, verlor Herr Villemain mehr als die Anderen, indem er seine Stelle verlor: er verlor sein Brod, das seiner Frau und seiner Kinder. Allerdings fing er an seinen großen Ruf als Mann von redlichem Herzen und erhabenem Geiste zu begründen, den er sich bis aus diesen Tag zu bewahren gewußt hat, und der ihm bis zu seinem Tode treu sein wird.

Bei seinem Eintritte in den Saal des Instituts erinnerte sich Jedermann des blinden Houdar de la Motte, der auf eine brutale Art von einem Menschen geschlagen wurde, an den er im Vorübergehen gestoßen hatte.

»Ah! mein Herr!« hatte der Dichter gesagt: »Sie werden Ihre Lebhaftigkeit wohl bereuen: ich bin blind.«

Die Regierung hatte eben so brutal geschlagen, als der Vorübergehende; nur bereute sie nicht.

Diese Entsetzungen hielten den Entwurf der Supplik nicht auf . . . Zur Wiedervergeltung hielt der Supplikentwurf den Gesetzesentwurf nicht auf.

Herr von Peyronnet ließ vertheidigen oder vertheidigte selbst im *Moniteur* seinen Gesetzesentwurf; er nannte dieses Werk, das ein Inquisitionstribunal zur Entscheidung vor seinem Richterstuhle hätte in Anspruch nehmen können, ein Liebesgesetz, ein Name, der diesem Gesetze blieb und bleiben wird. Es war zuweilen ein äußerst muthwilliger Geist, dieser College von Herrn von Villèle!

Die Supplik der Academie war nicht der einzige Protestactionsact gegen das Liebesgesetz. Alle Buchdrucker Frankreichs vereinigten sich, um zu petitioniren. Royer-Collard, ehemaliger Generaldirector des Buchhandels, übergab der Kammer ihre Petition: sie war bedeckt von zweihundert dreiundzwanzig Unterschriften.

Dieses Gesetz, ein Gesetz der Zornes und der Rache, fing übrigens an seine Früchte zu tragen. Schon in den ersten Tagen der Discussion war ein Stillstand in den Arbeiten der Druckereien, der Papiermühlen, der Schriftgießereien eingetreten; jede Bestellung hatte aufgehört, der Buchhandel konnte nicht mehr Stand halten.



Die Zahl der Buchdruckereien war für Paris auf achtzig limitirt; doch, abgesehen von denen, weichen es an beständiger Arbeit fehlte, waren mehrere Patente durch das Ministerium entzogen worden. Vergebens kündigten die Buchdrucker von allen Seiten den Verkauf ihrer Patente an: kein Käufer zeigte sich; Niemand wollte sich in eine Industrie wagen, welche fortan nicht nur die Verluste und die Fallimente, sondern auch die Geldstrafen, die Beraubungen, die Gewaltthätigkeiten, die Einkerkerungen zu befürchten hatte.

Nie war ein so grimmiger Haß, ein so barbarischer Zorn ausgebrochen seit dem großen Mordbrenner, den man Omar nannte. Und dieser hatte noch zur Entschuldigung, er verbrenne nur vergangene Bücher, während die Omars von 1827 es aus die Vernichtung der zukünftigen Bücher abgesehen hatten.

Die der Restauration am meisten ergebenen Männer, diejenigen, welche der königlichen Sache am meisten Unterpfänder geliefert und am meisten Zuneigung der Familie der Bourbonen gezeigt hatten, drückten laut und mit Traurigkeit ihren Verdruß über das Benehmen des Ministeriums aus und beklagten die unseligen Folgen dieses Unterdrückungssystemes.

Beängstigt, da sie die Erziehung völlig dem mönchischen Einflusse unterworfen sahen, schauernd vor Furcht bei diesem Winde, der von Saint-Acheul und Montrouge wehte, nahmen viele Familien ihre Kinder aus den Pensionen und Colleges zurück und ließen sie, so weit dies immer möglich war, bei sich bilden, indem sie einem vielleicht minder ausgedehnten, aber mehr moralischen Unterrichte den Vorzug gaben.

Es fragte sich, dieses unglückliche Volk von Frankreich, das jährlich über eine Milliarde Steuern zahlte, das sich zur Ader ließ, um die Mittel zu allen öffentlichen Diensten zu liefern, das nichts Anderes wünschte, als sich im Frieden der Entwicklung seiner Industrie und seiner Intelligenz widmen zu können, — es fragte sich, was es gethan habe, um so behandelt, in seinen Rechten bedroht, in seinen Interessen verletzt, in seinem Stolze gedemüthigt zu werden, und zwar durch einige kaum und mit Mühe aus ihrer angeborenen Dunkelheit hervorgegangene Menschen, die ihre Prätionen durch keine Talente, durch keine Tugenden, durch keine Fähigkeiten rechtfertigen, und die durchaus keine Stärke haben, als die, welche sie von einer in Frankreich verhassten, in Spanien tyrannischen und überall anderwärts lächerlichen Faction entlehnen!

Und das Seltsame und besonders Ungerechte bei Allem dem war, daß das Ministerium, der einzige Urheber der Aufregungen und Unzufriedenheiten, die sich kundgaben, hiervon den Vorwand nahm, um Gesetze zu verlangen, welche viel mehr geeignet waren, die Geister auszureizen, als sie zu beschwichtigen; es war die Presse, welche das Ministerium eines Zustandes der Dinge bezichtigte, an dem es selbst allein Schuld war. und die Minister hatten keine andere Beweisgründe an ihre Gegner zu richten, als die, welche sie den drei entsetzten Akademikern entgegengehalten hatten: »Ihr seid die Feinde der Regierung.«

Uebrigens wurde die Armee, — die alte wenigstens, diejenige, welche gekämpft, gesiegt, die Welt erobert hatte, — die Armee wurde nicht besser behandelt, als die Literatur; und die Willkür der Liguisten von Montrouge und Saint-Acheul beschränkte sich nicht aus die Entsetzung der Akademiker, sie beraubte die Marschälle von Frankreich der Titel, die der Kaiser ihnen gegeben

hatte, und im Salon des österreichischen Botschafters, des Herrn von Appony, hörten trotz des Artikels der Charte, welcher sagte: »Der alte Adel nimmt seine Titel wieder an, der neue Adel behält die seinen,« trotz dieses Artikels hörten hochberühmte Feldherren ihre Herzogs- und Fürstentitel von den mit ihrer Meldung beauftragten Lackeien verweigern.

Diese Beleidigung brachte zwei ähnliche Wirkungen hervor, die eine auf einen Rechtsgelehrten, die andere auf einen Dichter. Der Rechtsgelehrte, Herr Dupin der Ältere, erhob sich in einem an den *Constitutionnel* gerichteten Briefe lebhaft gegen die den kaiserlichen Illustrationen wiederfahrene Versagung. Das Journal von Herrn Corbière gab Oesterreich vollkommen Recht, erklärte, die französischen Generale seien legitim ihrer Titel verlustig, und der Botschafter von Herrn von Metternich habe das volle Recht, sie ihnen zu verweigern. Der Dichter, Herr Victor Hugo, — Sohn, wie er selbst gesagt hat, eines lothringischen Vaters und einer vendeeischen Mutter, — hatte bis dahin in den royalistischen Gliedern gezählt; doch bei der Beleidigung, welche dieser edlen Armee widerfuhr, deren Kinder er eines war, trat er vor, wie die Helden des Alterthums, welche die Front der Schlachtordnung verließen, um eine Herausforderung anzunehmen oder vorzuschlagen, und warf seinen Handschuh den Aufreizern hin. Drei Tage nach der Soiree des österreichischen Gesandten erschien **die Ode an die Säule**.

Es war also ein Krieg aus Leben und Tod, erklärt unter allen Formen der Intelligenz, dem menschlichen Geiste, den Gesetzen, den Wissenschaften, der Literatur, der Industrie. Eine seltsame Epoche, die Epoche, wo Rousseau nicht hätte Wähler sein können, und wo Cuvier nicht Geschworener sein konnte!

Alles, was auf die Besserung der Menschen, auf die Läuterung des Geschmacks, auf die Unterstützung des Fortschrittes, auf Aneiferung der Künste, auf Entwicklung der Wissenschaft abzielte; Alles, was zum Zwecke hatte, die Civilisation einen Schritt mehr machen zu lassen, war verboten, verachtet, beschimpft! Die Kunst, die Völker zu verblenden, war für diese schwarzen Gesetzgeber das Geheimniß, zu regieren!

Verbot aber die Regierung das Lesen, so ermunterte sie dagegen die Kneipen, die Lotterien, die Spielhäuser; und rief ihr ein Journal zu: »Ihr begünstigt das Böse; Ihr gebt dem Arbeiter nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die Versuchung, die Frucht seiner Arbeit zu verschleudern!« so antwortete die Regierung: »Ihr verleumdet mich; ich bin die Moralität selbst, und zum Beweise dient, daß die Reglements meiner Polizei den Zutritt zu den Spielhäusern den jungen Leuten unter einundzwanzig Jahren verbieten; daß es verboten ist, um weniger als zwei Franken zugleich zu spielen; daß man weder in einer Blouse, noch in einem Wammse eintreten darf; die Arbeiter und die Handwerksleute sind folglich bewahrt. Leset also meine Reglements, wenn Ihr sie nicht gelesen habt, oder wenn Ihr sie gelesen habt, leset sie noch einmal!«

Das war vollkommen wahr, und diese Polizei-Reglements bestanden effectiv, doch die Regierung sagte nicht, daß sie selbst das Mittel gefunden hatte, diese schützenden Reglements zu vereiteln. Es war verboten, vor dem einundzwanzigsten Jahre in die Spielhäuser einzutreten; an welchem Merkmahe erkannte man aber das Alter? Am Barte: der benachbarte Perruquier klebte einen Schnurrbart und einen Backenbart an, daß dadurch aus der Stelle aus einem sechzehnjährigen Knaben ein volljähriger Mann wurde! Es war verboten, weniger als zwei

Franken im Spiele zu setzen; doch vier Unglückliche legten zusammen, um das Recht zu haben, jeder die armseligen zehn Sous zu verlieren, die einen ganzen Tag lang einer Familie Brod gegeben hätten! Es war nicht erlaubt, in einer Blouse oder in einem Wammse in ein Spielbaus einzutreten; doch die Administratoren der Spiele hatten eine Kleiderkammer eingerichtet, wo der Handwerksmann sein Wamms gegen einen Frack und der Arbeiter seine Blouse gegen einen Ueberrock vertauschte!

Was sagt Ihr von dieser moralischen Regierung,

Ihr, die Ihr mit Erstaunen alle diese vergessenen Dinge wiederleset? Ihr sagt, wie wir, nie sei die Anwerbung zur Demoralisation weiter getrieben worden!



## CVII.

Journale, Theater, große Männer, Publicisten, Künstler,  
Maler, Bildhauer, Schauspieler, Marktschreier.

Sodann begannen die Wunder aus allen Seiten.

In Alencon theilte man gegen einen Sou den Bericht über das große Wunder aus, das im Sommer 1826. im Arrondissement Domfront, in Saint-Jean-des-Bois geschehen war. Dasselbe Wunder producirte sich fast zur selben Zeit in anderen Städten, in Cherbourg, zum Beispiel. Glaubwürdige Zeugen, an deren Wahrhaftigkeit zu zweifeln nicht erlaubt war, hatten fünf Blutstropfen aus dem Leibe unseres Herrn Jesu Christi herauskommen sehen.

Ein eben so merkwürdiges, wenn auch weniger wunderbares Ereigniß: der Vicar des Kirchspieles Château-Gombert, das aus dem Gebiete von Marseille lag, war eines seiner Pfarrkinder nothzünftigend ertappt worden!

Ein Vorfall, der sich in Ancy in Savoyen ereignete, bildete das Aergerniß der Tage, in denen unsere Erzählung beginnt. Herr Sace, ein im Lande allgemein geachteter Greis, war im Monat Januar gestorben, ohne den Beistand der Religion empfangen zu haben; der Bischof verweigerte ihm das Begräbnis und schloß schon am Morgen aus Vorsicht die Thüren der Kirche und des Kirchhofes. Um gegen die ihrem Mitbürger widerfahrene Beschimpfung zu protestiren, folgten alle Einwohner dem Leichenbegängnisse; man beerdigte den Leichnam an einem abgelegenen Orte. Einige Tage nachher ertheilte der Senat von Chambéry dem Bischof den Befehl, unverzüglich den Leichnam des Greises ausgraben zu lassen und ihn mit allen gebräuchlichen Ceremonien in geheiligter Erde zu bestatten.

Kurz vorher hatte aber dieser Bischof, der den Kirchhof nicht öffnen wollte, das Theater schließen lassen; doch der Intendant der Provinz, der nicht dieselben Gründe hatte, wie Seine Herrlichkeit, die Komödie zu fürchten, ließ es zum großen Verdrusse des Prälaten wieder öffnen, und die Truppe von Genf gab hier Vorstellungen unter gewaltiger Acclamation der Stadt.

Man war bei Weitem nicht so frei in Frankreich, als in Savoyen: der Director des Theaters von Amiens bekam den Beweis davon, Mademoiselle Georges, die sich damals des ganzen Glanzes ihrer Schönheit und ihres Talenten erfreute, sollte, nach glorreichen Vorstellungen im französischen Flandern, noch einmal in Amiens spielen und dann nach dem Süden abgehen; doch es fand zwischen Saint-Acheul und dem Direktor des Theaters ein Proceß statt, der Mademoiselle Georges die Stadt zu verlassen verhinderte; sie sollte vor ihrer Abreise im Leonidas von Pichat spielen, der damals in ganz Frankreich gegeben wurde; die Jesuiten gestatteten aber nicht, daß man den Sieg der Griechen feierte, welche für das Kreuz kämpften, weil sie zugleich das Unrecht begingen, für die Freiheit zu kämpfen.

Wir wissen heute, wer die Streiter waren, welche an dem Kampfe, den jeder Tag bedrohlicher machte, Theil nehmen sollten; man kennt sie alle, Militäre, Advocaten, Banquiers, Gelehrte,

Industriemänner, Künstler, Studenten. Von dieser Zeit an sah man unbestimmt im Schatten die Silhouette der Erben der großen Männer von 1789 erscheinen, und, trotz der Verschiedenheit der Meinungen, verbanden sich Alle gegen den gemeinschaftlichen Feind: die Regierung! Diese großen Männer, wir werden sogleich aus sie zurückkommen; sagen wir aber, vor Allem ein Wort von den Journalen, die dieselben lobten oder angriffen, je nachdem diese Journale royalistisch oder liberal waren; dann werden wir wieder in unser Buch, das heißt in die moralische Geschichte dieser Gesellschaft eingeben, deren politische Geschichte wir in diesem Augenblicke machen, um die Fortsetzung der Ereignisse, welche zu erzählen wir unternommen haben, dem Leser zu überliefern.

Die Journale waren: der *Moniteur*, ein alter abgenutzter Barometer, für den die Regierungen, welche es auch sein mögen, immer auf: Beständig schön, sind; die *Etoile*, ein Abendjournal redigirt von Herrn von Villèle, Herrn von Peyronnet und den ehrwürdigen Vätern Godineau, Ronsin und Compagnie; man nannte dieses Blatt **la mauvaise étoile du roi**; [Den bösen Stern des Königs.] — der *Drapeau blanc* ein ebenfalls ministerielles Journal, das kämpfend gestorben ist: Ehre dem unglücklichen Muth! — die *Quotidienne* auf der Bresche gefallen wie der *Drapeau blanc*; — die *Gazette de France*, das einzige von den Blättern jener Zeit, das dieselbe überlebt hat. Das Ministerium hatte die guten Einwohner von Paris drei Millionen schwitzen lassen, um die Journale zu kaufen, welche käuflich waren, und neue zu schaffen, welche Niemand las! Man wußte übrigens längst, daß die Regierung die Absicht hatte, so viel als möglich die Tagespresse zu beschränken und die Zahl ihrer eigenen Organe aus zwei zu reduciren.

Die anderen Journale, — wir bitten diejenigen, welche wir vergessen, um Verzeihung, — die anderen Journale waren: die *Débats* redigirt von den Brüdern Bertin: der *Constitutionnel* redigirt von Etienne und Jay; der *Globe* von Pierre Leroux; die *Gazette des Tribunaux*, das *Echo du Soir*, das *Journal de Paris*, die *Pandore*, die *Revue Protestante*, die *Revue Encyclopédique*, die *Revue Britannique*, die *Revue Americaine*, der *Mercure*.

Die großen Männer hießen Châteaubriand, Béranger, Lamartine, Victor Hugo, Cousin, Guizot, Villemain, Thiers, Augustin Thierry, Michelet, Nodier, Lemer cier, Benjamin Constant, Royer-Collard, von Ségur, Azaïs, Casimir Delavigne, Arnault, Barthélemy Picard, Andrieux, Jouy, Seribe, Viennet, der seine *Epistel an die Lumpensammler* über die Verbrechen der Presse hatte erscheinen lassen; Delaure, der seine *Geschichte von Paris* veröffentlichte; Couchois Lemaire, der an Herrn von Peyronnet *historische Briefe* richtete, in denen er die Kammer fragte, ob nicht Grund vorhanden sei, die Minister in Anklagestand zu versetzen.

Die Gelehrten waren: Arago, Cuvier, Broussais, Geoffroy Saint-Hilaire. Chomel, Devergie, Poin sot, Thénard, Orsila, Duval, Laplace, Brogniart, Magendie, Fourier, Champollionr.

Die Maler waren: Delacroix, Ingres, Decamps, Horace Vernet, Delaroche, Leopold Robert, Louis Boulanger, die zwei Johannot, welche gerade beschäftigt waren, die bewunderungswürdigen Vignetten der *Werke von Walter Scott*, die Gosselin herausgab, zu zeichnen und sogar zu malen.

Die Bildhauer waren: David, Pradier, Foyatier, Etex, der mit seinem Kain debutirt hatte.

Die Compositeurs waren: Rossini, Herold, Spontini, Meyerbeer, Boieldieu, Auber, Halévy.

Die Sänger waren: Nourrit, Dabadie, Levasseur, Chollet, Ponchard, Alexis Dupont; die Damen Dabadie, Centi, Rigaud, Pasta, Malibran.

Die vortragenden Musiker waren: Paganini, Baillot, Brod, Lißt, Tulou, Vogt, Stockhausen, Kallay, Renaud, Kalkbrenner, Henri Herz, Lafond; die Damen Stockhausen, Martainville, Labat.

Wollen Sie bis zum Ende gehen und die Theaterzettel lesen? Gut; für uns ist das Jahr 1827 gestern, oder es ist vielmehr heute.

In der Oper: die *Belagerung von Korinth*, die *Vestalin*, die *Nachtigall*, das Ballet *Astolphe und Joconde*, der *Carneval von Venedig*. Man kündigte das Oratorium Moses für die nächste Zeit an.

Im Théâtre Français: die *Waise aus China*, der *Junge Ehemann*, der *Eifersüchtige wider Willen*, *Tasso*, die *Zwei Schwiegersöhne*, die *Folge eines Maskenballes*; zuweilen der zweite Act von *Figaros Hochzeit*: die vier anderen waren verboten und wurden erst unter dem Ministerium Martignan, auf das Ansuchen von Baron Taylor, wieder gestattet. Man hatte Ludwig XI. in Peyronne gespielt, ein Drama in fünf Acten von Mélv-Janin, das siegreich der romantischen Schule die Pforten des Theaters der Rue Richelieu öffnete. Man kündigte die Wiederholung von *Artaxerxes* an: man brauchte ein Gegengewicht gegen Walter Scott!

Bei den Italienern: *Il Tureo in Italia*, *il Barbiere*, *la Donna del Lago*, *Tancredi*, *la Gazza ladra*, *Semiramide*; — nichts als Rossini. Uebrigens ist der Theaterzettel von 1854 ungefähr noch derselbe wie der von 1827.

In der Opera Comique: der *Handwerksmann*, die *Alte*, *Richard Löwenherz*, die *weiße Dame*, *Gulistan*.

Im Odeon ist die Zahl der Stücke so groß, daß man sie nicht einzuzeichnen vermöchte; alle Wochen regnet es neue. Führen wir aufs Gerathewohl an: die *Sicilianische Vesper*, die *Schauspieler*, *Robin des Bois*, *Margarethe von Anjou*, *Louise*, der *Barbier von Sevilla*, in welchem Duprez, — ja, unser großer Duprez, — hinter den Gardinen das Lied sang, das Bocage auf der Scene durch Geberden bezeichnete. Man gab überdies: die *Erbschaft*, die *Hochzeit der Schauspielerin*, die *Fee Valence*, *Manlius*. *Othello*, *Ivanhoe*, der *Haustyrann*, die *Zwei Engländer*, das *Findelkind*, die *Reise nach Dieppe*, *Thomas Morus*, *Emmeline*, *Euphrosine und Conradin* u. s. w. Es wurde endlich gegeben, und das war der Succes des Tages, der *Gewandte Mann* oder *Alles um emporzukommen*, ein Stück, das sein Glück einmal dem vortrefflichen Spiele von Bocage, der die Rolle eines weltlichen Jesuiten gab, und dann den Anspielungen verdankte, an denen es Ueberfluß hatte.

Das Théâtre de Madame spielte Seribe, immer Seribe, nichts als Seribe, und es hatte zweimal Recht, denn so handelnd machte es das Glück eines Mannes von Geist und eines Mannes von Talent: des Herrn Poirson und des Herrn Seribe; lesen Sie die Journale jener Zeit, und Sie werden, wie bei der Messe in der Kapelle und der Jagd des Königs, die unveränderliche

Ankündigung finden: die *Heirath aus Vernunft* von Herrn Eugène Seribe; *Einsache Geschichte* von Herrn Eugène Seribe; die *Ersten Liebschaften* von Herrn Eugène Seribe; *Michel und Christine* von Herrn Eugène Seribe; der *Neue Pourceaugnac* von Herrn Eugène Seribe; die *Mansarde der Künstler* von Herrn Eugène Seribe; u.s.w. u.s.w. von Herrn Eugène Seribe.

Im Vaudeville waren Minette und Lapeintre die Wonne der Habitués; — Minette, welche als Millionärin gestorben ist; Lepeintre der Aeltere, der im Saint-Martin-Canal aufgefunden wurde.

Bei den Varietes, Polier, Vernet, Odrv, Brunet, Cazot, Lefèvre. Ein gutes, reizendes Theater! wohlverstanden das Théâtre des Varietes im Jahre 1827.

Seit einigen Tagen war das Théâtre des Nouveautes mit Déjazet, Madame Albert, Bouffé, Valnys eröffnet worden.

Die Porte-Saint-Martin spielte: *Norma*, die *Heimath des Schuhflickers*, *Polichinelle*, der *Besuch in Bedlam*, *Jocko* oder der brasilianische Affe; Mazurier für das Ballet; Dorval für das Drama.

Im Ambigu - Comique *Cartouche* von Frédéric dargestellt.

Bei der Gaieté *Poulaillier*. — Die Censur ließ sehr gern die Abenteuer der Räuber in Scene setzen.

Man schrie übrigens gewaltig gegen die Censur. Die Sache ist nicht neu! werden Sie mir sagen. Man schrie gegen sie nicht weil sie aufzuführen verhindert hatte, sondern weil sie hatte aufführen lassen: die Censur hatte bei der Gaieté ein Stück spielen lassen, in welchem die Nationalgarde beschimpft, geschmäht, angespöen wurde. Das von sehr redlichen Leuten und unter Anderen von Herrn Pillet gemachte *Journal de Paris* erstaunte, ganz naiv, daß die Censur zur Ausführung eines solchen Stückes Erlaubniß gegeben hatte, und schrie über Scandal. Das *Journal de Paris* vergaß einfach, daß die von 1789 datirende Nationalgarde, welche Lafayette zum Vater hatte, auf ihren Fahnen einen Namen und ein Datum trug, wodurch die Nerven der hochwürdigen Väter von Montrouge und Saint-Acheul ungemein gereizt wurden. Die Nationalgarde ward auch bei der ersten Gelegenheit ausgelöst.

Wir werden diese, vielleicht ein wenig lange, aber zur Entwicklung unseres Dramas nothwendige Revue beendet haben, wenn gesagt ist, daß das ehemalige Théâtre de la Foire auf Gerüsten, die man zwischen der Gaieté und Madame Saqui errichtet, repräsentirt war, Gerüste, welche dem Herrn Galilée Copernic, so genannt, weil er die Zuschauer am hellen Mittag Sterne sehen ließ, gehörten.

Fügen wir bei, damit der Leser sogleich einen hohen Begriff von der Wichtigkeit dieses Mannes bekommt, eine Wichtigkeit, die er »durch Vorstellungen gegeben mit dem größten Successe, — sein Zettel sagt dies, — vor den bedeutendsten Soverains Europas,« erlangt hat, daß er der Schwager des berühmten Zozo vom Norden ist, von dem wir in der Biographie unseres Freundes Melingue [ Im Belletristischen Auslande unter dem Titel: »Abenteuer und Drangsale eines Schauspielers,« erschienen.] gesprochen haben, und daß er, um das Publicum

durch Possen vor der Thüre zu belustigen, den berühmten Fasiou, den König der Hanswürste seiner Zeit, hat..

Wir hoffen einige Worte über diese erhabenen Possenreißer in den nächsten Kapiteln zu sagen; sie gehören zu der schätzenswerthen Klasse, die man damals *Mohicaner von Paris* nannte, zu Ehren des schönen Romans von Cooper, der so eben erschienen war.

Nun, da das Theater und die Decorationen bekannt sind, suche der Zuschauer es sich so bequem als möglich im Saale zu machen.

Man wird sogleich anfangen.

---



## CVIII.

### Der Commissionär der Rue aux Fers.

Die Rue aux Fers, früher *Rue aux Fèvres* genannt, lag und liegt theilweise noch, — da man sie nicht ganz niedergerissen hat, — zwischen der Rue Saint-Denis, wo sie ihren Anfang hatte, und dem Marché aux Poirées und der Rue de la Lingerie, wo sie ihr Ende hatte. Längs der Nordseite des Marché des Innocents, parallel mit der Rue de la Ferronnerie, hinlaufend wie ein Fluß, der Früchte, Blumen und Gemüse führt, zwischen den hundert auf ihrer Rechten ausgestellten Schenken und den tausend zu ihrer Linken an einander gereihten Marktbuden durchgehend, gebrach es der Rue aux Fers in der Zeit, zu der uns dieses Kapitel zurückführt, nicht an einer gewissen Farbe, an einem gewissen Pittoresken, welches man nicht wiederfinden wird in unserem nach der Schnur gezogenen, geweißten, kosmetischen und correcten Paris, das wie Turin ein großes Damenbrett zum Gebrauche der Philidor und der Labaurdonnais zu werden droht.

Die Menge mit den buntscheckigen Trachten, die schon in der ersten Morgendämmerung in diese Straße stürzte, wie ein Bienenschwarm, der sich, aus dem durchsichtigen Wege der Luft, nach dem mütterlichen Stocke wendet, bot, so beschattet einerseits durch die schwarzen Mauern der Schenken und beleuchtet andererseits durch die durchbrochenen Buden, ein ganz besonderes, ganz originelles Siegel, das ihr eine große Aehnlichkeit mit den aus den Bildern der alten flämischen Meister gemalten Mengen gab.

Es war ungefähr zehn Uhr Morgens und einer der schönen Morgen des Monats März, wo der Frühling durchzuscheinen anfängt und sein rosiges Antlitz noch verschleiert von den letzten Nebeln des Winters zeigt.

Die Sonne, welche damals, um die arme Welt wiederzuerwärmen, nicht alle die Umstände machte, die sie in unseren Tagen macht; die Sonne beleuchtete, durch Atmosphäreschichten benetzt von ihren jungen Strahlen schlüpfend, in ihrer ganzen reinen Schönheit die Najaden von Jean Goujon.

Von oben nach unten troff der Markt von Licht, und die Menge feierte instinctartig, ohne es zu wissen, zugleich mit dem dritten Sonntag des Monats März das Frühlingsfest durch Geschrei und schallendes Gelächter so freudig als Lieder.

Und es war wohl Ursache vorhanden, zugleich zu schreien, zu lachen und zu singen: dieser grau und schwarze, gewöhnlich sechs Monate lang und seit sechs Monaten so traurige, so düstere Markt hatte in der Nacht seinen Rosenkranz ausgesetzt, sein Schlüsselblumenkleid angezogen und seinen Veilchenstrauß vorgesteckt: man hätte glauben sollen, es sei der Blumenmarkt.

Käufer, Handelsleute, Vorübergehende, Jeder wollte, die Frauen an ihrem Gürtel, die Männer an ihrem Knopfloche, dieser eine Nelke, jener einen Lack, Einige von den wohlriechenden Pfännchen haben, welche die Natur bei ihrem Erwachen unter die Bewohner des Landes mit

ihrer unermüdlichen Freigebigkeit, mit ihrer unerschöpflichen Verschwendung austheilt.

Einer von denjenigen, welche am Wollüstigsten, wenn nicht am Geräuschvollsten dieses Erwachen der Natur zu genießen schienen, war ein in seiner ganzen Länge aus einem Commissionärshaken zwischen der Thüre und dem Fenster vor einer der Schenken, mit denen die Rue aux Fers gesprenkelt ist, ausgestreckter junger Mann, der beide Arme über seinem Kopfe gekreuzt und die Augen der Fontaine aux Innocents zugewendet hatte.

Sah man diesen jungen Mann, der, vom Kopfe bis zu den Füßen in Sammet gekleidet, so nachlässig ausgestreckt war und durch alle Poren die ersten Sonnenstrahlen einzuathmen schien, diesen Mann mit seinen großen schwarzen Augen und seinem schwarzen Barte, so hätte man ihn für einen der wollüstigen, in der Sonne, welche die Chiaje Neapels vergoldet, liegenden *Lazzaroni* gehalten.

Und dennoch würde, ihn näher oder aufmerksamer anschauend, derjenige, welcher beim ersten Blicke diese Meinung von ihm gefaßt hätte, sehr rasch seinen Irrthum erkannt und bereut haben, daß er ihn, wenn auch nur eine Secunde, mit jenen sorglosen Neapolitanern verwechselt, deren Gesicht nur Trägheit und Bestialität ausdrückt.

Es genügte in der That, einen Blick aus das Gesicht dieses schönen jungen Mannes zu werfen, um zu begreifen, daß dies nicht ein Commissionär ähnlich denen, welche ihn umgaben, ein gemeiner Lastträger, kurz ein Saumthier war; — nein, die männliche Schönheit dieses Gesichtes, das Verständige dieser Physiognomie, die Distinction des Aeußern, die Originalität der Tracht, Alles offenbarte beim ersten Blicke den Mann, den unsere Leser ohne Zweifel schon als den geheimnißvollen Salvator, als den Haupthelden unseres Buches erkannt haben.

Salvator hatte schon seit sieben Uhr Morgens seine zwei bis drei Commissionen gemacht; denn es fehlte ihm nicht an Commissionen, und, wir müssen es bemerken, er empfing die aus sein Gewerbe bezüglichen Befehle und Aufträge mit derselben Höflichkeit, wir möchten beinahe sagen mit derselben Demuth, mit der es jeder andere Commissionär, der nicht dieselben Eigenschaften wie er würde besessen haben, hätte thun können. Allerdings vollführte er die Sendungen, mit denen man ihn betraute, mit ganz anderer Intelligenz als einer von seinen Kameraden.

War es aus diesem rein moralischen Grunde oder aus einem andere ein wenig mehr physischen, daß die Kundschaft von Salvator fast ausschließlich aus Frauen bestand? Wir vermöchten es nicht zu sagen, und wir lassen unsern Lesern die Freiheit, sich selbst eine Meinung hierüber zu machen.

Für die Vorübergehenden und für die Leute, welchen wenig daran lag, zu wissen, was sich im Geiste oder im Herzen von Salvator bewegte, schaute Salvator die Einzelheiten des reizenden Brunnens an, welche anzuschauen uns nicht mehr einfällt, so sehr sind wir mit denselben seit unserer Kindheit vertraut, oder Salvator überließ sich auch einigen von jenen Träumereien, welche den Träumer dergestalt isoliren, daß er am Ende mitten unter dieser Menge, so beträchtlich sie sein mag, mit seinen Gedanken ganz allein ist.

Doch für uns, die wir ihn von lange her kennen, schaute Salvator nicht den Brunnen an, träumte Salvator nicht: nein, Salvator beobachtete und horchte, — in Erwartung einer Botschaft, die ihn seiner Unbeweglichkeit entziehen würde, — Salvator bildete sich mit Allem dem, was im Bereiche seiner Augen und Ohren vorging, eine Beute, aus der er im gegebenen Momente nur zu schöpfen hatte, um den glänzenden Karfunkel hervorzuholen, der Aller Augen blendete und machte, daß man ihn als einen Zauberer ansah.

Und dennoch war, unter Allem dem, Salvator eher der Mann der That, als der Idee. Gewöhnlich, — und wir haben ihn so verfahren sehen, — handelte er, statt zu träumen, und wenn er zu träumen schien, statt zu handeln, so war dies so, weil er, wie ein geschickter Maschinist, eine Decorationsveränderung, ein unbekanntes Kunststück in der Art der Feerei vorbereitete, die sich in seinem Geiste gestaltete.

Andererseits, obgleich er in diesem Augenblicke unthätig war, war es ihm doch sehr schwer, sich der Träumerei hinzugeben, selbst angenommen, er hätte das Verlangen hiernach gehabt.

Es vergingen in der That nicht fünf Minuten, ohne daß ihn Jemand anredete:

»Sie sind in Verlegenheit?«

»Ja.«

»Wenden Sie sich an Herrn Salvator.«

»Wo ist er? Ich suche ihn.«

»Dort.«

»Ah! Herr Salvator! . . .«

Und die verlegene Person erzählte Salvator die Ursache ihrer Verlegenheit; und, war es im Rechte, war es in der Medicin, war es in der Moral, war es in der Politik, Salvator hatte immer einen Rath für den Prozeß, ein Recept für die Krankheit, eine Ansicht für die Rechtschaffenheit, ein Licht für die Meinung; so daß die Person, welche gekommen war, um sich bei Salvator Rathes zu erholen, erleuchtet oder erleichtert, hoffend oder glaubend wegging.

Er war zugleich für die Bewohner des Quartiers, für die Händler und die Händlerinnen der Halle, und sogar für die einfachen Vorübergehenden, ein Friedensrichter, ein Experte, ein Rechtsberater, ein Arzt des Leibes und des Geistes, ein Rächer des Unrechts. Herr Salvator, das war der Salomo der Halle; und es wurde nicht eine auch nur ein wenig wichtige Angelegenheit abgemacht, über die man ihn nicht zu Rathe zog, wie es keine auch nur ein wenig ernste Streitigkeit gab, bei der man ihn nicht zum Schiedsrichter nahm.

Man hörte also zu jeder Minute immer nur die zwei Worte ertönen: »Herr Salvator! Herr Salvator!« Und fragte ein neugieriger Vorübergehender, wie Jean Robert den Kellner der Freischenke:

»Wer ist das. Herr Salvator?«

So antwortete man ihm, wie der Kellner Jean Robert geantwortet hatte:

»Herr Salvator? bei Gott! das ist. . . Herr Salvator!«

Nichts mehr; der Neugierige mußte sich mit dieser Antwort begnügen.

Nur wenn er Herrn Salvator durchaus sehen wollte, und Herr Salvator war nicht in einem Gange begriffen, zeigte man ihm Herrn Salvator; und fast immer traf der Blick des Fragenden den jungen Mann einen Streit schlichtend, einen Prozeß vergleichend, oder einem verkrüppelten Bettler, einer armen Witwe, die ein Kind aus ihren Armen trug und drei oder vier an ihrem Rocke hängende nachschleppte, Almosen spendend.

Hierdurch erfolgte, daß Käufer oder Verkäufer, Kranker oder Prozeßführer, Bürger oder Mann aus dem Volke, Jeder ihm etwas schuldig war; Dieser einen Rath, Jener eine Lection, ein Anderer ein Almosen. Und der Rath von Salvator war immer so gut, sein Urtheil so richtig, seine Meinung so gerecht, daß mehrere Male der Commissär des Quartiers, verstrickt in den unentwirrbaren Zwisstigkeiten seiner Amtsuntergebenen, insgeheim zu dem jungen Manne ging, um sich bei ihm Rath zu erholen, oder ihn zu sich kommen ließ, oder einfach die Parteien zu ihm schickte.

In dem Augenblicke, wo wir diese Erzählung wieder ausnehmen, — das heißt am Sonntag dem 23. März 1827, Morgens um zehn Uhr, war Salvator, wie gesagt, allein, doch nicht für lange, wie wir sogleich sehen werden.

In der That, aus der Thüre der Schenke, an deren Mauer er angelehnt war, kam ein Paar mit frischen, rosigen Wangen, mit glänzenden Augen, mit leicht geöffneten Lippen und Schmelzzähnen hervor: zwei junge Leute, oder vielmehr ein junger Mann und ein Mädchen, leuchtend, funkelnd Beide wie der Sonnenstrahl, der sie in dem Momente, wo sie im Rahmen der Thüre erschienen, übergoß.

Die Augen des jungen Mannes fielen aus Salvator, der ihn nicht sehen konnte, da er den Kopf der andern Seite zugewendet hatte.

»Halt! da ist Herr Salvator!« sagte der junge Mann mit einem mit Freude gemischten Erstaunen.

»Herr Salvator?« fragte das Mädchen, »Mir scheint, ich habe diesen Namen schon gehört.«

»Und Du kannst sogar sagen, Du habest sein Gesicht gesehen, Prinzessin . . . gesehen oder erschaut. Du warst allerdings an diesem Tage sehr beschäftigt, armes Kind, und man sieht schlecht mit thränengebadeuten Augen.«

»Ah! ja, in Meudon, nicht wahr?« sagte das Mädchen.

»Ganz richtig, in Meudon.«

»Nun wohl,« sprach das Mädchen erstaunt und mit leiser Stimme, »aber wer ist denn Herr Salvator?«

»Es ist ein Commissionär, wie Du siehst.«

»Weißt Du, daß er sehr gut aussieht, Dein Commissionär?«

»Und er ist noch viel besser, als er aussieht,« erwiderte der junge Mann.

Dann machte er eine halbe Wendung rechts, um sich vor den Commissionär zu stellen, und sagte, indem er ihm die Hand reichte:

»Guten Morgen, Herr Salvator!«

Salvator erhob sich halb wie ein Pascha, der Audienz gibt, schaute denjenigen, welcher ihn grüßte, an, nahm dann ohne Zögern und wie ein Mann, der glaubt, seine Intelligenz mache ihn zu jedes Menschen aus der Welt Gleichen, die Hand, die man ihm reichte, und antwortete:

»Guten Morgen, Herr Ludovic!«

Es war wirklich Ludovic, der aus das Verlangen der Person, welche ihm den Arm gab, ein paar Dutzend Austern in der Schenke zur Goldenen Muschel gegessen hatte, die im Rufe stand, sie öffne die frischesten Austern und sie entpfropfe den besten Chablis der ganzen Halle.

. »Bei Gott! Herr Salvator,« sprach Ludovic. »es ist mir durchaus nicht unangenehm, Sie in der Ausübung Ihrer Functionen zu sehen! Ich brauche nicht weniger als dies, das betheure ich Ihnen. um nicht beharrlich zu glauben, Sie seien ein verkleideter Prinz.«

»Und mir auch,« erwiderte Salvator dem Complimente ausweichend, »mir ist es auch sehr lieb, daß ich Sie sehe, einmal weil ich Sie sehe und es mir Vergnügen macht, einem Manne von Herz und Talent die Hände zu drücken, sodann weil Sie mir einige Nachrichten über die arme Carmelite geben werden. Wie geht es ihr?«

Ludovic machte eine unbemerkbare Bewegung mit den Schultern.

»Besser,« antwortete er.

»Besser heißt nicht gut,« entgegnete Salvator.

Ludovic streckte seine Hand in den Sonnenstrahl aus, der den reizenden Kopf seiner Gefährtin beleuchtete.

»Das wird sie hoffentlich vollends wiederherstellen!«

»Physisch, ja,« erwiderte Salvator; »doch moralisch? . . Wie viel Jahre wird das arme Kind brauchen . .?«

»Um zu vergessen?«

»Oh! das sage ich nicht! ich habe nicht nöthig gehabt, sie zu sehen, um überzeugt zu sein, daß sie nie vergessen wird.«

»Um sich zu trösten also?«

»Sie wissen,« sprach Salvator, »die Mißgeschicke, über die man sich am schnellsten tröstet, sind die unwiederbringlichen Mißgeschicke,«

»Ja, ich weiß es wohl; ein Dichter sagt:

**»Et rien n'est éternel, pas même la douleur!«**  
**[Und nichts währt ewig, nicht einmal der Schmerz.]**

»Das ist die Ansicht des Dichters . . . Was ist nun die Ansicht des Arztes?«

»Die Ansicht des Arztes ist, mein lieber Herr Salvator, daß die erhabenen Geister den Schmerz nicht verachten und heruntersetzen dürfen, wie es die gemeinen Organisationen thun. Der Schmerz ist eines der Elemente der Natur, eines der Vervollkommnungsmittel zum Gebrauche Gottes! Wie viele Menschen. Dichter, Künstler wären unbekannt geblieben ohne einen großen Schmerz oder ein großes Gebrechen? Byron hat das Glück gehabt, hinkend geboren zu werden und eine zänkische Frau zu heirathen. Byron verdankt, nicht sein Genie, — das Genie kommt unmittelbar vom Himmel, — das Ausbreiten, das Erschließen, das Aufblühen dieses Genies seinen Mißgeschicken. Carmelite wird sein wie Byron, nicht ein großer Dichter, aber eine große Künstlerin, eine Malibran, eine Pasta; etwas mächtiger vielleicht, denn sie wird unter den Frauen gelitten haben! Wäre sie mir Colombau glücklich gewesen? Das kann Niemand sagen. Sie wird ohne ihn berühmt sein, das versichere ich.«

»Doch mittlerweile . . ?«

»Mittlerweile hat sie bei sich einen Arzt, der geschickter ist, als ich.«

»Geschickter als Sie? Erlauben Sie mir, das zu bezweifeln . . . Und wer ist dieser Arzt?«

»Ein Mädchen, das glücklicher Weise nicht ein Wort von der Medicin weiß! das aber alle die engelischen Worte der Selbstverleugnung und der Hingebung kennt, mit denen man die Herzen heilt: eine ihrer Freundinnen, ein Zögling von St. Denis, wie sie, Fragola genannt.«

Salvator lächelte und erröthete zugleich, als er so von seiner Geliebten sprechen horte.

Das Mädchen aber, das Ludovic am Arme hatte, verzog den Mund, als sie ihn einer andern Frau ein so pomphaftes Lob spenden hörte, und begleitete diese Mundverziehung mit einem so soliden Kneipen, daß sich der, Arzt eines Schreis nicht erwehren konnte.

»Ei! mein Gott,« sagte er, was gibt es denn. Chante-Lilas?«

Salvator, der bis dahin, halb aus Gleichgültigkeit, halb aus Discretion, der Gefährtin des jungen Doctors nur eine geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wandte, als er diesen Namen hörte, den Kopf nach ihrer Seite und schaute sie mit einem neugierigen, obschon wohlwollenden Auge an.

»Ah!« sagte er, »Sie sind Mademoiselle Chante-Lilas?«

»Ja, mein Herr,« antwortete das Mädchen ganz stolz, daß sein Name dem schönen Commissionär bekannt war. »Sie kennen mich?«

»Ich kenne wenigstens Ihren Namen und Ihre Titel.«

»Ah! ah! Du hörst, Prinzessin! — Sie kennen ihren Namen und ihre Titel? woher kennen Sie dieselben?«

»Weil ich sie habe von den Vasallen der Prinzessin von Vanvres feiern hören.«

»Ja,« sagte Ludovic, »Camille hatte sie so getauft.«

»Camille Rozan . . . Sie haben keine Nachrichten von ihm?« fragte Salvator.

»Bei meiner Treue, nein.« erwiderte das Mädchen; »ich habe keine Nachrichten von ihm erhalten, und ich hoffe auch keine zu erhalten.«

»Und warum dies?« sagte Ludovic. »Glaubst Du zufällig, ich sei eifersüchtig aus ihn?«

»Oh! mein Herr, ich weiß wohl, daß Sie mir keine solche Ehre erweisen! . . Ah! die Comtesse du Battoir hatte wohl Recht!«

»Was sagte die Comtesse du Battoir?« fragte Salvator.

»Sie sagte: »Traue nie den Engländern; sie sind alle schlimm. Traue nie den Amerikanern! sie sind alle . . .«

»Nun, nun, Prinzessin. Sie werden Frankreich mit den Vereinigten Staaten entzweien.«

»Ah! es ist wahr! . . Und ich vergaß die Comtesse du Battoir!«

»Wo ist sie?«

»Sie erwartet mich oder soll mich an der Barrière Saint-Jacques erwarten , wohin sie gegangen ist, um Ihrem Oheim seine Wunden zu verbinden . . . Rasch, laß uns einen Fiacre nehmen und führe mich dahin, wohin Du mich im Fiacre zu führen versprochen hast.«

»Ah! ja . . . Aber, Prinzessin, Sie glauben also, ich habe, wie Sie, eine Apanage?«

»Gut! wenn man die Millionäre heilt, muß man sich auf dem Golde wälzen.«

»In der That. Herr Ludovic, es scheint. die Einwohner von Vanvres und von Bas-Meudon sind im Begriffe, dem rettenden Aesculap einen Tempel zu bauen.«

»Nun wohl, Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen: ich befürchte, ich habe der Menschheit einen schlimmen Dienst dadurch geleistet, daß ich diesen würdigen Herrn Gérard herausgerissen; er hat ein Gesicht, das mir ganz und gar nicht gefällt, und wäre hier ein abscheulicher Schurke unter der Haut eines redlichen Mannes verborgen, so würde mich das nicht wundern.«

»Doch. mag er nun ein ehrlicher Mann sein oder nicht sein, — er ist gerettet,?«

»Ah! ja . . . Es ist manchmal ein garstiges Gewerbe, das Gewerbe eines Arztes!«

»Sprich offenherzig: wie viel hat er Dir für Deine drei Besuche bezahlt?«

»Prinzessin, da ich absichtlich meine Adresse zu hinterlassen vergaß, und nicht zu Herrn Gérard zurückkehrte, seitdem ich die Ueberzeugung bekommen habe, daß er gerettet ist, so ist das eine Rechnung, welche noch abzumachen.«

»Nun, so gib mir Deine Vollmacht, und ich übernehme die Sache.«

»Es sei, später.«

»Wenn dies?«

»Wann wir uns trennen: das wird mein Abschiedsgeschenk sein.«

»Einverstanden . . . doch mittlerweile fährt hier ein Fiacre vorüber. Holla! Kutscher!«

Der Kutscher hielt an, ließ seine Pferde sich gegen links wenden und führte seinen Wagen aus vier Schritte von der Gruppe.

»Ah! man muß wohl thun, was Du willst, Prinzessin!« sagte Ludovic.

Sodann zu Salvator:

»Aus Wiedersehen, Herr Commissionär! wie man in *Tausend und eine Nacht* sagt; denn ich komme auf meine erste Idee zurück: Sie sind entschieden ein verkleideter Prinz.«

Salvator lächelte: die zwei jungen Leute drückten sich die Hand.

Chante-Lilas schleuderte über seine Schulter einen mörderischen Blick Salvator zu; Ludovic fing ihn unter Weges auf.

»Nun, Prinzessin!« sagte er mit verstelltem Zorne.

»Ah! bei meiner Treue!« erwiderte Chante-Lilas, »ich weiß nicht, was lügen ist: ich finde ihn sehr hübsch, diesen Commissionär da, und hätte ich Dir nicht für drei Wochen Treue geschworen, so weiß ich, welchen Auftrag ich ihm geben würde.«



»Wohin soll ich Sie führen, Herr?« fragte der Kutscher.

»Geben Sie Ihre Befehle, Prinzessin,« sagte Ludovic.

»Porte Saint-Jacques!« rief Chante-Lilas. Und der Kutscher ging in der bezeichneten Richtung ab.



## CIX.

Welche hakenförmige Atome es waren, die la Gibelotte  
an Croc-en-Jambe genietet und Croc-en-Jambe an la  
Gibelotte gelöthet hatten.

In dem Augenblicke, wo der Fiaere, der Ludovic und Chante-Lilas entführte, an der Ecke der Rue Saint-Denis verschwand, sah Salvator aus den Tiefen von einem der Gewölbe, unter welche einzudringen die Sonne sich;u schämen schien, aus sich, — ähnlich zwei Schatten, nicht aus der poetischen Hölle von Virgil oder der finsternen Hölle von Dante, sondern aus einer einfachen Weise hervortretend, — die gepaarten Silhouetten von zwei Männern zukommen, die er an dem Alkohol-, Tabak-, Knoblauch- und Baldriangeruche, den sie um sich her ausdünsteten, statt der Wohlgerüche der Jugend, des Frühlings und der Veilchen, welche die zwei Verliebten mit sich fortgenommen, mit geschlossenen Augen als den Vater la Gibelotte, den Kaninchen-Katzenlieferanten der Umgegend, und als seinen getreuen Diener und Freund Croc-en-Jambe, den Lumpensammler-Aufwühler, erkannt hätte, — um so viel mehr erkannte er sie mit offenen Augen.

Bei den Personen, welche, wie Ritif de la Bretonne und Mercier. ein besonderes Studium aus den Neigungen, den Sitten, den Gewohnheiten der niedrigen Klassen, der unteren Schichten der Gesellschaft machen, wird es ein tiefes Erstaunen erregen, wenn sie sehen, daß ein Lumpensammler einen Freund hat. Wir begreifen das Erstaunen dieser Personen, und wir wären erstaunt wie sie, gäbe unsere Stellung als Romanschreiber. — manchmal ein garstiges Gewerbe. wie vorhin unser Freund Ludovic sagte, und wie man sogleich sehen wird, da es uns nöthigt, uns in solchem Schmutze zu schleppen; — gäbe unsere Stellung als Romanschreiber uns nicht das Vorrecht, Alles zu bissen.

In der That, der Lumpensammler, der, geboren mit einem landstreicherischen Temperamente, — wir sind der Ansicht der Moralisten, welche behaupten, der Mensch sei der Sklave seines Temperaments; — in der That, sagen wir, der Lumpensammler, der, geboren mit einem landstreicherischen Temperamente, im zartesten Alter aus dem väterlichen Hause durchgegangen ist, um, ein Nomadenleben, ein wildes, fast immer nächtliches Leben führend, Lumpen zu sammeln, der nach Verlauf einiger Jahre seiner Familie dergestalt fremd geworden ist, daß er den Namen seines Vaters vergißt, den seinigen sogar, um des Spitznamens willen, den man ihm gibt, oder den er sich gegeben hat, — der endlich Alles bis aus die Erinnerung seines Alters verliert, — wir glauben, daß der Lumpensammler zur Freundschaft beinahe unfähig ist.

Vor Allem ist die Freundschaft ein edles Gefühl, und die edlen Gefühle, die man häufiger, als man wohl denkt, bei den unteren Klassen der Gesellschaft trifft, existiren nicht beim Lumpensammler, diesem Paria der westlichen Gesellschaften. Mit den ekelhaftesten Lumpen bedeckt, affectirt er eine Art von Unfläthigkeit, isolirt er sich von den Massen, weil er instinctartig begreift, daß sich die Massen von ihm isoliren, wird er allmählig Misanthrop, mürrisch, zuweilen boshaft, immer herb und hart.

Bemerken wir beiläufig, daß es unter den Lumpensammlern häufig ehemalige Strafgefangene und unter den Lumpensammlerinnen Prostituirte der niedrigsten Art gibt.

Was hauptsächlich dazu beiträgt, den Lumpensammler zu verdüstern und diesen Hang zur Ungeselligkeit zu vermehren, ist der übermäßige Genuß des Branntweins, der bei ihm allen Ausdruck übersteigt. Der Branntwein hat für den Lumpensammler und besonders für die Lumpensammlerin, — denn dieses seltsame Thier besitzt sein Weibchen, — einen unglaublichen Reiz, einen Reiz, den nichts auszuwiegen vermöchte; der Eine und die Andere verzehren so wenig als möglich an Speisen, um sich so oft und so reichlich als möglich ihrer Lieblingsleidenschaft überlassen zu können. Sie bilden sich ein, dieser Flammentrank unterstütze sie so gut als solide Substanzen, weil sie die künstliche Kraft, die ihnen der Alkohol gibt, für wirkliche Kraft halten, während diese Ueberreizung nur die Wirkung eines Mittels ist, das den Magen brennt, statt ihn zu stärken. Es herrscht auch in der Klasse der Lumpensammler eine Sterblichkeit doppelt so groß, als die, welche die anderen Klassen, selbst die unglücklichsten, trifft.

Durch den übermäßigen Genuß des Alkohols erscheint ihnen der Wein gewöhnlich fad, geschmacklos, so daß bei den großen Veranlassungen der Lumpensammler, der einen Augenblick den Branntwein verläßt, sich dagegen dem Genusse des Glühweins gewürzt mit Pfeffer und aromatisirt durch Citrone und Zimmet hingibt, zur großen Verzweiflung der Schenkwirthe, welche, während sie das Geld ihrer Kunden einnehmen, sich darüber entrüsten, daß sie zugleich so viel Elend und so viel Sinnlichkeit sehen.

Man begreift daher, daß es für irgend ein Gefühl, — außer den brutalen Instincten der Natur, — schwierig ist, in das Herz von einem dieser unglücklichen Verworfenen Eingang zu finden, und man darf sich also mit Recht darüber wundern, sieht man einen Lumpensammler mit einem andern Menschen fraternisiren. und wäre dieser Mensch Katzentödter, wie es unser alter Bekannter la Gibelotte war.

Der Vater la Gibelotte war im Grunde auch nicht mit seinem Gefährten Croc-en-Jambe so eng verbunden, wie es der Oberfläche nach den Anschein hatte. Der Vater la Gibelotte war der Freund des Lumpensammler-Aufwüblers ungefähr wie der Bär der Freund seines Wärters ist, wie die Katze die Freundin der Maus ist, wie der Wolf der Freund des Lammes ist, wie der Gendarme der Freund des Gefangenen ist, wie der Handelsaufseher der Freund des Schuldners ist.

Croc-en-Jambe war in der That der Schuldner von la Gibelotte, und zwar Schuldner für eine ungeheure Summe, bedenkt man, daß der mittlere Verdienst von Croc-en-Jambe nicht zwanzig Sous im Tage überstieg, oder, um genauer zu sprechen, zwanzig Sous in der Nacht. Die Schuld von Croc-en-Jambe gegen la Gibelotte belief sich um diese Zeit auf die fabelhafte Summe von hundert fünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes, Kapital und Zinsen inbegriffen.

Croc-en-Jambe behauptete allerdings, er habe in Wirklichkeit nur fünfundsiebzig Livres zehn Sous erhalten; — Croc-en-Jambe protestierte gegen das Decimalsystem und weigerte sich durchaus, es anzunehmen; — er sagte auch, unter dieser Summe habe er zwei Dreißig-Sous-Stücke von Blei und zwei Fünfzehn-Sous-Stücke von Blech getroffen.

Selbst die von Croc-en-Jambe zugestandene Zahl angenommen, wird man sich nun fragen, wie la Gibelotte Gläubiger einer fabelhaften Summe gegenüber von seinem Gefährten, in Betracht der precären Lage dieser zwei Industriellen, habe sein können.

Vor Allem haben wir zu bemerken, daß bei den zwei Industriellen Einer war, dessen Industrie bei Weitem der Vorzug vor der des Andern gebührte: das war die Industrie des Katzentödters. Jede Katze trug la Gibelotte zwanzig bis fünfundzwanzig Sous ein; dreißig bis vierzig Sous, war es eine Angorakatze. Bei der Katze ist nichts verloren: das Fleisch wird Kaninchen, der Balg wird Hermelin.

Nehmen wir zu vier die mittlere Zahl der von la Gibelotte getödteten Katzen an, so haben wir ein Einkommen von fünf Franken täglich, von hundert und fünfzig Franken monatlich, von achtzehnhundert Franken jährlich. Von dieser jährlichen Summe von achtzehnhundert Franken konnte aber la Gibelotte leicht tausend Franken aus die Seite legen, da er sich kaum um seine Nahrung zu bekümmern hatte, weil die Garköche, deren Lieferant er war, für ihn immer einige Ueberbleibsel von Kalbfleisch oder Ochsenfleisch aufbewahrten; — la Gibelotte, wie alle große Jäger, aß nie von seinem Wildpret; — und da er auch nicht für seine Kleidung besorgt sein durfte, weil die Abfallpelze mehr als genügend waren, um ihn Sommer wie Winter zu kleiden.

La Gibelotte war also reich; so reich, daß das Gerücht ging, er habe einen Wechselagenten, und er spiele in der Rente.

Doch in seiner Armuth hatte Croc-en-Jambe etwas, um was ihn la Gibelotte in seinem Reichthum beneidete: Croc-en-Jambe hatte eine Zwergin!

Wie hatte sich Mademoiselle Bébé die Rothe, welche von einem der Schaugerüste des Boulevard entwichen war, mit Croc-en-Jambe verbunden? Dies zu wissen ist von keiner Bedeutung für die Leser, und wir beschränken uns daraus, daß wir die Thatsache bestätigen. Croc-en-Jambe war also der Liebhaber von Mademoiselle Bébé der Rothen, deren Portrait lange aus dem Boulevard du Temple zwischen dem numidischen Löwen und dem bengalischen Tiger figurirt hatte, die hier noch figurirten, zur großen Befriedigung der Neugierigen und zum großen Nutzen der Königin Tamatave, welche, den Martin und den Van Amburgh in der Kunst, die wilden Thiere zu bezaubern, zuvorkommend, in ihren Käfig dreimal des Tages auf die Gefahr, einmal unter drei gefressen zu werden, eintrat. — Nur war, seitdem Mademoiselle Bébé die Rothe aus der Menagerie verschwunden, ihr Portrait vom Anschlagzettel verschwunden.

Warum war nun Mademoiselle Bébé die Rothe aus der Menagerie verschwunden?

Es waren in dieser Hinsicht mehrere Versionen im Umlaufe. Diejenige, welche am meisten aus dem Boulevard Glauben gefunden, war, Mademoiselle Bébé die Rothe habe sich eines Abends im Sacke geirrt, und, statt die Hand in ihren Arbeitssack zu stecken, habe sie dieselbe in den Einnahmesack gesteckt; wonach sie durch irgend eine Oeffnung der Baracke hinausgeschlüpft sei und sich aus dem Staube gemacht habe. Die Königin Tomatore erhob ein gewaltiges Geschrei über den Raub; sie wollte Mademoiselle Bébé die Rothe beim Polizeipræfecten anzeigen. — und es wäre nicht schwierig gewesen, selbst wenn die Flüchtige

die Schuhe von Madame du Barry angenommen hatte, sie wieder aufzufinden und zu verhaften; — doch es fand sich in der Baracke des Boulevard du Temple eine Vorsehung, welche über der unklugen Zwergin wachte; das war ein gewisser Herr Flageolet, den man in Paris mit gekreuzten Armen, gekleidet wie ein Kärner im Sonntagsstaate, spazieren gehen sah, von dem man keine Rente, keine Erbschaft, keine Einschreibung in das große Buch, kein Haus in der Sonne kannte, der aber ganz artig vom Morgen bis zum Abend drei bis vier Fünf-Franken-Stücke in seiner Tasche klingen lieft.

Wer war denn Herr Flageolet?

Herr Flageolet war der Intendant, der Vertraute der Königin Tamatave; ihr Graf Essex, vergleichen wir sie mit Elisabeth; ihr Rizzio, wenn wir sie mit Maria Stuart vergleichen.

Es war sogar eine vermuthliche Erbin genannter Majestät da, deren Abkunft man sicherlich aufgefunden hätte, wäre das Aufsuchen der Vaterschaft nicht durch den Codex, verboten gewesen, und die man ohne Zweifel zum Andenken an die Melodie, aus die sie geboren war, Mademoiselle Musette [Dudelsack.] nannte.

Nun wohl, Herr Flageolet widersetzte sich förmlich, daß irgend eine Anzeige gegen Mademoiselle Bébé die Rothe gemacht werde, und die Königin Tamatave, als sie die Großmuth ihres Geheimenraths sah, die sie in einem gewissen Verdachte der Eifersucht bestärkte, rief:

»Gut, sie mag sich anderswo henken lassen. Ich bin zu glücklich, um ein paar Fünf-Franken-Stücke von einer solchen liederlichen Dirne befreit zu sein!«

Da aber Mademoiselle Bébé nichts von der Großmuth wußte, die man gegen sie aus dem Boulevard du Temple übte, so hielt sie es für klug, sich wenigstens eine Zeit lang zu verbergen; und bald verbreitete sich im Quartier Saint-Jacques das Gerücht, Croc-en-Jambe habe eine Geliebte bei sich, und eifersüchtig wie ein africanischer Bey oder wie ein türkischer Sultan verberge er sie vor Aller Augen. Es war nicht möglich, das Factum zu bewahrheiten, weil die Dachkammer von Croc-en-Jambe auf einen Hof ging.

Mademoiselle Bébé die Rothe, welche nicht einmal, um sich zu zerstreuen, die Aussicht aus eine Straße hatte, wie man in Paris sagt, langweilte sich ungemein; und da sie es nicht wagte, bei Tage auszugehen, aus Furcht von einer anderen Rothen getroffen zu werden, welche sie hätte festnehmen können, so stand sie einen Theil der Nacht am Fenster, horchte aus den Gesang der Nachtigall und zählte die Sterne, während Croc-en-Jambe Lumpen sammelte.

La Gibelotte nun, der einen Katzenwechsel unter dem Hofthore des Hauses, in welchem Croc-en-Jambe wohnte, bemerkt hatte, stellte sich eines Abends an diesen Thore auf den Anstand.

Er sah die Zwergin an ihrem Fenster.

Setzen Sie Romeo an die Stelle von la Gibelotte, setzen Sie Julie an die Stelle von Mademoiselle Bébé, und Sie werden eine bezaubernde Liebesscene, eine poetische Scene haben, die ich Ihnen, wenn Sie es verlangen, liebe Leser, selbst nach Shakespeare erzähle, während ich

Sie bitte, nicht von mir die Scene zu beehren, welche zwischen Mademoiselle Bébé und la Gielotte vorfiel.

Das Resultat der Scene war ganz einfach, daß am andern Tage, mit Croc-en-Jambe frühstückend, la Gibelotte dem Lumpensammler den Vorschlag machte, ihm, gegen fünf Franken monatlich, und zwar eingerichtet, eines von den zwei Zimmern abzutreten, die er, la Gibelotte, bewohnte. Da dies eingerichtet gerade so viel war, als Croc-en-Jambe ohne alle Einrichtung bezahlte, so nahm der Lumpensammler mit Dank das Anerbieten des Katzentödters an, und transportirte zu dem edelmüthigen Manne seine Penaten und die von Mademoiselle Bébé.

Am Ende des Monats offenbarte Croc-en-Jambe, der sich in seinem neuen Domicil äußerst wohl befand, einige Unruhe; als mitleidige Gefährtin erkundigte sich Mademoiselle Bébé nach den Ursachen seines Kammers: Croc-en-Jambe setzte ihr auseinander, daß er befürchte, er werde nicht im Stande sein, seinen Miethzins zu bezahlen.

Mademoiselle Bébé überlegte einen Augenblick, und die Frucht dieser Reflexionen war die Antwort, welche Croc-en-Jambe viel zu denken gab:

»Ich werde die Sache mit la Gibelotte abmachen.«

Da aber die Sache wirklich abgemacht wurde, da la Gibelotte nicht mehr vom Miethzinse mit Croc-en-Jambe sprach, so dachte Croc-en-Jambe auch nicht mehr hieran, und da er die glückliche Idee angenommen hatte, nicht mehr an den Miethzins seines ersten Monats zu denken, so hielt er es nicht für ersprießlich, diese Gewohnheit in Betreff der anderen zu verlieren; da ferner ein Monat, zwei Monate, drei Monate ohne alle Reclamation von Seiten von la Gibelotte vergingen, so stellte sich sachte in ihm die Idee fest, er habe das gefunden, was: außer in Sainte-Pélagie, so selten zu finden war, eine unentgeltliche Wohnung.

Mehr noch: war die Nacht schlecht, das heißt regnerisch, kalt oder unfruchtbar gewesen, und Croc-en-Jambe kam durchnäßt, erfroren oder mit leerer Hotte nach Hause, —lauter Umstände, unter welchen Mademoiselle Bébé mit ihrem Lebensgefährten zufrieden zu sein keine Ursache hatte, — so geschah es oft, daß bei den ersten lauten Worten, die er in der Stube seiner Miethsleute hörte, la Gibelotte an die Thüre klopfte, eintrat und, da er die Verdüsterung der Gesichter sah, die Hand in seine Tasche steckte und ihnen zurief:

»Warum? warum? . . Thränen und Zähneknirschen, weil die Lumpenernte schlecht gewesen ist? Die Ernte der Kaninchenbälge ist gut gewesen, und die Freunde sind keine Türken!«

»Und was beweist, daß sie keine Türken sind?« fragte Croc-en-Jambe, skeptisch wie ein Lumpensammler.

»Sprich, wird es Dein Glück machen, wenn ich Dir dreißig Sous leihe?«

»Es wird wenigstens unendlich viel dazu beitragen,« antwortete Croc-en-Jambe.

»Nun wohl, so sei glücklich: hier sind fünfzehn!« »Mit fünfzehn Sous werde ich aber nur halb

glücklich sein!«

»Nimm, immerhin! verzehre diese . . . Bist Du nur halb glücklich, so werden wir nachher sehen.«

Croc-en-Jambe ging, kaufte für fünfzehn Sous flüssiges Glück, statt für fünfzehn Sous solides Glück zu kaufen, trank die Glückseligkeit, statt sie zu essen, und kam in der Regel so glücklich nach Hause, daß er, da er das Gewicht seines Glückes nicht tragen konnte, bald an den Fuß eines Weichsteines, bald an die Hausthüre, bald aus die erste Stufe der Treppe fiel.

Der Lumpensammler fand die Existenz, die ihm sein Freund la Gibelotte bereitete, ziemlich sanft, als eine unerwartete Katastrophe, wie ein Kartenhaus, das Glück, das er aus den Felsen gekittet glaubte, umstürzte. Der Mensch denkt, der Teufel lenkt! Die Dinge gingen so, wie wir gesagt haben, drei bis vier Monate, als, nach dem gemeinschaftlichen Domicil zurückkehrend, ganz lendenlahm von dem Streite, den sie in der Nacht des Fasching-Dienstags mit unseren jungen Leuten gehabt hatten, der Katzentödter und der Lumpensammler in der Mitte von Gendarmen, die ihr die Ehre erwiesen, sie zu begleiten, Mademoiselle Bébé die Rothe sahen, deren Strohsack man bereichert durch zwei silberne Bestecke gefunden, welche von einem benachbarten Bijoutier verschwunden waren, wo die Zwergin am Tage eine Chrysocal-Uhr, die sie der Freigebigkeit von la Gibelotte verdankte, hatte ausbessern lassen.

Die Zwergin, als sie die zwei Freunde gewahrte, blinzelte ihnen aus eine ausdrucksvolle Weise zu. Beide folgten ihr von fern, mit gesenktem Ohr und hängenden Armen, und sahen sie in die Oursine-Kaserne eintreten, wo sie die Gendarmen, ohne Zweifel aus ehrerbietiger Rücksicht für ihre Reize, zuerst passiren ließen.

Bei diesem Anblicke gerieth Croc-en-Jambe ganz in Verzweiflung, und er bat seinen Freund, ihm ein Fünfzehn-Sous-Stück zu leihen, allerdings bezweifelnd, so groß war sein Schmerz, es werde diese Summe von fünfundsiebzig Centimes, wie die Neuerer sagten, genügen, um ihn zu trösten, doch, bei seiner Ergebung in die Gebote der Vorsehung, wollte er wenigstens den Versuch machen, sich zu trösten.

Unglücklicher Weise war Mademoiselle Bébé die Rothe nicht mehr da, um als Vermittlerin zwischen Croc-en-Jambe und la Gibelotte zu dienen: hierdurch erfolgte, daß la Gibelotte Croc-en-Jambe nicht nur die fünfundsiebzig Centimes verweigerte, sondern daß er ihm überdies erklärte, da er die Summe, die er ihm vorgeschossen, nothwendig brauche, so fordere er ihn auf, sie ihm in möglichst kurzer Frist zu bezahlen. Diese Summe, Miethzins für die Stube (Interesse des Geldes zu zwölf Procent inbegriffen), belief sich aber auf die ungeheure Zahl hundert fünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes.

Die Reklamation führte Kälte zwischen den zwei Freunden herbei; von der Kälte gingen sie zum Zwiste über; vom Zwiste waren sie im Begriffe, zu einem Processe überzugehen, bei welchem die Freiheit von Croc-en-Jambe sich gefährdet fand; da begegneten sie am Tage vorher, jeder einzeln, Barthélemy Lelong, der seit acht Tagen völlig geheilt von seinem Blutschlage aus dem Cochin-Hospital ausgetreten war, und dieser gab ihnen zugleich einen Rath und machte ihnen eine Einladung: der Rath war, Salvator zum Schiedsrichter bei dem Streite zu nehmen, der

sie trennte; die Einladung war, mit ihm, Barthélemy Lelong genannt Jean Taureau, zur Verherrlichung seiner glücklichen Wiederherstellung ein paar Flaschen Burgunder in der Schenke zur Goldenen Muschel, in der Rue aux. Fers, zu leeren.

Und darum schritten Croc-en-Jambe und la Gibelotte, am Tage vorher noch Feinde aus derselben Ursache, welche Troja ins Verderben gestürzt und die zwei Hähne von Lafontaine uneins gemacht hatte; — darum schritten Croc-en-Jambe und la Gibelotte, sagen wir, am vorhergehenden Tage noch Feinde, auf Salvator und die Schenke, Arm in Arm, so fest zu, als ob sie kein menschliches Interesse oder keine menschliche Leidenschaft trennen könnte.

---



## CX.

Die zwölf Procent des Vaters la Gibelotte.

Die zwei Freunde gingen an Salvator vorbei, und, als hätten sie vergessen, daß dieser ihr Schiedsrichter in einer Angelegenheit vom höchsten Interesse sein sollte, beschränkten sie sich darauf, daß sie ihn ehrerbietig grüßten.

Salvator, der nicht wußte, was für ein Streit sie entzweite, und welche Ehre sie ihm zgedacht hatten, erwiderte ihren Gruß durch ein leichtes Nicken mit dem Kopfe.

Beide traten in die Schenke ein und suchten mit den Augen Barthelémy Lelong; Barthelémy Lelong war aber noch nicht angekommen.

»Nun!« sagte Croc-en-Jambe, »wenn wir das benutzen würden, um unsere Angelegenheit Herrn Salvator auseinanderzusetzen?«

»Das ist mir ganz lieb,« antwortete la Gibelotte, der im Gegentheile aussah, als ob ihm das gar nicht lieb wäre; »doch mir scheint, man könnte mittlerweile ein Gläschen Drei-Sechs trinken?«

»Du bezahlst also? denn was mich betrifft, meine Nacht ist schlecht gewesen.«

»Gewiß,« erwiderte la Gibelotte; — »zwei Gläschen Branntwein und den *Constitutionnel*.«

Der Kellner brachte die zwei Gläschen, schenkte sie mit Fusel voll, gab la Gibelotte den *Constitutionnel* und entfernte sich wieder mit der Flasche.

»Nun,« rief la Gibelotte, »was machst Du denn da?«

»Ich?« fragte der Kellner.

»Ja, Du.«

»Et! ich gebe Ihnen, was Sie verlangt haben; Sie haben zwei Gläschen und den *Constitutionnel* verlangt, und ich gebe Ihnen den *Constitutionnel* und zwei Gläschen.«

»Und Du nimmst die Flasche mit?«

»Allerdings.«

»Nun so laß Dir sagen. Gelbschnabel, daß man so nicht gegen Kunden handelt.«

»Gelbschnabel?«

»Ich habe gesagt Gelbschnabel.«

»Er hat gesagt Gelbschnabel!« bestärkte Croc-en-Jambe.

»Und wie handelt man gegen Kunden?« fragte der Kellner, der nicht hierbei beharrt wäre, hätte la Gibelotte das Wort geleugnet.

»Man läßt die Flasche und macht nur ein Zeichen an der Höhe des Getränkes; und geht man, so ist das getrunken, was getrunken ist!«

»Beim Teufel!« wiederholte Croc-en-Jambe, »was getrunken ist, ist getrunken . . . das ist klar!«

»Und wer von Ihnen Beiden ist derjenige, welcher bezahlt?«

»Ich,« erwiderte la Gibelotte.

»Dann ist es etwas Anderes,« sagte der Kellner.

Und er stellte die Flasche zwischen die zwei Freunde.

»Sprich, Affengesicht!« rief Croc-en-Jambe.

»Meinen Sie mich?« fragte der Kellner.

»Wen denn, wenn's beliebt?«

»Nun, was wollten Sie sagen?«

»Ich wollte sagen, Deine Bemerkung sei nicht artig.«

»Welche Bemerkung?«

»Du hast gesagt: »»Dann ist es etwas Anderes.««

»Nun wohl, ja . . . Was weiter?«

»Was weiter? Ich wiederhole Dir, daß das nicht artig ist. Man ist so gut als Herr la Gibelotte, um für eine Flasche Branntwein zu stehen.«

»Das ist möglich,« erwiderte der Kellner; »doch ich habe Befehle.«

»Befehle von wem?«

»Befehle vom Herrn.«

»Von Herrn Robinet?«

»Von Herrn Robinet.«

»Er hat Dir verboten, mir Credit zu geben?«

»Nein; doch er hat mir befohlen nur gegen baar Geld an Sie zu verkaufen.«

»So lasse ich es mir gefallen!«

»Das steht Ihnen an?«

»Ja: die Ehre ist befriedigt.«

»Dann sind Sie nicht sehr schwierig!«

»Auf Deine Gesundheit, Croc-en-Jambe!« sagte la Gibelotte.

»Auf Deine Gesundheit, la Gibelotte!« erwiderte Croc-en-Jambe.

Und Beide nahmen ihr Glas Branntwein in Angriff, — jeder mit seinem Charakter; Croc-en-Jambe, indem er es in seine Kehle warf, wie er einen Brief in die Postlade geworfen hätte, la Gibelotte schlürfend.

»Hast Du das Bulletin der gestrigen Börse gesehen?« fragte la Gibelotte; »ich habe es nicht gesehen.«

»Du vergissegst, daß ich nicht lesen kann,« erwiderte Croc-en-Jambe.

»Ah! es ist wahr,« sagte la Gibelotte mit einem Ausdrucke der Verachtung.

»Die Fünfprocentige hat 100 Franken 75 Centimes gemacht,« bemerkte ein Nachbar mit schwarzem Rocke, mit einer fettigen Halsbinde, mit einer Kette von Chrysocal und mit zweifelhafter Miene.

»Ich danke, Herr Guy d'Amour,« erwiderte la Gibelotte.

Und er schenkte Croc-en-Jambe ein zweites Glas Branntwein ein.

»Dann ist es für heute *Baisse*,« fügte er bei.

»Daraus wollte ich meine Hand ins Feuer legen,« sprach Croc-en-Jambe, während er die Hand an sein Glas legte.

»In diesem Falle habe ich Lust, zu kaufen,« sagte la Gibelotte mit dem Aplomb eines alten Wechselagenten.

»Ich, ich würde kaufen!« erwiderte hoffärtig Croc-en-Jambe.

Und er sandte ein zweites Glas Branntwein dem ersten nach.

La Gibelotte schenkte ihm ein drittes ein.

»Hast Du gesehen, aus welche Art dieser Geck Salvador uns begrüßt hat?« fragte er seinen Gefährten.

»Nein, ich habe es nicht gesehen,« antwortete Croc-en-Jambe.

»Das ist um schwitzen zu machen! . . Ah! er hält sich also für den König der Commissionäre?«

»Mich dünkt, er hält sich für etwas Besseres als dies,« sagte Croc-en-Jambe.

»Wärest Du meiner Meinung,« fuhr la Gibelotte fort, indem er dem Lumpensammler ein viertes Glas einschenkte, »so würden wir unsere Rechnung als zwei wahre Freunde, was wir sind, ordnen, ohne einen Dritten in unsere Geldangelegenheiten sich einmischen zu lassen.«

»Mir ist das ganz lieb; doch ich sage Dir zum Voraus, daß es mich entsetzlich durstig macht, von den Angelegenheiten zu reden.«

»So laß uns trinken!« rief la Gibelotte.

Und er schenkte ein fünftes Glas Branntwein Croc-en-Jambe ein, dem es vor den Augen zu flimmern anfang.

»Ich sagte also,« sprach la Gibelotte, »Du seist mir die Summe von hundert fünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes schuldig.«

»Und ich,« entgegnete Croc-en-Jambe, der das Zahlengedächtnis noch nicht verloren hatte, »ich sagte, ich sei Dir nur die Summe von fünfundsiebzig Livres zehn Sous schuldig.«

»Weil Du hartnäckig nur das Kapital rechnest.«

»Das ist wahr,« erwiderte Croc-en-Jambe, sein Glas hinreichend; »ich rechne hartnäckig nur das Kapital.«

La Gibelotte füllte das Glas von Croc-en-Jambe.

»Doch mit den Interessen, die sich angehäuft haben, macht das gerade hundert fünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes.«

»Wie kann eine Summe von fünfundsiebzig Livres zehn Sous produciren in sieben Monaten . . ?«

»Acht Monate!«

»In acht Monaten, gut, ein Interesse von hundert Franken vierzehn Centimes?«

»Du wirst das sehen . . . Vor acht Monaten hast Du Deine Wohnung bei mir genommen . . .«

»Ich war damals glücklich!« unterbrach schwermüthig Croc-en-Jambe, bedenkend, mit

welcher Leichtigkeit la Gibelotte zu jener Zeit die Fünfzehn-Sous-Stücke losließ.

»Und ich auch!« sagte la Gibelotte, bedenkend, daß zu gleicher Zeit mit Croc-en-Jambe Mademoiselle Bébé die Rothe ihre Wohnung bei ihm genommen hatte. »Was willst Du, mein armer Freund? man altert, und man nimmt alle Tage ab!«

»Das ist wahr,« sprach Croc-en-Jambe; »es ist dies das Gegentheil von den Schulden, welche alternd nur zunehmen.«

»Wegen der Interessen, die sich anhäufen,« wiederholte la Gibelotte. »Ich sagte also, vor acht Monaten seist Du bei mir eingezogen; ich habe Dich um fünf Franken monatlich in die Miethe genommen.«

»Ich gebe das zu.«

»Das ist ein Glück! Vom ersten Monat fingst Du an mich nicht zu bezahlen.«

»Dies geschah, um nicht eine schlechte Gewohnheit zu verlieren.«

»Ja; nun wohne ich seit einem Monat nicht mehr bei Dir: das ist also nur fünfmal sieben oder fünfunddreißig.«

»Du hast eine alte Hotte in der Stube gelassen, was mich verhindert hat, sie zu vermieten,« sagte la Gibelotte.

»Du brauchtest sie nur zum Fenster hinauszuerwerfen.«

»Ja, damit Du sagen würdest, es seien hunderttausend Franken darin gewesen.«

»Gut, es sei,« sprach Croc-en-Jambe; »nehmen wir acht Monate an; doch morgen schon werde ich meine Hotte holen.«

»Nein; das ist mein Pfand.«

»Wie! mein Miethzins wird also fortlaufen?«

»Bezahle mir meine hundertfünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes, und er wird nicht fortlaufen.«

»Ei! Du weißt ja wohl, daß ich nicht den ersten Sou von Deinen hundertfünfundsiebzig Franken vierzehn Sous habe!«

»Dann widersetze Dich nicht einem Rechnungsabschlusse.«

»Schließe ab . . . doch schenk ein.«

La Gibelotte schenkte ein siebentes oder achttes Glas Branntwein ein; Croc-en-Jambe zählte nicht mehr, und der Leser wird uns erlauben, es zu machen wie er.

»Wir sagen also acht Monate zu fünf Franken: vierzig Franken; sodann fünfunddreißig Franken fünfzig Centimes aus verschiedene Male geliehen.«

»Auf mehr als sechzig Male.«

»Aber geliehen, — Du leugnest es nicht?«

»Nein, ich bekenne mich als Deinen Schuldner für fünfundsiebzig Livres zehn Sous; ich sage das Jedem, der es hören will; ich schreie es aus allen Dächern.«

»Nun wohl, die Interessen von fünfundsiebzig Franken fünfzig Centimes zu zwölf Procent . . .«

»Zu zwölf Procent? Der gesetzliche Zinsfuß ist fünf Procent. . . sechs aus Toleranz.«

»Mein lieber Croc-en-Jambe, Du vergisdest das Risico.«

»Das ist wahr,« sprach der Lumpensammler mit einer Geberde der Beistimmung, »ich vergaß das Risico,«

»Du gibst also die zwölf Procent zu?« sagte la Gibelotte, indem er aufs Neue das Glas seines Gefährten voll schenkte.

»Ich gebe sie zu,« erwiderte Croc-en-Jambe, dessen Zunge schwer zu werden anfang.

»Nun wohl,« sagte la Gibelotte, »ein erster Monat zu zwölf Procent, das macht neun Franken zehn und einen halben Centime den fünfundvierzig Franken fünfzig Centimes beizufügen, das heißt vierundachtzig Franken zweiundfünfzig und einen halben Centime.«

»Ah! das ist also auf den Monat?«

»Deine zwölf Procent.«

»Allerdings.«

»Ei! bei dieser Rechnung sind es ja hundertundvierzig Procent jährlich!«

»Ah! es ist das Risico dabei.«

»Das ist wahr,« sagte immer mehr berauscht Croc-en-Jambe, »es ist das Risico dabei.«

»Du begreifst nun also sehr wohl, daß Du mir hundertfünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes schuldig bist?«

»Oh! bei hundertundvierzig Procent jährlich wundert es mich, daß ich Dir nicht mehr schuldig bin.«

»Nein,« sagte la Gibelotte. »Du bist mir nicht mehr schuldig.«

»Das ist erstaunlich!«

»Du bist also bereit, anzuerkennen, daß Du mir hundertfünfundsiebzig Franken vierzehn Centimes schuldig bist?«

Ei! ist es nicht genug mit hundertfünfundsiebzig Franken?«

»Wohl, es sei, ich lasse die vierzehn Centimes nach.« sprach la Gibelotte großmüthig.

»Nein,« entgegnete Croc-en-Jambe mit einer hoffärtigen Miene, »nein, mein Herr, ich will keine Gnade: rechnen Sie dieselben.«

»Du duzest mich nicht mehr, Croc-en-Jambe?«

»Nein, ich sehe, daß ich sehr leichtsinnig gehandelt habe, als ich Ihnen den Freundestitel gab.«

»Wenn ich Dir sage, daß ich die vierzehn Centimes nachlasse.«

»Nein, nein, ich will nicht, daß man sie nachläßt.«

»Wir werden sie verspeisen.«

»Ich habe keinen Hunger: ich habe Durst.«

»Dann werden wir sie vertrinken.«

»Das will ich.«

»Du bist also nicht gegen mich aufgebracht?« sagte la Gibelotte das Glas seines Gläubigers voll schenkend.

»Nein, das war Spaß; und zum Beweise . . .«

»Laß das!«

»Zum Beweise . . .«

»Schweig' doch.« sagte la Gibelotte, »ich will keinen Beweis.«

»Wenn ich Dir aber einen geben will!«

»Nun wohl, anerkenne zuerst die hundertfünfundsiebzig Franken.« sprach der Katzentödter, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog.

»Was verlangst Du von mir? Ich kann nicht schreiben.«

»Mache Dein Kreuz.«

»Und zum Beweise,« sagte Croc-en-Jambe seine Idee verfolgend; »wenn Du mir nur zehn Franken geben willst, so werde ich Deine hundertfünfundsiebzig Franken anerkennen.«

»Gut! ich bin schon zu sehr im Vorschusse.«

»Hundert Sous!«

»Unmöglich!«

»Drei Franken!«

»Bringen wir zuerst die alten Rechnungen in Ordnung.«

»Vierzig Sous?«

»Hier ist die Feder: mache Dein Kreuz.«

»Zwanzig Sous? . . Man ist nicht würdig, einen Freund zu haben, wenn man sich der Gefahr aussetzt, seinen Freund wegen zwanzig Sous zu verlieren!«

»Gut, hier sind Deine zwanzig Sous,« erwiderte la Gibelotte.

Und er zog ein Fünfzehn-Sous-Stück aus der Tasche.

»Ah! ich wußte wohl, Du werdest kommen,« sagte Croc-en-Jambe, während er seine Feder in die Tinte tauchte.

»Und Du kommst auch!« erwiderte la Gibelotte, indem er ihm das Papier zuschob.

Croc-en-Jambe schickte sich an, sein Kreuz zu machen: doch ein Schatten trat zwischen das Tageslicht und ihn: dieser Schatten war der von Salvator.

Der junge Mann streckte die Hand durch das Fenster, nahm die Schuldverschreibung, welche Croc-en-Jambe mit diesem Symbole, das bei den Leuten aus dem Volke mehr Werth hat, als eine Unterschrift, zu beglaubigen sich anschickte, zerriß sie in tausend Stücke und warf aus den Tisch fünfundsiebzig Franken fünfzig Centimes.

»Das ist die Summe, die er Ihnen schuldig ist, la Gibelotte,« sagte er. »Ich bin fortan der Gläubiger von Croc-en-Jambe.«

»Ah! Herr Salvator,« rief der Lumpensammler. »Sie haben da einen Schuldner, den ich bei meiner Treue nicht für einen Sou haben möchte!«

In diesem Augenblicke machte sich ein hübsches Stimmchen hörbar, als wollte es mit der weinschweren Stimme von Croc-en-Jambe contrastiren.



»Herr Salvator.« sagte die Stimme, welche offenbar einem jungen Mädchen gehörte, »wollen Sie diesen Brief in die Rue de Varennes Nr. 42 tragen.«

»Immer zum dritten Schreiber von Herrn Baratteau?«

»Ja, Herr Salvator; Sie bekommen Antwort. Hier sind fünfzig Centimes.«

»Ich danke, mein schönes Kind; Ihr Auftrag wird besorgt werden, und zwar rasch, seien Sie ruhig,« sagte Salvator.

Und er ging wirklich eiligst ab und ließ la Gibelotte im tiefsten Erstaunen zurück, ein Erstaunen, das nur der Freude gleich kam, welche der Katzentödter darüber empfand, daß er wieder in den Besitz seiner fünfundsiebzig Franken fünfzig Centimes gelangt war.



## CXI.

Wo der Autor das Vergnügen hat, seinen Lesern  
Herrn Fasiou vorzustellen.

In dem Augenblicke, wo la Gibelotte die fünfundsiebzig Franken fünfzig Centimes in seine Tasche steckte; wo Croc-en-Jambe, völlig betrunken, sein erstes Schnarchen ertönen ließ; wo Salvator, der eine für einen Mann von seinem Stande bedeutende Summe im eigentlichen und im bildlichen Sinne durch das Fenster geworfen hatte, von dem sanften Stimmchen aufgefordert einwilligte, für zehn Sou einen Gang von einer Stunde zu machen, — in diesem Augenblicke erschien Barthélémy Lelong an der Thüre der Schenke zur Goldenen Muschel, an seinem Arme Finne, das heißt die Frau haltend, die, wenn man Salvator glauben dürfte, einen so mächtigen Einfluß aus das Leben des Zimmermann übte.

Mademoiselle Fisine bot beim ersten Anblicke nichts, was diesen unerhörten Einfluß rechtfertigte, wenn nicht, daß nach einem der Gesetze des Gleichgewichts der Natur die Stärke zuweilen der Schwäche unterworfen ist. Es war eine große Person von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, — nichts ist so schwierig, als genau das Alter einer Frau aus dem Volke von Paris zu sagen, — gealtert vor der Zeit durch das Elend oder die Ausschweifung; ihr bleicher Kopf mit den kohlschwarzen Augen war bloß, mit blonden Haaren, welche herrlich an den Schläfen einer Frau der Welt gewesen wären, indeß sie die Hälfte ihres Werthes durch schlechte Pflege verloren; der Hals war mager, aber wohl angefügt und ziemlich anmuthig gerade in seiner Magerkeit; die Hände waren schön, mehr bleich als weiß; eine Elegante hätte die Mängel davon verschwinden gemacht, die guten Eigenschaften verdoppelt, und es wäre ihr mit diesen Händen gelungen, wegen ihrer Hände angeführt zu werden; der ganze, unter einem großen wollenen Shawl und einem etwas passirten seidnen Kleide wogende, Körper hatte das biegsame Schwanken der Schlange oder der Sirene; man hätte glauben sollen, wenn man sie ohne Unterstützung ließe, werde sie sich beugen wie eine junge Pappel unter dem Winde; was endlich in diesem Ganzen vorherrschte, war eine Art von träger Sinnlichkeit, der es nicht an Reiz gebrach, und die, — man sieht es wenigstens an dem Einflusse, den sie über Jean Taureau erlangt, — nicht ohne Resultat gewesen war.

Dem Zimmermanne waren der Stolz und die Freude aus die Stirne gemalt. War es Laune, war es Gleichgültigkeit, Mademoiselle Fisine willigte nur selten ein, mit ihm auszugehen, außer wenn er ihr anbot, sie ins Theater zu führen. Mademoiselle Fisine betete das Theater an, doch sie wollte nur ins Orchester oder auf die ersten Gallerien gehen, was sogleich einen ganzen Tagelohn von Jean Taureau wegnahm und ihn abhielt, so oft, als man es gewünscht hätte, Mademoiselle Fisine diese aristokratische Ergötzlichkeit genießen zu lassen.

Mademoiselle Fisine hatte immer einen Ehrgeiz gehabt: den, auf das *Theâtre* zu gehen, — so sprach sie das Wort aus, das den Gegenstand ihres Ehrgeizes repräsentirte. — Leider hatte sie nicht die notwendigen Protectionen; sodann hatte ihr vielleicht der von uns bezeichnete Aussprachefehler ohne Zweifel im Geiste der Directoren geschadet. In Ermangelung von ersten

Rollen, in Ermangelung von secundären Rollen würde sich Mademoiselle Fisine mit dem Figuriren begnügt Haben; und dieser Ehrgeiz, der weniger hoch strebend als der andere, wäre vielleicht befriedigt worden, hätte ihr Jean Taureau nicht bedeutet, er wolle keine Possenreißerin zur Geliebten, und er werde ihr die Lenden zerschlagen, wenn sie die Bretter betrete. Mademoiselle Fisine bekümmerte sich wenig um die Drohung von Jean Taureau; sie wußte, Jean Taureau werde ihr gar nichts zerschlagen, und sie im Gegentheile, wenn sie es wollte, würde Jean Taureau wie ein Rohr biegen. Zehnmal in Augenblicken der Wuth hatte sich die Hand des Zimmermanns gegen seine Geliebte erhoben, bereit, sie niederfallend zu vernichten; Mademoiselle Fisine hatte aber nur gesagt: »Gut; schlagen Sie ein Weib, das ist schön!« und die Hand war träg wie die eines Kindes herabgesunken. Jean Taureau besaß den Stolz seiner Stärke: war er nicht entsetzlich durch die Eifersucht, oder durch die Trunkenheit erhitzt, so stieß er sich nur an wahren Hindernissen und verachtete es, niederzuwerfen, was keinen Widerstand bot.

Außer seinen Augenblicken des Rausches oder der Eifersucht hatte Jean Taureau noch andere Augenblicke, während welcher es nicht rathsam war, sich an ihm zu reiben: das waren seine Augenblicke der Gewissensbisse; der Gewissensbisse und nicht der Reue, verstehen wir uns wohl.

Unter seinem Namen Barthelémy Lelong hatte Jean Taureau zehn Jahre vorher zu legitimer Ehe eine sanfte, redliche, arbeitsame Frau geheirathet, die ihm drei Kinder gebar. Nach Verlauf von sechs Jahren des Glückes war er Mademoiselle Fisine begegnet, und von diesem Tage datirte sich das stürmische Leben, das er führte, das, ohne ihn selbst glücklich zu machen, das Unglück seiner Frau und seiner Kinder bildete, welche vom Gatten und vom Vater nur die verdrießlichen oder müden Stunden hatten.

Der Zimmermann fühlte wohl, daß ihn seine Frau wahrhaft liebte, während Mademoiselle Fisine nicht einmal bemüht war, sich den Anschein zu geben, als liebte sie ihn: — nein, was Mademoiselle Fisine geliebt, angebetet hätte, das *Wesen*, für das sie Tollheiten begangen hätte, wäre ein Schauspieler gewesen!

Warum lag Barthelémy Lelong so viel an einer Frau, der so wenig an ihm lag. und warum blieb Mademoiselle Fisine, der so wenig an ihm lag, bei Barthelémy Lelong? Das ist das, was uns Descartes, der Erfinder der hakenförmigen Atome, erklären könnte; das, was Jeder von uns einmal in seinem Leben empfunden hat; das, was sich durch das Wort eines meiner Freunde zusammensaßt, den ich in Betreff seiner und seiner Geliebten fragte: »Aber da Ihr Euch nicht mehr liebt, warum bleibt Ihr beisammen?«

»Was willst Du? wir hassen uns zu sehr, um uns zu trennen.«

Mademoiselle Fisine hatte ein Kind von Barthelémy Lelong; Barthelémy Lelong betete dieses Kind an, und mit diesem Kinde besonders bog sie den Coloß, machte ihn kommen und gehen, wie mit dem Köder der Fischer den Fisch kommen und gehen macht. In ihren Tagen der Bosheit, wenn sie, — man weiß nicht warum, — der Verzweiflung dieses Unglücklichen bedurfte, sagte sie zu ihm mit ihrer schleppenden Stimme:

»Deine Tochter? was sprichst Du von Deiner Tochter? Du hast nicht das Recht, sie Deine Tochter zu nennen, da Du verheirathet bist und sie nicht anerkennen kannst! Wer sagt Dir

übrigens, es sei von Dir, dieses Kind? Es gleicht Dir nicht!«

Und dieser Mensch, dieser Löwe, dieses Rhinoceros, wälzte sich, krümmte sich, biß mit einem Gebrüll der Wuth in den Boden und schrie:

»Oh! die Unglückliche! oh! die Schamlose! sie sagt, mein Kind sei nicht von mir!«

Mademoiselle Fisine schaute die heulende Dogge mit dem glasigen Auge der herzlosen Frauen an; ein boshaftes Lächeln stülpte ihre Lippen aus und zeigte ihre Zähne, welche so spitzig wie die der Hyäne.

»Nein,« sagte sie, »das Kind ist nicht von Dir, da Du es wissen willst.«

Bei diesen Worten wurde Barthelémy wieder Jean Taureau; er stand brüllend aus: er sprang aus diese Frau mit den spinnenartig dünnen Gliedern ein; er hob gegen sie seine Faust so schwer wie der Hammer eines Cyklopen aus; und sie sagte nur:

»Ah! schlagen Sie ein Weib! das ist schön!«

Da preßte Jean Taureau seine Hände in seine Haare, öffnete wahnsinnig, heulend, brüllend die Thüre mit einem Fußtritte, stürzte die Treppe hinab, und wehe dem Hercules vom Norden, dem Alciden vom Süden, der sich aus seinem Wege gesunden hätte! Nur der Schwache konnte Gnade vor ihm finden.

An einem solchen Abend hatte er die drei Freunde in der Freischenke von Bordier getroffen.

Wir wissen, wie sich dort die Dinge zutrug, und wie das Drama für Barthelémy Lelong mit einem Schlage geendigt hätte, wäre Salvator nicht zur rechten Zeit gekommen, um ihm zur Ader zu lassen, und ihn, nachdem der Aderlaß vorgenommen, in das Cochin-Hospital zu schicken.

Seit acht Tagen war er, wie gesagt, von dort abgegangen, und er hatte, da er Croc-en-Jambe und la Gibelotte unter ihrem Geldstreite begegnet war, diesen den Rath gegeben, Salvator zum Schiedsrichter zu nehmen, und sie eingeladen, mit ihm in der Goldenen Muschel zu frühstücken.

Beim Eintritte von Barthelémy Lelong war einer der zwei Gäste schon kampfunfähig: Croc-en-Jambe.

Es blieb la Gibelotte.

Barthelémy Lelong ließ drei Gedecke legen, streckte die Hand über Croc-en-Jambe aus, der wie ein Fagott schnarchte, und sprach feierlich die wohlbekanntesten Worte:

»Ehre dem unglücklichen Muthe!«

Wonach man sich, sobald die Austern geöffnet waren, unter tausend Bemerkungen von Mademoiselle Fisine, welche nichts gut fand, zu Tische setzte.

»Oh! wie häkelig sind Sie, mein schönes Kind!« sagte la Gibelotte.

»Sprich mir nicht hiervon,« erwiderte Barthelémy Lelong, indem er mit seiner flachen Hand hinten an seinem Kopfe drückte und die Zähne zusammenpreßte; »das ist so, weil sie mit mir ist; eine Katze würde ihr an der Barrière besser dünken mit ihrem Komödianten, mit ihrem Possenreißer, mit ihrem Hanswurst Fasiou, als ein mit Trüffeln gefüllter Fasan mit mir im Rocher de Cancale oder bei den Freies Provenoaux.«

»Ah! gut!« sagte Mademoiselle Fisine mit ihrer schleppenden Stimme, »wieder ein neuer Zielpunkt! Es sind mehr als acht Tage, daß ich gar nicht mehr über das Boulevard du Temple gegangen bin.«

»Das ist wahr . . . seitdem ich das Hospital verlassen habe, hast Du keinen Fuß dahin gesetzt; doch man hat mir gesagt, vorher seist Du alle Tage dahin gegangen, und die Baracke des Herrn Copernic habe keine beständigere Zuschauerin als Dich gehabt.«

»Das ist wohl möglich!« erwiderte Mademoiselle Fisine mit der gleichgültigen Miene, welche Jean Taureau in Verzweiflung brachte.

»Oh! wenn ich das glaubte!« rief der Zimmermann, indem er seine eiserne Gabel zwischen seinen Händen krümmte, wie er es mit einem Zahnstocher gethan hätte.

Sodann sich an la Gibelotte wendend:

»Siehst Du, was mich ärgert, das ist, daß sie sich immer in Creaturen vernarrt, welche keine Männer sind, in Weißschnäbel, die ich aus dem Daumen verspeisen würde, schämte ich mich nicht, mit solchen Fratzengesichtern anzubinden, mit Leuten, die ich nicht anzurühren wage, weil ich diese Bürschchen, sie berührend, zerbrechen würde! Bei meinem Ehrenworte! wenn Du ihn sähest, diesen Fasiou, Du würdest wie ich sagen: »»Was ist denn das? Ist das ein Mann?««

»Ei! es gibt Neigungen aller Art,« bemerkte Mademoiselle Fisine.

»Du gestehst also, daß Du liebst?« rief Jean ihn Taureau.

»Ich sage nicht, daß ich ihn liebe, ich sage, es gebe Neigungen aller Art.«

Jean Taureau stieß eine Art von Gebrülle aus, zerschmetterte sein Glas aus den Platten der Schenke und sprach:

»Was für Gläser sind das. Kellner? Glaubst Du, Jean Taureau pflege aus Fingerhüten zu trinken? Bringe mir ein Schoppenglas!«

Der Kellner war an die Manieren von Jean Taureau, der zu den Kunden des Hauses gehörte, gewöhnt; er stellte aus den Tisch den verlangten Gegenstand, der eine halbe Flasche fassen mochte, und hob die Bruchstücke des Glases auf.

Jean Taureau schenkte sein neues Glas bis an den Rand voll und leerte es aus einen Zug.

»Schön!« sagte Fisine, »das fängt gut an! Ich kenne das: in zwanzig Minuten wird man Sie toll und voll nach Hause tragen müssen . . . Sie werden zehn bis zwölf Stunden zu schlafen haben: ich werde mittlerweile einen Gang nach dem Boulevard du Temple machen.«

»Ist sie nicht herzlos?« fragte Barthelémy Lelong la Gibelotte mit einer Stimme voller Thränen. »Sie würde es wirklich thun, wie sie es sagt!«

»Warum denn nicht?« versetzte Mademoiselle Fisine.

»Wenn Du eine solche Frau hättest, la Gibelotte,« sagte Barthelémy Lelong, »sprich offenherzig, was würdest Du mir ihr machen?«

»Ich?« erwiderte la Gibelotte, »ich würde sie an den Hinterpfoten nehmen, und paf! ich gäbe ihr den Kaninchenschlag.«

»Ja, es ist die Katze!« murmelte Mademoiselle Fisine; »ich würde Ihnen rathen, sich an ihr zu reiben, Ihnen und ihm!«

»Kellner, Wein!« rief Jean Taureau.

In dem Augenblicke, wo diese ersten Symptome von Aufregung sich in der Goldenen Muschel zwischen Barthelémy Lelong und Mademoiselle Fisine zu offenbaren anfangen, kam ein großer, magerer, knochiger Bursche mit einem Halse so lang wie der einer Guitarre, mit einer wie ein Waldhorn ausgestülpten Nase, mit einfältigen, trüben, wie die eines Kalbes hervorstehenden Augen, mit senffarbigem Haaren, mit grotesker Maske, kurz ein Mensch, den alle Vorübergehende mit ihrem Gelächter begrüßten, trotz seines unstörbaren Ernstes, auf die Place des Halles durch die große Arterie hervor, welche sie zu nähren beauftragt ist, und die man die Rue Saint-Denis nennt.

Was dazu beitrug, dieses Gesicht noch possierlicher zu machen, das war der seltsame Hut, der ihm als Rahmen diente, während er zugleich seinen Schatten aus dasselbe warf. Dieser Hut war einer von den Dreispitzen, welche die Generation, die aus unsere gefolgt ist, nur noch als Erinnerung oder durch Tradition aus dem Kopfe von Jeannot gesehen hat.

Als der neue Schauspieler, den wir in Scene bringen, sich unter die spöttische Bevölkerung der Halle wagte, war es auch, während der ganzen Zeit, die er brauchte, um die Entfernung zurückzulegen, die ihn von der Goldenen Muschel trennte, ein schallendes Gelächter, das den ganzen Markt durchlief, wie es die Erschütterung durch den elektrischen Funken gethan hätte.

Er aber, wie ein Todtengräber, der nicht traurig sein zu müssen glaubt, weil es die Anderen sind, er glaubte sich nicht verbunden, heiter zu sein, weil es die Anderen waren; er ging also, er, der letzte Dreispitz, mitten durch diese Reihe von Lachern, mit dem Phlegma eines civilisirten Menschen, der durch einen wilden Stamm schreitet, und kam mit einem Dutzend Schritte an sein Ziel.

Dieses Ziel war unstreitig Salvator, denn an der Thüre der Goldenen Muschel angelangt, blieb

er vor dem Haken stehen, der den abwesenden Commissionär repräsentirte, entblößte mit einer Hand mit einer höchst komischen Geberde seinen Kopf, während er mit der andern in seine gelben Haare griff, und sagte:

»Ah! nun ist er gerade nicht da!«

Er stieg auf einen Weichstein und schaute umher: kein Salvator da! Er erkundigte sich bei den Gruppen, die ihn umgaben und, als sie ihn aus einen Weichstein steigen sahen, sogleich einen Kreis gebildet hatten, als hätten sie einem Possenspiele beizuwohnen gehofft: keiner von den Zuschauern konnte ihm genau sagen, wo derjenige war, welchen er suchte.

Da kam ihm ein Gedanke: Salvator sei vielleicht im Innern der Schenke.

»Ei! wie dumm bin ich!« sagte er laut.

Und er stieg von seinem Weichsteine herab, — ein für die Statue, die es einen Augenblick getragen, bewunderungswürdig passendes Piedestal, — und schritt aus die Thüre der Goldenen Muschel zu.

Bei dem Schatten, den er am Fenster vorübergehend warf, wandte sich Barthelémy Lelong lebhaft um, als hätte ihn ein Scorpion gestochen, und rief:

»Oh! ich täusche mich nicht!«

Und seine Augen wandten sich sogleich vom Fenster nach der Hausthüre, an welche sie genietet zu sein schienen, während er leise murmelte:

»Er soll nur kommen, er komme! Ich hole ihn nicht; doch wenn er kommt!«

In diesem Augenblicke erschien der Mensch, der eine so große Heiterkeit in der Halle erregt hatte und einen so heftigen Zorn bei Barthelémy Lelong zu erregen schien, im Rahmen der Thüre, und streckte, als hätte er die Fähigkeit einer Schildkröte besessen, während er seinen Leib in der ersten Stube der Schenke ließ, seinen Kopf in die zweite aus, mit seinen trüben Augen einen Mann suchend, von dem wir wissen, daß es Salvator war, während Jean Taureau, im Glauben, er suche eine Frau, und diese Frau sei Mademoiselle Fisine, mit einer furchtbaren Stimme und bleich werdend wie ein Todter: »Herr Fasiou!« schrie.

Sodann sich gegen seine Gefährtin umwendend:

»Ah! also, weil Sie ihm Rendez-vous hier gegeben hatten, willigten Sie ein, mit mir auszugehen, Mademoiselle Fisine?«

»Ei! vielleicht!« antwortete Mademoiselle Fisine mit ihrer schleppenden Stimme.

Jean Taureau stieß nur einen Schrei aus, machte nur einen Sprung: in einer Secunde war er aus dem unglücklichen Fasiou; er packte ihn beim Kragen und schüttelte ihn gerade wie im Monat Mai ein Schüler eine junge Buche schüttelt, um die Maikäfer herabfallen zu machen. Fasiou

hatte nicht Zeit gehabt, sich auszukennen, und er fand sich in den Händen seines furchtbaren Gegners, ehe er nur die Gefahr vermuthete, die er lief.

Die Gefahr war groß; er erhob auch ein klägliches Geschrei.

»Herr Barthelémy! Herr Barthelémy!« sagte der arme Fasiou mit ersticker Stimme, »ich schwöre Ihnen, daß ich nicht ihretwegen kam . . . ich schwöre Ihnen, daß ich nicht wußte, sie sei hier!«

»Und um wessen willen kamst Du dann, elender Hanswurst?«

»Sie lassen mir ja nicht Zeit, es Ihnen zusagen.«

»Um wessen willen kamst Du?«

»Ich suchte Herrn Salvator aus.«

»Das ist nicht wahr!«

»Ah! Sie erwürgen mich! . . . Wache!«

»Um wessen willen kamst Du?«

»Ich suchte Herrn Salvator aus. . . Zu Hilfe!«

»Ich frage Dich, um wessen willen Du kamst?«

»Er kam um meinetwillen,« antwortete hinter Fasiou eine ernste sanfte obschon zugleich sehr feste Stimme. »Lassen Sie diesen Menschen los, Jean Taureau«

»Wahrhaftig?« fragte dieser; »wahrhaftig, Herr Salvator?«

»Sie wissen, daß ich nie lüge. . . Lassen Sie diesen Menschen los, sage ich Ihnen.«

»Bei meiner Treue, es war Zeit, daß Sie kamen, Herr Salvator!« sprach Barthelémy Lelong, während er sein Opfer losließ und mit dem Geräusche athmete, das, denselben Act vollbringend, das Thier macht, von welchem er den Namen entlehnt hatte; »Herr Fasiou war nahe daran, den Geschmack für das Brod zu verlieren, und Herr Galilée Copernic, Schwager von Herrn Zozo vom Norden, wäre genöthigt gewesen, heute Abend seine Posse ohne Hanswurst zu spielen.«

Und verächtlich den Rücken demjenigen zuwendend, welchen er für seinen im Herzen von Mademoiselle Fisine bevorzugten Nebenbuhler hielt, ließ er Herrn Fasiou ruhig hinter Salvator aus der Schenke weggehen.





## CXII.

Wo über Fasiou und Meister Copernic abgehandelt wird, und wo der Autor die Beziehungen, welche zwischen ihnen bestehen, erklärt.

Salvator nahm wieder seinen gewöhnlichen Platz an der Mauer ein; Fasiou folgte ihm, wie gesagt, seine Halsbinde ausdehnend, um seiner Kehle Luft zu geben.

»Oh! Herr Salvator,« sagte er, »ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet! das ist, bei meinem Ehrenworte! das zweite Mal, daß Sie mir das Leben retten! Kann ich Ihnen einen Gefallen thun, so wahr ich Fasiou heiße, ich werde nicht müde, es zu wiederholen, verfügen Sie ganz und gar über mich!«

»Ich werde Dich vielleicht beim Worte nehmen,« erwiderte Salvator.

»Oh! wahrhaftig und beim guten Gott! Sie werden in diesem Falle einen glücklichen Menschen machen, das sage ich Ihnen.«

»Ich erwartete Dich, Fasiou.«

»In der That?«

»Und da ich Dich zu sehen verzweifelte, so war ich im Begriffe, Dir zu schreiben.«

»Ja, Herr Salvator, das ist wahr, ich bin im Verzuge; aber sehen Sie, ich habe Musette allein gesunden, und finde ich Musette allein, ei! so sage ich ihr, daß ich Sie liebe.«

»Du liebst also alle Frauen, lockerer Geselle?«

»Oh! nein. Herr Salvator, ich liebe nur Musette, so wahr ich Fasiou heiße.«

»Und Mademoiselle Fisine?«

»Ich liebe sie nicht! sie liebt mich, sie läuft mir nach; doch ich, wenn ich sie aus der einen Seite sehe, entfliehe nach der andern.

»Ich rathe Dir dasselbe zu thun, wenn Du Jean Taureau sehen wirst; denn ich werde nicht immer zur rechten Zeit da sein, um Dich seinen Händen zu entziehen.«

»Oh! das ist ein ungeschlachter Bursche! . . . Doch ich verzeihe ihm: wenn man eifersüchtig ist . . .«

»Ah! Du bist auch eifersüchtig?«

»Wie der Tiger der Königin Tamatave!«

»Es ist also Musette, die Du liebst?«

»Um darüber an der Auszehrung zu sterben! Sehen Sie, in welchem Zustande ich mich befinde: die Liebe verzehrt all' mein Fett, bei meinem Ehrenworte!«

»Wenn Du Musette so sehr liebst, warum heiratest Du sie nicht?«

»Ihre Mutter widersetzt sich.«

»Dann mußt Du muthig Deinen Entschluß fassen, Junge, und auf diese Frau verzichten.«

»Ganz und gar nicht! Auf sie verzichten? Ah! ja wohl! ich habe Geduld, ich werde warten.«

»Worauf wirst Du warten?«

»Ich werde warten, bis die Mutter abgefahren ist. . . Das kann ihr früher oder später nicht fehlen.«

Salvator lächelte unmerklich über die grausame Resignation, mit der Fasiou das Hinscheiden seiner Schwiegermutter abwartete, um die Vielgeliebte seines Herzens zu heirathen.

Die argwöhnischen Leser mögen aber nach diesem keine zu schlimme Meinung von Fasiou fassen. Es war ein guter, braver Bursche, dieser unglückliche Hanswurst, der zur gewöhnlichen Truppe der Komödianten von Herrn Galilée Copernic gehörte.

Engagirt für die mäßige Summe von fünfzehn Franken monatlich, die man ihm einen Monat unter vier bezahlte, spielte er das Fach der Pitres, der Jeannots, der Gilles, der Joerisses, kurz alle Rollen von Rothschwänzen, die seiner Physiognomie so sehr entsprachen

Doch hieraus beschränkte sich seine Beschäftigung nicht: er war zugleich Barbier, Perrückenmacher, Friseur der Truppe, welche im Ganzen aus acht Personen bestand, den Director Herrn Galilée Copernic, der die Cassandres spielte, Mademoiselle Musette, welche die Isabellen spielte, und ihn Fasiou, der die Hanswurst und die Gilles in Rivalität mit dem schönen Leander spielte, inbegriffen. Letzteres war ein wahres Märtyrthum für Fasiou, da er, maßlos in Musette (Isabelle) verliebt, seine Geliebte unablässig den Anderen Zärtlichkeiten und ihm Beleidigungen sagen hörte.

Waren die zwei jungen Leute allein, so entschädigten sie sich allerdings: dann bekam Fasiou alle Zärtlichkeiten, und der schöne Leander von fern alle Schmähungen, welche Fasiou von nahe empfangen hatte.

Und sie war ein großes Bedürfniß für ihn, diese Liebe, welche zugleich die Freude und die Qual des armen Fasiou bildete! Er war allein aus der Welt, hatte weder Vater, nach Mutter, weder Oheim, noch Tante, weder Milchbruder, noch Nährvater; es hatte ihm an jeder Familie, mittelbaren oder unmittelbaren, seit seiner ersten Jugend gefehlt. Als der Vater Galilée Copernic

an der Montagne Sainte-Genevière vorüberging, fand er ihn auf der Straße Purzelbäume machend; er hob ihn auf und versprach, diese natürlichen . Anlagen zu cultiviren. Er nahm ihn mit und gab ihm, um ihn an sich zu ziehen, ein Abendbrod, von dem das Kind in seinen gastronomischen Träumen nie eine Ahnung gehabt hatte. Als er dieses Zauberbild seiner zukünftigen Existenz sah. machte sich Fasiou eine vielleicht übertriebene Idee von dem Gauklerleben und ließ sich die Wirbelbeine brechen und die Knochen ausrenken, um sich dem Karpfensprunge und allen gymnastischen Uebungen der Clowns hingeben zu können.

Man machte Anfangs Kraftstücke auf den Verschiedenen Plätzen den Paris; als sodann Paris abgebrannt war, ging man in die Provinz und von der Provinz

ins Ausland über. Man besuchte die *ersten Hauptstädte* Europas und riß vorüberziehenden Militären die Zähne aus; man schluckte Säbel, man verschlang Schlangen und aß brennendes Werg. Doch der Appetit kommt beim Essen selbst von Werg; man war daher darauf bedacht. statt in der Welt herum zu laufen, nach Paris zurückzukehren, hier eine Bühne zu errichten, und im Jahre 1824 oder 1825 erhielt man von der Polizei die Erlaubniß, das Theater auf dem Boulevard du Temple aufzuschlagen. «

Von dieser Zeit spielte man Paraden [Possen für das gemeine Volk berechnet.] das ganze Jahr hindurch. Paraden der Mehrzahl nach bestehend

aus Brocken vom Théâtre Italien und dem Théâtre de la Foire; nur fanden bei diesen grotesken Vorstellungen zwei jährliche Unterbrechungen statt: man spielte in der Fastenzeit Mysterien für die Devoten und während der Vacanzen Zauberstücke für die Kinder.

Doch wir sprechen nur von dem, was sich auf der Vorbühne zutrug, das heißt von dem. was man in Ausdrücken der Bank, der hohen oder kleinen, [Abenteuer und Drangsale eines Schauspielers von Alex. Dumas.] die

Bagatelle der Thüre nennt. In der That. das unentgeltlich in freier Luft auf den Gerüsten gespielte Stück war nur ein Verwand. um das Publikum in das Innere zu locken; und es wäre wahrhaftig Undank von dem Publikum, das man gratis belustigte, gewesen, hätte es diese Aufmerksamkeit nicht anerkannt und sich geweigert, die Wunder zu sehen, die der Vater Gallée Copernic seinen Zuschauern vorbehielt. Und wir wagen es, zu behaupten, wir, die wir demselben mehr als einmal beigewohnt haben: dieses Schauspiel war die zwei Sous werth, die man bezahlte, wenn man wegging.

Das Innere dieser Baracke war eine wahre Welt in der Verkürzung: Riesen und Zwerge, Albinos und Weiber mit Bart, Eskimos und Bayaderen, Menschenfresser und Invaliden mit hölzernem Kopfe, Affen und Fledermäuse, Esel und Pferde, Boas Constrictors und Seekälber, Elephanten ohne Rüssel und Dromedare ohne Höcker, Orang-Utangs und Sirenen, das Rückenschild einer Riesenschildkröte, das Skelett eines chinesischen Mandarins, das Schwert, mit welchem Ferdinand Cortez Peru erobert hatte, das Fernglas, mit dem Christoph Columbus Amerika entdeckt hatte, ein Knopf von der famösen Hose von König Dagobert, die Tabaksdose des großen Friedrich, der Rock von Herrn von Voltaire, endlich eine lebendige fossile Kröte, in den antediluvianischen Schichten des Montmartre vom berühmten Cuvier gefunden! — Das war,

wie gesagt, ein kurzer Inbegriff aller Reiche der Natur und aller Wunder der Welt.

Eine Commission von Gelehrten hätte einen starken Monat nöthig gehabt, um den Katalog der tausend Dinge abzufassen, von denen das Innere der Baracke des Vaters Galilée Copernic von oben bis unten emallirt war.

Die Königin Tamatave, welche in einer benachbarten Baracke den bengalischen Tiger und den numidischen Löwen zeigte, wies auch nicht, trotz ihrer Krone von Goldpapier und ihres Gürtels von Muschelwerk, die Artigkeiten des Vaters Galilée Copernic zurück, als dieser ihr anbot, er wolle bei seiner Trupps Mademoiselle Musette, die Präsumtiverbin von einer der Inseln unter dem Winde, engagiren.

Mademoiselle Musette wurde also gegen die Summe von dreißig Franken monatlich von ihrer Mutter dem Vater Galilée Copernic abgetreten, um die Isabellen in der Parade zu spielen und im Innern die keusche Susanne zwischen den zwei Greisen vorzustellen.

Um dem Engagement einen größeren Werth zu geben, unterzeichnete Herr Flageolet unmittelbar unter der Königin Tamatave, und er nahm aus der Urkunde den bescheidenen Titel Vormund an.

Mit den acht Schauspielern, — ihn mitbegriffen, — welche seine Truppe bildeten, gelang es dem Vater Galilée Copernic, nach und nach dem Publikum hundert bis hundertundfünfzig lebende Personen zu zeigen: Blinde, welche hier seit zehn Minuten sahen; Stumme, denen man wunderbarer Weise die Sprache wiedergegeben hatte; Taube, welche man operirt hatte, und die nun hörten wie Jedermann; einen Sergenten von der kaiserlichen Garde, den man mitten in einem ungeheuren Eisklumpen erfroren sah, und der von der Beresina durch seinen eigenen Bruder zurückgebracht worden war; einen kahlen Menschen, aus dessen Schädel man, Dank sei es einer vom Herrn der Anstalt verfertigten Pommade, mit bloßem Auge die rothen Haare hervorkommen sah; einen in der Schlacht von Trafalgar von einer Kanonenkugel durchschossenen Matrosen, welchen zu besichtigen man sich beeilen mußte, da ihm die Aerzte nur noch drei Jahre, zwei Monate und acht Tage zu leben gaben; einen Schiffbrüchigen der *Medusa*, wunderbar gerettet durch einen Haifisch, für den er um ein Kostgeld bei der Regierung nachsuchte; kurz, Alles, berühmte Männer, berühmte Frauen, berühmte Kinder, berühmte Pferde, berühmte Esel, Alles fand man in vierundsechzig Quadratfuß, und mitten unter diesen Celebritäten, Meister Galilée Copernic Taschenspieler, Wahrsager. Seiltänzer, Marktschreier, Zahnbrecher, Gaukler, Komödiant, bei Allem präsidirend. selbst den Zuschauern die Wunder seines Etablissement zeigend, mit Beschreibungen, wie sie für die Besuche paßten, die er empfing: Edelleute, Soldaten, Handarbeiter, Kapitäne, Stutzer oder Bettler.

Geschickt in allen Gewerben, mit allen Ländern durch seine Reisen bekannt, mit allen Wissenschaften vertraut, alle Sprachen sprechend, alle Idiome wälschend, nach und nach von den Handwerksleuten, den Beamten, den Kriegern, den Geistlichen, den Literaten und den Landleuten als College angesehen; von den Deutschen, den Engländern, den Italienern, den Spaniern, den Russen und den Türken für einen ihrer Landsleute gehalten, war der Vater Galilée nicht die am wenigsten interessante Celebrität unter allen diesen Celebritäten. Es war, um uns kurz zu fassen, ein frecher, ein sorgloser, ein abenteuerlicher, ein fantastischer Zigeuner, in dem

sich tausend verschiedene Fähigkeiten vereinigt fanden, welche, wohl geleitet, aus ihm einen Mann von Genie gemacht hätten, sich selbst überlassen aber, umherschweifend und launenhaft nur einen Empiriker und einen Marktschreier aus ihm zu machen vermocht hatten.

Fasiou, man begreift dies wohl, mußte Nutzen aus den Lectionen des trefflichen Meisters ziehen; nur gelangte er. minder glücklich begabt als Copernic, zu einer Gränze der Kunst und der Intelligenz, die er nie überschreiten konnte. Copernic war lange hartnäckig für seine Erziehung bemüht gewesen, doch er hatte daraus verzichtet, aus ihm, wenn nicht seinen Gehilfen, doch wenigstens seinen Stellvertreter zu machen. Da er indessen nicht der Mann war, der irgend ein Subject ernährte, ohne es zu benützen, so war er daraus bedacht. Nutzen aus seinem albernen Wesen, seiner Naivität und, mehr noch als Alles dies, aus seinem dummen Kopfe zu ziehen, und er hatte aus ihm einen Iocrisse, einen Pierrot, einen Hanswurst, einen Pitre, einen Rothschwanz, eine Art von sprechendem Debureau in höchster Vollendung gemacht.

Künstler in großer Anzahl kamen von den entferntesten Quartieren, von der Barrière du Trine, vom Faubourg du Raute, um ihn seine Dummheiten improvisiren zu hören, welche zu Dutzenden in das Ohr der Zuschauer einbrachen, wie an den Tagen öffentlicher Lustbarkeiten die Schlagschwärmer in Paquets in die Beine der Vorübergehenden fahren.

Fanden sich Copernic und Fasiou (Cassandre und Gille) in Scene, so war es ein Lauffeuer von Calembours, von Tölpeleien, von Quidproquo, von Wortspielen, von Witzen, von grotesken Fragen, von albernen Antworten, kurz von Lazzi, die man in der Sprache der Coulissen *Balancoiers* nennt, um einen mit dem Spleen behafteten Engländer vor Lachen sterben zu machen; man sah auch in den ausschweifendsten Convulsionen die Zuschauer dieser Paraden sich krümmen, wo die zwei Komödianten, der Meister und der Schüler, wie in einer gegenseitigen Rivalität ein wunderbares Talent entwickeln.

Das Interessanteste hierbei ist, daß unser Pitre entfernt kein Bewußtsein von seinem Verdienste hatte: nein, Fasiou wußte nichts von Fasiou. Er hatte Talent, wie die geistreichen Leute Geist haben, ohne es zu wissen. Einmal aus den Brettern, war er nicht mehr Fasiou: er war Gille; er sprach zu Cassandre. wie ein wahrer Diener zu seinem Herrn gesprochen hätte, ohne seine Betonungen zu suchen, ohne die Art, sich auszudrücken, zu verändern, demüthig, natürlich, frech, je nach der Situation; und darum war er ein großer Schauspieler.

Sagen wir nun, wie, Fasiou Salvator hatte kennen lernen, und wie er ihm verpflichtet worden war.

---

## CXIII.

Was für einen Dienst Salvator Fasiou geleistet Hatte,  
und welche Art von Dienst Salvator Fasiou ihm zu  
leisten bittet.

War der Geist von Fasiou naiv, dergestalt naiv, daß er zuweilen bis an die äußersten Grenzen der Dummheit gelangte, so war dagegen sein Herz vortrefflich, und er wurde aufrichtig geliebt von seinen Kameraden, obgleich er ihnen als Stichblatt und oft sogar als Marterholz diente. Er war besonders zur Liebe, wie man gesehen hat, und zur Dankbarkeit, wie man sogleich sehen wird, fähig.

In dem strengen Winter, den man durchlebt, hatten die unglücklichen Komödianten, fast einen Monat, wie die Lappländer, unter dem Schnee begraben, während dieses ganzen Monats nicht zehn Sous Einnahme täglich gemacht; da war ihnen Salvator durch Mittel, die selbst denjenigen, welche er unterstützte, unbekannt, zu Hilfe gekommen, und seit dieser Zeit begab sich der Dankbarste von Allen, der Beste, der Naivste der Truppe, unser Pitre Fasiou, nach seinem Besuche bei Musette, welche an der Ecke der Place Saint-André-des-Arcs wohnte, zu Salvator, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen und ihn zu fragen, welchen Dienst er ihm in seiner kleinen Specialität leisten könnte.

So währte die Sache drei Monate fort; alle Morgen, von zwölf bis ein Uhr, empfing Salvator, wenn er an seinem gewöhnlichen Platze war, den Besuch von Fasiou; — was erklärt, wie die Gegenwart von Fasiou in der Halle die von uns erwähnte Wirkung hervorbrachte, und wie Fasiou, an die hervorgebrachte Wirkung gewöhnt, derselben keine Aufmerksamkeit schenkte; . — und jeden Tag erneuerte Fasiou gegen seinen Wohlthäter seine Dienstanerbietungen, die derjenige, an welchen sie gerichtet waren, anzunehmen beständig sich geweigert hatte. Fasiou beharrte nichtsdestoweniger dabei, daß er regelmäßig Salvator seinen Besuch und seine Dienstanerbietungen machte; dieser tägliche Act der Ergebenheit war bei ihm eine Gewohnheit geworden.

Die Rue aux Fers, wird man sagen, war auf seinem Wege, um von der Place Saint-André-des-Arcs nach dem Boulevard du Temple zu gehen; doch wir, die wir Fasiou kennen, antworten hieraus, daß es nur von Salvator abhing, sein Domicil nach der Barrière du Temple zu verlegen, und der redliche, dankbare Fasiou wäre in diesem Falle durch die Barrière du Trone gegangen, um von der Rue Saint-André-des-Arcs zum Boulevard du Temple zurückzukommen. — Wie aber hatte dann dieses ehrliche, naive Herz die Hoffnung, die Königin Tamatave vom bengalischen Tiger oder vom numidischen Löwen verschlingen zu sehen, nähren können, und zwar einzig und allein in der Absicht, Mademoiselle Musette zu heirathen? Wir erwiedern nur Eines: die Liebe ist eine Leidenschaft, welche toll, blind, grausam macht, und da Fasiou leidenschaftlich liebte, so war er toll, blind, grausam der Frau gegenüber geworden, welche, sein Schicksal in der Hand haltend, ihm mit dieser unbarmherzigen Hand die Thüre des Glückes verschloß, indem sie zur Bedingung dieses Glückes machte, daß Fasiou Musette erst heirathen

dürfe, wenn er aus eine gesicherte Art die Summe von dreißig Franken monatlich verdiene! Fasiou, der seit fünf Jahren nur fünfzehn Franken monatlich verdiente, — welche ihm mit einer so regelmäßigen Unregelmäßigkeit bezahlt wurden, daß die mittlere Summe seines Gehaltes nicht fünf Franken monatlich betrug,— Fasiou sah aber nicht am fernsten Horizonte die Möglichkeit einer solchen Gehaltsvermehrung entstehen. Die Heirath von Fasiou war also, wie sich Herr Galilée Copernic scientivisch ausdrückte, auf die griechischen Calenden verschoben; was Fasiou toll, blind und grausam machte, und was ihn in den Stunden seiner Tollheit, Blindheit und Grausamkeit den Tod der Königin Tamatave wünschen ließen.

Unsere Leser begreifen also, nun da wir ihnen die Beziehungen, welche zwischen Fasiou und Salvator bestanden, erklärt haben, den Satz, welchen der Pitre am Anfange des vorbergehenden Kapitels zum Commissionär gesagt hatte: »Herr Salvator, so wahr ich Fasiou heiße, wenn ich Ihnen gleichfalls einen Dienst leisten kann, ich werde nicht müde, es Ihnen zu wiederholen, Sie können ganz und gar über mich verfügen.«

Fasiou, der seine Anerbieten beständig zurückgewiesen gesehen hatte, war auch im höchsten Maße erfreut, als er Salvator ihm erwidern hörte: »Ich werde Dich vielleicht beim Worte nehmen, Fasiou;« bei welcher Erwiderung Fasiou ausrief: »Ah! wahrhaftig und Gott! Sie werden in diesem Falle einen glücklichen Menschen machen, das sage ich Ihnen!«

»Ich zählte wohl auf Deinen guten Willen, Fasiou,« sagte lächelnd Salvator nach der von uns mitgetheilten Abschweifung Mademoiselle Musette betreffend. »Ich habe auch über Dich verfügt, ohne Dich zu Rathe zu ziehen.«

»Ah! reden Sie, Herr Salvator, reden Sie!« rief aufs Neue Fasiou, tief gerührt von dem Merkmale des Vertrauens, das ihm Salvator gab. »Sie wissen ja, daß ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben bin!«

»Ich weiß es. Höre mich also an, Fasiou,«

Eine der Fähigkeiten von Fasiou war, seine Nase aus zweiundvierzigerlei Arten zu drehen, und seine Ohren auf dreiundzwanzigerlei; er öffnete also seine Ohren übermäßig und sagte:

»Ich höre, Herr Salvator.«

»Um wie viel Uhr findet Deine Parade statt?«

»Es sind zwei, Herr Salvator.«

»Um wie viel Uhr finden Deine Paraden statt?«

»Die erste um vier Uhr, und die zweite Abends um acht Uhr.«

»Vier Uhr, das ist zu früh; acht Uhr, das ist zu spät.«

»Ah! Teufel, man kann das doch nicht ändern: das ist die Regel.«

»Fasiou, die erste Parade darf heute erst um sechs Uhr anfangen; mehrere von meinen Freunden, welche Deinem Triumphe beizuwohnen wünschen und nur von sieben frei sind, haben mich beauftragt, Dir diese Bitte mitzutheilen.«

»Teufel, Herr Salvator, Teufel!«

»Willst Du mir etwa sagen, das sei unmöglich?«

»Ich werde Ihnen das nie sagen, Sie wissen es wohl.«

»Nun?«

»Nun, da Sie wünschen, daß die Parade erst um sechs Uhr stattfinde, so muß sie wohl um diese Stunde anfangen.«

»Du hast Deine Mittel?«

»Nein, ich werde sie finden.«

»Ich kann also ruhig sein?«

»Sie können ruhig sein: wenn man mich in Stücke zerhacken wollte, Herr Salvator, man könnte nicht machen, daß ich vor sechs Uhr erscheinen würde.«

»Gut, Fasiou . . . Doch das ist nur die Hälfte des Dienstes, den ich von Dir zu verlangen habe.«

»Desto besser! denn sonst wäre es nicht der Mühe werth.«

»Du bist also geneigt, Alles für mich zu thun?«

»Alles, Herr Salvator! . . . Hören Sie, wenn ich für Sie . . . meine Schwiegermutter verschlingen müßte, wie ich brennendes Werg verschlungen habe, ich würde sie verschlingen.«

»Nein, Du bekämost eine zu schlimme Geschichte mit dem, bengalischen Tiger und dem numidischen Löwen, denen Du sie geweiht hast; ein Wort ist heilig: um so viel mehr ein Gelübde!«

»Nun wohl, sprechen Sie, um was handelt es sich, Herr Salvator?«

»Es handelt sich ganz einfach darum, Deinem Patron heute Abend wiederzugeben, was er Dir alle Tage gibt.«

»Herrn Copernic?«

»Ja.«

»Was er mir alle Tage gibt?«



»Ja.«

»Er gibt mir nie etwas, Herr Salvator.«

»Ich bitte um Verzeihung: er gibt Dir am Ende jeder Parade denselben Fußtritt an denselben Ort, wenn ich mich nicht irre.«

»Aus den Hintern, ja, das ist wahr, Herr Salvator.«

»Nun wohl, es handelt sich darum, wenn er Dir heute Abend den täglichen Fußtritt gibt, hinterhältisch zu warten, bis er sich umdreht, und ihm sodann denselben zurückzugeben.«

»Wie?« rief Fasiou, der schlecht verstanden zu haben glaubte.

»Ihm denselben zurückzugeben,« wiederholte Salvator.

»Den Fußtritt dem . . .?«

»Ja.«

»Herrn Copernic?«

»Ihm selbst.«

»Oh! das ist unmöglich, Herr Salvator!« antwortete der unglückliche Fasiou erbleichend.

»Und warum unmöglich?«

»Ei! weil er in der Stadt mein Director ist, und weil er aus der Bühne mein Herr ist, da er immer die Rollen von Cassandre spielt, und ich die von Gille spiele . . . Uebrigens ist für den Fall vorhergesehen.«

»Wie?« fragte Salvator ganz erstaunt, »es ist für den Fall vorhergesehen?«

»Ja: in meinem Engagement steht, daß ich mich anheischig mache, der Barbier-Perrückenmacher-Friseur der Truppe zu sein, die Gilles, die Jeannots, die Hanswurst, die Einfaltspinsel, die Rothschwänze zu spielen; die Fußtritte aus den Hintern zu empfangen, *ohne sie je zurückzugeben*.«

»Ohne sie je zurückzugeben?« sagte Salvator.

»Ohne sie je zurückzugeben! — Ich will es Ihnen übrigens zeigen: ich habe mein Engagement bei mir,« erwiderte Fasiou.

Und er zog aus seiner Tasche ein schmutziges Engagement, das er Salvator darreichte: dieser nahm es, öffnete es mit den Fingerspitzen und sagte:

»Es ist wahr, da steht: »»Ohne sie je zurückzugeben.««

»Ohne sie je zurückzugeben;« oh! das steht hier. Verlangen Sie also mein Leben von mir, Herr Salvator; doch verlangen Sie nicht, daß ich mein Engagement verletze.«

»Warte,« sagte Salvator. »Ich sehe auch in Deinem Engagement, daß Du gehalten bist, alle diese Dinge gegen fünfzehn Franken monatlich zu thun, die Dir Galilée Copernic bezahlen soll.«

»Die mir Herr Galilée Copernic bezahlen soll, ja, Herr Salvator.«

»Nun wohl, ich glaubte, Du habest mir gesagt, er bezahle sie nicht?«

»Das ist wahr, leider wahr.«

»Während Du jeden Abend regelmäßig Deinen Fußtritt empfängst,«

»Zwei, Herr Salvator: einen bei der Parade um vier Uhr, einen bei der Parade um acht Uhr.«

»Nun wohl, mir. scheint, mein lieber Fasiou, sobald Herr Galilée Copernic seine Verbindlichkeiten nicht hält, kannst Du Dich auch gegen die Deinigen verfehlen.«

Fasiou riß die Augen weit aus.

»Hieran hatte ich nicht gedacht,« sagte er.

Sodann den Kopf schüttelnd, fügte er bei:

»Gleichviel, fordern Sie von mir mein Leben; verlangen Sie aber nicht, daß ich Herrn Copernic einen Fußtritt zurückgebe . . . Nein, das ist unmöglich!«

»Und warum dies, da er Dich nicht bezahlt, um sie zu empfangen?«

»Glauben Sie, das gebe mir das Recht, zu. . .«

»Ich glaube es.«

»Oh! nein, oh! nein; er verletzt seine Verbindlichkeiten in **minus**, ich würde die meinigen in **plus**, verletzen. Unmöglich. Herr Salvator, unmöglich! Verlangen Sie mein Leben von mir!«

»Laß uns vernünftig reden, Fasiou.«

»Gut, reden wir vernünftig, Herr Salvator.«

»Ihr improvisirt alle diese Paraden, bei welchen Du meiner Ansicht nach ein wunderbares Talent entwickelst . . .«

Die Wangen des Bajazzo bedeckten sich mit Rosen der Bescheidenheit.

»Sie sind sehr gut, Herr Salvator . . . Ja, wie Sie sagen, wir improvisiren sie.«

»Nun wohl, was verhindert Dich, einen Fußtritt zu improvisiren, wie Du ein Quidproquo improvisirst?«

»Aber, Herr Salvator, man wird das nie gesehen haben, daß Gille Cassandre einen Fußtritt zurückgibt!«

»Das wird um so unerwarteter sein, und folglich um so mehr Succesß haben.«

»Oh! bei Gott!« sagte Fasiou. der schon das Gelächter und das Beifallklatschen schallen hörte und sich bei der Künstlerseite fassen ließ; »bei Gott! ich bezweifle es nicht.«

»Nun. also? . . Wie, Fasiou, ein großer Succesß erwartet Dich, und Du zögerst?«

»Wenn sich aber der Vater Copernic ärgert?«

»Kümmere Dich nicht hierum.«

»Wenn er mich vor die Thüre wirft, weil ich eine der Grundclauseln meines Engagement verletzt habe?«

»Ich engagire Dich.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»Sie werden also Schauspieldirector sein?«

»Vielleicht.«

»Sie engagiren mich?«

»Ja . . . Und ich garantire Dir dreißig Franken monatlich, und, wenn es sein muß, deponire ich zum Voraus ein Jahr von Deinem Gehalte.«

»Aber dann, wenn ich dreißig Franken monatlich habe,« rief Fasiou im Glücksschwindel; »aber dann. . .«

»Was?«

»Ah! mein Gott!«

»Nun?«

»Ei! dann werde ich . . . dann werde ich Musette heirathen können?«

»Allerdings . . . doch sei ruhig: er wird Dich nicht fortschicken, denn Du, mein Junge, bist der beste Schauspieler seiner Truppe, und er wird Dich nicht nur nicht fortschicken, sondern

verlange sogar am andern Tage von ihm, daß er Deinen Gehalt verdopple, und er wird ihn verdoppeln.«

»Wenn er ihn nicht verdoppelt?«

»So werde ich mit meinen dreißig Franken monatlich, meinen dreihundert fünfundsechzig Franken jährlich da sein.«

»Es ist ja ein ganzes Vermögen, was Sie mir da anbieten, Herr Salvator! es ist mehr als ein Vermögen, es ist das Glück!«

»Schlägst Du Dein Glück aus, Fasiou?«

»Bei meiner Treue! nein, Herr Salvator! Das ist abgemacht,« sprach freudig der Pitre, »und wenn ich Ihnen die volle Wahrheit sagen soll, — es ist mir nicht unangenehm, den Vater Copernic mit gleicher Münze zu bezahlen. Er bekommt auch heute Abend, dafür stehe ich Ihnen, die zwei schönsten Fußtritte aus . . .«

»Nein, nicht zwei,« unterbrach Salvator lebhaft; »laß Dich nicht durch die Situation fortreißen, Fasiou: einen einzigen Fußtritt!«

»Einen einzigen, wohl, der aber so viel werth sein wird, als zwei, das verspreche ich Ihnen,« sagte Fasiou.

Und er machte die Geberde eines Menschen, der einen furchtbaren Fußtritt versetzt.

»Das ist Deine Sache,« erwiderte Salvator; »doch einen einzigen.«

»Ja, einen einzigen, das ist verabredet. . . Sie brauchen nur einen einzigen?«

»Ich habe nur einen einzigen nöthig.«

»Was Teufels wollen Sie damit machen?«

»Das ist mein Geheimniß, Fasiou,«

»Wohl denn, er soll nur einen einzigen bekommen.«

Und der Pitre wiederholte seine angreifende Geberde.

»So ist es gut.«

»Oh! ich sehe von hier aus das Gesicht des Patrons . . . Sagen Sie, ich kann unmittelbar daraus vom Gerüste hinabspringen.«

»Ich sehe nichts dagegen einzuwenden.«

»Ich kenne den Vater Copernic: der erste Augenblick wird erschrecklich sein.«

»Ja, doch dreißig Franken monatlich, und die Hand von Musette . . .«

»Oh! das ist wohl werth, daß man etwas wagt.«

»Wohl, so durchgehe noch einmal Deine Rolle, mein Junge, und richte es so ein, daß Dein Schlußfußtritt von halb sieben Uhr bis drei Viertel aus sieben Uhr kommt.«

»Herr Salvator, um sechs Uhr fünfunddreißig Minuten werde ich beim Gegenschlage sein.«

»Gut, Fasiou, und meinen Dank!«

»Adieu, Herr Salvator!«

»Adieu, Fasiou!«

Und der Pitre, nachdem er sich ehrerbietig vor Salvator verbeugt hatte, entfernte sich vom geheimnißvollen Commissionär, einen alten Refrain des Théâtre de la Foire singend, mit heiterem Geiste und freudigem Herzen, als hätte er erfahren, die Königin Tamatave sei wirklich vom bengalischen Königstiger oder vom großen numidischen Löwen gefressen worden.

Salvator schaute ihm, als er wegging, mit einem Blicke nach, der sehr verschieden von dem war, welchen er zwei Stunden vorher aus la Gibelotte und seinen phlegmatischen Schuldner geworfen hatte.

Verlassen wir jedoch Salvator, um Fasiou zu folgen, und wohnen wir, wenn Sie wollen, liebe Leser, aus dem Boulevard du Temple der Parade bei, welche die enthusiastische Menge ungeduldig erwartet, ob schon hundert Meilen davon entfernt, wir glauben es wenigstens, die ungewohnte Entwicklung, deren Urheber Salvator ist, vorherzusehen.

---

## CXIV.

Prosit von Galilée Copernic.

Die Bühne des Sieur Galilée Copernic lag, wie gesagt, aus dem Platze, der sich damals erstreckte und noch erstreckt, vom Theater von Madame Saqui, welches das Théâtre des Funambules geworden ist, bis zum Théâtre du Cirque Imperial, früher genannt Cirque Olympique oder, noch populärer, Cirque Frankoni.

Die fünf bis sechs Fuß hohe Bühne hatte zum Horizont eine ungeheure gemalte Leinwand in mehrere Felder abgetheilt, wo kolossale Frauen, weiße Neger, Riesen, Zwerge, Robben, Sirenen, Hahnenkämpfe, Scorpione Büffel verschlingend, ein Skelett Theorbe spielend, Latude aus der Bastille entweichend, Ravailiac Heinrich IV. in der Rue de la Ferronnerie ermordend, endlich der Marschall von Sachsen den Sieg bei Fontenoy erfechtend dargestellt waren. — Die Schlachten aus der Zeit der Republik und des Kaiserreichs waren ausdrücklich verboten. — Ueberdies war eine Sammlung von allen vergangenen und zukünftigen Bildern der bekannten Messen an den Stangen des Gerüstes ausgehängt und schaukelte sich im Winde wie lateinische Segel; so daß das Etablissement des Herrn Galilée Copernic einer, im Ocean der Menge schiffenden, ungeheuren Jonke glich.

Diese Bühne, — es ist nothwendig, daß wir daraus zurückkommen, — diese Bühne, welche eine benutzbare Oberfläche von sieben bis acht Fuß Breite und etwa zwanzig Fuß Länge bot, war glänzend beleuchtet durch einen Kasten von vierzehn Lämpchen, denen ein dichter Rauch entströmte, welcher sich, wie ein Peristyl, an diesem dem Gotte der Kunst geweihten Tempel erhob.

Man hatte sie um fünf Uhr angezündet, und der Anblick dieser Beleuchtung hatte ein wenig die Menge beruhigt, welche schon seit einer Stunde wartete; da aber über zwanzig Minuten die Lämpchen angezündet waren, da sie bedeutend rauchten und trotz des Theaterzettels, der positiv aus den Schlag vier Uhr *große Parade gespielt von Herrn Phénix Fasiou und Herrn Copernic Galilée* ankündigte, Niemand erschien, so gab die Menge, obschon sie durchaus nichts bezahlte, Schreie der Entrüstung und Hurrahs der Wuth von sich.

Eines, was ich seitdem ich Theater mache und es demüthig der Würdigung der Philosophen und der Analyse der Gelehrten unterwerfe, bemerkt habe, ist übrigens, daß ein Zuschauer, je weniger er bezahlt hat, desto anspruchsvoller ist. und daß bei den ersten Vorstellungen die bittersten Kritiken und die heftigsten Pfeifen beinahe immer von denjenigen kommen, die, um einzutreten, nicht die Mühe gehabt haben, die Hand in die Westentasche zu stecken.

Die Menge, welche seit einer Stunde und zwanzig Minuten wartete und an diesem Abend, man weiß nicht warum, dreimal zahlreicher war als gewöhnlich, die Menge glaubte sich also berechtigt, gegen dieses Verbrechen *beleidigter* Menge durch drohendes Geschrei und Flüche entlehnt den verschiedenen Poissards-Katechismen, welche damals im Umlaufe waren und zum Gebrauche der jungen Leute von guter Familie veröffentlicht wurden, zu protestiren.

Endlich, gegen halb sechs Uhr, erschien Herr Galilée Copernic selbst, als er das von den Zuschauern, welche nichts sahen, von den Zuhörern, welche nichts hörten, ausgestoßene Geschrei der Entrüstung vernahm, welche Herr Galilée Copernic, der nach der seiner Baracke verliehenen schaukelnden Bewegung urtheilte, der Sturm sei ernst und die Menge fange an hohl zu gehen, erschien, sagen wir, endlich selbst aus der Bühne mit seinem Cassandre-Costume bekleidet.

Doch dieser Anblick, von dem man hätte glauben sollen, er sei geeignet, die Aufregung zu beschwichtigen, schien dieselbe im Gegentheile zu vermehren. Trotz der Majestät, mit der sich Herr Galilée Copernic der Menge repräsentirte, brach diese in ein Zischen und Pfeifen aus, in ein Zischen so heftig, in ein Pfeifen so schrill, daß der unglückliche Komödiant fünf Minuten lang nicht ein einziges Wort articuliren konnte.

Als er dies sah, wandte er sich um, hielt seine beiden Hände in Form eines Trichters vor den Mund und verlangte im Innern irgend einen Gegenstand, den ihm die weiße Hand von Mademoiselle Musette reichte. — Dieser Gegenstand war ein Hofthorschlüssel, dessen Ton bald aus eine so triumphirende Art die Pfeifen der Menge beherrschte, daß die Menge ganz erstaunt schwieg und Meister Galilée Copernic allein pfeifen ließ. Man hätte glauben sollen, es sei ein Boa-Solo mitten unter einem Concerte von Klapperschlangen.

Endlich, wie man aller Dinge müde wird, selbst des Pfeifens, entfernte Galilée Copernic den Schlüssel von seinem Munde, und da er allein die Ruhe störte, so trat aufs Neue Stille ein.

Er benützte sie, um bis an den Lampenkasten vorzutreten, und nachdem er mit einer erhabenen Würde begrüßt hatte, sprach er:

»Mylords und meine Herren, ich denke, nicht an mich sind diese Pfeifen gerichtet.«

»Doch! doch! an Dich und an Fasiou!« riefen hundert Stimmen.

»Ja, ja, ja, an alle Beide!« wiederholte die Menge. »Nieder mit Copernic! nieder mit Fasiou!«

»Mylords und meine Herren,« fuhr Copernic fort, sobald die Stille wiederhergestellt war, »es wäre Ungerechtigkeit, würde man mich für einen Verzug verantwortlich machen, der Sie verletzt, denn aus den Schlag vier Uhr mit meinem Cassandre-Costume bekleidet, war ich bereit, die Ehre zu haben, vor Ihnen zu erscheinen.«

»Nun wohl, warum sind Sie denn nicht erschienen?« fragten dieselben Stimmen. »Wo waren Sie? was thaten Sie?«

»Wo ich war und was ich that, Mylords und meine Herren?«

»Ja, ja, ja, wo waren Sie? woher kommt der Verzug? Sie verletzen das Publicum! Entschuldigungen! Entschuldigungen!«

»Woher dieser geheimnißvolle Verzug komme? woher er komme, Mylords und meine Herren?, . Muß ich es Ihnen sagen? . . Ja, ich glaube, es geziemt sich, Ihnen dieses Zeichen von

Ehrerbietung zu geben.«

»Sprechen Sie! sprechen Sie!«

»Nun wohl, da ich es Ihnen sagen muß: dieser Verzug kommt von einem ungeheuren, erschrecklichen, unerhörten Unglück, das vor einem Augenblicke Ihrem Lieblingskünstler, unserem Kameraden, unserem Freunde Phénix, Fasiou zugestoßen ist, welcher, wie Jeder weiß, die Bedientenrolle spielen sollte; eine unerläßliche Rolle in einem Stücke von nur vier Personen, wobei der Diener die erste Rolle spielt.«

Es entstand eine gewaltige Bewegung in der Menge, wodurch sie bewies, sie sei nicht unempfindlich für das Fasiou widerfahrene Unglück.

Copernic bedeutete durch einen Wink, er wolle fortfahren, und die Zuschauer, ungeduldig, von ihrer Angst befreit zu werden, beeilten sich, wieder zu schweigen.

Cassandre fuhr fort:

»Doch was für ein Unglück ist denn Phénix Fasiou widerfahren? werden Sie mich einstimmig fragen. Mylords und meine Herren, es ist ihm ein Unglück widerfahren, wie es Ihnen, mir, dem Herrn, der Dame, unsern Freunden, unsern Feinden widerfahren kann, denn wir sind Alle sterblich, wie mir eines Tages im Vertrauen der Fürst Metternich sagte.«

Neuer Tumult unter der Menge.

»Ja, Mylords und meine Herren,« rief Copernic die durch seine Worte hervorgebrachte Sensation benützend, um sich der Menge völlig zu bemächtigen; »ja, Fasiou, Ihr geliebter Künstler wäre vorhin beinahe gestorben.«

Bei dieser Kunde brachen mehrere Zuschauer und sehr viele Zuschauerinnen in ein banges, trauriges Stöhnen aus.

Copernic dankte der Menge mit der Hand und mit dem Blicke und fuhr dann in folgenden Worten fort:

»Vernehmen Sie die Thatsache. Mylords und meine Herren, die Thatsache jedes Schmuckes entkleidet und Ihnen in ihrer erschrecklichen Einfachheit vor die Augen gestellt. Man hatte seit einiger Zeit bemerkt, daß sich Fasiou in Winkel zurückzog, daß Fasiou traurig wurde, daß Fasiou abmagerte; das Auge umzog sich sichtbar mit einem blauen Kreise; die Backenknochen wurden von Tag zu Tag röther und hervorspringender; die Zähne entblößten sich vom Fleische, und das Kinn näherte sich merkbar der Nase, die sich, der des unglücklichen Vaters Aubry ähnlich, welchen ich an den Usern des Mississippi kennen lernte, traurig gegen das Grab neigte!. . Was hatte Fasiou? welcher brennende Schmerz wühlte dumpf in diesem auserwählten Künstler? verschlimmerte sich sein Magen? schwächte sich seine Brust? Nein; das Wachsthum von Phénix war vollendet. — War es das Elend, das einfache Elend, was ihn verfolgte? war er genöthigt, aus den Straßen mit bloßem Kopfe zu gehen, aus Mangel an einem Hute; barfuß zu gehen aus



Mangel an Schuhen; in Hemdärmeln aus Mangel an einem Rocke? Nein, Sie konnten sich hiervon durch sich selbst überzeugen: Fasiou hat einen neuen Dreispitz, neue Schuhe, eine neue Jacke, die ich ihm von meinen alten Kleidern zu nehmen erlaubt habe. — Hatte Fasiou einen geliebten Verwandten zu beweinen? führte er in der Tiefe seines Herzens das Trauergeleit seines Vaters oder seiner Mutter? war sein Oheim gestorben, ohne ihm etwas zu vermachen, oder sein Neffe ihm Schulden hinterlassend? Nein, Mylords und meine Herren; Fasiou hatte weder Vater, noch Mutter, Fasiou hatte keinen Oheim, Fasiou hatte keine Familie.— Aber, werden Sie mich fragen, Mylords und meine Herren, aber was hatte denn Fasiou? was er hatte, meine Herren? was er hatte?«

»Ja, ja, was hatte er?« rief die Menge.

»Er hatte, was zu haben wir Alle, groß wie klein, reich wie arm, Gefahr laufen: Fasiou hatte Herzenspein! Fasiou war verliebt! . . Ich höre einige Militäre murmeln: »»Das ist nicht wahr; Fasiou hat eine Trompetennase, und man ist nicht verliebt mit einer Trompetennase!« Ich erlaube mir, den Herren Militären aller Grade, von den Corporalen bis zu den Marschällen von Frankreich, zu sagen, daß sie mir sehr geringschätzig, sowohl was die Ferse von Fasiou, als was das Instrument betrifft, nach welchem diese Nase geformt ist, zu sein scheinen. Durch welche Ungerechtigkeit sollte der Mensch, der eine Trompetennase hätte, den Glückseligkeiten dieser Welt fremd bleiben, und welches ist das, göttliche oder menschliche, Gesetz, das das ausschließliche Privilegium der Wollust denen, welche eine Papageinase haben, zum Nachtheile derjenigen, welche eine Waldhornnase haben, einräumt? Fasiou ist hinsichtlich der Nase unvollständig gebaut, ich gebe es zu; Fasiou ist aber, abgesehen von der Nase gebaut wie die anderen Menschen; und wegen einer mehr oder minder habichtartigen, mehr oder minder aufgestülpten Nase sagen Sie zu ihm: »»Fort!«« Sie schleudern ihm das Wort: **Race!** zu? Pfui meine Herren, das fällt Ihnen im Ernste nicht ein: Fasiou kann unpassend sein, Fasiou ist aber nicht unempfindlich für die Liebe. Und zum Beweise hierfür dient, Mylords und meine Herren, daß, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, Fasiou verliebt ist, verliebt zum Anbinden, wahnsinnig verliebt! — Das Mylords und meine Herren, war das Geheimniß der Magerkeit und der Melancholie von Fasiou. Was machte, was ersann bei dieser Gelegenheit der Unglückliche? Ich kann nicht ohne zu schaudern daran denken; und ich sage es Ihnen nicht ohne zu schaudern . . . Er hatte die Idee, sich durch das Wasser, durch das Pulver, durch das Feuer, durch den Strick oder durch das Gift zu vernichten! An den Mitteln, sein unseliges Vorhaben zu vollführen, fehlte es also Fasiou nicht; er war im Gegentheile nur in Verlegenheit über die Wahl; doch es gibt Mittel und Mittel, wie mir eines Tages im Vertrauen der Herr Graf von Nesselrode sagte.

»Er hatte vor Allem, ich wiederhole es, das Mittel des Flusses; der Fluß läuft für Jedermann, und Fasiou konnte sich vom Hont Notre-Dame herab ins Wasser stürzen; doch mit Schrecken bedenkend, daß er schwimmen konnte, und daß eine Kälte von zwölf Grad herrschte, sah er ein, er würde nicht ertrinken und sich nur einen Schnupfen zuziehen! Er mußte also aus die jedem Andern geöffnete, für ihn allein verschlossene Todesart verzichten. Er hatte das Mittel des Feurgewehrs; er konnte sich erschießen; Fasiou überlegte aber, er habe dergestalt Angst vor dem Knalle, daß er in dem Augenblicke, wo sich der Schuß hörbar machte, über Hals und Kopf davon laufen würde, so daß die Kugel in die Lust ginge und wieder herabfiele, ohne ihn getroffen zu haben! — Er hatte das Mittel der Flamme; er konnte sich wie Sardanapal aus einen

Scheiterhaufen legen, sich sein Frühstück, sein Mittagessen, sein Abendbrod dahin bringen lassen, den Scheiterhaufen in Brand stecken und verzehrend sich verzehren machen; doch da er sich einerseits erinnerte, daß er Phénix Fasiou hieß, da er andererseits in Plinius und Herodot gelesen hatte, der Phönix erstehe wieder aus seiner Asche, so dünkte es ihm völlig unnütz, am Sonntag zu sterben, um am Montag oder Dienstag wiedergeboren zu werden. — Er hatte das Mittel des Strickes; mit anderen Worten gesagt, er konnte sich henken; doch als er plötzlich an die Menge von Leuten dachte, deren Glück er machen sollte, indem er ihnen den unfehlbaren Talisman, welchen man den Strick eines Gehenkten nennt, hinterlassen würde, da umschwebte ein menschenfeindliches Lächeln seine Lippen, und er verzichtete auf dieses philanthropische Mittel! — Es blieb das Gift, das unheilvolle Gift, das finstere Gift; denn, meine Herren, mag es das Gift von Mithridates, das Gift von Hannibal, das Gift von Locusta, das Gift der Borgia, das Gift der Medici oder das Gift der Marquise von Brinvilliers sein, das Gift ist immer Gift, wie mir eines Tags im Vertrauen der Fürst von Talleyrand sagte. Er beharrte also bei diesem letzten Mittel, beim unheilvollen Gifte, beim finstern Gifte, und als ich ihn so bleich, entsetzt, keuchend, häßlich auf mich zukommen sah, da zitterte ich an allen Gliedern, und ich errieth beim ersten Anblicke, er habe sich selbst entleibt. Ich fragte ihn folglich liebevoll:

»»Was hast Du denn, Bursche! daß Du uns, das Publikum und mich, seit einer Stunde so warten lassest!««

»»Herr Copernic,«« antwortete Fasiou, »»ich habe meinen Tagen ein Ende gemacht.««

»Diese Offenherzigkeit rührte mich. Zu gleicher Zeit setzte mich Eines in Erstaunen, ich muß es gestehen: daß ich aus seinem eigenen Munde die' beklagenswerthe Neuigkeit von seinem Tode erfuhr. Da ich aber hundertmal erstaunlichere Dinge als dieses gesehen habe, so schritt ich in meiner Untersuchung fort.

»»Und aus welcher Art,«« fragte ich ihn mit einer für mein Alter und für meine Stellung sehr bewegten Stimme, »»aus welcher Art hast Du Deinen Tagen ein Ende gemacht?««

»»Ich habe mich vergiftet,«« erwiderte mir Fasiou.

»»Womit?««

»»Mit Gift.««

»Ich gestehe, daß mir diese Antwort als Erhabenheit das »daß *er stirbe*« des alten Horaz und das »Ich« der Medea weit hinter sich zu lassen schien.

»»Und wo hast Du Gift gefunden?«« fragte ich mit der Ruhe eines Mannes, der hundert zweiunddreißig Arten Gegengifte kennt.

»»Im Schranke Ihres Schlafzimmers,«« antwortete mir Fasiou mit einer hohlen Stimme.

»Bei diesen Worten sträubte sich meine Perrücke aus meinem Haupte, und mein Bart, den ich so eben rasirt hatte, wuchs rasch wieder. Ich erbleichte von der Scheitel bis zu den Zehen und ich

wankte aus meiner Base.

»»Unglücklicher!«« rief ich meine Worte stammelnd, »»ich hatte Dir verboten, diesen Schrank zu öffnen!««

»»Das ist wahr, Herr Copernic,«« erwiderte mir Fasiou mit einer verzweifelten Miene, »»doch ich hatte Sie dort zwei Töpfe einschließen sehen.««

»»Habe ich Dich nicht daraus aufmerksam gemacht, Elender! diese zwei Töpfe enthalten Arsenikmus, das der große Schach von Persien, dessen erster Arzt ich bin, von mir hatte verlangen lassen, um ihn von den Ratten zu befreien, die seinen Palast beunruhigen?««

»»Ich wußte es,«« erwiderte Fasiou mit einer wilden Energie.

»»Und Du hast einen davon gegessen?««

»»Ich habe beide gegessen.««

»»Sogar die Töpfe?««

»»Nein, Herr, doch ihren Inhalt.««

»»Ganz?««

»»Unglücklicher!«« rief ich.

»Und ich wiederhole dreimal dieses Adjectiv, welches mir die Lage von Fasiou vortrefflich zu charakterisiren schien. Dergestalt, Mylords und meine Herren, daß diese Vergiftung, die Ursache, die sie herbeigeführt hat, die Vorfälle verschiedener Art, welche die Folge davon gewesen sind, die Thränen, die der Selbstmord von Fasiou aus den Augen aller seiner Kameraden, von denen er vergöttert wird, hervorspringen gemacht hat, — diese Dinge und noch viele andere, meine Herren, welche zu Ihrer Kenntniß zu bringen unnütz ist, zu meinem großen Bedauern momentan die Vorstellung verzögert haben. Sind Sie nicht unbarmherzig, wie ich mir so gern einbilde; macht eine gewisse Gemüthsbewegung verursacht durch diese bejammernswerthe Erzählung Ihre Herzen in der Tiefe Ihrer Brust beben, so werden Sie leicht diesen Verzug aus Gründen eines Hintritts vergeben, und Sie werden uns erlauben, ruhig den Lauf unserer Vorstellungen wieder aufzunehmen und Ihnen heute Abend, wie es der Zettel ankündigt, zu spielen:

### **Zwei sehr pressante Briefe.**

Lustspielskizze in einem Acte,

in welchem Phénix Fasiou die Rolle von Gille und Ihr Diener die von Cassandre geben wird.

»Aber, werden Sie mir sagen, — die Mengen sind voller unerwarteter Fragen! — aber, werden Sie mir sagen, wie kommt es einerseits, daß Fasiou hingerafft wird, und daß er andererseits, und dessen ungeachtet, die Rolle von Gille gibt? Die Antwort ist leicht, Mylords und meine Herren,

und ich habe an mehreren Höfen Europas Fragen aufgelöst, die noch viel unauflösbarer, als die, welche Sie an mich zu richten mir die Ehre erweisen. In der That, Mylords und meine Herren, wenige Worte werden genügen, um Ihnen dieses Problem zu erklären. — Einige von Ihnen haben wahrscheinlich von der sprichwörtlichen Gefräßigkeit von Fasiou reden hören. Es ist Niemand von der Gesellschaft, der ihn nicht aus den Kreuzwegen, je nach der Jahreszeit, gedörrte Pflaumen, Mispeln, Nüsse oder Kastanien knuspernd getroffen hat. Der unglückliche Einfluß, den natürlich dieses beständige Verschlucken von Leckereien aus den Darmkanal unseres armen Freundes haben mußte, ich will ihn nicht untersuchen, ich erkundige mich bei Niemand darüber, ich will ihn nicht kennen; allein den Einfluß dieser maßlosen Gefräßigkeit aus meine Speisekammer, ihn vermöchte ich nicht mit Stillschweigen zu übergehen; das brauche ich Niemand zu fragen; das kenne ich nur zu gut durch mich selbst.

»Da ich nun dachte, es sei die Stunde gekommen, der verderblichen Gefräßigkeit von Fasiou eine Falle zu stellen, so überlegte ich mir, aus welche Art diese Falle gestellt werden sollte. Sie begreifen wohl, man hat nicht den weißen Wein mit den ausgezeichnetsten Diplomaten des Continents getrunken, ohne einen Reflex von ihrem schlaun Scharfsinn und von ihrer wunderbaren Einbildungskraft bewahrt zu haben. . . Eine fremde Prinzessin, der ich das Leben bei einer Krankheit, wo sie von allen Aerzten ausgegeben worden war, zu retten das Glück hatte, schickte mir am Ende des vorigen Herbstes zwei Töpfe mit eingemachten Birnen, Confituren, für welche ich ihr in einem vertraulichen Augenblicke meine Schwäche gestanden hatte; doch sogleich mich erinnernd, daß genannter Fasiou, der für alle Dinge schwärmt, noch mehr als ich für die eingemachten Birnen schwärmte, beschloß ich, die erwähnte Falle der Leichtgläubigkeit dieses Pitre zu stellen, und ich theilte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, diese zwei Töpfe seien mit einem Arsenikmus gefüllt, das ich speciell für den großen Schach von Persien. in der Absicht, die ich Ihnen gesagt, bereitet habe. Fasiou hatte damals noch keine finstere Pläne gegen seine Person, und er schauderte, als er die Töpfe nur sah! Da er aber seitdem in die Ihnen bekannte Verzweiflung gerathen war, so dachte er an diese zwei Töpfe zuerst mit einem minder großen Schrecken; sodann, als er sich völlig an die Selbstmordgedanken gewöhnt hatte, mit kaltem Blute und sogar mit Freude. . .

»Sie begreifen nun Alles, Mylords und meine Herren. Da er den höchsten Grad von Verzweiflung erreicht hatte und zu sterben entschlossen war, so aß Fasiou die zwei Töpfe, von denen jeder ein Pfund Mus enthielt. Die ersten Symptome waren die der Vergiftung; doch, Dank sei es den rasch wirkenden Mitteln, die ich in seiner Lage anwandte, glaube ich Ihnen dafür stehen zu können, daß das Leben unseres Kameraden Phénix Fasiou nicht gefährdet ist. Wir werden also in einigen Secunden die Ehre haben, die Vorstellung zu beginnen. — Vorwärts, Musik!«

Bei diesem Ausrufe hörte man aus dem Innern der Baracke die Töne einer Posaune, einer Clarinette, einer türkischen Trommel und einer kleinen Trommel, ähnlich dem Geräusche, das aus einer Keßlerwerkstätte kommt, hervordringen.

Bei dieser nachahmenden Harmonie verbeugte sich Herr Galilée Copernic tief vor dem Publikum, und verschwand unter dem Beifallklatschen und dem freudigen Geschrei der Menge, welche diese Erzählung ihres vielgeliebten Cassandre wieder in gute Laune versetzt hatte; denn

es gibt drei veränderliche Dinge, wie der Prediger Salomo sagt: die Menge, die Weiber und die Wellen.

In dem Augenblicke, wo die Musik wüthete, verkündigend, die so sehr ersehnte Parade werde sogleich beginnen, kamen von zwei Seiten des Boulevard, nämlich in der Richtung der Bastille und der Porte Saint-Martin, mehrere Personen gekleidet in lange braune Mäntel, wie man sie damals trug, herbei, welche Personen unter die Menge traten und sich bald mit ihr vermischten.

Für einen unaufmerksamen Vorübergehenden konnten diese verschiedenen Personen einander fremd scheinen; für einen verständigen Beobachter war es aber augenscheinlich, daß sich diese Männer unter irgend einem Titel kannten, denn jeder von ihnen wechselte bei seiner Ankunft mit denjenigen, welche schon da waren, ein unmerkliches Erkennungszeichen. Bald aber drangen sie, wie gesagt, in die compacte Masse ein, sonderten sich von einander ab, und schienen nur hierher gekommen zu sein, um der Vorstellung der Parade beizuwohnen, und Niemand achtete aus die mit dem gewöhnlichen Publikum des Herrn Galilée Copernic vermischte, heterogene Partei von Zuschauern.

---

## Fünfter Band

### CXV.

Wo der Leser, der die Paraden nicht liebt,  
welche Folgen sie auch in der Politik haben mögen,  
gebeten wird, einen Gang im Foyer zu machen.

Als die mißstimmige Symphonie hinter dem Vorhange im Hintergrunde beendet war, erschienen Gille und Cassandre, das heißt Fasiou und Copernic, aus der Bühne.

Es war zehn Minuten lang ein ungeheures Gelächter und ein Donner von Beifallklatschen.

Jeder von den zwei Künstlern trat bis an den Lampenkasten vor und verbeugte sich dreimal ehrerbietig; dann lehnte sich Fasiou an den Vorhang im Hintergrunde an, während Cassandre, der, da er das Stück eröffnete, am Lampenkasten geblieben war, mit folgendem Monologe begann, — einem Muster der im Jahre der Gnade 1827 blühenden Literatur in freier Lust, welches von einem unserer Freunde stenographirt worden ist, und das in seiner ganzen Treuherzigkeit unsern Lesern vor Augen legen zu kennen wir uns glücklich schätzen.

#### Erste Scene.

Cassandre, träumerisch auf der Vorbühne; Gille, im Hintergrunde des Theaters.

Cassandre.

Der Teufel soll mich holen, wenn ich einen zugleich mit Geist, mit Ehrlichkeit und mit einem schlechten Magen begabten Bedienten zu finden weiß, das heißt einen Menschen, der die drei theologischen Tugenden der guten Diener besitzt! Je weiter wir gehen, desto weiter geht die Welt, und sie geht vom Schlimmen zum Schlimmern; die guten Bedienten machen sich selten! . . . Wohin des Teufels mögen sie gegangen sein? In ein Land, wo es keine Herren gibt. Ich habe deshalb schon oft an Eines gedacht: meinen Dienst selbst zu versehen; doch ich überlegte es mir: ich bin ein Mann von so zähem Geize, daß ich nie einwilligen würde, mir den Lohn zu geben, den ich verdiene; und da es, wenn ein Diener bei mir eintritt, meine erste Bedingung ist, daß ich ihn nicht zu beköstigen habe, so würde ich unstreitig Hungers sterben. Wir wollen also aus dieses wahnsinnige Projekt verzichten und einen Diener suchen, der weniger anspruchsvoll ist als ich. (Umherschauend.) Was sehe ich denn dort? . . . Ei! das ist gerade ein Bedienter! er läuft wie Einer, der keine Milz hat, beständig in die Luft schauend. . . He! Freund! . . . Er hört mich nicht und schaut immer in die Luft . . . He! Freund!. . . Hoffen wir, daß er einen Pflasterstein trifft und fällt . . . Plumps! da liegt er aus der Erde! (**Auf Gille zugehend und ihn aufhebend.**) Mein Freund, was läufst Du noch?

Gille.

Mein Herr, ich laufe nicht mehr: Sie sehen es wohl!

Cassandre, beiseit,

Das ist richtig; dieser Bursche ist voll Verstand, und ich, ich bin im Unrecht, (Laut.)  
Entschuldige mich, ich habe eine Zeit statt einer andern genommen. Was liefst Du noch?

Gille.

Ich lief einem Vogel nach.

Cassandre, beiseit.

Das erklärt mir, warum dieser Bursche in die Luft schaute. . . (Laut.) Und wie ist dieser Vogel entwischt?

Gille.

Ich habe das Thürchen seines Käfichs ausgemacht.

Cassandre.

Und warum hast Du das Thürchen seines Käfichs aufgemacht?

Gille.

Weil der Käfich dieses armen Vögelchens schlecht roch.

Cassandre.

Nach dem, was ich sehe, bist Du im Dienste?

Gille.

Ah! Herr, nach dem Unglücke, das mir widerfahren ist, kann ich mich sicherlich als frei betrachten! und wenn Sie einen Diener brauchen . . .

Cassandre.

Wetter! ich muß vor Allem wissen, woher Du kommst.

Gille.

Ich komme von einem Hause.

Cassandre.

Das vermuthe ich wohl . . . Doch wem gehörte dieses Haus?

Gille.

Einem Erzbischof.

Cassandre.

Und welche Geschäfte verrichtetest Du bei Deinem Erzbischof?

Gille.

Ich war Haushofmeister.

Cassandre.

Wetter! Du mußt also tüchtig kochen! Und was wirst Du von mir nehmen?

Gille.

Wofür?

Cassandre.

Um in meinem Dienste zu sein.

Gille.

Oh! seien Sie ruhig, Herr, ich werde Ihnen nehmen, was ich kann.

Cassandre.

Ich frage Dich, aus welchem Fuße Du in mein Dienste einzutreten gedenkest?

Gille.

Aus meinen beiden Füßen, Herr.

Cassandre.

Das ist gut, und ich glaube, daß wir vortrefflich übereinkommen werden.

Gille.

Und ich, ich bin dessen sicher, Herr.

Cassandre, ihn anschauend.

Eh! eh!

Gille, Cassandre anschauend.



Eh! eh!

Cassandre.

Deine Physiognomie gefällt mir; die Farbe Deine, Haare ist nach meinem Geschmacke; Deine Nase verführt mich. Nun wollen wir aber ein wenig sehen, ob Dein Gesang Deinem Gefieder gleicht.

Gille, **singend,**

**Un Suiss' rev'nant d'campagne,  
De son pays, d'l'Allemagne . . .**

Cassandre.

Was machst Du?

Gille.

Ei! Sie haben meinen Gesang zu sehen verlangte ich singe. .

Cassandre.

Dieser Bursche spricht mich immer mehr an. (Laut.) Das ist es nicht, was ich sagen wollte; ich wollte einige Fragen an Dich richten, um zu sehen, ob es Dir nicht ganz und gar am gesunden Verstande gebreche.

Gille.

Oh! wenn es nur das ist. reden Sie. Herr; fragen Sie. Es gibt Niemand, der Ihnen besser antworten kann, als Ihr Diener.

Cassandre.

Das ist wahr, denn Du sprichst viel. Erkläre mir ein wenig, zum Beispiel . . . Ich habe vergessen, Dich zu fragen, wie Du heißest.

Gille.

Ich heiße Gille, Ihnen zu dienen.

Cassandre, beiseit.

Dieser Bursche ist äußerst einschmeichelnd. (Laut.) Wohl also, mein lieber Gille, erkläre mir ein wenig, wie es kommt, daß die Fische in die Tiefe des Flusses hinabgehen, ohne zu ertrinken.

Gille.

Und wer sagt Ihnen, Herr, daß sie nicht ertrinken?

Cassandre.

Sie kommen ja, nachdem sie auf dem Grunde gewesen sind, an die Oberfläche des Wassers zurück!

Gille.

Es sind nicht die ertrunkenen, die zurückkommen, es sind andere.

Cassandre,

Nach einem Augenblicke tiefen Nachdenkens! Wetter! Du könntest Recht haben.

Gille.

Hat der Herr noch andere Fragen an mich zu richten?

Cassandre.

Gewiß! . . Wie kommt es, daß der Mond gerade untergeht, wenn die Sonne aufgeht?

Gille.

Herr, nicht der Mond geht unter, wenn die Sonne aufgeht, sondern die Sonne geht auf, wenn der Mond untergeht.

Cassandre, erstaunt.

Bei meiner Treue, daran habe ich nie gedacht! Du bist also Astronom, Gille?

Gille

Ja, Herr.

Cassandre.

Und unter wem hast Du studirt?

Gille.

Unter Herrn Galilee Copernic.

Cassandre.

Ein großer Mann!. . Nun wohl, wenn Du unter diesem berühmten Gelehrten studirt hast, so kannst Du mir wahrscheinlich aus die Frage antworten, die ich an Dich machen werde. Glaubst

Du, daß die Vorsehung gerecht gegen mich gewesen ist, indem sie mir nur zwei Hände gegeben hat, während ich fünf Fuß vier Daumen [Dieses Wortspiel ist nicht zu übersetzen: quatre pouces heist eigentlich vier Zoll.] habe?

Gille.

Sie ist noch viel ungerechter gegen den Esel gewesen, der vier Fuß und gar keine Hände hat!

Cassandre, erstaunt.

Dieser Bursche hat aus Alles eine Antwort! (*Zu sich selbst und sich dem Publicum nähernd.*) Ich glaube entschieden, daß ich hier einen Burschen voll Verstand getroffen habe, der ein ergebener Diener sein wird, und aus dem ich vielleicht auch eines Tages einen guten Schwiegersohn machen kann, wenn er ein paar Thaler zurückgelegt hat. (Laut,) Antworte mir, Gille.

Gille.

Ich thue nichts Anderes, Herr.

Cassandre.

Das ist wahr . . . Bist Du Junggeselle, Gille?

Gille.

Wenn man sich nicht getäuscht hat, als man mich aus der Mairie angab.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche begreift nicht. (Laut,?) Ich frage Dich, ob Du ehelos seist.

Gille.

Ehelos wie Jeanne d'Arc.

Cassandre.

Was willst Du damit sagen?

Gille geheimnisvoll.

Ich will damit sagen, ich könnte die Engländer verjagen.

Cassandre.

Das kann Dir bei Gelegenheit nützlich sein. Doch sprechen wir nicht von Politik.

Gille.

Gut, Herr; sprechen wir von Philosophie, Botanik, Anatomie, Literatur, Wissenschaften, Pyrotechnik. . . (*Sich unterbrechend*) Ah! was die Pyrotechnik betrifft, was erblicke ich denn dort?

Cassandre, der Richtung des Fingers von Gille folgend.

Das ist eine Flasche Wein, die ich, um mich zu erfrischen, habe herausbringen lassen.

Gille.

Sind Sie wie ich, Herr?

Cassandre.

Vielleicht. . . Wie bist Du?

Gille.

Ich bin durstig.

Cassandre.

Oh! ich, ich bin es immer!

Gille.

Ich würde gern einen Schoppen erwürgen,

Cassandre, beiseit.

Der Bursche ist voll Gewandtheit! (Laut.) Wohl, es sei, Gille, und wir werden bechernd plaudern, oder plaudernd bechern, wie Du willst. Du hast das Aussehen eines geordneten Jungen.

Gille.

Nun, darin täuschen Sie sich, Herr: seit der letzten Weinlese bin ich ganz . . .

Cassandre, ihn durch eine Geberde unterbrechend, und beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht. (Laut) Ich wollte sagen, Du scheinst mir keine Laster zu haben.

Gille.

Nein, Herr, ich habe nur Nägel, und diese verursachen mir viel Schmerzen!

Cassandre.

Ich meine. Du wissest Dich zu benehmen.

Gille.

Ich war Fiacrekutscher.

Cassandre, beiseit.

Aendern wir das Gespräch: es gibt gewisse Punkte, die mir dieser Bursche ganz und gar nicht begreifen zu können scheint. (Laut) Hast Du viel gedient?

Gille.

Ja, Herr, was mich nicht abhält, völlig neu zu sein.

Cassandre.

Und wem hast Du gedient?

Gille.

Vor Allem meinem Vaterlande.

Cassandre.

Wie, Du bist Soldat gewesen, mein Braver?

Gille.

Als Rekrut, ja, Herr, drei Monate lang.

Cassandre. Solltest Du das Unglück gehabt haben, verwundet worden zu sein?

Gille.

So ist es.

Cassandre. Wo dies, mein Junge?

Gille

Im Herzen! Ich bin durch das Benehmen meines Generals verwundet worden.

Cassandre.

Was ist denn geschehen?

Gille.

Es ist geschehen, daß uns der General die Ebene in allen Richtungen durchziehen ließ.

Cassandre.

Ei! er hatte vielleicht den Schnupfen. Gille

Da wir nicht einem einzigen Feinde begegnet waren, so erlaubte ich mir, zu sagen, der General habe einen großen Sieg davon getragen.

Cassandre.

Welchen?

Gille

Er habe das Feld geschlagen. [Ein Wortspiel, das sich nicht übersetzen läßt: Battre la campagne, wörtlich das Feld schlagen, heißt bildlich **umherschweifen**.] So daß mich der General in den Arrest schickte.

Cassandre.

Er wird Dich nicht verstanden haben. Und wie lange bist Du im Gefängniß gewesen?

Gille.

Drei Jahre, Herr.

Cassandre.

Und in welcher Lage erhob sich Dein Kerker?

Gille.

Er erhob sich nicht, Herr: er vertiefte sich.

Cassandre.

Ich begreife . . . Somit fandst Du Dich . . .

Gille.

Vertieft, ja, Herr.

Cassandre.

Ich wollte Dich fragen, an welchem Orte er gelegen sei.

Gille.

Nahe beim Meere.

Cassandre.

Bei welchem Meere?

Gille.

Beim Mittelländischen.

Cassandre.

Ich kenne beim Mittelländischen Meere eine Stadt, wo ich gewesen bin.

Gille. Ich auch, Herr.

Cassandre, suchend.

Sie heißt Tou . . . Tou . . . Tou . . .

Gille, vollendend.

Lon, lon, lon.

Cassandre.

So ist es, Toulon . . . Ah! mein armer Junge, und Du bist auch auf den Galeeren gewesen?

Gille.

Es gibt kein so dummes Handwerk, Herr.

Cassandre.

Das ist vollkommen wahr. . . Und wem hast Du noch außer Deinem Vaterlande gedient?

Gille.

Ich habe als Spielzeug einer meiner Landsmänninnen gedient.

Cassandre.

Die Dich hat Land sehen lassen?

Gille.

Ganz richtig, Herr: und ich habe begriffen, daß die Reisen, die einen die Mädchen machen

lassen, viel ermüdender sind, als die, welche man zur See macht.

Cassandre.

Du mußttest Dir etwas ersparen während Deiner langen Dienste, Gille?

Gille

Ja, Herr, ich habe viel Mühe erspart.

Cassandre.

Einverstanden; doch Sorten?

Gille.

Jede Sorte von Mühe.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht, (Laut ) Ich frage Dich, ob Du einige Stücke habest?

Gille.

Ich habe meinen Rock voll davon.

Cassandre.

Fonds?

Gille.

Meine Hose voll.

Cassandre.

Nein, das ist es nicht. Du mußt etwas baar Geld haben?

Gille.

Es wäre mir noch lieber, wenn ich etwas Geld hätte.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht, (Laut) Hast Du etwas zurückgelegt?

Gille.

Ich habe die Thorheiten der Jugend zurückgelegt. Was wollen Sie? man wird alt.



Cassandre.

Wem sagst Du das Gille? Indessen hast Du aus meine Frage noch nicht geantwortet.

Gille.

Ah! bah!

Cassandre.

Ich fragte Dich, ob Du etwas Geld angelegt habest.

Gille.

Warum haben Sie sich nicht sogleich erklärt, Herr! Ich habe fünfzig Thaler Leibrente nach dem Tode meiner Muhme.

Cassandre, erstaunt,

Wetter! hundertundfünfzig Livres Rente! weißt Du, daß das eine Summe ist?

Gille.

Sicherlich weiß ich es.

Cassandre.

Ich meine eine gute, schöne Summe.

Gille.

Allerdings, ich verstehe wohl: Sie wollen damit sagen, es sei kein dummes Süm্মchen.

Cassandre.

Gille!

Gille

Herr?

Cassandre.

Ich mache Dir einen Vorschlag.

Gille.

Welchen?

Cassandre,

Wirst Du annehmen?

Gille.

Ich werde annehmen, wenn ich nicht ausschlage.

Cassandre.

Ich habe eine Tochter.

Gille.

Wahrhaftig?

Cassandre.

Bei meinem Ehrenworte!

Gille.

Sie gehört Ihnen ganz allein, Herr?

Cassandre.

Ich habe sie von meiner seligen Frau gehabt.

Gille.

Dann ist sie von Ihrer Frau, und nicht von Ihnen,

Cassandre.

Ich bitte um Verzeihung, Gille: sie ist von uns Beiden. (Beiseit) Der Junge ist so unschuldig, daß er nicht begreift! (Laut,) Ich sagte also, ich habe eine schöne, tugendhafte, keusche Tochter, von sehr freudigem Charakter.

Gille.

Dann ist es ein Freudenmädchen, Herr.

Cassandre.

Ich suche seit einiger Zeit eine passende Partie für sie. Ich finde zufällig Dich hier, und ich mache Dir den Vorschlag: Gille, willst Du mein Schwiegersohn werden?

Gille.

Nun, ich sage nicht nein, Herr.

Cassandre.

Was macht das mir, wenn Du nicht ja sagst?

Gille.

Man müßte den Gegenstand sehen, Herr.

Cassandre.

Ich will ihn Dir zeigen.

Gille.

Ja, doch umsonst.

Cassandre.

Umsonst, allerdings, (Beiseit.) Das ist offenbar ein sparsamer Junge.

Gille.

Und mit welcher Mitgift gedenken Sie dieselbe zu schmücken?

Cassandre.

Mit einer Mitgift der gleich, welche Du selbst bringst: fünfzig gute Thaler. Gille.

Gille.

Eingeschlagen! Das ist abgemacht.

Cassandre.

Also kann ich meine Tochter rufen?

Gille.

Rufen Sie sie.

Cassandre, rufend.

Zirzabelle! (Zu Gille.) Ich glaube, Du wirst zufrieden sein.

Gille.

Sie sagen, sie sei schön?

Cassandre.

Mein natürliches Ebenbild.

Gille.

Teufel! das ist der Mühe werth!

Cassandre.

Verschönert, wohlverstanden.

Gille.

Ah! gut!

Cassandre, stärker rufend.

Zirzabelle! . . Holla! Zirzabelle! . . Man muß sich immer den Hals abschreien, wenn man diese Plaudertasche braucht . . . Zirzabelle!

### **Zweite Scene.**

Dieselben, Isabelle.

**Isabelle** *kommt ganz sachte herbei und hält ihren Mund an das Ohr ihres Vaters.*

Hier bin ich!

Cassandre.

Die Bestie, die mich vor Angst fast umgebracht hat, soll die Pest holen!

Isabelle.

Ei! mein Vater, Sie schreien auch wie ein Stock, der seinen Blinden verloren hat!

Cassandre.

Warum kommst Du nicht, so oft ich Dir rufe?

Isabelle.

Weil ich, wenn ich ginge, so oft man mich ruft, zu oft gehen würde, und besonders zu weit.  
Was steht zu Ihren Diensten, mein Vater?

Cassandre.

Schau!

Isabelle.

Was?

*Cassandre, auf Gille deutend.*

Dieser hübsche Bursche.

Isabelle.

Dieser Bäckerknecht da?

Cassandre.

Wie findest Du ihn?

Isabelle.

Oh! die abscheuliche Fratze!

Cassandre.

Das ist Dein zukünftiger Gatte.

Isabelle.

Wie! mein zukünftiger Gatte?

Cassandre.

Ja, ich habe ihm so eben mein Wort gegeben.

Isabelle.

Wohl, Sie können es wieder zurücknehmen.

Cassandre.

Wie beliebt?

Isabelle.

Ich, diesen Fastnachtsnarren da heirathen? Nie!

Gille.

Ich bin mager, mein Fräulein; doch mit gutem Willen kommt man zu Allem.

Isabelle.

Mit diesem Gesichte kommt man nur ins Spital, verstehen Sie, mein schöner Freund?

Cassandre, zu Gille,

Wie findest Du sie?

Gille.

Anbetungswürdig.

Cassandre.

Nun wohl, alle Bockshörner! sie wird Deine Frau sein. Ich lasse sie mit Dir allein: unterhalte sie.

Gille.

Ei! dann wird sie, wenn sie mich verlassen hat, ein unterhaltenes Frauenzimmer sein!

Cassandre. abgehend.

Der Bursche versteht mich nicht.

### **Dritte Scene.**

Gille, Isabelle.

Isabelle.

Oh! wie unglücklich bin ich in meinem Unglücke! und wie konnte meine Mutter, welche für ihre Tochter die Wahl eines Vaters hatte, mir diesen Vater wählen?

Gille.

Sie haben Unrecht, Fräulein Zirzabelle, solche Beleidigungen gegen den Bürger, der der Urheber Ihrer Tage ist, zu schwatzen. Heißt es denn Sie ins Unglück stürzen und Sie schinden, Ihnen einen galanten Mann zum Gatten anbieten?

Isabelle.

Ich, Ihr Gatte? .. Das heißt Sie, meine Frau?..

Gille.

Verzeihen Sie, ich glaube, Sie täuschen sich, Fräulein Zirzabelle.

Isabelle.

Ja. doch Sie begreifen mich dennoch! — Nie!

Gille.

Wenn ich Ihnen indessen, zwischen beide Augen, die rechte Hand aus meinem Herzen, die linke Hand an der Naht meiner Hose, gestehen würde, ich habe mich plötzlich verliebt.

Isabelle.

In wen?

Gille.

In Sie! . . . Sehen Sie, nun bin ich gerade in der Position, die rechte Hand aus dem Herzen, die linke Hand an der Naht meiner Hose, schaue ich Ihnen zwischen beide Augen. . . Ich liebe Sie rasend, meine Theure! Was haben Sie hieraus zu antworten?

Isabelle.

Ich werde auf dieses schmeichelhafte Geständnis durch ein ganz ähnliches antworten, nur wird es, vollkommen das Gegentheil sein. Ich denke. Sie stammen von einem edlen Geschlechte ab, und ich glaube mit einem französischen Cavalier zu sprechen; ich will also mein Geständniß von mir geben.

Gille.

Ich höre Sie mit Interesse: reden Sie.

Isabelle.

Soll ich offenherzig sein?

Gille.

Seien Sie es.

Isabelle.

Nun wohl, seitdem ich Sie gesehen, habe ich einen Abscheu gegen Sie gefaßt!

Gille.

Oh! Himmel! Oh! doppelter Himmel!

Isabelle.

Hören sie einen Augenblick auf zu schwören, und lassen Sie mich den Rest meines Rosenkranzes vor Ihnen abkörnen, edler Herr. Einerseits liebe ich Sie, nicht, weil ich Sie hasse, und andererseits bin ich rasend in einen Edelmann von gutem Hause verliebt.

Gille.

Und wie heißt mein gräulicher Nebenbuhler?

Isabelle.

Herr Leandre.

Gille.

Ich kenne ihn, und dieses kann ich damit beweisen, daß ich ihn? Ohrfeigen gegeben habe, die er mir nie zurückgegeben hat.

Isabelle, Gille beohrfeigend.

Nun wohl, ich gebe sie Ihnen für ihn zurück; Sie können ihm eine Quittung dafür ausstellen.

Gille, sich ausrichtend.

Alle Hagel! Fräulein Zirza, wissen Sie, daß ich mir nicht aus den Fuß treten lasse?

Isabelle.

Sie haben also ein Hühnerauge?

Gille.

Nein, das ist eine Redensart.

Isabelle.

Oh! machen Sie keine Umstände mit mir! Ich sagte Ihnen vor der Ohrfeige und ich wiederhole Ihnen nach dem Schlage, daß ich Herrn Leandre leidenschaftlich liebe. Wir haben um die Mitte des Augusts angefangen uns den Hof zu machen.

Gille, beiseit,

Das ist ja eine, Katze, dieses Mädchen da! (Laut) Um die Mitte des Augusts von welchem Jahre?

Isabelle.



1820! Sie sehen, das datirt nicht von gestern. Lösen Sie daher unsere Heirath wieder auf, und wäre es nur aus Großmuth.

Gille.

Ah! wischi! dazu bin ich zu sehr in sie verliebt!

Isabelle.

Nun wohl, dann nach Ihrem Gefallen; und ich habe Ihnen nur ein Wort zu erwiedern: heirathen Sie mich, so mache ich Sie, so wahr ich ein ehrliches Mädchen bin, zum Hahnrei! Mir gleichviel! Sie haben mich gezwungen, dieses unanständige Wort auszusprechen; doch ich bekümmere mich nichts darum: Worte stinken nicht.

Sie geht ab.

#### **Vierte Scene.**

Gille, allein.

Wer könnte je glauben, dieses Mädchen sei die eigene Tochter . . . wenn ich, sage eigen! des ehrenwerthen Greises, der so eben herbeikommt! . . . Machen wir ihm unsere ehrfurchtsvollsten Complimente.

#### **Fünfte Scene.**

Gille. Cassandre.

Cassandre.

Nun, Gille?

Gille.

Nun. Herr?

Cassandre.

Was sagst Du zu meiner Frucht?

Gille.

Offenherzig gesprochen, ich glaube, sie ist ein wenig reif.

Cassandre.

Reif?

Gille.

Um nicht zu sagen verdorben.

Cassandre. Was bedeutet das, Herr Gille?

Gille.

Ich bin verantwortlich für das, was ich gesagt habe.

Cassandre.

Solltest Du es wagen, die Tugend selbst zu verleumden?

Gille.

Kennen Sie einen gewissen Leandre?

Cassandre.

Bei Gott! ob ich ihn kenne!

Gille.

Nun wohl, er hat Ihre Frucht vor mir cultivirt.

Cassandre.

Ich weiß das; da er aber ein Taugenichts ist, so habe ich ihn weit, weit weggeschickt, und er ist gegangen.

Gille.

Das heißt, er hat Sie glauben gemacht, er gehe.

Cassandre.

Gleichviel, Du bist der Mann, den ich geträumt habe, und Du mußt meine Tochter heirathen.

Gille.

Das wäre mir ganz lieb.

Cassandre.

Schwöre mir also, daß Du sie heirathest! und ich schwöre Dir bei den fünfhundert Teufeln und bei ihren tausend Hörnern, sie nur Dir in der Welt, mittelbar oder unmittelbar, zu geben.

Gille.

Ich will schwören wie ein Fuhrmann . . . Oh! Teufel! oh! Hölle! oh! Mord und Elemente! oh! Hagel und Wetter! oh! Pulver und Blei! ich verspreche Ihnen nie eine andere Person zu heirathen, von welchem Geschlechte sie auch sein mag, als Fräulein Zirzabelle, Ihre vermeintliche Tochter!

Cassandre.

Gut geschworen! alle Donner! alle Blitze! alle Gewitter! Es hat mich bei Deinem Schwure ein Schauer überlaufen! Ich schwöre Dir also meinerseits, daß meine Tochter Zirzabelle nie, mittelbar oder unmittelbar, die Frau eines Andern als von Dir sein wird. Ich will sie noch einmal rufen und Ihr meinen letzten Willen dictiren.

Gille.

Sie sind also im Begriffe, zu sterben, Schwiegervater?

Cassandre.

Ich will sagen meinen äußersten Willen. (Den Briefträger erblickend ) He! he! was kommt da zu uns?

Gille. sich die Nase zuhaltend.

In jedem Falle ist es nicht der Parfumeur,

Cassandre.

Nein, es ist der Briefträger.

### **Sechste Scene.**

Dieselben, der Briefträger.

Der Briefträger, die Nase in der Luft,

He! Herr Cassandre!

Gille.

Dieser Mensch sieht aus, als ob er Sie suchen würde.

Cassandre,

Glaubst Du?

Der Briefträger, immer in die Luft schauend.

He! Herr Cassandre!

Gille.

Sie sehen wohl, da er Sie ruft.

Der Briefträger, dasselbe Spiel,

He! Herr Cassandre!

Cassandre.

Sie rufen Herrn Cassandre, mein Freund?

Der Briefträger.

Die Pest hole Sie! zweifeln Sie daran, so sind Sie taub!

Cassandre.

Die Pest hole Sie selbst! . . Ich bin es.

Der Briefträger.

Die Pest?

Cassandre, beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht. (Laut,) Nein, ich bin Herr Cassandre.

Der Briefträger.

Unmöglich!

Cassandre.

Warum?

Der Briefträger.

Weil aus dem Briefe steht: »Herrn Cassandre. Mondstraße.«

Cassandre.

Nun wohl, wir sind in der Mondstraße.

Der Briefträger.

Aber es steht hier: »Mondstraße, im fünften Stocke,« und Sie sind aus der Straße.

Cassandre.

Das macht nichts: ich bin Herr Cassandre, Mondstraße, im fünften Stocke, gegenwärtig hier aus der Straße.

Der Briefträger.

Sie werden nur Herr Cassandre sein, wenn Sie im fünften Stocke sind.

Cassandre.

Dann werde ich hinaufgehen. Bleiben Sie hier, um zu sehen, ob ich oben bin.

Der Briefträger.

Es ist gut.

Cassandre, abgehend.

Der Bursche versteht mich nicht.

### **Siebente Scene.**

Der Briefträger, Gille.

Der Briefträger.

Mein Freund, kennen Sie im Quartier vielleicht Einen Namens Gille?

Gille.

Ja, ein hübscher Junge, edles Aussehen, distinguirtes Gesicht?

Der Briefträger.

Das ist möglich.

Gille.

Hier ist er.

Der Briefträger,

Wo?

Gille.

Vor Ihren Augen.

Der Briefträger.

Potz Henker!

Gille.

Wie beliebt?

Der Briefträger.

Sie heißen Gille?

Gille.

Bezweifeln Sie es?

Der Briefträger.

Ei! nach dem Portrait, das Sie von ihm machen . . .

Gille.

Zum Glücke habe ich meine Dienstetats bei mir.

Der Briefträger.

Wozu sollen die Dienstetats nützen?

Gille.

Mein Signalement ist darin.

Der Briefträger.

Lassen Sie das Signalement sehen.

Gille, zieht ein Papier aus de, Tasche und liest.

»Hafen von Toulon . . . hm! Hm! . . . Ich Unterzeichner, Ober-Goliottenaufseher . . . hm! . . . bezeuge . . . hm! Hm! . . . daß der Namens Gille — das ist es! — zweiundzwanzig Jahre alt . . .«

Der Briefträger.

Gut.

Gille, fährt fort zu lesen.

»Größe 5 Fuß 1 Zoll. . .«

Der Briefträger.

Gut.

Gille, dasselbe Spiel.

»Trompetennase. . .«

Der Briefträger.

Gut.

Gille, dasselbe Spiel,

»Gesichtsfarbe bleich . . .«

Der Briefträger.

Sehr gut.

Gille, dasselbe Spiel.

»Haare senffarbig . . .«

Der Briefträger.

So ist es! Ah! Sie sind wirklich Gille.

Achte Scene.

Dieselben, Cassandre.

Cassandre, am Fenster des fünften Stockes

He! Briefträger!

Der Briefträger.

Man kommt! (Zu Giue.) Geben Sie mir zehn Sous.

Gille

Warum?

Der Briefträger.

Das ist der Preis Ihres Briefes.

Gille.

Der Preis meines Briefes? Wie! ich muß bezahlen, weil man mir geschrieben hat?

Der Briefträger.

Allerdings.

Gille.

Ei! mir scheint, derjenige, welcher die Ehre hat, an mich zu schreiben, müßte bezahlen.

Cassandre.

He! Briefträger!

Der Briesträger.

Man kommt. (Zu Gille.) Rasch, geben Sie Ihre fünfzig Centimes heraus.

Gille.

Ich mißtraue Ihrem Briefe.

Der Briefträger.

Wie, Sie mißtrauen?

Gille.

Man hat in Briefen verborgene Höllenmaschinen gesehen.

Der Briesträger.

Sie nehmen einen chargirten Brief nicht an?

Gille.

Ich glaube wohl! ein Grund mehr, daß er losgeht, wenn er chargirt ist. [ Ein unübersetzbares Wortspiel. Une lettre chargée ist das, was wir einen recommandirten Brief nennen, chargé heißt zugleich aber auch geladen.]

Der Briefträger.

Desto schlimmer für Sie! das sind Geldnachrichten.



Gille.

Wie? ein chagirter Brief, das bedeutet Geldnachrichten?

Der Briefträger.

Ja.

Gille.

Ich glaubte, der Kreuz-Achter bedeute Geld.

Cassandre.

He! Briefträger!

Der Briefträger.

Man kommt.

Gille.

Hier sind Ihre fünfzig Centimes.

Der Briefträger.

Ich danke.

Gille.

Ei! sagen Sie doch, Ihr Brief bat ein Datum . von acht Tagen!

Der Briefträger. Acht Tage, um von Pantin zu kommen, das ist nicht zu viel.

Gille.

Es steht aber daraus: »Pressant.«

Der Briefträger.

Derjenige, welcher ihn schreibt, hat Eile, nie der, welcher ihn trägt.

Gille.

Es ist gut . . . Entferne Dich, denn aus Deiner Lade kommen stinkende Miasmen hervor.

Der Briefträger.

Sie enthält eine Cervelatwurst mit Knoblauch, die ich für mein Frühstück hineingesteckt habe.

Cassandre, mit einer langen Schnur in der Hand.

He! Briefträger!

Der Briefträger, geht unter das Fenster,

Hier bin ich! hier bin ich!

Cassandre.

Bin ich nun Herr Cassandre, Mondstraße, im fünften Stocke?

Der Briefträger.

Ich sage nicht nein.

Cassandre.

So schicken Sie mir meinen Brief.

Der Briefträger.

Schicken Sie mir zuerst meine drei Sous.

Cassandre.

Hier sind sie. Er wirft sie ihm zu.

Der Briefträger.

Ich danke. (Er bindet den Brief an das Ende des Fadens) Ziehen Sie.

Cassandre.

Gut! (Er zieht den Faden! doch in diesem Augenblicke öffnet sich das Fenster des ersten Stockes, eine Hand streckt sich aus und ergreift den Brief unter Weges.) He! Briefträger.

Der Briefträger.

Nun?

Cassandre.

Sie sehen nicht?

Der Briefträger.

Doch.

Cassandre.

Man stiehlt mir den Brief.

Der Briefträger.

Ihr Brief stahl wohl! Ein Dieb, der einen andern bestiehlt, macht den Teufel lachen.

Er geht ab.

Cassandre.

Der Bursche versteht mich nicht! Ich gehe in den ersten Stock hinab und fordere meinen Brief.

Er schließt sein Fenster wieder.

### Neunte Scene.

Gille, allein,

Ah! nun, da ich allein bin, wollen wir im Frieden studiren, was man mir in diesem Briefe meldet. (Er öffnet den Brief und liest,) »Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß die Gesundheit von Benjamin, Ihrem dritten Enkel, völlig wiederhergestellt ist. Er befindet sich zur Stunde wie der Baum genannt *Hagebuche*; ich vermöchte meinen Gedanken nicht besser auszudrücken . . .« (Sich unterbrechend) Das ist seltsam! ich glaubte nie in meinem Leben Vater gewesen zu sein; wie kommt es, daß ich Großpapa bin? . . . Gleichviel! es wird sich vielleicht aufklären. Fahren wir fort. (Lesend,) »Wäre es nicht endlich Zeit, daß Sie Ihre Einwilligung zu einer Heirath geben würden, welche seit sieben Jahren ohne Ihr Wissen vollzogen ist, ich muß es Ihnen gestehen, und sollte dieses Geständniß Ihre weißen Haare ausfallen machen . . .« (Hört auf zu lesen.) Gut! nun habe ich weiße Haare! Blaue, grüne, schwarze, gelbe oder rothe, von allen Farben, die man will; doch weiße, — dagegen protestire ich! Lassen wir uns indessen nicht entmuthigen: (Liest weiter.) »Ist es nicht beklagenswerth, daß Sie Ihre Fräulein Tochter, während Sie wissen, daß sie Mutter von drei Kindern ist, an diesen Einfaltspinsel Gille zu verheirathen gedenken? . . .« (Sich unterbrechend) Von wem spricht er denn? (Lesend) »Ich erwarte Ihre Antwort, indem ich Ihnen melde, daß ich eine kleine Erbschaft von zweihundert Limes Rente gemacht habe, die uns, Zirzabelle und mir, in einem bescheidenen Wohlstande mit einander zu leben gestatten wird. Antworten Sie mir umgehend! — Ihr ergebenster *Leandre*.« (Nachdenkend.) Nein, nein, es ist nicht möglich! wäre ich wirklich der Vater meiner Tochter, und folglich der Großvater ihrer drei Kinder, so könnte ich unmöglich daran denken, sie an einen Andern als den Vater dieser drei unglücklichen zu verheirathen. Mit welchem Rechte erlaubt sich also dieser Leandre zu sagen, ich sei der Vater, und sobald er es sagt, mit welchem Rechte zieht er meine väterliche Zärtlichkeit in Zweifel? . . . (Nach einer Pause. und sich vor die Stirne schlagend.) Doch es kommt mir ein Gedanke: wenn mir der Briefträger einen Brief gegeben hätte, der nicht an mich adressirt wäre? . . . (Er sieht den Umschlag an.) Alle Teufel! die Depeche war nicht für mich! »An Herrn Cassandre. Mondstraße, im fünften Stocke.« An Herrn

Cassandre! Ha! Ha! Ha! Der alte Pandur wollte also seine keusche Tochter an mich verheirathen, die Mutter von drei Kindern, von denen das letzte Benjamin heißt! Ei! dieser Greis ist ganz einfach ein Gauner! Lassen wir nichts von unserer Entrüstung merken und sehen wir, wie weit er seine Schurkerei treiben wird.

### Zehnte Scene.

Gille. Cassandre.

Cassandre, tritt lesend ein.

»Ich habe die Ehre, Ihnen den schmerzlichen Verlust mitzutheilen, den Sie in der Person von Demoiselle Amenaide Lamponisse, Ihrer vielgeliebten Tante, welche gestern im Alter von sechsundsiebzig Jahren gestorben ist, erlitten haben . . .« (Sich unterbrechend.) Das ist seltsam! ich habe nie eine Tante gehabt, wie kommt es, daß sie gestorben ist, und zwar in der Blüthe ihrer Jahre? . . Nun, es ereignen sich so außerordentliche Dinge! Fahren wir fort. (Lesend.) »Ich melde Ihnen zugleich, daß Sie nicht auf die hundertfünfzig Livres Rente der Verstorbenen rechnen dürfen; sie hat es für gut gefunden, Sie zu Gunsten des Oberschreibers eines Garkochs in Sainte-Menehould zu enterben. . . « (Hört auf zu lese«.) Erstaunlich! erstaunlich! Es scheint, diese Tante, die ich nie gehabt habe, und die ich dennoch hatte, hat mich enterbt zu Gunsten von . . . Welche Schmach! Lassen wir uns indessen nicht entmuthigen! (Liest weiter.) »Es versteht sich nichtsdestoweniger, daß, wenn es Ihnen angenehm wäre, die Schulden von Ihrer Mademoiselle Tante zu bezahlen, welche sich aus die unbedeutende Summe von hundert fünfzig tausend Livres fünfzehn Sous zehn Denirs belaufen, der Oberschreiber des Garkochs von Sainte-Menehould Ihnen ohne Widerrede den Genuß der hundert und fünfzig Livres Rente, die er an Ihrer Stelle erbt, überlassen würde. Wollen Sie mir als bei Empfang des Gegenwärtigen Ihre Einwilligung oder Ihre Verzichtleistung schicken. — Ihr ergebenster Diener *Baudin de la Marne*, in Sainte-Menehould, San-Giacomo-Street, alte Nr. 9, jetzt 11.« Ich verstehe nicht recht, alte Nr. 9 . . . Ja, mit anderen Worten gesagt, die alte Nummer ist 9, und die neue ist 11, (Nachdenkend.) Ah! was sagt mir denn da dieser Notar? Ich erbe und ich erbe nicht, die alte Nummer ist eine neue Nummer, und die neue Nummer ist eine alte Nummer . . . Woher kann er denn Alles das, was er sagt, nehmen, und mit welchem Rechte erlaubt er sich, einen Bürger von Paris aus die Manier von Sainte-Menehould zu behandeln? Ich werde es allerdings nicht versäumen, zu antworten, obschon seine Vertraulichkeit nur meine Verachtung verdient. (Nach einer Pause, und sich vor die Stirne schlagend.) Doch da kommt mir ein Gedanke: wenn mir der Briefträger einen Brief gegeben hätte, der nicht an mich adressirt wäre! . . (Er sieht den Umschlag an) »An Herrn Gille, Boulevard du Temple, unter dem großen Zeiger des Blauen Zifferblattes.« Der Bursche hatte sich also mit einer Leibrente geschmeichelt, die er nie besitzen sollte! . . Dieser Gille ist also ein kolossaler Intrigant! . . Bewältigen wir uns indessen, und richten wir einige geschickte Fragen an ihn, um zu erfahren, wie weit er die Verstellung treiben wird. (Zu Gille, welcher wartet, bis er geendigt hat.) Nun, lieber Gille?

Gille.

Nun, lieber Schwiegervater?

Cassandre.

Bist Du zufrieden mit den Nachrichten, die man Dir in dem Briefe gibt, welchen Du so eben empfangen hast?

Gille.

Meldet man Ihnen ein glückliches Ereignis in der Depeche, die man Ihnen so eben zugestellt hat? Cassandre. Ja, ich bin ziemlich zufrieden.

Gille.

Ah! desto besser! Und was meldet man Ihnen?

Cassandre. Man meldet mir von Vaugirard, der Weinertrag werde schön sein, denn es regnet seit acht Tagen: es scheint, die Erde hatte Wasser nöthig.

Gille.

Das ist erstaunlich! Man meldet mir dasselbe von Montmartre. Die Kartoffelnernte verspricht vortrefflich zu werden, weil das Wetter seit acht Tagen trocken ist: es scheint, die Erde hatte Sonne nöthig.

Cassandre.

Gille!

Gille.

Herr!

Cassandre. Kannst Du mir diese atmosphärische Erscheinung erklären? Wie kommt es, daß die Sonne, den Abhängen von Montmartre günstig, den Ebenen von Vaugirard feindlich ist?

Gille.

Nichts kann einfacher sein: Vaugirard liegt gegen Süden und Montmartre gegen Norden. Die durch die tropische Sonne ausgetrockneten Ebenen von Vaugirard brauchen Feuchtigkeit, um fruchtbar zu sein, während die Schneeplateaux in der Nähe des Pic von Montmartre Sonne brauchen, um fruchtbar zu sein. Alles ist logisch in der Natur.

Cassandre.

Bewunderungswürdige Ordnung!

Gille.

Unermeßliches Weltall!

Cassandre.

Göttliche Güte!

Gille.

Tiefes Geheimniß!

Cassandre.

Alles ordnet sich zusammen!

Gille.

Alles verkettet sich.

Cassandre.

Wunderbare Harmonie!

Gille.

Erhabene Schöpfung!

Cassandre.

Lies Thales . . .

Gille.

Tales pater, tales filius.

Cassandre.

Lies Eudoxius . . .

Gille.

Ja; doch sprechen wir von etwas Anderem.

Cassandre.

Wovon willst Du sprechen?

Gille.

Sprechen wir von Ihnen, Schwiegervater.

Cassandre.

Sprechen wir von Dir, mein Schwiegersohn. Bist Du sicher, daß Du Deine Tante Amenaide Lamponisse beerbst?

Gille.

Ah! Sie kennen den großen Namen meiner kleinen Tante . . . Nein, ich will sagen, den kleinen Namen meiner großen Tante?

Cassandre.

Ja, ich kenne ihn.

Gille.

Und woher kennen Sie ihn?

Cassandre, feierlich.

Ich werde es Dir in ein paar Minuten sagen; antworte mir aber vorläufig auf meine Frage. Du rechnest aus hundert fünfzig Franken Rente? Gille. Und Sie, Schwiegervater, Sie rechnen darauf, daß Sie mich mit Ihrer keuschen Tochter verheirathen werden.

Cassandre.

Solltest Du an der Keuschheit meines einzigen Kindes zweifeln?

Gille.

Pest! ich zweifle ganz und gar nicht daran.

Cassandre.

Was bedeutet?

Gille.

Daß ich Alles weiß, alter Kerl.

Cassandre.

Nun wohl, ich weiß auch Alles, junger Undankbarer!

Gille.

Woher wissen Sie es?

Cassandre.

Es handelt sich nicht darum, vier blinde Kuh zu spielen: Ihre Tante Lamponisse hat Sie völlig enterbt.

Gille.

Ihre Tochter Zirzabelle ist Mutter von drei Knaben, von denen der jüngste, Herr Benjamin, sich viel besser befindet.

Cassandre.

Es geht besser bei ihm?

Gille

Viel besser, Herr! und ich fühle mich glücklich, Ihnen diese Kunde mittheilen zu können.

Cassandre.

Wer hat Dich von der Wiederherstellung meines Enkels unterrichtet?

Gille

Dieser Brief. . . Wer hat Sie vom Tode meiner Tante unterrichtet?

Cassandre.

Dieser Brief.

Gille

Geben Sie mir den meinigen, und ich gebe Ihnen den Ihrigen.

Cassandre.

Das ist nicht mehr als billig: hier ist er.

Gille.

Hier ist er.

Jeder tauscht seinen Brief und liest.

\*

\*

\*

Bei dieser Stelle der Parade, als wäre man am Ende eines vierten Actes voll Interesse gewesen, herrschte eine solche Stille in der Menge, daß man kaum das Athmen der Zuschauer hörte.



Man war der Entwicklung nahe, und die Personen in Mänteln, die wir zuletzt haben ankommen sehen, schienen, die klugen aus den Pitre geheftet, diese Entwicklung mit der lebhaftesten Ungeduld zu erwarten.

Mittlerweile lasen die zwei Possenreißer ihre Briefe, wobei sie einander wüthende Blicke zuwarfen.

Alsdann fuhr Cassandre fort:

Cassandre.

Hast Du zu Ende gelesen?

Gille.

Ja, Herr; und Sie?

Cassandre.

Ich auch.

Gille

Dann müssen Sie sich erklären, warum ich nie Ihr Schwiegersohn werde.

Cassandre.

Dann mußt Du Dir erklären, warum ich Dir nicht ferner die Hand meiner Tochter anbiete.

Gille.

Ja; doch da Sie ein ernster Vater werden, so habe ich keinen Grund mehr, in Ihrem Dienste zu bleiben.

Cassandre.

Ja; doch da ich mich unter das Dach meines Schwiegersohns zurückzuziehen gedenke, und er schon einen Bedienten hat, so begreifst Du, daß ich ihm nicht einen zweiten zuführen kann. Ich jage Dich also nicht fort, Gille; ich schicke Dich nur fort.

Gille

Ohne mir etwas zu geben?

Cassandre.

Soll ich Dir eine Thräne des Bedauerns schenken?

Gille.

Schickt man die Leute fort, Herr, so schickt man sie mit Etwas fort.

Cassandre.

Ich schicke Dich auch mit allen Deinem Range schuldigen Rücksichten fort.

Gille.

Und Sie schämen sich nicht, daß Sie mich einen Theil meines Tages mit dem Anhören Ihrer Dummheiten verlieren ließen, alter Fuchs?

Cassandre.

Du hast Recht, Gille, und dieses Wort Fuchs erinnert mich an ein Sprichwort.

Gille.

An welches?

Cassandre.

Daß jede Mühe Lohn verdient.

Gille.

Ganz gewiß!

Cassandre.

Hast Du Münze, Gille?

Gille.

Nein, Herr, Cassandre, gibt ihm einen Fußtritt auf den Hintern, So behalte das Ganze.

\*

\*

\*

Die Parade sollte hier endigen, und schon verbeugte sich Cassandre ehrerbietig vor dem Publikum, als Gille, der auf ein großes Unternehmen zu sinnen schien, da er Cassandre geneigt sah, plötzlich seinen Entschluß faßte und diesem zur Erwidern einen Fußtritt versetzte, der ihn mitten unter die Zuschauer hinab schleuderte!

Gille.

Bei meiner Treue, nein, Herr! die guten Rechnungen machen gute Freunde!

Im höchsten Maße erstaunt, erhob sich Cassandre wieder und suchte Gille mit den Augen, doch Gille war verschwunden.

In diesem Augenblicke entstand eine große Bewegung in der Menge; die Männer mit den Mänteln flüsteren einander ins Ohr:

»Er hat es ihm zurückgegeben! er hat es ihm zurückgegeben!«

Dann traten sie aus der Menge, gingen an verschiedenen Gruppen vorbei und sagten:

»Heute Abend.«

Und dieses Wort *heute Abend* kreiste wie ein fast unverständliches Gemurmel das ganze Boulevard entlang. Dann sah man die Männer mit den Mänteln, die Einen in die Rue du Temple, die Anderen in die Rue Saint-Martin, Diese in die Rue Saint-Martin, Jene in die Rue Poissonnière eintreten, Alle aber wandten sich nach der Seite der Seine aus verschiedenen Wegen, doch wie Menschen, die sich bald an einem und demselben Orte wiederfinden sollen.

---

## CXVI.

### Das geheimnißvolle Haus.

Ein Mann, der nichts Besseres zu thun gehabt hätte, als zu beobachten, was sich in der Rue des Postes, von acht bis neun Uhr Abends, das heißt zwei Stunden nach der Vorstellung zutrug, welche wir vielleicht unseren Lesern mit Unrecht so ausgedehnt erzählt haben, hätte sicherlich seine Zeit nicht verloren, und wäre er auch nur ein wenig Liebhaber von nächtlichen und fantastischen Abenteuern gewesen.

Da wir annehmen, daß der Leser, sobald er sich uns anschließt, kein Feind von solchen Abenteuern ist, so bitten wir ihn, uns an den Ort zu folgen, wohin wir unsern Guckkasten versetzen, um vor ihm eine Menge Personen defiliren zu lassen, welche nicht minder geheimnißvoll, als die chinesischen Schattenspiele von Herrn Séraphin.

Die Schaubühne liegt, wie gesagt, in der Rue des Postes, ganz nahe bei der Impasse des Vignes, ein paar Schritte vom Puits-qui-parle; die Decoration stellt ein kleines einstöckiges Haus mit einer einzigen Thüre und einem einzigen aus die Straße gehenden Fenster vor. — Dieses Haus hatte vielleicht noch andere Thüren und andere Fenster; doch diese Thüren und diese Fenster gingen ohne Zweifel auf einen Hof oder einen Garten.

Es war halb neun Uhr Abends, und die Sterne, diese Veilchen der Nacht, feierten, vor den Blicken der Menschen glänzender als je wiedererscheinend, wie die Veilchen, die Sterne des Tages, die ersten Stunden des Frühlings. Es war in der That eine schöne Nacht, klar und leuchtend, heiter und mild wie eine Sommernacht, wie die Nacht eines Dichters oder eines Verliebten.

Es gewährte einen unendlichen Reiz, sich in dieser ersten lauen Nacht zu ergehen und es geschah ohne Zweifel, um sich diesem Gefühle zugleich voll idealer und sinnlicher Wollust zu überladen, daß ein Mann in einen großen braunen Ueberrock gehüllt, seit ungefähr einer Stunde, die Rue des Postes, im Winkel der Häuser oder in den Vertiefungen der Thüren, wenn Jemand vorüberkam, verschwindend, auf und ab ging.

Bei einiger Ueberlegung konnte man sich indessen schwer erklären, daß dieser Liebhaber der Natur, um die ersten Frühlingslüfte einzuathmen, eine so öde und besonders so kothige Straße gewählt hatte, wie es die Rue des Postes war, obschon es seit einer Woche nicht mehr geregnet; denn die Rue des Postes scheint, wie jene Straßen, von denen in dem Buche betitelt *Neapel ohne Sonne* die Rede ist, — ohne Zweifel durch die Fürsprache der Jesuiten, die sie bewohnten und noch bewohnen, — das Privilegium eines ewigen Schattens und einer schützenden Dunkelheit erlangt zu haben.

Wenn er vor das von uns beschriebene Haus kam, blieb der Spaziergänger einen unberechenbaren Zeitraum stehen, der aber vermuthlich für die Forschung, die er machen wollte, genügte, denn aus dem nämlichen Wege, das heißt gegen das College Rollin, zurückkehrend,

ging er gerade aus, begegnete einem zweiten Individuum, das wahrscheinlich auch ein Liebhaber der nächtlichen Schönheiten der Natur war, und sagte nur das einzige Wort:

»Nichts.«

Das Individuum, an das diese Einsylbe gerichtet worden war, schritt wieder die Rue des Postes hinaus, während der Andere dieselbe hinabging.

Dieses zweite Individuum, nachdem es dasselbe Manoeuvre, wie der zuerst Erwähnte, ausgeführt, das heißt, nachdem es einen raschen Blick auf das Haus geworfen hatte, machte sodann noch ein paar Schritte vorwärts, trat in die Rue du Puits-qui-parle ein, begegnete hier einem dritten Liebhaber der Natur und richtete an ihn halblaut dieselbe Einsylbe:

»Nichts.«

Und er ging auf seinem Wege weiter, während der Dritte, ihn kreuzend und an ihm vorüberschreitend, auf das Haus zuwandelte, es anschaute, wie dies die zwei Anderen gethan hatten, und die Rue des Postes bis zur Spitze der Rue d'Ulm hinausging; hier fand er sich mit einer andern Person zusammen, und er wiederholte ihr das Wort, das wir schon zweimal gehört haben:

»Nichts.«

Und diese vierte Person schritt an der dritten vorbei, ging die Rue des Postes hinab, wandelte an dem Hause vorbei, schaute es an, wie dies ihre Vorgänger gethan hatten, und setzte ihren Weg bis zum College Rollin fort, wo sie den ersten Liebhaber der Natur traf, den wir unsern Lesern in einem braunen Ueberrocke lustwandelnd gezeigt haben. Nachdem sie ihm dasselbe Wort gesagt, welches zu wiederholen wir für unnöthig erachten, ging sie an ihm vorbei, und der Erste, der Mann mit dem braunen Ueberrocke, derjenige, welcher der Urheber der geheimnißvollen Einsylbe zu sein schien, — dieser setzte eine habe Stunde lang dasselbe Manoeuvre fort, bis zu dem Augenblicke, wo er, zwei Männer beisammen erblickend, die Rue des Postes hinabging und dabei die Cavatine aus Joconde piff:

**J'ai longtemps parcouru le monde . . .**  
**[Ich habe die Welt durchwandert.]**

Diese Melodie war damals sehr in der Mode; sie wurde auch nach und nach, jedoch immer halblaut, von den vier Männern wiederholt, die sich einander das Wort Nichts gesagt hatten.

Die zwei Männer aber, welche dieses fünfstimmige Notturmo veranlaßt hatten, blieben, — wie alle diejenigen, welche wir bis jetzt beobachtet haben, — vor dem kleinen Hause stehen; sie waren von den Andern nur dadurch verschieden, daß sie eine lange Station vor der Thüre machten und dabei so leise plauderten, daß der Mann mit dem braunen Ueberrocke, der an ihnen, ohne daß es absichtlich zu geschehen schien, seine Cavatine pfeifend vorüberging, nicht ein Wort von dem, was sie sagten, erlauschen konnte.

Nach Verlauf von zehn Minuten traten drei andere Männer gefolgt von einem vierten, alle Vier in braune Mäntel gehüllt, aus die zwei Individuen zu, welche vor dem Hause standen.

Der Größere von den zwei Männern, welche zuerst da gewesen waren, nahm nach und nach die Hand von jedem der drei Ankömmlinge; dann sagte er jedem von ihnen ins Ohr die erste Hälfte des samaritanischen Wortes *Lamma*, von dem sie ihm die zweite sagten, zog aus seiner Tasche einen kleinen Schlüssel, steckte ihn ins Schloß, öffnete sachte die Thüre, ließ seine fünf Gefährten eintreten, schaute nach rechts und nach links in der Straße, und trat sodann selbst ein.

Er schloß die Thüre von innen in demselben Augenblicke, wo der erste und der zweite Spaziergänger jeder an einer Ecke der Straße wiedererschienen, und, in demselben Schritte gebend, vor dem Hause zusammentrafen, wo sie die neue Einsylbe:

Sechs,

wechselten.

Wonach sie jeder auf seiner Seite weiter gingen, und das Wort Sechs den anderen Naturliebhabern wiederholten, welche schon das Wort Nichts gehört und wiederholt hatten.

Sie hatten nicht zwanzig Schritte in der Straße gemacht, der Eine hinausgehend, der Andere hinabgehend, als sie, derjenige, welcher hinabging, einem Individuum, und derjenige, welcher hinaufging, drei Personen begegneten, die, Individuum und Personen, obgleich sie von zwei entgegengesetzten Seiten kamen, vor dem geheimnißvollen Hause zusammentreffend stehen blieben.

Als die vier Neuangekommenen wie die sechs Anderen ins Haus eingetreten waren, setzten sich die zwei Spaziergänger abermals in Bewegung, begegneten sich und wechselten die neue Einsylbe:

Zehn.

Im Verlaufe von zwei Stunden, das heißt von halb neun Uhr bis halb elf Uhr, sahen die fünf laconischen Spaziergänger in das Haus sechzig Individuen in Gruppen von zwei, drei, vier, fünf, doch nie von mehr als sechs eintreten.

Es war drei Viertel aus elf Uhr, als der Dilettant, der die Cavatine von *Joconde* geträllert hat, zum zweiten Male trällerte; diesmal gerieth er aber aus die große Arie aus dem *Deserteur*.

**Ah! je respire enfin! je puis reprendre haleine!**  
**[Ha! endlich kann ich wieder Athen, schöpfen.]**

Der Elleviou war kaum bei seinem vierten Verse, als er von den zwei Seiten der Rue des Postes, von der Impasse des Vignes und von der Rue du Puits-qui-parle, sieben andere Individuen auf sich zukommen sah, welche aus die Frage, die er an sie richtete: »Wie viel waren es?« ohne zu zögern antworteten: »Sechzig.«

»So ist es,« sprach der Dilettant.

Dann fügte er wie der Obergeneral eines Heeres, der seine Befehle gibt, bei:

»Achtung, Ihr Alle!«

Diejenigen, an welche diese Ermahnung gerichtet war, näherten sich ohne zu antworten.

Der Mann mit dem braunen Ueberrocke fuhr fort.

»Papillon stelle sich hinter das Haus; Carmagnole bewache den rechten Flügel; Vol-au-Vent bewache den linken Flügel. Longue-Avoine und die Anderen werden bei mir bleiben. Ihr habt die umliegenden Terrains gut ausgekundschaftet, nicht wahr?«

»Ja,« antwortete man einstimmig.

»Ihr seid wohl bewaffnet?«

»Wohl bewaffnet.«

»Nicht faul?«

»Nicht faul.«

»Du weißt, was Du zu thun hast, Carmagnole?«

»Ja,« antwortete eine provencale Stimme.

»Du hast Deine Instructionen. Vol-au-Vent?«

»Ja,« antwortete eine normannische Stimme.

»Du hast Deine Haue, Carmagnole?«

»Ich habe sie.«

»Du hast Deine Klammern, Vol-au-Vent?«

»Ich habe sie?«

»Dann wollen wir das Pflaster des Königs frei machen: an die Arbeit, und zwar rasch!«

Die drei unter dem Namen Papillon, Carmagnole und Vol-au-Vent bezeichneten Männer verschwanden mit einer Schnelligkeit, welche bewies, daß Vol-au-Vent und Papillon ihres Namens würdig waren, und daß, wenn Carmagnole nicht einen dem ihrigen ähnlichen annahm, dies so war, weil er den Stolz seines Familiennamens hatte.

»Wir, was uns betrifft, Longue-Avoine,« sagte der Commandant der kleinen Schaar, »wir

gehen wie gute Freunde spazieren und plaudern wie gute Bürger.«

Sodann, nachdem er eine Prise Tabak aus einer Rococo-Dose genommen, nachdem er die Gläser seiner Brille mit seinem Foulard abgewischt und die Brille wieder zart auf seine Nase gesetzt hatte, streckte der Naturliebhaber, der Dilettant, der Mann, der wie ein guter Bürger plaudern wollte, seine beiden Hände in die Taschen seiner Castorine und setzte sich mit seiner Patrouille in Bewegung.

Der Marsch war von kurzer Dauer. Der Anführer der kleinen Schaar trat in die Rue du Puits-qui-parle ein, stellte sich so, daß er das geheimnisvolle Haus nicht aus dem Gesichte verlor, bedeutete seinen Begleitern durch einen Wink, sie sollen sich in den Tiefen der Straße verbergen, jedoch in seinem Bereiche bleiben, und behielt nur einen Einzigen von seinen Untergebenen bei sich, einen großen, langen, magern, abgemergelten, bleichen, schieläugigen Unterofficier, — ein wahres Iltisgerippe mit einem Basilskopfe.

»Nun ist es an uns Beiden, Longue-Avoine,« sagte er.

»Zu Ihren Befehlen, Herr Jackal,« antwortete der Agent.

---



## LXVII.

Die Barbette.

»Höre, Du hast den Rosentopf entdeckt,« fuhr Herr Jackal fort; »es ist also billig, daß ich mich an Dich, wende, um den ganzen Wohlgeruch einzuathmen. Wie hast Du dieses Abenteuer gewittert? Sei kurz.«

»Die Sache verhält sich so, Herr Jackal. Sie wissen, daß ich immer religiöse Grundsätze gehabt habe?«

»Nein, ich wußte das nicht.«

»Oh! da habe ich also meine Zeit verloren?«

»Nein, da Du etwas entdeckt hast. . . Wie? ich weiß noch nichts; doch es ist augenscheinlich, daß sich nicht sechzig Personen in der Rue des Postes versammeln und alle in dasselbe Haus eintreten, um Perlen anzufädeln?«

»Ich wäre indessen sehr in Verzweiflung, sollten Sie nicht an meine religiösen Grundsätze glauben, Herr Inspector?«

»Geh' zum Teufel mit Deinen religiösen Grundsätzen!«

»Aber, Herr Jackal . . .«

»Von welcher Bedeutung sind Deine religiösen Grundsätze bei der Sache, die uns beschäftigt, das frage ich Dich.« sagte Herr Jackal.

Und er hob seine Brille empor, um Longue-Avoine scharf in die Augen zu schauen.

»Ei! Herr Jackal,« erwiderte Longue-Avoine. »meine religiösen Grundsätze haben mich dieser Sache aus die Spur gebracht.«'

»Nun wohl, so sage ein Wort von Deinen Grundsätzen, doch wenn es möglich ist, sage nicht zwei.«

»Vor Allem erfahren Sie, Herr Jackal: ich richte es immer so ein, daß ich nur gute Bekanntschaften habe.«

»Das ist schwierig bei dem Handwerk, das Du treibst; doch weiter.«

»Ich habe also Freundschaft mit einer Stühlevermieterin von Saint-Jacques-du-Haut-Pas geschlossen.«

»Immer durch Religion?«

»Durch Religion, ja, Herr Jackal.«

Herr Jackal stopfte sich die Nase mit Tabak voll, mit der Wuth eines Menschen, der durch seine Stellung genöthigt ist, sich den Anschein zu geben, als glaubte er an Dinge, an welche er nicht glaubt.

»Diese Stühlevermieterin wohnt in der Impasse des Vignes, in dem Hause, in welches so eben Carmagnole eingetreten ist.«

»Im ersten Stocke, ich weiß es.«

»Ah! Sie wissen das, Herr Jackal?«

»Dies und noch viele andere Dinge! Du sagst also die Barbette bewohne ein Zimmer im ersten Stocke?«

»Sie wissen den Namen meiner Stühlevermieterin, Herr Jackal?«

»Ich weiß den Namen aller Stühlevermieterinnen von Paris, mögen sie Stühle aus dem Boulevard de Gand, aus den Champs - Elisées oder in den Kirchen vermieten. Vorwärts, immer Vorwärts!«

»Nun wohl, eines Tags, oder vielmehr in einer Nacht, da die Barbette eben ihre Gebete sprach, hörte sie hinter der Wand ihres Alcovens, als käme es vom Nachbarhause, ein Geräusch von verworrenen Stimmen und von heftigen Tritten. Dieses Geräusch dauerte von halb neun Uhr bis halb elf Uhr; und als ich gegen elf Uhr zu ihr kam, sagte sie mir, es scheine ihr, sie habe jenseits der Wand ein ganzes Regiment manoeuvriren hören. Ich wollte es nicht glauben und schrieb diese Erzählung einer von den extatischen Träumereien zu, denen sie an gewissen Tagen des Jahres preisgegeben ist . . . «

»Weiter, weiter,« sagte verächtlich Herr Jackal.

»Doch eines Abends mußte ich mich in das Augenscheinliche ergeben,« fuhr Longue-Avoine fort.

»Laß das hören.«

»Ich kam früher als gewöhnlich, da ich an diesem Tage keinen Dienst hatte, und ich sprach meine Gebete mit Opportune, als ich das seltsame Geräusch hörte, welches sie ziemlich richtig charakterisirte, indem sie es mit dem Manoeuvre eines Regimentes verglich. Dann ging ich, ohne ihr etwas zu sagen, nachdem unsere Gebete beendet waren, hinab, um das Haus zu inspiciiren, dessen Wand gemeinschaftlich mit der des Zimmers von Barbette war. Ich schaute nach dem Fenster: keine Spur von Licht; ich hielt mein Ohr an die Thüre: keine Ahnung von Geräusch. Am andern Tage kam ich wieder und stellte mich gerade da, wo wir sind, in Hinterhalt: ich sah nichts. Ich kam am zweiten Tage abermals: noch nichts. Endlich, vierzehn Tage nachher, und es

sind heute vierzehn Tage, sah ich, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, sechzig Männer, in Gruppen von zwei, vier, sechs, eintreten und dies im Zeitraume von ungefähr zwei Stunden, genau, wie wir es heute Abend gesehen haben.«

»Und was ist Deine Meinung über dieses Abenteuer, Longue-Avoine?« .

»Meine Meinung?«

»Ja, Du mußt nothwendig eine Meinung, so falsch und so albern sie auch sein mag, über das, was in diesem Hause vorgeht, haben.«

»Ich schwöre Ihnen, Herr Jackal . . .«

Herr Jackal hob zum zweiten Male seine Brille empor und schaute Longue-Avoine mit seinen eigenen Augen an.

»Longue-Avoine,« sagte der Polizeichef, »erkläre mir, warum Du mir in der vorigen Woche Deine Entdeckung mit so viel Enthusiasmus mitgetheilt hast, und warum Du ihr seit drei Tagen so viel Widerstand entgegenstellst, daß ich Carmagnole und nicht Dich das Haus der Barbette zu besetzen beauftragt habe.«

»Ich muß Ihnen also Alles sagen. Herr Jackal?«

»Wofür glaubst Du denn, daß Dich der Polizeipræfect bezahlt, Schlingel?«

»Nun wohl, Herr Jackal, vor acht Tagen hielt ich unsere Leute für Verschwörer . . .«

»Während heute . . .?«

»Heute, das ist etwas Anderes!«

»Was glaubst Du denn?«

»Ich glaube, ohne der Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, zu nahe zu treten, da, es eine Versammlung von ehrwürdigen Jesuiten ist.«

»Und was bringt Dich zu diesem Glauben?«

»Einmal habe ich Mehrere beim heiligen Namen Gottes schwören hören.«

»Solltest Du nach Witzen haschen, Longue-Avoine?«

»Gott behüte mich hiervor, Herr Jackal.«

»Last Deinen zweiten Grund hören.«

»Der zweite Grund ist, das, sie lateinische Wörter aussprechen.«

»Du bist nur ein Dummkopf, Longue-Avoine.«

»Das ist möglich, Herr Jackal; doch warum bin ich nur ein Dummkopf?«

»Weil die Jesuiten kein geheimes Haus brauchen, um ihre Versammlungen zu halten.«

»Und warum nicht, Herr Jackal?«

»Weil sie die Tuilerien haben, Gimpel,«

»Aber wer können diese Menschen sein?«

»Ich denke, wir werden es erfahren, denn ich sehe Carmagnole kommen.«

Und die unter dem Namen Carmagnole bezeichnete Person kam in der That aus Herrn Jackal zu, ohne daß ihre Tritte mehr Geräusch aus dem Pflaster machten, als wenn ihre Sohlen von Sammet gewesen wären.

Es war ein kleiner magerer Mann mit olivengrünem Teint, mit glühenden Augen, mit schnarrender Sprache und provençalischem Dialekte, eines von den bizarren Wesen, wie man sie an den Ufern des Mittelländischen Meeres trifft, und die alle Sprachen sprechen, ohne ihre Muttersprache zu kennen.

»Nun, Carmagnole,« fragte Herr Jackal, »welche Neuigkeit bringen Sie?«

»Ich bringe die Neuigkeit, daß das Loch gemacht ist: noch einen letzten Schlag mit der Haue, und man kann hinein.«

Longue-Avoine horchte mit der größten Aufmerksamkeit; denn nach seiner Ansicht war er es, den man mit der Expedition, deren Schauplatz das Haus von Barbette war, hätte beauftragen müssen.

»Und das Loch ist groß genug, daß ein Mann durchschlüpfen kann?« fragte Herr Jackal.

»Ei! ich glaube wohl!« erwiderte Carmagnole: »ein Loch so groß wie eine Thüre; die Stühle-Vermietherin und ich haben es auch schon die *Barbette-Thüre* genannt.«

»Ah!« murmelte Longue-Avoine. »das ist in ihrer Stube! Welche Demüthigung für mich: ich besitze das Vertrauen meines Chefs nicht mehr!«

»Und Sie haben diesen Durchbruch ohne Geräusch gemacht?« fuhr Herr Jackal fort.

»Ich hörte die Fliegen athmen,«

»Es ist gut; kehre zur Barbette zurück, rühre Dich nicht, und erwarte mich.«

Carmagnole verschwand, wie er gekommen war, das heißt rasch und still wie eine Sternschnuppe.

Er war kaum in die Impasse des Vignes zurückgekehrt, als ein scharfes Pfeifen auf dem Dache des verdächtigen Hauses hervorzukommen schien.

Herr Jackal trat aus seinem Verstecke, machte ein paar Schritte aus der Straße, und erblickte einen Mann rittlings auf der Kante des Daches.

Er hielt seine Hände zusammen, um sich ein Sprachrohr daraus zu machen, und fragte:

»Bist Du es, Vol-au-Vent?«

»Ich selbst in Person.«

»Glaubst Du hinein zu können?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Wodurch?«

»Es ist eine Lücke im Dache: ich springe in den Speicher und warte.«

»Du wirst nicht lange warten.«

»Wie lange ungefähr?«

»Zehn Minuten.«

»Gut, also zehn Minuten! Wenn es in der Saint-Jacques - Kirche elf Uhr schlägt, mache ich den Sprung.«

Und er verschwand.

»Trefflich!« sprach Herr Jackal: »Carmagnole überwacht sie links, Pavillon von hinten; Vol-au-Vent wird in das Haus selbst eindringen. Ich glaube, das ist der Augenblick, einzutreten.«

Und von dem Orte, wo er war, ließ Herr Jackal, in seinen Mund den Mittelfinger von jeder seiner Hände steckend, einen Pfiff vernehmen, aus den acht bis zehn ähnliche Pfiffe antworteten.

Dann liefen von allen nach der Rue des Postei ausmündenden Straßen Männer herbei, welche mit dem ersten Kerne vereinigt die Zahl fünfzehn erreichten.

Vier von diesen Männern waren mit Knütteln bewaffnet, die sie in der Hand hielten; vier Andere hatten Pistolen im Gürtel; wieder vier Andere hatten bloße Degen unter ihren Mänteln; zwei trugen Fackeln.

Diese fünfzehn Männer stellten sich in folgender Ordnung aus: die zwei Fackelträger nahmen, bereit, ihre Fackeln anzustecken, der eine rechts, der andere links von Herrn Jackal ihren Platz; die acht bewaffneten Männer kamen zu zwei und zwei hinter ihm; Longue-Avoine commandirte

die vier, welche die Nachhut bildeten. Diese Belagerungszurüstungen geschahen nicht ohne ein wenig Geräusch; Herr Jackal aber, als er sich umwendend Jeden an seinem Posten sah, sagte:

»Stille nun! und diejenigen, welche religiöse Gefühle haben, wie Longue-Avoine, mögen ihr Gebet verrichten, wenn sie sich fürchten.«

Bei diesen Worten zog er eine Cassette aus seiner Tasche, näherte sich der Thüre des geheimnißvollen Hauses, that drei Schläge mit einem der bleiernen Knöpfe, welche an den beiden Enden seiner Waffe angebracht waren, und rief:

»Oeffnet, im Namen des Gesetzes.«

Wonach er sein Ohr an das Schloß hielt.

Kein menschlicher Hauch verhinderte Herrn Jackal, das Geräusch im Innern zu hören; die fünfzehn Alguazils schienen in eben so viele Bildsäulen verwandelt; doch nichts unterbrach die Stille, welche aus den Schall der drei Schläge folgte.

Nach Verlauf von fünf Minuten vergeblichen Horchens hob Herr Jackal den Kopf wieder empor, that drei neue Schläge in gleicher Entfernung und wiederholte die sacramentliche Formel:

»Oeffnet, im Namen des Gesetzes!«

Und er hielt sein Ohr abermals an die Thüre. Da er dieses zweite Mal eben so wenig etwas hörte, als das erste Mal, so klopfte er zum dritten Male; doch er erhielt keine Antwort.

»Vorwärts, meine Herren.« sagte er, »da man uns beharrlich nicht öffnet, so wollen wir selbst öffnen!«

Und er zog einen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in das Schloß, das sogleich nachgab.

Die Thüre öffnete sich.

## LXVIII.

### Vergebliche Mühe.

Zwei Männer blieben aus der Straße mit der Pistole in der Faust, während Herr Jackal, die Hand in die um seinen Casse-tête gerollte doppelte Schnur steckend, die Thüre heftig aufstieß und zuerst eintrat.

Die zwei Fackelträger folgten ihm, und der Rest der Schaar trat in der von uns genannten Ordnung ein.

Der Raum, in den wir mit dem ersten Schlage eingedrungen sind, war eine Art von Vorzimmer, ungefähr drei bis vier Metres lang und sechs Fuß breit. Dieses Vorzimmer oder vielmehr dieser, von oben bis unten mit Kalk geweißte, Gang mündete gegen eine eichene Thüre, welche so dick und so solid, daß die drei Schläge, die Herr Jackal daran that, nicht stärker schollen, als wenn man an eine Granitmauer geschlagen hätte.

Der Polizeimann schien auch die dreifache Förmlichkeit zu Befreiung seines Gewissens zu erfüllen; als diese Förmlichkeit erfüllt war, versuchte er es, die Thüre zu erschüttern, doch vergebens: die Thüre war taub, stumm, unempfindlich; man hätte glauben sollen, es sei das Thor der Hölle.

»Vergeblich!« sagte Herr Jackal; »man müßte den Widder von Duilius oder die Catapulte von Gottfried von Bouillon haben! — Wo sind die Dietriche, Brind'Acier.«

Ein Mann trat vor und übergab Herrn Jackal einen Bund Schlüssel und Haken; doch die Thüre ließ sich eben so wenig mit einem Diebshaken aufmachen, als sie sich hatte sprengen lassen. Es war klar, daß man sie von innen verbarriadirt hatte.

Einen Augenblick glaubte Herr Jackal, diese Thüre sei keine Thüre, und ein Künstler vom größten Talente habe ganz einfach, in einem Momente der Laune, eine eichene Thüre an die Wand gemalt.

»Zündet alle Fackeln an!« sagte er.

Man steckte alle Fackeln an: es war wirklich eine Thüre.

Ein Anderer würde Ausrufungen von sich gegeben, oder eine Grimasse des Aergers gemacht, oder wenigstens sich an der Nase gekratzt haben: doch die dünnen Lippen von Herrn Jackal rührten sich nicht; sein fahles Auge änderte den Ausdruck nicht; sein Gesicht affectirte im Gegentheile eine fromme Ruhe. Er gab Schlüssel und Dietriche Brind'Acier zurück, zog aus der rechten Tasche seiner Weste seine Tabaksdose, nahm eine Prise Tabak, die er zwischen seinem Daumen und seinem Zeigefinger zu sieben und zu verfeinern schien, führte sie an seine Nase und schlürfte sie mit Wollust.

Er wurde mitten in dieser Beschäftigung durch einen Schrei unterbrochen, den man im Dache des Hauses auszustoßen schien, und durch ein seltsames Geräusch, das jenseits der Thüre ertönte: man hätte glauben sollen, es sei das Geräusch des Sturzes eines vom fünften Stocke fallenden Körpers und das eines aus einer Platte zerspringenden Schädels . . . Dann nichts mehr! kein bemerkbarer Ton; eine erschreckliche Stille, die Stille des Todes!

»Teufel!« murmelte Herr Jackal, der diesmal eine Grimasse machte, welche zu analysiren unmöglich gewesen wäre, so complicirt, das heißt gemischt von Aerger, Mitleid, Ekel und Verwunderung war sie; »Teufel! Teufel!« wiederholte er in zwei bis drei verschiedenen Tonarten.

»Was gibt es denn?« fragte erbleichend der empfindsame Longue-Avoine, der das Gesicht des Patrons studirte, jedoch ohne es begreifen zu können.

»Es gibt,« antwortete Herr Jackal, »daß der arme Junge wahrscheinlich todt ist.«

»Wer, todt?« fragte Longue-Avoine. nach innen schielend, statt nach außen zu schielen.

»Wer dies? . . Vol-au-Vent, bei Gott!«

»Vol-au-Vent todt?« murmelten im Chor die Polizeieagenten.

»Ich befürchte es sehr,« erwiederte Herr Jackal.

»Und warum sollte Vol-au-Vent todt sein?«

»Einmal habe ich seine Stimme in dem Schrei, den wir gehört, zu erkennen geglaubt; und wenn er sechzig Fuß herabgefallen ist, wie ich annehme, — denn man kann die Höhe eines Sturzes durch das Geräusch, das er hervorbringt, ermessen, — wenn er sechzig Fuß herabgefallen ist, so sind wenigstens sechzig Chancen bei hundert, daß er auf der Stelle getödtet worden ist, oder daß wir ihn sehr krank wiederfinden!«

Das unheimliche Stillschweigen, welches aus das Geräusch des Sturzes gefolgt war, folgte auch auf die Worte von Herrn Jackal; dann horte man das Geräusch eines zweiten Falles, doch eines leichteren; man hätte glauben sollen, es sei Jemand mit geschlossenen Füßen von der Höhe eines ersten Stockes aus den Boden des Saales herabgesprungen; wenigstens war dies die Meinung von Herrn Jackal, und trotz der Argumente von Longue-Avoine, beharrte er bei dieser Meinung, welche, wie man sehen wird, bewunderungswürdig war.

Fünf Minuten nachher hörte man hinter der Thüre das Gemurmel einer Stimme, welche fragte:

»Sind Sie es, Herr Jackal?«

»Ja . . . Bist Du es, Carmagnole?«

»Ich bin es.«



»Kannst Du uns ausmachen?«

»Ich glaube . . . Doch es ist hier so finster wie in einem Ofen: ich will anzünden.«

»Zünde an! . . Hast Du die Dietriche?«

»Ich gehe nie ohne meine Vögel, Herr Jackal.«

[**Le Rosingnol** heißt zugleich die Nachtigall und der Dietrich.]

Und man hörte das Geräusch eines Schlusses, das man aufhakte; doch die Thüre schien ihren Widerstand zu verdoppeln.

»Nun?« fragte Herr Jackal.

»Warten Sie, ich habe es,« erwiderte Carmagnole. »Es sind zuerst zwei Riegel da . . .«

Er zog die zwei Riegel.

»Sodann eine Stange . . Ah! Teufel, die Stange wird durch ein Vorlegschloß gehalten . .!«

»Hast Du eine Feile?«

»Nein.«

»Ich will Dir eine unter der Thüre durch zuschieben.«

Herr Jackal schob in der That unter der Thüre eine Feile so sein und dünn wie ein Blatt Papier durch.

Man hörte eine Minute lang das Geräusch des Stahles, der in das Eisen einbiß.

Dann rief Carmagnole:

»Es ist geschehen!«

Und die Stange fiel schwer aus die Platte.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre.

»Ah!« sagte Carmagnole, auf die Seite tretend, um seinem Patron Durchgang zu gewähren, »alle Teufel! wir sind nicht ganz ohne Mühe zum Ziele gelangt.«

Beim Scheine des Wachsstockes von Carmagnole und der zwei Fackeln warf Herr Jackal einen raschen Blick in das Innere der Stube: sie war leer; nur lag in der Mitte eine formlose Masse ohne Bewegung.

Der Polizeimann machte mit dem Kopfe eine Geberde, welche bedeutete: »Ich sagte es wohl!«

»Ah! ja,« rief Carmagnole, »Sie sehen . . .«

»Ja . . . Er ist es, nicht wahr?«

»Ich Habe ihn an seinem Schrei erkannt, und das trieb mich zur Eile an. »»Ah!«« sagte ich zur Barbette, »»Vol-au-Vent wünscht uns gute Nacht!««

»Er ist todt?«

»Was es nur äußerst Todtes geben kann.«

»Man wird seiner Witwe zweihundert Franken Pension geben,« sprach feierlich Herr Jackal.  
»Doch kommen wir nun aus das Wesentliche zurück: untersuchen wir das Terrain.« ^

Und die Agenten, denen Herr Jackal voranschritt, traten mit ihm in eine Stube, oder vielmehr in einen Saal ein, der eine ganz besondere Beschreibung verdient.

Man stelle sich eine ungeheure Rotunde vor, erbaut in der ganzen Breite und der ganzen Höhe des Hauses, das heißt sechzig Fuß im Durchmesser, bei sechzig Fuß Höhe, wie es nach dem durch den Fall des Körpers von Vol-au-Vent hervorgebrachten Geräusche Herr Jackal so richtig geschätzt hatte; ausgeplattet und mit geweißten Wänden, die sich vom Grunde bis zu dem kuppelförmigen Dache erhoben und erleuchtet durch ein Fenster in Form einer Tabatière.

Unmittelbar unter diesem Fenster lag der Körper von Vol-au-Vent.

Auf einer Seite, — auf der Seite, welche zur Barbette ging, — war die Mauer in einer Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß ausgebrochen; eine alte Frau, mit ihrem Lichte in der Hand, schaute neugierig durch die Oeffnung und machte dabei zahllose Zeichen des Kreuzes.

Das Ganze der Decoration hatte einige Aehnlichkeit mit dem Tempel der Venus, der sich am User des Golfs von Bahia erhebt, oder noch genauer mit unserer Kornhalle, wenn sie von ihren Mehlsäcken entblößt ist. Was diese Aehnlichkeit vervollständigte, war der totale Mangel an allen Meubles, Utensilien oder anderen Gegenständen. Keine Spur von Bewohnern, eine völlige Nacktheit, eine gänzliche Einsamkeit! man hatte sich in den Ruinen eines cyklopischen Gebäudes geglaubt, das einst von Titanen bewohnt gewesen.

Herr Jackal ging rings im Saale umher, und während er dies that, fühlte er den Schweiß verletzter Eitelkeit aus seiner Stirne perlen. Offenbar war er mystificirt.

Er schaute umher, hinaus, hinab; nichts am Plafond, als das Fenster, durch welches Vol-au-Vent gefallen war; nichts an den Wänden, als die Oeffnung, durch welche Carmagnole gesprungen war.

Nachdem man diesen Hauptpunkt bewahrheitet hatte, kam man zu der secundären Sache, das heißt zum Leichname von Vol-au-Vent, der, wie gesagt, in einer Blutlache schwimmend, die Glieder ausgerenkt, den Schädel geöffnet, unter den, Fenster lag.

»Der Unglückliche!« murmelte Herr Jackal, weniger aus Mitleid, als um aus irgend eine Art die Leichenrede eines aus dem Felde der Ehre gestorbenen Braven zu sprechen.

»Wie läßt sich das aber erklären,« fragte Longue-Avoine, »und was ist Vol-au-Vent eingefallen, daß er einen Sprung von sechzig Fuß gemacht hat?«

Herr Jackal zuckte die Achseln, ohne Longue-Avoine zu antworten; Carmagnole nahm aber das Wort, dessen sich zu bedienen sein Chef verachtete, und sagte:

»Was ihm eingefallen ist? Es ist Vol-au-Vent offenbar gar nichts eingefallen: er hat vom Dache in eine Mansarde zu springen geglaubt, und ist vom Dache in ein Erdgeschoß gesprungen. Ich würde keinen solchen Bock schießen.«

»Und was hast Du gemacht?« fragte Herr Jackal; »denn ich nehme an, Du hast nicht die Unklugheit begangen, welche Barbette in diesem Augenblicke begeht. — mit einem Lichte zu schauen, ehe Du gesprungen bist.«

»Ah! ja wohl!«

»Ich höre,« sagte Herr Jackal, der gar nicht hörte, dem es aber nicht unangenehm war, seinen Verdruß unter dem Schleier der Aufmerksamkeit zu verbergen.

»Nun wohl, Sie wissen Eines: daß wir fast alle Fischer oder Matrosen sind in den Städten des Littorais vom Mittelländischen Meere, von Martigues bis Alessandria, und von Alessandria bis Cette.«

»Weiter?« sagte Herr Jackal, indeß er mit den Augen nach allen Seiten spähte und seinen Untergebenen nur schwatzen ließ, um Zeit zu gewinnen.

»Nun wohl,« fuhr Carmagnole fort, »was machen wir, wenn wir fischen oder sicher in den Hafen einlaufen wollen? Wir sondiren den Grund. Was habe ich gethan? Ich habe meinen Bleifaden hinabgelassen, und als ich sah, daß nur drei Klafter Leere und geplatteter Boden da waren, sprang ich meine Beine biegend, denn ich habe etwas von der Gymnastik bei einem mir befreundeten Pompier gelernt.

»Mein lieber Carmagnole,« sagte Herr Jackal, »ein so guter Fischer Du auch sein magst, so befürchte ich doch, daß wir diesmal ohne den geringsten Gründling zurückkehren.«

»In der That,« erwiederte Carmagnole, »ich möchte wohl wissen, was aus den sechzig Burschen geworden ist, die wir in das Haus haben eintreten sehen.«

»Wir haben sie genau gesehen, nicht wahr?« fragte Herr Jackal.

»Bei Gott!«

»Nun denn, sie sind verschwunden, entflohen! Zum Teufel! der Streich ist geschehen!«

»Ho! ho!« entgegnete Carmagnole, »sechzig Menschen verschwinden nicht wie ein Ring, oder wie eine Uhr, oder wie Jean Debry, und wenn der Teufel dabei wäre!«

»Der Teufel ist dabei,« versetzte Herr Jackal, »und sie sind nicht mehr da!«

»Ich weiß wohl, daß dieses verdammte große Gewölbe aussieht wie der Becher eines Taschenspielers; aber sechzig Menschen . . . Es muß etwas wie ein doppelter Boden da sein.«

»Wo mögen sie sein, Herr Jackal?« fragte Longue-Avoine seinen Chef, in seinem Vertrauen zum unfehlbaren Scharfsinne von diesem.

Diesmal hatte aber Herr Jackal die Spur völlig verloren.

»Alle Teufel!« sagte er, »Du begreifst wohl. Dummkopf, daß ich es, da ich mir die Sache selbst nicht erklären kann, nicht versuchen werde, sie Dir zu erklären!«

Sodann sich gegen seine Untergebenen umwendend:

»Was macht Ihr da und schaut mich so dumm an, Ihr Leute? Sondirt die Wände mit dem Ende Eurer Stöcke, mit der Spitze Eurer Degen, mit dem Kolben Eurer Pistolen.«

Die Knüttelträger, die Degenträger, die Pistolenträger gehorchten sogleich und klopfen mit allem Eifer an die Wand; doch die Wand antwortete, so befragt, mit einer männlichen Stimme, nicht mit einer hohlen, wie es Herr Jackal unbestimmt gehofft hatte.

»Meine Kinder,« sagte er, »wir haben es mit Leuten zu thun, welche offenbar feiner sind, als wir! . . . Noch eine letzte Runde mit den Fackelträgern!«

Die Fackelträger gingen, wie es Herr Jackal befahl, leuchtend dem Zuge voran, dann kam er selbst mit seinem Casse-tête, und ihm folgten die Knüttelträger, die Degenträger und die Pistolenträger.

Wer in diesem Augenblicke eingetreten wäre und diese Leute so mit aller Heftigkeit die Wände bearbeitend gesehen hätte, würde sie sicherlich für Wahnsinnige gehalten haben.

Als die Wände überall nein geantwortet hatten, ging man von den Wänden zu den Platten über, und man führte aus den genannten Platten dieselbe Hämmerungsarbeit aus, die man an den Wänden ausgeführt hatte.

Verlorene Mühe: man fühlte nicht die geringste Leere, man sah nicht den kleinsten Sprung.

Nach Verlauf einer Stunde dieser vergeblichen Uebung mußte man darauf verzichten, wie man aus die erste verzichtet hatte, und in Ermanglung von andern Materien sich an die Stirne schlagen, um etwas daraus zu ziehen, was nützlicher als das, was man aus den Wänden und dem Boden gezogen hatte.

Man hielt also eine große Berathung; da es aber, nach vorläufigen, sowie nach den neusten

Erkundigungen, die man eingezogen, erwiesen war, daß dieses Haus keine Keller hatte, und daß es nur aus dem Vorzimmer und dem Saale bestand, so zerbrachen sich alle Agenten nicht länger den Kopf, und fanden es viel einfacher, zu sagen, es stecke dahinter irgend ein Mysterium oder eine Zauberei, als die Auslösung dieses Mysteriums, das Geheimniß dieser Magie zu suchen.

Nur Herr Jackal allein verzweifelte nicht.

---

## CXIX.

Der Puits-qui-parle.  
[Der sprechende Brunnen.]

Zwei Männer hoben den ausgerenkten Leichnam von Vol-au-Vent auf und trugen ihn aus dem Zimmer nach außen.

Sechs Männer blieben im Saale.

Hiernach löschte man die Fackeln aus, und Herr Jackal verließ das Haus, gefolgt von Carmagnole und von Longue-Avoine, dem der Rest des Truppes folgte.

Man ließ aus der Straße die zwei Männer, welche außen Wache gehalten hatten: sie sollten bis Tagesanbruch in der Rue des Postes auf und abgehen.

So nachdenkend, so düster als Hippolyt, den Kopf so gesenkt wie die Renner des classischen Helden, vertieft in einen Gedanken, der nicht minder traurig, als der, welcher den Geist dieser edlen Thiere beschäftigte, wandte sich Herr Jackal nach der Rue du Puits-qui-parle.

Doch in dem Augenblicke, wo er in diese Straße eintrat, blieb Herr Jackal plötzlich stehen.

Carmagnole und Longue-Avoine, als sie sahen, daß ihr Chef stehen blieb, blieben auch stehen: der Rest der Brigade folgte dem Beispiele und machte Halt.

Ein Stöhnen schien unter dem Pflaster hervorzukommen.

Es war dieses Stöhnen, was das geübte Ohr von Herrn Jackal betroffen hatte, und er war stehen geblieben, um zu entdecken, woher es kam.

»Man horche!« sagte Herr Jackal.

Sogleich spitzte Jeder das Ohr, die Einen blieben unbeweglich an dem Orte, wo sie sich befanden, die Anderen hielten ihre Gehörmündung an die Mauer, wieder Andere drückten, wie die Wilden Americas, dieselbe Gehörmündung an das Pflaster.

Das Resultat des Horchens war, daß ein Mensch ein fürchterliches Stöhnen von sich gab, und daß dieses Stöhnen aus dem Mittelpunkte der Erde zu kommen schien. Doch an welchem Orte wurde dieses Stöhnen ausgestoßen? Das konnte Niemand genau sagen.

»Ich fange entschieden an zu glauben, daß ich das Spielzeug eines geschickten Zauberers bin!« sagte Herr Jackal. »Sechzig Menschen verdunstet wie eben so viel Seifenblasen, Pflastersteine um Hilfe rufend, ein Stöhnen, das man weiß nicht woher kommt, wie im *Befreiten Jerusalem* von Tasso, Alles dies, meine Kinder, gibt unserer Forschung die Wichtigkeit eines Kampfes mit einer verborgenen Macht. — Lassen wir uns indessen nicht entmuthigen und

suchen wir den Schlüssel dieser Vorfälle.«

Nach dieser Rede, welche bestimmt war, den durch den Tod von Vol-au-Vent und das Verschwinden der sechzig Verschwörer ein wenig niedergeschlagenen Muth wieder zu heben, horchte Herr Jackal aufs Neue; und da Jedermann den Athem an sich hielt, so hörte man genau die Klagen eines menschlichen Geschöpfes, das hundert Fuß unter der Erde begraben zu sein schien.

Herr Jackal wandte sich nach einem Punkte der Straße, klopfte mit der Hand an einen drei bis vier Fuß über der Erde erhöhten Laden und sagte:

»Das Geräusch kommt von hier.«

Carmagnole näherte sich und sprach:

»Die Stimme scheint in der That aus diesem Brunnen zu kommen, und ich füge bei, daß dies, wenigstens für mich, nichts Erstaunliches ist, da wir es mit dem Puits-qui-parle zu thun haben.«

Viele von unseren Lesern wissen ohne Zweifel nichts von der Existenz des Puits-qui-parle und sogar von der der Straße, die diesen Namen trägt. Sagen wir ihnen schleunigst, daß diese Straße zwischen der Rue des Postes und der Rue Neuve-Sainte-Genevive liegt, und daß im Winkel dieser Straße ein über dem Randsteine mittelst eines Ladens geschlossene, Brunnen ist, der seinen Namen dieser Straße gegeben hat.

Im Mittelalter gingen die Bewohner dieses Quartiers, wenn es einmal finstere Nacht war, nicht ohne zu schauern durch diese Straße, die sich mit einem gähnenden Brunnen schloß.

Mehrere von den muthigsten Bürgern, Mehrere von den am wenigsten furchtsamen Studenten erklärten in der That, sie haben aus dem Schlunde seltsame Geräusche, bizarres Schallen von Stimmen, Gesänge in einer unbekanntten Sprache hervorkommen hören; andere Male war es der Ton von Riesenhämmern, welche aus ungeheure Ambosse fielen; wieder andere Male war es das Klirren von eisernen Ketten, deren Ringe man ganze Stunden lang auf Marmorplatten abzukörnen schien.

Dabei war das Gehör nicht der einzige Sinn, der unangenehm afficirt wurde, wenn man durch die Straße ging oder in der Umgegend dieses Luftloches der Hölle wohnte: es kamen tausend verpestete Gerüche, tausend tödtliche Miasmen, Ausströmungen von Kohle und Schwefel daraus hervor, — lauter in den Augen der Menge genügende Ursachen, um die Pesten, die Fieber zu erklären, welche besonders das vierzehnte und das fünfzehnte Jahrhundert verheerten.

Wer verursachte diesen Lärmen? was verbreitete diese faulen Miasmen? wir wissen es nicht: die Legende beschränkt sich daraus, daß sie die Thatsache bestätigt, ohne zur Quelle hinauf- oder vielmehr hinabzusteigen; nur, — wie dies immer in solchen Fällen geschieht,— beschuldigte man eine Bande von Falschmünzern, sie bewohne die Höhlen, mit denen der Brunnen in Verbindung stehe.

Andererseits sahen die religiösen Seelen hierin zugleich eine erschreckliche Drohung und eine liebevolle Warnung des Herrn, welcher gestatte, daß der Lärm des Geheules der Verdammten bis zur Erde durch diesen furchtbaren Brunnen emporsteige, der ihm als Conductor diene.

Sicher ist, daß ein Brunnen, aus dem solche Geräusche hervordrangen, und der solche Ausdünstungen verbreitete, mit Recht der Puits-qui-parle genannt werden konnte, und, wie Carmagnole so vernünftig bemerkt hatte, dieser Brunnen, welcher im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert so gewaltige Schreie ausgestoßen, konnte wohl im neunzehnten einiges Stöhnen von sich geben.

Bemerken wir, daß 1827 schon seit mehreren Jahren der Brunnen für die Bewohner des Quartiers geschlossen war, mochte er nun vertrocknet sein, mochte der Polizeipräsident den Reclamationen gewisser furchtsamer Bürger willfahren zu müssen geglaubt haben.

»Nimm mir diese Thüre da weg!« sagte Herr Jackal zu einem von seinen Leuten.

Derjenige, welchem man den Befehl gegeben hatte, ging mit einer Hebestange hinzu; doch bei der ersten Anstrengung, die er machte, bemerkte er, daß das Vorhängschloß gebrochen war.

Die Thüre gab ohne Widerstand nach.

Herr Jackal streckte seinen Kopf in die Oeffnung, horchte und hörte aus den Eingeweiden der Erde die von einer hohlen Stimme gesprochenen Worte hervorkommen.

»Herr mein Gott! thu ein Wunder für Deinen ganz ergebenen Diener!«

»Das ist eine religiöse Person,« sagte Longue-Avoine sich bekreuzend.

»Herr! Herr!« fuhr die Stimme fort, »ich bekenne alle meine Sünden, und ich bereue sie. . Herr! Herr! laß mich durch Deine Gnade das Licht des Himmels wiedersehen, und ich werde den Rest der Tage, die ich Dir verdanke, damit zubringen, daß ich Deinen heiligen Namen preise.«

»Das ist seltsam,« sprach Herr Jackal, »mir scheint, ich kenne diese Stimme.«

Und er horchte noch aufmerksamer.

Die Stimme fuhr fort:

»Ich schwöre meine Irrthümer ab, ich bekenne meine Verbrechen . . . Ich gestehe, daß ich mein Leben lang ein abscheulicher Bösewicht gewesen bin; doch ich rufe um Gnade aus den Tiefen des Abgrunds!«

»**De profundis clamavi ad te!**« psalmodirte Longue-Avoine für den unbekanntes Sünder betend.

»Ganz gewiß habe ich diese Stimme schon gehört.« murmelte Herr Jackal, der im höchsten Grade das Gedächtniß der Töne besaß.



»Ich auch,« sagte Carmagnole.

»Wäre Gibassier in diesem Augenblicke nicht im Bagno von Toulon, wo er es wärmer haben muß als hier,« sprach Herr Jackal,. »so würde ich sagen, er sei in extremis und mache seine Gewissensprüfung.«

Derjenige, welcher in der Tiefe des Brunnens war, hörte ohne Zweifel, daß man über seinem Kopfe sprach, denn plötzlich den Ton verändernd, brüllte er mehr, als er rief:

»Zu Hilfe! Mörder! zu Hilfe!«

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

»Er ruft: Mörder!« sagte er: »das kann nicht Gibassier sein. . . wenn er nicht etwa gegen sich selbst zu Hilfe ruft.«

»Zu Hilfe! rettet mich!« schrie die unterirdische Stimme.

»Du wohnst im Quartier, Longue-Avoine?« fragte Herr Jackal.

»Zwei Schritte von hier.«

»Du mußt einen Brunnen haben?«

»Ja, Herr.«

»Dann ist an Deinem Brunnen ein Seil?«

»Von hundert und fünfzig Fuß.«

»Hole Dein Seil.«

»Verzeihen Sie, Herr Jackal. aber . . .«

»Es ist noch ein Kloben da: nichts kann leichter sein, als hinabzusteigen.«

Longue-Avoine machte eine Mundverziehung. welche bedeutete: »Leicht vielleicht für Sie. doch nicht für mich.«

»Nun?« fragte Herr Jackal.

»Man geht,« erwiderte Longue-Avoine.

Und er verschwand aus der Seite der Impasse des Vignes.

Die Stimme fuhr indessen immer fort und zwar in den höchsten Tönen, diesmal aber mehr mehr als reumüthiger Sünder, sondern als Gotteslästerer auf die erschrecklichste Art fluchend.

»Rettet mich, tausend Götter! zu Hilse, Sacrament! man ermordet mich, alle Donner!«

Kurz alle Flüche und Schwüre, welche Galilee Copernic von Fasiou verlangt hatte, um seinen Versprechungen mehr Förmlichkeit zu geben.— Die Flüche, die sich ein Pitre aus der Bühne erlauben darf, sind indessen nicht entschuldbar von Seiten eines Menschen, der provisorisch hundert Fuß unter der Erde begraben ist.

Herr Jackal neigte den Kopf gegen den Brunnen und rief dem ungeduldigen Sünder zu:

»Ei! tausend Donner und Teufel! warte ein wenig, man kommt schon!«

»Gott vergelte es Ihnen!« antwortete der Unbekannte, völlig beruhigt durch dieses Versprechen,

Hiernach erschien Longue-Avoine wieder; er trug in seinen Armen das in Form eines 8 aufgerollte Seil seines Brunnens.

»Gut!« sagte Herr Jackal, »schlage Dein Seil um den Kloben . . . Du hast wohl einen soliden Gürtel?«

»Oh! was das betrifft, ja, Herr Jackal.«

»Nun wohl! wir wollen Dich am Gürtel anhaken, und Du wirst in die Tiefe des Brunnens hinabsteigen.«

Longue-Avoine wich drei Schritte zurück.

»Ei, was erfaßt Dich?« fragte Herr Jackal. »Weigerst Du Dich in diesen Brunnen hinabzusteigen?«

»Nein! Herr Jackal,« antwortete Longue-Avoine, »ich weigere mich nicht positiv . . . doch ich willige auch nicht ein.«

»Und warum dies?«

»Es ist mir von meinem Arzte förmlich verboten, mich an feuchten Orten auszuhalten, weil ich so sehr zu Rheumatismen geneigt bin; und ich erlaube mir zu behaupten, daß der Grund dieses Brunnens voll Feuchtigkeit ist.«

»Ich kannte Dich als feig,« Longue-Avoine.« sagte Herr Jackal, »doch nicht in diesem Grade! . . Rasch, mache Deinen Gürtel los und gib ihn mir . . . Ich werde hinabsteigen.«

»Bin ich denn nicht da, Herr Jackal?« fragte Carmagnole.

»Ja, Du bist ein Braver, Carmagnole; doch ich habe es mir überlegt: ich ziehe es vor, wenn ich selbst hinabsteige. Ich weiß nicht warum: ich habe eine gute Meinung von dem, was ich in der Tiefe dieses Brunnens erfahren werde.«

»Natürlich!« bemerkte Carmagnole; »sagt man nicht, dort treffe man die Wahrheit?«

«Man sagt es in der That, geistreicher Carmagnole,« erwiederte Herr Jackal, während er um seine Lenden den Gürtel von Longue-Avoine befestigte, — ein Gürtel ähnlich dem unserer Pompieri, das heißt ungefähr vier Zoll breit und am Mittelpunkte mit einem Ringe versehen. »Und nun,« fuhr Herr Jackal fort, »zwei kräftige Männer, um dieses Seil zu halten.«

»Hier bin ich!« rief hastig Carmagnole.

»Nein, nicht Du,« entgegnete Herr Jackal eben so lebhaft ausschlagend, als Carmagnole angeboten hatte. »Ich hege ein großes Vertrauen zu Deinen moralischen Kräften, doch ich habe kein Vertrauen zu Deinen physischen Kräften.«

Die zwei Fackelträger, kurze, untersetzte, viereckige, wie Eichen knorrige Leute, ergriffen eines der Enden des Seils; einer von ihnen befestigte es um den Leib seines Kameraden, und machte selbst einen Knoten um sein Faustgelenke; wonach Herr Jackal, der den Ring in die am andern Ende des Seiles angebrachte eiserne Klammer hatte einfügen lassen, auf den Randstein des Brunnens stieg und zu seinen Leuten mit einer Stimme, in der sich unmöglich die geringste Veränderung erkennen ließ, sagte:

»Achtung, Kinder!«

---

## CXX.

Wo bewiesen ist, daß nur die Berge allein nicht zusammentreffen.

Das linke Knie an den Randstein des Brunnens gedrückt, den rechten Fuß ein wenig rückwärts, warteten die zwei Männer aus einen letzten Befehl.

Herr Jackal schaute sie an, indem er seine Brille emporhob, obschon er sie von seiner hohen Stellung aus vollkommen sehen konnte, ohne sich diese Mühe zu nehmen.

Dann schob er einen Augenblick seinen Stock unter seinen Arm und machte:

»Ah!«

Und wie ein Mensch, der zur Stunde der Reise etwas Wichtiges vergißt, störte er in seiner Tasche, zog seine Tabatiere heraus, öffnete sie mit Begierde, steckte den Daumen und den Zeigefinger hinein und stopfte sich die Nase mit einer Prise Tabak voll. Wonach er seinen Stock wieder nahm, — ein Zubehör, das nicht ohne Wichtigkeit bei dem Hinabsteigen war, welches er unternehmen wollte.

»Und nun, seid Ihr bereit?« fragte er.

»Ja, Herr Jackal,« antworteten die zwei Männer.

»Vorwärts also! und langsam, da die Wände dieses Brunnens nicht genau behauen sind.«

Und mit einer Hand das Seil einen Fuß über seinem Kopfe ergreifend, während er mit der andern und mit Hülse seines Stockes sich in einer angemessenen Entfernung von der Mauer zu halten gedachte, ließ er sich, — den Körper in vollkommenem Gleichgewichte mitten im Raume, — in den Mittelpunkt des Brunnens hinab.

»Laßt sachte nach, und von Zeit zu Zeit ein paar Minuten anhalten . . . Vorwärts!«

Die zwei Männer ließen das Seil Zoll um Zoll nach, und Herr Jackal verschwand bald im Brunnen.

»Sehr gut! sehr gut!« sagte er mit einer Stimme, welche durch den ungeheuren Trichter, der ihr als Conductor diente, so kläglich als die des Unbekannten zu werden anfang.

Derjenige, welcher fühlte, daß man ihm zu Hilfe kam, hatte zu lamentiren aufgehört.

»Oh! haben Sie nicht bange,« rief er Herrn Jackal zu; »es ist nicht sehr tief; etwa hundert Fuß.«

Herr Jackal antwortete nicht. Der Gedanke, er habe noch zwanzig Metres niederzusinken, um

bis nach unten zu kommen, beunruhigte ihn. Vergebens hätte sein Blick in die Tiefe tauchen wollen: er war in einem Schlunde voll Finsterniß.

»Immer vorwärts!« sagte er; »nur ein wenig rascher!«

Und er schloß die Augen.

Sein Hinabsteigen wurde nun rascher, und nachdem man noch acht bis zehn Klafter Seil nachgelassen, setzte er den Fuß aus den Boden, dessen Feuchtigkeit Longue-Avoine so sehr erschreckt hatte.

»Ei!« sagte er zu dem Unbekannten, »Sie machen mich nicht darauf aufmerksam, daß Sie bis an den Hintern im Wasser sind!«

»Ich bin hierüber sehr glücklich, mein Herr,« entgegnete der Unbekannte: »dieses Wasser hat mich gerettet; ohne dieses Wasser brach ich den Hals . . . Doch hier, mir gegenüber, ist eine Art von Vorgebirge, aus welchem Sie trockenen Fußes sein werden . . . Ueberdies gedenken Sie sich wohl hier nicht auszuhalten?«

»Nein, nicht eine unbestimmte Zeit; doch vielleicht ein paar Minuten.«

Herr Jackal ging mit Hilfe seines Stockes von der geraden Linie ab und erreichte das bezeichnete Vorgebirge.

Kaum hatte er seinen Fuß darauf gesetzt, als er seine Beine mit aller Macht von den Armen des Unbekannten umschlungen fühlte; dieser küßte ihm die Füße

zum Zeichen der Dankbarkeit und wiederholte ihm in allen Tonarten der Freude und des Glückes:

»Sie retten mir das Leben! Sie befreien mich vom Tode! Von dieser Minute an bin ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben!«

»Gut. gut.« erwiderte Herr Jackal, welcher fühlte, daß sich die dankbaren Hände des Unbekannten in die Gegend seiner Uhr verirrt. »Sagen Sie mir vor Allem, wie kommen Sie hierher. mein Freund ?«

»Ich bin beraubt, ermordet und in diesen Brunnen geworfen worden, mein lieber Herr.«

»Es ist gut; lassen Sie mich los . . . Und seit wie lange sind Sie hier?«

»Oh! Herr. die Zeit scheint sehr lange in einer solchen Lage. Und sie haben mir meine Uhr genommen. Uebrigens,« fügte der Unbekannte bei, »wenn sie mir dieselbe auch nicht genommen hätten, ich würde doch nicht genug sehen. Um die Stunde zu erkennen.

»Was Sie da sagen, ist voll Verstand,« sprach Herr Jackal. »Da Sie aber auf der meinigen nicht mehr sehen würden, als auf der Ihrigen. so bitte ich

Sie, dieselbe ruhig da zu lassen. wo sie ist . . . oder wo sie vielmehr nicht ist. weil ich sie so eben in Sicherheit gebracht habe.«

»Nun wohl, mein Herr,« antwortete der Unbekannte, ohne den beleidigenden Verdacht von Herrn Jackal im mindesten übel zu nehmen, »eo muß ungefähr halb zwei Uhr gewesen sein, als ich ermordet wurde.«

»Und kennen Sie Ihre Mörder?«

»Ja, mein Herr, ich kenne sie.«

»Sie können dieselben also den Gerichten überliefern?«

»Nein, im Gegentheile, das ist unmöglich.«

»Warum?«

»Es sind Freunde.«

»Sehr gut! ich kenne Sie nun.«

»Sie kennen mich?«

»Ja; Sie sind sogar einer meiner ältesten Bekannten.«

»Ich?«

»Und obschon Sie sich weigern, mir den Namen Ihrer Freunde zu sagen, bitte ich Sie doch um die Erlaubnis, Ihnen den Ihrigen nennen zu dürfen.«

»Sie sind mein Retter: ich habe Ihnen nichts abzuschlagen.«

»Sie heißen Gibassier.«

»Sie waren noch nicht im Brunnen, als ich Sie erkannt hatte, Herr Jackal . . . Wie man sich wiederfindet!«

»Das ist wahr. .. Und wie lange ist es, daß Sie Toulon verlassen haben, lieber Herr Gibassier?«

»Ungefähr einen Monat, mein guter Herr Jackal.«

»Ohne Unfall, wie ich mir denke?«

»In der That. ohne Unfall.«

»Und Sie haben sich seitdem immer wohl befunden?«

»Ziemlich wohl, ich danke . . . bis diese Nacht wenigstens, wo ich beraubt, ermordet, in diesen

Brunnen geworfen worden bin, und in der ich tausendmal beinahe zermalmt worden wäre, ehe ich hierher gelangte.«

»Und wie kommt es, lieber Herr Gibassier, daß ich Sie, während Sie so hoch herabgefallen sind, nicht in einem unglücklicheren Zustande finde? denn Sie haben das Ansehen, als befänden Sie sich vortrefflich.«

»Abgesehen von ein paar Messerstichen, geht es nicht schlecht, ja, mein Herr; und es muß, daß ich nicht zehnmal nach einem solchen Falle gestorben bin, wahrhaftig einen Gott für die redlichen Leute geben.«

»Ich fange in der That an, dies auch zu glauben,« sagte Herr Jackal. »Ist es Ihnen nun gefällig, mir mit einigen Worten zu erzählen, wie Sie hierher kommen?«

»Mit dem größten Vergnügen . . . Doch warum nicht da oben?«

»Da oben wären wir nicht so frei, als wir hier sind: es gibt Ohren, die uns behorchen würden; und dann, wie Carmagnole richtig sagte . . .«

»Carmagnole, ich kenne ihn nicht!«

»Nun, Sie werden seine Bekanntschaft sogleich machen.«

»Und was sagte Carmagnole, mein guter Herr Jackal?«

»Er sagte, die Wahrheit sei in der Tiefe des Brunnens, und Sie begreifen, lieber Herr Gibassier, wenn etwas Anderes, als die Wahrheit hier wäre. . . «

»Nun?«

»So würden wir es hier lassen.«

»Oh! Herr Jackal, ich werde Ihnen Alles sagen, Alles. Alles,«

»Fangen Sie also an.«

»Womit?«

»Mit der Erzählung Ihres Entweichens, lieber Herr Gibassier. Ich kenne Sie als einen Mann von Einbildungskraft; diese Erzählung muß voll neuer, romanhafter Vorfälle sein, und . . .«

»Ah! in dieser Hinsicht. Herr Jackal,« sagte Gibassier mit der Miene eines Künstlers, der seines Effectes sicher ist, »in dieser Hinsicht werden Sie zufrieden sein! ich bedaure nur, daß ich Ihnen die Honneurs des Hauses nicht besser machen kann, und daß ich nicht einmal einen Stuhl anzubieten habe.«

»Seien Sie deshalb unbesorgt: ich habe einen,« erwiderte Herr Jackal.

Und er drückte an einer Feder seines Stockes, der sich sogleich wie in den Zauberspielen zum Feldstuhle entwickelte.

Dann hob er den Kopf empor und rief:

»He! da oben!«

»Was beliebt, Herr Jackal?« antworteten die Agenten.

»Plaudert von Euren kleinen Angelegenheiten und bekümmert Euch nicht um mich: ich habe die meinigen.«

Und sich setzend:

»Fangen Sie an, lieber Herr Gibassier: ich höre. Die Abenteuer, welche einem Manne von Ihrer Bedeutung begegnet sind, interessiren die ganze Gesellschaft.«

»Sie schmeicheln mir, Herr Jackal.«

»Nein, ich schwöre Ihnen: ich reclamire nur die Wahrheit.«

»Dann fange ich an.«

»Ich erwarte Sie schon seit mehreren Secunden.«

Und man hörte das Geräusch, das Herr Jackal eine ungeheure Prise Tabak schlüpfend machte.

---



## CXXI.

### Der Epheu und die Ulme.

Als diese Erlaubnis, von Herrn Jackal gegeben war, fing Gibassier wirklich an.

»Sie erlauben mir, diesem romanhaften Abenteuer einen Titel zu geben, nicht wahr, Herr Jackal? Die Titel haben das Gute, daß sie in ein paar Worten die vorherrschende Idee des Gedichtes, des Romans, oder des Dramas zusammenfassen.«

»Sie sprechen von dieser Sache als vollendeter Schriftsteller.«

»Mein Herr, ich war geboren, um Literat zu werden.«

»Ei! Sie haben Ihren Beruf nicht verfehlt, wie mir scheint: sind Sie nicht einmal wegen eines falschen Wechsels verurtheilt worden?«

»Zweimal, Herr Jackal.«

»Geben Sie also Ihrem Abenteuer einen Titel; doch machen Sie geschwinde: der Boden unseres Sprechzimmers ist nicht sehr trocken.«

»Ich werde es der *Epheu und die Ulme* nennen, ein, wenn ich mich nicht irre, dem guten Lafontaine oder irgend einem Fabeldichter entlehnter Titel.«

»Gleichviel.«

»Ich langweilte mich im Bagno . . . Was wollen Sie? ich liebe das Bagno nicht; ich kann mich nicht daran gewöhnen, mag mir nun die Gesellschaft, die man dort trifft, aus keine Weise zusagen, oder erfüllt der Anblick meiner unglücklichen Brüder meine Seele mit Traurigkeit und Mitleiden; kurz, es ist gewiß, daß der Aufenthalt im Bagno mich nicht anlächelt. Ich bin nicht mehr von der ersten Jugend, und die Illusionen, in denen ich mich vor Kurzem noch bei dem Gedanken wiegte, ich werde in Toulon wohnen, in diesem Kanaan der Galeerensklaven, diese Illusionen sind entflohen. Ich trete ins Bagno nur mit Ueberdruß, mit Ekel, wie ein unblesierter Mensch ein; das Bagno hat nichts Verführerisches mehr für meine Einbildungskraft. Das erste Mal, wo man dahin kommt, ist es eine unbekannte Geliebte; das zweite Mal ist es Ihre Legitime, das heißt eine Frau, deren Reize kein Geheimniß mehr für Sie haben, und gegen die Sie in Folge von Uebersättigung einen Abscheu zu fassen aus dem Punkte sind. Ich kam also diesmal nach Toulon voll Melancholie, verdrießlich, fast spleenisch! Wenn man mich nur nach Brest geschickt hätte! ich kenne Brest nicht; der Aufenthalt in Brest hätte mich verjüngt, vielleicht wiedergestärkt. Doch nein! ich mochte immerhin unter dem Vorwande der Gesundheit eine Petition um die andere an den Justizminister richten: Seine Excellenz war unerbittlich. Ich nahm also wieder meine Kette; und ich würde sie wahrscheinlich apathisch bis zu meiner letzten Stunde geschleppt haben, hätte mich nicht die Gesellschaft eines jungen, naiven, guten

Kameraden, wie ich es selbst einst gewesen bin, plötzlich meinen ersten Enthusiasmen der Freiheitsliebe wiedergegeben.«

Herr Jackal, der leicht gehustet hatte, als Gibassier seiner ursprünglichen Naivetät und Güte gedachte, benutzte den Halt, den als ein geschickter Redner der Erzählende machte.

»Gibassier,« sagte er, »verlöre America seine Unabhängigkeit, ich bin fest überzeugt, Sie würden sie ihm wiederfinden.«

»Ich bezweifle es eben so wenig, als Sie, Herr Jackal,« erwiderte Gibassier. »Ich sagte also, der junge Mensch, mit dem ich zusammengepaart war, mit dem ich zu den Strapazen ging, mit einem Worte mein Kettengefährte, sei ein Knabe von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren gewesen. Er war blond, frisch und rosig wie ein normannisches Bauernmädchen; die Durchsichtigkeit seiner Augen, die Heiterkeit seiner Stirne, die jungfräuliche Reinheit seines Gesichtes. Alles, bis aus seinen Namen Gabriel, machte aus ihm eine Art von Märtyrer und verlieh ihm eine gewisse feierliche Miene, durch welche ihm einstimmig der Beiname der *Engel des Bagno* zu Theil geworden war. Das war noch nicht Alles: seine Stimme harmonirte mit seinem Gesichte; man hätte glauben sollen, es sei der Ton einer Flöte; dergestalt, daß ich, der ich die Musik anbete, da ich mir dort den Luxus eines Concertes nicht gewähren konnte, ihn sprechen machte, nur um seine Stimme zu hören.«

»Mit einem Worte,« sagte Herr Jackal, »eine unbeschreibliche Attraction zog Sie zu Ihrem Gefährten hin.«'

»Attraction, das ist das richtige Wort . . . Einmal wurde ich zu ihm durch meine Kette hingezogen; doch es ist durchaus nicht die Kette, was die Freundschaft macht! es war außerdem eine geheimnißvolle Sympathie dabei, welche für mich ein Räthsel geblieben ist . . . Er sprach wenig; doch, — von den Anderen hierin sehr verschieden, — so oft er sprach, geschah es, um Etwas zu sagen; an einem Tage war es, um eine moralische Sentenz fallen zu lassen; — er konnte seinen Plato auswendig und er zog Sinnsprüche aus ihm, die ihn aus der Erde der Verbannung trösteten; an einem andern Tage überließ er sich Beleidigungen und Schmähungen gegen die Frauen, — Beleidigungen und Schmähungen, die ich ihm, ich bitte Sie, mir dies zu glauben, Herr Jackal, ernsthaft verwies! andere Male dagegen enthusiastirte er sich laut für das ganze Geschlecht, mit Ausnahme einer einzigen Creatur, von der er sagte, sie sei die erste Ursache seiner falschen Stellung: er verfluchte sie nach Herzenslust.

»Und was war *sein* Verbrechen?«

»Ein Verbrechen von Nichts, die Dummheit eines jungen Menschen, eine schlechte Fälschung.«

»Auf wie viel Jahre war er verurtheilt?«

»Aus fünf Jahre.«

»Und er gedachte seine Zeit auszuhallen?«

»Bei seinem Eintritte in das Bagno war es Anfangs sein Gedanke: er nannte dies eine Sühnung; doch gerade weil man ihn den Engel des Bagno hieß, erinnerte er sich, eines Tags, daß er Flügel hatte, und er kam aus die Idee, sie auszubreiten und zu entfliegen.«

»Sie sind ganz Dichter, Gibassier!«

»Ich war Präsident der Academie von Toulon, Herr Jackal.«

»Fahren Sie fort.«

»Sobald sich die Idee, seine Freiheit wiederzuerlangen, in ihm erschlossen hatte, änderte er plötzlich Gesicht und Haltung: von ruhig wurde er ernst; von melancholisch wurde er düster. Er redete mich nur noch ein- oder zweimal des Tags an, und antwortete aus meine Fragen mit dem Laconismus eines Spartaners.«

»Und Sie erriethen die Veränderung nicht mit einem so tiefen Geiste, wie es der Ihrige ist, Herr Gibassier?«

»Oh! doch! so daß ich eines Abends, als ich von der Arbeit zurückkam, folgende Worte mit ihm austauschte:

»»Junger Mann, ich bin ein Alter von den Alten; ich kenne die Bagnos wie Meister Galilee Copernic die bedeutendsten Höfe Europas kennt. Ich habe mit Banditen von allen Nuancen, mit Galeerensklaven von allen Gestalten gelebt; ich habe die Materie erprobt, und ich kann beim ersten Blicke sagen: »—Das ist ein College, der drei, vier, fünf, sechs, zehn, zwanzig Jahre Zwangsarbeit wiegt. —«

»»Nun wohl,«« fragte er mich mit seiner sanften Stimme, »»woraus zielen Sie ab, mein Herr?««

»Er nannte mich *Herr* und duzte mich nie.

»»Nennen Sie mich sogleich *Mylord*; das ist mir lieber,«« erwiderte ich. »»Nun denn, so vernehmen Sie, worauf ich abziele, *mein Herr*; das ist ganz einfach. Ich bin ein Physiognomiker von zweiter Stärke . . .««

»Indem ich mir nur den zweiten Rang beimaß, dachte ich an Sie, Herr Jackal.«

»Sie sind sehr gut, Herr Gibassier. Doch ich gestehe Ihnen, daß mir für diese Viertelstunde ein Wärmtopf lieber wäre, als Ihre Complimente.«

»Glauben Sie mir, Herr Jackal, besäße ich dieses Meuble, ich würde mich desselben zu Ihren Gunsten begeben.«

»Ich bezweifle es nicht . . . Fahren Sie fort.« sagte Herr Jackal.

Und er nahm eine Prise Taback um sich die Nase, da er es beiden Füßen nicht thun konnte, zu

erwärmen.

Gibassier fuhr fort.

»»Ich bin also ein Physiognomiker von zweiter Stärke,«« sagte ich zu Gabriel; »»und ich will Ihnen beweisen, mein junger Freund, daß ich weiß, welche Gedanken Sie bewegen.««

»Er horchte aufmerksam.

»»Als Sie hier ankamen. verführte Sie die Neuheit, das Pittoreske, die originelle Seite des Bagno, und Sie sagten sich: — »Nun wohl, mit ein wenig

Philosophie und meinen Erinnerungen von Plato und dein heiligen Augustin werde ich mich vielleicht allmählig an dieses einfache, mäßige. naive Leben, an diese Hirtenexistenz gewöhnen.«  
— Sie hätten sich in der That

vielleicht, waren Sie mit einem lymphatischen Temperamente begabt gewesen, wie ein Anderer daran gewöhnt, doch lebhaft, glühend, leidenschaftlich, wie Sie sind bedürfen Sie des Raumes und der freien Luft, und Sie denken. fünf Jahre, — von denen eines ein Schaltjahr, — hier zubringen, seien fünf von Ihren schönsten Jahren ohne Wiederkehr verloren. Durch eine

ganz logische Deduktion dieses Gedankens wünschen Sie sieh nun so schnell als Möglich dem Gesckicke zu entziehen, zu welchem Sie eine stiefmütterliche Justiz verurtheilt hat . . . Ich will ein falscher Gibassier sein wenn das nicht der Gegenstand Ihrer Meditation ist.««

»»Das ist die Wahrheit, mein Herr.«« antwortete offenherzig Gabriel.

»»Ich finde nichts Tadelnswerthes in einer solchen Meditation, mein junger Freund; nur erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, da dieselbe seit einem Monat

dauert.. daß Sie seit einem Monat sehr verdrießlich sind; daß es mich langweilt, einen Schüler des Pythagoras auf der andern Seite meiner Kette zu haben, und daß meiner Ansicht nach der Augenblick gekommen ist,

zu **festinare ad eventum**, wie Horaz sagt. Erklären Sie mir also: was sind Ihre Pläne und Ihre Ausführungsmittel?««

»»Mein Plan ist, meine Freiheit wiederzuerlangen,«« antwortete Gabriel; »,»was die Ausführungsmittel betrifft, so erwarte ich sie von der Vorsehung.««

»»Ah! Sie sind noch jünger, als ich dachte, junger Mann.««

»»Was wollen Sie damit sagen?««

»»Ich will damit sagen, die Vorsehung sei eine alte Wucherin, welche nur den Reichen . .  
.««

»»Mein Herr,«« unterbrach Gabriel, »»blasphemieren Sie nicht!««

»»Gott behüte mich! — Wenn mir das etwas eintrüge, dann würde ich nicht nein sagen. Aber wo Teufels haben Sie gesehen, daß sich die Vorsehung mit den Unglücklichen beschäftigte? Das Auflösungswort unseres Geschickes ist in uns, und ein altes Sprichwort sagt: »Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen!« Dieses Sprichwort, mein lieber Herr Gabriel, ist äußerst richtig. Die Vorsehung hat also gegenwärtig nichts hier zu sehen, und in uns selbst müssen wir die Entweichungsmittel suchen; denn es versteht sich von selbst, junger Mann, daß Sie nicht ohne mich gehen: alle Wetter! Sie interessiren mich so sehr, daß ich Sie nicht eine Sohle breit verlasse! Denken Sie nicht daran, einen von Ihren Ringen zu durchfeilen, ohne daß ich es bemerke: ich schlafe immer nur mit einem Auge; überdies haben Sie das Herz am rechten Flecke, und Sie begreifen, daß es zu undankbar wäre, einen alten Kameraden zu verlassen. Versuchen Sie also nichts allein, da wir mit einander verschlungen sind wie der Epheu und die Ulme; — oder ich erkläre Ihnen, mein lieber Freund, bei der ersten halben Wendung nach rechts oder nach links, die ich Sie machen sehe, ohne daß Sie mich zuvor davon in Kenntniß setzen, — ich bin kein Scheinheiliger. — zeige ich Sie an.««

»»Sie haben Unrecht, mir das zu sagen, mein Herr: ich gedachte Ihnen den Vorschlag zu einer gemeinschaftlichen Flucht zu machen.««

»»Gut, junger Mann! nachdem dieser Punkt festgestellt ist, wollen wir methodisch verfahren. . . Zum ersten gefällt mir Ihre Offenherzigkeit, und ich will Ihnen einen Beweis von einer Zuneigung geben, die ich väterlich nennen könnte, indem ich Ihnen meine Pläne anvertraue und Sie mit mir nehme, statt von Ihnen mitgenommen zu werden.««

»»Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.««

»»Natürlich, junger Mann; denn verstünden Sie mich, so würde ich mir nicht die Mühe geben, mich zu erklären. Wissen Sie vor Allem, — ich werde sogleich sehen, wie weit Sie sind; — wissen Sie, was das erste Element einer Entweichung ist?««

»»Nein, mein Herr.««

»»Das ist doch das Alpha des Handwerks.««

»»Haben Sie die Güte, es mir zu sagen.««

»»Nun wohl, das ist eine *Bastringue*.««

»»Was ist das, eine *Bastringue*?««

»Er wußte nicht, was eine *Bastringue* ist, Herr Jackal!«

»Ich hoffe, Gibassier, Sie haben ihn nicht in einer solchen Unwissenheit gelassen?«

»»Eine *Bastringue*, junger Mann,«« antwortete ich ihm, »»das ist ein Etui von Blech, von Tannenholz, von Elfenbein, — der Stoff thut nichts zur Sache, — sechs Zoll lang und zehn bis

zwölf Linien dick, das zugleich einen Paß und eine Säge aus einer Uhrfeder gemacht enthalten kann.««

»»Und wo findet sich das?«« fragte Gabriel.

»»Das findet sich . . . Gleichviel, hier ist das meinige,««

»Und zu seinem großen Erstaunen zeigte ich ihm das fragliche Etui.

»»In diesem Falle kennen wir fliehen?«« rief er naiv.

»»Wir können fliehen,«« erwiderte ich wie Sie mit Ihren leichten Füßen bis zu dem Orte spazieren können, wo die Schildwache auf Sie feuern wird,««

»»Wozu,«« fragte Gabriel entmuthig, »»wozu dient Ihnen aber dann dieses Geräth?««

»»Geduld, junger Mann! jedes Ding wird kommen. wenn die Reihe an ihm ist. Ich beabsichtige, den Fasching in Paris zuzubringen; sodann habe ich einen Interessen betreffenden Brief bekommen, der mich nöthigt, einen Gang in der Hauptstadt zu machend und zwar binnen vierzehn Tagen. Ich biete Ihnen an. mich zu begleiten.««

»»Wir werden also fliehen?««

»»Allerdings; doch mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, allzu feuriger junger Mann! Sie haben Muth und Entschlossenheit, nicht wahr?««

»»Ja.««

».,Es wird Sie nicht erschrecken, ein paar Menschen hinter uns aus unserem Wege zu lassen?««

»Der Engel Gabriel faltete die Stirne.

»»Ei! man macht keinen Pfannkuchen, ohne Eier zu zerbrechen, wie die Köchin des seligen Lucullus sagte; man kann das nehmen, man kann es lassen. Sind ein paar Menschen im Vorübergehen niederzuwerfen, so dürfen Sie mir nur sagen: »»*Monsieur* Gibassier. oder *Mylord* Gibassier, oder *Signor Conte* Gibassier. ich werde sie niederwerfen.««

»»Wohl! es sei, ich werde sie niederwerfen,«« sprach entschlossen mein Gefährte.

»»Bravo!«« sagte ich, »»Sie sind würdig der Freiheit, und ich werde sie Ihnen wiedergeben.««

»»Zählen Sie auf meine Dankbarkeit, mein Herr.««

»»Nennen Sie mich *mein General*, und sprechen wir nicht mehr hiervon . . . Was die Dankbarkeit betrifft, — wir werden auf glücklicheren Gestaden wieder von ihr reden. Mittlerweile vernehmen Sie, um was es sich handelt. Sie sehen wohl dieses Kraut?««

»»Ja.««

»»Ich habe es von der Hand einer Freundin; ich werde es mit Ihnen theilen.««

»Ich bot ihm die Hälfte davon an und sprach dabei feierlich:

»»So werde meine Seele von meinem Leibe getrennt, wenn ich Ihnen die Freiheit nicht wiedergebe!««

»»Was für ein Kraut ist das?«« fragte Gabriel.

»»Es ist ein Wunderkraut, mit dem Sie Ihren Leib einreiben werden. Kaum wird Ihr Fleisch die Berührung dieses Krautes fühlen, so werden Sie an allen Theilen Hunderte von Knospen von der Nuance der bengalischen Rosen hervorkommen sehen; das wird Sie Anfangs ein wenig beißen, dann viel, dann aus eine unerträgliche Art, und dennoch werden Sie es ertragen müssen,««

»»Welchen Zweck hat aber diese Einreibung?««

»»Mein lieber Freund, das ist, um glauben zu machen, es habe Sie die Nesselsucht, oder eine von den rothlaufartigen Krankheiten ergriffen, deren wissenschaftliche Namen mir nicht einfallen, damit Sie ins Spital geschickt werden. Sind Sie einmal dort, so sind Sie gerettet, mein guter Mann!««

»»Gerettet!««

»»Ja; ich stehe in genauer Verbindung mit den Krankenwärtern des Spitals . . . Verlassen Sie sich aus mich und warten Sie geduldig.««

»Ich weiß viele Dinge, mein lieber Gibassier,« unterbrach Herr Jackal; »doch ich weiß noch nicht, wie man mit Hilfe eines Krankenwärters aus einem Spital entweicht, das von einem ganzen Posten bewacht wird.«

»Sie sind so ungeduldig als der Engel Gabriel, Herr Jackal,« erwiderte Gibassier. »Haben Sie ein wenig Geduld, und in fünf Minuten werden Sie die Entwicklung erfahren!«

»Immer zu! ich höre Sie,« sagte Herr Jackal, während er seine Nase mit Tabak vollstopfte, »und Sie sehen, mit der Geduld, die Sie mir empfehlen, und von der ich, wie mir scheint, einen Beweis gebe, in der Ueberzeugung, daß immer etwas bei Ihnen zu lernen ist, Herr Gibassier.«

»Sie sind sehr artig, Herr Jackal,« sprach der Erzähler.

Und er fuhr fort:

»Gabriel rieb sich so stark und so gut, daß er nach Verlauf von zwei Stunden mit Knospen vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt war! Man schickte ihn ins Spital. Es war gerade die Stunde der Visitation: der Arzt erklärte, er sei mit einer Nesselsucht der schönsten Art behaftet . . . Am

Tage, nachdem Gabriel ins Spital eingetreten war, bekam ich meinerseits einen so erschrecklichen epileptischen Anfall, daß mich die Barbieri zuerst für wasserscheu erklärten und auch ins Spital schickten. Vergebens protestirte ich, vergebens rief ich das Zeugniß meiner Kameraden an, welche bekräftigten, ich habe es nie versucht, sie zu beißen, ich wurde mit Gewalt in die Krankenanstalt geschleppt und als kataleptisch eingerieben. Ich sah wüthend aus, und war darüber entzückt! Mein Freund der Krankenwärter war längst unterrichtet: da ihm das Maul gestopft war, so kam und ging er nach seinem Belieben; das heißt, er ging von meinem Bette zum Bette von Gabriel, und kam vom Bette von Gabriel zu dem meinigen, — Alles, um uns Worte der Ermuthigung zu bringen.

»Eines Morgens meldete mir der brave Mann, Alles sei bereit, und wir können schon an demselben Abend fliehen. Der Tag verging damit, daß wir über unser Thun und Lassen übereinkamen. Sie kennen, wenigstens vom Hörensagen, die Eintheilung der Säle des Spitals? Am Ende von dem, in welchem man Gabriel und mich untergebracht hatte, war eine kleine Stube, die als Todtenkammer diente. Mein Krankenwärter hatte den Schlüssel dieser Stube in Verwahrung, welche nur geöffnet wurde, um den Leibern hingeschiedener Galeerensklaven Eingang zu gewähren. Wir konnten uns also, wenn die Dunkelheit eingetreten war, in diese Stube schleichen. Die einzigen Meubles, mit welchen sie ausgestattet war, und die sie einem Sections-Amphitheater ähnlich machten, waren Tische von schwarzem Marmor, ausweiche man die Leichname legte; unter einem dieser Tische hatten wir, der Krankenwärter und ich, ein Loch gegraben, durch welches wir mit unsern Betttüchern in die der Marine gehörigen Magazine hinabsteigen konnten,

»Als die Stunde gekommen war, und während unsere Zimmerkameraden schliefen, stieg Gabriel, der sich am nächsten bei der Thüre befand, zuerst von seinem Bette herab und wandte sich, einem Schatten ähnlich, langsam und dunstig, nach der Todtenkammer. — Ich folgte ihm von nahe. — Unglücklicher Weise hatte man an diesem Tage aus einen der Tische den Leichnam von einem Veteranen des Bagno gebracht; dem armen Gabriel, der die Todten noch im Ernste nahm, begegnete das Mißgeschick, daß er umhertappend seine Hand auf den Leichnam legte, statt sie auf den Marmor zu legen. Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich seiner, so daß er beinahe Alles entdecken gemacht hätte! . . . Zum Glücke errieth ich bei dem Schrei, den er ausstieß, was vorging, und ebenfalls umhertappend, nachdem ich ihm vergebens gerufen hatte, entdeckte ich ihn an der Wand angelehnt und zitternd vor Schrecken.

»»Vorwärts, mein Edelmann,«« sagte ich zu ihm. »»Alles ist bereit! lassen Sie uns gehen.««

»»Oh! das ist gräßlich!«« rief er.

»»Was?«« fragte ich ihn.

»Er erzählte, was vorgefallen war.

»»Oh! keine poetische Rührung,«« sagte ich zu ihm; »»wir haben keine Minute Zeit zu verlieren.. . Machen wir uns davon!««

»»Unmöglich . . . meine Beine versagen mir den Dienst.««



»»Tausend Donner! Das ist ärgerlich, denn es ist ziemlich schwer für Sie, derselben zu entbehren, wenn Sie fliehen wollen.««

»»Fliehen Sie allein, mein lieber Herr Gibassier.««

»»Nie, mein lieber Herr Gabriel.««

»Und ich ging aus ihn zu, nöthigte ihn, sich dem Loche zu nähern, sich an das Tuch anzuklammern, und ließ ihn hinab wie man Sie selbst so eben hinabgelassen hat. Als er hinabgelassen war, band ich eine von den Ecken des Tuches an den eisernen Fuß des Tisches und stieg auch hinab. Wir waren, wie ich Ihnen gesagt habe, in den Magazinen der Marine, welche im Erdgeschoße des Gebäudes lagen, dessen ersten Stock das Spital einnimmt. Ich zündete einen Wachsstock an und forschte nach einer Platte, auf die mein Krankenwärter einen Buchstaben mit Kreide gezeichnet hatte, und unter welcher er zwei vollständige Verkleidungen hatte verbergen sollen. Ich fand die Platte mit dem Buchstaben „G“ bezeichnet; über diese zarte Aufmerksamkeit meines Krankenwärters vergoß ich eine Thräne der Rührung, welche, wie ein Tribut der Dankbarkeit, aus den Anfangsbuchstaben meines Namens fiel! Dann hob ich den Stein auf und erblickte eine vollständige Gendarmenuniform, Bewaffnung. Equipirung und Perrücke.

»Eine einzige?« fragte Herr Jackal.

»Ein einzige . . . Hierbei wollte ich meinem Kameraden den Puls fühlen. Ich sah verzweifelt aus.

»»Eine einzige Kleidung!«« rief ich, »»eine einzige.««

»Gabriel war erhaben.

»»Ziehen Sie dieselbe an und geben Sie!««

»»Gehen? Und Sie?««

»»Ich werde bleiben, um mein Verbrechen zu sühnen.««

»»Ah!«« sprach ich, »»Sie sind ein wackerer Kamerad! Ich hatte zur Vollführung meines Vorhabens nur ein einziges Reise-costume nöthig: zwei hätten mich sehr belästigt; doch ich wollte sehen, bis zu welchem Grade ein Freund aus Sie zählen könnte. Helfen Sie mir, mich ankleiden, wenn Sie es nicht zu sehr demüthigt, der Kammerdiener eines Gendarme zu sein.««

»»Und ich?««

»»Sie, Sie bleiben, wie Sie sind.««

»»In dieser Tracht?««

»»Ja; Sie begreifen also nicht?««

»»Nein.««

»»Lassen Sie mich Ihnen die Hände binden.««

»»Ich begreife immer weniger.««

»»Ich bin ein Gendarme; Sie sind ein Galeerensklave, den man von den Bagnos in irgend ein Gefängniß bringt . . . wir werden wohl den Namen eines Gefängnisses finden, was Teufels! es fehlt nicht an Gefängnissen in Frankreich. Bei Tagesanbruch gehen wir ab, und der Eine führt den Andern.««

»Wir blieben in den Magazinen verborgen, und am andern Morgen, bei Tagesanbruch, sobald die Kanone die Oeffnung des Hafens verkündigte, wandten wir uns, mein Gefangener und ich, nach dem Gitter des Arsenal; es war so eben geöffnet worden; die Arbeiter der Marine kamen in Menge herbei. Ich bahnte mir für Gabriel und mich einen Weg mitten durch sie, und wir gelangten ohne Hinderniß durch das Gitter. — Der arme Gabriel zitterte an allen Gliedern! — In weniger als zehn Minuten hatten wir die Stadt durchschritten, und wir schlugen den Weg nach Beausset ein.

»Ein paar Flintenschüsse von Toulon kamen wir in einen Wald; kaum hatten wir zehn Schritte darin gemacht, als drei Kanonenschüsse, in gleichen Zwischenräumen abgefeuert, den Einwohnern von Toulon und den umliegenden Dörfern verkündigten, es habe eine Entweichung stattgefunden. Wir warfen uns ins Dickicht, bedeckten uns mit Zweigen und Farnkraut, blieben unbeweglich und erwarteten die Nacht, um durch den Flecken Beausset zu gehen.

»Zum Glücke fiel der Regen in Strömen in dem Augenblicke, wo die Gendarmen den Wald zu durchstreifen ansingen: bis auf zehn Schritte zu uns gelangt, fluchten sie so grausam über die schlechte Witterung, das, es uns beinahe sicher schien, sie werden ihre Nachforschungen aufgeben, um sich in die nächste Schenke zu flüchten. Wir hörten in der That den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. — Gegen acht Uhr Abends setzten wir unsern Marsch fort; wir durchwanderten Beausset, und Morgens um vier Uhr hatten wir den unentwirrbaren Waid von Cuges erreicht. Wir waren gerettet! Mein lieber Herr Jackal, ich brauche Ihnen nicht die verschiedenen Vorfälle zu sagen, mit denen unsere Reise besprenkelt war: Sie haben zu viel Erfahrung, um sich vorzustellen, wir seien aus Blumenpfaden gewandelt. Wir kamen indessen gesund und wohlbehalten an. was die Hauptsache ist, und Sie bemerken, daß ich mich abgesehen von einigen Messerstichen und einem Falle von hundert Fuß in einen Brunnen äußerst wohl befinde.«

»Das ist wunderbar, lieber Herr Gibassier.«

»Nicht wahr?«

»Das heißt, wäre ich Polizeipræfect, so würde ich Ihnen ein Entweichungspatent und eine anständige Belohnung geben; leider bin ich es nicht, und sind meine Künstlersympathien angenehm berührt, so bekämpft sie doch meine Meinung als Inspektor der öffentlichen Sicherheit mit solcher Energie, daß ich Ihnen gestehe, ich weiß noch nicht, wem der Sieg bleiben

wird; das wird wahrscheinlich von der Aufrichtigkeit abhängen, die Sie erproben werden . . . Erlauben Sie mir also mein Verhör fortzusetzen, und wäre es nur, um die Erfahrung von dem zu machen, was Camagnole sagte, und um zu sehen, ob, wie es das Sprichwort behauptet, die Wahrheit in der Tiefe des Brunnens ist . . . Wollen Sie mir vor Allem erklären, mein lieber Herr Gibassier, wie Sie sich hier finden.«

»Ich finde mich sehr schlecht hier,« erwiderte Gibassier, der sich im Sinne der Worte des Inspectors täuschte oder zu täuschen sich den Anschein gab; »und wäre es nicht die Ehre Ihrer Gesellschaft. . .«

»Das ist es nicht: ich frage Sie, aus welcher Ursache Sie hier seien.«

»Ah! ja, ich verstehe . . . Nun wohl, mein guter Herr Jackal, ich hatte eine Summe von fünftausend Franken geerbt.«

»Das heißt, Sie hatten fünftausend Franken gestohlen.«

»So wahr als Sie mein Retter sind, Herr Jackal, ich hatte sie nicht gestohlen; ich hatte sie im Gegentheile redlich , durch Arbeit, im Schweiß meines Angesichts verdient.«

»So haben Sie bei der Sache von Versailles gearbeitet . . . Ich erkannte Sie an der geschickten Art, wie die Thüre wieder geschlossen worden war.«

»Was nennen Sie die Sache von Versailles?« fragte Gibassier die unschuldigste Miene, die er annehmen konnte, zu Hilse rufend.

»An welchem Tage sind Sie in Paris angekommen?«

»Am Fasching-Sonntag, Herr Jackal, gerade um den Ochsen vorüberziehen zu sehen, der in diesem Jahre herrlich war. Er soll aus den fetten Weiden des Auge-Thales gefüttert worden sein; das setzt mich nicht in Erstaunen: das Auge-Thal ist in einer bewunderungswürdigen Lage, einerseits geschützt durch . . .«

»Lassen wir das Auge-Thal, wenn es Ihnen gleich ist.«

»Sehr gern.«

»Sprechen Sie nun: wie haben Sie den Faschings-Sonntag zugebracht?«

»Ziemlich heiter, Herr Jackal; wir haben mit fünf bis sechs Kameraden, die wir in Paris wiedergefunden, ein paar gute Tollheiten gemacht.«

»Und den Montag?«

»Den Montag? ich habe ihn mit Besuchen zugebracht.«

»Mit Besuchen?«

»Ja, Herr Jackal, einige offizielle Besuche, und ein Verdauungsbesuch.«

»Sie sprechen vom Tage?«

»Ja, Herr Jackal, ich spreche vom Tage.«

»Doch den Abend?«

»Den Abend?«

»Ja.«

»Teufel!«

»Was gibt es?«

»Es ist wahr,« sagte Gibassier, als spräche er mit sich selbst, »ich kann meinem Retter nichts verweigern.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie verlangen von mir, daß ich für Sie den dichten Schleier meines Privatlebens lüfte? ich will es thun. Am Montag um elf Uhr, . . .«

»Unnöthig! Gehen wir über die Geheimnisse Ihres Privatlebens weg und fahren wir fort.«

»Mit Vergnügen.«

»Was haben Sie am andern Tage, am Faschings-Montag gethan?«

»Oh! ich habe mich einem ganz unschuldigen Vergnügen hingegeben: ich bin aus der Esplanade des Observatoire mit einer falschen Nase spazieren gegangen.«

»Sie hatten aber einen Grund, aus der Esplanade des Observatoire mit einer falschen Nase spazieren zu gehen?«

»Verachtung! Misanthropie, nichts Anderes. Ich sah am Morgen Masken aus dem Boulevard vorüberziehen, und ich fand sie erbärmlich. Ach! wieder einer von unseren alten Gebräuchen, der bald verschwinden wird, Herr Jackal! Ich bin nicht ehrgeizig, doch wäre ich nur Polizeipræfect . . . «

»Lassen wir das, und kommen wir rasch aus den Abend des Faschings-Montags.«

»Aus den Abend des Faschings-Montags?. . Ah! Sie wollen, daß ich aufs Neue den dichten Schleier meines Privatlebens lüfte?«

»Sie sind in Versailles gewesen, Gibassier?«

»Ich verberge mich nicht.«

Herr Jackal ließ über seine Lippen ein unbeschreibliches Lächeln schweifen.

»Was gedachten Sie in Versailles zu thun?«

»Spazieren zu gehen.«

»Sie, in Versailles spazieren zu gehen?«

»Was wollen Sie, Herr Jackal? ich liebe diese Stadt, welche voll der Erinnerungen vom großen König ist: hier eine Fontaine, dort eine Gruppe. . .«

»Sie waren nicht allein in Versailles?«

»Ei! wer ist denn völlig allein aus der Erde, mein guter Herr Jackal?«

»Ich habe keine Zeit damit zu verlieren, daß ich Ihre Albernheiten anhöre, Gibassier, Sie haben die Entführung des Mädchens aus dem Pensionnat von Madame Desmarets geleitet.«

»Das ist die Wahrheit, Herr Jackal.«

»Und zur Belohnung haben Sie die fraglichen fünftausend Franken empfangen.«

»Sie sehen, daß ich sie nicht gestohlen habe; denn wäre ich nicht aus Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt, so hätte ich wenigstens aus zwanzig Jahre mehr.«

»Was ist aus dem Mädchen geworden, als es in den Händen von Lorédan von Valgeneuse war?«

»Wie! Sie wissen also?«

»Ich frage Sie, was aus diesem Mädchen geworden sei, nachdem es Ihnen Fräulein Susanne überliefert hatte.«

»Ah! Herr Jackal. wenn Herr Delavau Sie verlöre, Welch ein Verlust für ihn und für Frankreich!«

»Ich frage Sie noch einmal, Gibassier, was ist aus diesem Mädchen geworden?«

»Was dies betrifft, ich weiß es durchaus nicht.«

»Geben Sie wohl Acht auf das. was Sie sagen.«

»Herr Jackal. so wahr ich Gibassier heiße, wir haben sie in einen Wagen gebracht, der Wagen ist abgefahren, und wir haben nichts mehr davon gehört. Ich hoffe, diese jungen Leute sind glücklich, und ich werde folglich für meinen Theil zum Glücke von zwei Nebenmenschen beigetragen haben.«

»Und Sie, wie ist es Ihnen seitdem gegangen? Wissen Sie das auch nicht?'

»Ich bin ökonomisch geworden, mein guter Herr Jackal, und ich habe mir, da ich wußte, daß der goldene Schlüssel alle Thüren öffnet, einen ehrenhaften Stand in dieser verständigen und arbeitsamen Stadt Paris zu schaffen gesucht. Zu diesem Ende ließ ich alle Professionen die Revue passiren, und ich fand nur eine nach meinem Geschmacke.«

»Darf man wissen, welche?«

»Die eines Wechselagenten . . . Leider hatte ich nicht die nöthigen Kapitalien, um ein Viertel oder eine Hälfte zu kaufen; doch um für jedes Ereigniß bereit zu sein, aus den Fall, daß die Vorsehung, wie der arme Gabriel sagt, ihre Augen aus mich werfen würde, ging ich alle Tage aus die Börse und war bemüht, mich in die Geheimnisse des großen Werkes einzuweihen. Ich begriff die Agiotage, und ich erröthete vor Scham, daß ich mein Leben lang so schlecht gestohlen hatte, als ich sah, wie es viel leichter ist, seinen Unterhalt aus diese Art zu verdienen! Ich machte also die Bekanntschaft von mehreren ausgezeichneten Agioteurs, welche, in mir einen ungewöhnlichen Scharfsinn erkennend, mir bald die Ehre erwiesen, mich über die Hausse und die Baisse zu Rathe zu ziehen, wobei sie mir einen kleinen Antheil an ihrem Nutzen gaben.«

»Und diese Consultationen glückten Ihnen?«

»Das heißt, mein lieber Herr Jackal, in einem Monat realisirte ich dreißig tausend Franken! Das Doppelte, das Dreisache, das Viersache von Allem dem, was ich in meinem arbeitsamen Leben verdient hatte, und einmal an der Spitze dieses kleinen Vermögens, wurde ich ein ehrlicher Mann.«

»Dann müssen Sie unerkennbar sein,« sagte Herr Jackal, während er aus seiner Tasche ein phosphorisches Feuerzeug zog und einen kleinen Wachsstock anzündete, den er immer bei sich hatte, und der die Tiefe des Brunnens so erleuchtete, daß er den bußfertigen Gibassier, ganz von Koth beschmutzt, ganz mit Blut bedeckt, zu erkennen vermochte.

---

## CXXII.

Wohin die sechzig Männer gegangen waren, welche  
Herr Jackal suchte.

Herr Jackal blieb einen Augenblick in Betrachtung vor dem Galeerensklaven. Er fühlte eine sichtbare Befriedigung, eine Künstlerbefriedigung, sich, mit den vier Assen in der Hand, diesem geschickten Spieler gegenüber zu finden.

»In der That,« sagte er, »es ist Ihr edles Gesicht, Gibassier. Die Jahre sind über Ihre Stirne, wie leichte Schatten, keine Spur zurücklassend, hingezogen! Und was die Schatten betrifft, thun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie dieses Licht und leuchten Sie mir: ich habe eine pressante Zeile zu schreiben.«

Gibassier nahm den Wachsstock; Herr Jackal zog ein Carnet aus seiner unerschöpflichen Tasche, riß ein Blatt Papier heraus, und schrieb aus seinem Knie mittelst eines Bleistifts, während er Gibassier fortzufahren aufforderte.

»Die Folge meiner Geschichte ist traurig,« sagte der Galeerensklave: »da ich reich war, so hatte ich Freunde: da ich Freunde hatte, so hatte ich Feinde! Dieses um den Preis meines Schweißes angehäuften Vermögen machte mich zum Zielpunkte aller Enterbten: so daß ich gestern, in dem Augenblicke, wo ich von meinem Banquier zurückkam, beim Kragen gepackt, niedergeworfen, ermordet, beraubt, und endlich in diesen Brunnen gestürzt wurde, in dem ich mit Ihnen zusammenzutreffen die Ehre hatte.«

Herr Jackal richtete sich wieder aus, nahm das Ende des Seils, mit dessen Hilfe er in den Brunnen herabgekommen war, befestigte daran mit einer Nadel das Papier, auf das er seine Instructionen geschrieben hatte, und rief seinen Agenten zu:

»Zieht!«

Das Papier flog wie ein Nachtschmetterling aus der Tiefe des Brunnens zur Erde empor; und das Seil kam, von seiner leichten Last befreit, rasch wieder herab.

Einer von den Agenten ging unter eine Laterne und las:

»Ich werde Euch einen Menschen schicken, den Ihr sorgfältig zu bewachen habt; er ist Goldes werth.

»Ist der genannte Mensch in den Händen von Vieren von Euch, — die ihn nach dem Hospital führen und scharf bewachen werden, — so werdet Ihr mir das Seil wieder herunter lassen.«

»Ihre Geschichte ist sehr rührend, lieber Herr Gibassier,« sagte der Inspector; »doch nach den stürmischen Stunden, die Sie erlebt haben, müssen sie der Ruhe bedürfen. Die Nächte sind noch kühl in dieser Jahreszeit: erlauben Sie mir, Ihnen ein sicheres Obdach, eine Wohnung, welche

der Gesundheit zuträglicher als diese anzubieten.«

»Sie sind tausendmal gut, Herr Jackal!«

»Ganz und gar nicht . . . unter alten Bekannten . . . «

»Dann geschieht es mit dem Beding der Wiedervergeltung,«

»Lastet die Dankbarkeit schon auf Ihnen?«

»Es ist vielleicht schwerer, einen Dienst zu empfangen, als ihn zu erwidern,« sprach Gibassier philosophisch.

»Die Alten haben hierüber sehr schöne Dinge geschrieben, Gibassier. Doch mittlerweile, bis wir anderswo dieses interessante Gespräch wieder ausnehmen, machen Sie sich zurecht, um sich an dieses Seil so fest als möglich anzuhängen. Sie wissen, wo sie der Sattel drückt: es ist Ihre Sache, es sich so bequem als möglich einzurichten,«

Gibassier machte eine Schleife unten an das Seil, steckte seine beiden Füße durch das Loch, klammerte sich mit den Händen an das Seil an und rief:

»Zieht!«

»Glückliche Reise, mein lieber Gibassier,« sagte Herr Jackal, mit lebhaftem Interesse einer Aufsteigung folgend, die er in wenigen Augenblicken selbst unternehmen sollte. »Gut!« fügte er bei, als der Galeerensklave oben an der Luft verschwunden war.

Sodann die Stimme erhebend, rief er:

»Schickt rasch das Beil zurück! ich fange an den Boden feucht zu finden.«

Das Seil kam wieder herab; Herr Jackal steckte den Haken an seinen Gürtel, versicherte sich, daß die Zungen gut eingeschnallt waren, rief aufs Neue: »Zieht!« und fing die Aufsteigung ebenfalls an.

Doch kaum war er bis zur Höhe von zehn Metres emporgestiegen, da rief er:

»Halt!«

Das gehorsame Seil hielt an.

»Ho! ho!« sagte Herr Jackal, »was Teufels sehe ich denn da?«

Es war ihm in der That schwer, sich Rechenschaft von dem zu geben, was er sah, dergestalt bot sich ihm das, was er sah, unter einem fantastischen Anblick.

Durch einen ungeheuren Spalt von einer der Wände des Brunnens tauchte der Blick von Herrn Jackal unter Gewölbe so düster wie die eines Steinbruchs, durchschnitten von großen Schatten-



und Lichttheilen: das Licht kam von ungefähr zehn Fackeln, welche an den Pfeilern von einer Art von Kreuzweg befestigt waren und eine Versammlung von ungefähr sechzig Männern beleuchteten. Die Versammlung fand etwa zweihundert Schritte von Herrn Jackal statt; diese Männer schienen wegen einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit beisammen zu sein, denn sie drängten sich um einen Redner, der mit Feuer sprach und mit Energie gesticulirte.

»Ah! ah! ah!« machte Herr Jackal.

Sodann, nach ein paar Secunden der Betrachtung:

»Wo Teufels sind diese Menschen, und was machen Sie denn da?«

Und in der That, so beleuchtet durch den Reflez der Fackeln hätte man sie, wäre nicht die moderne Tracht gewesen, für die beim Sabbat ankommenden Zauberer der Ballade gehalten.

Herr Jackal zog aus seiner Tasche ein Fernglas, ein Meisterwerk des Ingenieur Chevalier das in seiner größten Ausdehnung sechs bis acht Zoll Länge erreichte und immer von ihm mitgenommen wurde, richtete es auf das seltsame Schauspiel. das er vor den Augen hatte, und suchte zu errathen. wovon die Rede war.

Dank sei es dem Reflexe der Fackeln und der Vollkommenheit seines Instruments, konnte Herr Jackal sehen, daß die Physiognomie von jedem der Menschen, welche die nächtliche Zusammenkunft bildeten, das vollste Entzücken ausdrückte. Alle waren in der Haltung, in der die Mitglieder einer Versammlung sind, wenn ein berühmter Redner eine sympathische Rede hält: die Ohren gespannt. die Lippen halb geöffnet, die Augen auf die sprechende Person geheftet; jedes Gesicht bezeichnete die beharrlichste Aufmerksamkeit, und diese Aufmerksamkeit schien sich, wie gesagt, stufenweise bis zum

vollsten Entzücken zu erheben.

Mochte der Redner eine schwache Stimme haben, mochte er absichtlich leise sprechen, mochte die Entfernung. in der sich Herr Jackal von der Gruppe befand, zu groß sein, der Inspector der öffentlichen Sicherheit, wie sehr er auch Acht gab, und so fein und geübt bei ihm der Gehörsinn war, hatte nach einer scharfen Aufmerksamkeit von fünf Minuten noch nicht ein verrathendes Wort von dem, was in der geheimnißvollen Gruppe gesagt wurde, hören können.

Ein Theil von diesen Personen schien übrigens Herrn Jackal nicht ganz fremd zu sein; nichtsdestoweniger wäre er sehr in Verlegenheit gewesen, hätte er

einen Namen auf die Gesichter setzen oder sogar irgend ein Gewerbe denjenigen, welche er vor Augen hatte, anweisen sollen. — Beinahe einformig in braune oder blaue, bis ans Kinn zugeknöpfte Überröcke gekleidet; die Oberlippe fast allgemein von einem von einem langen dichten, ergrauenden Schnurrbart beschattet, — wie er sie sah, — war es nicht schwer für einen Physionomiker von der Stärke von Herrn Jackal, hier alte Militäre zu erkennen. Diejenigen, welche keinen Schnurrbart hatten, — ihre Zahl war sehr klein, — waren, obschon sie dasselbe Außere affectirten, wie ihre Gefährten, ganz einfach friedliche Bürger, und die Gemüthlichkeit

ihrer Gesichter welche die Begeisterung, von der sie ergriffen waren, nicht in ein unfreundliches Wesen verwandeln konnte, zeugte hinreichend von ihren wenig kriegerischen Professionen.

Herr Jackal hatte sicherlich den Einen, einen ehrlichen Krämer der Rue Saint-Denis, gesehen, wie er auf der Schwelle seiner Ladenthüre stand, den Vorübergehenden zulächelte, die Kundschaft in sein Magazin durch einen freundlichen Blick, durch eine einnehmende Miene zu locken suchte; er hatte den Andern in irgend einem Vorzimmer gesehen, entweder mit der Kette an Halse als Huissier, oder mit der Kette am Fuße als Bittsteller; kurz, Keiner von diesen Menschen war ihm völlig fremd, obschon Keiner ihm besonders bekannt war.

Was er aber noch weniger kannte, als die Personen, das war die Decoration des Theaters.

Hängen wir uns an das Seil von Herrn Jackal: es ist stark genug, um uns Beide zu tragen, und sogar alle Drei, lieber Leser, — und suchen wir die geheimnißvolle, düstere Localität zu erkennen, wo die Scene vor sich geht, die wir zu beschreiben haben.

»Ah! Mord und Tod! ich habe es!« rief plötzlich Herr Jackal, indem er sich mit einer so ungestümen und so unbedachtsamen Geberde vor die Stirne schlug, daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und daß der Stoß, den er dem Seile gab, ihn ein paar Secunden lang eine umdrehende Bewegung machen ließ, ähnlich der eines Hühnchens, das am Ende einer Schnur bratet.

Die Bewegung hörte allmählig aus, und Herr Jackal kam mit dem Verluste seines Fernglases davon, das in die Tiefe des Brunnens fiel.

Doch der Polizeimann störte in der schon von uns erwähnten fantastischen Tasche, zog ein Etui heraus und nahm aus diesem Etui eine Brille, die er, nicht auf die Nase, sondern auf die Stirne setzte; nur waren die Gläser dieser Brille, statt blau gefärbt zu sein, grün gefärbt.

»Ich habe es!« wiederholte Herr Jackal, »und das sind meine sechzig Vögel! Ich weiß nun, wohin sie gegangen sind: wir befinden uns in den Katakomben!. . . Ah! ah! ah! und der Herr Polizeipræfect behauptet, er kenne alle Ausgänge derselben!«

Herr Jackal hatte in der That die Wahrheit getroffen; dieses Gewölbe, das sich vor seinen Augen entrollte, dieser Kreuzweg, der die Perspective desselben begränzte, war ein Winkel von dem ungeheuren düsteren Erdbau, welcher sich von Montrouge bis an die Seine, vom Jardin des Plantes bis Grenelle erstreckt. — Was den Polizeipræfecten betrifft, — er hatte, wie Herr Jackal so vernünftig bemerkte, sehr Unrecht, wenn er behauptete, er kenne alle Ausgänge des weiten Ossuariums: die Ausgänge der Katakomben hängen, der Zahl nach, von der Laune des ersten Bewohners vom linken User ab, da es, um einen neuen Ausgang den tausend Ausgängen, die sie schon haben, beizufügen, genügt, — im Faubourg Saint-Marcel, zum Beispiel, — ein Loch von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß zu graben.

In dem Augenblicke, wo Herr Jackal zu seiner großen Freude, obwohl etwas spät, diese wichtige Entdeckung gemacht hatte, hörte er das schallende Geräusch von Bravos und Beifallklatschen, worauf der, zu jener Zeit ein wenig aufrührerische, Ruf folgte:

»Es lebe der Kaiser!«

»Es lebe der Kaiser?« wiederholte Herr Jackal, der sich ganz unschuldig in den Aufruhr mischte. »Ah! wie einfältig sind sie: er ist seit sechs Jahren todt. der Kaiser!«

Und, als wollte er seine Gedanken aufklären, störte Herr Jackal, mit einer in seiner Lage unerhörten Schwierigkeit, in seiner Tasche, zog seine Tabatiere heraus, und stopfte sich voll Wuth eine Prise Tabak in die Nase.

Derselbe Rus erscholl zum zweiten Male, und zwar noch energischer, als das erste Mal.

»Gern,« sagte Herr Jackal, »doch ich wiederhole Euch, daß der Kaiser todt ist . . . Herr von Beranger hat sogar ein Lied darüber gemacht.

Und er fing an zu trällern:

Des Espagnols m'ont pris sur lerur navire  
Aux bords lointains où tristement j'errais.  
[Spanier haben mich auf ihrem Schiffe nach fernen Gestaden genommen, wo ich traurig umherschweifte. . .]

Herr Jackal kannte alle Lieder von Beranger.

Er wurde in seinem Geträller durch einen dritten Ruf: »Es lebe der Kaiser!« unterbrochen.

Einen Augenblick in Bewegung und verworren, nahmen sodann alle Personen ihre Plätze wieder ein, — eine einzige ausgenommen, welcher stehen blieb und eine Rede wie der erste Redner halten zu wollen schien.

»Im Ganzen,« sprach Herr Jackal, der von dem, was die seltsame Versammlung sein konnte, zu träumen fortfuhr, »im Ganzen sind diese braven Leute vielleicht harmlose alte Militäre, welche seit 1815 hier leben, und noch nichts von dem Tode des Kaisers wissen. — Welch ein Unglück, daß ich nicht von näher ihrem Zeitvertreibe beiwohnen kann und des Vergnügens ihrer Conversation beraubt bin, die so pittoresk als die von Epimenides sein muß, wenn sie, wie ich annehme, seit zwölf Jahren in diesem Lande leben!«

Plötzlich kam Herrn Jackal ein Gedanke.

»Aber,« sagte er, »warum sollte ich nicht hören, was der Redner sprechen wird?«

Er erhob sodann den Kopf gegen die Mündung des Brunnens und rief:

«Haltet Ihr immer noch fest da oben?«

»Oh! seien Sie ohne Furcht, Herr Jackal!«

»Nun wohl, so laßt mich ein paar Fuß hinab.«

Der Befehl wurde sogleich vollzogen. Alsdann gab Herr Jackal, mittelst seines Stockes, mit dem er die Wände des Brunnens berühren konnte, dem Seile eine schwingende Bewegung, der der Unruhe einer Pendeluhr ähnlich, welche ihm, als er an einem gewissen Punkte angelangt war, die Spalte des Brunnens zu erreichen, sich an einen Stein anzuklammern, und den Fuß aus dasselbe Terrain, wie die, deren Geheimnisse er erforschen wollte, zu setzen erlaubte.

Sobald er aus festem Boden war, machte er den Haken los und rief, sich gegen den Brunnen neigend, wo abermals das Seil hing, seinen Agenten zu:

»Bleibt aus der Stelle, Kinder, und rührt Euch nicht, wenn ich es Euch nicht sage!«

Mit Schritten so leicht als die des Thieres. dessen Namen mit dem seinigen Aehnlichkeit hatte, rückte er sodann gegen den Kreuzweg vor, wo die Napoleonische Versammlung gehalten wurde.



## CXXIII.

Das, nach dem Willen des Lesers, einen Theil  
des Romans bildet oder nicht bildet.

Angelangt, wo wir sind, — nämlich bei dem Augenblicke, wo Herr Jackal völlig verborgen in dem Schatten, den einer der massiven Pfeiler, welche das colossale Gewölbe stützen, verbreitet, den neuen Redner zu behorchen sich anschickt, — mögen uns unsere Leser erlauben, einen Blick aus diese Katakomben zu werfen, in welche wir im Verlaufe dieses Buches mehr als einmal im Gefolge der Verschwörer hinabzusteigen Gelegenheit haben werden.

Wir werden Herrn Jackal an derselben Stelle wiederfinden, und wir werden uns bemühen, unsern Ausflug so kurz sein zu lassen, daß der Redner seine Rede noch nicht einmal angefangen hat.

Gegen das Ende des vorigen Winters äußerten wir, da wir wußten, wir werden die Katakomben zu beschreiben haben, den Wunsch, sie besichtigen zu dürfen. Auf die Bitte von einem unserer größten Mathematiker, Herrn Bertrand, — der übrigens schon einer unserer berühmtesten Gelehrten in dem Alter war, wo man gewöhnlich die ersten Buchstaben des Buches der Wissenschaft stammelt, — schickte uns der Herr Oberingenieur der Bergwerke eine Erlaubnißkarte für den Besuch der Katakomben.

Der für den Besuch festgesetzte Tag kam, und, wie immer oder beinahe immer in solchen Fällen, war es mir unmöglich, die Erlaubniß des Herrn Oberingenieur der Bergwerke zu benützen: diese ewige Arbeit, die mich an meinen Schreibtisch fesselt, weigerte sich, einen Urlaub von ein paar Stunden zu kontrasigniren.

Ich rief Paul Bocage, meinen ersten Adjutanten; ich reichte ihm die Erlaubniskarte und sagte zu ihm:

»Gehen Sie dahin, lieber Freund! ich werde durch Ihre Augen so gut und vielleicht noch besser sehen, als durch die meinigen,«

An demselben Abend kam Paul Bocage zurück.

Er wollte mir erzählen, was er gesehen hatte.

»Ich habe nicht Zeit, Sie anzuhören,« sagte ich zu ihm. »Nehmen Sie dort Platz und machen Sie mir Ihren Bericht.«

Es folgt also hier der Bericht von Paul Bocage; wir legen ihn unsern Lesern wortgetreu vor Augen.

### **Die Katakomben.**

## Bericht an den Maestro.

»Heute am 12. October 1853. Mittags um ein Uhr, gingen wir durch die Barrière d'Enser an einem von den schönen sonnigen Tagen ab, deren Privilegium der Winter an sich gerissen zu haben scheint. Mit uns war eine junge, große, schöne Person mit blauen Augen, welche heiter herbeikam, um diese unterirdische Nekropolis mit der Sorglosigkeit der Rosen, die um die Gräber blühen, mit dem kühnen Lächeln der Herausforderung der Jugend an den Tod zu besichtigen.

»Als wir zum Pavillon der Barrière d'Enser kamen, gab man Jedem von uns, — es waren ungefähr sechzig Personen, — eine Kerze und eine Ermahnung: die Kerze war, um hell in den unterirdischen Gewölben zu sehen; die Ermahnung war, die Kerze nicht anzuzünden.

»Diese zwei sich widersprechenden Gaben setzten uns Anfangs in Erstaunen, wurden uns aber bald erklärt.

»Wir warteten hier ungefähr seit einer Stunde, als sich die Thüre der Treppe, die nach den Katakomben führt, plötzlich öffnete und einem Hundert Schatten Durchgang gewährte, welche die Pforten ihres Grabes gesprengt zu haben schienen, um das Licht des Tages wiederzusehen.

»Die Gesichter von allen Personen, die plötzlich in den Hof einbrachen, wo wir warteten, waren blaß, grün, violettgelb, entstellt und von jenem bleiartigen Tone, den beim Fleische die zehn ersten Stunden des Todes hervorbringen können.

»Diese Schatten oder vielmehr diese Besuche, welche uns vorhergegangen waren, und unter deren Zahl sich ein schöner Aegypter fand, den die Leute, die Alles wissen, um uns her, ich weiß nicht warum, Reschid Pascha nannten; — diese bleichen, hageren Besuche hatten zwei Stunden damit zugebracht, daß sie Gebeine durchstörten, an Schädeln, Schienbeinen, Schenkelknochen, ganzen Skeletten hingingen, und, als wäre es nicht erlaubt, ungestraft die Verlassenschaft der Wesen zu berühren, hatten sie etwas von der leichenartigen Tinte ihrer Wirthes behalten.

»Ich schaute meine Gefährtin an: ihre blauen Augen verdüsterten sich nicht; das Incarnat ihrer Wangen schwächte sich nicht; sie war fröhlich, voll Leben und Stärke; sie stützte sich aus meinen Arm, und als sie sah, daß unsere Gefährten einzutreten ansingen, sagte sie zu mir, als wollten wir der Vorstellung eines Stückes von la Foire beiwohnen.

»»Folgen wir den Leuten.««

»Und wir traten ein.

»Ich wäre sehr versucht, eine gedrängte Geschichte der Katakomben zu machen; doch ich will lieber die Wirkung zeigen, ehe ich die Ursache sage. Ich will also die Katakomben beschreiben, so wie ich sie gesehen habe, — die örtliche Beschreibung von dem vortrefflichen Buche von Herrn Héricart de Thury, Ingenieur der Bergwerke und Inspektor der unterirdischen Arbeiter, veröffentlicht 1815, entlehnend. — Abgesehen von einigen seit jener Zeit gemachten Consolidierungswerken, sind diese weiten Todtengewölbe in diesem Augenblicke in demselben

Zustande. in welchem sie Herr Héricart de Thurah beschrieben hat.

»Sagen wir beiläufig, daß beim Eintritt in diese unterirdischen Räume unser Herz beklommen und das Gehirn erfüllt war von der Geschichte aller Katakomben der Vergangenheit [Die Katakomben von Aegypten, von Phönicien, von Paphlagonien, von Capadocien, der Krimm, Persiens, Griechenlands, Klein-Asiens, der Guanchen, vom Innern Africas, Seythiens, der Tartarei, der beiden Buchareien, von Rom, von Toscana, von Neapel, von Sicilien, von Malta, von Gozzo, von der Insel Lipari, von Spanien, von Frankreich, von England, von Schweden, von Deutschland, von Süd- und Nord-America, u.s.w.] von denen des Landes Kanaan, wo Abraham, ein Fremder in Hebron, die Einwohner Sarah in den Gräbern ihrer Vorfahren niederlegen zu dürfen um Erlaubniß bittet. (*Ich bin ein Fremder bei Euch; gebet mir ein Erdbegräbniß bei Euch, daß ich meinen Todten begrabe, der vor mir liegt. Genesis, Kap. XXIII.*); von den Katakomben von Kanaan bis zu den unterirdischen Höhlen der Mayras-Indianer am Amazonenflusse.

»Den Treppen führen don der Oberfläche des Bodens in die Katakomben von Paris: die erste liegt im Hofe des westlichen Pavillon der Barrière d'Enser oder d'Orleans (das ist die, auf welcher wir hinabgestiegen sind); die zweite bei der Tombe-Isoire; die dritte endlich auf der Ebene von Montfouris, am Rande der Creuse-Straße oder der alten Straße nach Orleans, unfern von der unterirdischen Wasserleitung von Arcueil.. — Drei Thore schließen die Einfassung der Katakomben, das eine im Westen, und unter diesem Namen

bekannt, durch welches man gewöhnlich gelangt; das zweite im Osten, genannt die Pforte du Port-Mahon: dieses ist für das Publicum nicht offen und nur für

den Dienst des Monuments bestimmt; das dritte im Süden bei der Tombe-Isoire, von der es den Namen angenommen hat.

»Auf der Treppe der Barrière d'Enser steigt man fast allgemein hinab; von diesem Punkte aus wollen wir also die Marschlinie des Touristen bezeichnen, wobei wir ihn im Vorübergehen aus die merkwürdigsten Gegenstände und Curiositäten der Route aufmerksam machen werden.

»Der Fuß der Treppe stützt sich auf die Steinmassen, welche man, ehe man die letzten Stufen hinabgestiegen ist, zu erkennen vermag.

»Sechs bis acht Metres von der Treppe findet man die westliche Gallerie, welche bleirecht mit der westlichen Reihe der Bäume an der Straße nach Orleans ist. Diese Straße war ganz ausgehöhlt: die Inspection hat alle Aushöhlungen mit Schutt auffüllen lassen, und ihr Consolidirungssystem verfolgend, hat sie, rechts und links, senkrecht von den zwei Reihen Bäume, eine große Dienstgallerie angebracht.

»In der westlichen Gallerie der Straße nach Orleans erkennt man die Bauarbeiten der Alten. Folgt man dieser Gallerie gegen Norden, so sieht man im unteren Theile der Quaderbank, welche ihr als Himmel dient, ein merkwürdiges Muster von Ueberwichtigkeit der Lagen.

»Nachdem man ungefähr hundert Metres der unter der Gegenallee des Boulevard Saint-

Jacques, auf der Südseite, unter einem gebrochenen, gespaltenen, zerrissenen, an verschiedenen Stellen niederhängenden, von Wassertropfen, welche wie Diamanten im Scheine der Fackeln schimmern, rieselnden Himmel angebrachten Gallerie gefolgt ist, findet man die großen Consolidierungsarbeiten der Wasserleitung von Arcueil.

»Man läßt zu seiner Linken die wegen des Unterschleifs bei den Octroibühren gemachten Mauern und Gegenmauern; man folgt der Wasserleitung von Arcueil, einem der Werke, die man der Leidenschaft von Maria von Medici für die Architektur verdankt. Diese von Jean Loing, Maurermeister, nach einem Vertrage vom 18. October 1612 für die Summe von viermalhundert und sechzig tausend Livres erbaute Wasserleitung wurde am 11. Juli 1613 angefangen und 1624 vollendet. Sie hatte zum Zwecke, die aus dem Plateau von Rungis und Cachent liegenden Quellen zu sammeln, welche der Kaiser Julian einst nach seinem Palast der Thermen, in der Rue de la Harpe, durch einen Aquaduct hatte führen lassen, von dem man noch merkwürdige Ueberreste hinter den Bauwerken von Maria von Medici sieht. Diese erste Wasserleitung, deren Lauf theilweise in der Ebene von Montsouris und la Glaciere, — der allen Schlittschuhläufern von Paris so theuren Prairie, — erkannt worden ist, war durch das Factum der Ausbeutung der Steinbrüche zu Grunde gerichtet worden.

»Die neue Wasserleitung von Arcueil wurde mit einer der Römer wahrhaft würdigen Pracht von Maria von Medici gebaut, welche den Grundstein davon mit Ludwig XIII., in Gegenwart der vornehmsten Herren ihres Hofes, des Gouverneurs, des Prevot und der Schöpffen der Stadt Paris am 13. Juli 1613 legte.

»Von Arcueil bis Paris bildet die Wasserleitung eine große unterirdische Gallerie, welche in einigen Theilen der Ebene von Montsouris aus sehr alten und damals unbekanntem Steinbrüchen errichtet wurde; die Durchsinterungen, die Verluste an Wasser, die Senkungen, welche eine Folge hiervon waren, der Einsturz von einem Theile des Aquäducts, die Ueberschwemmung aller Steinbrüche, und die Unterbrechung des Dienstes der Brunnen von Paris, welche die Wasser von Rungis speisen, nöthigten zu sehr großen Restaurationsarbeiten.

»Die ersten Consolidierungswerke datiren von 1777; sie wurden von großen Quadersteinen gemacht, denen man seitdem eine Maurerarbeit von Bruchsteinen mit Mörtel von Kalt und Sand als weniger kostspielig, und in den Souterrains leichter ausführbar, und überdies als genügend für den Zweck, den man sich vorsetzte, substituirt hat.

»Der günstigste Ort, um diese Operationen auf dem Wege der Katakomben gut zu beurtheilen und zu erkennen, ist neunzig Metres vom Boulevard Saint-Jacques. An diesem Orte sieht man entblößt die unter dem Lause des Aquäducts gemachte Grundmauer, die zwei der Länge nach fortlaufenden Gallerien von Osten nach Westen und die Strebemauern. Eine rothe Linie am Himmel der Gallerie bezeichnet die Mitte des Kanals.

»Der direkteste Weg, um sich von diesem Orte nach den Katakomben zu begeben, ist, wenn man dem ganzen Lause der Wasserleitung in der einen oder der andern von diesen unteren Gallerien in einer Länge von zweihundert und fünfzig Metres folgt; man wählt aber gewöhnlich den Weg der doppelten Steinbrüche, genannt Port-Mahon, um die durch die Alten gemachten großen Aushöhlungen zu sehen. Dieser ist es also, den wir einschlagen werden.



»Man wendet sich nach Süd-Westen durch eine ungefähr zweihundert Metres lange in den Lücken und den Schuttdämmen der Alten angebrachte Gallerie. Diese Gallerte mündet, nach einigen Krümmungen, unter dem Viaduct des Kaisers Julian passierend beim äußeren Boulevard der Barrière Saint-Jacques oder d'Areueil aus.

»Trotz der steinernen Pfeiler und der Schuttdämme haben die Aufschichtungen ihre Macht mit solcher Gewalt bei diesem Theile fühlbar gemacht, daß der große Bau nicht widerstehen konnte, und die benachbarten Pfeiler ebenfalls zusammenstürzten.

»Ferner sieht man eine lange Reihenfolge aus dem Größten behauener steinerner Pfeiler, die sich rechts und links auf den zwei Schuttdammlinien erheben, Arbeiten 1790 ausgeführt aus Befehl von Ludwig XVI.

»Nach mehreren Krümmungen im Schutte der alten Steinbrüche findet man eine in den Quadersteinen einer unteren Werkstätte angebrachte Treppe. Einer von den Arbeitern der Inspection der Steinbrüche, Decare genannt Beauséjour, ein alter Veteran vom Militär, erkannte diesen Steinbruch im Jahre 1777 durch einen Einsturz von Steinlagen, die ihn dem oberen Steinbrüche trennten. Die Ausdehnung des Locals und seine natürliche Beschaffenheit veranlagten diesen Mann, eine kleine abgesonderte Werkstätte daraus zu bilden, wo er seine Mahle zu sich nahm, während die andern Arbeiter an die Oberfläche der Erde emporstiegen.

»Kurz nach seiner Niederlassung in diesem doppelten Steinbrüche beschloß Decare. sich seiner langen Gefangenschaft in den Casematten des Fort den Port-Mahon erinnernd. einen Plan in Relief hiervon in den Schichten der Lambourden-Bänke [Unter dem Namen Lambourden versteht man Bänke von

kalkartigen, körnigem, weichen Bruchstein. Die Lambourden sind gelblich weiß und bestehen aus einer groben Masse, welche genau genommen nur das Aggregat einer Menge von zerbrochenen Muscheln ist.] zu machen, welche

wirklich, sehr weich, behauen zu werden fähig sind.

»Decare schritt also zum Werke, Er arbeitete ohne Unterlaß fünf Jahre hinter einander, von 1777 bis 1782, an seinem Relief den Port-Mahon. Als er er

vollendet hatte. machte er ein Vestibule geschmückt mit einer großen Mosaik von schwarzem Kieselstein.

»Noch Verlauf dieser fünf Jahre in der Dunkelheit, in der Stille und in der Einsamkeit ausgeführter Arbeiten, während welcher Zeit seine Werkstätte fast

für jeden Andern als für ihn unzugänglich war, wollte Decare seine Arbeiten durch die Construction einer aus der Masse gehaltenen bequemen Treppe vervollständigen. Sobald der Plan gefaßt war, ging er ans Werk. Die

Treppe rückte vor; leider ereignete sich. als er den letzten Pfeiler erhob, ein Ungeheurer

Einsturz, und gefährlich verwundet, starb der muthige Decare bald nachher.

Um das Andenken an diesen großen Arbeiter, an diesen unbekanntem Künstler zu erhalten, ließ man folgende Inschrift in eine steinerne Tafel, beim Relief von Porte-Mahon, mit dem Ehrenzeichen des Veteranen graviren:

**Cet ouvrage fut commencé en 1777  
par DECARE dit BEAUSÉJOUR,  
Vétéran de Sa Majesté,  
et fini en 1782.**

**[Diese Arbeit wurde angefangen 1777 von Decare genannt  
Beauséjour,  
Veteran Seiner Majestät,  
und vollendet 1782.]**

»Man hatte seinen Tisch und seine steinernen Bänke an einem Orte aufbewahrt, welchen man mit dem Ausdrucke der Steinbrecher Kammer oder Werkstatt nennt, den der unglückliche Decare aber seinen Salon nannte. Im Jahre 1787 frühstückten der Graf von Artois und mehrere Damen von Hofe, welche Porte-Mahon besuchten, auf dem Tische von Decare. Seitdem ist das Relief verschwunden, verstümmelt durch die Hand der Menschen oder ertränkt unter den Thränen der Gewölbe. Es sind indessen noch Spuren genug davon übrig, daß man die Geduld, das Gedächtniß und das natürliche Talent dieses Arbeiters bewundern kann, der vielleicht in der Sonne einer unserer größten Bildhauer geworden wäre.

»Port-Mahon ist nicht die einzige Sehenswürdigkeit, welche dieser Steinbruch den Besuchern bietet: man sieht hier auch noch die Spuren eines Einsturzes von äußerst pittoreskem Effecte in den Steinbänken, welche die zwei Steinbrüche trennten. Die Steine sind gebrochen, zertrümmert, da und dort zerstreut, als hätte der Sturm in diesen unterirdischen Räumen gehaust und Alles durcheinander aufgehäuft. Von ferne gesehen, erinnert diese Gesamtheit von Felsen an die wildesten Riffe der Küste von Bretagne, Verließe Sie Ihr Führer plötzlich mitten unter diesen Trümmern, so würden sich die Schrecken des Unbekannten Ihrer bemächtigen; denn nirgends findet sich das Wort Chaos in so furchtbaren und unauslöschlichen Charakteren geschrieben.

»Ungefähr hundert und fünfzig Metres von der Treppe von Decare kommt man zum Vestibule der Katakomben erbaut 1811. Dieses Vestibule, in welches man durch einen sechs Metres langen Corridor gelangt, ist von achteckiger Form. Zwei steinerne Bänke sind an den zwei großen Seiten ausgestellt worden, und rechts und links von der Thüre sind zwei Pfeiler, welche die Inschrift des Saint-Sulpice-Friedhofes tragen:

**Has ultra metas requiesunt,  
Beatam spem expectantes.  
[Sie schlumern über diese Grenze hinaus,  
selige Hoffnung erwartend.]**

»Auf dem Sturze der Eingangsthüre der Katakomben liest man, aus demselben Steine ausgehauen, die Phrase, in zwölf Sylben, des Abbé Delille:

**Arrête! C'est ici l'empire de la mort!  
[Halt an! Hier ist das reich des Todes!]**

Und man tritt in das Ossuarium ein.

»Ich schaute meine schöne Gefährtin an: ich hoffte unbestimmt, dieser Vers des Abbé Delille werde eine gewisse Wirkung auf sie hervorbringen; aber mochte nun meine Gefährtin den Tod nicht im Ernste nehmen, oder nahm sie den Vers des Abbé Delille im Scherze, ich sah sie keine Miene verändern; und ich drang mit ihr in die Katakomben ein, diese Macht der Schönheit, der Stärke und der Jugend, welche nichts ahnet, beneidend und bewundernd.

»Ich erinnerte mich, daß ich ein paar Monate früher zwei Engländer auf dem alten Rasen der Gräberstraße in Pompeji hatte frühstücken sehen.

»Nachdem man die mineralogische Sammlung, die pathologische Sammlung und die St. Laurent-Grust besichtigt hat, sieht man den Altar der Obelisken, eine Copie nach einem antiken Grabe, zwischen Vienne und Valence am Ufer der Rhone entdeckt. Rechts und links vom Altar sind zwei aus Gebeinen errichtete Piedestale,

»In weiterer Entfernung erblickt man ein Grabmahl genannt der Sarkophag des Lacrymatoriums oder das Grab von Gilbert wegen folgender Verse, welche als Inschrift dienen:

**Au banquet de la vie, infortuné convive,  
J'apparus un jour, et je meurs . . .  
Je meurs, et, sur la tombe où lentement j'arrive,  
Nul ne viendra verser des pleurs!  
[Beim Bankett des Lebens, unglücklicher Gast,  
erschien ich eines Tages und ich sterbe,  
und auf dem Grabe,  
auf dem ich langsam ankomme,  
wird niemand Tränen vergießen!]**

»Ein paar Schritte von da wird man auf eine Grablampe aufmerksam gemacht, eine Lampe in Form einer antiken Schale, getragen von einem Piedestal; links von der Lampe ist ein großer dreieckiger Pfeiler, oder das dreieckige Kreuz genannt der Pfeiler des Memento, weil er aus seinen drei Seiten die wahren, aber wenig tröstlichen Worte bietet:

**Memento quia pulvis es,  
Et in pulverem reverteris!  
[Gedenke, daß Du Staub bist,  
und wieder Staub werden wirst!]**

»Wozu soll es dienen, sich abzumühen, um aus dem Staube herauszukommen, kehrt man früher oder später wieder in denselben zurück?

»Hinter dem Pfeiler des Memento ist der der Nachfolge, welcher seinen Namen von seinen

vier Inschriften genommen aus der Nachfolge Jesu Christi erhalten hat.

»Man kommt an eine Stelle genannt der Brunnen der Samariterin; dieser Name wurde einer Quelle gegeben, die im Boden der Katakomben die Arbeiter entdeckten, welche hier ein Reservoir, um das für ihren Gebrauch nothwendige Wasser zu sammeln, eingerichtet hatten. Dieser Brunnen war Anfangs mit dem Namen die Quelle des Lethe oder der Vergessenheit wegen folgender Verse von Virgil bezeichnet worden:

. . . . . Anime, quibus altera fato,  
Copora debentur, Laethei ad fluminis undam  
Securos latices et longa oblivia potant!

[. . . Die Seelen, welchen vom Schicksale andere Körper gebühren,  
trinken an des Lethe Wellen sicheres Naß und lange Vergessenheit.]

welche der (schon erwähnte) Abbé Delille auf folgende mißfällige Art übersetzt hat:

**. . . . . Tu vois ici paraitre  
Ceux qui, dans d'autres corps, un jour doivent renaître;  
Mais avant l'autre vic, avabt ses durs travaux,  
Ils cherchent du Léthé les impassibles eaux;**

**Et dans le long sommeil des passions humaines,  
Boivent l'heureux oubli de leurs premières peines.**

**[Du siehst hier diejenigen erscheinen,  
welche eines Tags in anderen Körpern wiedergeboren werden sollen;  
doch vor dem anderen Leben,  
vor seinen harten Arbeiten, suchen sie des Lethe unempfindliche Gewässer; und in dem  
langen Schläfe der menschlichen Leidenschaften trinken sie das glückliche Vergessen ihrer  
ersten Leiden.]**

»Herr Héricart de Thury, — dessen Buche ich, wie gesagt, alle diese Einzelheiten entnehme, war ohne Zweifel nicht entzückt von diesem traurigen Madrigal des Abbé Delille, denn er ließ an seine Stelle folgende Worte setzen, welche Jesus Christus zur Samariterin am Brunnen Jacobs sprach:

**»Omnis, aui bibit es aqua hea, sitiet in aeternum.  
Qui autem biberit ex aqua, quam ego dabo ei,  
non sitiet in aeternum; sed aqua, quam ego dabo ei fiet in eo fons aquae salientis in vitam  
aeternam.**

**[Wer dieses Wasser trinkt, wird wieder dürsten; wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, der wird ewiglich nicht dursten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird ihm ein Brunnen des Wassers werden, das ins ewige Leben quillet. (Evangelium Johannis Kap.IV. Vers 13 und 14.)**

»Vier Rothfische oder chinesische Goldbrassen wurden in das Bassin der Samariterin am 25. November 1815 geworfen. Seitdem sind die Goldbrassen völlig zahm geworden: sie antworten auf die Zeichen und auf die Stimme des Conservators; sie scheinen einige Fortschritte gemacht zu haben; doch sie haben bis auf diesen Tag noch kein Zeichen von Reproduction gegeben (ich glaube es wohl!); ihre schöne Farbe hat sich erhalten; sie ist so lebhaft wie am ersten Tage bei Dreien von ihnen, doch die Vierte bietet einige Nuancen, die sie von den andern unterscheiden. Die Arbeiter der Inspection glauben bemerkt zu haben, daß die Goldbrassen zum Voraus die Wetterveränderungen anzeigen, und das; sie aus der Oberfläche des Wassers bleiben, oder sich in der Tiefe des Bassin aushallen, je nachdem sich das Weiter dem Regen oder dem Schönen, der Kälte oder der Wärme zuwendet. Das ist im Ganzen möglich, und man hätte einen schlechten Dank davon, wollte man den unglücklichen Fischen die hygrometische Entschädigung streitig machen.

»Man sieht endlich die Gräber der Revolution, die Treppe der unteren Katakomben, den Pfeiler der Clementinischen Nächte, — so genannt wegen der vier Strophen, welche ihn schmücken und aus dem Gedichte über den Tod von Ganganelli (Clemens XIV,) genommen sind, und man geht aus den Katakomben durch das östliche Thor oder die Porte de la Tombe-Issoire weg, über der man folgenden Vers von Cato liest:

**Non metuit mortem, qui seit contemnere vitam!**  
**[Es fürchtet den Tod nicht, wer das Leben zu verachten weiß.]**

ein berühmter Vers, der mir immer eine Naivetät geschienen hat, da derjenige, welcher das Leben nicht liebt, keine andere Wahl hat, als den Tod zu lieben.

»Dies ist die Reiseroute, die man gegenwärtig macht. Abgesehen von einigen Arbeiten und einigen Einstürzen sind die Katakomben, ich wiederhole es, in demselben pittoresken Zustande, wie zur Zeit von Herrn Héricart de Thury.

»Wenige Pariser haben sie besichtigt, und es würde doch kein Pariser Neapel verlassen, ohne Herculanium und Pompeji gesehen zu haben. Warum? ich vermöchte nichts hierüber zu sagen, wenn nicht, daß der Pariser den Ehemännern gleicht, welche nur die Frau der Andern besuchen. Sprechen Sie von allen Ländern mit einem Pariser, — von Italien, von der Schweiz, von Deutschland, von ganz Europa; — aber sprechen Sie nicht mit ihm von Paris; über seine Geburtsstadt ist er von einer crassen Unwissenheit. — Ich darf es sagen, ich bin von Paris. Er kennt in der Stadt nur sein Quartier; in seinem Quartier nur seine Straße; in seiner Straße nur sein Haus, und in seinem Hause nur seinen Stock. Führen Sie ihn von da weg, nichts! . . Ich habe sieben Jahre in der Rue Saint-Jacques gewohnt, auf demselben Boden mit einem Individuum, dessen Namen ich nur im Slècle, den Artikel Sterbefälle lesend, erfahren habe.

»Man darf sich also nicht wundern, daß die Pariser die Katakomben nie besucht haben, und daß über zwei Drittel nicht einmal etwas von ihrer Existenz wissen. Wie dem sein mag, das ist eine der schönsten Decorationen, die ich kenne, und ich habe sie wie ein längst bekanntes Land besucht.

»In diesem Quartier Saint-Jacques, wo einst an den Fenstern der Mansarden die schönen

Demoiselles blühten, welche man Grisetten nannte, sind die Katakomben wenigstens vom Hörensagen bekannt. Es gibt nicht einen Hauseigenthümer, der nicht, ein Loch in seinen Brunnen machend, wie Herr Jackal, in diese unterirdischen Gewölbe eindringen kann.

»Zur Zeit, da ich ein Kind war, sah ich am Sonntag von der Porte Saint-Jacques, beim Pantheon, kommend und sich nach der Barrière begebend, die Gruppen der jungen Leute und der Mädchen in verliebter Umschlingung. Wohin gingen sie so, fröhlich, jung, singend, lebendig? . . . Lange Zeit wußte ich es nicht. Am Abend, wenn man mich zu Bette zu legen vergaß, sah ich sie zurückkommen, nicht mehr heiter und lächelnd, sondern nachdenkend, die Mädchen schmachtend, die jungen Männer träumerisch.

»Später erfuhr ich, sie kommen von den Katakomben zurück.

»Wie! diese schönen jungen Leute, die sich so eng umschlungen hielten, daß sie wie Brüder und Schwestern zu sein schienen; wie! sie hatten aus diesen Grabgewölben Liebeszufluchtsorte gemacht? auf diesen Gräbern Lager von freudigen Hochzeitsfesten? Ja, für dreißig bis vierzig Sous öffnete der Wächter der Treppe die Thüre . . . sie traten heiter ein, hörten auf keine der Ermahnungen des Wächters, vertieften sich jeder in eines dieser unterirdischen Gewölbe, welche so groß wie Städte, — wohl ans Sterben denkend, sie jung, stark, verliebt! und der Anblick dieser Tausende von Gebeinen hielt sie nicht zurück!

»An einem der Pfeiler am Eingange der Gruft von Légouve lesen Sie den Vers von Ducis:

**Nos jours sont un instant: c'est la feuille qui tombe!**  
**[Unsere Tage sind ein Augenblick: das ist das Blatt, das fällt.]**

»Und sie entblätterten diese Blume des Lebens, die man die erste Liebe nennt, ohne Ehrfurcht vor der Vergangenheit, ohne Sorge um die Zukunft; währt die Gegenwart des Verliebten nicht ewig?

»Eines Abends wartete der Wächter vergebens auf die letzte Gruppe. . . Vergebens rief er, vergebens stieg er hinab, vergebens durchlief er die zahllosen unterirdischen Gewölbe dieser Nekropolis: Nichts!

»Steigt heute noch in diese Katakomben hinab, geht länger, als Eure Fackel währt, und vergebens werdet Ihr tausend Merkmale genommen haben, Ihr werdet Euch nicht wiederfinden, Ihr werdet eben so wenig mehr von dort zurückkommen, als ein in einen Abgrund geworfener Kieselstein!

»So verschlangen die Katakomben die zwei Liebenden.

»Der Wächter weinte bitterlich; doch die Mutter des Mädchens war zu beklagen! Ihr Kummer überschritt unsere ganze Straße; ihr Schluchzen gelangte bis an mein Fenster. . . Eines Tages werde ich Ihnen dieses Drama umständlich erzählen, und Sie werden schaudern!

»Die Klagen dieser Mutter und vieler Anderer nöthigten die Regierung, für das Publicum den

Eintritt in die Katakomben zu schließen, und man brauchte außerordentliche Erlaubniß, um sie besuchen zu dürfen.

»Ich habe sie fünf- oder sechsmal besucht, und es ist, wie gesagt, ein bekanntes Land für mich; nur unterscheidet es sich für mich von bekannten Ländern dadurch, daß ich es immer größer gesunden habe, so oft ich es wiedergesehen. Eine geschriebene Erzählung (diese ist schon zu lang) würde Ihnen keinen genauen Begriff von den Eindrücken geben, welche aus den Besuchenden das Land der Katakomben macht. Wie Sie so richtig sagen: die geschriebene Erzählung ist todt; die gesprochene Erzählung ist lebendig.

»Ich endige damit, daß ich Ihnen eine gedrängte Geschichte der Katakomben gebe.

»Man vermöchte nicht genau zu bestimmen, bis zu welcher Epoche der Ursprung dieser großen unterirdischen Wege zurückgeht, — das heißt dieser Steinbrüche, welche im achtzehnten Jahrhunderte den Namen Katakomben erhalten haben; man findet die ersten Spuren der Förderung von Steinen unten am Sainte-Geneviève-Berge, an den Ufern des alten Bettes der Bièvre, auf der Stelle der Saint-Victor Abtei, des Jardin des Plantes und des Faubourg Saint-Marcel.

»Bis zum zwölften Jahrhundert wurden die Paläste, die Tempel und die andern öffentlichen Monumente von Paris von Steinen, die man aus den Brüchen dieser Vorstadt bezog, erbaut, sowie aus denen, welche man sodann im Süden der Wälle von Paris, bei den Places Saint-Michel, de l'Odéon, du Panthéon, des Chartreux, der Barrières d'Enser und de Saint-Jacques öffnete.

»Im Jahre 1774 erregten mehrere Einstürze und schwere Unfälle die Aufmerksamkeit der Regierung und machten den Umfang und die Größe einer bis dahin unbekanntes Gefahr bekannt: das linke Ufer war einfach bedroht, früher oder später auf ein Hundert Mètres von diesen unterirdischen Räumen verschlungen zu werden.

»Uebrigens wird Ihnen die, beinahe geschichtliche, Legende, die ich einst im Quartier Saint-Jacques habe erzählen hören, eine Idee von diesen Unfällen geben.

»Gerade am Tag, wo der Staatsrath, von der allgemeinen Besorgnis, in Kenntniß, gesetzt, sich Bericht über den Zustand der Steinbrüche von den Herren Soufflot und Brebion, Mitgliedern der Academie der Architectur, hatte erstatten lassen, wo er die General-Administration erschaffen hatte, zu deren erstem General-Inspector Charles Axel Guillaumot ernannt worden war, an diesem Tage wurde sein Amtsantritt durch ein Ereigniß bezeichnet, das Bestürzung in Paris verbreitete.

»Man war im Mai 1777. Ein Mann von einem gewissen Alter und eine Frau von einem gewissen Alter athmeten an ihrem Fenster der Rue d'Enser, ungefähr wo unser Freund Bertrand wohnt, (wir wollen wünschen, es möge ihm nichts Aehnliches begegnen!) ein Paar athmete also an seinem Fenster die erste Sonne des Frühlings ein,

»Der Mann sagte:

»»Ein schöner Morgen!««

»Die Frau antwortete:

»»Nicht gar so schön!««

»Der Mann sprach:

»»Du bist nie meiner Meinung!««

»»Das ist wahr,«« erwiderte die Frau, »»und nicht nach Verlauf einer achtundzwanzigjährigen Ehe werde ich Dir beipflichten, in was es auch sein mag!««

»»Wir sind also achtundzwanzig Jahre verheirathet?««

»»Gerade achtundzwanzig Jahre. . . Das hat Dir kurz geschienen?««

»Der Mann zuckte die Achseln und senkte die Augen auf die Pflastersteine, die er so zu Zeugen der Mißgeschicke zu nehmen schien, deren Opfer er während dieser achtundzwanzigjährigen Ehe gewesen war.

»Die Frau sagte:

»»Gestehe, daß Du sehr glücklich wärest, wenn Du von mir befreit würdest.««

»»Das ist wahr,«« antwortete offenherzig der Mann.

»»Daß Du viele Livres gäbest, um mich hundert Fuß unter der Erde zu sehen,«« fuhr die Frau mit herbem Tone fort.

»»Das heißt,«« erwiderte der Ehemann ich gäbe mein ganzes Vermögen, mein Leben sogar, wenn Dich die Erde dreimal so viel Fuß, als wir Jahre mit einander gelebt haben, verschlingen würde.««

»Als er diese Worte sagte, schwebte der Engel der Ehe über den zwei Lebensgefährten; er entfaltete seine fahlbraunen Flügel, beschrieb um ihre Köpfe riesige Kreise, berührte mit einem Flügelschlage das Haus, und dieses sank geräuschvoll achtundzwanzig Mètres tief unter den Boden des Hofes, — das heißt dreimal so viel Fuß, als ihre Ehe Jahre gedauert hatte! Und so lösten sich im Tode diese zwei im Leben unauflösbar verknüpften Seelen!

»Dieses bürgerliche Drama erregte in hohem Grade, obgleich ein wenig spät die Aufmerksamkeit der Regierung, und man begann eine Reparaturarbeit nach einem Systeme, das ungefähr dasselbe ist, welches man noch heute befolgt.

»Den Gedanken, eine Nekropolis aus diesen Steinbrüchen zu machen, verdankt man dem Polizeipräsidenten Herrn Lenoir; er rief die Maßregel hervor, indem er die Aushebung der Kirche des Innocents und die Ausgrabung ihres Kirchhofes verlangte, dessen Leichen tödtliche



Miasmen den Einwohnern dieses Quartiers zusandten. Man begreift in der That, welche üblen Gerüche dieser Friedhof verbreiten mußte, der die irdische Hülle von Tausenden von Menschen enthielt, und den mit einer Mauer zu umgeben Philipp August schon beabsichtigt hatte.

»Im Jahre 1780, das heißt nach zwei oder dreihundert Jahren von Reclamationen, — denn schon 1554 hatten Aerzte der Facultät die Aushebung der Cloac verlangt, — im Jahre 1780 dachte man daran, diesem hundertjährigen Ansuchen zu entsprechen, — in Betracht, *daß die Zahl der Leiber, jedes Maß überschreitend und unberechenbar, den Boden um mehr als acht Fuß über die Straßen und die benachbarten Häuser erhöht hatte.*

»Die Zahl der in jedem Jahre begrabenen Körper war in der That so erschrecklich, daß der letzte Todtengräber, Francis Poutrain, für seine Rechnung allein hier neunzigtausend niedergelegt hatte.

»Man ließ sich noch fünf Jahre zum Mitleiden hinsichtlich der Unglücksfälle bewegen, welche diese Fäulniß veranlaßte, und am 9. November 1785 beschloß endlich der Staatsrath die Aushebung des Friedhofes des Innocents.

»Die unter der Ebene von Montsouris, an der Stelle der Tombe-Isoire oder Isouard, — so genannt nach dem Namen eines berühmten Räubers, der in der Nachbarschaft hauste, — liegenden alten Steinbrüche schienen durch ihre Nähe bei der Stadt, durch ihren Umfang und ihre geheimnißvolle Stille ein für die Gründung eines unterirdischen Friedhofes günstiger Ort zu sein.

»Diese Operation fand in drei verschiedenen Epochen statt; vom Monat September 1785 bis zum Monat Mai 1786; vom Monat December 1786 bis zum Monat Februar 1787, und vom Monat August 1787 bis zum Monat Januar 1788.

»Einer Gesundheitsmaßregel verdankt man also die Gründung dieser wunderbaren Stadt, genannt die Katakomben und errichtet zum Andenken an die Voreltern:

### **Memoriae majorum!**

»Als wir, meine Gefährtin und ich, von dort weggingen, priesen wir die Sonne wie die Indianer.

»Ich schaute das Gesicht dieser schönen Person an: es schien mir unmöglich, daß sich nicht irgend eine Gemüthsbewegung beim Weggehen aus dem Innern dieser Grüfte verrathe . . . Nichts! durchaus nichts! Die Stirne hatte ihren ganzen Glanz; das Auge seine ganze Heiterkeit. Der Mund allein drückte etwas aus: eine gewisse Falte, die nicht gewöhnlich bei ihr war, ein Zusammenziehen der Unterlippe enthüllte klar den Gedanken:

»»Pfui, es ist häßlich, was wir da gesehen, und ich begreife nicht, daß Liebende einen solchen Altar für ihr Opfer gewählt haben! . . .««

Das ist der Bericht von Paul Bocage, ein getreuer Bericht, daraus wollte ich die Hand ins

Feuer legen, — denn Paul Bocage hat Augen, um zu sehen, und Ohren, um zu hören.

Nun, da man die Decoration kennt, wollen wir die Personen in Bewegung setzen.



## CXXIV.

Wo Herr Jackal einzusehen anfängt, daß er sich irrt,  
und daß der Kaiser nicht todt ist.

Der Anblick dieser Oertlichkeiten hatte aus Herrn Jackal einen gewissen nervösen Eindruck hervorgebracht, den er nicht zu bemeistern im Stande gewesen war.

Herr Jackal war, wie gesagt, muthig, und schon bei mehr als einem Umstande hat der Leser seine Beherztheit zu würdigen vermocht; nur gibt es gewisse Bedingungen der Oertlichkeit, der Finsterniß, der Atmosphäre, welche mit einem Schauer das Herz der Muthigsten ergreifen.

Der Schauer drang in das Herz von Herrn von Jackal ein; doch das war ein Mann, der in die Ausübung seines Standes jene Eitelkeit der Ausführung und seinen Stolz des Gelingens setzte, wodurch ein Handwerk zu einer Kunst wird. Sodann war Herr Jackal neugierig; er wollte durchaus wissen, wer die Menschen waren, die sich hundert Fuß unter der Erde versammelten, um zu rufen: »Es lebe der Kaiser!«

Indessen, da Herr Jackal den Muth nicht bis zur Verwegenheit trieb, so nahm er vollends alle für seine Sicherheit nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, schlich sich in eine Vertiefung, die ihm mehr Schutz zu gewähren schien, als der Schatten des Pfeilers, hinter welchem er sich Anfangs verborgen hatte, ließ für jeden Fall den Dolch, den er immer bei sich trug, in seiner Scheide spielen, und da er an der Geberde des Redners wahrnahm, daß er zu sprechen im Begriffe war, und an den Geberden der Zuschauer, daß sie zu hören sich anschickten, so that er seine Augen und seine Ohren so weit aus, als er sie aufthun konnte.

Gedehnte St! und Bst! ließen sich vernehmen, und der Redner begann mit einer ernsten, sonoren Stimme, so daß Herr Jackal schon bei den ersten Worten erkannte, er werde nicht eine Sylbe von seiner Rede verlieren.

»Brüder,« sprach er, »ich will Euch Rechenschaft über meine Reise nach Wien geben. Ich bin in der vergangenen Nacht eingetroffen, und um Euch eine Kunde von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen, habe ich Euch auf heute Abend durch das Dienstpersonal unseres Chefs zu einer außerordentlichen Versammlung berufen lassen! . . .«

»Eine außerordentliche Versammlung!« murmelte Herr Jackal. »In der That, die Versammlung, die ich vor Augen habe, gleicht keiner anderen, welche ich bis jetzt gesehen.«

»Zwei Männer, deren Namen man nur aussprechen darf, um in Euch Erinnerungen des Ruhmes und der Ergebenheit zu erwecken, der Herr General Lebastard de Premont und Herr Sarranti sind vor zwei Monaten in Wien angekommen. . . «

»Laß doch ein wenig sehen!« sagte Herr Jackal; »mir scheint, ich kenne diese Namen auch! Sarranti, Lebastard de Premont. . . Ah! ja, Sarranti! er ist von Indien zurückgekehrt. . . Wenn der

redliche Herr Gerard nicht todt ist, so wird es ihn sehr glücklich machen, Nachricht vom Mörder seiner Neffen zu erhalten! Teufel! das wird interessant.«

Und aus die Gefahr, sich durch das Geräusch des Einathmens zu verrathen, stopfte sich Herr Jackal eine ungeheure Prise Tabak in die Nase.

Der Redner fuhr fort; doch während er sich seiner wollüstigen Beschäftigung überließ, verlor Herr Jackal nicht ein Wort von dem, was Jener sprach.

»Sie haben Beide die Meere durchschiffet und sind herbeigekommen, um uns in unseren Plänen zu unterstützen. Der General Lebastard de Premont stellt zur Verfügung der Sache sein ganzes Vermögen, das heißt Millionen, und Herr Sarranti, bekleidet mit dem ganzen Vertrauen des Königs von Rom, ist von diesem beauftragt, seine Flucht zu organisiren.«

Ein Gemurmel der Freude kreiste in der Versammlung.

»Ho! ho!« machte Herr Jackal; »hören wir! hören wir!«

»Vernehmt nun, was beschlossen worden ist, und worüber ich der hohen Venta Mittheilung zu machen beauftragt bin . . .«

»Ah!« sagte Herr Jackal, — der es nicht unterlassen konnte, und war es nur für ihn selbst, auf seine Weise Witz zu machen, — »ich erkläre mir nun, warum es hier so schwarz ist: wir sind mitten in der Köhlerei! [Carbonart, Köhler, Kohlenbrenner.] Ich glaubte, diese Mine sei seit der Affaire von la Rochelle entdeckt! . . . Folgen wir dem Gange!«

»Unser Plan ist,« fuhr der Redner fort, »den Prinzen zu entführen, ihn nach Paris zu bringen, seine Ankunft mit einem Aufstande zu combiniren. plötzlich seinen so mächtig volksbeliebten Namen auf die Plätze und die Kreuzwege zu werfen und mit diesem Namen alle dem alten französischen Ruhme treu gebliebene Herzen zu empören.«

»O weh!« sagte Herr Jackal, »diese Leute waren also nicht so närrisch, als ich glaubte, da sie: »Es lebe der Kaiser!« riefen.

»Der Prinz wohnt, wie Sie wissen, im Schlosse Schönbrunn, wo er allen Arten von Plackereien von Seiten der österreichischen Polizei ausgesetzt ist . . .«

Ein Gemurmel der Entrüstung durchlief die Versammlung.

»Gut!« sagte Herr Jackal, »nun schmähen Sie die Polizei von Herrn von Metternich! Diese Leute achten doch gar nichts!«

»Er bewohnt den rechten Flügel des Schlosses, genannt der Meldlinger Flügel. Jede nächtliche Annäherung ist ausdrücklich verboten und überdies verhindert: eine Schildwache steht unter den Fenstern des Herzogs, nicht um dem Sohne Napoleons die gebührende Ehre zu erweisen, sondern um den Gefangenen Oesterreichs zu bewachen.«

Etwas wie ein Gebrülle des Zorns erhob sich aus der Gruppe der sechzig Verschwörer.

»Von dieser Seite war es also unmöglich, zu ihm zu gelangen. Meine Brüder. Ihr kennt alle unsere bis heute fruchtlosen Versuche. Es mußte gewisser Maßen der Schatten unseres großen Kaisers über diesem Gefängnisse schweben, um uns die Thüren vom Kerker seines Sohnes zu öffnen . . .«

Es erscholl geräuschvolle Beistimmung.

Der Redner bedeutete durch einen Wink, man möge hören.

»St! Stille!« wiederholte man von allen Seiten.

»Versehen mit einem vom Kaiser selbst gezeichneten Plane, konnte also Herr Sarranti bis zum Erben des großen Mannes gelangen. Nachdem man nun fast einen Monat lang alle Fluchtmittel gesucht hatte, ist man bei folgendem stehen geblieben. Der Herzog hat die Erlaubniß, jeden Tag ein paar Stunden spazieren zu reiten; zuweilen ist es ihm begegnet, daß er erst bei Nacht zurückkam. Es ist mit Herrn Sarranti beschlossen worden, er werde an einem Nachmittag Schönbrunn verlassen, um seinen gewöhnlichen Spazierritt zu machen, und statt zurückzukehren, werde er diesmal mit Herrn Lebastard de Prémont zusammentreffen, der ihn mit Wagen, Pferden und zwanzig wohl bewaffneten Leuten am Fuße des Grünen Berges zu erwarten hätte. Relais werden an der ganzen Straße für den Gesandten von Rundscht-Sing bereit stehen; das Gold wird den Pferden Flügel geben. Der Tag der Flucht ist dem Willen der hohen Venta unterworfen. Herr Lebastard de Premont wird Nachricht hierüber erhalten und sie dem Herzog zukommen lassen; am Tage vor der Flucht wird Herr Sarranti abreisen, um dem Prinzen in Paris wenigstens vierundzwanzig Stunden zuvorzukommen.

»Die Gegenwart von Herrn Sarranti wird also das Signal zu einem Aufstande in Paris und in den bedeutendsten Städten Frankreichs unter dem Volke und in der Armee sein. Das Signal soll dem Prinzen auf folgende Art zugebracht werden . . .«

»Oh!« murmelte Herr Jackal. dergestalt in Anspruch genommen, daß es ihm nicht einfiel, seine Tabaksdose zu ziehen.

»Hört! hört!« riefen die Verschwörer.

Der Redner fuhr fort:

»Zwischen dem Gitterthore von Meidling und dem Grünen Berge ist eine Villa, an deren Fronton als Inschrift das griechische Wort **Χαίρε** steht. Man ist übereingekommen, der Tag, an welchem der letzte Buchstabe von diesem Worte fehle, würde der Tag der Flucht sein. Sobald die ersten Stationen zurückgelegt sind, wird man sich um nichts mehr zu bekümmern haben: die Relais sind an der ganzen Straße, von Baumgarten bis zur Grenze, ausgestellt. Hegen wir also keine Besorgnis aus dieser Seite; fassen wir nur so rasch als möglich einen Entschluß.

»Noch ein paar Monate, und das königliche Kind wird vielleicht die zur Vollführung

nothwendigen Kräfte verloren haben: obschon es in diesem Augenblicke eine vortreffliche Gesundheit genießt, trägt es doch aus seiner Stirne die Spuren des Märtyrthums, welches es seit Jahren erduldet.«

Die Verschwörer schienen ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln; Herr Jackal athmete nicht.

»Aus einem der Kreuzwege dieser unterirdischen Gewölbe ist eine Centralventa versammelt,« fuhr der Redner fort. »Ich bitte Euch, noch während wir versammelt sind, einen Abgeordneten an sie zu schicken, um sie von unseren Plänen zu unterrichten. Ein Tag, eine Stunde, eine Minute Verzug kann Alles fehlschlagen machen. Ehe acht Tage vergehen, wird Herr Sarranti ohne Zweifel in Paris sein. Wollet Euch also rasch entscheiden: die Zukunft Frankreichs, die der Welt hängen von dieser Entscheidung ab, da Jeder von uns eine Venta und jede Venta Millionen von Menschen vertritt.«

Alle Mitglieder der Versammlung drängten sich um den Redner, wie Officiere, welche, um die Parole zu empfangen, herbeikommen.

»Teufel! Teufel!« sagte Herr Jackal. »diese Katakomben sind also eine Kohlengrube. Ich gestehe, ich möchte gern hören, was in der Centralventa geschwätzt wird; doch wie ist das zu machen?«

Herr Jackal schaute umher.

»Das Land ist groß, wenn auch nicht lustig . . . Bei meiner Treue, sie haben da ein hübsches Oertchen gewählt, sehr ruhig, sehr abgelegen! Und ich behandelte sie als Narren . . . Ah! man setzt sich wieder: sie haben einen Entschluß gefaßt, wie mir scheint.

Herr Jackal horchte mit einer so tiefen Aufmerksamkeit, daß er so unbeweglich erschien, als der Granitpfeiler, an den er angelehnt war.

Derjenige, welcher zuerst gesprochen, der, den Herr Jackal nicht gehört hatte, und der, aus einem hohen Steine sitzend, der Präsident der Gruppe zu sein schien, die der Zufall dem Polizei-Inspector vor die Augen gebracht hatte, dieser stand allein, winkte dem Redner, — der sich mit den Anderen wieder gesetzt hatte, — zu sich, und sagte ihm leise ein paar Worte, die Herr Jackal zu seinem großen Bedauern nicht hören konnte. Doch die Bewegung, welche sogleich in der Versammlung entstand, machte ihm den Sinn dieser Worte begreiflich.

Der Redner, nachdem er seinen Brüdern durch ein Zeichen mit dem Kopfe gedankt hatte, — was bewies, daß man ihm etwas Wichtiges zugegeben, — nahm in der That eine Fackel und wandte sich nach einer Art von Grotte, wo er alsbald, zur wachsenden Verzweiflung von Herrn Jackal, verschwand.

Dieser Abgang war indessen sehr leicht zu erklären, und Herr Jackal kannte zu gut den Cenbonarismus, um nicht zu begreifen, daß der Redner zum Abgeordneten bei der Centralventa ernannt worden war.

Da aber unsere Leser vielleicht nicht so gut unterrichtet sind als Herr Jackal, so mögen sie uns erlauben, ihnen mit ein paar Worten zu sagen, was die Organisation des Carbonarismus war.

Die Republicaner des Königreichs Neapel unter der Regierung von Murat hatten sich, beseelt von einem gleichen Hasse gegen die Franzosen und gegen König Ferdinand, in die tiefen Schluchten der Abruzzen geflüchtet und einen Bund unter dem Namen *Carbonari* gebildet.

Im Jahre 1819 nahm der italienische Carbonarismus eine große Entwicklung durch die Verbrüderungen mit den französischen Patrioten. Dieser Zuwachs erregte die Aufmerksamkeit und den Argwohn der Regierung der Restauration,

Ein Factum besonders setzte in Erstaunen.

Der Carbonaro Querini wurde criminell wegen eines Mordversuches verfolgt: bei der Untersuchung zeigte es sich, daß er einen Carbonaro schlagend, der das Geheimniß der Verbindung verrathen zu haben bezichtigt war, nur ein Urtheil der *Alta Vendita* vollstreckt hatte.

Durch die Behörden von diesem Umstande unterrichtet, ließ der Justizminister den Lauf des gerichtlichen Verfahrens hemmen. »Eine Untersuchung und zu strenge Maßregeln,« schrieb er, »würde eine Furcht offenbaren, welche solche Gesellschaften nicht unter einer Regierungsform einflößen können, wo die Rechte des Volks anerkannt und gesichert sind.« Der Minister verbarg seinen eigenen Gedanken: der Carbonarismus war damals im Gegentheile der Gegenstand der hartnäckigsten Nachforschungen; doch er befürchtete, mit zu viel Eclat vollzogene gerichtliche Verfolgungen könnten eine Warnung für die zahlreichen Vente von Paris und den Departements sein, behutsamer als je zu Werke zu gehen.

Die Wiege des französischen Carbonarismus war ein Kaffeehaus der Rue Copeau; und seine Stister waren Joubert und Dugier, welche, nach dem Fehlschlagen des Complottes vom 18. August 1820, — in dessen Folge Herr Sarranti Frankreich verlassen hatte. — ihrerseits nach Italien gegangen waren, um dort eine Zuflucht gegen die Polizei der Restauration zu suchen. Während ihres Aufenthaltes in Neapel unter die Carbonari aufgenommen, hatten sie bei ihrer Rückkehr mehrere von ihren Freunden mit der Organisation des neapolitanischen Carbonarismus bekannt gemacht.

Bei einer Zusammenkunft, welche in der Rue Copeau, an der Ecke der Rue de la Clef bei einem Studenten der Medicin Namens Buchez stattfand, und der Herr Rouen der Aeltere, Advocat, die Rechtsstudenten Limperani, Guinard, Sautelet und Cariol, der Student der Medicin Sigond und die zwei Angestellten Bazard und Flottard beiwohnten; — in dieser Zusammenkunft, sagen wir, theilte Dugier die Statuten und Reglements des Carbonarismus mit.

Die an diesem Tage versammelten zehn junge Leute beschlossen, alle die zerstreuten Mitglieder der Verschwörungen, die sich bis dahin gebildet hatten, zu vereinigen und, eine französische Carbonari-Gesellschaft constituirend, einer und derselben Direction zu unterwerfen.

Drei von ihnen, Bazard, — der große Organisator dieser Gesellschaft, — Buchez und Flottard, übernahmen es, in die Reglements des italienischen Carbonarismus die letzten Modificationen zu

bringen, welche die Sitten des Landes, wo er eingeführt wurde, nothwendig machten.

Man ging sogleich ans Werk, und Folgendes waren die Hauptdispositionen des Carbonarismus in Frankreich.

Die ganze Gesellschaft bestand aus drei Vente: die hohe Venta, die Centralventa, die besondere Venta. — Die hohe Venta, die oberste, unumschränkte, souveraine, unsichtbare, unbekannte Behörde, war einzig; die Zahl der Centralventa und der besondern Vente war unbegrenzt.

Jeder Verein von zwanzig Carbonari bildete eine besondere Venta.

Drei besondere Vente fanden sich also vor den Augen von Herrn Jackal versammelt.'

Jede von dieser isolirten Vente wählte aus ihrem Schooße einen Präsidenten, einen Censor, einen Secretär-Cassier, der die Beiträge empfing, und einen Abgeordneten.

Der Zweck jeder besonderen Venta war der Umsturz der Monarchie, — ein gemeinschaftlicher Zweck, in welchem der Carbonarismus gegründet worden war. Man bekümmerte sich wenig um das Wiederaufbauen, um das Reconstituiren: die Jesuiten fortjagen, den König fortjagen, das Joch brechen, daraus zielte vor Allem jeder Carbonaro ab, welche Sympathieen er auch für diese oder jene Regierungsform haben mochte.

Bonapartisten, Orleanisten, Republicaner fanden sich also vermengt, und hätte Herr Jackal die hundert Augen von Argus gehabt, er würde ohne Zweifel in irgend einem dem der Bonapartisten entgegengesetzten Winkel die Fackeln der Orleanisten und der Republicaner haben strahlen sehen.

Jede besondere Venta hatte, wie gesagt, einen Abgeordneten: dieser von ihr bestellte Abgeordnete bildete die Centralventa.

Die Centralventa bestand, wie die besonderen Vente, aus zwanzig Mitgliedern, welche Mitglieder keine andere waren, als die zwanzig von zwanzig besonderen Vente gewählten Abgeordneten. Die Centralventa war organisirt wie die besonderen Vente: sie wählte ebenfalls einen Präsidenten, einen Censor und einen Abgeordneten.

Der Abgeordnete dieser Venta war zur hohen Venta delegiert, welche aus allen militärischen und parlamentarischen Notabilitäten jener Zeit bestand; sie bildete keinen Verein, und der Abgeordnete der Centralventa wurde immer, nur zu einem von ihren Mitgliedern delegirt.

Die Assiliirten selbst wußten auch beinahe keinen der Namen der Mitglieder der obersten Venta, und man kennt kaum heute mit Sicherheit die Hälfte davon.

Die Bedeutendsten waren: Lafayette, Voyer d'Argenson, Laffitte, Manuel, Buenarotti. Dupont (de l'Eure), von Schonen, Merithou, Barthe, Teste, Baptiste Rouer. Boinvilliers, die zwei Scheffer, Bazard, Couchois-Lemaire, von Corcelles, Jacques Köchlin u. s. w.



Endigen wir mit der Wiederholung, daß die Elemente, aus denen der Carbonarismus bestand, durchaus nicht denselben politischen Doctrinen angehörten. und daß Bürger, Studenten, Künstler, Militäre. Advocaten, obgleich aus verschiedenen Wegen gehend, doch von derselben Sache geleitet wurden, das heißt von einem glühenden Hasse gegen die Bourbonen der älteren Linie.

Wir werden übrigens bemüht sein, sie bei der Arbeit zu zeigen.

Und nun da unsere Leser so gut als Herr Jackal wissen, daß der Redner an die Centralventa als Abgeordneter delegirt worden ist, wollen wir unsere Erzählung wieder ausnehmen.

Nach dem Abgange des Deputirten entstand ein erschrecklicher Lärm; jedes der Mitglieder wollte sprechen. ohne zu warten, bis die Reihe an ihm wäre; die Einen, um sich verständlich zu machen, stießen wilde Schreie aus; die Anderen schwangen ihre Fackeln, als ob es Degen und Säbel gewesen wären; kurz, es war eine entsetzliche Verwirrung, und die Strahlen der geschwungenen Fackeln wurden, sich in tausend verschiedenen Richtungen bewegend, das Bild der verworrenen und divergirenden Gedanken aller Mitglieder dieser geheimnißvollen Versammlung.

»Ho! ho!« murmelte Herr Jackal, »man sollte glauben, sie seien schon an der Spitze der Regierung: sie verstehen sich nicht mehr.«

Nach Verlauf einer halben Stunde dieses Tumultes sah man in der Tiefe der Grotte, hinter dem Präsidenten, das Licht einer Fackel emportauchen, und der Redner oder vielmehr der Abgeordnete bei der Centralventa erschien.

Er sprach nur ein Wort; doch dieses Wort, wie das **quos ego** von, Neptun, genügte, um die stürmischen Wogen wieder zur Ruhe zu bringen.

»Einverstanden!« sagte er.

Jedermann klatschte Beifall, und aufs Neue erscholl dreimal der Ruf: »Es lebe der Kaiser!« den Herr Jackal bei seinem Eintritte in die Katakomben gehört hatte.

Nun wurde die Sitzung ausgehoben.

Alsdann stiegen alle Verschwörer nach einander auf den Stein, der dem Präsidenten als Fauteuil gedient hatte, und vertieften sich in die Grotte, wo wir den Redner haben eintreten sehen.

Fünf Minuten nachher herrschten die Stille und die Finsternis, des Todes allein noch unter diesen massenhaften Gewölben.

»Ich glaube, ich habe nichts mehr hier zu thun,« sagte Herr Jackal, den diese Stille und diese Finsterniß nicht gerade mit Heiterkeit erfüllten. »Kehren wir aus das feste Land zurück; es wäre nicht guter Ton, unsern Busenfreund Gibassier länger warten zu lassen.«

Und nachdem er sich versichert hatte, daß er ganz allein war, zündete Herr Jackal seinen Wachsstock wieder an und wandte sich nach der Spalte des Brunnens, welche so unvermuthet den geübten Augen des Polizeichefs die aufrührerische Versammlung, bestehend aus Männern, von denen er geglaubt, sie seien verdunstet, verflüchtigt, verschwunden, verrathen hatte.

»He!« rief Herr Jackal, »sind wir immer noch da oben?«

»Ah! Sie sind es,« erwiderte Longue-Avoine; »wir fingen an unruhig zu werden.«

»Ich danke, kluger Ulysses,« sagte Herr Jackal, »Ist das Seil solid?«

»Ja, ja,« antworteten im Chore die Stimmen der fünf bis sechs Agenten, welche die Oeffnung des Brunnens bewachten.

»So zieht!« rief Herr Jackal. der während dieser Zeit den Haken am Ringe seines Gürtels festgemacht hatte.

Sobald dieses letzte Wort gesprochen war, fühlte Herr Jackal, daß man ihn von der Erde mit einer Kraft und einem Willen aushob, wodurch zugleich der Wunsch der Agenten, ihren Ches zu sich zurückzubringen und ihr Verlangen, ihn ohne Unfall zurückzubringen, bezeichnet wurden.

»Ah! es war Zeit!« sagte Herr Jackal, während er den Fuß wieder auf das Pflaster von Seiner Majestät König Karl X. setzte; »eine Viertelstunde später wurde ich von den Ratten zernagt, welche diesen reizenden Ort emalliren.«

Die Agenten drängten sich um Herrn Jackal.

»Es ist gut, es ist gut,« sagte dieser, »ich fühle den Werth Eures Eifers; doch wir haben keine Zeit zu verlieren. Wo ist Gibassier?«

»Im Hotel-Dieu mit Carmagnole, der beauftragt ist, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren.«

»Gut,« sprach Herr Jackal. »Trage das Seil zu Dir zurück, Longue-Avoine; schließe sorgfältig die Thüre des Brunnens wieder, Maldaplomp, und Ihr Anderen, vorwärts, wenn's beliebt! . . . In einer halben Stunde Alle Rendez-vous aus der Præfectur.«

Und der kleine Trupp begab sich in der Stille auf den Weg, durch die Rue des Postes und die Rue Saint-Jacques sich nach dem Hotel-Dieu wendend.

Man kam auf der Schwelle des Hospitals gerade in dem Augenblicke an, wo Herr Jackal, geräuschvoll eine Prise Tabak schlürfend, sich folgenden humoristischen Reflexionen überließ.

»Wenn ich bedenke, daß wir, gefiele es mir, Jackal, nicht, gute Ordnung in die Sache zu bringen, wahrscheinlich in der nächsten Woche das Kaiserreich hätten . . . Und diese einfältigen Jesuiten halten sich für die absoluten Herren des Königreichs! Und dieser ehrliche Mann der König, der aus der Erde jagt, indeß man im Begriffe ist, ihn unter dieselbe zu jagen!«

Während dieser Zeit hatte sich das Hotel-Dieu aus das Geräusch der von einem der Agenten gezogenen Klingel geöffnet.

»Es ist gut,« sagte Herr Jackal, indem er seine Brille auf seine Nase niederdrückte, »erwartet mich aus der Präfectur.«

Und der Chef der Sicherheitspolizei trat in das Hospital ein, dessen Thüre man hinter ihm schloß.

Es schlug vier Uhr auf Notre-Dame.

---

## CXXV.

Wo bewiesen ist, daß das Glück noch im Schlafe kommt.

Im Hintergrunde von einem der großen Schlafsäle des Hotel-Dieu, neben dem Stübchen der Schwester Wärterin, in einem Cabinet, das ein Seitenstück zu diesen, Stübchen bildete, ruhte seit ungefähr zwei Stunden der Galeerensklave, den wir unsern Lesern unter dem Namen Gibassier vorgestellt haben.

Nachdem man seine Wunden verbunden hatte, — und bemerken wir schleunigst, um unsere Leser zu beruhigen, daß diese Wunden keine Gefahr boten. — war er eingeschlafen, — niedergedrückt durch die Müdigkeit, und dem Bedürfnisse, zu schlafen, nachgebend, das der Mensch fühlt, wenn er ein gewisses Quantum Blut verloren hat.

Seine Stirne drückte indessen entfernt nicht die Ruhe und die Heiterkeit aus, welche die Schutzengel des Schlafes der redlichen Leute sind. Es ließen sich leicht aus seinem Gesichte die Wirkungen eines inneren Kampfes lesen: die Sorge um seine Zukunft war in großen Buchstaben aus seine hohe, breite, leuchtende Stirne geschrieben, deren Proportionen die Naturforscher und die Phrenologen irre gemacht hätten.

Bedeckt das Gesicht mit einer Maske, um den gemein gierigen Ausdruck desselben zu verbergen, und diese Stirne wird einem Göthe oder einem unbekanntem Cuvier gehören können.

Er war mit dem Gesichte der Eingangsthüre zugekehrt und mit dem Rücken dem Gefährten, der in der Ecke der Stube und im Bettgange sitzend, in einem in Kalbsleder gebundenen Buche las und Gebete für das ewige Heil oder wenigstens für die augenblickliche Ruhe des entschlummerten Galeerensklaven zu murmeln schien.

Es waren indessen keine Gebete, was dieser Krankenwärter murmelte, der — unsere Leser haben ihn ohne Zweifel schon erkannt, — kein Anderer war, als der Südländer Carmagnole.

Herr Jackal hatte, wie man sich erinnert, Gibassier ganz besonders empfohlen; und mit seiner Bewachung beauftragt, hatte Carmagnole, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, vor seinem Schlafe, und sogar seitdem er schlief, mit der ergebenen Zärtlichkeit eines Bruders, oder mit der nicht minder aufmerksamen Sorgfalt eines Handelsaufsehers gewacht.

Diese Ueberwachung war indessen nicht schwer zu üben gewesen, da Gibassier schon seit beinahe zwei Stunden schlief und noch eine gewisse Zeit schlafen zu müssen schiene ohne Zweifel gegen die Wahrscheinlichkeiten eines langen Schlafes des Gefangenen, hatte auch Carmagnole aus seiner Tasche einen kleinen Band mit rothem Schlitze in Kalbsleder gebunden und Betitelt: *Die sieben Wunder der Liebe*, gezogen.

Wir wissen nicht, was dieses in provençaler Sprache geschriebene Buch enthalten mochte; bemerken wir indessen, das; es auf den poetischen Carmagnole einen angenehmen Eindruck zu

machen schien: seine

Unterlippe hing wie die eines Satyrs, sein Auge funkelte vor Begierde, und sein Gesicht strahlte vor Seligkeit dem Schädel bis zum Kinn.

In diesem Augenblicke öffnete die Schwester Wärterin die Thüre des Cabinets, streckte sachte den Kopf heraus, betrachtete ihren Kranken mit einem Ausdrücke von ganz christlicher Liebe, und zeig sich zurück, als sie

sah, das Gibassier noch schlief.

Welche ängstliche Vorsicht die gute Nonne auch gebraucht hatte, das Geräusch, das sie die Thüre wieder schließend machte, weckte Gibassier auf, der den Schlaf des Hasen hatte; er öffnete das linke Auge und schaute zuerst auf die rechte Seite; dann öffnete er das rechte Auge und schaute auf die linke Seite.

Sodann, da er sich allein glaubte, sprach er, indem er sich die Augen rieb und sich aufsetzte:

»O weht ich träumte eben, ich werde dem Rade der Fortuna zermalmt . . . Was kann dieser Traum bedeuten ?«

»Das will ich Dir sagen, Meister Gibassier,« antwortete hinter ihm Carmagnole.

Gibassier wandte sich rasch um und erblickte den Provençal.

»Ah!« sagte er, »ich glaube, soweit die Verwirrung meiner Ideen mich zu erinnern mir erlaubt, ich habe das Vergnügen gehabt, heute Nacht in Gesellschaft Eurer Excellenz zu segeln?«

»Ganz richtig.« antwortete Carmagnole mit einem Accente, der über seine Abstammung keinen Zweifel ließ.

»Es ist ein Landsmann, mit dem ich zu sprechen die Ehre habe?« fragte Gibassier.

»Ich glaubte, Eure Herrlichkeit sei vom Norden,« erwiederte Carmagnole,

»Oh!« sprach philosophisch Gibassier, »ist nicht das Vaterland der Winkel der Erde, wo meine Freunde sind? Ich bin vom Norden, das ist wahr; doch mein Lieblingsland ist der Süden. Toulon ist in Wirklichkeit mein Adoptivvaterland.«

»Und warum haben Sie es dann verlassen?«

»Was wollen Sie?« erwiederte Gibassier schwermüthig, »das ist immer die Geschichte des verlorenen Sohnes! Ich wollte die Welt wiedersehen, das Leben genießen; mit einem Worte, mir ein paar Monate Ergötzlichkeit geben.«

»Ihr Debut scheint mir indessen nicht sehr ergötzlich.«

»Ich bin das Opfer meiner Redlichkeit gewesen: ich glaubte an die Freundschaft; man wird mich nicht wieder hierbei bekommen! . . Doch Sie behaupteten vorhin, Sie werden mir meinen Traum erklären; sollten Sie der Verwandte eines Magiers sein?«

»Nein; aber ernste Studien, die ich selbst mit einem Akademiker von Montmartre gemacht habe, der sich viel mit Chiromantie, Geomantie und andern abstracten Wissenschaften beschäftigte, — eine natürliche Disposition zum somnambulen Schläfe und ein nervöses Temperament haben mich in den Stand gesetzt, die Träume auszulegen.«

»So sprechen Sie, mein Freund, und deuten Sie den meinigen. Ich sah die Fortun, mit einer solchen Geschwindigkeit auf mich zukommen, daß Ich nicht aus die Seite treten konnte. Sie stieß an mich, warf mich zu Boden und war nahe daran, mir über den Leib zu fahren und mich zu zermalmen, als die gute Schwester Sainte-Barnabee die Thüre öffnete und mich aufweckte. . . Was bedeutet das?«

»Nichts kann einfacher sein,« erwiderte Carmagnole, »und ein Kind würde die Sache so gut erklären, als ich. Das bedeutet gar nichts Anderes, als von heute werde Ihr Glück zermalmend werden.« —

»Ho! ho!« rief Gibassier, »darf ich Ihnen glauben?«

»Wie Pharao Joseph glaubte, wie die Kaiserin Josephine Mademoiselle Lenormand glaubte.«

»Aber wenn dies so ist,« sagte Gibassier, »so erlauben Sie mir, Ihnen einen Theil vom Nutzen anzubieten.«

»Ich schlage dies nicht aus,« sprach Carmagnole.

»Nun, wann fangen wir an zu theilen?«

»Wann Fortuna Ihnen beweisen wird, daß ich Recht habe.«

»Wann wird sie mir dies aber beweisen?«

»Morgen, heute Abend, in einer Stunde vielleicht; wer weiß?«

»Warum nicht aus der Stelle, lieber Freund? und ist Fortuna zu unserer Verfügung, so wären wir wohl Narren, wenn wir eine Stunde verlieren würden!«

»Verlieren wir sie also nicht!«

»Gut! und was ist zu thun?«

»Rufen Sie Fortuna, und Sie werden sie eintreten sehen,«

»Wahrhaftig?«

»Bei meinem Ehrenworte!«

»Sie ist also da?«

»Das heißt, sie ist vor der Thüre,«

»Oh! mein lieber Herr, ich bin so gerädert von meinem Falle, daß ich ihr nicht selbst zu öffnen der möchte; thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie für mich.«

»Gern,« erwiderte Carmagnole.

Und er stand mit dem größten Ernste auf, verließ seinen Platz, steckte die *Sieben Wunder der Liebe* wieder in seine Tasche, öffnete halb die Thüre, durch welche die barmherzige Schwester ihren Kopf heraus gestreckt hatte, und sprach ein paar Worte, welche Gibassier nicht hörte und für kabbalistische hielt.

Wonach Carmagnole eben so ernst wieder in die Stube zurückkehrte.

»Nun?« fragte Gibassier.

»Es ist geschehen. Eure Ehren,« antwortete Carmagnole, indem er seinen Platz wieder einnahm.

»Die Fortuna ist berufen?«

»Sie wird in Person kommen.«

»Oh! wie bedaure ich, daß ich ihr nicht entgegengehen kann!«

»Die Fortuna ist ohne Umstände, und es ist unnöthig, sich ihretwegen zu bemühen.«

»Somit werden wir sie geduldig erwarten!« sagte Gibassier, der, da er den Ernst von Carmagnole wahrnahm, zu glauben anfang, er trete aus der Fantasie heraus.

»Sie werden nicht lange aus sie warten: ich erkenne ihren Tritt.«

»Ho! ho! mir scheint, sie hat starke Stiefel!«

»Sie hat auch einen weiten Weg zu machen, um zu uns zu kommen . . . «

Die Thüre öffnete sich bei den letzten Worten von Carmagnole, und Gibassier sah Herrn Jackal, in einem Reise-costume, das heißt, mit einer Polonaise und gefütterten Stiefeln bekleidet, eintreten.

Gibassier schaute Carmagnole mit einer Miene an, welche bedeutete: »Ah! das nennst Du die Fortuna?«

Carmagnole begriff, denn er antwortete mit einer Entschiedenheit, welche Gibassier zweifeln

zu machen anfang:

»Fortuna selbst.«

Herr Jackal ließ Carmagnole durch einen Wink sich entfernen, und diesem Winke gehorchend, bewerkstelligte Carmagnole seinen Rückzug, nachdem er seinem Associe einen liebevollen Blick zugeworfen hatte.

Sobald er mit Gibassier allein war, schaute Herr Jackal umher, um sich zu versichern, es sei in der Stube kein anderer Bewohner als Gibassier; dann nahm er einen Stuhl, setzte sich oben an das Bett des Kranken und begann das Gespräch mit folgenden Worten:

»Sie erwarteten ohne Zweifel meinen Besuch, lieber Herr Gibassier?«

»Dies leugnen hieße frech lügen, mein guter Herr Jackal; überdies hatten Sie mir denselben versprochen, und wenn Sie etwas versprechen, so weiß ich, daß Sie es nicht vergessen.«

»Einen Freund vergessen wäre ein Verbrechen,« erwiderte Herr Jackal sententiös.

Gibassier antwortete nicht, er verbeugte sich nur zum Zeichen der Beistimmung.

Er fürchtete offenbar Herrn Jackal und hielt sich im Vertheidigungsstande.

Herr Jackal seinerseits hatte die väterliche Miene, die er so gut anzunehmen wußte, wenn es sich darum handelte, das, was er einen Kunden nannte, Beichte zu hören oder zu beschwatzen.

Es war Herr Jackal, der zuerst das Wort nahm.

»Wie befinden Sie sich, seitdem wir uns nicht gesehen haben?«

»Ziemlich schlecht; ich danke.«

»Sollte man für Sie nicht jede Sorge, die ich empfohlen, gehabt haben?«

»Im Gegentheile: ich habe mir nur Glück zu wünschen zu Allem, was mich umgibt, und zu Ihnen zuerst, mein guter Herr Jackal.«

»Und während Sie sich zu Allem, was Sie umgibt, Glück zu wünschen haben, während Sie sich in einem guten trockenen Cabinet, in einem guten warmen Bette befinden, — und zwar aus der Tiefe eines feuchten, ungesunden Brunnens kommend, — sind Sie so undankbar, daß Sie das Glück anklagen!«

»Wir sind nun hier,« sagte Gibassier.

»Ah! mein lieber Herr Gibassier,« fuhr der Polizeichef fort, »was muß man denn thun, um Ihnen zu beweisen, daß man Ihr Freund ist?«

»Herr Jackal,« erwiderte Gibassier, »ich wäre unwürdig der Theilnahme, die Sie mir



bezeigen, gäbe ich Ihnen nicht aus der Stelle die Erklärung meiner Worte.«

»Geben Sie mir dieselbe,« sagte Herr Jackal, indem er mit Geräusch und Wollust eine ungeheure Prise Tabak nahm. »Ich höre.«

»Als ich sagte, ich befinde mich schlecht, wußte ich vollkommen, was ich sagte.«

»Theilen Sie mir Ihre Gedanken mit.«

»Ich befinde mich wohl für die gegenwärtige Stunde, mein guter Herr Jackal.«

»Was brauchen Sie dann mehr?«

»Ich möchte gern ein wenig Sicherheit für die Zukunft haben.«

»Ei! mein lieber Gibassier, wer ist der Zukunft sicher? Die Secunde, welche so eben abgelaufen ist. gehört uns nicht mehr; diejenige, welche nun kommen wird, gehört uns noch nicht.«

»Nun wohl, um die Secunde, welche kommen wird, bin ich besorgt, — ich verberge es Ihnen nicht.«

»Und was befürchten Sie?«

»Ich finde den Ort, wo ich bin, köstlich . . . In Beziehung auf den Ort, von dem ich herkomme, ist er ein irdisches Paradies! Doch Sie kennen meinen launenhaften Charakter . . .

»Sagen Sie übersättigt, Gibassier.«

»Uebersättigt, wenn Sie wollen.«

»So gut ich auch hier bin, so kann ich mich doch nicht rühren, wenn mich die Lust erfaßt, wegzugehen.«

»Nun?«

»Nun wohl, ich befürchte in dem Augenblicke, wo mich diese Fantasie ergreifen wird, ein unerwartetes Hinderniß zu finden, das mich zwingt hier zu bleiben, oder einen brutalen Willen, der mich nöthigt, ganz anderswohin zu gehen, als es meine Absicht wäre.«

»Ich könnte Ihnen antworten, da Sie sich hier wohl befinden, so wäre es das Beste, wenn Sie hier bleiben würden; doch ich kenne Ihre veränderliche Laune, und ich will nicht mit Ihren Neigungen streiten. Ich ziehe es also vor, offenherzig zu antworten.«

»Oh! mein guter Herr Jackal, Sie haben keine Idee, mit welchem Interesse ich Sie anhöre.«

»So lassen Sie mich Ihnen Eines sagen: Sie sind frei, mein lieber Herr Gibassier.«

»Wie?« rief Gibassier, indem er sich aus seinem Ellenbogen ausrichtete.

»Frei wie der Vogel in der Lust, frei wie der Fisch im Wasser, frei wie der Ehemann, wenn seine Frau todt ist!«

»Herr Jackal!«

»Frei wie der Wind, wie die Wolke, kurz, wie Alles, was frei ist.«

Gibassier schüttelte den Kopf.

»Wie!« sagte Herr Jackal, »Sie sind noch nicht zufrieden? Ah! bei meiner Treue, Sie sind anspruchsvoll!«

»Ich bin frei? ich bin frei?« wiederholte Gibassier.

»Sie sind frei.«

»Ich höre wohl, doch . . .«

»Was?«

»Unter welchen Bedingungen, mein guter Herr Jackal?«

»Unter welchen Bedingungen?«

»Ja.«

»Bedingungen, Ihnen, lieber Herr Gibassier?«

»Warum nicht?«

»Ich, Ihnen die Freiheit um einen niedrigen Preis verkaufen?«

»Das hieße in der That die Lage mißbrauchen!«

»Mit der Unabhängigkeit eines zwanzigjährigen Freundes ein Gewerbe treiben, ich, ich, Jackal, der ich bis jetzt so viel Theilnahme für Sie gehegt habe, daß es meine Absicht war, Sie nie aus dem Gesichte zu verlieren; so daß ich, als ich Sie vor einem Monat aus dem Gesichte verlor, in Verzweiflung gerieth! ich, der ich Alles gethan habe, um Ihre verschiedenen Gefangenschaften zu mildern; ich, der ich Sie seitdem gerettet habe.«

»Aus dem Brunnen wollen Sie sagen?«

»Ich, der ich über Sie mit einer ganz brüderlichen Fürsorge habe wachen lassen!« fuhr der Polizeimann fort, ohne sich bei der unpassenden Antwort von Gibassier aufzuhalten; »ich die Lage mißbrauchen, — Sie haben diesen Satz gesagt, Gibassier! — die Lage eines Freundes im Unglück! Ah! Gibassier, es thut mir leid um Sie!«

Und Herr Jackal zog aus seiner Tasche ein rothes Foulard, und hob es bis zur Höhe seines Gesichtes empor, nicht um Thränen abzuwischen, deren Quellen eben so versiegt zu sein schienen, als die des Manzanares, sondern um sich geräuschvoll zu schneuzen.

Der weinerliche Ton, mit dem Herr Jackal Gibassier seinen Undank vorgeworfen, hatte diesen gerührt.

Er antwortete auch mit kläglicher Stimme und mit der Richtigkeit der Betonung eines Schauspielers, dem man die Replique gibt:

»Ich an Ihrer Freundschaft zweifeln, mein guter Herr Jackal? ich die Dienste vergessen. die Sie mir geleistet haben? . . . Ei i wäre ich zu einem solchen Undanke fähig so wäre ich ein elender Skeptiker ohne Herz und Gemüth; ich würde ja dann die heiligsten Dinge, die heiligsten Tugenden leugnen! Nein! Gott sei Dank! Herr Jackal, sie blüht noch in meinem Busen, diese himmlische Pflanze, welche man die Freundschaft nennt! Klagen Sie mich also nicht an, ehe Sie mich gehört haben; und wenn ich Sie fragte, unter welchen Bedingungen ich meine Freiheit wiedererlangen sollte, — glauben Sie, es geschah weniger aus Mißtrauen gegen Sie, als aus Misstrauen gegen mich.«

»Nun, so wischen Sie Ihre Thränen ab und sprechen Sie klar, Herr Gibassier.«

»Ah!« erwiderte der Galeerensklave, »ich bin ein großer Sünder, Herr Jackal.«

»Ei! mein Gott! sagt nicht die Schrift, der größte Heilige sündige siebenmal an einem Tage?«

»Es gibt Tage, an denen ich vierzehnmal gesündigt habe, Herr Jackal.«

»Sie werden nur halb heilig gesprochen werden.«

»Oh! dazu müßte ich gar keine Sünde begangen haben.«

»Ja, Sie haben Fehler begangen.«

»Ah! hätte ich nur Fehler begangen . . .«

»Sie sind ein größerer Sünder, als ich vermuthete, Gibassier!«

»Leider!«

»Sollten Sie zufällig Bigamist sein?«

»Wer ist nicht ein wenig Bigamist und sogar Polygamist?«

»Sie haben vielleicht Ihren Herrn Vater getödtet und Ihre Frau Mutter geheirathet, wie Oedipus?«

»Alles dies kann durch Zufall geschehen, Herr Jackal, und zum Beweise dient, daß Oedipus

sich darum nicht schuldig glaubt, denn Herr von Voltaire läßt ihn sagen:

**Inceste, parricide, et pourtant vertueux!«  
[Blutschänder, Vatermörder und dennoch tugendhaft!]**

»Während es bei Ihnen ganz das Gegentheil ist. Sie sind nicht tugendhaft, obgleich Sie weder Blutschänder, noch Vatermörder sind.«

»Herr Jackal, ich habe Ihnen gesagt, es ist weniger die Vergangenheit, was mich beunruhigt, als die Zukunft.«

»Aber woher des Teufels kommt denn bei Ihnen dieses Mißtrauen gegen Sie selbst, mein lieber Herr Gibassier?«

»Nun denn, wenn ich es Ihnen sagen muß, ich befürchte meine Freiheit zu mißbrauchen, sobald sie mit wiedergegeben sein wird.«

»Aus welche Art?«

»Aus alle Arten. Herr Jackal.«

»Doch unter Anderem?«

»Ich befürchte, mich in eine Verschwörung einzulassen.«

»Ah! wahrhaftig? . . Teufel, das ist ernst, was Sie mir da sagen, Gibassier.«

»Aeußerst ernst.«

»Erklären Sie sich doch,« sprach Herr Jackal.

Und er machte es sich auf seinem Stuhle auf eine Art bequem, welche andeutete, daß die Conferenz eine gewisse Zeit dauern sollte.



## CXXVI.

### Die Sendung von Gibassier.

»Was wollen Sie, mein lieber Herr Jackal?« fuhr Gibassier mit einem Seufzer fort, »ich bin nicht mehr im Alter, um mich in vagen Jugendillusionen zu wiegen.«

»Gut: wie alt sind Sie denn?«

»Beinabe vierzig Jahre, mein guter Herr Jackal; doch ich vermöchte mein Gesicht so einzurichten, daß ich im Nothfalle fünfzig oder sechzig scheinen würde.«

»Ja, ich kenne Ihr Talent in dieser Hinsicht: Sie spielen die Grimassen ganz angenehm. Ah! Sie sind ein großer Schauspieler, ich weiß das, und darum habe ich Absichten mit Ihnen.«

»Sollten Sie mir ein Engagement anzubieten haben, mein guter Herr Jackal?« fragte Gibassier mit einem Lächeln, welches andeutete, mit Recht oder mit Unrecht glaube er etwas von den Geheimnissen des Polizeimannes ergründet zu haben.

»Wir werden sogleich hiervon reden. Mittlerweile nehmen wir das Gespräch wieder auf, wo wir es gelassen haben, nämlich bei Ihrem Alter.«

»Nun wohl, ich sagte also, ich sei bald vierzig Jahre alt. Das ist das Alter des Ehrgeizes bei den großen Seelen.«

»Ja, und Sie sind ehrgeizig?«

»Ich gestehe es.«

»Sie möchten wohl Glück machen?«

»Oh! nicht für mich . . .«

»Einen Platz im Staate einnehmen?«

»Meinem Vaterlande dienen war immer mein glühendster Wunsch.«

»Sie haben die Rechte studirt, Gibassier; das führt zu Allem.«

»Ja. doch ich habe das Unglück gehabt, meine Lizenz nicht zu nehmen.«

»Das ist unverzeihlich von Seiten eines Mannes, der seinen Codex an den Fingerspitzen herbeten kann wie Sie.«

»Nicht nur unsern Codex, Herr Jackal, sondern den Codex aller Länder.«

»Und wann haben Sie diese Studien gemacht?«

»Während der Mußestunden, die mir die Regierung bewilligte.«

»Und das Resultat Ihrer Studien? . . .«

»Ist gewesen, es gebe in Frankreich viel zu reformiren.«

»Ja, die Todesstrafe, zum Beispiel.«

»Leopold von Toscana, ein philosophischer Herzog, hat sie in seinen Staaten reformirt.«

»Es ist wahr, und am andern Tage hat ein Sohn seinen Vater getödtet, ein Verbrechen, das seit einem Vierteljahrhundert nicht vorgefallen war.«

»Das ist aber nicht das Einzige, was ich studirt habe.«

»Ja, Sie haben auch die Finanzen studirt.«

»Speciell. Nun wohl, bei meiner Rückkehr habe ich die Frankreichs in einem beklagenswerthen Zustande gefunden. Ehe zwei Jahre vergehen, wird die Schuld eine exorbitante Summe betragen!«

»Ah! sprechen Sie mir nicht hieven, mein lieber Gibassier.«

»Nein, mein Herz bricht, wenn ich nur hieran denke; indessen. . .«

»Was?«

»Wenn man mich zu Rathe ziehen wollte, so wären die Kassen voll, statt leer zu sein.«

»Mein lieber Herr Gibassier, ich glaubte, ein Kaufmann, der Ihnen seine Kasse anvertraut, habe sie im Gegentheile leer statt voll gefunden.«

»Mein guter Herr Jackal, man kann ein sehr schlechter Kassier sein und dennoch ein vortrefflicher Speculant.«

»Kommen wir aus die Kassen des Staates zurück, mein lieber Herr Gibassier.«

»Wohl, ich kenne ein Mittel gegen das brennende Uebel, das die unsern leert. Ich weiß, wie dieser nagende Wurm der Nationen, den man Budget nennt, auszureißen ist; ich weiß, wie der wie Sturmwolken über der Regierung angehäuften Haß abzuziehen ist.«

»Und dieses Mittel, tiefer Gibassier?«

»Ich wage es nicht recht, es Ihnen zu sagen.«

»Ist, das Ministerium zu ändern, nicht wahr?«

»Nein, es ist, die Regierung zu ändern.«

»Ah! Seine Majestät wäre sehr glücklich, wenn sie Sie würde so sprechen hören.«

»Ja, und am Tage, nachdem ich meine Meinung mit der Freiheit eines gewissenhaften Mannes ausgedrückt hätte, würde man mich bei nächtlicher Weile verhaften, man würde meine Correspondenz durchsuchen, man würde in den Geheimnissen meines Privatlebens wühlen.«

»Bah!« machte Herr Jackal.

»Man würde das thun. und darum werde ich mich nie mit einem Complotte verbinden . . . Indessen. . . «

»Mit keinem Complotte, lieber Herr Gibassier?« sagte Herr Jackal, indem er seine Brille emporhob und den Galeerensklaven fest anschaute.

»Nein, und es sind mir doch herrliche Anträge gemacht worden, wie ich mich wohl rühmen darf.«

»Sie sind voller Verschweigungen, Gibassier.«

»Ich möchte gern, daß wir uns begreifen würden.«

»Ohne einander zu compromittiren« nicht wahr?«

»Ganz richtig.«

»Nun wohl, lassen Sie uns plaudern, wir haben Zeit . . . Wenn ich sage, wir haben Zeit . . .«

»Ah! Sie haben Eile?«

»Ein wenig.«

„Ich halte Sie hoffentlich nicht zurück?«

»Im Gegentheile, nur Sie halten mich zurück. Fahren Sie also fort.«

»Wobei waren wir?«

»Sie waren bei Ihrem zweiten indessen.«

»Ich befürchte indessen, einmal frei . . .«

»Einmal frei?«

»Da bei mir die Freiheit nicht eine alte Gewohnheit ist . . .«

»Sie befürchten, die Ihrige zu mißbrauchen?«

»Ganz richtig . . . Nehmen Sie also an, ich lasse mich hinreißen, — ich bin ein Mensch der Hinreißung . . .«

»Ich weiß es, Gibassier: gerade das Gegentheil von Herrn von Talleyrand, ist Ihre erste Bewegung die schlechte; doch Sie geben ihr nach.«

»Nun wohl, nehmen Sie an, ich trete in irgend eines von den Comploten ein, welche gegenwärtig sich um den Thron des alten Königs anzetteln; was würde dann geschehen? Ich wäre zwischen zwei Klippen: schweigen und meinen Kopf risquieren, oder meine Genossen anzeigen und meine Ehre risquieren!«

Herr Jackal schien mit seinen Augen jedes Wort aus dem Munde von Gibassier zu reißen.

»So daß Sie,« sagte er, »so daß Sie beharrlich an der Zukunft zweifeln, mein lieber Gibassier?«

»Ah! mein guter Herr Jackal.« erwiderte der Galeerensklave, der zu befürchten schien, er habe zu viel gesagt, und wieder umkehrte, »hätten Sie für mich ein Viertel von der Freundschaft, die ich für Sie hege, wissen Sie, was Sie thun würden?«

»Sprechen Sie, Gibassier, und wenn es in meiner Macht liegt, so werde ich es thun, so wahr als uns die Sonne leuchtet.«

Herr Jackal wandte diesen Ausdruck vielleicht aus Gewohnheit an, thatsächlich ist es aber, daß in diesem Momente die Sonne die Sandwichsinseln beschien.

Gibassier drehte auch seine Augen gegen das Fenster, und sein Blick war eine beredte Ironie; die Sonne war abwesend bis zu der Secunde, wo Herr Jackal sie requirirte, um ihm als Zeuge zu dienen! Doch er gab sich den Anschein, als bemerkte er es nicht, und hatte das Aussehen, als hielte er die Anrufung des Inspektors für gut.

»Nun wohl,« sprach Gibassier, »sind Sie geneigt, etwas für mich zu thun, so lassen Sie mich reisen, mein guter Herr Jackal. Ich werde erst in angenehmer Stimmung sein, wenn ich mich außer Frankreich fühle.«

»Und wohin möchten Sie gern gehen, lieber Herr Gibassier?«

»Ueberallhin, nur nicht in den Süden.«

»Ah! Sie hassen also Toulon?«

»Und in den Westen.«

»Ja, wegen Brest und Rochefort . . . Bestimmen Sie also selbst Ihre Route.«

»Ich ginge gern nach Deutschland . . . Sollten Sie glauben, daß ich Deutschland nicht kenne?«



»Und das macht, daß man Sie dort auch nicht kennt. Ich begreife, welchen Vortheil Sie dabei fänden, wenn Sie in einem Urlande reisen würden.«

»Ja, man erforscht . . .«

»Das ist es!«

»Es gewährt mir eine Freude, zu erforschen, das alte Deutschland besonders.«

»Das Deutschland der Burgen!«

»Ja, das Deutschland der Burggrafen, das Deutschland der Hexenmeister, das Deutschland von Karl dem Großen, **Germany mater!**«

»Es würde Sie also glücklich machen, wenn Sie eine Sendung an die Ufer des Rheins bekämen?«

»An dem Tage, wo ich sie bekomme, werden alle meine Wünsche erfüllt sein.«

»Sie sprechen offenherzig ?«

»So wahr als die Sonne uns nicht leuchtet, mein guter Herr Jackal.«

Diesmal war es Herr Jackal, der den Kopf nach dem Fenster umwandte, und, da er die Abwesenheit des vom Galeerensklaven zum Zeugen genommenen Gestirnes wahrnahm, den Behauptungen von Gibassier Glauben schenken konnte.

»Ich glaube Ihnen.« sagte Herr Jackal, »und ich will es Ihnen beweisen.«

Gibassier horchte mit allen seinen Ohren.

»Sie sagen also, mein lieber Gibassier, der Gegenstand aller Ihrer Wünsche wäre eine Sendung an die Ufer des Rheins ?«

»Ich habe es gesagt — und ich widerrufe es nicht.«

»Nun wohl, die Sache ist nicht unmöglich.«

»Ah! mein guter Herr Jackal!«

»Nur sage ich Ihnen nicht, ob die Sendung diesseits oder Jenseits des Rheins sein wird.«

»Sobald ich mich unter Ihrem unmittelbaren Schutze befinde . . . und dennoch verberge ich Ihnen nicht, daß es mir lieber wäre . . .«

»Mißtrauen, Gibassier ?«

»Oh! nein; denn Sie haben am Ende keinen Grund, mich zu täuschen . . .«

»Keinen. ich kenne Sie.«

»Ihre Zeit mit mir zu verlieren, wenn Sie mir nichts zu sagen haben.«

»Ich verliere nie meine Zeit, Gibassier, und sobald Sie mich im Reise-costume und zur Abreise bereit sehen, und ich reife nicht ab, so ist dies der Fall, weil

ich während dieses Verzugs etwas Nützliches thue, oder weil man es für mich thut.«

»In Rücksicht auf mich ?« fragte Gibassier mit einer gewissen Besorgniß.

»Ich vermöchte nicht nein zu sagen. Ich habe eine so große Schwache für Sie, mein lieber Gibassier, daß ich mich, seitdem ich Sie wiedergefunden, nur mit Einem beschäftige: mit dem, was man aus Ihnen machen kann.«

»Herr Jackal, man kann Vieles aus mir machen.«

»Ich weiß es, doch jeder Mensch hat einen Beruf. . . . Sie sind kein Mann von großem Wuchse, Gibassier, doch Sie sind stark gebaut.«

»Ich habe bis zehn Franken täglich als Modell verdient.«

»Nun, sehen Sie! Sie sind überdies von sanguinischem Temperamente, von energischem Charakter.«

»Zu sehr! davon kommen alle meine Mißgeschicke her.«

»Weil Sie sich von Ihrem Pfade abgewandt haben; auf einer anderen Straße hätten Sie das Ziel erreicht.«

»Ich hätte es überschritten, Herr Jackal.«

»Sehen Sie, das ist meine Meinung. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie von dem Holze sind, aus dem man große Feldherren macht, Gibassier, und was mich längst wundert, ist, daß Sie die Laufbahn der Waffen nicht verfolgt haben.«

»Das wundert mich noch viel mehr als Sie, Herr Jackal.«

»Nun, was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen gegenüber die Vernachlässigungen des Glückes gut machte?«

»Ich würde nichts sagen, Herr Jackal, so lange ich nicht wüßte, auf welche Art Sie dieselben gut machen.«

»Wenn ich Sie zum General machen würde?«

»Zum General?«

»Ja, Brigade-General.«

»Und welche Brigade hätte ich zu commandiren die Ehre, Herr Jackal?«

»Eine Sicherheits-Brigade, mein lieber Herr Gibassier.«

»Das heißt, Sie machen mir ganz einfach den Antrag, Mouchard zu werden?«

»Ja, ganz einfach.«

»Aus meine Individualität zu verzichten?«

»Das Vaterland verlangt von Ihnen, daß Sie ihm dieses Opfer bringen.«

»Ich werde thun, was das Vaterland verlangt; doch was wird es seinerseits für mich thun?«

»Sprechen Sie Ihre Wünsche aus.«

»Sie kennen mich, mein lieber Herr Jackal . . .«

»Ich erfreue mich dieser unschätzbaren Ehre.«

»Sie wissen, daß ich große Bedürfnisse habe,«

»Man wird hierfür besorgt sein.«

»Uebermäßig kostspielige Launen!«

»Man wird sie befriedigen.«

»Mit einem Worte, ich kann Ihnen große Dienste leisten.«

»Leisten Sie dieselben, mein lieber Gibassier, und man wird Sie bezahlen.«

»Lassen Sie mich Ihnen nur ein paar Worte sagen, die Ihnen beweisen sollen, wozu ich fähig bin.«

»Oh! ich glaube, daß Sie zu Allem fähig sind, General.«

»Und noch zu vielen anderen Dingen, das werden Sie sehen.«

»Ich höre.«

»Wovon hängen die Größe und das Wohl eines Staates ab? . . Von der Polizei, nicht wahr?«

»Das ist wahr, General!«

»Ein Land ohne Polizei ist ein großes Schiff ohne Compaß und ohne Steuerruder.«

»Das ist zugleich richtig und poetisch, Gibassier.«

»Man kann also die Mission des Polizeimannes als die zugleich heiligste, zarteste und nützlichste von allen Missionen betrachten.«

»Ich werde Ihnen nicht das Gegentheil sagen.«

»Woher kommt es dann, daß man, um diese wichtige Function zu versehen, um diese erhaltende Mission zu erfüllen, gewöhnlich blödsinnige Menschen von der häßlichsten Art wählt? woher kommt dies? ich will es Ihnen sagen: davon, daß die Polizei, statt sich mit den großen Regierungsfragen zu beschäftigen, in die geringfügigsten Details eingeht und sich ängstlichen Anstrengungen hingibt, die ihrer ganz unwürdig sind.«

»Fahren Sie fort, Gibassier.«

»Ihr gebt Millionen aus, um politischen Complotten nachzuforschen, nicht wahr? Nun wohl, wie viel habt Ihr seit 1815 entdeckt?«

»Seit 1815,« sagte Herr Jackal, »haben wir entdeckt . . .«

»Nicht ein einziges,« unterbrach Gibassier, »denn Ihr habt sie alle gemacht.«

»Das ist wahr,« antwortete Herr Jackal, »und nun da Sie Einer der Unsern sind, werde ich es nicht versuchen, etwas vor Ihnen zu verbergen.«

»Verschwörung Didier, Polizei-Angelegenheit; — Verschwörung Tolleron. Pleignies und Carbonneau, Polizei-Angelegenheit; Verschwörung der vier Sergenten von la Rochelle, Polizei-Angelegenheit! Warum habt Ihr Euch hierauf beschränkt? Weil Ihr es nicht wagt, offen die vier bis fünf Complotthäupter anzugreifen, mit denen Ihr alle Tage in den Straßen von Paris mit den Ellenbogen zusammenstoßt. Ihr schneidet den Baum aus, und Ihr habt nicht den Muth, die Axt an den Stamm zu legen, und warum dies? Weil die unglücklichen Agenten, die Ihr verwendet, Augen haben, um nicht zu sehen, Ohren, um nicht zu hören; weil Ihr ihren Auftrag entehrend, unpopulär gemacht habt; weil Ihr das Wort Polizei dadurch erniedrigt habt, daß Ihr Elite-Intelligenzen die Bestimmung gabet, nicht über die Sicherheit des Staates zu wachen, sondern Diebe zu verhaften.«

»Es ist Wahres an dem, was Sie sagen, Gibassier,« erwiderte Herr Jackal, indem er eine Prise Tabak nahm.

»Was haben Sie Euch aber gethan, diese unglücklichen Diebe? Könnt Ihr sie nicht im Frieden arbeiten lassen? Plagen Sie Euch? beklagen sie sich über das Gesetz gegen die Presse? machen sie Satyren gegen Euch? schreien sie über die Jesuiten? Nein! sie lassen Euch ruhig Euer kleines politisches Ultra machen. Habt Ihr je einen Einzigen bei einem Complotte gefunden? Statt ihnen Hilfe und Schutz zu gewähren wie friedlichen, harmlosen Leuten, — statt väterlich die Augen über ihre kleinen Streiche zu schließen, sitzt Ihr ihnen mit aller Erbitterung aus dem Nacken, und das nennt Ihr Polizei machen! Pfui! Herr Jackal. das ist armselige, gemeine Knickerei, das ist die

Kindheit der Kunst, das ist die Polizei, wie sie im irdischen Paradiese getrieben wurde, wo man Adam und Eva, wegen eines unglücklichen Apfels verhaftete, statt die Schlange, welche conspirirte, gefänglich einzuziehen. Hören Sie, Herr Jackal, nicht später als vorgestern hat man verhaftet . . . wen? das frage ich Sie: den Engel Gabriel!«

»Ihren Freund? . . Oh!«

»Das entrüstet Sie . . .«

»Man hat ihn also wiedererkannt?«

»Nicht einmal; er hatte Hunger, der ehrliche Junge, und er trat, der arme Unschuldige, bei einem Bäcker ein, um ein Brod zu verlangen. Der Bäcker war übler Laune, weil man ihn aus der That des Verkaufs mit falschem Gewichte ertappt hatte, und er zu zwölf Franken Buße von der Zuchtpolizei verurtheilt worden war. Er verweigerte brutaler Weise das Brod. das der arme Ausgehungerte von ihm forderte: da nahm er das Brod, biß darein, und trotz des Geschreis des Bäckers hatte er es verzehrt, ehe Ihre Agenten ankamen: die Agenten kamen wirklich, und statt den Bäcker zu verhaften, verhafteten sie Gabriel!«

»Ja,« sagte Herr Jackal, »ich weiß wohl, daß sich Fehler in unserer Gesetzgebung finden; doch mit Ihrem Rathe wird man sie bekämpfen, redlicher Gibassier!«

»Während nun Ihre Agenten dieses abscheuliche Geschäft trieben, wissen Sie was ungefähr hundert Schritte unter ihnen vorging?«

»Man conspirirte, nicht wahr?«

»Und wissen Sie, was das Losungswort der Verschwörung war?«

»*Es lebe der Kaiser!* Ah! ich sehe wohl, daß der Puits-qui-parle für Sie gesprochen hat, wie für mich, Gibassier. Und welche Consequenzen haben Sie aus diesem Rufe gezogen?«

»Daß wir, ehe ein Monat, drei Wochen, vierzehn Tage vielleicht vergehen, eine andere Regierungsform haben werden.«

»Nun wohl, dieses Geständniß macht, daß ich Ihnen nur noch wenig zu sagen habe!«

»Doch ich, ich habe Ihre Befehle zu erwarten, mein Marschall,« sagte Gibassier, indem er die Geberde eines Officiers machte, der die Hand vor einem Obern an seinen Hut legt.

»Wann werden Sie sich auf Ihren Beinen halten können?«

»Wann es sein muß,« erwiederte Gibassier.

»Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden.«

»Das ist mehr als ich brauche.«

»Morgen früh werden Sie nach Kehl abreisen. Longue-Avoine wird Ihnen Ihre Pässe übergeben. In Kehl werden Sie im Gasthause zur Post absteigen. Ein von Wien kommender Mann wird in einer Postchaise passiren. Achtundvierzig Jahre, schwarze Augen, ergrauer Schnurrbart, bürstenartig geschnittene Haare, Größe fünf Fuß sieben Zoll. Er wird unter irgend einem Namen reisen; sein wahrer Name ist Sarranti. Sobald er vor Ihren Augen erschienen ist, werden Sie ihn nicht mehr aus dem Gesichte verlieren. Die Mittel, das ist Ihre Sache. Bei meiner Rückkehr hierher wünsche ich zu wissen, wo er wohnt, was er thut, was er thun wird. Hier ist eine Anweisung aus tausend Thaler zahlbar in der Rue de Jerusalem. Sie bekommen zwölftausend Franken, wenn Sie glücklich meine Instructionen erfüllen.«

»Ah!« sagte Gibassier, »ich wußte wohl, das Verdienst werde früher oder später belohnt.«

»Was Sie da sagen, ist um so wahrer, Gibassier, als ich, kennete ich ein Verdienst, das größer, als das Ihrige, die Sendung ihm anvertrauen würde, mit der ich Sie betraue. Und nun, mein lieber Gibassier, wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen eine gute Gesundheit und glücklichen Erfolg.«

»Ah! was die gute Gesundheit betrifft, so bin ich schon geheilt. Das Verlangen, Seiner Majestät nützlich zu sein, hat diese wunderbare Cur gemacht. Was den glücklichen Erfolg betrifft, so verlassen Sie sich aus mich.«

In diesem Augenblicke trat Longue-Avoine ein und sprach leise mit Herrn Jackal.

»Sie kennen das Wort von König Dagobert, mein lieber Gibassier,« sagte Herr Jackal: »»So gut auch eine Gesellschaft sein mag, man muß sie am Ende verlassen;«« doch die Pflicht vor dem Vergnügen, die Tugend vor der Freundschaft. Gott besohlen, und viel Glück!«

Hiernach verließ Herr Jackal rasch Gibassier.

Als er aus den Vorhof von Notre-Dame kam, fand er hier eine Reiseberline bespannt mit vier Pferden nebst zwei reitenden Postillons.

»Bist Du da, Carmagnole?« fragte Herr Jackal, während er den Wagenschlag halb öffnete.

»Ja, Herr Jackal.«

»So bleibe hier.«

»Sie nehmen mich mit nach Wien?«

»Nein, ich lasse Dich unter Weges.«

Alsdann, sich gegen Longue-Avoine umwendend:

»Man hat vorgestern, in der Rue Saint-Jacques, einen Unglücklichen verhaftet, der ein Brod gestohlen hatte; man verwahre ihn mir abgesondert: ich habe bei meiner Rückkehr mit ihm zu sprechen; er antwortet auf den Namen Engel Gabriel.«

Hiernach sprang er in den Wagen, nahm in aller Breite im Fond Platz, während Carmagnole bescheiden aus dem Vordersitze blieb, und rief dem Postillon, der den Wagenschlag schloß, zu:

»Straße nach Belgien! und sechs Franken Trinkgeld!«

»He! hörst Du, Jolibots?« rief der Postillon seinem Kameraden zu; »sechs Franken Trinkgeld!«

»Doch man wird rasch fahren!« fügte Herr Jackal seinen Kopf durch den Schlag steckend bei.

»Daß die Funken davon fliegen,« erwiderte der Postillon, während er sich in den Sattel schwang.

Und der Wagen verschwand in dem Augenblicke, wo die Sonne erschien.



## CXXVII.

Mignon.

Lassen wir Herrn Jackal und Carmagnole in aller Eile auf der Straße nach Deutschland hinfahren; setzen wir zwischen sie und uns die Gränze Frankreichs, und kehren wir nach dem Hause der Rue de l'Ouest zurück, vor welchem wir eines Morgens den mit Wappen geschmückten Wagen der Prinzessin von Lamothe-Houdan haben halten sehen.

Machen wir es wie sie, treten wir unter das Gewölbe des Thorweges; doch statt uns hier aufzuhalten, wie sie, steigen wir die drei Stockwerke eines neu gebauten Hauses hinaus, und bleiben wir vor einer mit Nägeln versehenen und wie eine arabische Thüre geschnitzten Thüre stehen.

Handeln wir nun als Freunde, drehen wir den Knopf ohne anzuklopfen, und wir werden uns aus der Schwelle unseres alten Bekannten Petrus Herbel befinden.

Es war ein anbetungswürdiges Atelier, daß Atelier von Petrus; ein Maleratelier vor Allem, doch auch das eines Musikers, eines Dichters, eines Fürsten, denn der große Hause irrt sich, wenn er denkt, die Maler haben das ausschließliche Privilegium der Ateliers. Alles, was denkt. Alles, was componirt, alle Arbeiten des Geistes mit einem Worte fühlten sich schon damals beengt in jenen Rattenfallen, die man Arbeitscabinete nannte. Es scheint, um sich zu seiner wahren Höhe zu erheben, hat der Gedanke, dieser königliche Sklave, wie die großen Adler, Raum und Luft nöthig. Es wird aber, wie wir hoffen, eine Zeit kommen, wo die Hauseigenthümer, selbst Leute von Geist geworden, die Wohlthat der Ateliers begreifen und die Miethsleute, die sie nicht begreifen, zwingen werden, dieselben aus Ton zu bewohnen, wenn nicht, weil sie ihnen den Vorzug geben, oder weil sie zum Bedürfnisse geworden sind.

Zu einer Zeit, wo das pittoreske Atelier kaum aus das classische Atelier folgte, konnte das von Petrus als ein Typus der Wohnung eines Raphaels der neuen Schule angesehen werden.

Wir haben übrigens gesagt, daß es ein Atelier war, welches eben sowohl einem Maler, einem Musiker, einem Dichter und einem Prinzen anstehen konnte.

Der Leser ist unser Zeuge, daß wir den Prinzen zuletzt genannt haben, denn der Adel des Genies ist unserer Ansicht nach viel älter, als der des Herrn Grafen von Merode, welcher von Merovig abzustammen behauptet, sogar als der des Herrn Herzogs von Levis, welcher mit der Jungfrau verwandt zu sein behauptet. Wir bestreiten diese zwei Abstammungen nicht; doch der Adel von Shakespeare und von Dante ist nach unserer Meinung viel älter und ehrwürdiger. Der Eine stammt von Homer ab, der Andere von Moses.

Trat man bei Petrus ein, so war man erstaunt, überrascht, entzückt. Alle Sinne bebten, denn alle Sinne waren zugleich ergriffen: das Gehör durch das Seufzen der Orgel; der Geruch durch Benzoe und Aloe, die aus türkischen Räucherpfännchen brannten; das Gesicht durch den



Anblick der tausend Gegenstände, welche das Auge nach allen Seiten zogen.

Es waren Betpulte aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Schnitzwerk mit Glöckchen, steife Gemälde mit lebhaften Farben, Meisterwerke aus der Regierungszeit von Karl IV., Ludwig XI, und Ludwig XII., deren Meister man eben so wenig kennt, als man die Architekten und die Bildhauer unserer schönsten Kathedralen kennt; es waren Truhen von, der Renaissance, von Heinrich III. und Ludwig XIII., mit Inkrustationen von Schildpatt, Perlmutter und Elfenbein; es waren Statuetten von den Gräbern der Herzoge von Burgund oder von Berry losgemacht, betende Mönche, schwermüthige heilige Frauen, heilige George und heilige Michael Drachen bändigend, die Einen angemalt wie die Apostel der Sainte-Chapelle, die Anderen vergoldet wie die Evangelisten von Mont-Real; es waren, am Plafond hängend, holländische Käfiche, wie man sie an den Fenstern der Frauen von Miéris sieht, kupferne Lampen mit gebogenen Schnäbeln, wie man in den Stilleben von Gérard Dow findet; es waren Waffen von allen Arten, von allen Zeiten, von allen Ländern, von den Framea der langhaarigen Könige bis zu den schönen, guten Stutzbüchsen, welche damals aus den Werkstätten von Devisme hervorzugehen angingen, von der ursprünglichen Mordkeule, dem Bogen und den vergifteten Pfeilen der Wilden von Neu-Seeland, bis zu den Krummsäbeln der türkischen Paschas und den Pistolen mit ciselirten Kolben der arnautischen Soldaten; es waren, mitten unter Allem dem, gehalten von unsichtbaren Fäden, die ihnen das Ansehen gaben, als flögen sie mit eigenen Flügeln, See- und Landvögel von Europa, Africa, America und Asien, von allen Größen und allen Farben, von dem riesigen Albatros, der aus den Wolken aus seine, Beute wie ein Meteorstein niederfällt, bis zum Königsvogel, welcher wie ein vom Winde fortgetragener Karfunkel oder Saphir erscheint; sodann Gypsabgüsse. Reproduction der Meisterwerke von Phidias und Michel Angelo, von Praxiteles und Jean Goujon, nach der Natur geformte Torsos, Büsten von Homer und Chateaubriand, von Sophokles und von Victor Hugo, von Virgil und von Lamartine; an allen Wänden endlich Studien, nach Poussin, Rubens, Velasquez, Rembrandt, Watteau, Greuze, Skizzen von Scheffer, Delacroix, Boulanger und Horace Vernet.

Ließ sich das beim Anblicke so vieler Gegenstände erstaunte, sogar unruhige Auge durch das Ohr leiten, und suchte das Instrument und den Musiker, von dem die melodischen Töne und die geschickten Finger das Zimmer mit Wogen von Harmonie erfüllten, so drang der Blick in die Vertiefung eines Fensters mit farbigen Scheiben ein, dessen Ausschnitt als Rahmen für eine Orgel diente, und er verweilte aus einem jungen Manne von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, mit bleichem Gesichte, mit melancholischen Zügen, der seine Finger aus den Tasten umherirren ließ und Accorde mit einem trefflichen Gefühle, aber mit einer tiefen Traurigkeit improvisirte.

Dieser Musiker war unser Freund Justin. Seit mehr als einem Monat hat er sich bei Jedermann erkundigt, und trotz der Versprechungen von Salvator hat er nichts erfahren.

Er scheint, um die Musik dazu zu machen, Verse zu erwarten, die ein anderer junger Mann dichtet oder übersetzt. Dieser andere junge Mann mit braunem Teint, mit krausen Haaren, mit verständigem Auge, mit fleischigen, sinnlichen Lippen, ist unser Freund Jean Robert. Er steht und übersetzt zugleich.

Er steht für ein Bild von Petrus und übersetzt Verse von Göthe.

Ihm gegenüber ist ein bewunderungswürdiges Kind von kaum vierzehn Jahren, mit einem von den Fantasiecostumen, die es so gern trägt, Goldzechinen am Halse und aus der Stirne, eine rothe Schärpe um den Leib, in einem Kleide mit goldenen Blumen, und mit reizenden bloßen Füßen. Sammetaugen, Perlzähnen und ebenholzschwarzen, bis aus die Erde fallenden Haaren.

Das ist Rose-de-Noël im Costume von Mianon.

Sie tanzt für ihren Freund Wilhelm Meister den Eiertanz, den sie aus der Straße für ihren ersten Herrn zu tanzen sich geweigert hat.

Wilhelm Meister dichtet, während sie tanzt, schaut sie an, lächelt und kehrt zu seinen Versen zurück.

Wir haben gesagt, Wilhelm Meister sei unser Dichter gewesen.

Neben Rose-de-Noël, auf der Erde liegend, und das schwermüthige Lächeln des Kindes erklärend, ist ein anderer kleiner Mohicaner des guten Gottes, den wir beim Schulmeister und bei Brocante gesehen haben, Babolin in der Tracht eines spanischen Possenreißers. Er vervollständigt das wunderbare Genrebild, das Petrus eben der Leinwand einverleibt, und das, was den Kunstwerth betrifft, zwischen einem Isabey und einem Decamps die Mitte hält.

Petrus ist immer der junge Mann, halb Künstler, halb Aristokrat, mit dem uns bekannten schönen, edlen Gesichte. Nur ist dieses Gesicht mit einem Schleier tiefer Traurigkeit bedeckt, der, statt es zu erheitern, das bittere Lächeln, das zuweilen über seine Lippen schwebt, noch trübseliger macht.

Dieses bittere Lächeln ist der innere, unbekante Gedanke, der hervortritt; er hat nichts mit dem gemein, was er macht, noch mit dem, was er sagt.

Was er macht, wir wiederholen es, ist ein Gemälde Mignon vorstellend, wie sie vor Wilhelm Meister den Eiertanz tanzt.

Was er sagt, ist:

»Nun, Jean Robert, ist das Lied von Mignon vollendet? Du siehst wohl, daß Justin wartet.«

Woran er denkt, was macht, daß ein bitteres Lächeln auf seinen Lippen sichtbar wird, ist, daß gerade zu dieser Stunde, wo er sein Bild vollendet, an dem er seit drei Monaten arbeitet, wo er Jean Robert fragt: »Hast Du geendigt?« wo er mit einem Batistsacktuche seine Stirne, auf der der Schweiß perlt abwischt, es ist, sagen wir, daß zu eben dieser Stunde die schöne Regina von Lamothe-Houdan den Grafen Rappt in der Saint-Germain-des-Prés-Kirche heirathet.

Es gibt nun, wie Sie sehen, doch eine gewisse Analogie zwischen dem, was vor sich geht, und dem Gemälde, das Petrus macht.

Rose-de-Noël, welche für Mignon steht, ist eine Erinnerung an die schöne Regina, die er mit einer so tiefen Liebe liebt, und die ihm in diesem Augenblicke für immer entgeht. Einen Moment

hat sich das düstere Leben der armen kleinen Zigeunerin beim glänzenden Reflexe des Lebens von Regina aufgehellt. Um einen Vorwand zu haben, sich, und wäre es nur mittelbar, mit der Tochter des Marschalls, mit der Frau des Grafen Rappt, — denn Regina wird die Frau seines Nebenbuhlers sein. — zu beschäftigen, hat Petrus diese Rose-de-Noël gesucht, deren Portrait er schon, ohne sie zu kennen, skizzirt hatte; er hat sie gefunden und mit Hilfe von Salvator endlich bestimmt, ihm zu stehen.

Und Sie sehen, Rose-de-Noël steht, entzückt über ihr schönes Costume, das ihr Petrus hat machen lassen, und mit ihren großen erstaunten und zugleich entzückten Augen diese zauberhafte Reproduction ihrer Person auf der Leinwand betrachtend.

Man muß auch sagen, kein Maler, kein Dichter, weder Petrus, der ihr Bild reproduciren wollte, noch Göthe, der es geträumt, Niemand hätte eine Mignon der ähnlich, welche Petrus vor den Augen hatte, sich einbilden und noch weniger formen können.

Stellen Sie sich das elende Kind oder vielmehr die elende Kindheit vor, mit ihren naiven Schönheit, mit ihrer goldenen Sorglosigkeit, und dennoch, durch diese Schönheit und diese Sorglosigkeit, irgend etwas Melancholisches, Träumerisches.

Erinnern Sie sich jener fieberhaften Schönheit, jenes schnatternden in der Barke sitzenden Mädchens von dem schönen Bilde von Hebert, das man die *Malaria* nennt?

Nein, stellen Sie sich nichts vor, nehmen Sie nichts an; Sie haben die Augen Ihrer Einbildungskraft, und Sie werden besser sehen, als es uns gegeben, ist, Sie sehen zu machen.

Wem glich nun diese Mignon von Petrus?

Das war schwer zu sagen.

Hätte man Rose-de-Noël zu Rathe gezogen, so würde sie, die kleine Zigeunerin des Bildes sehend, sicherlich gesagt haben, die Mignon von Petrus gleiche der Fee Carita oder vielmehr Fräulein von Lamothe-Houdan.

Während, — erklären Sie diese Sache, wie Sie wollen. Leser, — während wenn Regina befragt worden wäre, sie unstreitbar gefunden hätte, diese Mignon gleiche Rose-de-Noël.

Woher kommt dies?

Davon, daß Petrus Rose-de-Noël anschaute und an Regina dachte.

Rose-de-Noël aufschauend und an Regina denkend hatte er aber gesagte »Nun. Jean Robert, das Lied von Mignon, ist es vollendet? Du siehst wohl, daß

Justin wartet.«

»Hier ist es,« erwiderte Jean Robert.

Justin wandte sich halb auf seinem Taburet um, Petrus ließ seinen Malerstock und seine Palette auf seinen Schoß niedersinken, Rose-de-Noël schaute über

den Schultern dein Jean Robert die durchstrichenen Mückenfüße an, welche die drei Streichen des in Deutschland so populären Liedes von Minoen repräsentirten, und Babolin erhob sich auf seinen Ellenbogen.

»Lies, wir hören,« sagte Petrus.

Jean Robert las:

**Connais-tu le pays où les citrons fleurissent,  
Où l'orange jaunit sous son feuillage vert,  
Où les jours sont de flamme, où les nuits s'attédisent,  
Où règne le printemps où exilant l'hiver?  
Ce doux pays où croit le myrte solitaire.  
Où le laurier grandit dans un air enbaumé,  
Dis moi, le connais-tu? Non. Eh bien, c'est la terre  
Où je voux retourner avec toi, bien-aimé!**

**Connais-tu maison où s'ouvrit ma paupière,  
Où ces dieux de granit aui faisaient mon effroi,  
En me voyant rentrer, de leurs lèvres de pierre  
Murmureront: »Enfant, qu'avait an fait toi?«  
Change nuit, comme un phare, en mon rêve étincell  
Sa vitre, qui s'allume au couchant entflammé.  
Cette maison dis mois, la connais-tu? C'est celle,  
Où j'aurais voulu vivre avec toi, bien aimé!**

**Connais-tu la montagne où l'valanche brille,  
Où la mule chemine en un sentier brumeux,  
Où l'antique dragon rampe avec sa famille;**

**Où bondit sur les rocs le torrent écumeux?  
Cette montagne, il faut la franchir dans la nue.  
Car c'est de son sommet que le regard charmé  
Découvra à l'horizon la terre bien connue  
Où je vudrais mourir avec toi, bien aimé!**

[Weit entfernt anzunehmen, es kenne nicht die Mehrzahl der Leser des Belletr. Auslands diese Ballade aus Wilhelm Meister, fügen wir den deutschen Text doch bei, um eine etwaige Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original zu erleichtern,

D. Ueberstzßer.

**Kennst du da« Land? «o die Zitronen blühn,**

**Im dunkeln Sand die Gold-Orangen glühn,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,  
Kennst du es wohl?  
Dahin! Dahin!  
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.**

**Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,  
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,  
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.  
Was hat man dir, du armes Kind gethan?  
Kennst du es wohl?  
Dahin! Dahin!  
Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.**

**Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?  
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg!  
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;  
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth;  
Kennst du ihn wohl?  
Dahin! Dahin!  
Seht unser Weg! o Vater laßt uns ziehn.]**

»Und Sie werden mich sie singen lehren, nicht wahr?« sprach Rose-de-Noël.

»Allerdings.«

Petrus war im Begriffe, auch etwas zu sagen, als man dreimal in bestimmten Zwischenräumen an die Thüre klopfte.

»Ah!« rief Petrus erbleichend, »das ist Salvator.«

Sodann mit einer Stimme, der er ihre Festigkeit wiederzugeben suchte:

»Herein!«

Man hörte die Stimme von Salvator sagen:

»Lege dich, Roland.«

Hiernach öffnete sich die Thüre, und Salvator erschien in seiner Tracht eines Commissionärs.

Roland blieb auf dem Ruheplatze vor der Thüre liegen.

---

## CXXVIII.

Das Rendez-vous.

Salvator schritt langsam herbei, und so wie er herbeischritt, erhob sich Petrus unwillkürlich.

»Nun,« fragte Petrus, »ist es vorbei?«

»Ja,« antwortete Salvator.

Petrus wankte.

Salvator ging rascher, als wollte er ihn aufhalten; Petrus sah die Absicht und strengte sich an, zu lächeln.

»Unnötig, ich wußte, daß das kommen mußte,« sprach er.

Und er strich noch einmal mit seinem Batistsacktuche über seine feuchte Stirne.

»Ich habe Ihnen etwas zu sagen,« fuhr Salvator mit leiser Stimme fort.

»Mir?« fragte Petrus.

»Ihnen allein.«

»Dann kommen Sie in mein Zimmer.«

»Sind wir Dir lästig, Petrus?« fragte Jean Robert.

»Ei! warum? Ich habe mit Herrn Salvator zu reden und gehe in mein Zimmer; bleibt Ihr hier. Justin hat seine Musik zu machen.«

Und er trat zuerst in sein Zimmer ein, winkte Salvator, ihm zu folgen, und überließ diesem die Sorge, die Thüre wieder zu schließen.

Hier, als wären seine Kräfte nun erschöpft, sank Petrus in einen Lehnstuhl und rief:

»Oh! sie, sie, dieser Engel! die Frau dieses Elenden! es gibt also keine Vorsehung in dieser Welt!«

Salvator schaute einen Augenblick den jungen Mann an, der, den Kopf in seinen Händen, kaum sein Schluchzen zurückzuhalten vermochte und krampfhaft bebte.

Er stand vor ihm, und sein Auge drückte ein tiefes Mitleid aus.

Dieser Mann mußte das Maß aller Leiden dadurch kennen, daß er sie erschöpft hatte.

Dann zog er langsam aus seiner Tasche einen in einem Umschlage von Atlaßpapier fein zusammengelegten Brief, reichte ihn Petrus mit einem gewissen Zögern und sagte:

»Nehmen Sie.«

Petrus entfernte seine Hände von seinem Gesichte, schüttelte den Kopf und richtete seine einen Moment verstörten Augen aus Salvator.

»Was ist das?« fragte er.

»Sie sehen es, ein Brief.«

»Ein Brief von wem?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber wo hat man Ihnen denselben übergeben?«

»Gegenüber dem Hotel Lamothe-Houdan.«

»Wer hat Ihnen den Brief gegeben?«

»Eine Kammerfrau, die einen Commissionär suchte und mich dort fand.«

»Dieser Brief ist für mich?«

»Sehen Sie: »»An Herrn Petrus Herbel, Rue de l'Ouest.««

»Geben Sie.«

Petrus nahm lebhaft den Brief aus den Händen von Salvator, warf einen Blick auf die Adresse, wurde bleich wie ein Todter und rief:

»Ihre Handschrift! . . ein Brief von ihr, an mich . . . heute?«

»Ich vermuthete es,« sagte Salvator.

»Oh! mein Gott! was kann sie mir denn schreiben?«

Salvator deutete auf den Brief mit einer Geberde, welche bedeutete: »Lesen Sie!«

Petrus entsiegelte zitternd den Brief; er enthielt nur zwei Zeilen: mehrere Male versuchte er es, diese zwei Zeilen zu lesen, doch eine Blutwolke verschleierte seine Augen.

Endlich, mit einer heftigen Anstrengung, indem er sich dem Fenster näherte, um aus dem Papiere die letzten Strahlen des Tages, der zu erlöschen anfang, zu concentriren, gelang es ihm, die zwei Zeilen zu lesen.

Ohne Zweifel enthielten sie etwas Seltsames, denn zu zwei verschiedenen Malen sagte er:

»Nein, nein, unmöglich! das kann nicht sein, das ist eine Blendung!«

Endlich ergriff er Salvator beim Arme und sprach:

»Hören Sie, ich werde Ihnen sogleich diesen Brief geben, damit Sie mir sagen, ob ich verrückt oder bei Verstande bin; mittlerweile aber sagen Sie mir die Wahrheit. Hat ein unvorhergesehener Vorfall, den Sie selbst nicht kennen, gemacht, daß die Heirath nicht stattgefunden?«

»Nein,« erwiderte Salvator.

»Sie sind verheirathet?«

»Ja.«

»Sie haben sie gesehen?«

»Ich habe sie gesehen?«

»Am Altar?«

»Am Altar.«

»Sie haben den Priester sie einsegnen hören?«

»Ich habe den Priester sie einsegnen hören! Hießen Sie mich nicht dahin gehen und keine Einzelheit der Ceremonie verlieren, ihnen bis zum Hotel Lamothe-Houdan folgen, und erst bei Nacht zurückkommen, um Ihnen über Alles Bericht zu machen?«

»Das ist wahr, mein Freund, und mit Ihrer bewunderungswürdigen Güte haben Sie eingewilligt.«

»Erzähle ich Ihnen eines Tages meine Geschichte,« erwiderte Salvator mit einem sanften, traurigen Lächeln, »so werden Sie begreifen, daß jeder Mensch, der leidet, über mich wie über einen Bruder verfügen kann.«

»Meinen Dank! . . Sie haben sie also gesehen?«

»Ja.«

»Immer sehr schön, nicht wahr?«

»Ja, doch sehr bleich; bleicher noch, als Sie vielleicht.«

»Arme Regina!«

»Als sie vor der Kirchthüre aus dem Wagen stieg, bogen sich ihre Kniee unter ihr, und ich



glaubte, sie werde fallen; ihr Vater glaubte es auch, denn er trat hinzu, um sie zu unterstützen.«

»Und Herr Rappt?«

»Er trat auch hinzu, doch sie entfernte sich von ihm und warf sich gleichsam in die Arme des Marschalls. Herr Rappt gab der Prinzessin den Arm.«

»Sie haben also ihre Mutter gesehen?«

»Ja, eine seltsame Creator! noch schön, muß sie einst herrlich gewesen sein; eine sonderbare Blässe, als ob Milch statt Blut in ihren Adern fließen würde, gleichsam sich unter sich selbst biegend, kaum fähig, zu gehen wie die chinesischen Frauen, denen man die Füße gebrochen hat, unruhig und mit den Augen blinzeln beim Anblicke der Sonne wie ein Nachtvogel.«

»Doch sie, Regina?«

»Nun, dieses Zeichen von Schwäche war das einzige, das ich sie von sich geben sah. Durch eine äußerste Anstrengung ihres Willens ist sie aus der Stelle wieder das Mädchen mit der Selbstbeherrschung geworden, als welches Sie sie kennen;- sie ging mit ziemlich festem Schritte bis zum Chor, wo zwei Armstühle und zwei Kissen von rothem Sammet mit dem Wappen von Lamothe-Houdan des zukünftigen Ehepaares harrten. Der ganze Faubourg Saint-Germain war da; und mitten unter Allem dem ihre drei Freundinnen von Saint-Denis, für diejenige betend, welche der Gebete so sehr bedurfte.«

Petrus ergriff seine Haare mit vollen Händen und sagte:

»Oh! das arme Geschöpf! wie unglücklich wird es sein!«

Alsdann fragte er mit einer Anstrengung:

»Weiter?«

»Hiernach begann die Messe: es war eine feierliche Messe. Der Priester hielt eine lange Rede, während welcher Regina mehrere Male umherschautete; es war, als befürchtete und hoffte sie zugleich, Sie seien da.«

»Was hätte ich dort zu thun gehabt?« fragte Petrus mit einem Seufzer. »Einen Augenblick, — wie die Menschen, welche Opium geraucht oder Haschisch gegessen haben, machte ich einen Traum, einen köstlichen Traum . . . Ich erwachte wieder, und Sie sehe, die Wirklichkeit, mein Freund!«

Petrus stand aus, ging einige Male im Zimmer auf und ab, stellte sich sodann vor Salvator und fragte:

»Doch dieser Brief? ich bitte, mein Freund, wie ist er Ihnen übergeben worden?«

»Während der Rede des Priesters ging ich wieder nach dem Boulevard des Invalides, und ich

erwartete die Rückkehr der Neuvermählten; um zwei Uhr kamen sie. Auch hier schaute Regina, indem sie aus dem Wagen stieg, wieder umher . . . Sie waren es, den sie mit den Augen suchte, dessen bin ich sicher; mir aber begegneten ihre Augen . . . Hat sie mich wiedererkannt? es ist wahrscheinlich; mir schien es, sie mache mir ein Zeichen. Vielleicht habe ich mich geirrt . . .«

»Sie glauben, ich sei es, den sie zu sehen gehofft?«

»Sie. — Ich wartete. . . ich wartete eine Stunde, zwei Stunden. Es schlug vier Uhr im Invalidenhaus. Da öffnete sich die kleine Thüre neben dem Gitter; eine Kammerfrau kam heraus und schaute umher. Ich war hinter einem Baum verborgen; da ich errieth, daß ich es war, den sie suchte, so zeigte ich mich. Ich täuschte mich nicht; sie zog einen Brief aus der Tasche und sagte rasch: »»Diesen Brief an seine Adresse!«« dann kehrte sie wieder zurück. Ich las Ihren Namen, und ich eilte herbei.«

»Gut!« sprach Petrus, »wollen Sie nun sehen,

»Wenn Sie mich würdig erachten, Ihre Geheimnisse zu theilen, und wenn Sie mich für fähig halten, Ihnen einen Dienst zu leisten, ja,«

»So lesen Sie, mein Freund, und sagen Sie mir, ob ich schlecht gesehen habe, oder ob ich wahnwitzig bin,« erwiderte Petrus, indem er Salvator den Brief reichte.

Salvator trat ebenfalls ans Fenster, denn der Tag neigte sich immer mehr, und las halblaut:

*»Gehen Sie heute Abend von zehn bis elf Uhr vor dem Hotel auf und ab; es wird Sie Jemand abholen und bei mir einführen.*

*»Ich erwarte Sie.*

Regina.«

»Es ist also wirklich so?« wiederholte Petrus, der mit mehr Aufmerksamkeit gehört hatte, als der Verdammte beim Lesen seiner Begnadigung hört.

»Es ist Wort für Wort das, was ich Ihnen gelesen habe, Petrus.«

»Nun wohl, was denken Sie von diesem Rendezvous?«

»Ich denke, es ist etwas Erschreckliches in diesem Hause vorgefallen, daß Regina eines Vertheidigers bedarf, und da sie Sie für ein wackeres Herz und für einen redlichen Mann hält, so hat sie die Augen aus Sie geworfen.«

»Gut,« sagte Petrus, »heute Abend um zehn Uhr werde ich vor ihrem Hotel sein.«

»Brauchen Sie mich?«

»Ich danke, Salvator.«

»Wohl, es sei; doch geben Sie mir ein Versprechen.«

»Welches?«

»Daß Sie keine Waffe mitnehmen wollen . . .«

Petrus überlegte einen Augenblick.

»Sie haben Recht,« sagte er, »ich werde völlig unbewaffnet gehen.« \*

»Gut! Ruhe. Klugheit, kaltes Blut!«

»Ich werde haben; thun Sie mir aber einen Gefallen.«

»Sprechen Sie.«

»Nehmen Sie Jean Robert und Justin mit; setzen Sie Babolin und Rose-de-Noël in einen Wagen; es ist für mich Bedürfniß, allein zu sein.«

»Seien Sie unbesorgt, ich übernehme Alles.«'

»Werde ich Sie morgen wiedersehen?«

»Wünschen Sie es?«

»Ja, sehnlichst . . . indessen wohlverstanden: ich werde Ihnen von dem Geheimnisse nur den Theil sagen, über welchen ich verfügen kann.«

»Mein Freund, ein Geheimniß ist immer besser in einem Herzen, als in zwei; bewahren Sie also das Ihrige, wenn Sie können; ein arabisches Sprichwort sagt: »»Das Wort ist Silber, doch das Stillschweigen ist Gold.««

Und Petrus die Hand drückend, kehrte Salvator ins Atelier gerade in dem Augenblicke zurück, wo Roland, der sich wahrscheinlich über die Abwesenheit seines Herrn langweilte, und da er ihn näher kommen fühlte, eine Art von zärtlichem Winseln von sich gab und an der Thüre des Atelier mit derselben Delikatesse kratzte, mit der ein Hofmann des siebzehnten Jahrhunderts an der Thüre von Ludwig XIV. gekratzt hätte.



## CXXIX.

Wo sich Jean Robert nicht länger den Kopf zerbricht.

In dem Momente, wo Salvator wieder ins Atelier kam, hatte Justin die letzte Note des Liedes von Mignon gefunden: man hatte die Candelaber der Orgel angezündet, und bereit zu singen, drückte der Componist seine Finger aus die Klaviatur und seinen Fuß aus das Pedal.

Doch bei den ersten Aekorden, die der Musiker dem Instrumente entlockte, bei den ersten Noten, die seine Stimme vernehmen ließ, begann Roland, mochte er nun die Musik lieben oder sie hassen, ein Accompagnement von kläglichen Schreien und heftigem Kratzen, daß es unmöglich wurde, einen einzigen Takt zu hören.

»Ei!« sagte Jean Robert, »es ist also nicht Roland vor der Thüre?«

»Doch,« erwiderte Salvator.

»Lassen Sie ihn herein!«

»Ah! ja, lassen Sie ihn herein; ich will ihn sehen,« rief Rose-de-Noël. »Babolin, mach' Roland die Thüre aus.«

Entzückt, die Bekanntschaft des Hundes von Salvator zu machen, lief Babolin an die Thüre, öffnete und sagte:

»Komm', Roland.«

Roland hatte diese Einladung nicht nöthig; in zwei Sprüngen war er bei Salvator. Doch, plötzlich, statt seinen Herrn zu liebkosen, wozu er sich anzuschicken schien, blieb er stehen und wandte seine Blicke gegen Rose-de-Noël.

»Nun, Roland,« fragte Salvator, »was gibt es denn? . . Und Du, was hast Du, Rose-de-Noël?«

Diese Frage wurde, wie man sieht, aus halbe Rechnung an den Hund und an das Kind gemacht.

In der That, der Blick des Hundes war seltsam, flammend, gewisser Maßen zauberhaft geworden, und diejenige, aus welcher der Blick von Roland verweilte, heftete ihrerseits aus den Hund ein Paar erstaunte, sonderbare, so zu sagen, stiere Augen, deren Strahl sich mit dem kreuzte, welcher aus den Augen des Thieres hervorsprang.

Zwei Feinde bereit, aus einander loszustürzen, schauen sich nicht mit einem so starren und entflammten Auge an; und dennoch war es nicht der Zorn, es war das Erstaunen, was in den Augen des Hundes glänzte; es war nicht der Haß, es war eine Art von freudiger Furcht, was in den Augen des Mädchens glänzte.

Die Augen des Mädchens schienen zu sagen: »Ah! mein guter Hund, bist du es wirklich?«

»Die Augen des Hundes sagten: »Bist Du es wirklich, Mädchen?«

Sodann, plötzlich, als wäre die Wiedererkennung hinreichend gemacht, und als zweifelte Roland nicht mehr, — in dem Momente, wo Rose-de-Noël die Arme gegen ihn ausstreckte, — sprang er aus sie zu.

Das Kind und der Hund trafen zusammen und rollten aus die Erde, wobei das Kind die Arme um den Hals des Hundes geschlungen hielt.

Obgleich Salvator den sanften Charakter von Roland kannte, glaubte er doch, es sei eine Tollheit, wie sie die Hunde zuweilen haben, und stieß einen Schrei aus, während er zugleich, mit dem Fuße stampfend, mit gebieterischer Stimme Roland zurief:

»Hier, Roland!«

Man weiß, daß Roland seinen Herrn verstand und liebte; man weiß, daß er blindlings ihm gehorchte, der nicht nur sein Herr, sondern auch sein Retter war. Nun wohl, Roland verstand nichts; eröffnete seinen ungeheuren Rachen, als wollte er das Kind verschlingen,

Jean Robert und Justin glaubten, der Hund sei wüthend; Jeder von ihnen sprang nach einer Waffe und stürzte sich auf das Thier.

Rose-de-Noël errieth aber ihre Absicht und rief:

»Oh! thun Sie *Brasil* nichts zu Leide!«

Niemand konnte diesen Ruf begreifen, Jedermann konnte aber sehen, daß das Mädchen keine Gefahr lief.

Ueberdies hatte sich der Hund zu Rose-de-Noël gelegt und wälzte sich aus ihren Füßen mit dem Geheule der Freude, das Petrus aus seinem Zimmer herauszukommen veranlagte.

»Was gibt es denn?« fragte Petrus.

»Etwas Seltsames,« erwiderte Salvator, »jedoch ohne alle Gefahr.«

»Sehen Sie doch Ihren Hund, Salvator!«

»Ja, ich sehe ihn.«

Er winkte Petrus, zu schweigen, und Jean Robert und Justin, sich zu entfernen.

Babolin nahm seinen Rückzug.

Das Kind und der Hund blieben allein mitten im Atelier.

Sie wetteiferten in freudigen Schreien.

»Ah! mein schöner, mein guter, mein theurer Brasil!« sagte das Mädchen, »du bist es also! du bist also hier! Du hast mich also wiedererkannt? . . Ich auch, ich erkannte dich auch.wieder!«

Und der Hund seinerseits antwortete durch Schreien, durch Heulen, durch Purzelbäume, welche andeuteten, seine Freude sei nicht kleiner, als die des Kindes.

Es lag zugleich etwas Rührendes und etwas Erschreckliches in dieser Scene,

Plötzlich kam Salvator, der vergebens den Hund mit dem Namen Roland gerufen hatte, aus den Einfall, ihn Brasil zu nennen, wie es das Mädchen gethan.

Brasil wandte sich um.

»Brasil!« wiederholte Salvator.

Brasil war mit einem Sprunge bei seinem Herrn, richtete sich aus den Hinterpfoten aus, legte seine Vorderpfoten aus die Schultern von Salvator, und schüttelte den Kopf mit einem Ausdrücke von Glück, wie man nie geglaubt hätte, daß die Physiognomie eines Hundes ihn offenbaren könne. Dann nahm er Salvator mit den Zähnen bei seiner Sammetjacke und zog ihn zu Rose-de-Noël.

»Brasil! Brasil!« wiederholte das Kind, seine Hände an einander schlagend.

»Ei! Du irrst Dich.« sagte Salvator mit Absicht. »Mein Hund heißt nicht *Brasil*; er heißt Roland.«

»Ah! ja wohl! sehen Sie nur: komm hierher, Brasil!«

Und abermals verließ der Hund seinen Herrn und sprang zu dem Kinde.

Es blieb kein Zweifel übrig: Rose-de-Noël und Brasil hatten sich gesehen, Rose-de-Noël und Brasil hatten sich gekannt.

Doch wann?

Ohne Zweifel zu der Zeit, welcher sich Rose-de-Noël nie ohne Schrecken erinnerte, und deren Ereignisse aus sie einen so tiefen Eindruck hervorgebracht hatten, daß sie diese Ereignisse selbst Salvator, ihrem besten Freunde, nie hatte erzählen wollen.

Die Neugierde Aller derjenigen, welche dieser Scene beiwohnten, und selbst die von Petrus, so sehr er in seinem Innern von seiner eigenen Lage in Anspruch genommen war, wurde lebhaft erregt.

Jean Robert wollte ein paar Fragen an Rose-de-Noël richten; Salvator ergriff ihn aber bei der Hand und winkte ihm, zu schweigen.

Er erinnerte sich des dem Kinde in seinem Delirium entschlüpften Ausrufes: »Oh! tödten Sie mich nicht, Madame Gérard!«

Er erinnerte sich, daß Brocante ihm gesagt hatte, sie habe eines Abends Rose-de-Noël querfeldein aus der Höhe des Dorfes Juvisy fliehend gefunden; sie war damals bekleidet mit einem weißen Röckchen, bedeckt mit Blut, das aus einer Wunde floß, welche ihr ein schneidendes Instrument am Halse gemacht hatte.

Er erinnert? sich endlich, indem er die Epochen zusammenstellte, daß er an demselben Tage oder am folgenden, aus der Ebene von Viry jagend, am Rande eines Grabens einen von einer Kugel durchbohrten Hund gefunden, daß er diesen Hund verbunden, geheilt, und, da er nicht wußte, welchen Namen er ihm nach seiner Wiederherstellung geben sollte, mit dem Namen Roland getauft hatte.

Nun hieß also Roland Brasil mit seinem wahren Namen, und Brasil kannte Rose-de-Noël.

Es fragte sich noch, ob ein Zusammenhang zwischen Brasil und dieser Madame Gerard stattfand, welche, wenn man dem Geschrei des Kindes im Delirium Glauben schenkte, Rose-de-Noël hatte tödten wollen.

Alle diese Reflexionen gingen rasch wie der Gedanke durch den Geist von Salvator.

»Wohl, es sei,« sagte er zu Rose-de-Noël, »Roland heißt nicht Roland, er heißt Brasil.«

»Ei! gewiß, heißt er Brasil«

»Ich glaube es. Nun, kannst Du mir sagen, wo Du Brasil gekannt hast?«

»Wo ich Brasil gekannt habe?« erwiderte Rose-de-Noël erbleichend.

»Ja, kannst Du mir das sagen?«

»Nein, nein,« antwortete das Kind immer mehr erbleichend, »nein, ich kann es nicht.«

»Nun wohl,« sagte Salvator, »ich weiß es.«

»Sie wissen es,« rief Rose-de-Noël, indem sie ihre Augen zu einer Größe um das Doppelte ihrer gewöhnlichen Größe aufriß.

»Ja, bei . . .«

»Sagen Sie es nicht, mein Freund Salvator! sagen Sie es nicht!« rief das Kind.

»Bei Madame Gerard.«

Rose-de-Noël stieß einen Schrei aus, wankte und sank beinahe ohnmächtig in die Arme von Salvator.

Brasil gab ein klägliches Geheul von sich.

So kläglich, daß die Anwesenden einen Schauer ihre Adern durchlaufen fühlten.

Die Stirne von Rose-de-Noël war mit Schweiß bedeckt, und ihre Lippen waren bläulich geworden.

Salvator erschrak selbst über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

»Ah!« sagte er, »man muß diese Kleine mit Babolin in einen Fiacre setzen und sie nach Hause zurückführen. Wer übernimmt das?«

»Ich!« erwiderten gleichzeitig Jean Robert und Justin.

»Ich, ich habe etwas Anderes zu thun.«

»Kann ich mit Ihnen gehen?« fragte Jean Robert Salvator.

»Wohin?«

»Wohin Sie gehen.«

»Nein.«

»Ich glaube indessen, daß etwas wie ein Roman, bei dem, was da vorgefallen, ist.«

»Etwas Besser« als ein Roman, mein Dichter: es ist eine Geschichte, die mir ganz das Aussehen einer entsetzlichen Geschichte hat!«

»Werden wir diese Geschichte erfahren?«

»Es ist wahrscheinlich, da Sie eine Rolle darin spielen.«

»Mein lieber Salvator,« sprach Justin, »vergessen Sie nicht, daß das Herz von einem Ihrer Freunde leidet, und wenn Sie unter Allem dem etwas Neues von meiner armen Mina erfahren . . .«

»Seien Sie unbesorgt, Justin; Sie und Mina, Sie sind in dem Winkel meines Geistes, in welchem ich meine theuersten Freunde verwahre.«

Und er gab Petrus die Hand, während er mit ihm zugleich ein Zeichen des Verständnisses wechselte, nahm Rose-de-Noël in seine Arme, — denn, obgleich halb zu sich gekommen, war das Kind doch außer Stande, zu gehen, — stieg mit ihr die drei Stockwerke hinab, legte sie in einen Fiacere, den Jean Robert holte, und schickte sie unter der Obhut von Babolin und den zwei jungen Leuten nach Hause.

»Begreifen Sie etwas von dem, was vorgefallen ist, Justin?« fragte Jean Robert.



»Nein, und Sie?«

»Durchaus nichts. *Ich zerbreche mir auch nicht länger den Kopf*; ein gutes Geschäft für Brasil!«

Brasil hatte Anfangs mit der kleinen Rose-de-Noël in den Wagen steigen wollen, dann hatte er ihr folgen wollen; jedes Mal hatte ihn aber Salvator zurückgehalten, und, seltsamer Weise, mehr mit dem Raisonement, wie er einen Menschen zurückgehalten hätte, als mit einem Befehle, einem Commando, einem Fluche, wie man einen Hund zurückhält.

Sodann, als der Wagen, der Rose-de-Noël wegführte, verschwunden war, ging er wieder die Allee de l'Observatoire hinaus und murmelte:

»Komm. Brasil, komm mit mir! Du mußt mir wohl den Mörder dieses Kindes auffinden helfen.«

Und Brasil, als hätte er begriffen, machte keine Miene mehr, dem Wagen seiner kleinen Freundin zu folgen; er begnügte sich damit, daß er den Kopf nach der Seite, wo sie verschwunden war, umdrehte und ein mehr zärtliches, als schmerzliches Geheul an sie richtete.



## CXXX.

Der Mensch, der seinen Hund kennt und der Mensch,  
der sein Pferd kennt.

Nach zehn Minuten war Salvator, in der Rue Macon, und er öffnete die Thüre des kleinen Speisezimmers, dessen pompejanische Fresken, als er sie zum ersten Male gesehen, Jean Robert so sehr in Erstaunen gesetzt hatten.

An dem Geräusche, das er eintretend machte, an seiner Art, die Thüre des Speisezimmers zu öffnen, erkannte Fragola ohne Zweifel ihren geliebten Salvator. Denn zu gleicher Zeit wie die Thüre des Speisezimmers öffnete sich die Thüre des Schlafzimmers, und die zwei schönen jungen Leute lagen einander in den Armen.

Es war sechs Uhr; das Mittagsbrod wartete.

»Wir werden rasch speisen,« sagte Salvator; »ich habe eine kleine Reise zu machen.«

Fragola ließ am Leibe des jungen Mannes die zwei Arme, mit denen sie seinen Hals umschlungen hatte, hinabgleiten.

»Eine Reise?« sagte sie traurig, aber mit Resignation.

»Ja, sei ruhig, meine Geliebte, sie wird nicht lange dauern. »Morgen bei Tagesanbruch werde ich wieder hier sein.«

»Es fragt sich aber nun, ob sie nicht gefährlich ist.« sagte Fragola.

»Ich glaube Dir dafür stehen zu können, daß sie es nicht ist.«

»Sicherlich?«

»Sicherlich.«

»Dann gibst Du mir Urlaub?«

»Allerdings!«

»Carmelite ist gerade heute nach Paris zurückgekehrt; wir haben ihr, mit Lydia und Regina, eine kleine Wohnung gemiethet, damit sie sich um nichts zu bekümmern hat. Wir ließen alle Meubles vom Pavillon von Colombau dahin bringen. Frau von Marande gibt heute Abend einen großen Ball; Regina heirathet oder hat vielmehr diesen Morgen geheirathet: das wird ein trauriger Abend für Carmelite sein, wenn sie ihn allein zubringt, und mit Deiner Erlaubnis . . .«

Salvator schnitt das Wort auf den Lippen von Fragols ab.

»Werde ich ihr Gesellschaft leisten,« fügte sie lächelnd bei.

»Geh', mein Kind, geh'!«

Trotz dieser Erlaubniß schloßen sich die Arme von Fragola, die sich wieder um den Hals von Salvator geschlungen hatten, enger, statt sich zu erweitern.

»Du hast noch etwas von mir zu verlangen,« sagte lächelnd der junge Mann.

»Ja.« antwortete Fragola mit ihrem reizenden Kopfe nickend.

»Nun, so sprich.«

»Carmelite ist immer entsetzlich traurig, und mir scheint, wenn ich ihr eine Geschichte erzählen würde, welche eben so traurig ist als die ihrige, trauriger sogar in ihren Anfängen, die aber nichtsdestoweniger mit einer großen Freude geendigt hat, das würde sie trösten.«

»Und welche Geschichte möchtest Du denn gern Deiner armen Freundin erzählen, meine gute Fragola?«

»Die meine.«

»Erzähle, mein Kind,« sagte Salvator, »und während Du sprichst, werden Dich die Engel hören.«

»Ich danke.«

»Und wo wohnt Carmelite?«

»In der Rue de Tournon.«

»Was wird sie machen, das arme Geschöpf?«

»Du weißt, sie hat eine herrliche Stimme.«

»Nun?«

»Sie sagt, nur Eines könne, wenn nicht sie trösten. Doch ihr das Leben erträglich machen.«

»Ja, sie will singen, sie hat Recht! Aus den gebrochenen Herzen kommen die erhabenen Gesänge. Sage ihr, ich übernehme es, für ihren Gesanglehrer besorgt zu sein. Ich kenne den Mann, den sie braucht, und ich habe ihn bei der Hand.«

»Oh! Du, Du bist wie jener Fortunatus, dessen Geschichte Du mir einst erzähltest, und der eine Börse hatte, aus der er einen um den andern alle Gegenstände zog, die er zu haben wünschte.«

»So wünsche etwas, Fragola.«

»Ah! Du weißt wohl, daß ich nur Deine Liebe haben will.«

»Und da Du sie ganz hast . . . «

»So wünsche ich nur Eines: sie zu erhalten.«

Und sich erinnernd, daß ihr Salvator Eile empfohlen hatte, küßte ihn das Mädchen zum letzten Male und ging in die Küche, während er in sein Schlafzimmer eintrat.

Nach zehn Minuten kehrten Beide ins Speisezimmer zurück; Fragola hatte den Tisch in Bereitschaft gesetzt, um Gäste zu empfangen, Salvator hatte eine vollständige Jägertracht angelegt, Jacke, Weste, Beinkleider mit großen Kamaschen und Sammetmütze.

Fragola schaute Salvator mit Erstaunen an.

»Du gehst aus die Jagd?« fragte sie.

»Ja.«

»Ich glaubte, die Jagd sei geschlossen.«

»Sie ist es in der That; doch ich gehe auf eine zu jeder Zeit offene Jagd, aus die Wahrheitsjagd.«

»Salvator,« sprach Fragola, leicht erbleichend, »betrachtete ich es nicht als ein Verbrechen der Vorsehung, wenn Dir ein Unglück begegnete, so hätte ich das seltsame Leben sehend, das Du führst, nicht einen Augenblick Ruhe.«

»Du hast Recht,« sprach Salvator mit einer Feierlichkeit, die man zuweilen an ihm wahrnahm, »ich bin unter dem Schutze des Herrn; Du hast also nichts zu befürchten.«

Und er reichte Fragola die Hand.

Mit dieser Hand wischte sich Fragola eine Thräne ab.

»Nun?« fragte Salvator.

»Ja, ja. ich bin toll, mein Geliebter . . . Uebrigens gibt es Eines, was mich beruhigt: daß Du als Jäger ausgehst und folglich mit Deinem Gewehre. . . «

»Und mit Roland.«

»Oh! dann bin ich ganz ruhig; und zum Beweise, sieh!«

Und das Kind lächelte mit jenem reizenden Lächeln mit den rosigen Lippen und den weißen Zähnen, das nur der Jugend angehört.

Beide setzten sich einander gegenüber zu Tische. In Ermangelung ihrer Hände berührten sich

ihre Füße; in Ermangelung von Worten wechselten sie ein Lächeln.

Während des Mahles hegte Salvator ganz besondere Sorge für Roland; es entschlüpfte ihm, daß er ihn Brasil nannte, was den Hund vor Freude springen machte.

»Brasil?« wiederholte Fragola mit einem fragenden Ausdrucke.

»Ja, ich habe Nachricht von der Jugend unseres Freundes erhalten,« sagte lachend Salvator. »Ehe er Roland hieß, hieß er Brasil. Behauptest Du nicht zuweilen, ehe ich mich Salvator genannt, habe ich einen anderen Namen geführt, und ehe ich Commissionär gewesen, sei ich etwas Anderes gewesen? Es ist mit Roland wie mit mir, liebe Fragola. Wie der Herr, so der Hund.«

»Du bist geheimnißvoll wie ein Roman von Herrn d'Arlincourt.«

»Und Du, Du bist schön und reizend wie eine Heldin von Walter Scott.«

»Werde ich die Geschichte von Roland erfahren?«

»Ei! wenn er sie mir erzählt.«

»Wie, wenn er sie Dir erzählt?«

»Ja, Du weißt, daß ich manchmal mit Roland plaudere.«

»Und ich auch; er versteht mich, und er antwortet mir.«

»Schöner Witz! Du, bist Du nicht ich?«

»Und er hat Dir schon etwas von seiner Geschichte gesagt?« fragte Fragola, welche vor Neugierde starb.

»Er hat mir gesagt, er heiße Brasil. Nicht wahr. Roland, Du hast mir gesagt, Du heißest Brasil?«

Roland drehte sich einige Male um sich selbst, als liefe er seinem Schweife nach, und bellte freudig.

»Erräthst Du, wohin wir gehen, Brasil?« fragte Salvator.

Der Hund brummte.

»Ja, Du erräthst es . . . Werden wir finden, was wir suchen, Brasil?«

Brasil brummte aufs Neue.

»Du bist also bereit, mich zu führen?«

Statt jeder Antwort wandte sich der Hund nach der Thüre, richtete sich aus seinen Hinterpfoten aus, und fing an an der Füllung zu kratzen.

Hätte er Salvator geantwortet: *Folge mir!* diese zwei Worte wären nicht ausdrucksvoller gewesen.

»Du siehst,« sagte Salvator, »Brasil wartet nur aus mich. Morgen früh, meine Geliebte. Erfülle Deine Sendung als Trösterin. Vielleicht werde ich meine Pflicht als Rächer thun.«

Dieses letzte Wort machte Fragola zum zweiten Male erleichen; Salvator erkannte aber ihre Furcht nur an einer zärtlicheren Umarmung und an einem ausdrucksvollern Pressen seiner Hand.

In dem Augenblicke, wo Salvator den Fuß aus die Straße setzte, schlug es sieben Uhr aus Notre-Dame.

Salvator wandte sich nach dem Pont Saint-Michel, Brasil ging stolz zwanzig Schritte vor ihm.

Zu jener Zeit, so nahe sie der unsern ist, gab es nur drei Arten, eine Reise von fünf Lieues zu machen: zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen.

Man erblickte nur in der Ferne der Civilisation den Rauch der Eisenbahnen.

Zu Fuße nach Juvisy gehen, wäre sicherlich für einen Angestellten eine heilsame Leibesübung gewesen, doch für einen Mann wie Salvator, der die Gewohnheit des Gehens hatte, bot diese Uebung durchaus nichts Ergötzliches.

Es blieb das Pferd oder der Wagen.

Ein Jäger mit seinen Kamaschen, seiner Jagdtasche und seiner Flinte hat immer eine seltsame Tournure zu Pferde, und besonders auf einem Miethpferde; Salvator hatte also nicht einen Augenblick den Gedanken, zu reiten.

Es blieb der Wagen.

Aus der Place du Palais-de-Justice, dem Pfahle gegenüber, wo man die zur Brandmarkung Verurtheilten ausstellte, stationirte eine Art von Kutsche, oder Kuckuk, oder Wagen nach Belieben, ohne Zweifel mit diesem letzten Namen genannt, weil er nur dahin ging, wohin ihn der Wille seines Führers gehen machte.

Die gewöhnliche Bestimmung von diesem war die Cour de France, und mehr als einmal war der Vorübergehende, da er an den Scheiben von einem der Läden, vor dem genannter Kuckuk stationirte, die zwei Worte: *Viry Käse*, angeklebt sah, versucht gewesen, einen Wagen zu nehmen, welcher nach einem Lande führte, das so guten Käse machte.

In der That, die Käse von Viry, doppelte Sahne, erfreuten sich und erfreuen sich noch bei den wahren Liebhabern eines unbestreitbaren und unbestrittenen Rufes, wie aus den Karten der drei bis vier berühmten Restaurateurs von Paris ersichtlich ist.

Salvator kannte ganz wohl den Wagen, der nach dem beglückten Lande führte; der Führer seinerseits kannte Salvator vollkommen. In Folge hiervon war man über den Preis sehr schnell einig, und gegen die Summe von fünf Franken hatte Salvator das Recht für sich und seinen Hund über den Wagen die ganze Nacht hindurch zu verfügen.

Nachdem diese Anordnung getroffen war, winkte Salvator Roland, und dieser sprang, ohne Umstände zu machen, mit einem Satze in den Wagen und legte sich als wohl gezogener Hund sogleich unter die Banquette.

Salvator stieg nach ihm ein, lehnte sich in eine der Ecken, streckte seine Beine aus, stellte seine Flinte so gut er nur immer konnte, um den zwei vortrefflichen Läusen von Reynette die Erschütterung zu ersparen, und als diese Vorsichtsmaßregeln genommen waren, gab er dem Kutscher den Abschied mit den Worten:

»Wann Sie wollen.«

Das war aber nicht Alles, was der Kutscher wollte: man mußte dem Willen des Führers den des Pferdes beifügen.

Nie aber schien ein Pferd weniger geneigt, den Ermahnungen seines Führers zu gehorchen, als es dieses abgemergelte Thier war, welches von der Vorsehung die Misston erhalten hatte, Salvator zur Aufsuchung des geheimnißvollen Verbrechens zu führen, über das ihm die Wiedererkennung von Rose-de-Noël Verdacht gegeben hatte.

Endlich, nach einem Kampfe von zehn Minuten, entschloß sich das besiegte Thier, sich aus den Weg zu begeben.

»Ah!« sagte der Kutscher mit der Sicherheit eines Mannes, der sein Roß gründlich kannte, »das ist einer, der, wenn er je zwölftausend Livres Rente bekommt, keinen Kuckuk kaufen wird!«

---

## CXXXI.

### Querfeldein.

Es würde uns ein großes Vergnügen gewähren, das Gespräch von Salvator, dem Kutscher und dem Hunde zu erzählen; diese Erzählung würde einmal mehr dem Leser den allgemeinen Rus von Salvator zeigen; doch wir werden so viele Gelegenheiten haben, die ausgezeichneten Eigenschaften unseres Helden hervorzuheben, daß wir die Einzelheiten vernachlässigen.

Man kam nach Juvisy: es war ungefähr zehn Uhr Abends; Salvator sprang aus dem Wagen; Roland sprang ihm nach.

»Bringen Sie die Nacht hier zu, Herr Salvator?« fragte der Kutscher

»Wahrscheinlich, mein Freund.«

»Soll ich Sie erwarten?«

»Bis um welche Stunde gedenkst Du selbst zu bleiben?«

»Das hängt von den Umständen ab. Hätte ich Hoffnung, Sie zurückzuführen, so würde ich bis morgen früh um vier warten.«

»Wohl denn, begnügt Du Dich mit derselben Summe, um mich zurückzuführen, wie um mich hierher zu bringen . . ?«

»Oh! Sie wissen wohl, Herr Salvator, daß ich, Sie einzig und allein um des Vergnügens willen, Ihnen einen Dienst zu thun, führen würde,«

»Gut also, das ist abgemacht: warte bis vier Uhr, und mag ich um vier Uhr zurückgekommen oder nicht zurückgekommen sein, hier sind zehn Franken, fünf für die Fahrt hierher, fünf für die Rückkehr.«

»Ei! verzeihen Sie, wenn ich Sie aber nicht zurückführe?«

»Nun, dann sind die fünf Franken dafür, daß Du aus mich gewartet hast,«

»Wie es Ihnen Vergnügen macht! Und man wird obendrein auf Ihre Gesundheit trinken, Herr Salvator!«

Salvator nickte mit dem Kopfe zum Zeichen des Dankes, und verschwand seinen Hund rufend, in einem Gäßchen, das aus die Ebene ging. Roland oder Brasil, wie man ihn nennen will, denn wir werden ihm ohne Unterschied beide Namen geben, war ein Thier von bewunderungswürdigem Verstande: seit dem Augenblicke des Abgangs schien er begriffen zu haben, wohin man ging und sogar in welcher Absicht man ging. Salvator lies, sich auch gewisser



Maßen von ihm führen.

Nach fünf Minuten war er bei den Fontaines de la Cour de France.

Er überschritt die Straße und gelangte auf die Ebene.

Salvator folgte ihm fortwährend. Roland lief querfeldein und führte Salvator an den Graben, wo ihn sieben Jahre vorher Salvator verwundet, blutig und den Leib von einer Kugel durchbohrt gesunden hatte.

Hier angelangt, legte sich der Hund nieder, und stieß ein dumpfes Stöhnen aus, als wollte er sagen: »Ich erinnere mich meiner Wunde;« sodann stand er wieder aus und leckte Salvator die Hand, als wollte er sagen: »Ich erinnere mich meines Retters.«

Will man nun genau die Oertlichkeit kennen lernen, wohin wir unser Drama versetzen? will man zum Voraus das Terrain sehen, das wir durchlaufen werden? Nichts kann leichter sein.

Das Dorf Juvisy oder die Cour de France, welche nur hundert Schritte davon entfernt ist, bildet gerade den Gipfel des Winkels der zwei Eisenbahnlinien von Corbeil und von Orleans; das heißt, geht man von Paris nach Essonne und hält in Fontainebleau an, so hat man zu seiner Linken die Linie der Eisenbahn, welche nach Corbeil führt, und zu seiner Rechten die Linie der Eisenbahn, welche nach Etampes und Orleans führt.

Hier ist das Land wenig pittoresk.

Gehen Sie aber hundert Schritte weiter links, das heißt nach der Seite der Seine, gegen den kleinen Flecken Chatillon, der von fern den Effect einer einzigen am User des Flusses liegenden Fischerhütte macht, dann werden Sie ungeheure Horizonte von Hügeln und Wäldern entdecken: dann werden Sie, wenn Sie die Laune erfaßt, einen Nachen vom User loszumachen und beim Mondscheine aus der Seine hinzufahren, durch den Wald von Sénart, der seine tausend Arme zum Himmel zu erheben scheint, traurige Geräusche wie Klagen, melancholisches Gemurmel wie Gebete vernehmen.

Der Wald von Sénart bereitet aus die Sandsteine von Fontainebleau vor, wie die Sandsteine von Fontainebleau aus die Felsen der Schweiz vorbereiten.

Gehen Sie nun statt links zu gehen rechts, das heißt gegen Etampes und Orleans, so bietet das Land viel mehr Unebenheiten.

Dann werden Sie Savigny finden, berühmt durch sein herrliches Schloß, erbaut zur Zeit von Karl VII.; Mortan, berühmt durch seine Butter; Viry, berühmt durch seine Käse; zehn kleine Dörfer auf dem Gipfel grüner Hügel sitzend oder verloren in der Tiefe eines Thälchens, mitten unter Baumgruppen, die sich aneinander zu drängen scheinen, um ihnen einen Wall zu bilden; ferner die ganze Landschaft beherrschend der Thurm von Monthery, der, von fern, wie eine aufmerksame Schildwache Tag und Nacht, das Gewehr im Arme, das Auge offen, am höchsten Punkte des Horizontes wacht; ein kleiner Fluß, der Fluß Orge, quer durch alle diese Dörfer wie

eine moirirte, buntscheckige Schärpe geworfen, wo den ganzen Tag der Waschbläuel der Mädchen der benachbarten Dörfer am User ertönt, wie um Mitternacht der Bläuel der Wäscherinnen der Legende. Endlich tausend unerwartete Abwechslungen des Terrain: Weiden, die ihre blonden Haare in den Bächen benetzen, und, wenn sie der Wind schaukelt, in der Sonne wie Diamanten funkelnde Tropfen springen machen; weiße Häuser, grüne Fußpfade, eine reine Lust, ein frischer Wind, der der Hauch eines Urlandes zu sein scheint, Alles gibt diesem reizenden Winkel der Erde einen Duft von Milde und Heiterkeit, den man vergebens anderswo sucht.

Ein letztes Wort, ein letztes Zusammentreffen.

Die zwei Dörfchen Viry und Savigny sind zum Täuschen ihren Homonymen ähnlich, das heißt den zwei Dörfern Viry und Savigny, welche zwei Stunden von Genf liegen.

Zwischen diesen zwei ersten Flecken, — rechts vom Gipfel des Winkels, welcher heute die Gabeltheilung der, damals noch nicht vorhandenen, Eisenbahn bildet, — fand sich der Graben, den Roland aus eine so verständige Art als die Stelle, die ihm als Schmerzenslager gedient, wiedererkannt hatte.

»Ah!« sagte Salvator, »es ist also da, mein guter Hund?«

»Ja,« machte Roland, indem er ein Winseln von sich gab.

»Doch wir sind nicht allein gekommen, um diesen Platz wiederzuerkennen, nicht wahr, mein armer Brasil?«

Der Hund hob den Kopf empor und schaute seinen Herrn an; seine Augen glänzten in der Nacht wie zwei Karfunkel, und er sprang vorwärts.

»Ja, ja,« murmelte Salvator, »du hast begriffen, mein wackerer Gefährte. Ah! wie viele Menschen, die dich verachten als ein Vieh, sind doch weniger verständig als du! Komm, oder vielmehr geh, ich folge dir.«

Brasil schien sich mit Freude vom Graben zu entfernen. Bewahrte das Thier, wie es der Mensch thut, das Gefühl des vergangenen Schmerzes in der Tiefe seines Gedächtnisses?

Gewiß ist, daß er vier bis fünfhundert Schritte der Straße nach Juvisy folgte; an einem Hügelchen angelangt, blieb er sodann stehen und beroch die Erde um sich her.

An diesem kleinen Hügel zog sich ein Fußpfad hin, der nach einer Brücke führte.

Als er diesen Hügel erreicht hatte, schien Roland zu zögern.

»Such'. Roland, such',« sagte Salvator.

Roland blieb wie entmuthigt stehen.

»Vorwärts. Brasil!« rief Salvator, »vorwärts, mein guter Hund.«

Der Name Brasil schien ihm seinen Muth wiederzugeben.

»Such',« fuhr Salvator fort. »such!«

»Einen Augenblick Geduld. Herr,« schien der Hund zu erwiedern, »ich muß mich auch erinnern!«

Salvator näherte sich ihm mit sanften Worten, liebte ihn zugleich mit der Stimme und mit der Hand. Aber Brasil, wie ein von einem großen Gedanken in Anspruch genommener Hund, und die Wichtigkeit des Entschlusses, den er fassen wollte, begreifend, schien gleichgültig gegen diese Stimme und diese Liebkosungen, die ihn gewöhnlich so glücklich machten.

Plötzlich hob er wie erleuchtet den Kopf empor, schaute Salvator an und schien zu sagen:

»Ich bin da, Herr!«

»Vorwärts, mein guter Brasil! vorwärts!« rief Salvator.

Der Hund eilte vom Hügel weg und stieg rasch den abhängigen Fußpfad hinab, die zu der von uns erwähnten kleinen Brücke führt.

Das ist ein Brückchen von zwei Bogen, genannt der *Pont Godeau*.

Salvator folgte ihm mit der Geschwindigkeit des Jägers, welcher fühlt, daß sein Hund auf einer Fährte ist.

Hier angelangt, trat der Hund in eine Allee von blühenden Apfelbäumen ein. Die Dunkelheit verhinderte, daß man diese schönen, ganz von ihrem rosigen Schnee bedeckten Bäume sah; doch die Atmosphäre war erfüllt von Wohlgerüchen.

Salvator folgte Brasil auf diesem neuen Wege, einem wahren normannischen, frischen, grünen Wege.

Brasil marschirte hastig, ohne eine Secunde anzuhalten, ohne rückwärts zu schauen.

Man hätte glauben sollen, er fühle sich von nahe von seinem Herrn gefolgt.

Allerdings sagte ihm Salvator, während er ihm folgte, leise, aber mit jener scharfen Stimme, welche die Hunde so gut zum Suchen anstachelt:

»Such', Brasil, such'!«

Der Hund ging immer weiter.

In diesem Augenblicke erleuchtete sich der Himmel.

Der Mond trat aus einem tiefen Ocean von Wolken hervor, und man kam an das Gitter eines Parkes.

Da,— seltsamer Weise! in dem Momente, wo der Mond sich zeigte, der Mond, klar, breit und hoch, wandte sich der Hund um, schaute den Himmel an und heulte kläglich.

Man mußte den ruhigen Muth von Salvator haben, um sich nicht erfaßt zu fühlen vom Schauer des Schreckens, mitten in dieser stillen Nacht, zu dieser Stunde, wo der Mond jedem Gegenstande einen fantastischen Anblick gibt, und wo man kein anderes Geräusch hört, als das ferne Gebell der Hunde, welche in den Pachtböfen wachen, und das Gemurmel der dürren Zweige, die sich an einander mit einem Geklapper reiben ähnlich dem der Gerippe, welche sich am Galgen schaukeln.

Salvator begriff den Gedanken des Hundes.

»Ja,« sagte er, »mein guter Brasil, nicht wahr, in einer solchen Nacht hast du dieses Haus verlassen. Such', Brasil, such'! wir arbeiten für deine kleine Herrin.«

Der Hund blieb unbeweglich vor dem Gitter.

»Nun ja, ich sehe es wohl,« sagte Salvator, »hinter diesem Gitter war das Haus, wo du mit deiner kleinen Gebieterin aufgezogen wurdest, nicht wahr?«

Der Hund schien zu verstehen. Er ging am Gitter hin, bald von links nach rechts, bald von rechts nach links, bewegte geräuschvoll seinen langen Schweif und streifte damit jede Stange.

Man hätte glauben sollen, es sei einer von den schönen jungen Löwen des Jardin des Plantes, wie er voll Majestät den Boden seines Käfichs durchfurcht.

»Vorwärts, Brasil! vorwärts!« sagte Salvator, »wir können die Nacht nicht hier zubringen. Gibt es keinen andern Eingang hier? Such, mein guter Hund, such'!«

Da schien Brasil einen Entschluß zu fassen. Es war, als ob er selbst erkannte, aus dieser Seite sei der Eingang unmöglich. Er lief also rasch ungefähr hundert und fünfzig Schritte an der Mauer hin; dann blieb er stehen, richtete sich auf und legte seine Schnauze an den Stein.

»Ho! ho!« sagte Salvator, »hier ist etwas, wie es scheint.«

Er näherte sich, schaute aufmerksam, und trotz des Bebens der Zweige eines Baumes, dessen Schatten sich zwischen ihn und den Mondschein stellte, sah er mitten an der grauen, einförmigen Tinte der Mauer eine unregelmäßige Gipsplatte von vier bis fünf Fuß im Umkreise erscheinen.

»Gut. Freund Brasil, gut!« sagte Salvator; »hier war eine Bresche, welche nicht mehr zu finden du dich wunderst; sie ist seitdem zugemacht worden, mein guter Hund. Du bist durch diese Bresche hinausgegangen, du gedachtest aus demselben Wege zurückzukehren, doch der Eigenthümer hat Ordnung in die Sache gebracht. Nicht wahr, so ist es?«

Der Hund schaute Salvator an, als wollte er sagen:

»Es ist in der That so. Was werden wir nun thun?«

»Ja, was werden wir thun?« wiederholte Salvator. »Abgesehen davon, daß ich keines von den Werkzeugen besitze, deren man sich bedient, um eine Mauer zu durchbrechen, würde man nicht unterlassen, mich des Einbruchs zu beschuldigen, und ich bekäme meine fünf Jahre Zwangsarbeit, was nicht deine Absicht sein kann, mein guter Brasil. Und dennoch, mein wackerer Freund, bin ich so begierig als du, diesen Park zu besichtigen; einmal, weil ich mir, ich weiß nicht warum, einbilde, er enthalte ein wichtiges Geheimniß.«

Das Knurren von Roland oder vielmehr von Brasil schien diese Worte zu bekräftigen.

»Nun wohl, Brasil, ich verlange ja nichts Anderes.« sagte Salvator, der sich als Künstler, und als Beobachter an der Ungeduld seines Hundes ergötzte; »auf, finde du das Mittel, da du dich ärgerst. Ich warte, mein guter Brasil, ich warte.«

Brasil schien kein Wort von dem, was sein Herr sprach, zu verlieren. Da er ganz allein das Mittel nicht anwenden konnte, so beschränkte er sich darauf, daß er es bezeichnete.

Er bog sich aus seinen Hinterbeinen und sprang mit solcher Kraft, daß das Ende seiner Pfoten die Mauerkrone erreichte.

»Du bist die höchste Weisheit, mein lieber Brasil,« sagte Salvator, »und du hast vollkommen Recht. Es ist unnöthig, eine Mauer zu durchbrechen, wenn man über dieselbe passiren kann. Das ist kein Einbruch, das ist Ersteigung. Ersteigen wir, mein guter Hund, ersteigen wir, und du mußt zuerst hinüber; du bist hier zu Hause, wenigstens wie mir scheint: an dir ist es, mir die Honneurs zu machen. Wohlan, Hopp!«

Und mit den zwei Armen, deren wir Salvator so tapfer bei Barthelemy Lelong genannt Jean Taureau in einem der ersten Kapitel dieses Buches sich haben bedienen sehen, mit diesen zwei Armen mit den stählernen Muskeln, hob er den Riesenhund zur Höhe der Mauer so leicht hinauf, als eine Marquise oder eine Herzogin einen Kings-Charles [kleiner englischer Wachtelhund.] zu ihren Lippen emporhebt.

So emporgehoben, berührte der Hund mit seinen Vorderpfoten den Kamm der Mauer; doch er bedurfte eines Stützpunktes, um sich hinaufzuschwingen.

Salvator neigte den Kopf, stützte ihn an die Mauer, setzte jede von den Hinterpfoten des Hundes auf jede von seinen Schultern, stellte Brasil gut ins Gleichgewicht auf dieser Base, welche ein Granitsockel zu sein schien, und sagte:

»Auf, Brasil, spring!«

Und Brasil sprang.

»Nun ist die Reihe an mir,« fügte er bei.

Und, seine Flinte gut aus seiner Schulter befestigend, erreichte er springend die Mauerkappe, wo er an seinen Händen hängen blieb; mit der Kraft seiner Faustgelenke und mit den Knien sich unterstützend, gelang es ihm sodann mit einer Leichtigkeit, welche seine Gewohnheit der Gymnastik bezeichnete, sich rittlings auf die Mauer zu setzen.

Er war hier, als er den Trab eines Pferdes hörte und rasch einen in einen Mantel gehüllten Reiter herbeikommen sah.

Der Reiter folgte dem Wege, der sich an der Mauer hinzog.

Salvator warf eiligst, unterstützt durch die wunderbare Stärke seiner Arme, seinen ganzen Körper in den Park zurück; sein Kopf allein überragte die Mauer. Ein Baum warf seinen Schatten auf ihn und verhinderte den Reiter, ihn zu sehen, wenn er nicht eine ganz besondere Aufmerksamkeit anwandte.

In dem Augenblicke, wo der Reiter aus ein paar Schritte an Salvator vorüberkam, schien der Mond in seinem vollen Glanze, so daß Salvator die Züge eines neunundzwanzig- bis dreißigjährigen jungen Mannes unterscheiden konnte.

Diese Züge erregten ohne Zweifel ein großes Erstaunen bei ihm; denn mit einer berechneten Bewegung der Hände und der Kniee warf er sich zurück, fiel, die Mauer loslassend, neben Brasil und sagte:

»Loredan von Valgeneuse!«

Und nach einem Momente des Stillschweigens und der Unbeweglichkeit, was der ungeduldige Brasil nicht zu begreifen schien, fügte er bei:

»Was Teufels macht mein lieber Vetter hier?«

---

## CXXXII.

Der Park, wo die Nachtigall nicht sang.

Salvator horchte, bis das Geräusch vom Trabe des Pferdes erloschen war, dann schaute er umher.

Er befand sich in einem ungeheuren Parke, und zwar im waldigsten Theile dieses Parkes.

Brasil schien nur einen Befehl zu erwarten, um sich aus den Weg zu begeben. Er saß, doch das Beben seines Leibes verrieth seine Ungeduld, und seine Augen glänzten in der Dunkelheit wie zwei Irrlichter.

Der Mond glitt an einem wolkigen Himmel hin, und beleuchtete bald lebhaft die Erde, versenkte sie bald, hinter einer düsteren Dunstwoge verschwindend, in Finsterniß.

Salvator, da er nicht wußte, wohin ihn der Hund führen würde, wartete einen dieser Augenblicke der Finsternis ab, die es ihm erlaubten, sich in die Lichtungen zu wagen.

Dieser Augenblick kam bald.

Es hieße vielleicht lügen, wollten wir sagen, das Herz habe dem jungen Manne nicht geklopft; da ihn aber das Bewußtsein des Motives, welches ihn hierher führte, ruhig machte, so wäre es unmöglich gewesen aus seinem Gesichte den Reflex der Gedanken, die ihn bewegten, zu sehen.

Nur machte er seine Flinte von seiner Schulter los, steckte den Ladstock in jeden der Läuse, um sich zu versichern, daß die Pfropfe den Kugeln anklebten, hob die Batterien aus, um das Zündkraut zu besichtigen, nahm das Gewehr in seinen Arm, statt es am Schulterriemen hängend zu tragen, benützte den Moment, wo Himmel und Erde wieder finster geworden waren, und sagte:

»Vorwärts, mein guter Hund, vorwärts!«

Der Hund lies voran, und Salvator folgte ihm.

Doch das war nicht leicht: das Gesträuch und die jungen Pflanzen waren überall gewachsen und bildeten Gestrüppe, wo sich das Wild mit Wonne aushalten mußte, während der Mensch hier nur mit Schwierigkeit manoeuvrirte.

Jeden Augenblick erhob sich ein rasches, ungestümes Geräusch im Gebüsch, rechts, links von Salvator, und hinter ihm. Das war ein Kaninchen oder ein Hase, der ganz erstaunt, in seinem Lager beunruhigt zu werden, sich aus dem Staube machte.

Man kam zu einer Allee, wo das Graf anderthalb Fuß hoch gewachsen war.

Diese Allee führte zu einer Art von Wiese. Im Hintergrunde dieser Wiese sah man eine schwarze Oberfläche, welche plötzlich wie ein silberner Spiegel funkelte.

Der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete das ruhige, tiefe Wasser eines Teiches.

Um diesen Teich hoben sich stellenweise, wie unbewegliche Gespenster, mythologische Statuen hervor.

Es schien Brasil zu drängen, an diesen Teich zu kommen; doch Salvator, da er nicht wußte, ob das Haus, zu dem dieser Park gehören mußte, bewohnt oder nicht bewohnt war, zog sich so an dem Gehölze hin, daß er, beim ersten Anlasse zu einer Befürchtung, rasch in das Gestrüppe zurückkehren konnte, und dämpfte den Eifer seines Hundes, der, seinem Worte gehorchend, zehn Schritte vor ihm ging, ohne sich weiter zu entfernen, als ob er durch ein Halsband zurückgehalten worden wäre.

Es lag etwas tief Trauriges im Anblicke aller dieser Gegenstände, welche Salvator in die Augen fielen.

»Ich würde mich sehr wundern,« murmelte er. wäre an diesem Orte nicht irgend ein gräßliches Verbrechen begangen worden. Der Schatten ist hier schwärzer als anderswo, das Licht ist hier bleicher als anderswo, die Bäume haben ein betrübttes Aussehen, welches das Herz beklemmt. Gleichviel! da wir einmal hier sind, so wollen wir immerhin weiter gehen!«

Und da eine Wolke dichter als die anderen aufs Neue den Mond überzogen hatte, so beschloß Salvator die Finsterniß zu benützen, die dieser Lustschleier über die Erde verbreitete, um es zu wagen, den entblößten Zwischenraum zu durchschreiten, der den Saum des Waldes vom User des Teiches trennte.

Am Ende des Waldes blieb indessen Salvator stehen und hielt Brasil zurück.

Vor ihm, jenseits des Teiches, erhob sich wie eine düstere, riesige Masse, durchbrochen von einem einzigen, hinter dem Fenster eines kleinen Cabinets glänzenden, Lichte das Schloß Viry.

Das Schloß war also bewohnt, trotz des Zustandes des Parkes, der einem Urwalde glich, trotz des Zustandes der Wege, welche verlassene Wiesen zu sein schienen, da ein Licht an einem Fenster glänzte.

Man hatte doppelte Vorsicht anzuwenden.

Salvator ließ rings um sich her den Blick des Jägers laufen, der gewohnt ist, in der Finsterniß zu sehen, und beschloß, die Forschung bis zum Ende, zu treiben.

Und dennoch hatte er keine Gewißheit; unbestimmter Verdacht, durch die stummen Schrecken von Rose-de-Noël eingeflößt, — das war Alles. Warum diese Beharrlichkeit? warum so freiwillig der Aufsuchung des Unbekannten sich hingeben? Weil es ihm schien, dieses Unbekannte sei ein entsetzliches Verbrechen, und er weihe sich nicht freiwillig, wie wir gesagt haben, seiner Aufsuchung, sondern verhängnisvoller Weise durch die Vorsehung angetrieben,



die man den Zufall nennt, und die den rechtschaffenen Leuten eine höhere Fähigkeit, eine außerordentliche Divinationsgabe verleiht.

Eine Dickung von grünen Bäumen erhob sich ein paar Schritte vom Teiche; diese Dickung bot ein Schutzdach. Nach dem Teiche schien der Lauf von Brasil abzuzielen.

Salvator ließ aufs Neue den Mond glänzen und erlöschen; sodann, den Augenblick benützend, wo er sich verbarg, erreichte er die Dickung Schritt für Schritt von Brasil gefolgt, dem er sich hinter ihm zu halten befohlen hatte.

Sobald er im Fichtengehölze verborgen war, streichelte Salvator mit der Hand den Hals von Brasil und sagte nur das einzige Wort zu ihm:

»Such'!«

Sogleich stürzte Brasil nach dem Teiche, verschwand in den Rohren, die einen Gürtel an seinem Ufer bildeten, und erschien dann wieder hinter diesem Gürtel von Rohren, mit dem Kopfe über dem Wasser schwimmend.

Er schwamm so ungefähr zwanzig Schritte.

Dann hielt er an, schwamm im Kreise, statt in schräger Linie zu schwimmen, und tauchte unter.

Salvator verlor nicht eine einzige von den Bewegungen des Hundes aus dem Blicke.

Man hätte glauben sollen, er errathe seine Absichten mit demselben Verstande, besser gesagt mit demselben Instincte, mit dem Brasil die seinigen errieth.

Salvator erhob sich aus den Fußspitzen, um genauer zu sehen.

Nach ein paar Secunden erschien Brasil wieder.

Dann tauchte er aufs Neue unter.

Doch wie das erste Mal erschien er wieder, ohne etwas aus die Oberfläche zurückzubringen.

Dann schwamm er ans Ufer, eine Linie ziehend, welche den Winkel bildete im Vergleiche mit der, weicher er gefolgt war, um die Mitte des Teiches zu erreichen. Am Ufer angelangt, machte Brasil, als ob er einer Spur folgte, die Nase aus dem Rasen, fünf bis sechs Schritte.

Dann hob er den Kopf in die Höhe, stieß ein dumpfes, klägliches Geheul aus und nahm seinen Lauf wieder nach dem Walde.

Er kam aus zwanzig Schritte an der Dickung vorüber, wo Salvator verborgen war.

Salvator begriff, daß Brasil nicht ohne Grund umgekehrt war und wieder in den Wald lies.

Er ließ ein einfaches Pfeifen zwischen seinen zusammengedrückten Zähnen durch vernehmen. Der Hund hielt an und bog sich auf seinen Beinen.

Salvator wollte Brasil nicht aus dem Gesichte verlieren, um nicht nöthig zu haben, ihm zu rufen.

Er schaute aufs Neue umher und erkennend, daß Alles still und einsam war, durchschritt er den Zwischenraum, der die Dickung vom Walde trennte, mit eben so viel Glück, als er die, welche den Wald von der Dickung trennte, durchschritten hatte.

Brasil setzte sich wieder in Marsch. Salvator folgte ihm und verschwand bald mit ihm im Gehölze.

Er wußte, daß alle diese Bewegungen seines Hundes, so widersprechend sie schienen, einen bestimmten Grund hatten.

Ich weiß nicht, wer gesagt hat, auf der Jagd sei der Hund der Jäger, und der Jäger sei der Hund. Vielleicht ich; vielleicht auch mein Freund Léon Bertrand, dieser große Jäger vor dem Herrn, der seit alten Zeiten alle Geheimnisse der Jägerei und alle Kunstgriffe des Hundegeschlechtes kennt. Wiederholen wir diese, alte oder neue, Wahrheit: man vermöchte die Wahrheit nicht oft genug zu sagen.

In den Wald zurückkehrend, gingen Jäger und Hund an einer Rabatte hin, wo die ersten Frühlingspflanzen wiederzuerstehen anfangen, als ob, trotz des finstern Verhängnisses, das aus diesem verfluchten Hause lastete, die gute, barmherzige Natur blühend ihm verzeihen würde.

Man kam zu einer Allee, die sich am Ende gabelförmig theilte.

Hier hielt der Hund abermals an und schien zu zögern.

Einer von den Wegen führte nach dem Gemüsegarten; der andere zu einem Fußpfade, der sich in den Wald vertiefte.

Nach einem Zögern oder vielmehr nach einer Ueberlegung von ein paar Secunden, entschloß sich Brasil für den Fußpfad, der in den Wald führte.

Salvator betrat den Fußpfad hinter Brasil.

Sie gingen so ungefähr eine oder zwei Minuten.

Nach Verlauf dieser Zeit hielt der Hund abermals an.

Statt fortwährend dem Fußpfade zu folgen, trat er sodann in eine Dickung ein, die ein großer Baum beherrschte, und an deren Saum sich eine Bank erhob, welche aus dieser Seite das Ziel einer Promenade zu sein schien.

Salvator trat hinter Brasil in die Dickung ein.

Hier stöberte der Hund einen Augenblick durch die dürren Zweige und Blätter, die den Boden bedeckten.

Dann drückte er seine Nasenlöcher an die Erde und athmete geräuschvoll die Ausströmungen ein, welche daraus hervorkamen.

Endlich im Mittelpunkte eines von ihm selbst beschriebenen Kreises angelangt, blieb er unbeweglich, starr in der Haltung der Betrachtung stehen.

Man hätte glauben sollen, er suche in die Erde zu sehen.

»Nun,« fragte Salvator, »was gibt es denn, mein guter Brasil?«

Der Hund beugte den Kopf bis an den Boden, drückte seine Schnauze darauf und blieb so unbeweglich, als ob er die Frage seines Herrn nicht gehört hätte.

»Es ist hier, nicht wahr? es ist hier?« fragte Salvator, indem er ein Knie an die Erde setzte und mit der Fingerspitze die von dem verständigen Hunde bezeichnete Stelle berührte.

Der Hund wandte sich rasch um, schaute seinen Herrn mit seinen großen ausdrucksvollen Augen an und blickte wieder die Erde.

»Such'!« sagte Salvator.

Dumpf knurrend legte Roland seine beiden aneinander gehaltenen Pfoten an die Stelle, auf welche Salvator den Finger gelegt hatte.

Dann blickte er abermals.

Der Ausruf des Archimedes bot sich der Erinnerung des jungen Mannes.

»Εύρηκα [Ich habe es gefunden.] sagte er wie der Mathematiker von Syrakus.

Sodann, um den Hund anzufeuern: »Such'! such'!«

Da fing Brasil an mit solcher Wuth die Erde aufzukratzen, daß man hätte glauben sollen, das Ziel dieses ganzen Marsches in der Finsterniß, dieser ganzen nächtlichen Jagd sei hier und nicht anderswo.

»Such'!« wiederholte Salvator, »such'!«

Und mit derselben Wuth fuhr der Hund in der Erde zu wühlen fort.

Nach zehn Minuten dieser Arbeit, welche Salvator ein Jahrhundert dünkten, wich Brasil hastig zurück.

Sein ganzer Leib schien von einem Zittern des Schreckens bewegt zu werden.

»Was gibt es denn, mein guter Hund?« fragte Salvator, der immer aus einem Knie geneigt war.

Der Hund schaute ihn an und schien zu sagen:

»Ei! sieh doch selbst!«

Salvator suchte in der That zu sehen, doch der Mond war verborgen, und seine Augen strebten vergebens die Dunkelheit zu durchdringen, welche tiefer noch in dem vom Hunde gegrabenen Loche, als aus der Oberfläche der Erde.

Er streckte die Hand aus und erreichte die Tiefe des Loches; er versuchte es, mit der Hand zu sehen, da er nicht mit den Augen sehen konnte.

Seine Finger zogen sich plötzlich zurück.

Er hatte etwas Weiches, Zartes, Seidenes berührt.

Er zitterte seinerseits, wie der Hund gezittert hatte, fieberhafter, schrecklicher vielleicht noch, als wenn er mit dem Zahne einer Viper zusammengetroffen wäre.

Salvator machte indessen eine Anstrengung gegen sich selbst und legte seine Hand wieder aus den entsetzlichen Gegenstand.

»Oh!« murmelte er, »ich kann mich nicht täuschen, es sind Haare.«

Der Hund winselte; den Schweiß auf der Sinne, zögerte der Mann, dieses Haar an sich zu ziehen.

Der Mond, der wieder aus seiner Wolke hervorgetreten war, verlieh dem Einen und dem Andern einen fantastischen Anblick.

In diesem Momente näherte sich der Hund dem Loche, steckte seinen Kopf ganz hinein, und Salvator fühlte, daß er diese Haare zart zwischen seinen Fingernleckte.

»Oh!« murmelte er, »was ist das, mein armer Brasil?«

Brasil hob aber den Kopf empor, und, statt aus seinen Herrn zu hören, statt die Haare fortzulecken, unter denen Salvator einen Schädel sich formen fühlte, wandte er seinen Blick nach dem Wege und ließ seine Zähne an einander klappern.

Salvator drehte den Kopf wie der Hund, doch er sah nichts.

Dann legte er sein Ohr an die Erde, und er vernahm ein Geräusch, das näher kam.

Er richtete seinen Kopf wieder aus, und diesmal schien es ihm, er sehe etwas wie ein Gespenst, das der Allee folge und sich seiner Seite nähere.

Brasil wollte knurrend fortstürzen; Salvator packte ihn aber bei der Halshaut, drückte ihn aus den Boden und sagte:

»Nieder, Brasil, nieder!«

Und er legte sich selbst neben den Hund, während er besorgt war, seine Flinte im Bereiche seiner Hand zu halten.

Alsdann, so groß auch die Stille war, hätte selbst das Ohr von Argus weder den Hauch des Menschen, noch den Athem des Hundes hören können.

Es schlug Mitternacht im Glockenthurme von Viry, und die ehernen Klänge zogen bebend durch die Luft.



## CXXXIII.

Warum die Nachtigall nicht sang.

Das Gespenst kam immer näher. Es ging aus drei Schritte an Salvator vorbei und setzte sich auf die Bank.

Einen Augenblick glaubte Salvator, es sei der Schatten dieses Körpers, den irgend ein Verbrecher zu seinen Füßen liegend halte.

Doch er hatte ein Geräusch von Tritten gehört, und ein Schatten wäre nicht schwer genug gewesen, um die dünnen Zweige zu zerbrechen und das Laub rascheln zu machen.

Es war also nicht ein Gespenst, sondern ein junges Mädchen.

Nur, wie kam es, daß ein junges Mädchen so um Mitternacht im Parke umherirrte und sich allein auf eine Bank setzte?

Ein Mondstrahl beleuchtete die nächtliche Spaziergängerin, und aus diesem Strahle schien ihr Blick zum Himmel auszustiegen.

Salvator konnte ihr Gesicht sehen: es war ihm völlig unbekannt.

Es war das eines Mädchens von sechzehn Jahren, mit azurblauen Augen, blonden Haaren und einem Teint voll Jugend und Frische; ihre dem Himmel zugewandten Augen hatten die Reinheit der Ekstase. Es schien nur Salvator, stille Thränen fließen über ihre Wangen.

Zu dieser Stunde schlafen in der That die Glücklichen.

Roland, da er begriff, das sei kein Feind, den man sehr zu fürchten brauche, hatte sich besänftigt.

Salvator schaute mit mehr Erstaunen als Besorgnis.

Plötzlich drang ein in der Ferne ausgesprochener Name durch die Lust. Das Mädchen bebte und neigte den Kopf gegen das Schloß. Salvator fühlte einen Schauer unter der Haut von Roland durchziehen. ,

Er bemerkte, daß der Hund im Begriffe war, ein Knurren vernehmen zu lassen.

Er näherte sich ihm und sagte ihm ins Ohr:

»Stille, Roland!«

Ein zweiter Rus machte, daß das Mädchen sich auf seinen Füßen erhob.

Salvator konnte sich nicht enthalten, sich von der Erde auszurichten. Es hatte ihm geschienen, er habe den Namen Mina aussprechen hören.

Nach Verlauf von fünf Minuten, während welcher Salvator, das Mädchen und der Hund, alle Drei so unbeweglich wie Bildsäulen blieben, hörte man deutlich den Namen Mina von einer Männerstimme dem Winde zugeworfen.

Salvator legte seine Hand an seine Stirne, und es entschlüpfte ihm unwillkürlich ein Ausruf des Erstaunens.

Roland hob seine Lippen auf eine bedrohliche Art aus; Salvator drückte ihm aber die Hand aus den Kopf, nöthigte ihn, seinen Hals auf seine Pfoten auszustrecken und wiederholte das Wort: Stille! mit der gedehnten, zischenden Betonung, welche die Thiere so gut verstehen.

Wäre nicht die ganze Aufmerksamkeit des Mädchens aus einen anderen Punkt gerichtet gewesen, so würde es wohl bemerkt haben, es gehe etwas Seltsames an seiner Seite vor.

Man hörte das Geräusch eines hastigen Schrittes, der sich näherte.

Einen Augenblick schien das Mädchen die Absicht zu haben, in den Wald zu lausen, um sich dort zu verbergen, oder zu fliehen; doch sie schüttelte den Kopf, als ob sie zu sich selbst sagte: »Vergeblich!« und sie setzte sich wieder.

Ein Ausruf verkündigte, daß sie entdeckt war.

Da ging ein junger Mann raschen Schrittes durch die Allee, und Salvator erkannte den Reiter, welchen er in dem Augenblicke, wo er über die Mauer gestiegen war, hatte vorüberziehen sehen.

»Oh ! Vorsehung!« murmelte er, »wenn sie es wäre!«

»Mina! . . Ah! endlich finde ich Sie!« sagte der junge Mann. »Warum sind Sie außen zu dieser Stunde, allein mitten im Walde, am wildesten Orte des Parkes?«

»Und Sie, mein Herr, warum sind Sie zu dieser Stunde in diesem Hause, während es Uebereinkunft war, Sie werden nie bei Nacht kommen?« fragte das Mädchen.

»Mina, verzeihen Sie mir! Ich konnte dem Verlangen, Sie zu sehen, nicht widerstehen. Wenn Sie wüssten, wie ich Sie liebe!«

Das Mädchen antwortete nicht.

»Sagen Sie, Mina, werden Sie kein Mitleid mit mir haben? Diese, ich gebe es zu, wahnsinnige, aber unbesiegbare Liebe, wird sie keine Gnade vor Ihren Augen finden? Ohne mich zu lieben, hassen Sie mich nicht weniger?«

Das Mädchen beobachtete dasselbe Stillschweigen.

»Ist es möglich, daß zwei Herzen bei einander schlagen, das eine von einer so großen Liebe, das andere von einem so großen Hasse?«

Der junge Mann wollte die Hand von Mina nehmen.

»Sie wissen, Herr Loredan, wir sind übereingekommen, daß Sie mich nie berühren werden,« sagte sie, indem sie ihre Hand zurückzog und aus der Bank zurückwich, auf die sich der junge Mann nicht zu setzen wagte.

»Aber sagen Sie mir doch wenigstens, warum ich Sie hier finde?« fragte er sichtbar beherrscht durch diese eiskalte Würde.

»Soll ich es Ihnen sagen?«

»Ich bitte Sie inständig.«

»Nun wohl, so hören Sie, und Sie werden sehen, daß ich nichts von Ihnen zu fürchten habe, da mir, wenn Sie Ihren Versprechungen zuwider handeln, der Himmel seine Warnungen schickt.«

»Ich höre, Mina.«

»Ich lag im Bette, ich schlief. . . So wahr als ich Sie in diesem Augenblicke vor mir stehen sehe, sah ich Sie die Thüre meines Zimmers mit einem Nachschlüssel öffnen und eintreten; ich erwachte, ich war allein; doch ich sagte mir, Sie werden bald kommen. Ich stand auf, kleidete mich an, ging in den Park und setzte mich auf diese Bank.«

»Mina, unmöglich!«

»Sagen Sie mir, ist es wahr, daß Sie in mein Zimmer mittelst eines Nachschlüssels eingetreten sind?«

»Mina, verzeihen Sie mir!«

»Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Sie halten mich hier wider meinen Willen zurück; ich bleibe, weil, wenn ich fliehen würde, die Freiheit und das Leben von Justin bedroht wären. Sie wissen aber auch, Unter welchen Bedingungen ich bleibe, mein Herr!«

»Mina, Sie konnten unmöglich errathen, ich sei unter Weges, um hierher zu kommen . . . Sie konnten unmöglich vorhersehen, ich werde eintreten . . .«

»Ich habe es dennoch errathen, mein Herr, ich habe es dennoch vorhergesehen, und das hat Ihnen einen ewigen Gewissensbiß erspart, wenn Sie überhaupt Gewissensbisse haben können.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich mich, hätte ich Sie in mein Zimmer eintreten sehen, mit diesem Messer getödtet haben würde.«



Und sie zog aus ihrer Brust eine seine, spitzige, in der Scheide einer Scheere verborgene Klinge.

Der junge Mann stampfte vor Ungeduld mit dem FuÙe.

»Ah! ja,« sagte Mina, »ich begreife, nicht wahr, es ist traurig, reich zu sein, allmächtig zu sein, die Gesetze nach seiner Laune zu biegen, über die Freiheit und das Leben eines Unschuldigen zu verfügen, wenn man selbst Verbrecher ist, und sich zu sagen: »»Ich vermag Alles dies, und ich kann dieses kleine Mädchen nicht verhindern, sich zu tödten, wenn ich sie entehre!««

»Oh! ich werde Sie wohl verhindern,«

»Sie werden mich verhindern?«

»Ja, ich.«

Und mit einer raschen Bewegung ergriff der junge Mann die Hand, in der Mina das Messer hielt.

»Indem Sie mir diese Waffe entreiÙen?« sagte Mina. »Nun wohl, diese Waffe ist aber nur ein Mittel des Todes; ist mir dieses Mittel benommen, so bleiben mir zehn andere. Gibt es nicht den Teich, der dem Schlosse gegenüber liegt? wird es mir nicht immer freistehen, in den zweiten Stock hinaufzugehen und mich zum Fenster hinaus aus die Platten der Freitreppe zu stürzen? Oh! meine Ehre ist wohl bewacht, das schwöre ich Ihnen, denn sie steht unter der Obhut des Todes.« . . . Mina, Sie werden nicht thun, was Sie sagen!«

»So wahr ich Sie hasse, so wahr ich Sie verabscheue, so wahr ich Sie verachte, so wahr ich Justin liebe, so wahr ich immer nur ihn lieben werde, tödte ich mich an dem Tage, in der Stunde, in der Minute, wo ich nicht mehr würdig sein werde, vor ihm zu erscheinen! Hiernach steht es Ihnen frei, mich hier zu behalten, so lange es Ihnen beliebt!«

»Gut!« sprach der junge Mann, dessen Zähne Salvator knirschen hörte, »wir wollen sehen, wer zuerst müde sein wird.«

»Sicherlich der, mit welchem Gott nicht ist.« erwiderte das Mädchen,

»Gott!« murmelte der junge Mann, »Gott! immer Gott!«

»Ja, ich weiß, es gibt Leute, die nicht an Gott glauben, oder sich stellen, als glaubten sie nicht an ihn; und sollten Sie das Unglück haben, einer von diesen Menschen zu sein, mein Herr, so würde ich Ihnen sagen: »»Bei diesem Lichtstrahle, der uns Beide beleuchtet, schauen Sie mich an, mich die Unterdrückte, mich die Gefangene, mich die Sklavin; ich bin es, die ruhig und gläubig ist, und Sie sind voll Zorn und Zweifel. Es gibt also einen Gott, und dieser Gott erlaubt, daß ich ruhig bin, und daß Sie aufgeregt sind.««

»Mina,« sprach der junge Mann, indem er sich vor ihr aus die Kniee warf, »Sie haben Recht, man muß an den Gott glauben, der Sie gemacht hat. Es fehlt mir nur Eines, um an ihn zu

glauben: das ist Ihre Liebe. Lieben Sie mich, und ich werde an ihn glauben.«

Das Mädchen erhob sich und machte einen Schritt rückwärts, um sich von Loredan zu entfernen.

»An dem Tage, wo ich Sie liebe,« sprach Mina. »werde ich nicht mehr an ihn glauben, weil ich dann der Ehre und der Redlichkeit den Verrath und das Verbrechen vorziehe.«

»Mina.« sagte der junge Mann ausstehend und eine Ruhe heuchelnd, welche offenbar fern von ihm war, »ich sehe wohl, daß ich der Vernünftigere von uns Beiden sein muß; nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie uns zurückkehren!«

»So lange Sie im Schlosse sind, kehre ich nicht dahin zurück, mein Herr.«

»Mina, ich schwöre Ihnen, daß ich, sobald Sie zu Hause sind, abgehen werde.«

»Gehen Sie zuerst ab, und ich werde sodann zurückkehren.«

»Sie werden Ursache sein, daß ich mich zu einem äußersten Schritte hinreißen lasse!« rief der junge Mann.

»Hier, im Angesichte Gottes, werden Sie es nicht wagen,« sprach Mina nach dem Himmel deutend.

»Nun wohl, ich gehe, da Sie mich wegzagen, doch Sie werden mich zurückrufen.«

Mina lächelte verächtlich.

»Gute Nacht, Mina! . . Ah! ist Justin verloren, so halten Sie sich nur an sich selbst.«

»Justin ist wie ich unter der Obhut Gottes, und die Bösen vermögen eben so wenig gegen ihn, als sie gegen mich vermögen.«

»Das werden wir sehen . . . Gute Nacht, Mina.« sagte der junge Mann.

Und er entfernte sich rasch eine Art von Gebrüll des Zornes ausstoßend.

Nach zehn Schritten blieb er stehen und wandte sich um, um zu sehen, ob ihn Mina nicht zurückrufe.

Mina stand unbeweglich da und hatte nicht einmal aus sein »gute Nacht!« geantwortet.

Er machte eine Geberde der Drohung und verschwand.

Der Starke war am Schwachen gebrochen.

Mina sah ihn weggehen, ohne eine Bewegung zu machen; als sie ihn aber aus dem Gesichte verloren hatte, als das Geräusch seiner Tritte in der Ferne erloschen war, als sie sich ganz allein

und ihrer Schwäche überlassen glaubte, da stellte sich ohne Zweifel das Gefühl dieser Schwäche ihrem Geiste dar, denn sie sank wie vernichtet aus die Bank, und ihre, während der ganzen Scene durch das Gefühl ihrer Würde zurückgehaltenen. Thränen stürzten ungestüm hervor.

»Mein Gott!« rief sie, indem sie mit einer verzweifelten Bewegung, ihre beiden Arme zum Himmel erhob, »mein Gott! wirst Du nicht die Hand über mich ausstrecken, Deine barmherzige Hand! Oh! mein Gott! Du weißt, nicht für mich, nicht für mein Leben flehe ich Dich an, sondern für denjenigen, welchen ich liebe. Verfüge über Deine demüthige Magd, aber Gnade für Justin; den Tod oder ein Dasein der Schmerzen für mich, rette aber Justin! Herr!« fügte sie bei, indem sie von ihrer Bank hinabglitt und aus die Kniee fiel, »Herr! höre mich! Herr! antworte mir!«

Sodann, mit einem herzerreißenden Schluchzen:

»Ach! ach! bist Du denn zu fern, um mich zu hören?«

»Nein, Mina,« sagte Salvator mit sanfter und zugleich klangvoller Stimme, »er hat Sie gehört, und er schickt mich Ihnen zu Hilfe.«

»Großer Gott!« rief Mina, indem sie erschrocken und bereit zu fliehen aufsprang, »wer ist da, und wer spricht mit mir?«

»Seien Sie ohne Furcht, Mina, ein Freund von Justin!«

Doch trotz der beruhigenden Worte, die sie gehört, stieß Mina einen Angstschrei aus, als sie diesen Mann aus der Dickung begleitet von einem Hunde von der maßlosen Größe der Thiere der Apokalypse hervorkommen sah, diesen Mann, der der Abgesandte Gottes und der Freund von Justin zu sein behauptete.

Es war wirklich eine fantastische Erscheinung, und das Mädchen, das sich dieselbe vergebens zu erklären suchte, drückte seine beiden Hände an seine Augen, neigte das Haupt und murmelte:

»Oh! wer Sie auch sein mögen, seien Sie willkommen! Alles, Alles, Alles eher, als diesem Schändlichen angehören!«

Und nun begreift der Leser, warum die Nachtigall nicht in einem Parke sang, wo sich so erschreckliche Dinge zutrugen.



## CXXXIV.

### Erklärungen.

Die erste Bewegung von Mina, und das ist leicht zu begreifen, war ganz die des Schreckens gewesen; als sie aber die sanfte, sympathische Stimme von Salvator hörte, als sie begriff, er habe drei Schritte vor ihr angehalten und bleibe hier stehen, weil er es nicht wage, weiter zu gehen, aus Furcht, ihre Angst zu verdoppeln, da ließ sie sachte die Hände fallen, mit denen sie sich das Gesicht verschleiert hatte, und nachdem ihre Augen einen Blick mit denen von Salvator gewechselt, sah sie ein, daß hier, wie es der junge Mann gesagt, ihr Heil war.

Sicher, daß sie es mit einem Freunde zu thun hatte, war sie es, welche die Entfernung durchschritt, die sie noch von einander trennte.

»Fürchten Sie sich, nicht, Mademoiselle,« sagte Salvator.

»Sie sehen wohl, daß ich mich nicht fürchte, mein Herr, da ich es bin, die zu Ihnen kommt.«

»Und Sie haben Recht, denn Sie haben nie einen besseren, zärtlicheren, ergebeneren Freund gehabt als mich!«

»Ein Freund! zum zweiten Male sprechen Sie dieses Wort aus, mein Herr, und ich kenne Sie doch nicht.«

»Das ist wahr, Mademoiselle; doch in einem Augenblicke werden Sie mich kennen . . .«

»Vor Allem,« unterbrach Mina Salvator, »sind Sie schon lange hier?«

»Ich war hier, als Sie kamen und sich auf diese Bank setzten.«

»Sie haben also gehört . . .?«

»Alles! Das ist das, was Sie zu wissen wünschen, ehe Sie mir antworten, nicht wahr?«

»Ja.«

»Nun wohl, glauben Sie mir, ich habe nicht ein Wort von dem verloren, was Herr Loredan von Valgeneuse gesagt hat, nicht ein Wort von dem, was Sie ihm erwiedert haben, und meine Bewunderung für Sie, meine Verachtung gegen ihn haben in gleichem Maße zugenommen.«

»Nun noch eine Frage, mein Herr.«

»Sie wünschen ohne Zweifel zu wissen, wie ich mich hier befinde?«

»Nein, mein Herr, ich habe Vertrauen zu dem Gotte, den ich anrief, als Sie mir erschienen,

und ich glaube, es ist die Vorsehung, die Sie aus meinem Weg gestellt hat. Nein,« — das Mädchen warf einen neugierigen Blick auf das Jägercostume, das der junge Mann trug, und das keinen gesellschaftlichen Rang bezeichnete, — »nein, ich wollte Sie nur fragen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe.«

»Wozu soll es nützen, daß ich Ihnen sage, wer ich bin? Ich bin ein Räthsel, dessen Auslösung in den Händen der Vorsehung ist. Was meinen Namen betrifft, so werde ich Ihnen den sagen, unter welchem man mich kennt. Ich heiße Salvator; nehmen Sie diesen Namen als eine gute Vorbedeutung an: er bedeutet *Retter*.«

»Salvator!« wiederholte das Mädchen. »Ein schöner Name, dem ich vertraue.«

»Es gibt einen andern, dem Sie noch viel mehr vertrauen würden.«

»Sie haben ihn schon einmal ausgesprochen, nicht wahr? . . Der von Justin?«

»Sie kennen also Justin, mein Herr?«

»Um vier Uhr diesen Nachmittag war ich noch bei ihm.«

»Oh! mein Herr, ich hoffe, er liebt mich immer?«

»Er betet Sie an!«

»Der arme Justin . . . und er ist ohne Zweifel sehr unglücklich?«

»Er ist in Verzweiflung!«

»Ja, doch nicht wahr, Sie werden ihm sagen, daß Sie mich gesehen haben? Sie werden ihm sagen, daß ich ihn immer liebe, und daß ich nur ihn liebe, daß ich nie einen Andern als ihn lieben werde, und daß ich eher sterben als einem Andern angehören werde!«

»Ich werde ihm sagen, daß ich Sie gesehen und gehört habe; doch merken Sie wohl aus: wir müssen dieses seltsame Zusammentreffen von Ereignissen benutzen, das mich in der Stunde, wo ich die Spur eines Verbrechens verfolge, zu einem andern führt, als ob sich die schändlichen Netze des Mordes und der Entführung durchkreuzten. Es ist kein Augenblick zu verlieren: die Nacht rückt vor. Sie haben mir tausend Dinge zu sagen, zu erzählen, bei denen es wichtig ist, daß ich sie weiß, wichtig, daß Justin selbst sie erfährt . . .«

Mina machte eine Bewegung.

»Ich werde ansagen, damit Sie keinen Zweifel hegen, und Sie werden erst sprechen, wenn Sie wissen, an wen Sie Ihre Worte richten.«

»Mein Herr, das ist unnöthig!«

»Ich habe von Justin mit Ihnen zu sprechen.«

»Oh! dann höre ich,« rief Mina.

Und sie setzte sich auf die Bank, und machte neben sich für Salvator den Platz, nach dem Loredan, ohne ihn erhalten zu können, so sehr gestrebt hatte.

Brasil hätte gern nach der Dichtung zurückkehren mögen, doch aus einem gebieterischen Besehl von Salvator legte er sich zu den Füßen von diesem und von Mina.

»Seien Sie willkommen, mein Herr, Sie, der Sie von Seiten dieses Engels der Güte kommen, den man Justin nennt. Wiederholen Sie mir, nicht wahr? Alles, was er gesagt hat, Alles, was er gethan hat, als er mich nicht in Versailles fand.«

»Alles, Alles werden Sie erfahren,« erwiderte Salvator, indem er sanft und brüderlich die Hand drückte, die sie ihm reichte, und welche seinen Händen zu entziehen ihr eben sowenig einfiel, als es ihm einfiel, ihr dieselbe zurückzugeben.

Alsdann erzählte ihr Salvator Wort für Wort das Drama, dessen Entwicklung wir beigewohnt haben; wie, durch die Töne des Violoncells zum Schulmeister geführt, er und Jean Robert ihm ihre Dienste und ihn Ergebenheit angeboten hatten; wie sie von ihm weggehend Babolin getroffen; wie dieser einen Bries brachte; wie dieser Brief die Entführung von Mina mittheilte; wie Justin und Jean Robert sich zur Brocante begeben hatten, während er, Salvator, nach der Polizei lies und Herrn Jackal nach Versailles führte. Er detaillirte Mina aus eine Art, daß dieser kein Zweifel über den Antheil blieb, den der Erzähler an dieser Expedition genommen hatte, die Eintheilung des Pensionnats von Madame Desmarests, das Innere vom Zimmer des Mädchens, den Plan des Gartens, durch den es entführt worden war, und mehr als einmal fühlte er vor Entsetzen die Hand von Mina schauern, die auch mehr als einmal aus Scham über ihre enthüllten Geheimnisse zitterte.

Als er sodann in die geringsten Einzelheiten hinsichtlich der Schritte eingegangen war, die er gemacht hatte, um Mina wiederaufzufinden. Schritte, welche bis dahin fruchtlos geblieben, als er ihr von der Traurigkeit und Dunkelheit des Hauses gesagt hatte, aus dem die Freude und das Licht entflohen waren, und das sich aus die Mutter, aus den Bruder und die Schwester beschränkt sah, da hörte er seinerseits, denn es war an Mina, zu sprechen und Salvators Erzählung durch Erzählung zu erwidern.

In dem Augenblicke, wo Mina den Mund öffnete, um zu beginnen, hielt sie Salvator durch eine letzte Ermahnung zurück.

»Vor allen Dingen,« sagte er zu ihr, »liebe Braut meines Justin, theure Schwester meiner Seele, vergessen Sie keinen der einzelnen Umstände Ihrer Entführung; es ist wichtig, Alles zu wissen, wie Sie wohl begreifen. Wir kämpfen gegen einen Feind, der für sich die zwei Dinge hat, welche die Straflosigkeit hienieden machen: der Reichthum und die Macht.«

»Oh! seien Sie unbesorgt,« erwiderte Mina, »lebte ich hundert Jahre, ich würde mich der geringsten Episoden dieser entsetzlichen Nacht erinnern, wie ich mich derselben am andern Morgen erinnerte, wie ich mich ihrer heute erinnere.«

»Ich höre.«

»Ich hatte den ganzen Abend mit Susanne von Valgeneuse zugebracht, sie in einem Fauteuil am Fuße meines Bettes sitzend, ich ein wenig leidend und auf meinem Bette liegend, in ein großes Nachtgewand gehüllt; wir sprachen von Justin; die Zeit verging schnell. Wir hörten elf Uhr schlagen. Ich bemerkte gegen Susanne, es sei schon sehr spät, und es wäre Zeit, uns zu trennen.

»»Drängt es Dich so sehr, zu schlafen?«« sagte sie zu mir. »»Ich, was mich betrifft, ich habe noch keine Lust hierzu. Laß uns plaudern.««

»Sie schien in der Thai aufgeregt, fieberhaft; sie horchte aufmerksam aus das geringste Geräusch; sie schaute nach dem Fenster, als hätte ihr Blick durch den doppelten Vorhang in den Garten sehen wollen. Zwei oder dreimal fragte ich sie:

»»Was hast Du denn?««

»»Ich? nichts,«« antwortete sie jedes Mal.

»Ich täuschte mich also nicht,« unterbrach Salvator.

»Was dachten Sie, mein Freund?«

»Sie sei vom Complotte gewesen.«

»Da mir ihre Aufregung immer wieder einfiel, so glaubte ich es am Ende auch,« sprach Mina.  
»Ein Viertel vor Mitternacht stand sie endlich auf und sagte zu mir:

»»Schließe Deine Thüre nicht, meine liebe Mina, ich kann nicht schlafen und werde wahrscheinlich wiederkommen.««

»Sie küßte mich und ging weg . . . Ich fühlte ihre Lippen beben in dem Augenblicke, wo sie meine Stirne berührten.«

»Verrätherischer Kuß, Judas-Lippen!« murmelte Salvator.

»Ich hatte auch keine Lust, zu schlafen, doch ich wünschte allein zu sein. .

»Um die Briefe von Justin wiederzulesen, nicht wahr?« sagte Salvator. .

»Ja! Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte Mina erröthend.

»Wir haben sie auf Ihrem Bette und aus dem Boden zerstreut gefunden.«

»Oh! meine Briefe, meine theuren Briefe! was ist aus ihnen geworden?« rief Mina.

»Seien sie hierüber ruhig: Justin hat sie.«

»Oh! wie gern möchte ich sie haben, und wie fehlen sie mir hier!«

»Sie werden sie bekommen.«

»Ich danke, mein Bruder,« sagte Mina, Salvator die Hand drückend.

Und sie fuhr fort:

»Ich las also diese theuren Briefe, als es Mitternacht schlug; ich dachte, es sei Zeit, mich auszukleiden und mich zur Ruhe zu begeben. Doch in dem Augenblicke, wo ich dies dachte, schien es mir, ich höre Tritte in dem von der Treppe nach dem Garten gehenden Corridor: ich glaubte, es sei Susanne, welche zurückkomme. Die Tritte gingen an meiner Thüre vorbei, und das Geräusch erlosch.

»Bist Du es, Susanne?« fragte ich.

»Nichts antwortete.

»Ich glaubte sodann die Riegel der Thüre vom Garten ziehen und diese Thüre sich aus ihren Angeln drehen zu hören! — Niemand ging, wenn es Nacht geworden war, in diesem düstern, ungeheuren Garten, von welchem aus man in ein ödes Gäßchen gelangte. Das Geflüster mehrerer Stimmen drang bis zu mir; ich richtete mich in meinem Bette aus und horchte ganz schauernd: ich hörte mein Herz gewaltig schlagen . . .

»In diesem Augenblicke knisterte die Kerze und verdüsterte sich, wie es der Sage nach geschieht, wenn sie nahe daran ist, ein Unglück zu beleuchten.

»Meine Augen waren aus die Thüre geheftet; ich hatte nur einen Schritt zu machen, um den Schlüssel zu drehen und den Riegel vorzuschieben: ich ließ eines von meinen Beinen auf den Boden gleiten. Mir schien, außen suche eine Hand den Knopf meiner Thüre. Ich stürzte hinzu; doch in dem Momente, wo ich mit der Spitze meiner Finger den Riegel vorschieben wollte, öffnete sich die Thüre gewaltsam, meine Hand zurückstoßend, und im Halbschatten des Corridors erblickte ich zwei verlarvte Männer! — Etwas entfernter hinter ihnen, wie ein Gespenst, sah ich eine Frau sich schleichen.

»Ich stieß einen Schrei aus, einen einzigen. Ich fühlte mich um den Leib gefaßt, eine Hand wurde auf meinen Mund gedrückt . . . Ich hörte, daß man meine Thüre von innen wieder schloß, und daß man die Riegel wieder vorschob; sodann, statt der Hand, war es ein Sacktuch, was man über meine Lippen ausbreitete und so stark zusammenzog, daß es mir fast unmöglich wurde, zu athmen. . . Ich verrichtete mein Gebet, denn ich glaubte, ich werde durch Erstickung sterben.«

»Armes Kind!« murmelte Salvator.

»Ich schlug mit den Armen die Lust; doch eine kräftige Hand ergriff sie, zog sie hinter meinen Rücken und band mir hier die Faustgelenke mit einem Sacktuche zusammen. Schon Anfangs war, geschah es durch Zufall oder mit Absicht, die Kerze erloschen. Ich hörte, daß man die Vorhänge aus einander that und das Fenster öffnete. Ein Gefühl von Kühle kam bis zu mir; die



Dunkelheit meines Zimmers hellte sich allmählig ein wenig aus: ich bemerkte durch den Rahmen des Fensters die schwarzen Bäume und den trüben Himmel. Ein dritter Verlarvter wartete am Fenster, außen im Garten. Ich fühlte, daß mich Einer von denen, welche mich gepackt hatten, aufhob und von innen nach außen brachte.

»»Hier ist sie!«« sagte er.

»»Mir scheint, sie hat geschrien?«« sagte der Mann vom Garten.

»»Ja, doch. Niemand hat es gehört, oder wenn man es gehört hat und man kommt, so ist das *Fräulein* auf der Treppe; das Fräulein wird sagen, es habe einen falschen Tritt gemacht, sich dabei den Fuß verrenkt, und der Schmerz habe ihr einen Schrei entrissen.««

»Das Wort: das *Fräulein*, erinnerte mich an die Frau, die ich zu sehen geglaubt hatte. Da durchzuckte der erste Verdacht, Susanne sei Mitschuldige meiner Entführung, und Einer von den Verlarvten sei ihr Bruder, wie ein Blitz meinen Geist. War dies der Fall, so hatte ich nichts mehr für mein Leben zu fürchten; würde ich aber etwas dabei gewinnen, daß ich mein Leben rettete?

»Während dieser Zeit wurde ich durch den Garten getragen; derjenige, welcher mich trug, hielt am Fuße einer Mauer an, an deren Kappe eine Leiter angelegt war. Ich fühlte mich über diese Mauer emporgehoben, und mir schien, drei vereinigte Personen bewerkstelligen diese gefährliche Ueberschaffung.

»Eine zweite Leiter war aus der andern Seite der Mauer ausgerichtet; ein Wagen stand unten an der Leiter.

»Ich erkannte das öde Gäßchen, das am Garten hinlief.

»Man hob mich mit derselben Vorsicht hinab, mit der man mich emporgehoben hatte. Einer von den Männern stieg vor mir in den Wagen; die zwei Anderen schoben mich hinein. Mein Reisegefährte ließ mich in den Fond sitzen und sagte zu mir:

»»Fürchten Sie sich nicht, man will Ihnen nichts zu Leide thun.««

»Einer von den zwei Männern, welche außen geblieben waren, schloß den Wagenschlag; der Andere sagte zum Kutscher:

»»An den bewußten Ort!««

»Der Wagen ging im Galopp ab. — An den Worten: »»Fürchten Sie sich nicht, man will Ihnen nichts zu Leide thun,«« hatte ich die Stimme des Bruders von Susanne, des Grafen Loredan von Valgeneuse, erkannt.«

»Ja,« sagte Salvator, »die Stimme von dem, welcher so eben hier war, dem ich so leicht eine Kugel in den Kopf jagen konnte! Doch ich bin kein Mörder . . . Fahren Sie fort, Mina.«

---

## CXXXV.

### Der Weg.

»Sobald wir außerhalb Versailles waren.« fuhr das Mädchen fort, »knüpfte der Graf von Valgeneuse das Sacktuch aus, das meinen Mund bedeckte, so wie das, mit welchem meine Hände gebunden waren. Ich hatte blutige Lippen, und über vierzehn Tage behielt ich an meinen Händen das bläuliche Mahl des Knotens. . . «

»Der Elende!« murmelte Salvator.

»»Mademoiselle,«« sagte er zu mir, »»Sie sehen, daß ich Ihnen Alles, was ich kann, von Freiheit wiedergebe. Schreien Sie nicht, rufen Sie nicht: ich erkläre Ihnen, daß ich die Ehre, sogar das Leben von Herrn Justin in meinen Händen halte.««

»»Sie?«« rief ich mit Verachtung.

»»Ich werde Ihnen den Beweis von dem, was ich sage, geben. Mittlerweile Hebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Wahrheit sage.««

»»Ihr Ehrenwort?«« wiederholte ich. »»Schwören Sie bei etwas Anderem, mein Herr, wenn ich Ihnen glauben soll.««

»»Wie dem sein mag, überlegen Sie sich meine Worte.««

»»Ja, mein Herr, und ich sage Ihnen zum Voraus, daß meine Reflexionen mich abhalten werden. Ihnen zu antworten. Es ist also unnütz, daß Sie sprechen.««

»Ohne Zweifel ließ es sich der Graf gesagt sein, denn aus dem ganzen Wege sprach er nicht ein einziges Wort mehr.

»An der Barrière hielt der Wagen an, und man öffnete zu gleicher Zeit beide Schläge. Ich war im Begriffe, hinauszustürzen: der Graf versuchte es nicht einmal, mich zurückzuhalten, er sagte mir nur das Wort:

»»Sie wissen, daß Sie Justin tötten!««

»Ich wußte nicht, wie ich ihn tödtete, doch ich schätzte meinen Entführer und hielt ihn zu Allem fähig. Ich kauerte mich stillschweigend in die Ecke des Wagens. Wir gelangten nach Paris.

»Der Wagen erreichte die Champs-Elysees, folgte dem Rande des Wassers, fuhr über eine Brücke, machte ein paar Schritte in einer Straße und hielt an. Der Kutscher rief: »»Das Thor auf!«« Das Thor öffnete sich schwerfällig. Der Wagen fuhr in einen Hof ein; ich stieg aus. Der Hof war aus allen Seiten von Gebäuden eingeschlossen, eine von seinen Seiten, die der Mauer,

welche aus die Straße ging, ausgenommen. . . «

»Ja, so ist es,« murmelte Salvator.

»Ich stieg eine Freitreppe hinauf.«

»Fünf Stufen?«

»Ja, ich habe sie gezählt. Woher wissen Sie das?«

»Fahren Sie fort, mein Kind, fahren Sie fort, ich folge Ihnen Schritt für Schritt.«

»Wir traten in ein großes Vestibule ein. Eine kleine Thüre öffnete sich vor mir, eine Treppe schien sich von selbst meinen Füßen zu bieten; ich stieg achtzehn Stufen hinaus.«

»Eine mehr, welche die Schwelle des Zimmers bildete, in das man Sie führte.«

»So ist es! so ist es! Ich wußte durchaus nicht, wo ich war.«

»Ich weiß es: Sie waren in der Rue du Bac, in dem Hotel, das der Marquis von Valgeneuse, der Vater des Grafen, von seinem älteren Bruder geerbt hat, *der ohne Erben gestorben ist*,« fügte Salvator bei, indem er einen seltsamen Ausdruck diesen fünf Worten gab.

»Ja, nun bedenke ich . . . das ist möglich . . . Eine Thüre öffnete sich vor mir auf eine beinahe zauberhafte Art wie die anderen. Ich war in einem großen, ganz mit Tapetenwerk ausgeschlagenen, ganz mit eichenen Meubles ausgestatteten Zimmer, das eine Bibliothek zu sein schien, wegen der großen Menge an der Wand ausgestellter, auf den Stühlen, aus den Tischen aufgehäufter und sogar aus den Boden geworfener Bücher.«

»Ja,« sagte Salvator, »das Atelier.«

»»Wollen Sie hier einen Moment warten,«« sprach der Graf zu mir, »»und fürchten Sie nichts: Sie sind hier bei mir; damit sage ich Ihnen, das Sie keine Gefahr laufen. In einem Augenblicke werde ich die Ehre haben, Sie wiederzusehen; ich habe einige Anordnungen zu treffen, und wir werden sogleich wieder abreisen. Haben Sie etwas nöthig, so brauchen Sie nur zu klingeln: im anstoßenden Zimmer ist eine Kammerfrau zu Ihren Diensten.««

»Und er entfernte sich, ohne meine Antwort abzuwarten, fest überzeugt, wie er war, ich werde ihm nicht antworten. Kaum war ich allein, als mir der Gedanke kam, mich aus dem Fenster zu stürzen und mir die Hirnschale aus dem Pflaster zu zerschmettern; doch die einzige Oeffnung, die dieses Zimmer, außer den Thüren, hatte, war am Plafond, das heißt in einer Höhe von mehr als fünfzehn Fuß, angebracht. Ich warf mich auf die Kniee und rief Gott an. Unglücklicher Weise war ich, ohne Zweifel, noch nicht genug geprüft: Gott antwortete mir nicht, wie er es so eben durch Ihre Stimme gethan hat, und ich hatte keinen andern Trost, als den, alle Thränen meiner Augen zu weinen. In diesem Momente durchzuckte eine Idee meinen Geist: an Justin schreiben .

. .

»Ich fand Papier, doch man hatte die Federn und die Tinte weggenommen. Zum Glücke fand sich aus dem Tische ein vergessenes Portefeuille; dieses Portefeuille enthielt einen Bleistift: ich zog ihn rasch aus seinem Futteral und schrieb in Eile zwei Zeilen. Ich befürchtete nur Eines: ich hatte Justin so wenig gesagt, ich liebe ihn, daß er mich für schuldig halten konnte! Was ich ihm schrieb? ich weiß nichts mehr davon. . . «

»Ich weiß es.« sagte Salvator.

»Sie wissen es?«

»Ja, weil ich dabei war, als er den Brief erhielt. Sie schrieben ihm folgende paar Worte:

»*Man entführt mich mit Gewalt, man schleppt mich fort . . . ich weiß nicht, wohin! Zu Hilfe, Justin! Rette mich, mein Bruder! oder räche mich, mein Gatte!* »M i n a.««

»Nur frage ich Sie, welche Mittel haben Sie angewandt, um ihm dieses Billet zukommen zu lassen? Das ist uns immer dunkel geblieben, und ich glaube, bei diesem Punkte hatte uns die Brocante etwas zu verbergen.«

»Mit zwei Worten will ich es Ihnen sagen.« erwiderte Mina. »Kaum hatte ich die Adresse geschrieben, als ich ein Geräusch von Tritten im Gange hörte. Ich verbarg den Brief in meiner Brust und wartete. Eine Kammerfrau erschien und stellte sich mir zur Verfügung: ich schlug ihre Dienste aus, und sie entfernte sich wieder.

»Der Brief war geschrieben; doch wie ihn an seine Adresse gelangen machen? Ich fügte den Reiz einer starken Belohnung der Aufschrift bei, und rechnete auf die Vorsehung . . . Ich hörte aufs Neue Geräusch im Gange, und diesmal war es der Graf, der wiedererschien.

»Sind Sie bereit, mich zu begleiten?« fragte er mich.

»Sie wissen wohl, daß ich nichts Anderes thun kann,« erwiderte ich.

»Und ich stand auf.

»So kommen Sie,« sprach er kalt.

»Ich folgte ihm.

»Wir gingen dieselbe schmale Treppe hinab, und ich befand mich wieder in demselben Hause, den ich bei meiner Ankunft durchschritten hatte. Unten an der Treppe stand ein Wagen von einer anderen Form und einer anderen Farbe, als der, welcher uns gebracht hatte. Der Graf ließ mich zuerst einsteigen und stieg nach mir ein. Das Thor öffnete sich aufs Neue, und der Wagen ging ab.

»Ich kenne Paris nicht, so daß ich nicht sagen kann, durch welche Straßen wir passirten; übrigens dachte ich nur an Eines, ich hatte nur eine fixe Idee: meinen Brief Justin zukommen lassen. Ich konnte wohl die Hitze vorschützen, das Fenster des Wagens, öffnen und meinen Brief

aus die Straße werfen; doch es war so kothig, und die Vorübergehenden hätten daraus treten können, ohne ihn zu sehen . . . Was war zu thun? . . . Ich erblickte von fern Lichter, etwas wie Fackeln, die man bewegte: es waren Masken, wie mir schien. Ich verlangte, daß das Fenster niedergelassen werde; doch der Graf, der ohne Zweifel befürchtete, ich werde um Hilfe rufen, weigerte sich förmlich,

»»Ich ersticke aber!«« sagte ich.

»»In einem Augenblicke werden Sie Luft haben,«« antwortete er.

»Wir fuhren mitten über eine Art von Markt, und kamen in eine lange Reihe von schmalen, schlecht gepflasterten Gassen, wo die Pferde jeden Augenblick stolperten. Ich erblickte von fern ein zitterndes kleines Licht, das auf einem Weichsteine befestigt zu sein schien; sodann, beim Schimmer dieses Lichtes, kam es mir vor, als bewegte sich eine menschliche Gestalt. Eine Idee tauchte in meinem Geiste aus: diese menschliche Gestalt war wahrscheinlich ein Lumpensammler; wer es auch sein mochte, hörte dieser Mensch in seiner Nähe irgend einen Gegenstand fallen, so würde er nicht unterlassen, diesen Gegenstand auszuheben, und, wahrnehmend, welche Belohnung versprochen war, den Brief an seine Adresse tragen. Wie es aber machen, daß er den Brief fallen hörte? . . Der Wagen fuhr indessen rasch weiter; wir näherten uns dem Lichte; ich erschaute deutlich eine Frau.

»»Gut!«« sagte ich zu mir selbst, »»diese Frau geht suchend von einem Pflastersteine zum andern«; sie wird meinen Brief finden.««

»Ich zog meinen Brief hervor, indem ich aber die Hand in meine Brust steckte, fühlte ich eine Kette; diese Kette hielt eine kleine Uhr. die mir Justin geschenkt hatte . . . Armes Uehrchen! . . . das war Alles, was ich von Justin hatte . . . Alles, was ich von Justin hatte, — ich irre mich: ich hatte im Gegentheile nichts, was nicht von Justin kam. War er es nicht, der mir seit neun Jahren Alles gab, was ich brauchte? Armes Uehrchen! es hatte mir so oft die Stunde gesagt, wo Justin kommen sollte; es hatte mich nie verlassen, weder bei Tage, noch bei Nacht, und ich sollte mich davon trennen! .. Ja, doch geschah es nicht in der Hoffnung, Justin wiederzusehen, daß ich dieses Opfer brachte? . . Ich nahm es von meinem Halse und küßte es bitterlich weinend; ich wickelte den Brief um das Uehrchen und die Kette um den Brief. In diesem Augenblicke hielt der Wagen an. Wir waren zu dem Weichsteine gekommen, aus welchem die Laterne stand. Der Graf öffnete das Vorderfenster, wandte sich an den Kutscher und rief ihm zu:

»»Warum hältst Du an. Elender?««

»»Herr Graf,«« antwortete der Kutscher, »»dieses Weib sagt mir, man könne nicht passiren, weil man von Neuem pflastere.««

»»Dann kehre um und fahre durch eine andere Straße.««

»»Das thue ich, Herr Graf.««

»Das war eine Gnade, die mir der Himmel gewährte. Indeß sich der Graf vorwärts neigte,

streckte ich den Arm durch das niedergelassene Fenster und warf mein Päckchen so hurtig, als ich konnte, hinaus. Es schlug an die Mauer, an die der Weichstein angelehnt war, und ich fühlte mein Herz brechen, als ich das Geräusch vom Zerspringen des Glases meiner Uhr hörte. Armes Uehrchen! ich hatte Zeit gehabt, es hinauszuerwerfen und den Arm zurückzuziehen, ehe der Graf sich umwandte: er bemerkte nichts. Der Wagen drehte sich um sich selbst, und bei der Bewegung, die er machte, hatte ich noch Zeit, die Lumpensammlerin ihre Laterne nehmen, das Pflaster beleuchten und das Päckchen ausheben zu sehen. Von diesem Augenblicke an hielt ich mich für gerettet, und ich beschloß, mich mit Geduld zu waffnen. Zwei Stunden nachher fuhren wir in das, seit sieben bis acht Jahren unbewohnte, Schloß ein, das der Graf einen Monat vorher, in der Absicht, mich dahin zu führen, gemiethet hatte.

»»Mademoiselle,«« sagte er zu mir, »»Sie sind zu Hause: hier ist Ihr Zimmer: man wird nicht eintreten, ohne daß Sie rufen. Bedenken Sie, welches Loos Sie mit dem elenden Schulmeister in seinem Neste in der Rue Saint-Jacques erwartete, wo Sie jeden Tag gegen die Bedürfnisse des Lebens kämpfen mußten, und vergleichen Sie es mit dem, das Ihnen ein Mann von meinem Range, Herr über zweimal hunderttausend Livres Einkommen, bietet, ein Mann, der aus der ganzen Welt Ihr Königreich macht. Eine Kammerfrau wird sich zu Ihrer Verfügung stellen.«

Und er ging ab. Hinter ihm trat in der That eine Kammerfrau ein. Sie bot mir Abendbrod an; ich antwortete ihr, sie möge das Abendbrod in meinem Zimmer auftragen, und wenn ich in der Nacht Hunger habe, so werde ich essen. — Ich hatte weder das Bedürfniß, noch den Wunsch, das Abendbrod anzurühren; ich hegte eine Hoffnung. Diese Hoffnung wurde verwirklicht. Mit dem Dessert brachte man mir Messer, um das Obst zu schneiden. Ich nahm eines mit einer dünnen, spitzigen Klinge; ich war schon halb gerettet. Da ich nicht wußte, was die geheimen Eingänge dieses Zimmers sein konnten, so schloß ich nicht einmal die sichtbaren Eingänge. Ich beabsichtigte, mich nicht zu Bette zu legen, und, wenn ich schlafen würde, beim Kamine in einem großen Lehnstuhle zu schlafen. . . Das Messer verbarg ich in meiner Brust; dann stellte ich mich durch ein frommes, tiefes Gebet unter die Obhut des Herrn, und ich wartete.«

---

## CXXXVI.

Die Artikel 854, 355 und 356.

»Die Nacht verlief ruhig,« fuhr Mina fort. »Ich war dergestalt gelähmt durch alle Erschütterungen, die ich erlitten hatte, daß ich einschlief. Allerdings wachte ich von fünf zu fünf Minuten schauernd wieder aus. Es kam der Tag, und mit dem Tage das Mißbehagen einer außer dem Bette zugebrachten Nacht. Das Feuer war dem Erlöschen nahe: ich fügte Holz dem bei, welches sich vollends verzehrte, und es gelang mir, mich wiederzuerwärmen.

»Meine Fenster lagen gegen Sonnenaugang, doch die Sonne schien an diesem Tage nicht ausgehen zu sollen. Ich trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück. Das Fenster ging auf eine Wiese, in deren Mitte, umgeben von Schilfrohr, das trübselige Wasser eines Teiches schlummerte; jenseits des Teiches dehnte sich ein Park aus, dessen Ende man vermöge einer geschickten Anlage nicht sehen konnte. Alles dies, stehendes Wasser, vergelbter Rasen, ihrer Blätter entkleidete Bäume, — eine Dickung von Tannen ausgenommen, — Alles dies war von einer tiefen Melancholie! Ich liebte indessen die Natur mehr so: sie war wenigstens im Einklange mit der Stimmung meines Gemüthes.

»In dem Augenblicke, wo ich das Fenster öffnete, drang ein schwacher Sonnenstrahl, der einzige, der an diesem düstern Tage glänzte, durch die grauen Wolken. Ich wandte mich an ihn wie an einen Boten des Herrn; ich sandte ihm mein Gebet zu und flehte ihn an, es an den Fuß vom Throne Gottes, das heißt dahin zu tragen, von wo er ausging; ich sprach mit ihm von Justin mehr noch als von mir. Justin, der nicht wußte, was aus mir geworden war, der nicht wußte, ob ich ihn genug liebte, um den Verführungen und den Drohungen zu widerstehen, Justin schien Mir mehr zu beklagen, als ich, sicher, wie ich war, daß ich mir selbst und folglich Justin treu bleiben werde.

»Während ich mein Gebet vollendete, kam es mir vor, als öffnete man meine Thüre. Ich wandte mich um und erblickte den Grafen. Ich ließ mein Fenster so wie es war: ich fand mich weniger vereinzelt, da ich vor mir diesen aus das große Gemälde des Himmels geöffneten Rahmen hatte. Ich klammerte mich am Gitter an,

»»Mademoiselle,«« sagte der Graf zu mir, »»ich hörte Sie Ihr Fenster öffnen, und da ich hieraus schloß, Sie seien aufgestanden, so erlaubte ich mir, bei Ihnen zu erscheinen.««

»»Ich habe mich nicht zu Bette gelegt, wie Sie sehen können,«« antwortete ich,

»»Und Sie haben Unrecht gehabt, Mademoiselle. Sie sind hier so sehr in Sicherheit, als wenn Sie von Ihrer Mutter bewacht würden.««

»»Hätte ich das Glück, eine Mutter zu besitzen, mein Herr, so wäre ich ohne Zweifel nicht hier.««



»Er schwieg einen Augenblick.

»»Sie betrachteten die Landschaft!«« sagte er sodann In diesem Augenblicke des Jahres muß sie Ihnen traurig dünken; doch im Frühling ist sie, wie man versichert, eine der schönsten der Umgebung von Paris.««

»»Wie! im Frühling?«« rief ich Sie denken also, ich werde im Frühling noch hier sein?««

»»Sie werden sein, wo Sie wollen, in Rom, in Neapel, in Italien, überall, wo es Ihnen beliebt, überall, wohin Sie dem Manne, der Sie liebt, Ihnen zu folgen erlauben werden.««

»»Sie sind verrückt, mein Herr,«« erwiderte ich.

»»Sie haben also nicht überlegt?«« fragte der Graf.

»»Doch, mein Herr.««

»»Und das Resultat Ihrer Ueberlegung?««

»»Ist, daß man in unserer Zeit nicht im Ernste ein Mädchen entführt, so vereinzelt es auch sein mag.««

»»Ich verstehe Sie nicht.««

»»Ich will mich verständlich machen. Nehmen Sie an, ich sei Gefangene in diesem Zimmer . . .««

»»Sie sind es nicht, Gott sei Dank! Dieses ganze Haus ist zu Ihrer Verfügung, — mit seinem Parke.««

»»Und Sie rechnen darauf, daß ich. Dank sei es den Mauern, welche zu hoch, um erstiegen zu werden, den Gittern, welche zu stark, um durchbrochen zu werden, nicht werde fliehen können?««

»»Sie haben, um zu fliehen, nicht nöthig, die Mauern zu ersteigen: die Thüren sind von Morgens um sechs Uhr bis Abends um zehn Uhr offen.««

»»Nun,«« fragte ich erstaunt, »»wie hoffen Sie mich dann hier zurückzuhalten, mein Herr?««

»»Oh! mein Gott, indem ich einfach an Ihre Vernunft appellire.««

»»Erklären Sie sich.««

»»Sie lieben Herrn Justin, haben Sie mir gesagt?««

»»Ja, mein Herr, ich liebe ihn!««

»»Es wäre Ihnen also sehr leid, wenn ihm ein Unglück widerführe?««

»»Mein Herr!««

»»Das größte Unglück, was ihm zu dieser Stunde widerfahren könnte, ist nun, daß Sie es versuchten, aus diesem Schlosse zu entfliehen.««

»»Wie so?««

»»Weil Herr Justin für Sie bezahlen würde.««

»»Justin würde für mich bezahlen! Und was hat denn Justin mit Ihnen zu thun?««

»»Nicht mit mir, Mademoiselle, sondern mit dem Gesetze.««

»»Wie, mit dem Gesetze?««

»»Ja, versuchen Sie es, zu fliehen, fliehen Sie, und zehn Minuten, nachdem ich von Ihrer Flucht unterrichtet bin, ist Herr Justin im Gefängnisse.««

»»Im Gefängnisse, Justin? Mein Gott! welches Verbrechen hat er begangen? Oh! Sie wollen mich erschrecken; doch, Gott sei Dank! ich bin weder wahnsinnig, noch blödsinnig genug, um Ihnen aus das Wort zu glauben.««

»»Ich mache auch nicht daraus Anspruch, daß Sie mir so glauben sollen; werden Sie mir aber aus einen Beweis glauben?««

»Ich fing an zu erschrecken, als ich seine Zuversicht sah.

»»Mein Herr!«« stammelte ich.

»Er zog aus seiner Tasche ein kleines Buch, dessen Schnitt mehrfarbig gestreift war.

»»Kennen Sie dieses Buch?«« fragte er mich.

»»Ei! mir scheint, das ist ein Codex,«« erwiderte ich.

»»Ja, es ist ein Codex. Hier, nehmen Sie.««

»Ich zögerte.

»»Oh! ich bitte, nehmen Sie, Sie wollen Beweise, ich muß Ihnen solche geben, nicht wahr?««

»Ich nahm das Buch.

»»Sehr gut! Oeffnen Sie die Seite 800, Strafcodex Buch III.««

»»Und dann?««

»»Paragraph 2.««

»»Paragraph 2?««

»»Lesen Sie . . . Bemerken Sie wohl, daß das nicht für Sie allein gedruckt ist; worüber Sie sich dadurch versichern können, daß Sie seines Gleichen beim Notar oder beim Maire holen lassen.««

»»Ich soll lesen?««

»»Ja, lesen Sie.««

»Ich las:

§. 2. *Entführung von Minderjährigen.*

»»Jeder, der durch List oder mit Gewalt Minderjährige entführt hat oder hat entführen lassen, oder sie hat weggeschleppt, weggebracht, weggenommen, oder dieselben hat wegschleppen, wegbringen, wegnehmen lassen, von den Orten, wohin sie diejenigen gebracht hatten, deren Autorität oder Leitung sie unterworfen oder anvertraut waren, hat die Straft der Einsperrung zu erleiden.««

»Ich schlug die Augen zum Grafen aus, als wollte ich ihn befragen.

»»Fahren Sie fort,«« sagte er.

»Ich fuhr fort:

»»355. Ist diese so weggebrachte und entführte Person ein Mädchen unter sechzehn Jahren, so wird die Strafe Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit sein . . .««

»Ich fing an zu begreifen und erbleichte . . .«

»Der Elende!« murmelte Salvator.

»»Das ist der Fall von Herrn Justin,«« sprach kalt der Graf.

»»Ja, mein Herr,«« erwiderte ich, »»nur mit dem Unterschiede, daß ich ihm freiwillig gefolgt bin, daß ich laut sagen werde, er habe mir das Leben gerettet, ich verdanke ihm Alles, ich . . .««

»Er unterbrach mich:

»»Es ist für diesen Fall durch den folgenden Paragraphen vorhergesehen,«« sagte er. »»Lesen Sie.««

»Ich las.

»»Hätte das Mädchen unter sechzehn Jahren zu seiner Entführung eingewilligt oder wäre freiwillig dem Entführer gefolgt, so wird dieser, wenn er volljährig, also einundzwanzig Jahre und darüber . . .««

»»Herr Justin,«« unterbrach der Graf, »»war gerade zweiundzwanzig; ich habe mich nach seinem Alter erkundigt. . . Fahren Sie fort. . .««

»Ich fuhr fort:

»»Einundzwanzig Jahre und darüber, zu Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit verurtheilt.««

»Das Buch entfiel meinen Händen.

»»Aber statt bestraft zu werden,«« rief ich, »»würde Justin eine Belohnung verdienen.««

»»Dies. Mademoiselle,«« erwiderte kalt der Graf, »»werden die Gerichte zu würdigen wissen. Ich muß Ihnen aber zum Voraus sagen, dafür, daß er eine Minderjährige entführt, daß er sie bei sich eingesperrt hat, daß er sie ohne die Einwilligung ihrer Verwandten wissend, diese Minderjährige sei reich, hat heirathen wollen, — ich muß Ihnen sagen, ich bezweifle, daß die Gerichte Herrn Justin den Tugendpreis dafür zuerkennen.««

»Oh!«« rief ich.

»»In jedem Falle,«« fuhr der Graf fort, »»versuchen Sie es, zu fliehen, und die Frage wird bald entschieden sein.««

»Er zog aus seiner Tasche ein Papier, das er entfaltete. Dieses Papier war mit dem Staatssiegel versehen.«

»»Was ist das noch?«« fragte ich ihn.

»»Nichts: ein zum Voraus ausgefertigter Vorführungsbesehl, mit dem Namen von Herrn Justin bezeichnet, wie Sie sehen, und zu meiner Verfügung gestellt.

Die Freiheit von Herrn Justin ist also in meinen Händen. Eine Stunde nach Ihrer Flucht wird seine Ehre in den Händen der Gerichte sein.««'

»Ich fühlte den Schweiß aus meiner Stirne perlen. Meine Beine wankten, als wollten sie mir den Dienst versagen; ich fiel in den nächsten Lehnstuhl.«

»Der Graf bückte sich, hob den Codex aus, und legte ihn offen aus meinen Schooß.

»»Hören Sie,«« sagte er, »»ich lasse Ihnen dieses Büchlein hier. Denken Sie über die Artikel 354, 355 und 35« nach, und behaupten Sie nicht mehr, es stehe Ihnen nicht frei, zu fliehen.««

»Und er grüßte mich mit einer geheuchelten Höflichkeit und ging weg. . . «

Salvator wischte auch seine Stirne ab.

»Ah!« murmelte er, »er würde es machen, wie er sagt, der Elende!«

»Oh! ich dachte es wohl,« erwiderte Mina. »Darum bin ich nicht geflohen, darum habe ich

nicht an Justin geschrieben, darum habe ich geschwiegen, als wäre ich todt!«

»Und Sie haben wohl daran gethan.«

»Ich erwartete, ich hoffte, ich betete! Sie sind nun da: Sie sind der Freund von Justin, Sie werden entscheiden; in jedem Falle aber sagen Sie ihm. . . «

»Ich werde ihm sagen, Mina, Sie seien ein Engel!« sprach Salvator, indem er vor dem Mädchen niederkniete und ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßte.

»Oh! mein Gott!« rief Mina, »wie danke ich Dir, daß Du mir eine solche Hilfe geschickt hast!«

»Ja, Mina, danken Sie Gott, denn es ist die Vorsehung, die mich hierher geführt!«

»Sie hatten aber doch einen Verdacht?«

»Nein, keinen in Beziehung aus Sie: ich wußte nicht, wo Sie waren, an welchem Orte Sie wohnten; ich glaubte am Ende, Sie seien außerhalb Frankreich.«

»Was suchten Sie denn hier?«

»Oh! ich verfolgte ein anderes Verbrechen, das ich Ihnen nicht sagen kann, und dessen Aufsuchung ich für den Augenblick zu unterbrechen genöthigt bin. . . Beschäftigen wir uns mit dem Dringendsten, das heißt mit Ihnen. Jedes Ding zu seiner Zeit und wenn die Reihe an ihm ist.«

»Nun, was beschließen Sie für mich?«

»Vor Allem ist es wichtig, daß der arme Justin Nachrichten von Ihnen erhält, daß er erfährt, Sie befinden sich wohl, Sie lieben ihn immer.«

»Sie übernehmen es, ihm dies zu sagen, nicht wahr?«

»Seien Sie unbesorgt.«

»Doch mir, mir, wer wird mir Nachricht von ihm geben?« fragte Mina.

»Morgen, zur selben Stunde, werden Sie im Sande, unter dieser Bank, solche finden, und könnte ich Ihnen morgen keine zukommen lassen, so wäre es übermorgen an demselben Platze.«

»Dank, tausend Dank, mein Herr!. . . Doch entfernen Sie sich, oder verbergen Sie sich wenigstens: ich höre Geräusch von Tritten aus dem Sande, und Ihr Hund scheint unruhig zu sein.«

»Schön, ganz schön, Brasil!« sagte leise Salvator zu dem Hunde, indem er aus das Dickicht deutete.

Brasil kehrte in den Wald zurück.

Salvator folgte ihm dahin, und er war schon mit dem halben Leibe innen, als das Mädchen sich nach seiner Seite neigte, ihm die Stirne darbot und zu ihm sagte:

»Küssen Sie ihn für mich, wie Sie mich für ihn küssen.«

Salvator legte auf die Stirne des Mädchens einen Kuß so keusch als der Mondstrahl, der ihn beleuchtete; dann kehrte er rasch ins Dickicht zurück.

Das Mädchen wartete nicht, bis die Tritte noch näher kamen: es lief rasch nach dem Hause.

Nach ein paar Sekunden hörte Salvator eine Weiberstimme rufen:

»Ah! da sind Sie, Mademoiselle! Der Herr Graf hat mir bei seinem Abgange befohlen, Ihnen zu lagen, die Nachtlust sei kalt, und es könnte Ihnen schlecht bekommen, wenn Sie sich ihr länger aussetzen würden.«

»Hier bin ich!« erwiderte Mina.

Und die zwei Frauen entfernten sich.

Salvator hörte das Geräusch der Tritte, das immer schwächer wurde und am Ende ganz erlosch.

Dann bückte er sich und suchte aufs Neue das von Roland gemachte Loch, während dieser wieder den seltsamen Gegenstand, der eine so entsetzliche Wirkung aus Salvator hervorgebracht hatte, zu lecken anfang.

»Das sind die Haare eines Kindes!« murmelte Salvator. »Ich muß mich erkundigen, ob Rose-de-Noël einen Bruder hatte.«

Und er schob Roland auf die Seite, rückte die Erde mit seinem Fuße hinzu, füllte das Loch und trat darauf umher, um die Dinge wieder in den Stand zu setzen, in welchem sie vor der Entdeckung, die er gemacht, gewesen waren.

Als diese Operation beendet war, sagte er:

»Auf, Roland, laß uns gehen! Sei aber ruhig, mein guter Hund, wir werden wieder hierher kommen . . . eines Tages. . . oder in einer Nacht!«

---

## CXXXVII.

### Das Haus der Fee.

Man erinnert sich des Vorwurfs, den Salvator der Brocante in Betreff der ungesunden, elenden Kammer der Rue Triperet machte, wo wir zum ersten Male die Kartenschlägerin gesehen haben.

Salvator sprach damals ein paar Worte aus, welche die Brocante erschreckten, und diese machte sich verbindlich, so schnell als möglich die verpestete Wohnung zu verlassen.

Doch wenn sie die Drohung der Wegnahme von Rose-de-Noël erschreckte, so erschreckte sie die Berechnung einer in ihren Augen tollen Ausgabe noch ganz anders und verhinderte sie, ihr Versprechen zu halten; sodann ist es mit den Armen wie mit den Reichen: sie verlassen schwer, schwerer sogar als die Reichen, das Haus, wo sie gelebt haben, und die geizige Alte, gerichtlich aufgefordert, ihre Verbindlichkeit zu erfüllen, würde es vielleicht, so viel lag ihr an ihrer abscheulichen Wohnung, vorgezogen haben, das für ihren Auszug nothwendige Geld zu geben und in ihrer Kammer zu bleiben.

Doch unter ihren Zweifeln, ob sie Salvator gehorchen oder nicht gehorchen sollte, bekam die Brocante einen Besuch, der eine Entscheidung in ihr herbeiführte.

Es erschien eines Tages bei ihr ein schöner junger Mann von vollkommener Eleganz im Namen der Fee Carita.

Es gab zwei Namen, welche sanft das Herz des schönen schwächlichen Kindes liebkosten, das man Rose-de-Noël nannte; der eine war der von Fräulein Lamothe-Houdan; der andere der von Salvator.

Dieser schöne junge Mann, der eines Tages auf der Schwelle des Pandemoniums erschien, dessen Beschreibung wir gewagt haben, war kein Anderer, als Petrus.

Indem er der alten Zigeunerin, unter dem Gebelle der Hunde und dem Krächzen der Krähe, ungefähr dieselben Worte wiederholte, welche Salvator schon gesagt hatte, machte er der Brocante begreiflich, die Stunde, auszuziehen, sei gekommen.

Was aber die Alte besonders bestimmte, das war die Art, wie sich Petrus dabei benahm.

»Das ist der Schlüssel zu Ihrer neuen Wohnung.« sagte er. »Sie haben nur in der Rue d'Ulm, Nro, 10. zu erscheinen; Sie werden unter ein großes Thor treten, Sie werden links schauen und drei Stufen sehen, Sie werden diese drei Stufen hinaussteigen, diesen Schlüssel in die Thüre vor Ihnen stecken und den Schlüssel zweimal drehen, die Thüre wird sich öffnen, und Sie werden in Ihrer Wohnung sein.«

Die Brocante machte bei diesen Worten Augen und Ohren auf.

In der That. wenn sie es einerseits bedauerte, ihr gewohntes Nest verlassen zu sollen, so bot sie andererseits, da sie keinen Pfennig auszugeben hatte, statt ihn vor die Thüre zu setzen, dem jungen Manne einen Stuhl an und bedrohte die Hunde und die Krähe zu Ehren ihres Gastes.

Vielleicht würden, trotz der Drohung der Brocante, die Hunde und die Krähe nur um so stärker gebellt und gekrächt haben; aber Rose-de-Noël bat sie, zu schweigen, und sie gehorchten den Bitten von Rose-de-Noël viel besser, als den Befehlen von Brocante.

Sobald er saß, fügte Petrus bei:

»Nur müssen Sie Ihren Speicher schon morgen verlassen.«

»Oh!« sagte die Brocante, »und wie soll ich in so kurzer Zeit ausziehen?«

»Es handelt sich nicht um das Ausziehen; es handelt sich um das Verkaufen oder das Verschenken von Allem dem, was Sie hier haben. Die Wohnung, die man Ihnen durch meine Stimme anbietet, ist neu meublirt. Was den Miethzins betrifft, er ist für ein Jahr bezahlt. Hier ist die Quittung.«

Die Brocante wußte nicht, ob sie träumte oder wachte.

Sie lief auch, hinter Petrus, mit dem Schlüssel in der Hand von der Rue Triperet nach der Rue d'Ulm.

Alles trug sich zu, wie Petrus gesagt hatte; bei Nro. 10 fand die Brocante ein großes Thor, unter dem großen Thore drei Stufen, der Schlüssel drehte sich im Schlosse, die Thüre öffnete sich, und die alte Zigeunerin gelangte in die Wohnung.

Diese Wohnung lag im Erdgeschoße; die Fenster gingen aus einen Garten, der sechs Fuß lang, das heißt von der Größe eines Grabes, war die Person, die ihn anschaute, traurig, von der Größe eines Pomeranzenkastens, war die Person, die ihn anschaute, heiter.

Dieses Erdgeschoß bestand aus vier Piècen und einem reizenden Stübchen im Entresol.

Im Vergleiche mit dem Speicher, den die Brocante bewohnte, war das, wie man sieht, ein Palast.

Die vier Piècen im Erdgeschoße waren ein Vorzimmer, ein kleines Speisezimmer, ein Schlafzimmer für die Alte, ein Cabinet für Babolin.

Es versteht sich von selbst, daß das Stübchen vom Entresol für Rose-de-Noël war.

Das Vorzimmer war von oben bis unten, den Plafond mitbegriffen, mit einem weiß und blauen Zwillich ausgeschlagen, mit gewundenen Fransen und Eicheln von rother Wolle; eine am Fenster stehende Jardinière von rohem Holze enthielt einige Winterpflanzen. Vier Rohrstühle bildeten das Ameublement.



Vom Vorzimmer kam man ins Speisezimmer. Das Speisezimmer war in Eichenholz angemalt mit einem Tische von Eichenholz und sechs Stühlen von Eichenholz. Die Vorhänge waren von grünem Merino und kreuzten auf Mousseline-Vorhängen. An den Wänden hingen eine Kuckuksuhr, um die Stunde zu bezeichnen, und sechs ländliche Stiche, um die Augen zu ergötzen. Ein Ofen erwärmte zugleich das Speisezimmer und das Vorzimmer.

Das anstoßende Zimmer war das Schlafzimmer von Brocante. Das war die originelle Pièce der Wohnung: ein wahres Museum, ein naturgeschichtliches und besonders übernaturnaturgeschichtliches Cabinet. Obgleich dieses Zimmer mit geringen Kosten meublirt worden war, so war doch die Verzierung von einem so sehr mit dem der Brocante harmonirenden Geschmacke, daß sie, als sie dasselbe sah, einen Schrei des Erstaunens und der Freude von sich gab.

In der That, an der einen Seite der Wand hingen tausend für jeden Andern unbedeutende, für sie aber kostbare, wundervolle Gegenstände: Retorten im Kreuze und darüber ein mit einem schwarzen Schleier bedeckter Schädel; ein bis zum Schenkelknochen entfleischtes Bein, das mit dem Ende des Fußes diesen Schädel verächtlich zurückzustoßen schien; eine ungeheure Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln, und aus vollem Halse lachend, da sie einen Gliedermann eine Chimäre von Porzellan herausfordern sah; ein großer Hornschrüter verziert mit allen Arten von kabbalistischen Figuren, am Plafond hängend und sich im Raume einem Krokodille gegenüber schaukelnd, das ihn, den Rachen weit aussperrend, verschlingen zu wollen schien; ein riesiges Schüppenaß mit einem zwergartigen Ecksteinaß kämpfend; eine ausgestopfte Schlange mit ihren Ringen den Baum der Wissenschaft des Guten und des Bösen umschließend; ein Capuciner von Pappe, die Wetterveränderung anzeigend; eine die Stunde messende Sanduhr; eine ungeheure Trompete, die nur aus die letzte Stunde zu warten schien, um mit ihrem Schalle das jüngste Gericht zu verkündigen; endlich ein ganzes Zauberei-Mobiliar, das heißt die Verkörperung des Traumes, den die Brocante ihr ganzes Leben gemacht hatte, die Welt einer Chiromantistin durch die Einbildungskraft eines Malers verwirklicht.

Für Alles war man besorgt gewesen: die Krähe hatte ihren Thurm in einer Ecke des Zimmers, die Hunde hatten ihr Häuschen in Tonnen.

Ein Bett mit gedrehten Säulen vervollständigte das Ameublement des Zimmers.

Das Cabinet von Babolin war eine kleine Piece mit grauen Tapeten, mit einem sehr weißen, sehr reinlichen, sehr neuen Bette in eichener Bettlade, zwei Stühlen, einem Tische, einem in ihren inneren Theilen einen Schrank bildenden Etagere, welche ungefähr vierzig Bände aus ihrem oberen Theile trug. Was das Stübchen im Entresol, das heißt das Zimmer von Rose-de-Noël betrifft, dieses war ein wahres Meisterwerk, besonders ein Meisterwerk von Einfachheit.

Diese Pièce war so groß wie ein Puppenstube, ganz mit rosa Zitz ausgeschlagen, mit himmelblauen Schnüren und ähnlichen Vorhängen und Meubles. Die Porzellane vom Kamin und die Toilette waren blau, mit Sträußen ähnlich denen des Zitzes; der Teppich war ganz blau.

Das einzige Gemälde dieses Stübchens war ein großes vergoldetes Medaillon, ein Pastellbild enthaltend: dieses Pastellbild war das Portrait der Fee Carita, so ähnlich, daß es Alle, die sie kannten, einen Schrei des Erstaunens ausstoßen machte. Die Fee hatte ihr Feengewand an, um zu

den Abendgesellschaften des Himmels zu gehen.

Verließ man das fantastische Zimmer der Brocante und trat in dieses Stübchen ein, so war man erstaunt und ergötzt, wie wenn man aus den Katakomben heraustretend die Sonne wieder sieht.

Die Brocante kam zurück, wie sie gegangen war, das heißt in hastigem Laufe. Sie theilte die frohe Kunde Rose-de-Noël und Babolin mit, und es wurde beschlossen, nicht am andern Tage, sondern noch an demselben Tage das Haus der Fee zu bewohnen. So nannte man die neue Wohnung.

Man nahm einen Fiacre und legte die Gegenstände darein, von denen man sich nicht trennen wollte. Rose-de-Noël wollte ihren ganzen kleinen Hängeboden mitnehmen; was ihr auch die Brocante von der Eleganz ihres neuen Domicils sagen mochte, sie nahm Alles, was man nehmen konnte, und man ging ab.

Die Verwunderung von Babolin und Rose-de-Noël läßt sich leicht vorstellen: die Freude von dieser ging beinahe bis zur Tollheit, als sie in einem Schranke, den die Brocante nicht gesehen hatte, weil er in die Mauer eingeschlossen war, alle Arten von griechischen und arabischen Schärpen, alle Arten von spanischen Netzen und Gürteln, alle Arten von Halsbändern und Haarnadeln sah.

Das war für Rose-de-Noël, mit ihren malerischen Instincten, der Schatz der Schätze, ein wahrer Versteckwinkel der *Tausend und eine Nacht*.

Und dieser Teppich, dieser so sanfte, sammetartige Teppich, aus dem sie ganz nach ihrem Gefallen mit ihren hübschen bloßen Füßen würde gehen können!

Man nahm noch an demselben Tage Besitz von dieser Wohnung, und Niemand, nicht einmal die Brocante, bedauerte es, daß man sich von dem Speicher der Rue Triperet trennen mußte.

Am andern Tage erhielt man den Besuch von Petrus.

Er kam, um zu sehen, wie sich die Neueingerichteten befinden.

Alle Welt war in einem Jubel, die Hunde in ihren Häuschen und die Krähe aus ihrem Thurme inbegriffen.

Man war indessen nicht ganz ohne Besorgniß über das, was Petrus gegen allen diesen im Namen der Fee Carita gegebenen Wohlstand fordern würde; denn es war am Ende doch wahrscheinlich. Petrus werde etwas fordern.

Petrus verlangte ganz einfach, daß ihm Rose-de-Noël in seinem Atelier stehe, — entweder mit Brocante, oder mit Babolin, oder mit allen Beiden.

Ohne recht zu wissen, was man von ihr forderte, nahm Rose-de-Noël auf der Stelle an.

Die Brocante erbat sich Frist bis zum andern Tage, um sich über das, was sie thun sollte, mit

Jemand zu berathen.

Petrus ließ ihr jede Freiheit.

Dieser Jemand, mit dem sich die Brocante zu berathen wünschte, war Salvator.

Hinter Petrus lief auch Babolin weg, um Salvator in der Rue aux Fers aufzutreiben und ihn zu bitten, wenn er einen Augenblick Zeit habe, möge er das *Haus der Fee* besuchen.

Salvator kam noch an demselben Tage.

Seine Ansicht war, sie könne ganz wohl Petrus die Gunst bewilligen, die er verlangte.

Rose-de-Noël hatte immer Salvator eine seine, distinguirte Natur geschienen; es lag eine Art von Kunstinstinct in diesem Gefühle des Pittoresken, das sie bei jedem Anlasse entwickelte.

Sie konnte nur dabei gewinnen, wenn sie mit den Elite-Organisationen, die man Petrus, Jean Robert, Ludovic und Justin nannte, das heißt mit der Malerei, der Poesie, der Wissenschaft und der Musik in Berührung gebracht wurde.

Was die Art betrifft, wie man sich benehmen würde, so könnte die Brocante ruhig sein: Rose-de-Noël sollte als Schwester behandelt werden.

Salvator forderte daher die Brocante auf, nicht zu warten, bis sich Petrus die Mühe nähme, wieder zu kommen, sondern zuerst zu ihm zu gehen.

Am andern Tage, um zehn Uhr, klopfen das Kind und die Alte an die Thüre von Petrus.

Als die Thüre offen war, und sie dieses wundervolle Atelier erblickte, da gab Rose-de-Noël ganz andere Ausrufungen des Erstaunens und der Freude von sich als die, welche sie, das Zimmer der Brocante und das ihrige erschauend, von sich gegeben hatte.

Einmal aus allen Seiten und unter allen Trachten das Portrait der Fee Carita; sodann tausend Gegenstände, von denen sie nicht nur den Gebrauch, sondern auch die Namen nicht wußte.

Man mußte ihr sagen, wie jedes Ding hieß und wozu es diene.

Sie schien indessen das Klavier zu erkennen; ihre Finger setzten sich auf die Tasten; sie entlockte ihm einige Accorde, welche bewiesen, daß sie einst die ersten Elemente der Musik studirt hatte.

Doch beinahe in demselben Augenblicke schloß sie, wie erschreckt durch eine entsetzliche Erinnerung, das Klavier wieder und entfernte sich von demselben.

Dann wollte sie Petrus arbeiten sehen.

Petrus arbeitete.

Das Kind stieß Schreie freudigen Erstaunens aus, als es die Gegenstände sah, welche es Petrus unter seinen Pinsel zu reproduciren beliebte.

Der Künstler erklärte ihr sodann deutlicher, was er von ihr wünschte.

Petrus würde nicht ihr Portrait von ihr verlangt haben, hätte Rose-de-Noël ihn nicht gebeten, es zu machen.

Alles war also schnell verabredet.

Noch an demselben Tage sollte Rose-de-Noël stehen; am andern Tage und an den folgenden Tagen würde sie Petrus im Wagen holen und zurückführen lassen, und Rose-de-Noël sollte entweder mit der Brocante oder mit Babolin kommen.

Noch an demselben Tage erneuerte sie ihre Bekanntschaft mit Jean Robert und mit Justin. — Sie hatte sie, wie man sich erinnert, am Tage der Katastrophe bei der Brocante gesehen.

Am folgenden Tage kam die Reihe an Ludovic.

Ludovic untersuchte, aus die Bitte von Salvator, Rose-de-Noël mit der größten Aufmerksamkeit.

Ihre Glieder waren zart, schwach, doch kein Organ war bedroht. Ludovic gab ein diätetisches Verfahren an, nach welchem Salvator der Brocante sich zu richten befohl.

Nach acht Tagen kannte Rose-de-Noël unter der Leitung von Justin alle Noten und fing an aus dem Klavier leichtere Melodien zu spielen.

Sie hatte allerdings bei der Musik mehr das Ansehen, sie erinnere sich, als sie lerne.

Uebrigens wußte sie einige von den schönsten Versen von Lamartine und von Victor Hugo auswendig, welche sie Jean Robert gelehrt hatte, und die sie erstaunlich richtig und ausdrucksvoll recitirte.

Endlich ließ sie sich von Petrus alle Augenblicke das Versprechen geben, er werde sie malen lehren.

An dem Tage, wo wir sie im Atelier haben stehen sehen, war Rose-de-Noël bei ihrer zehnten Sitzung.

Salvator kam fast alle Tage. Der Zufall wollte, daß er an diesem Tage zum ersten Male mit seinem Hunde kam: Petrus hatte ihn gebeten, Roland mitzubringen, um einen leeren Winkel seines Bildes von Mignon auszufüllen.

Man hat gesehen, was auf das Zusammentreffen von Roland und Rose-de-Noël erfolgt ist.

Am Tage nachher, gegen acht Uhr Morgens, in dem Augenblicke, wo Rose-de-Noël

aufgestanden war, klopfte man dreimal an die Thüre, und Babolin, der den Auftrag hatte, die Besuche einzuführen, der Jüngste und der Nächste bei der Eingangsthüre, Babolin öffnete diese Thüre.

Man hörte sogleich die Worte:

»Ah! es ist unser guter Freund, Herr Salvator!«

Der Name Salvator wirkte magisch im Hause. Er wurde auf der Stelle mit einer freudigen Betonung von der Brocante und von Rose-de-Noël wiederholt.

»Ja, Schlingel, ich bin es,« antwortete Salvator.

Salvator trat ein, und Rose-de-Noël sprang ihm an den Hals.

»Guten Morgen, mein Freund,« sagte sie.

»Guten Morgen, mein Kind,« erwiderte Salvator, während er aufmerksam schaute, ob Rose-de-Noël die rosigen Töne ihrer Wangen einer Rückkehr guter Gesundheit oder der Gegenwart des Fiebers verdankte.

»Und Brasil?« fragte das Mädchen.

»Brasil ist diesen Morgen müde; er ist die ganze Nacht gelaufen. Ich werde ihn an einem andern Tage bringen.«

»Guten Morgen, Herr Salvator,« sagte die Brocante, die bemerkt hatte, daß ein Spiegel in ihrem Zimmer war, und es seit einigen Tagen für schicklich erachtete, sich zu kämmen. »Ei! welcher gute Wind verschafft uns das Vergnügen Ihres Besuches?«

»Ich werde es Dir sogleich sagen,« antwortete Salvator.

»Vor Allem aber, wie befindest Du Dich in Deiner neuen Behausung. Brocante?«

»Wie in einem wahren Paradiese, Herr Salvator.«

»Nur mit der Ausnahme, daß sie vom Teufel bewohnt wird. Nun, das ist eine Rechnung, welche Du mit Gott abzumachen hast. Ich mische mich nicht darein. — Und Du, Rose-de-Noël, wie gefällt es Dir hier?«

»So gut. daß ich nicht glauben kann, ich sei hier, obgleich es mir scheint, ich sei immer hier gewesen.«

»Also wünschst Du nichts?«

»Nein, Herr Salvator. nichts als Ihr Glück und das der Prinzessin Regina.« erwiderte Rose-de-Noël.

»Ach! mein Kind/' sagte Salvator, »ich befürchte, Gott gewährt Dir nur die Hälfte Deines Wunsches.«

»Es ist Ihnen kein Unglück widerfahren?« fragte das Kind mit Besorgniß.

»Nein, ich bin die lächelnde, freudige Seite Deines Wunsches.«

»Dann ist die Prinzessin unglücklich?« fragte Rose-de-Noël.

»Ich befürchte es.«

»Ach! mein Gott!« rief Rose-de-Noël, Thränen in den Augen.

»Bah!« sagte Babolin. »da sie Fee ist, so wird das nicht lange dauern.«

»Wie kann man mit zweimal hunderttausend Livres Einkommen unglücklich sein?« fragte die Brocante.

»Nicht wahr. Du begreifst das nicht, Brocante?«

»Ah! bei meiner Treue, nein,« erwiderte diese.

»Sprich, Mutter, eine Idee!« rief Babolin.

»Welche?«

»Ist die Fee Carita unglücklich, so wünscht sie etwas, was nicht geschieht.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Nun wohl, so bringe für sie Dein großes glückliches Gelingen zu Stande.«

»Sehr gern; wir sind ihr das wohl schuldig. Rose, gib mir das Zauberspiel.«

Rose machte eine Bewegung, um zu gehorchen.

Salvator hielt sie zurück.

»Später,« sagte er; »ich bin wegen einer ganz andern Sache gekommen.«

Sodann sich gegen die Alte umwendend:

»Holla! Brocante, wir zwei haben es miteinander zu thun.«

»Was gibt es, Herr Salvator?« fragte die Zigeunerin mit einer gewissen Unruhe, von welcher sie nie ganz frei zu sein schien, und die wohl ihre Quelle in den Verordnungen der Polizei über die modernen Hexen haben konnte.

»Erinnerst Du Dich der Nacht vom Faschingsdienstag aus den Aschermittwoch?«

»Ja, Herr Salvator.«

»Du erinnerst Dich meines Besuches Morgens um sieben Uhr?«

»Vollkommen.«

»Erinnerst Du Dich dessen, was diesem Besuche vorhergegangen ist?«

»Vor Ihrer Ankunft hatte ich Babolin zum Schulmeister des Faubourg Saint-Jacques geschickt.«

»So ist es; laß nun hören, — rufe alle Deine Erinnerungen zurück, — warum hattest Du Babolin zum Schulmeister geschickt?«

»Um ihm einen Brief bringen zu lassen, den ich in einer Gosse der Place Maubert gefunden hatte.«

»Bist Du dessen, was Du sagst, ganz sicher?«

»Ganz sicher, Herr Salvator!«

»Stille! Du lügst. . . «

»Ich schwöre, Herr Salvator. . . «

»Du lügst, sage ich Dir! Du hast mir selbst gesagt, doch Du erinnerst Dich dessen nicht mehr, dieser Brief sei aus dem Schlege eines vorüberfahrenden Wagens geworfen worden.«

»Ah! das ist wahr, Herr Salvator, doch ich glaubte nicht, daß dies von einiger Bedeutung sei.«

»Der Brief hat an die Mauer geschlagen und ist an den Weichstein gefallen, wo Deine Laterne stand. Du hast das Geräusch gehört, das etwas machte, was an der Mauer zerbrach: Du hast die Laterne genommen und gesucht,«

»Sie waren also da, Herr Salvator?«

»Du weißt, daß ich immer da bin . . . Wenn dieser Brief an die Mauer schlagend ein Geräusch machte, das Du hören konntest, so mußte nothwendig etwas im Briefe sein.«

»Im Briefe?« wiederholte die Brocante, welche zu sehen anfang, worauf das Verhör abzielte.

»Ja, ich frage Dich, was darin war.«

»Es war in der That etwas darin,« antwortete die Brocante. »doch ich erinnere mich nicht mehr, was.«

»Gut! . . . Unglücklicher Weise erinnere ich mich; es war eine Uhr darin.«

»Das ist wahr, Herr Salvator; ein ganz kleines Uehrchen; doch so klein, so klein. . . .«

»Ja, daß Du es vergessen hattest. . . Was hast Du mit dieser Uhr gemacht? Sprich!«

»Was ich damit gemacht habe? Ich weiß es nicht,« antwortete die Brocante, indem sie an Rose-de-Noël vorüberging, als wollte sie vor Salvator den Anblick der Kette verbergen, welche den Hals des Kindes umschlang.

Salvator nahm die Alte bei der Hand und ließ sie Rechtsumkehrt machen.

»Geh von hier weg,« sagte er. »Was hat denn Rose-de-Noël um den Hals?«

»Herr Salvator.« antwortete zögernd die Brocante, »es ist. . . «

»Es ist,« rief das Kind, indem es die Uhr aus seiner Brust zog, »es ist die Uhr, die in dem Briefe war.«

Und sie reichte die Uhr Salvator. »Willst Du sie mir geben?« fragte der junge Mann.

»Sie wollen sagen: *Ihnen zurückgeben*, mein guter Freund; da sie nicht mir gehörte, so konnte ich sie nur so lange behalten, als man sie nicht zurückforderte. Hier, Herr Salvator,« fügte das Mädchen mit einer Thräne in den Augen bei, denn im Grunde war es doch eine Pein für sie, daß sie sich von dem reizenden Juwel trennen sollte; »ich bin sehr sorgfältig damit umgegangen.«

»Ich danke, Kleine! Ich muß Dir diese Uhr wieder nehmen aus Gründen, die nur mir bekannt sind . . .«

»Oh! ich frage Sie nicht danach,« unterbrach Rose-de-Noël.

»Diese Uhr ist aber wenigstens sechzig Franken werth!« rief die Brocante; »und da ich sie gefunden habe. . . «

»Ich gebe Rose-de-Noël eine andere; und sie wird Dir eben so lieb sein, als diese, nicht wahr, mein Kind?«

»Oh! viel lieber, Herr Salvator, da Sie sie mir gegeben haben.«

»Ueberdies sind hier fünf Louisd'or, mit denen Du ihr ein Halbsommerkleid kaufen wirst, Brocante. Am ersten schönen Tage werde ich sie zum Spaziergange abholen: das Kind bedarf der Luft.«

»Oh! ja! oh! ja!« rief Rose-de-Noël springend und in die Hände klatschend.

Die Brocante brummte; Salvator schaute sie aber fest an, und sie schwieg.

Im Besitze der Uhr, die er hatte haben wollen, machte Salvator einen Schritt, um wegzugehen;



da hing sich Rose-de-Noël an ihn an.

»Nein, nein,« rief Babolin, eifersüchtig auf seine Functionen, »es ist an mir, Herrn Salvator zurückzuführen.«

»Tritt mir den Platz für diesmal ab!« sagte Rose-de-Noël.

»Ah!« erwiderte Babolin. »und ich?«

Salvator drückte ihm ein Geldstück in die Hand.

»Du, bleib' hier!« sagte er.

Er begriff, daß ihm Rose-de-Noël etwas allein zu sagen hatte.

»Komm!« sprach er.

Und er nahm das Kind mit sich.

Als sie Beide im Vorzimmer waren, sprang ihm Rose-de-Noël an den Hals und küßte ihn.

»Oh! Herr Salvator,« sagte sie, »wie gut sind Sie, und wie liebe ich Sie!«

Salvator schaute sie an und lächelte.

»Hattest Du mir nichts Anderes zu sagen, Rosette?« fragte er.

»Nein,« antwortete das Kind, indem es Salvator ganz erstaunt anschaute, »ich wollte Sie nur küssen.«

Salvator küßte sie ebenfalls und lächelte zum zweiten Male; nur lag in diesem zweiten Lächeln eine höchste Glückseligkeit: diese Zärtlichkeit des Kindes brachte aus das verhärtete Herz des Mannes die Wirkung der ersten Sonnenstrahlen aus die erstarrte Erde hervor.

Er streichelte sanft mit seiner Hand die braune Wange von Rose-de-Noël.

»Ich danke Dir, Kleine, Du weißt nicht, wie wohl Du mir gethan hast!«

Dann blieb er stehen und schaute sie an: es kam ihm der Gedanke, er sollte diesen Augenblick benutzen, um sie zu fragen, ob sie keinen Bruder gehabt habe. Doch nach einer Secunde der Ueberlegung sagte er sich:

»Oh! nein, sie ist jetzt zu glücklich. . . Wir werden später sehen . . .«

Und nachdem er sie zum letzten Male geküßt hatte, ging er ab.

---

## CXXXVIII.

Stabat mater dolorosa.

Salvator, als er die Rue d'Ulm verließ, ging durch die Rue des Ursulines, die Rue Saint-Jacques, und erreichte die Vorstadt.

Der Leser hat errathen, wohin er ging.

Vor der Thüre des Schulmeisters angelangt, klingelte er.

Die Klingel stand in Verbindung mit dem ersten Stocke, damit die Besuche Justin nicht in seinen Klassen störten. Es war Schwester Céleste, welche öffnete.

Das bleiche Gesicht des Mädchens färbte sich rosenroth, als sie Salvator sah.

»Ist Herr Justin zu Hause?« fragte der junge Mann.

»Ja,« antwortete Schwester Céleste.

»In seiner Klasse oder in seinem Zimmer?«

»Bei meiner Mutter; gehen Sie hinauf. Wir sprachen von Ihnen, als Sie klingelten.«

Es begegnete der armen Familie oft, daß sie von Salvator sprach.

Sie gingen die Treppe hinaus, ließen das leere Zimmer von Mina links, und traten bei Madame Corbin ein.

Um den Ofen, der der Familie als Vereinigungspunkt diente, waren die alte Blinde, der gute Müller und Justin.

Nichts hatte sich verändert, wenn nicht, daß alle Gesichter in sechs Wochen um zehn Jahre älter geworden waren.

Die Mutter Corbin besonders war erschrecklich anzuschauen: ihr Gesicht war gelb wie Wachs; ihre Haare waren silberweiß. Sie hielt sich gegen die Erde gebeugt und suchte, wie es schien, nicht einmal denjenigen, welcher ankam, zu erkennen.

Das war die Verkörperung des stummen, unbeweglichen und tauben Schmerzes, mit seinem erhabenen Ausdrücke von Geduld und Selbstverleugnung.

Sie neigte so schwach den Kopf, als sie Salvator eintreten hörte und seine Stimme erkannte, daß sie Salvator für eine steinerne Statue der Jungfrau am Fuße des Kreuzes hätte halten können.

Der gute Müller glich auch einer Versteinerung des Kammers. Der wackere Mann, der die

erste Idee des Pensionnats gehabt und die Adresse von Madame Desmarests gegeben hatte, hielt sich beharrlich für den alleinigen Urheber des Uebels, und er empfing die Tröstungen von Justin, statt ihm solche zu geben.

Er, Justin, war nicht so niedergeschlagen, als man hätte glauben sollen. Die ersten Tage, während der ganzen Zeit, da er nicht seine Klassen gegeben, war er, völlig vernichtet, in seinem Zimmer geblieben. Nachdem er aber verzweifelt war, nachdem er das Bewußtsein der Unermeßlichkeit seines Schmerzes gehabt hatte, war es sein Schmerz selbst, der ihn, so zu sagen, regenerierte; er stärkte sich wieder darin, wie in einem Bade von bitteren Pflanzen, und er, der von Ansang der Empfindlichste der Familie zu sein schien, war derjenige, welcher durch eine kräftige Reaction auf sich selbst wieder Stärke erlangte und Jedem davon gab.

Als er Salvator eintreten sah, stand er auf und ging ihm entgegen.

Der gute Müller bot ihm einen Stuhl an und richtete dabei mehr zu Befreiung seines Gewissens, als in der Hoffnung, eine günstige Antwort zu erhalten, an ihn die sacramentliche Frage:

»Haben Sie Nachrichten?«

Das war übrigens seit dem Abgange von Mina das Wort, mit dem Jeder den Andern anredete.

Machte Céleste einen Gang im Quartier, so fragten sie Justin und seine Mutter:

»Welche Nachrichten?«

Kam Justin nach einem Ausgange, so kurz er war, nach Hause, so richteten die Mutter und Céleste dieselbe Frage an ihn.

Und eben so war es jeden Tag bei Müller, wenn Müller seinen täglichen Besuch machte.

Die Familien, welche hundert Schritte von den Schlachtfeldern wohnen und für die Wesen zittern, die ihnen theuer sind, erkundigen sich nicht mit einer mehr fieberhaften Angst nach dem Kriege.

An diesem Tage war es, wie gesagt, Müller, der die sacramentliche Frage an Salvator richtete.

»Ja!« antwortete dieser laconisch. «

Céleste lehnte sich an die Wand; die Mutter stand plötzlich wie durch eine Federkraft emporgehoben; Justin fiel aus einem Stuhl; Müller zitterte an allen Gliedern.

»Aber gute Nachrichten?« fragte Müller.

Keines von den Andern hatte die Kraft, zu sprechen.

»Ja!« antwortete abermals der junge Mann.

»Sprechen Sie! sprechen Sie!« sagten gleichzeitig alle Stimmen.

»Oh! erwarten Sie nicht zu viel Glück,« erwiderte Salvator: »Sie könnten getäuscht werden. Was ich Ihnen mitzuteilen habe, ist fast so traurig, als freudig, fast so bitter, als süß. Gleichviel, ich will Sie nicht einer Freude berauben, und wäre diese Freude auch von einem Kummer begleitet.«

»Reden Sie!« rief Justin.

»Reden Sie!« wiederholten die Anderen.

Salvator zog aus seiner Tasche das Uehrchen. reichte es Justin und sagte:

»Vor Allem, mein Freund: erkennen Sie das?«

Justin stürzte auf die Uhr zu.

»Die Uhr von Mina!« rief er, indem er sie mit Küssen bedeckte; »die Uhr, die ich ihr an ihrem letzten Geburtstage gegeben habe! die Uhr, die sie so sehr liebte, wie sie mir sagte, daß sie sich weder bei Tage, noch bei Nacht von ihr trennen werde; sie hat sich von ihr getrennt! Oh! sagen Sie, sagen Sie, wie hat sie sich von ihr getrennt?«

Die Mutter hatte sich wieder gesetzt.

Sie machte ein Zeichen mit dem Kopfe, das gleichbedeutend mit dem Ausrufe von Jacob beim Anblicke des blutigen Rockes von Joseph war: »Ein böses Thier hat meinen Sohn gefressen,«

»Nein! nein!« entgegnete lebhaft Salvator, der diese Geberde begriff, »nein, seien Sie ruhig. Ihr Kind ist nicht todt! Mina lebt!«

Das war *ein* Freudenschrei unter allen Anwesenden.

»Ich habe sie gesehen!« fuhr Salvator fort.

»Sie!« rief Justin, indem er dem jungen Manne um den Hals fiel und ihn mit seinen Armen umschlang; »Sie haben Mina gesehen?«

»Ja, mein lieber Justin.«

»Wo? . . wann? . . Liebt mich Mina noch?«

»Sie liebt Sie immer, sie liebt Sie mehr als je,« antwortete der junge Mann, der Justin zu besänftigen und seine Kaltblütigkeit zu bewahren suchte.

»Sie hat Ihnen das gesagt?«

»Sie hat es mir gesagt, wiederholt, versichert.«

»Wann?«

»Heute Nacht.«

»Aber sagen Sie mir doch geschwinde, wo Sie sie gesehen haben?«'

»Und Sie, mein lieber Justin, lassen Sie mir Zeit, es zu sagen.«

»Das ist wahr,« sprach der gute Müller, während er aus seiner Tasche ein Foulard zog, um die Thränen abzuwischen, die seinen Augen entstürzten, »das ist wahr, Du willst, daß Salvator sprechen soll, und lassest ihm nicht Zeit, zu sprechen.«

»Er hätte schon gesprochen, wenn er es thun könnte,« sagte Madame Corbin den Kopf schüttelnd.

»Nun wohl,« sprach Justin, der sich wieder setzte, »ich frage Sie nicht mehr, mein lieber Salvator; ich höre.«

»Hören Sie also, und zwar geduldig. In einer Absicht, mit der Sie bekannt zu machen unnötig ist, ging ich gestern Abend ein paar Stunden von Paris, zwischen elf Uhr und Mitternacht, spazieren. Ich war in einem Parke. Dort, beim Mondscheine, sah ich durch die Bäume ein Mädchen herbeikommen, das sich aus eine Bank, vier Schritte von dem Platze, wo ich verborgen war, setzte.«

»Das war Mina? . .« rief Justin, unfähig, sich zu mäßigen.

»Das war Mina.«

»Und Sie haben nicht mit ihr gesprochen?«

»Ich habe mit ihr gesprochen, da sie mir geantwortet hat, sie liebe Sie immer.«

»Das ist richtig.«

»Aber lassen Sie ihn doch reden!« rief Müller ungeduldig.

»Mein Bruder!« bat Schwester Céleste.

Die Mutter war wieder in ihre Unbeweglichkeit und ihre Stummheit versunken.

»Einen Augenblick nachher,« fuhr Salvator fort, »erschien ein junger Mann und setzte sich zu ihr.«

»Oh!« machte Justin.

»Ich irre mich, er setzte sich nicht,« sagte Salvator: »Mina hielt ihn stehend und ehrfurchtsvoll vor sich.«

»Und dieser junge Mann, nicht wahr, es war der Graf Loredan von Valgeneuse?«

»Es war der Graf Loredan von Valgeneuse,« wiederholte Salvator.

»Oh! der Elende,« sagte Justin mit den Zähnen knirschend; »fällt mir dieser je in die Hände . . .«

»Stille, Justin!« rief Müller.

»Wenn Sie mich nicht ruhig anhören, Justin, so schweige ich,« sprach Salvator.

»Oh! nein, nein, mein Freund, ich bitte Sie inständig.«

»Ich hörte ihr Gespräch von Anfang bis zu Ende, und aus diesem Gespräche, dessen Einzelheiten ich Ihnen nicht mitteilen will, ging für mich hervor, daß Herr Loredan von Valgeneuse gegen Sie einen Vorführungsbefehl erlangt hat.«

»Einen Vorführungsbefehl!« riefen alle Anwesende.

Nur Madame Corbin blieb stumm,

»Worüber klagt man ihn aber an?« fragte Herr Müller.

»Ja, worüber klagt man mich an?« wiederholte Justin.

»Man bezichtigt Sie des Verbrechens der Entführung und der Sequestrirung einer Minderjährigen, ein Verbrechen, für das durch die Artikel 855 und 35S des Strafcodex vorhergesehen ist.«

»Oh! der Elende!« rief unwillkürlich der gute Müller.

Justin schwieg; unbeweglich hatte die Mutter, wie gesagt, kein Wort gesprochen und keine Miene verändert.

»Ja, es ist ein großer Schurke,« sagte Salvator, doch es ist ein allmächtiger Schurke und so hoch gestellt, daß wir ihn nicht erreichen können!«

»Und dennoch! . . .« rief Justin energisch.

»Ja, und dennoch müssen wir ihn erreichen, nicht wahr?« fuhr Salvator fort; »das ist Ihr Gedanke, das ist auch der meinige.«

»Wenn ich diesen Menschen aufsuchen würde!« rief Justin, indem er, wie bereit, abzugehen, aufstand.

»Wenn Sie ihn aussuchen würden, Justin,« erwiderte Salvator, »er ließe Sie durch seinen Portier verhaften und nach der Conciergerie führen.«

»Wenn aber ich ginge, ich, ein Greis . . .?« fragt Müller.

»Sie, Herr Müller, würde er durch seine Bedienten packen und nach Bicêtre bringen lassen.«

»Was ist denn zu thun?« rief Justin.

»Man muß thun, was unsere Mutter thut: beten . . .« sprach Schwester Céleste.

Die Mutter betete in der That leise.

»Sie haben aber mit ihr gesprochen,« rief Justin, »Sie haben uns also etwas zu sagen.«

»Ja, ich habe meine Erzählung zu vollenden. Mina war herrlich vor Scham und Würde! . . . Justin, das ist eine heilige Jungfrau! lieben Sie sie mit ganzer Seele.«

»Oh!« rief der junge Mann, »ich liebe sie, ich liebe sie!«

»Herr Loredan entfernte sich und ließ Mina allein. Da dachte ich, es sei Zeit, mich zu zeigen. Ich näherte mich dem armen Kinde, das, aus dem Sande knieend, Gott um Rath und um Hilfe bat. Es genügte, Ihren Namen auszusprechen, um mich zu erkennen zu geben. Sie fragte mich wie Sie: »»Was ist denn zu thun?«« und, wie Ihnen, antwortete ich ihr: »»Warten und hoffen!«« Da erzählte sie mir in allen Einzelheiten die Entführung und ihre Folgen; wie sie, in einem Wagen durch die Straßen von Paris fortgeführt, genöthigt war, um Ihnen Ihren Brief zukommen zu machen, ihre Uhr damit zu umwickeln . . . Die Uhr mußte bei der Frau sein, die Ihnen den Brief geschickt hatte; ich ging dahin, ich forderte sie zurück. Die Brocante leugnete, Rose-de-Noël gab sie mir.«

Justin küßte aufs Neue die kleine Uhr.

»Sie wissen das Uebrige,« sprach Salvator, »und sehr bald werde ich Ihnen sagen, was mir zu thun zweckmäßig scheint.«

Und nachdem er diese Worte gesagt, grüßte er, und während er grüßte, winkte er Justin, ihn zurückzubegleiten.

Justin verstand das Zeichen und folgte ihm.

Madame Corbin blieb so unbeweglich beim Abgange von Salvator, als sie bei seinem Eintritte unbeweglich geblieben war.



## CXXXIX.

### Einweihung.

Die beiden jungen Leute gingen in das Schlafzimmer von Justin, das heißt in die Stube hinab, wo er seine Schule hielt.

Die Schule war aber leer, weil die Kinder, in Betracht der Feierlichkeit des Tages, der ein Sonntag war, Vacanz hatten.

Salvator bedeutete Justin durch einen Wink, er möge sich setzen.

Justin nahm einen Stuhl; Salvator setzte sich aus einen Tisch.

»Mein lieber Freund,« sprach Salvator. indem er mit der Hand Justin über die Schulter strich, »schenken Sie mir nun Ihre ganze Aufmerksamkeit und verlieren Sie nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen sagen werde.«

»Ich höre, denn ich vermuthete wohl, Sie haben nicht Alles vor einer Mutter und einer Schwester gesagt,«

»Und Sie hatten Recht. Es gibt Dinge, die man vor einer Mutter und vor einer Schwester nicht sagt.«

»Sprechen Sie; ich höre.«

»Justin, Sie werden Mina durch die gewöhnlichen Mittel nicht wiederfinden.«

»Ja. doch durch Ihre Vermittlung werde ich sie wiedersehen, nicht wahr?«

»Es mag sein, nur muß Alles unter uns genau festgesetzt werden.«

»Wenn ich sie nur wiedersehe, wenn ich nur weiß, wo sie ist, — das Uebrige ist meine Sache.«

»Sie täuschen sich, Justin. Von diesem Augenblicke geht Alles mich an Ja, Sie werden sie wiedersehen, da ich es Ihnen verspreche; ja, Sie werden sie entführen, das ist möglich, leicht sogar; ja. Sie werden sie verbergen, daß man sie nicht wiederfindet: doch man wird Sie finden!«

»Nun, was dann?«

»Hat man Sie gefunden, so werden Sie verhaftet, eingekerkert!«

»Was liegt mir daran? es gibt eine Gerechtigkeit in Frankreich; man wird früher oder später meine Unschuld erkennen, und Mina wird gerettet sein.«



»Früher oder später, haben Sie gesagt? Ich gebe das *früher oder später* zu, obschon ich über diesen Punkt nicht Ihrer Ansicht bin; nur muß ich den schlimmsten Fall setzen. Nehmen wir an, Ihre Unschuld werde erkannt . . . doch spät, — glauben Sie mir, ich räume Ihnen viel ein, — nach einem Jahre, zum Beispiel. Nun wohl, was wird während dieses Jahres mit Ihrer Familie geschehen? Das Elend wird durch die Thüre eintreten, die Ihr Abgang, offen gelassen hat; Ihre Mutter und Ihre Schwester werden Hungers sterben.«

»Nein! denn die guten Herzen werden ihnen zu Hilfe kommen.«

»Ah! wie irren Sie sich, mein armer Justin! Die Valgeneuse haben die hundert Arme des Briareus. Wie es für sie genügt haben wird, einen von diesen Armen auszustrecken, um die Thüre eines Kerkers zu öffnen, so werden sie mit den neunundneunzig anderen, die ihnen bleiben, einen Kreis um Ihre Familie ziehen, den das Mitleid nicht zu überschreiten wagt. Die guten Herzen werden Ihrer Mutter und Ihrer Schwester zu Hilfe kommen? Was verstehen Sie unter den guten Herzen? Jean Robert, einen Dichter, der heute so reich ist wie Herr Laffitte, der morgen ärmer ist als Sie; Petrus, einen Maler, einen Mann der Fantasie, der Bilder für sich und nicht für das Publikum macht, der nicht von seinem Pinsel, sondern sein armseliges kleines Erbe verzehrend lebt; Ludovic, einen Arzt von Talent, von Verdienst, von Genie sogar, wenn Sie wollen, doch einen Arzt ohne Kundschaft; mich, einen armen Commissionär, der ich von meinem täglichen Verdienste lebe und nie für den folgenden Tag stehen kann . . . Ihre Mutter und Ihre Schwester sind gute Christinnen, und es wird ihnen die Kirche bleiben? Einer der einflußreichsten Cardinäle unserer Zeit ist ein Verwandter der Valgeneuse. Das Wohlthätigkeits-Bureau? Der Präsident des Bureau ist selbst ein Valgeneuse. Sie werden sich an den Präfecten der Seine, an den Minister des Innern wenden? Man wird ihnen zwanzig Franken ein für allemal geben, und wird man sie ihnen auch geben, wenn man erfährt, daß sie die Mutter und die Schwester eines Mannes sind, der, eines Verbrechens bezichtigt, das Galeerenstrafe nach sich zieht, verhaftet ist?«

»Was ist aber dann zu thun?« rief Justin ganz bebend vor Wuth.

Salvator stützte seine Hand kräftiger auf die Schulter von Justin, heftete seinen Blick auf Justins Blick und fragte:

»Was würden Sie thun, wenn ein Baum auf Ihren Kopf zu fallen drohte?«

»Ich würde den Baum fällen,« erwiderte Justin, der die Methapher seines Freundes zu begreifen anfang.

»Was würden Sie thun, wenn ein einer Menagerie entsprungenes wildes Thier durch die Stadt lief?«

»Ich würde eine Flinte nehmen und das wilde Thier todt schießen.«

»Dann sind Sie derjenige, welchen ich in Ihnen zu finden hoffte,« sprach Salvator ernst; »hören Sie mich also an.«

»Ich glaube Sie zu verstehen.« erwiderte Justin, indem er seine Hand aus die Lende seines Freundes legte.

»Sicherlich,« sagte Salvator, »sicherlich wäre derjenige, welcher, um eine persönliche Beleidigung zu rächen, Unordnung in die Stadt bringen würde, derjenige, welcher, weil sein Haus brennt, die Stadt in Brand zu stecken versuchen würde, dieser wäre ein Dummkopf, ein böser Mensch oder ein Narr. Derjenige aber, Justin, der die Wunden der Gesellschaft sondirt hätte und sich sagen würde: »»Ich kenne aus dem Grunde das Uebel, suchen wir das Gegenmittel,«« dieser würde das Werk eines guten Bürgers thun, dieser wäre ein redlicher Mann. Justin, ich bin eines von den trostlosen Mitgliedern der durch ein paar Intriganten unterdrückten großen menschlichen Familie. Jung, bin ich bis aus den Grund in diesen Ocean niedergetaucht, den man die Welt nennt, und ich bin, wie der Taucher von Schiller, voll Grauen zurückgekommen. Dann bin ich in mich selbst zurückgegangen, und ich habe über das Elend von meines Gleichen nachgedacht. Ich habe sie Alle an mir vorüberziehen sehen, die Einen als Lastthiere sich beugend unter einer Bürde, die ihre Kräfte übersteigt, die Andern als Schafe, die der Fleischer zur Schlachtbank führt. Bei diesem Anblicke schämte ich mich für meines Gleichen, ich schämte mich für mich selbst, ich kam mir vor wie ein Mensch, der in einem Walde einen andern Menschen von Räubern angegriffen sehen würde und, hinter einem Baume verborgen, ihn ausplündern, todtschlagen, ermorden ließe, ohne ihm Hilfe zu leisten. Dumpf seufzend, sagte ich mir, es gebe für Alles, den Tod ausgenommen, ein Mittel, und der Tod sei sogar nur ein individuelles Uebel, ohne ein Mißgeschick für die Art zu sein. Als mir eines Tags ein Sterbender seine Wunden zeigte, fragte ich ihn: »»Wer hat sie Dir gemacht?«« und er antwortete mir: »»Die Gesellschaft! das sind Deines Gleichen!«« Da hemmte ich das Wort auf seinen Lippen, und ich sagte ihm: »»Nein, es ist nicht die Gesellschaft, es sind nicht meines Gleichen, die Dich geschlagen haben. Es sind nicht meines Gleichen, die in der Tiefe eines Waldes aus Dich lauern und Dich Deiner Börse berauben; es sind nicht meines Gleichen, diejenigen, welche Dir die Hände binden und Dich ermorden. Diese, — es sind die Bösen, gegen die man kämpfen muß, es sind die Giftpflanzen des Feldes, die man ausreißen muß.«« »»Kann ich es?«« erwiderte der Verwundete; »»ich bin allein!«« »»Nein,«' antwortete ich, indem ich ihm die Hand reichte, »»wir sind zu zwei!««

»Wir sind zu drei,« sagte Justin, indem er die Hand von Salvator ergriff.

»Du irrst Dich, Justin, wir sind fünfmal hunderttausend.«

»Gut!« sprach Justin, dessen Augen vor Freude strahlten; »und Gott, der mich gehört hat, verleugne mich als einen der Seinigen an dem Tage, wo ich die Worte, die ich sage, verleugnen oder vergessen werde.«

»Bravo, Justin!«

»Nieder mit dieser elenden Regierung von Blödsinnigen, von Intriganten und Jesuiten, welche man unverschämter Weise die *Restauration* genannt hat, während sie nur der über Frankreich verbreitete Hauch des Auslandes ist!«

»Genug,« sprach Salvator; »seien Sie um fünf Uhr bei mir, und setzen Sie die Ihrigen davon in

Kenntnis» daß Sie heute Nacht nicht nach Hause kommen werden.«

»Wohin gehen wir?«

»Ich werde es Ihnen um fünf Uhr sagen.«

»Soll ich Waffen mitnehmen?«

»Das ist unnöthig.«

»Um fünf Uhr?«

»Um fünf Uhr!«

Die zwei jungen Leute trennten sich. Sie hatten, wie man sieht, nur einen Augenblick gebraucht, der Eine, um einen Vorschlag zu machen, der Andere, um diesen Vorschlag anzunehmen, bei welchem Beide ihren Kopf aufs Spiel setzten.

Es war aber so mit dem Zustande der Geister zu jener Zeit. Es gab eine Erinnerung, welche die Furchtsamsten muthig, die Sanftesten grimmig machte: diese Erinnerung war der zweimal Frankreichs sich bemächtigende Feind. Diese verhaßte, gräuliche Invasion, die nur ein geschichtliches Factum für die Generation von 1850 ist, war eine flammende, blutige Erscheinung für die von 1827. Jeder von uns erinnerte sich, in der Provinz, der Verwundeten von Montmirail, von Champaubert und von Waterloo; in Paris, der der Butte Saint-Chaumont und der Barrière de Clichy, Der Haß war ein nationales Werk, und das Wort von Lafayette: »Die Insurrection ist die heiligste der Pflichten,« war der Wahlspruch Frankreichs geworden.

An dem Tage, wo wir diese Epoche aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Geschichte erzählen werden, werden wir gerechter gegen sie sein als Philosoph, als wir heute als Romanschreiber gegen sie sind.

Um fünf Uhr war Justin bei Salvator.

Salvator stellte Justin Fragola vor.

»Ich habe Dir,« sagte er, »einen Accompagnateur und einen Gesanglehrer für Carmelite versprochen: hier ist schon die Hälfte von dem, was ich Dir versprochen. Justin, erinnern Sie sich der schönen jungen Person, die wir verscheidend in Meudon auf ihrem Schmerzenslager gesehen haben; sie leidet: es ist unsere Schwester. Ich habe ihr durch den Mund von Fragola Ihren Beistand und den von Herrn Müller versprochen.«

Justin antwortete durch ein Lächeln, das sein Leben Salvator zur Verfügung stellte.

»Und nun lassen Sie uns gehen,« sprach dieser.

Und er wandte sich gegen Fragola um und küßte sie wie ein Vater sein Kind küßt, denn Salvator hatte, so jung er war, vom Schmerze etwas Ernstes, Väterliches angenommen, — er

küßte sie, sagen wir, viel mehr wie ein Vater sein Kind küßt, als wie ein Liebender seine Geliebte küßt; dann, nachdem er Brasil, der hierüber ganz trostlos, besohlen, bei Fragola zu bleiben, stieg er zuerst die Treppe hinab.

Justin folgte ihm stillschweigend.

Man durchschritt, ohne ein Wort zu wechseln, den ganzen Theil von Paris, der sich von der Place Saint-André-des-Arcs bis zur Barrière Fontainebleau erstreckt.

Hier angelangt, und als er sah, Salvator werde nun die Landstraße einschlagen, brach Justin das Stillschweigen.

»Wohin gehen wir?« fragte er.

»Nach Viry-sur-Orge,« erwiderte Salvator.

»Was ist das, Viry-sur Orge?«

»Sie errathen nicht?«

»Nein.«

»Es ist das Dorf, wo ich Mina gesehen habe.«;

Justin blieb plötzlich und ganz schauernd stehen.

»Und Sie werden sie mich sehen lassen?« fragte er.

»Ja,« antwortete Salvator lächelnd beim Anblicke dieser Blässe, welche die Wangen von Justin überströmte. — ein Zeichen der Freude, das schwer von einem Zeichen des Schreckens zu unterscheiden gewesen wäre.

»Und wann werden Sie sie mich sehen lassen?«

»Heute Abend noch.«

Justin drückte seine beiden Hände an seine Augen und wankte; Salvator unterstützte ihn, indem er seinen Arm um den Leib des Schulmeisters schlang.

»Oh! mein lieber Salvator,« sagte Justin, »Sie werden mich für ein Weib halten und kein Vertrauen mehr zu mir haben.«

»Sie täuschen sich, Justin; denn sehe ich Sie schwach in der Freude, so habe ich Sie stark im Schmerze gesehen.«

»Oh!« murmelte Justin, »und meine Mutter, meine arme Mutter, welche nicht weiß, wie glücklich ich sein werde!«

»Morgen werden Sie ihr Alles sagen, und sie wird durch das Warten nichts verloren haben.«

In seinem Verlangen, rasch nach Viry-sur-Orge zu kommen, machte Justin den Vorschlag, einen Wagen zu nehmen; Salvator bemerkte ihm aber, er könne Mina nur zwischen elf Uhr und Mitternacht sehen, und es wäre also unnütz, drei oder vier Stunden früher nach Juvisy zu kommen. Seine wiederholte Anwesenheit bei der Cour-de-France könnte überdies Verdacht erregen.

Justin ergab sich in die Bemerkung von Salvator. Man beschloß, nicht nur zu Fuße zu gehen, sondern auch die Sache so einzurichten, daß man in den Park des Schlosses erst Nachts um elf Uhr käme.

Sobald sie in der Ebene waren, brachen die zwei Wanderer das Stillschweigen, das sie Paris durchschreitend beobachtet hatten. Die bis dahin zurückgehaltene Conversation nahm eine freiere Wendung, einen lebhafteren Gang an. Es scheint, die innersten Gedanken brauchen, wie die Pflanzen, die freie Luft, um sich auszuhauchen.

Salvator nahm die Einweihung bei dem Punkte wieder auf, wo er sie im Zimmer des Schulmeisters verlassen hatte: er erklärte Justin in ihren Einzelheiten die verborgensten Geheimnisse des Carbonarismus; er offenbarte ihm die Organisation desselben, er sagte ihm den Zweck davon, er zeigte ihm die Freimaurerei tausend Jahre vor Christus im Tempel Salomos entspringend; zuerst ein Bach, dann ein Fluß, dann ein Strom, dann ein See, dann ein Meer.

Justin, als er einen Mann vom Alter und vom Stande von Salvator eben so rasch als vollständig die Geschichte der Gesellschaft machen hörte, horchte aus die Worte des jungen Mannes mit derselben Ehrfurcht, mit der er auf die eines Apostels gehorcht hätte.

Und, begabt mit der so seltenen Fähigkeit, zu organisiren, hatte Salvator in der That in kurzer Zeit und mit wenigen Worten, wie es Cuvier für die physische Welt that, die moralische Geschichte der Gesellschaft wiederaufgefunden, zersetzt und wieder zusammengesetzt.

Die Theorie von Salvator war ganz einfach: es war eine tiefe Zärtlichkeit für die Menschheit, ohne Unterscheidung von Kaste und Race, eine völlige Aushebung der Grenzen, um das Menschengeschlecht in einer und derselben Familie zu vereinigen. Die Erfüllung der Worte Christi, welche, nachdem sie schon die Freiheit und die Gleichheit gegeben, noch die Brüderschaft zu geben hatten.

Für ihn und in seiner weit umfassenden Schätzung waren alle Menschen Söhne von einem und demselben Vater und von einer und derselben Mutter, alle Brüder, folglich alle frei. Die Sklaverei, unter welcher Form sie sich verbarg, war daher das Ungeheuer, das er als die erste Ursache des Uebels niederschmettern wollte. Es war in ihm ein Ueberrest des Adels und der Loyalität der alten Ritter, welche, um dort zu streiten, nach Palästina gingen. Er hätte gern wie sie sein Leben für den Triumph seines Glaubens gegeben, und er sprach von der Zukunft der Nationen mit der Erhabenheit und mit der Redegabe, welche das Vorrecht des Abbé Dominique zu sein schien.

Uebrigens hatten die zwei jungen Leute, — von denen der Eine, ohne daß er es vermuthete, aus das Leben des Andern einen so großen Einfluß geübt, — die zwei jungen Leute, der Priester und der Commissionär, hatten mehr als eine Aehnlichkeit mit einander: es war dieselbe Liebe für die Menschheit, dieselbe allgemeine Brüderschaft, dasselbe Ziel, nach dem Beide strebten, obgleich aus zwei verschiedenen Wegen fortschreitend und von zwei verschiedenen Punkten ausgehend.

So ging der Abbé Dominique von Gott aus und stieg von Gott zur Menschheit hinab; Salvator suchte das Geheimniß Gottes in der Menschheit und stieg vom Menschen zu Gott hinaus. Die Menschheit war für den Abbé Dominique von göttlicher Schöpfung; Gott war für Salvator von menschlicher Schöpfung; die Menschheit hatte für den Abbé Dominique keinen Grund, zu sein, war sie nicht von einer höheren Macht geschaffen, unterstützt, geleitet; die Menschheit hatte für Salvator keinen Grund zu sein, war sie nicht vollkommen frei, war sie nicht selbst ihre leitende Macht.

Es fand mit einem Worte zwischen ihren religiösen Theorien derselbe Unterschied statt, der in der Politik zwischen der Aristokratie und der Demokratie, zwischen der Monarchie und der Republik stattfindet; und dennoch, wir wiederholen es, strebten, von diesen zwei entgegengesetzten Principien ausgehend, Beide nach demselben Ziele: der Unabhängigkeit der Menschheit, der allgemeinen Brüderschaft.

Für Justin, einen armen Märtyrer, der seit seiner Kindheit mit den Bedürfnissen des materiellen Lebens im Kampfe, nie Zeit gehabt hatte, seinen Blick in den Abgrund der socialen Abstractionen zu tauchen, war diese Theorie von Salvator eine lange Blendung, die bis zum Schwindel ging. Diese Offenbarung machte tausend Funken um ihn her springen, wie sie von einem Herde aufspringen, dessen dem Erlöschen nahe Flammen man anschürt. Eingeschlafen in den Armen der Resignation, dieser himmlischen Wiegefrau, die seit achtzehn Jahrhunderten die Menschheit einschläfert, bebte sein Herz und erwachte plötzlich bei den Worten Brüderschaft und Unabhängigkeit, und nach einem zweistündigen Gehen und Plaudern war er um zehn Ellen gewachsen.

Man geht rasch, man macht viel Weg, geht man angetrieben durch den Hauch einer mächtigen Gemüthsbewegung oder einer großen Idee. Um neun Uhr Abends erreichte man die Cour-de-France.

Man hatte noch zwei Stunden zu warten.

Salvator erinnerte sich einer kleinen Fischerhütte, in der er sieben Jahre vorher, an dem Tage, wo er Brasil gefunden, zu Mittag gegessen hatte. Man gelangte zum Ufer des Flusses; man erkannte die Hütte, man trat ein und erhielt mittelst einer Flasche Wein und einer Matelote Gastfreundschaft.

Die Augen von Justin entfernten sich nur von der Kuckusuhr, um sich sich einen Moment nachher noch glühender aus dieselbe zu richten; ohne das Geräusch, das die Unruhe machte, ein Geräusch, in dem man sich nicht täuschen konnte, hätte Justin geschworen, die Zeiger seien stehen geblieben.

Indessen schlug es zehn Uhr, dann elf Uhr. Salvator sah die Unruhe seines Gefährten und bekam Mitleid.

»Lassen Sie uns gehen!« sagte er.

Justin athmete, sprang von seinem Stuhle nach seinem Hute, und befand sich in der Secunde aus der Schwelle.

Salvator folgte ihm lächelnd.

Es war die Sache von Salvator, ihm den Weg

Er ging in der That voran in der Richtung des Schlosses Viry: man fand den Pont Godeau, die Lindenallee, das Gitter des Parkes.

»Ist es hier?« fragte leise Justin.

Salvator nickte bejahend mit dem Kopfe.

Dann legte er, um zum Stillschweigen zu ermahnen, seinen Finger auf seine Lippen.

Salvator und Justin gingen, leicht und still wie zwei Schatten, längs der Mauer hin; dann blieb Salvator an demselben Orte stehen, wo er sie am Tage vorher erklettert hatte.

»Es ist hier.« flüsterte er.

Justin maß mit den Augen die Höhe der Mauer. Weniger als sein Gefährte an gymnastische Uebungen gewöhnt, fragte er sich, wie er das Hinderniß überwinden sollte.

Salvator lehnte sich an die Mauer an und bot Justin seine beiden Hände als erste Sprosse.

»Wir werden also da hinübersteigen?« fragte Justin.

»Seien Sie ohne Furcht, wir begegnen Niemand.« erwiderte Salvator.

»Oh! nicht für mich fürchte ich, sondern für Sie.«

Salvator machte eine Bewegung mit den Schultern, deren Übersetzung zu geben wir nicht versuchen werden.

»Steigen Sie,« sagte er.

Justin setzte seine Füße in die Hände, sodann auf die Schultern von Salvator, und schwang sich endlich auf die Firste der Mauer.

»Und Sie?« fragte er.

»Springen Sie auf die andere Seite und bekümmern Sie sich nichts um mich.«

Justin gehorchte wie ein Kind.

Hätte ihn Salvator, statt ihm zu sagen, er solle aus den Boden springen, ins Feuer springen heißen, er würde ebenso gehorcht haben.

Er sprang, und Salvator hörte den Wiederhall seiner Füße aus der Erde.

Salvator selbst nahm mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit seinen Schwung, hißte sich mit der Kraft des Faustgelenkes auf die Mauerkappe empor, und war in einer Secunde im Parke bei Justin.

Man mußte sich orientiren, damit man nicht nöthig hatte, die Umwege zu machen, welche Salvator das erste Mal, Roland folgend, gemacht hatte.

Der junge Mann blieb einen Augenblick stehen, sammelte seine Erinnerungen und ging mitten durch den Park.

Nach einem Marsche von fünf Minuten blieb er abermals stehen, um sich aufs Neue zu orientiren; dann nahm er seine Richtung ein wenig gegen links.

»Wir sind an Ort und Stelle,« sagte Salvator; »hier ist der Baum.«

Ohne Zweifel fügte er in seinem Innern bei:

»Und hier ist das Grab!«

Beide drangen in das Dickicht ein und warteten.

Nach einigen Secunden legte Salvator die Hand auf die Schulter seines Freundes und sagte:

»Stille! ich höre das Rauschen eines seidenen Kleides.«

»Sie ist es also?« fragte Justin ganz schauernd.

»Ja, aller Wahrscheinlichkeit nach; nur will ich mich zuerst zeigen. Sie begreifen, welche Wirkung Ihre unerwartete Erscheinung auf das arme Kind hervorbringen könnte . . . Sie naht, sie ist allein. Verbergen Sie sich und erscheinen Sie nicht eher, als als ich Ihnen sage. Sie sollen erscheinen. Hier ist sie!«

Es war Mina.

Sie war in der That allein.

»Ob! mein Gott!« murmelte Justin.

Und er machte Miene, hervorzustürzen.

»Sie wollen sie also tödten?« sagte Salvator, indem er ihn zurückhielt.



Es war im Dickicht eine Bewegung vorgegangen, welche die Aufmerksamkeit von Mina erregt hatte.

Sie blieb stehen und schaute mit Besorgnis, bereit, wie eine erschreckte Gazelle zu entfliehen, umher.

»Ich bin es. Mademoiselle.« sagte Salvator; »seien Sie ohne Furcht.«

Und er schob die Zweige auseinander und erschien vor den Augen von Mina.

»Ah! Sie sind es!« sprach Mina. »Wie glücklich bin ich, Sie zu sehen, mein Freund!«

»Ich auch, um so mehr, als ich Ihnen Nachrichten bringe.«

»Von Justin?«

»Von Justin, von seiner Mutter, von seiner Schwester, vom guten Müller,«

»Ich Undankbare! ich vergaß Alles, was nicht er ist. Lassen Sie hören! was haben Sie seit gestern gethan? Erzählen Sie mir das.«

»Vor Allem habe ich Ihre Uhr wiedergefunden.«

»Ah! desto besser!«

»Ich habe Ihre ganze Familie gesehen, Justin die Versicherung Ihrer Liebe gebracht und die seine entgegengenommen.«

»Oh! wie gut sind Sie! . . Und er war sehr glücklich?«

»Sie fragen das? Er wäre fast närrisch geworden!«

»Dank! dreifachen Dank! Haben Sie ihm gesagt, wo ich bin?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Dann begreifen Sie wohl, daß er von mir verlangt hat, kommen zu dürfen.«

»Oh! ja, ich begreife das.«

»Sie begreifen aber auch, daß es mein erster Gedanke war, ihm diese Befriedigung zu verweigern.«

»Oh! nein, nein, mein Herr, das begreife ich nicht.«

»Ich sage Ihnen, mein erster Gedanke, Mademoiselle.«

»Und . . . und der zweite?« fragte zögernd Mina.

»Der zweite war dem ersten entgegengesetzt.«

»So daß . . .?« fragte Mina ganz zitternd.

»So daß ich, aus das Versprechen, vernünftig zu sein. . . «

»Nun?«

»Mit Justin übereingekommen bin, ihn hierher zu führen.«

»Und wann sollen Sie ihn bringen?«

»Ich wollte ihn an einem dieser Abende bringen.«

»An einem dieser Abende?« versetzte seufzend das Mädchen; »und er hat eingewilligt, zu warten?«

»Nein!«

»Wie, nein?«

»Er wollte sogleich kommen . . . Sie begreifen das abermals?«

»Oh! gewiß begreife ich es. , . Ich hätte es gemacht wie er!«

»Mein erster Gedanke war abermals, es zu verweigern,« sagte Salvator lachend.

»Doch der zweite? der zweite?«

»Der zweite war. . . Ihnen Justin noch heute Abend zu bringen.«

»So daß . . .?« fragte das Mädchen ganz zitternd.

»So daß ich ihn gebracht habe.«

»Mein Herr, mir schien vorhin, ich höre sprechen. Nicht wahr, Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Ja. Mademoiselle; er wollte Ihnen entgegenstürzen, und ich verhinderte ihn daran.«

»Oh! hätte ich ihn so wiedergesehen, ich wäre vor Freude gestorben.«

»Sie hören. Justin?« sagte Salvator.

»Oh! ja, ja,« rief der junge Mann, aus dem Dickicht hervoreilend.

Salvator trat aus die Seite, um seinem Freunde Platz zu machen. Die zwei jungen Leute fielen einander, zwischen ihren Lippen die Namen Justin und Mina erstickend, in die Arme.

Sodann, beinahe in demselben Augenblicke, streckten sich zwei Hände gegen Salvator aus, und zwei Summen voll freudiger Thränen murmelten gleichzeitig:

»Mein Freund, Gott vergelte es Ihnen!«

Salvator schaute sie einen Moment mit seinem sanften und zugleich mächtigen Blicke an, der dem eines Gottes ähnlich, die Verantwortlichkeit für die Zukunft zu übernehmen schien; alsdann drückte er Justin die Hand, küßte Mina aus die Stirne und sprach:

»Und nun seid Ihr unter dem Blicke des Herrn. Gott, der mich bis hierher geführt hat, führe Euch bis zum Ende!«

»Sie verlassen uns. Salvator?« sagte Justin.

»Justin,« erwiderte Salvator, »Sie wissen, daß ich Mina durch Zufall getroffen habe; Sie wissen, daß sie es nicht war. die ich suchte, als ich in diesen Park kam. . . Lassen Sie mich mein Werk verfolgen und seien Sie glücklich: das Glück ist eine Hymne an Gott!. . In einer Stunde werde ich bei Ihnen sein.«

Und der junge Mann nahm mit der Hand und dem Kopfe von ihnen Abschied und verschwand bei der Biegung der Allee, welche nach dem Schlosse führte.

Was sich während dieser Stunde die zwei Liebenden, welche allein geblieben, sagten, — ich werde es nicht versuchen, es Ihnen zu erzählen.

Nehmen Sie an, liebe Leser, Sie haben das Ohr an die Pforte des Himmels gelegt, und Sie hören die Engel sprechen.



## CXL.

### Erforschung.

Am andern Tage, Morgens um acht Uhr, eröffnete Justin wie gewöhnlich seine Klasse, doch mit einem so freudigen Gesichte, daß sich die Aeltesten von seinen Knaben, an sein trauriges oder vielmehr ernstes Gesicht gewöhnt, unter einander fragten: »Sieh, was hat denn der Lehrer heute Morgen? sollte er zufällig eine Erbschaft von zwanzigtausend Livres Rente gemacht haben?«

Um dieselbe Stunde trat Salvator mit einem etwas mehr sorgenvollen Gesichte in die Hauptstraße oder vielmehr in die einzige Straße des Dorfes Viry ein; er schaute nach rechts und nach links, und als er aus der Schwelle einer Thüre eine schöne junge Person erblickte, welche nach Hause zu gehen schien und ein Maß Milch in der Hand hatte, näherte er sich ihr mit der so sichtbaren Absicht, mit ihr zu sprechen, daß sie auf der Schwelle stehen blieb und wartete.

»Mademoiselle,« sagte er zu ihr, »werden Sie wohl so gut sein, mir das Haus des Herrn Maire zu bezeichnen?«

»Sie fragen wirklich nach dem Hause des Herrn Maire?« sagte das Mädchen.

»Allerdings.«

»Es gibt nämlich das Haus des Maire und die Maire,« sprach das hübsche Mädchen mit einem Lächeln, das den jungen Mann wegen der Lection in der Topographie, die es ihm gab, um Verzeihung zu bitten schien.

»Es ist richtig,« erwiderte Salvator. »ich hätte mich deutlicher ausdrücken sollen. Ich wünsche den Herrn Maire zu sprechen, Mademoiselle.«

»Dann können Sie eintreten, mein Herr,« sagte die hübsche junge Person, »denn Sie sind gerade vor seiner Thüre.«

Und vorangehend, zeigte sie Salvator den Weg.

Vor der Thüre des Speisezimmers traf sie eine Art von Magd, der sie das Manchen Milch übergab, welches ihr Frühstück und das ihrer Familie zu werden bestimmt schien; dann wandte sie sich gegen Salvator und sagte zu ihm:

»Wenn mir der Herr Reisende folgen will!«

Zu jener Zeit kannte man weder die Eisenbahnen, noch die Vergnügungszüge: man gab im Allgemeinen dem fremden Besuche den Titel *Reisender*, wie man ihn noch heute dem Touristen in den Gebirgen des Jura und des Dauphin« gibt.

Salvator lächelte und folgte dem schönen Kinde.

Man ging in den ersten Stock hinaus; das Mädchen öffnete die Thüre eines Cabinets, wo ein Mann an einem Schreibtische saß, und sagte zu diesem Manne:

»Papa, hier ist ein *Herr*, der Dich sprechen will.«

Und in seinem Jagdcostume konnte Salvator wirklich sehr wohl für einen Herrn gelten.

Der Maire nickte mit dem Kopfe und schrieb weiter, ohne den Eintretenden anzuschauen; er fürchtete vielleicht, durch eine Unterbrechung den Faden seiner Phrase zu verlieren.

Zufällig war der Maire von Viry noch derselbe brave Mann, mit dem es der redliche Herr Gerard, sieben oder acht Jahre früher, bei der entsetzlichen Katastrophe, deren Opfer der Letztere gewesen, zu thun gehabt hatte.

Das war, wie wir bemerkt haben, an seinem Orte ein guter und würdiger Maire, der zugleich vom Bürger und vom Bauern hatte, ein redlicher und naiver Mann, so sehr es Salvator nur immer wünschen konnte.

Nachdem sein Satz beendet war, wandte er sich um, schob seine griechische Mütze zurück, hob seine Brille aus seine Stirne empor, und fragte, als er den jungen Mann erblickte, der an der Thüre stehen geblieben war:

»Sie wünschen mich zu sprechen«mein Herr?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Salvator.

»Dann haben Sie die Güte, sich zu setzen,« sagte der Maire mit einer Geberde, welche unbestimmt an die von Augustus erinnerte, als er dieselbe Einladung gegen Cinna aussprach.

Und er bezeichnete ihm zugleich eine Art von römischem Armstuhl.

Salvator rückte seinen Stuhl so nahe, als er konnte, zu dem des Maire.

Nachdem die ersten Höflichkeiten ausgetauscht waren, fragte der Maire Salvator:

»Was wünschen Sie, mein Herr?«

»Eine Auskunft, die Sie mir zu verweigern berechtigt sind, mein Herr, ich gebe es zu,« erwiderte Salvator, »die Sie aber, wie ich hoffe, dennoch mir zu geben die Gefälligkeit haben werden.«

»Sprechen Sie, mein Herr, und ist die Sache nicht meinen doppelten Pflichten als Beamter und als Bürger zuwider . . .«

»Ich glaube, Sie werden so urtheilen, mein Herr . . . Doch vor Allem erlaube ich mir, ohne

unbescheiden sein zu wollen, die Frage: wie lange sind Sie Maire?«

»Seit vierzehn Jahren, mein Herr,« antwortete der wackere Mann, indem er sich in die Brust warf.

»Gut!« sagte Salvator. »Nun wohl, ich wünschte von Ihnen den Namen der Person zu erfahren, welche das Schloß Viry um das Jahr 1820 bewohnte.«

»Oh! mein Herr, der Eigenthümer hieß damals Herr Gérard Tardieu.«

»Gérard Tardieu!« wiederholte Salvator, sich des Schreis erinnernd, der so oft Rose-de-Noël während ihres Fiebers entschlüpft war: »»Oh! tödten Sie mich nicht, Madame Gerard!««

»Ein höchst redlicher und ganz vortrefflicher Mann,« fuhr der Maire fort, »der zu unserem großen Bedauern die Gegend in Folge einer gräßlichen Katastrophe verließ.«

»Die sich hier zugetragen hat?« »Hier, an diesem Orte.«

»Gerade über dieses Abenteuer, mein Herr, wünschte ich zu reden,« sagte Salvator. »Wären Sie wohl so gefällig, es mir zu erzählen?«

Diejenigen von unsern Lesern, welche in der Provinz gewohnt haben oder noch in der Provinz wohnen, wissen, mit welchem Eifer jeder Einwohner einer kleinen Stadt den geringsten Vorfall annimmt, der die Monotonie seines Lebens brechen kann; sie werden sich also nicht wundern über den Strahl der Freude, der die Augen des Maire von Viry erleuchtete, als er die Zerstreuung witterte, die ihm dieser providentielle Fremde bot. Die aus dem Gesichte des wackeren Mannes glänzende Freude war eine an die Langsamkeit der Zeit gerichtete Beleidigung und drückte klar den spöttischen Gedanken aus: »So viel Gewalt über den Feind!«

Er erzählte Salvator die Geschichte von Herrn Gerard, von Orsola, von Herrn Sarranti und den zwei Kindern in ihren geringsten Einzelheiten; er überging nichts, was seinen Zuhörer interessiren und besonders die Erzählung verlängern konnte; gern hätte er, — der liebe Mann, — die Episoden dieses blutigen Abenteuers ins Unendliche vervielfältigen mögen, um so lang als möglich einen so kostbaren Gast bei sich zu behalten. Leider war es eine mittelmäßige Einbildungskraft, die des Herrn Maire von Viry: er erzählte also in ihrer erschrecklichen Einfachheit die ganze, unsern Lesern bekannte, gräßliche Geschichte.

Uebrigens erzählte er sie aus *seinem* Gesichtspunkte; so daß die interessante Person dieses Dramas Herr Gérard war, der in der Geschichte des würdigen Maire vom Mörder Opfer wurde.

Der Erzähler breitete sich über die Verzweiflung eben dieses Herrn Gerard aus, von der er eine lange und schmerzliche Beschreibung machte.

Der Verlust der zwei Kinder besonders war nach der Behauptung des Herrn Maire so entsetzlich für seinen ehemaligen Amtsuntergebenen gewesen, — wegen der großen Liebe, die er für seinen Bruder hegte, — daß er nie von dem Einen oder dem Andern sprach, ohne in ein Schluchzen auszubrechen.

Salvator horte den braven Mann mit einer Aufmerksamkeit an, die ihm sein ganzes Wohlwollen erwarb.

Sodann, als er geendigt hatte, fragte Salvator:

»Ei! Sie haben von einem Herrn Gèrard, von einer Orsola, von einem Herrn Sarranti und zwei Kindern gesprochen . . .?«

»Ja,« sagte der Maire.

»Gab es nicht auch eine Madame Grard?«

»Ich habe keine Frau von Herrn Gerard gekannt.«

»Sie haben Niemand vom Namen *Madame Gerard* gekannt? Denken Sie wohl nach.«

»Nein . . . wenn nicht etwa. . . warten Sie!«

Und der Maire lächelte mit Schlaueit und fuhr dann fort:

»Warten Sie, warten Sie; doch, doch, es gab wirklich eine Madame Gerard: das war die arme Orsola, welche die Leute, die sich gut mit ihr stellen wollten, Madame Gerard nannten; denn, mein Herr,« fügte der Maire sentiös bei, »Sie wissen, es ist die gewöhnliche Schwäche der Concubinen, zu wünschen, daß die Untergeordneten oder diejenigen, welche von ihnen abhängen, ihnen den Namen geben, den sie nicht zu tragen berechtigt sind . . . Sie wußten dies auch, die armen kleinen Kinder, und wollten sie etwas von ihrer Haushälterin erlangen, so verfehlten sie nicht, sie Madame Gerard zu nennen.«

»Ich danke, mein Herr,« sprach Salvator.

Sodann, nach einer Pause, fragte er:

»Und Sie sagen, mein Herr, welche Nachforschungen man auch unternommen, man habe weder Victor, noch die kleine Leonie wiederfinden können?«

»Nein, mein Herr, und man hat doch wohl gesucht.«

»Erinnern Sie sich dieser unglücklichen Kinder?« sagte Salvator.

»Vollkommen.«

»Ich spreche von ihrem Signalement.«

»Als ob ich sie noch sehen würde, mein Herr! Der Knabe war zwischen acht und neun Jahren; er war schön, frisch, blond . . .«

»Lange Haare?« fragte Salvator unwillkürlich schauernd.

»Lange, gelockte Haare, welche bis aus seine Schultern fielen.«

»Und das Mädchen?«

»Die Kleine mochte sechs bis sieben Jahre alt sein.«

»Blond wie ihr Bruder?«

»Oh! nein, mein Herr, das war eine ganz entgegengesetzte Natur: schwächling und braun, mit großen, herrlichen schwarzen Augen, welche wegen ihrer Magerkeit ihr ganzes Gesicht einzunehmen schienen. . . Dieser Herr Sarranti muß ein arger Bösewicht gewesen sein, um so seinem Wohlthäter hunderttausend Thaler zu stehlen und ihm seine zwei Kinder umzubringen!«

»Ich glaube,« fragte Salvator, »ich glaube, Sie haben mir gesagt, der Mitschuldige des Herrn Sarranti bei diesem Morde sei ein großer Hund gewesen, den man immer angebunden gehalten und wie einen Tiger gefürchtet habe?«

»Ja,« erwiderte der Maire, »ein Hund, den der Bruder von Herrn Gerard von der neuen Welt mitgebracht hatte.«

»Und was ist aus diesem Hunde geworden?«

»Mir scheint, ich habe Ihnen gesagt, in einem Augenblicke der Verzweiflung habe Herr Gérard seine Büchse genommen und sie aus ihn abgefeuert.«

»So daß er getödtet worden ist?«

»Man weiß nicht, ob er todt ist; doch da es ein furchtbarer Hund war, so hat er den Schuß fortgetragen.«

»Erinnern Sie sich zufällig des Namens von diesem Hunde?«

»Warten Sie doch . . . ich werde mich wohl erinnern . . . er hatte einen seltsamen Namen . . . einen Namen von . . . wie soll ich sagen? Er hieß Brasil.«

»Ah!' machte in seinem Innern Salvator. — »Brasil, Sie sind dessen sicher?«

»Oh! ja, ganz sicher.«

»Und dieser so böse Hund hatte die Kinder nie gebissen?«

»Im Gegentheile, er betete sie an, besonders die kleine Leonie.

»Mein Herr Maire,« sprach Salvator, »nun habe ich Sie nur noch um eine Gefälligkeit zu bitten.«

»Um welche, mein Herr, um welche?« rief der Maire übergücklich, etwas für einen Mann zu thun, der mit so großer Höflichkeit fragte und mit so viel Aufmerksamkeit zuhörte.



»Es darf nicht mein Verlangen sein, das Schloß zu besichtigen, das von unbekanntem Personen bewohnt wird,« fuhr Salvator fort, »und dennoch . . .«

»Reden Sie, mein Herr, reden Sie!« rief der Maire, »und bin ich im Stande, die Auskunft, die Sie zu haben wünschen. Ihnen zu geben . . .«

»Ich hätte gern einen Plan der inneren Zimmer, der Küche, des Speisekellers, des Gewächshauses haben mögen.«

»Ah! mein Herr,« erwiderte der Maire, »das ist etwas Leichtes! Bei der Untersuchung der Sache, welche Untersuchung durch die Abwesenheit des Herrn Sarranti unterbrochen wurde, hat man einen Plan in Duplicat gemacht . . .«

»Und diese Pläne, was ist aus ihnen geworden, wenn ich fragen darf?«

»Der eine liegt bei den Acten, die sich in den Händen des Staatsanwalts befinden; der andere muß noch in meinen Cartons sein.«

»Wäre es wohl erlaubt, eine Copie von dem zu nehmen, welcher in Ihren Händen geblieben ist?« fragte Salvator.

»Gewiß, mein Herr.«

Der Maire öffnete vergebens mehrere Cartons, dann fiel er aus den Gegenstand, den er suchte.

»Das ist es, was Sie verlangen.« sagte er. »Wünschen Sie nun ein Lineal, einen Bleistift, einen Cirkel zu haben, so kann ich Ihnen das verschaffen.«

»Ich danke, mein Herr, ich brauche keinen Maßstab der Verhältnisse; es genügt für mich, wenn ich eine allgemeine Uebersicht der Oertlichkeiten nehme.«

Salvator copirte den Plan mit der Sicherheit der Hand eines geübten Geometers; als seine Zeichnung vollendet war, sagte er, indem er das Papier zusammenfaltete und in die Tasche steckte:

»Mein Herr, ich habe Ihnen nur noch zu danken und mich zu entschuldigen wegen der Störung, die ich Ihnen verursacht.«

Der Maire betheuerte, Salvator habe ihn durchaus nicht gestört, und suchte ihn sogar beim Frühstück mit seiner *Gattin* und seinen zwei *Demoiselles* zurückzuhalten; so verlockend aber das Anerbieten war, Salvator glaubte es ausschlagen zu müssen. Der Maire, der sich erst so spät als möglich von seinem Gaste trennen wollte, geleitete ihn bis zur Thüre zurück und stellte sich, ehe er von ihm Abschied nahm, zur Verfügung des jungen Mannes in Betreff jeder neuen Auskunft, die in seiner Kompetenz wäre.

An demselben Tage führte Salvator Justin in der Loge der Wahrheitsfreunde ein, wo er ihn als

Maurer aufnehmen ließ.

Es versteht sich, daß Justin ohne eine Miene zu verändern, alle Proben vollführte: er wäre durch das Feuer gegangen, er hätte die Brücke so scharf wie die Schneide eines Rasiermessers, welche vom Fegefeuer in das Paradies Mahomets führt, überschritten! War nicht Mina am Ende des rauhen, gefährlichen Weges?

Am andern Tage wurde Justin in einer Venta vorgestellt und aufgenommen.

Von dieser zweiten Ausnahme an hatte Salvator nichts Verborgenes mehr für seinen Freund, und er offenbarte ihm selbst die letzten Geheimnisse der weitumfassenden Verschwörung, welche 1815 begonnen hatte, aber erst im Jahre 1830 ihre Früchte geben sollte.

Lassen wir sie dieses große Werk der Empörung verfolgen, in welchem unsere Geschichte ihre Entwicklung finden wird, und kommen, uns dieser Geschichte durch ihre Krümmungen anschließend, aus Petrus und Fräulein von Lamothe-Houdan zurück.



## CXLI.

### In Erwartung des Gatten.

In dem balsamisch duftenden Gewächshause, wo wir Petrus mit so viel Liebe ein Portrait haben machen sehen, das er sodann mit so viel Grimm zerstörte, aus einem Canape liegend, bekleidet mit dem weißen Gewande der Bräute, bleich wie die Bildsäule der Verzweiflung, schaute Fräulein Regina von Lamothe-Houdan oder vielmehr die Gräfin Rappt, mit Augen, in denen sich die Bestürzung malte, ein Hundert um sie her zerstreuter Briefe an.

Derjenige, welcher in dieses Zimmer eingetreten wäre, oder der einfach einen Blick durch die ein wenig geöffnete Thüre geworfen hätte, würde das erschrockene Gesicht der jungen Frau sehend begriffen haben, die Ursache dieses stummen Schreckens sei das Lesen von einem oder von mehreren dieser Briefe, die sie mit Entsetzen und Ekel hatte aus den Boden fallen lassen.

Sie blieb einen Augenblick still und unbeweglich, während zwei Thränen langsam von ihren Augen aus ihre Brust floßen.

Dann zog sie mit einer beinahe automatischen Bewegung ihre niederhängende Hand bis zu ihrem Schooße heraus, nahm einen noch zusammengelegten Brief, entfaltete ihn und hob ihn zu ihren Augen empor; doch bei der dritten oder vierten Zeile ließ sie, als hätte sie nicht die Kraft gehabt, weiter zu gehen, den Brief aus den Teppich fallen, wo schon die anderen lagen.

Dann versenkte sie ihren Kopf in ihre beiden Hände und sann einen Augenblick nach.

Es schlug elf Uhr in einem anstoßenden Zimmer.

Sie entfernte ihre Hände von ihrem Gesichte und horchte, mit den Lippen und still die Schläge der Glocke zählend.

Als der elfte Schlag ertönt hatte und wieder erloschen war, stand sie auf, nahm alle Briefe zusammen, machte ein Päckchen daraus und schloß es in eine Chissonniere ein, deren Schlüssel sie hinter dem Fuße einer Strelizie verbarg; dann ging sie an eine Klingel und zog die Schnur mit einer raschen, nervigen Bewegung.

Eine alte Kammerfrau erschien.

»Nanon« sagte Regina, »es ist die Stunde; gehen Sie zu der kleinen Gartenthüre, welche aus das Boulevard des Invalides führt, und bringen Sie den jungen Mann hierher, den Sie vor dem Gitter wartend finden werden.«

Nanon durchschritt den Corridor, stieg die paar Stufen hinab, welche in den Garten führten, durchlief schräg Rasen und Gebüsche und streckte, nachdem sie die kleine Thüre, welche aus das Boulevard des Invalides ging, geöffnet hatte, den Kopf durch die Oeffnung dieser Thüre und suchte mit den Augen denjenigen, welchen sie zu ihrer Herrin geleiten sollte.

Obgleich nur drei Schritte von ihr, blieb Petrus doch unsichtbar, verborgen, wie er war, durch eine große Ulme, an welche er sich angelehnt hatte, und von wo aus er nach den Fenstern von Regina schaute.

Seltsam! der Pavillon, den Regina bewohnte, war nicht beleuchtet; der Pavillon ihr gegenüber war es eben so wenig: ein Trauerschleier schien von oben nach unten über das ganze Hotel geworfen.

Das einzige von einem schwachen Scheine, von einem Scheine dem ähnlich, welchen eine Todtenlampe in einer Gruft zittern macht, erleuchtete Fenster war das Fenster vom Atelier von Regina.

Was war denn vorgefallen? Warum hatte denn nicht dieses ganze große Haus ein festliches Aussehen? warum hörte man nicht die Musik eines Balles? warum diese Stille«

Als er die kleine Thüre sich öffnen und die Kammerfrau erscheinen sah, machte sich Petrus, der, wie Regina, die elf Glockenschläge gezählt hatte, von dem Baume los, an den er angenagelt zu sein schien, und fragte:

»Suchen Sie nicht mich, Nanon?«

»Sie, Herr Petrus; ich komme im Austrage. . . «

»Der Prinzessin Regina, ich weiß es,« unterbrach der junge Mann ungeduldig.

»Im Austrage der Gräfin Rappt,« sagte Nanon.

Petrus fühlte einen Schauer seine Adern durchlaufen; ein kalter Schweiß perlte aus seiner Stirne. Er drückte seine Hand an den Baum, um sich eine Stütze zu geben.

Bei den Worten: »Im Austrage der Gräfin Rappt,« dachte er an einen Gegenbefehl. Glücklicher Weise fügte Nanon bei:

»Folgen Sie mir.«

Und die Thüre demasquierend, die sie wieder hinter sich schloß, ließ sie Petrus in den Garten eintreten.

Ein paar Sekunden nachher öffnete sie die Thüre des Atelier, und im Halbschatten erblickte der junge Mann seine geliebte Regina, oder vielmehr, wie es ihm Anfangs schien, das Gespenst von derjenigen, welche er gekannt hatte.

»Hier ist Herr Petrus,« sagte die Kammerfrau den jungen Mann einfürend, der bei der Thüre stehen blieb.

»Es ist gut,« erwiderte Regina; »lassen Sie uns allein und bleiben Sie im Vorzimmer.«

Nanon gehorchte, und Petrus und Regina fanden sich allein.

Regina winkte Petrus mit der Hand, näher zu kommen; doch der junge Mann rührte sich nicht vom Platze.

»Sie haben mir die Ehre erwiesen, mir zu schreiben, Madame,« sagte er, indem er einen besondern Nachdruck aus dieses letzte Wort mit der unbarmherzigen Härte der verzweifelten Liebhaber legte.

»Ja, mein Herr,« erwiderte Regina mit sanftem Tone, denn sie begriff, was sie Alles leiden sollte; »ja, ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

»Mit mir, Madame? Sie haben mit mir zu sprechen am Abend eines Tages, wo ich beinahe vor Schmerz gestorben wäre, als ich erfuhr, die Trauung sei vollzogen worden, die Sie für immer an den Mann bindet, welchen ich am meisten aus der Welt hasse?«

Regina lächelte traurig, und man konnte in diesem Lächeln lesen: »Und ich auch, glauben Sie, ich hasse ihn weniger, als Sie?«

Sodann laut, und ehe dieses Lächeln von ihren Lippen verschwunden war:

»Nehmen Sie das Tabouret von Abeille und setzen Sie sich zu mir.«

Beherrscht durch die zugleich sanfte und ernste Stimme von Regina gehorchte Petrus.

»Näher,« sagte Regina, »noch näher. . . hier! schauen Sie mich nun wohl an! . . . ja, so.«

»Mein Gott!« murmelte Petrus, »mein Gott! wie bleich sind Sie!«

Regina schüttelte den Kopf.

»Das sind nicht die frischen Farben einer Braut, nicht wahr, mein Freund?«

Petrus schauerte, als ob diese zwei Worte: mein Freund, ein in seine Brust eindringendes Eisen wären.

»Sie leiden, Madame?« sagte er.

Das Lächeln von Regina nahm eine Tinte unaussprechlichen Schmerzes an.

»Ja, ich leide,« antwortete sie, »entsetzlich!«

»Was haben Sie, Madame? . . . Sagen Sie mir, was Sie haben . . . Ich bin hierher gekommen in der Absicht, Sie zu verfluchen, und nun fühle ich mich bereit, Sie zu beklagen.«

Die junge Frau schaute Petrus starr an.

»Sie lieben mich?« fragte sie.

Petrus schauerte, und ganz stammelnd, ganz bebend antwortete er:

»Madame . . .«

»Ich frage, ob Sie mich lieben, Petrus,« wiederholte die junge Frau mit einer bis zur Feierlichkeit ernsten Stimme.

»An dem Tage, wo ich zum ersten Male in dieses Atelier eingetreten bin, — und das sind drei Monate her. — liebte ich Sie schon,« sprach Petrus; »heute, da es drei Monate sind, liebe ich Sie mit dem Unterschiede, daß ich Sie, da ich Sie besser kenne, mehr liebe.«

»Ich täuschte mich nicht,« sprach Regina, »als ich mir sagte, Sie lieben mich zärtlich und tief. Die Frauen täuschen sich hierin nicht, mein Freund! Doch tief und zärtlich lieben, ist nur ein wenig mehr und ein wenig besser lieben, als man gewöhnlich liebt; ich will für Sie etwas Ernstes und Heiliges, Geachtetes und Theures sein! . . . Seit zwei Stunden, mein Freund, habe ich nur Sie aus der Welt, auf den ich mich stützen kann, und lieben Sie mich nicht zugleich wie der Liebhaber die Geliebte liebt, wie der Bruder seine Schwester liebt, und wie der Vater seine Tochter liebt, so weiß ich nicht mehr, wer mich hienieden lieben würde.«

»Der Tag, an welchem ich Sie zu lieben aufhören werde,« antwortete der junge Mann mit derselben feierlichen Traurigkeit, »dieser Tag wird mein letzter Tag sein; denn meine Liebe und mein Leben sind durch denselben Hauch belebt! Sie haben mich vor der Verzweiflung gerettet, in die mich diese Epoche des Zweifels, in der wir leben, versenkt hatte! Schon gegen den Abgrund des Nichts geneigt, dessen schwindelhafte Tiefe unsere Jugend anzieht, glaubte ich die Kunst verloren für mein Land, und ich führte das unverständige Leben der Leute meines Alters; ich hatte aus die Arbeit verzichtet, ich war im Begriffe, Palette und Pinsel zum Fenster hinauszuerwerfen und die Kunst, die mit Gott gegeben, die Energie, die ich in mir fühlte, sich in einer gefährlichen Thätigkeit oder in einer apathischen Resignation verzehren, vernichten zu lassen. Eines Tags begegnete ich Ihnen, Madame, und von diesem Tage an kehrte ich zum Leben zurück, hatte ich Vertrauen zu meiner Kunst; von diesem Tage an glaubte ich an die Zukunft, an das Glück, an den Ruhm, an die Liebe, denn Ihre verständige Güte hob mich wieder in meinen eigenen Augen und öffnete mir alle Zauberwege des Daseins! Fragen Sie mich also nicht, Madame, ob ich Ihnen alle meine Liebe schuldig sei, denn ich werde Ihnen antworten: »»Nicht nur alle meine Liebe, Regina, sondern auch mein ganzes Leben!««

»Gott behüte mich, daß ich je an Ihnen zweifle, mein Freund!« erwiderte Regina, deren Gesicht sich mit der Röthe einer stolzen Freude bedeckte; »ich bin Ihrer Liebe so sicher, als Sie der meinigen versichert sein können.«

»Der Ihrigen? ich, Madame?« rief Petrus.

»Ja, Petrus,« sprach ruhig die junge Frau, »und ich denke Ihnen nichts Neues mitzutheilen, wenn ich Ihnen sage, ich liebe Sie; befragte ich Sie, so geschah es, glauben Sie mir, weniger um einen Schwur zu hören, von dem ich wußte, er sei mir im Grunde Ihres Herzens gethan, als um ein paar Worte der Liebe zu hören, welche, heute besonders, ein ungeheures Bedürniß für mich sind, das schwöre ich Ihnen!«

Petrus glitt von seinem Tabouret aus seine Kniee, und gebeugt, nicht wie vor einer Frau, die man liebt, sondern wie vor einer Heiligen, die man anbetet, sprach er:

»Hören Sie, Madame, Sie sind nicht nur die Person, die ich am tiefsten liebe, sondern auch die, welche ich am meisten aus der Welt schätze, achte, verehere!«

»Ich danke, mein Freund!« sagte Regina, indem sie ihre Hand in die von Petrus fallen ließ.

»Und dennoch sprach der junge Mann, »gestehen Sie, daß ich, um Sie so zu lieben, wahnsinnig sein muß.«

»Warum dies?«

»Weil Sie zu mir nicht das Vertrauen gehabt haben, das ich zu Ihnen hatte.« Regina lächelte traurig.

»Ich habe meine Heirath vor Ihnen verborgen.«

Petrus schwieg oder antwortete vielmehr nur durch einen Seufzer.

»Ach!« fuhr Regina fort, »diese Heirath, ich wollte sie vor mir selbst verbergen. Ich hoffte immer, irgend eine unvorhergesehene Katastrophe, irgend eines von den Ereignissen, aus welche die Verzweiflung rechnet, werde kommen und den Vollzug verhindern. Dann würde ich Ihnen, bleich und zitternd wie der Reisende, der einer Todesgefahr entgangen ist, gesagt haben: »»Freund! sehen Sie, wie bleich und zitternd ich bin! Das kommt davon her, daß ich Sie beinahe aus immer verloren hätte, daß wir beinahe für immer getrennt worden wären! Doch hier bin ich, beruhigen Sie sich! keine Gefahr bedroht mich mehr, und ich gehöre Ihnen, ganz Ihnen!«« Die Dinge sind nicht so gewesen: die Tage sind ihren gewöhnlichen Gang gegangen, ohne ein unvorhergesehenes Ereigniß, ohne eine wohlthätige Katastrophe; die Stunden sind den Stunden gefolgt, die Minuten den Minuten, die Secunden den Sekunden; der unglückselige Augenblick ist gekommen, wie er für den Verurtheilten kommt: nach der Verwerfung des Cassationsgesuches, die Verwerfung des Gnadengesuches, dann der Priester, dann der Henker!«

»Regina! Regina! und was bin ich? Warum rufen Sie mich? Was soll ich hier thun?«

»Sie werden es sogleich erfahren.«

Petrus suchte mit den Augen eine Pendeluhr: in diesem Moment schlug die im anstoßenden Zimmer halb.

»Oh! sagen Sie es mir geschwinde, Madame,« sprach Petrus; »denn aller Wahrscheinlichkeit nach habe ich nicht mehr lange bei Ihnen zu bleiben!«

»Was wissen Sie hierüber, und warum antworten Sie meiner Traurigkeit durch ein bitteres Wort?«

»Ei! Madame, Sie haben geheirathet, heute geheirathet! Ihr Gatte ist in demselben Hotel wie

Sie, und es ist halb zwölf Uhr. . . «

»Hören Sie mich an, Petrus, Sie sind ein großes Herz, das edle Kind einer edlen Erde; man sollte glauben, Sie seien in einem andern Jahrhundert als dem unseren geboren worden, Sie haben in einem anderen Jahrhundert gelebt. Sie sind der Muth und die Treuherzigkeit, der Stolz und die Redlichkeit der alten Ritter, welche nach dem heiligen Lande gingen, um dort zu sterben. Ihre Treuherzigkeit läßt die List nicht zu, Ihre Redlichkeit bat keine Ahnung von der Lüge; unfähig, das Böse zu thun, wenn Sie nicht durch irgend eine Leidenschaft verblindet sind, glauben Sie nur an das Gute. Die Welt, in der ich in Wirklichkeit lebe, ist von einer ganz anderen Sorte gemacht, als die, in welcher Sie in der Einbildungskraft leben: was ihr einfach scheint, würde Ihnen unwürdig scheinen; was sie für natürlich hält, würde Ihnen hassenswerth scheinen. . . Darum habe ich den heutigen Tag abgewartet, um Ihnen meinen Kummer zu sagen; darum habe ich diesen Abend abgewartet, um Sie etwas wie der Enthüllung eines Verbrechens beiwohnen zu lassen.«

»Eines Verbrechens!« stammelte Petrus. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Eines Verbrechens, ja, Petrus.«

»Oh!« murmelte der junge Mann, »was ich verrauche, war also wahr?«

»Was vermuthen Sie? Sagen Sie das mir, mein Freund.«

»Nun wohl, Madame, ich vermuthe vor Allem, daß man Sie gegen Ihren Willen verheirathet hat; daß von Ihrer Heirath das Glück oder die Ehre von einem der Mitglieder Ihrer Familie abhing. Ich glaube endlich, daß Sie das Opfer von einer jener grausamen Speculationen sind, die das Gesetz erlaubt, weil sie geheimnisvoller Weise ihren Schutz unter dem discreten Dache der Familie haben. . . Ich nähere mich der Wahrheit, nicht wahr?«

»Ja,« erwiderte Regina mit düsterem Tone, »ja. Petrus, das ist es!«

»Gut, hier bin ich!« fuhr Petrus fort, indem er der jungen Frau die Hände drückte; »Sie bedürfen meiner ohne Zweifel? Sie bedürfen des Herzens und des Armes eines Bruders, und Sie haben mich für ein Werk der Ergebenheit und des Schutzes gewählt? Sie haben wohl daran gethan, und ich danke Ihnen dafür! Meine geliebte Schwester, sagen Sie mir nun Alles, was Sie mir zu sagen haben. Sprechen Sie, ich höre Sie auf beiden Knieen!«

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Atelier ungestüm geöffnet, und die alte Kammerfrau, welche neunzehn Jahre vorher Regina in ihren Armen empfangen hatte, erschien im Rahmen der Thüre.

Petrus wollte ausstehen und sich auf sein Tabouret zurückwerfen; Regina hielt ihn aber im Gegentheile an dem Platze, wo er war, indem sie ihre Hand aus seine Schulter drückte.

»Nein, bleiben Sie!« sagte sie.

Sodann sich gegen Nanon umwendend, fragte Regina:



»Nun, was gibt es, meine gute Liebe?«

»Verzeihen Sie, Madame, daß ich so eintrete,« erwiderte die alte Frau; »aber Herr Rappt«

»Ist er da?« rief Regina mit einem Ausdrucke erhabenen Stolzes.

»Nein; doch er läßt durch seinen Kammerdiener fragen, ob die Frau Gräfin ihn zu empfangen bereit sei?«

„Er hat gesagt, die *Frau Gräfin*?«

»Ich wiederhole die eigenen Worte von Baptiste.«

»Es ist gut, Nanon, in fünf Minuten werde ich ihn empfangen,«

»Aber,« sagte Nanon, mit dem Finger aus Petrus deutend, »aber dieser Herr..?«

»Dieser Herr bleibt hier, Nanon,« antwortete Regina.

»Mein Gott!« murmelte Petrus.

»Dieser Herr..?« fragte Nanon.

»Bringe meine Antwort Herrn Rappt, und bekümmere Dich um nichts, gute Nanon; ich weiß, was ich thue.«

Nanon entfernte sich.

»Verzeihen Sie, Madame,« rief Petrus, indem er sich hoch ausrichtete, sobald die alte Kammerfrau die Thüre wieder zugemacht hatte: »aber Ihr Gatte?«

»Darf Sie nicht sehen, und wird Sie nicht hier sehen.«

Und sie schloß die Thüre und schob den Riegel vor, damit der Graf Rappt nicht ohne zu klopfen eintreten konnte.

»Aber ich?«

»Sie, Sie müssen Alles, was hier vorgehen wird, sehen und hören, damit Sie eines Tages Zeugniß von dem geben können, was die Hochzeitnacht des Grafen und der Gräfin Rappt gewesen ist.«

»Ob! Regina,« sprach Petrus, »ich werde wahnsinnig, denn ich verstehe Sie nicht, denn ich errathe nicht, was Sie sagen wollen.«

»Mein Freund,« erwiderte Regina, »vertrauen Sie mir, um Ihr Herz zu schonen, während ich zugleich an Ihre Rechtschaffenheit appellire. Gehen Sie in dieses Boudoir; hier, schließe ich

meine kostbarsten Blumen ein.«

Der junge Mann zögerte noch, »Treten Sie ein,« wiederholte Regina. »Die Dunkelheit, mit der meine Worte bedeckt sind, das Geheimniß, in das mein zukünftiges Leben gehüllt sein wird, der unerträgliche Zwang, in welchem wir einander gegenüber zu leben genöthigt wären, trügen Sie nicht die Hälfte meines entsetzlichen Geheimnisses, Alles gebietet mir als Pflicht, was ich in diesem Augenblicke thue. . . Oh! es ist eine gräßliche Geschichte, die Geschichte, die Ihnen sogleich enthüllt werden wird, Petrus! Urtheilen Sie jedoch nicht leichtsinnig, mein Freund; verdammen Sie nicht, ehe Sie gehört haben, hassen Sie nicht, ehe Sie erwogen haben.«

»Nein, Regina, nein, ich will nichts hören; nein, ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich liebe Sie, ich achte Sie. . . Nein, ich werde nicht hier eintreten!«

»Es muß sein, mein Freund; überdies ist es nun zu spät für Sie, um sich zurückzuziehen: Sie würden ihm auf Ihrem Wege begegnen; ich wäre bei Ihnen nicht gerechtfertigt, und ich würde von ihm beargwohnt.«

»Sie wollen es, Regina?«

»Ich bitte Sie flehentlich darum, Petrus, und im Nothfalle verlange ich es.«

»Ihr Wille geschehe, meine schöne Madonna, meine süße Königin!«

»Ich danke,« sprach Regina, indem sie ihm die Hand reichte; »und nun treten Sie in meine kleine Orangerie ein, Petrus, sie hat meine geheimsten Gedanken empfangen: damit sage ich Ihnen, daß sie Sie erkennen wird. Das ist mein durchdüfteter Beichtstuhl!«

Sie hob den Vorhang auf.

»Setzen Sie sich hierher, mitten unter meine Camilien, an die Thüre, um Alles zu hören. Das ist mein Lieblingsplatz, wenn ich träumen will. Die Camilien sind zugleich glänzende und bescheidene Blumen von Japan, die nur im Halbdunkel gut leben; wie gern hätte ich mögen wie sie geboren werden, leben und sterben! — Ich höre Schritte, treten Sie ein, mein Freund. Hören Sie und verzeihen Sie dem, der gelitten hat!«

Petrus widerstand nicht länger: er trat in die Orangerie ein, und Regina ließ den Vorhang wieder fallen.

In diesem Augenblicke hielten die Tritte vor der Thüre an, und nach einigen Sekunden des Zögerns klopfte man.

Dann fragte die Stimme des Grafen Rappt:

»Darf man eintreten, Madame?«

Regina wurde so bleich, als ob sie sterben sollte, und dennoch perlte der Schweiß aus ihrer Stirne:

Sie wischte ihr Gesicht mit einem seinen Batistsacktuche ab, athmete, ging sodann mit festem Schritte aus die Thüre zu, öffnete sie und sprach mit lauter Stimme:

»Treten Sie ein, mein Vater.«

---

## CXLII.

Die Hochzeitnacht des Herrn Grafen und der Frau Gräfin Rappt.

Petrus schauerte.

Der Graf Rappt erbleichte und wich drei Schritte zurück, als er diese niederschmetternde Anrufung hörte.

»Was sagen Sie, Regina?« rief er mit einer Stimme, in der sich ein bis zum Schrecken gehendes Erstaunen offenbarte.

»Ich sage Ihnen, Sie können eintreten, mein Vater,« wiederholte Regina mit sicherer Stimme.

»Oh!« murmelte Petrus, »es war also wahr, was mir mein Oheim mittheilte!«

Herr Rappt trat mit gesenktem Kopfe ein. Er fühlte nicht die Dreistigkeit in sich, dem Blicke von Regina zu trotzen.

»Ich weiß Alles, mein Herr,« fuhr Regina kalt fort. »Da ich es providentieller Weise erfahren habe, so brauche ich es Ihnen nicht zu sagen. Gott wollte ohne Zweifel uns Beiden ein entsetzliches Verbrechen ersparen, indem er in meine Hände einen unverwerflichen Beweis von Ihrer Verbindung mit meiner. ..«

Regina hielt inne, sie wollte nicht sagen: »Mit meiner Mutter. . . «

»Ich kam nur.« stammelte der Elende, den Regina zitternd unter ihrem Blicke hielt, »ich kam nur, um Sie um eine Unterredung zu bitten, nichts Anderes. Ich hätte Ihnen meine Zweifel, meine Befürchtungen erklärt, welche indessen nichts rechtfertigt.«

Regina zog aus ihrer Brust einen Brief, den sie aufs Gerathewohl von der Correspondenz, die wir zu ihren Füßen zerstreut gesehen, genommen und ehe sie die übrigen in die Chiffonniere eingeschlossen, beiseit gelegt hatte.

»Erkennen Sie diesen Brief?« sagte sie. »Es ist der, in welchem sie der Frau Ihres Freundes, Ihres Gönners, beinahe Ihres Vaters empfehlen, über Ihr Kind zu wachen!. . . Statt diese ruchlose Empfehlung einer Mutter zu machen, hätten Sie wohl Gott bitten müssen, dieses Kind zu sich zu rufen!«

»Madame,« erwiderte der Graf, mehr als je niedergeschmettert, »ich habe Ihnen gesagt, ich kam, um eine Erklärung mit Ihnen zu haben; doch Sie sind in diesem Augenblicke zu sehr aufgereggt, und ich entferne mich.«

»Oh! nein, mein Herr,« entgegnete Regina, »solche Erklärungen — da Sie dies so nennen — fängt man nicht zweimal wieder an. Bleiben Sie und setzen Sie sich.«

Ganz beherrscht durch die Festigkeit von Regina, sank der Graf Rappt aus ein Canapé.

»Was gedenken Sie aber zu thun?« fragte er.

»Oh! ich will es Ihnen sagen, mein Herr. Sie haben mich geheirathet, glücklicher Weise nicht aus Liebe, was eine grausame Handlung wäre, sondern aus Habgier, was eine schändliche Berechnung ist. Sie haben mich geheirathet, damit mein ungeheures Vermögen nicht in fremde Hände übergehe. Sie wären nicht weiter gegangen, ich weiß es, ich hoffe es wenigstens; befleckt mit einem Verbrechen, welches von den Menschen bestraft wird, das aber den Menschen unbekannt bleiben kann, hätten Sie es nicht gewagt, sich mit einem vor diesem Gotte, dessen Gerechtigkeit man nichts verbirgt, unverzeihlichen Verbrechen zu beflecken. Um Alles zu sagen, es ist die Erbin der Gräfin von Lamothe-Houdan, und nicht Ihre Tochter, die Sie geheirathet haben.«

»Regina! Regina!« murmelte dumpf der Graf, der, den Kopf gesenkt, seine Augen starr aus den Boden geheftet hielt.

»Sie sind zugleich ehrgeizig und verschwenderisch,« fuhr die junge Frau fort. »Sie haben große Bedürfnisse, und diese großen Bedürfnisse lassen Sie auf große Verbrechen bedacht sein. Vor diesen Verbrechen würde ein Anderer vielleicht zurückweichen: Sie nicht! Sie heirathen Ihre Tochter wegen zwei Millionen. Sie würden Ihre Frau verkaufen, um Minister zu werden.«

»Regina!« wiederholte der Graf mit demselben Tone.

»Unsere Scheidung verlangen ist unmöglich: die Scheidung ist aufgehoben. Unsere Trennung verlangen wäre ein Scandal: man müßte die Ursache angeben; meine Mutter würde darüber vor Scham sterben, mein Vater vor Schmerz. Wir müssen also unauflösbar mit einander verbunden bleiben. Doch nur vor der Gesellschaft, denn vor Gott, mein Herr, bin ich frei und will ich frei bleiben,«

»Was verstehen Sie hierunter?« fragte der Graf, indem er den Kopf zu erheben suchte.

»Wir müssen einander in der That wohl verstehen, und ich will mich so deutlich als möglich erklären. Zum Lohne für mein Stillschweigen, zum Lohne für das seltsame, unfruchtbare Leben, zu dem Sie mich verurtheilt haben, verlange ich von Ihnen die unbeschränkteste Freiheit, welche eine Frau genießen kann: eine Witwenfreiheit! Denn Sie begreifen wohl, daß Sie von diesem Tage an für mich als Gatte todt sind. Was den Vaternamen betrifft, so werden Sie nicht die Frechheit haben, ihn zu reclamiren, denke ich. Mein Vater, mein wahrer, mein einziger Vater, derjenige, welchen ich lieben, achten, verehren kann, ist überdies der Graf von Lamothe-Houdan. Sie werden mir diese Freiheit geben, und ich sage Ihnen zum Voraus, wenn Sie mir dieselbe nicht geben, so nehme ich sie. Dagegen überlasse ich Ihnen die Hälfte meines zukünftigen Vermögens, — zwei Millionen. Sie werden hierüber eine Urkunde von einem Notar abfassen lassen, und wann Sie wollen, setze ich meine Unterschrift bei. Finden Sie etwas hiergegen einzuwenden?«

Das Stillschweigen des Grafen fing an Nachdenken zu werden. Er schlug langsam die Augen

zu Regina auf; doch ihrem stolzen, sicheren Blicke belegend, fühlte er sich aufs Neue niedergeschmettert, und er senkte sie zum zweiten Male. Die Zusammenziehung der Muskeln am Untertheile seines Gesichtes verrieth allein den innern Kampf, den er bestand.

Endlich, nach einigen Augenblicken, nahm er wieder das Wort und sagte mit einer noch leisen Stimme und jedes seiner Worte abwägend:

»Ehe ich die Vorschläge, die Sie mir machen, annehme oder verwerfe, Regina, lassen Sie mich einen Augenblick mit Ihnen reden, und erlauben Sie mir, Ihnen einen guten Rath zu geben.«

»Einen guten Rath, Sie, mein Herr? Eine gute Frucht auf einem schlechten Baume?« versetzte die junge Frau, verächtlich den Kopf schüttelnd.

»Lassen Sie mich Ihnen diesen Rath immerhin geben. Es wird Ihnen frei stehen, ihn zu befolgen oder zu verwerfen.«

»Sprechen Sie, mein Herr; ich höre Sie.«

»Ich werde es nicht versuchen, zu entschuldigen, was mein Benehmen in Ihren Augen Seltsames haben kann.«

»In meinen Augen!« sagte Regina verächtlich. »In den Augen der Welt, wenn Sie wollen. . . Ich kenne mein Verbrechen in seinem ganzen Umfange, Zum Glücke habe ich, dasselbe begehend, wie Sie sagten, nicht einer Hinreißung, sondern einer Berechnung nachgegeben. Erlauben Sie mir indessen, Ihnen zu bemerken, daß ein wirkliches Verbrechen nur die Handlung ist, welche die Gesellschaft verletzt oder Gott beleidigt. Indem ich Sie heirathete, habe ich aber weder Gott beleidigt, noch die Gesellschaft verletzt. Die Gesellschaft ist nur durch das verletzt, was sie weiß, und sie wird nie wissen, daß ich Ihr Vater bin: im Gegentheile, hat je ein Verdacht über der Marschallin geschwebt, so wird sich dieser Verdacht zerstreuen, wenn man Sie meine Frau werden sieht; ich habe Gott nicht beleidigt, denn wenn ich Sie in einer Absicht, deren Größe mich entschuldigt in den Augen der Menschen, wie Sie sehr gut gesagt haben, heirathen wollte, so hätte ich Sie doch immer vor Gott respectirt. Ich wiederhole indessen, ich strebe nicht darnach, mich zu rechtfertigen! Nein! ich will einfach zu dem Rathe kommen, welchen Ihnen zu geben ich für meine Pflicht hielt,«

»Ich lasse Sie reden, mein Herr, denn aus der Schwierigkeit Ihres Vortrags, aus der verwickelten Construction Ihrer Sätze entnehme ich, daß Sie einige Zeit brauchen, um sich zu erholen.«

»Ich habe mich gefaßt, Madame!« sagte der Graf Rappt mit einer Stimme, die sich in der That immer mehr befestigte. »Sie verlangen von mir Ihre unbeschränkte Freiheit; es versteht sich von selbst, daß ich sie Ihnen gebe und daß ich Sie Ihnen bei jedem Stande der Dinge gegeben hätte, — um so mehr in der Lage, in der wir uns befinden, denn weder Ihre Zuneigung, noch Ihre Nachsicht zu fordern bin ich berechtigt; nur erinnern Sie sich, Madame, daß es eine sociale Achtung und sociale Pflichten gibt, wozu die Gesetze die verheirathete Frau verurtheilen.«

»Fahren Sie fort, mein Herr; ich habe noch nicht Ihren ganzen Gedanken erfaßt.«

»Ich sage also, Madame, ich erkenne genug die Große meines Verbrechens, um nicht die geringste Zuneigung von Ihnen in Anspruch zu nehmen. Doch ich habe auch genug gelebt, um zu wissen, daß die Frau, trotz Ihres gerechten Widerwillens, in den Augen der Welt zu gewissen Convenienzen verbunden ist, von denen die gesellschaftliche Stellung eines Mannes abhängt. So erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß seit ein paar Tagen gewisse Gerüchte im Umlaufe sind, welche, wären sie gegründet, die tiefste Traurigkeit in mir erregen würden. Ein kleines Journal erlaubt sich diesen Morgen, unsere Heirath anzeigend, sehr durchsichtige Anspielungen aus eine Liebesgeschichte zu machen, deren Heldin Sie wären; es geht sogar so weit, daß es durch Anfangsbuchstaben den Namen eines jungen Mannes bezeichnet, welcher der Held derselben ist. Nun wohl. Regina, ich glaube Ihnen die väterliche Ermahnung geben zu müssen. Verzeihen Sie, daß ich in Betreff dieser Gerüchte Ihre Interessen mehr nehme, als Sie es selbst thun, und aus eine so ungeschlachte Art in Ihre Geheimnisse eindringe.«

»Ich habe keine Geheimnisse, mein Herr,« entgegnete ungestüm die junge Frau.

»Oh! ich weiß in der That, Regina, daß, wenn Sie irgend ein Gefühl für diesen jungen Mann hegten, dieses Gefühl nichts Ernstes hatte, daß es eine einfache Laune war, oder, besser gesagt, daß Sie sich nur aus Kosten seiner Eitelkeit belustigen wollten.«

»Wahrhaftig, mein Herr, Sie beleidigen mich!« rief die junge Frau, »und ich gestehe Ihnen nicht das Recht zu, solche Worte an mich zu richten.«

»Hören Sie mich an, Regina,« sprach der Graf, der allmählig seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wiederfand, oder sich den Anschein gab, als fände er sie; »ich spreche hier weder als Gatte, noch als Vater mit Ihnen, ich spreche als Lehrer; denn vergessen Sie nicht, daß ich die Ehre hatte, Sie zum Zögling zu haben: aus diesen doppelten Titel gründe ich mein Recht, Sie zu warnen, Ihnen zu rathen, Sie zu ermahnen, gibt mir der Zufall die Gelegenheit dazu. Kaum waren Sie Frau, Regina, als Sie schon ein mit dem meinigen übereinstimmender Geist waren.«

Ein verächtlicher Blick versuchte es, den Grafen zu unterbrechen.

»Ein erhabener Geist,« fuhr dieser fort, »ein Geist weit über Ihrem Alter und Ihrem Geschlechte. Von Ihrem Vater und von Ihrer Tante beauftragt, über Sie zu wachen, und so viel als möglich in Ihr Herz die Männlichkeit die in Ihrem Geiste war, eindringen zu machen, habe ich durch ein geduldiges Studium, durch eine Erziehung aller Stunden, die Keime, welche die Natur in Sie gelegt hatte, befruchtet, und Sie besitzen nun, Dank sei es dieser ängstlichen Sorgfalt, die ganze Festigkeit, die ganze unzählbare Energie eines Mannes. Nun wohl, in dem Augenblicke, wo ich die Früchte dieser unablässigen Arbeiten ernten sollte, in dem Augenblicke, wo ich aus Ihnen ein verständiges Wesen, eine Eliteseele, eine starke Frau gemacht zu haben glaubte, in diesem Augenblicke verlassen Sie mich! Meine Handlung, mich für immer mit Ihnen zu verbinden, erschreckt Sie! Ich will Ihnen sagen, was mein Plan war. Unsere Verbindung war keine Heirath, Regina: es war eine unauslösbare Association, die, statt des den Eheleuten vorbehaltenen flachen Glückes, uns die drei großen Güter dieser Welt, die von allen mächtigen Herzen verwirklichten drei Ambitionen: den Reichthum, die Macht, die Freiheit geben sollte.

Wir! wir haben bis jetzt — ich sage wir, denn Sie können einen großen Theil an meinen Handlungen beanspruchen, — wir haben bis jetzt, ohne daß ich einen augenscheinlichen Titel im Staate, einen sichtbaren Einfluß bei den Angelegenheiten besitze, dieses gute, dieses schöne, dieses botmäßige Land, das man Frankreich nennt, beinahe regiert, und wir sollen hierbei stehen bleiben? Ich bin am Vorabend, Minister zu werden; denn Sie errathen wohl, daß dieses Ministerium, das seit fünf Jahren dauert, von allen Seiten erschüttert, im Begriffe ist, den Platz einem andern Ministerium abzutreten, das vielleicht weitere fünf Jahre dauern wird: fünf Jahre, verstehen Sie, Regina? Die Zeit, welche die Präsidentschaft eines Washingtons oder eines Adams dauert! Ich brauche, um hierzu zu gelangen, nur ein sichtbares Vermögen, eine gesicherte Stellung, und dann mache ich neben mich Ihren Vater sitzen, und wir gebieten fünfunddreißig Millionen Menschen; denn unter einer constitutionellen Regierung ist der Chef des Ministerraths der wahre König. Um dieses glühende Verlangen meines Lebens zu unterstützen, um mir bei diesem wundervollen Unternehmen beizustehen, an wen wende ich mich? wer ist die Frau, die ich, nicht zur knechtischen Gefährtin meines Daseins, nicht zur Sklavin meiner Launen und meines Willens, sondern zur Verbündeten meiner Gewalt machen will? Sie, Regina. Und in dem Momente, wo wir dieses glänzende Ziel berrühren, statt mit mir über den Vorurtheilen der Welt, über den Schwächen der Menschheit zu schweben, debutiren Sie vor Allem damit, daß Sie nicht begreifen, man gelange zu solchen Höhen nicht ohne einige Vorurtheile mit Füßen zu treten! Doch das ist nicht Alles, Sie legen unter meinen Fuß die Lächerlichkeit, diesen albernen Kieselstein, der zuweilen bis in die Tiefe des Abgrunds den Reisenden rollen macht, welcher ganz nahe daran war, den Gipfel des Glückes zu berühren, Regina! Regina! ich erkläre, daß ich besser von Ihnen dachte!«

Die junge Frau hatte den Grafen nicht mit minder großem Ekel, aber mehr mit einer wirklichen Aufmerksamkeit angehört. Sie war erstaunt, daß man eine Entschuldigung, so schlecht sie sein mochte, für eine solche Handlung finden konnte, und ich weiß nicht, ob man uns begreifen wird, oder vielmehr, ob man bei einer Frau besonders die Weite des Horizonts begreifen wird, welche ein solcher Charakter zu umsahen vermochte: sie war gewisser Maßen neugierig, aus dem Gesichtspunkte der Philosophie, zu sehen, wie weit der, sei es durch einen bösen Geist, sei es durch eine falsche Erziehung, vom guten Wege abgebrachte, Mensch aus dem schlimmen vordringen konnte.

Sie antwortete also mit mehr Ruhe, als man hätte erwarten sollen:

»Ja, Sie haben Recht, mein Herr, ich bin Ihr Zögling, und ich muß anerkennen, daß ich von meiner frühesten Jugend an die schädlichsten Rathschläge von Ihnen erhalten habe. Sie haben jedes Anstreben meiner Seele zum Schönen, jeden Aufschwung meines Herzens zum Guten, alle Sympathien meiner Einbildungskraft für das Gute unterdrückt, da Sie aus mir, — ich verstehe Sie nun, nachdem mir Ihr Project enthüllt ist, — da Sie aus mir Ihre Vertraute, Ihre Verbündete, Ihre Mitschuldige, eine Art von Fußtritt Ihres Ehrgeizes machen wollten. Ihr Skepticismus, im Widerspiele vom Ackersmanne im Evangelium, der den Lolch zum Vortheile des guten Kornes ausreißt, Ihr Skepticismus hat sich darauf erpicht, die besten Gefühle zum Nutzen der minder guten, die minder guten zum Nutzen der schlechten auszureißen. Sie haben mich die List, die Verstellung, die Falschheit gelehrt, und Sie haben eine ängstliche Sorgfalt daraus verwendet, mich dieses Studium machen zu lassen, ich gebe es zu; Sie haben mich gelehrt, wie man den



Augen eine schiefe Richtung gebend die Leute sehen kann, ohne ihnen ins Gesicht zu schauen. Sie haben mich in alle Geheimnisse der Lüge eingeweiht, in welche Sie durch Frau von Latournelle eingeweiht worden waren, die dieselben unmittelbar von den Jesuiten, diesen großen Meistern in der Kunst des Betrügens, hatte. Ihre unerschöpfliche Sorgfalt, ich muß es anerkennen, hat sich nicht ein einziges Mal während der zehn bis zwölf Jahre verleugnet, die Sie sich der mühsamen Ausgabe meiner Erziehung unterzogen, und als Sie endlich glaubten, ich sei Ihres Gleichen, das heißt ohne Adel, ohne Offenherzigkeit, ohne Großmuth, da versuchten Sie es, in mir die Begierden des Ehrgeizes und den Geschmack für die Intrigue zu entwickeln, Ist das so, mein Herr?«

»Nennen Sie die Dinge bei ihrem Namen,« erwiderte der Graf Rappt. indem er zu lächeln suchte: »den Geschmack für die Diplomatie.«

»Für die Diplomatie, wenn Sie wollen, mein Herr. Ich hasse die eine so sehr als die andere, und diese zwei Zwillingschwestern des Ehrgeizes sind mir gleich und vollkommen zuwider. Ja, Sie haben mich Alles das gelehrt, was ich nicht wissen sollte; ja, Sie haben mich in Unwissenheit über Alles das gelassen, was ich wissen sollte; ja, Sie haben mich, mit einem Worte, die entsetzliche Wissenschaft des Guten und des Bösen gelehrt. Ich erröthe darüber, mein Herr, ich erkenne es; ich gestehe sogar, zu meiner Schande und zu Ihrem Ruhme, daß mich eine Art von Neugierde, ein Anschein von Interesse mit Ihnen um das menschliche Herz die trostlose Reise der Enttäuschung und der Entzauberung zu machen erfaßt hat. Doch von dieser Reise, mein Herr, bin ich voll von Schrecken zurückgekommen. Dadurch, daß ich Sie beharrlich vor mir, wie häßliche Wunden, alle in das Herz der Menschheit vertieften Laster, denn Ihr Zergliederungsmesser verschonte Niemand, bloßlegen sah, erlangte ich noch jung, vielleicht um den Preis des Glückes meines ganzen Lebens, dieses frühreife Alter, diese frühzeitige Schwäche des Herzens, welche man die Erfahrung nennt, und die nichts Anderes ist, als die Beerdigung und Grablegung von Allem dem, was es Wahres , Edles und Reines in uns gibt. . . Und Sie, mein Herr,« fuhr Regina mit einer wachsenden Energie fort, »und Sie würden nicht wollen, während ich für Alles todt bin, während Sie mich bürgerlich ermorden, Sie würden nicht wollen, daß ich, der Sie Alles genommen, Vater, Mutter, Familie, die redliche Hand annehme, die ein Freund mir reicht, um mich wieder auszurichten? Nun wohl, erfahren Sie Eines, mein Herr, und was auch Ihre Gewissensbisse sein mögen: das, mir gegen Ihren Willen, trotz Ihrer vergifteten Erziehung, Gott eine Tugend gegeben hat, welche aus festen, unerschütterlichen Grundsätzen beruht. Ich werde vorwurfsfrei zu leben wissen, mein Herr! . . aber lassen Sie mich leben!«

Der Graf Rappt schaute einen Augenblick Regina an, schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Aus dem Punkte, wo Sie sind, Regina, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, halte ich Sie für unfähig, eine wahre Leidenschaft zu fühlen, offen, wahrhaft zu lieben.«

Regina machte eine Bewegung.

»Oh! es ist kein Vorwurf, den ich Ihnen mache, es ist ein Lob, das ich Ihnen spende. Die Liebe ist nur die Leidenschaft der Leute, welche keine andere haben; das ist ein Detail im Leben, es ist kein Zweck desselben. Es ist ein lachender oder erschrecklicher Vorfall der großen Reise, welche der Mensch aus dieser Welt macht; er muß ihn ertragen, aber nicht ihm entgehen, ihn

bändig, und nicht sich ihm unterwerfen. Sie haben eine hohe Urtheilskraft. eine erhabene Vernunft. . . Rufen Sie Beide zu Hilfe, befragen Sie dieselben, und Sie werden sehen, daß dergleichen Verbindungen, — die ich Sie auffordere, nicht oder nur so selten und nur so ängstlich als möglich zu schließen, — immer schlecht endigen. Und das ist logisch: der Ehebruch trägt seine eigene Verdammniß in sich, denn der Mann, der eine verheirathete Frau liebt, wenn er ein redlicher Mann ist, kann diejenige nicht achten, welche ihren Gatten betrügt und ihre Kinder zu entehren risquirt. Fügen Sie dem bei, Regina, daß dieser Mann unfehlbar Ihnen nachstehen wird, nachstehen hinsichtlich des Namens, des Vermögens, des Standes, — denn ich kenne wenige Männer von einem dem Ihrigen gleichen Werthe; — da Sie stärker als er sind, so werden Sie ihn protegiren. Nun wohl, was Sie heute seine Liebe nennen, werden Sie morgen seine Schwäche nennen; von da an werden Sie diesen Mann verachten. Er, was ihn betrifft, wird früher oder später Ihre Ueberlegenheit erkennen; er wird erröthen über die knechtische Liebhaberrolle, die Sie ihn haben annehmen lassen, und er wird Sie hassen.«

»Hat der Mann, den ich liebe, hören Sie wohl, mein Herr?« rief Regina mit schallender Stimme, »— ich sage, den ich liebe, nicht den ich lieben werde, — hat der Mann, den ich liebe, je Haß gegen mich, so wird dies so sein, weil ich schlecht bin, weil Ihre abscheulichen Grundsätze, Ihre vergiftete Erziehung, trotz aller meiner Anstrengungen, um ihnen zu entgehen, werden ihre Früchte getragen haben. Dann wird sein Haß, verbunden mit dem meinigen, aus Sie, die Ursache, das Princip, den Urheber des Bösen zurückfallen. Doch nein! das wird nicht geschehen, ich werde das begonnene Werk fortsetzen; Alles, was Sie Schlechtes in mich gesäet haben, werde ich ausreißen, und ich werde, angenommen, meine Seele, dieser Spiegel Gottes, sei einen Augenblick getrübt worden, die Seele meiner Kindheit wiederfinden, oder mir eine neue Seele machen.«

»Oh! was das betrifft,« sagte lächelnd der Graf Rappt. »das ist zu spät.«

»Nein, gütiger Gott,« entgegnete Regina mit Exaltation, »nein! es ist nicht zu spät, und wenn dieser Mann mich hören würde, er würde erfahren, daß ich schon alle Erbärmlichkeiten meines Lebens in dem Ocean von Zärtlichkeit, den Gott in mein Herz gelegt, ertränkt habe.«

Der Graf schaute Regina mit einem gewissen Erstaunen an, und sprach:

»Da Ihre hohe Vernunft heute taub sein will, so steigen wir von den Höhen der socialen Philosophie in das hinab, was Ihnen die Niederungen der materiellen Interessen zu nennen beliebt. . . Ich will also mit Ihnen von meinem theuersten Wunsche, von meinem einzigen Ehrgeize reden. . . Regina, Sie wissen, ich will Minister werden.«

Regina senkte den Kopf, ein Zeichen, das der Antwort: »Ich weiß, daß dies Ihr Wunsch ist,« gleichkam.

»Ich habe viele Feinde,« fuhr der Graf Rappt fort; »zuerst alle meine Freunde. Ich bekümmere mich wenig um die Lächerlichkeit, die man aus mein politisches Leben werfen kann: man weiß, welchen Werth dergleichen Angriffe haben; doch ich will nicht, Sie hören wohl, Regina? ich will nicht, daß mein Privatleben angegriffen werde. Sie kennen das Wort von jenem andern Ehrgeizigen, welches uns das Alterthum als den Typus seiner Art vermacht hat: »»Die Frau von

Cäsar darf nicht einmal beargwohnt werden.««

»Vor Allem nehme ich an,« erwiderte Regina ironisch, »Sie haben nicht die Prätension, der Cäsar der modernen Zeiten zu sein. Ueberdies bemerken Sie wohl, daß diese Maxime, der ich von ganzem Herzen weinen Beifall spende, wenn sie aus die gewöhnlichen Umstände des Lebens angewendet wird, sagt: *Die Frau von Cäsar*; Sie verstehen, mein Herr? die Frau!«

»Ei! Madame, was Sie mir auch sein oder nicht sein mögen, in den Augen der Welt sind Sie immer meine Frau.«

»Ja, mein Herr, doch in den Augen Gottes bin ich Ihr Opfer, und lassen Sie mich von diesem Gesichtspunkte ausgehen.«

»Ich bitte, Madame, steigen wir wieder aus die Erde herab.«

»Sie zwingen mich dazu?« »Ich bitte Sie darum.«

»Es sei, mein Herr!« sprach Regina ganz fieberhaft; »mit Bedauern, ich gestehe es Ihnen, gehe ich in solche Einzelheiten ein. Sie haben eine Geliebte. . . «

»Das ist falsch, Madame!« rief der Graf von Rappt, aufspringend bei dieser Verwundung wie der Stier unter dem Stachel des Banderillero.

»Erlangen Sie wieder Ihre Kaltblütigkeit, mein Herr. In meiner Gegenwart erlaube ich Ihnen den Zorn nicht. Sie haben eine Geliebte: sie ist klein, sie ist blond, dreißig Jahre alt, sie ist die Freundin von Frau von Marande, sie heißt Gräfin von Gasc, sie wohnt in der Rue du Bac, Nro. 18.«

»Ich weiß nicht, ob Ihre Polizei Sie theuer zu stehen kommt, Madame, was ich aber weiß, ist, daß sie, so schlecht sie bezahlt sein mag, Sie um Ihr Geld betrügt.«

»Diese Frau wohnt in der Rue du Bac, Nro. 18,« fuhr Regina kalt fort; »Sie gehen am Montag, am Mittwoch und am Freitag zu ihr. Sie haben sich vorhin mit Cäsar verglichen, der die Tapferkeit war; es wird Sie nicht mehr kosten, sich mit Numa zu vergleichen, der die Weisheit war. Das ist Ihre zweite Egeria; die erste ist die Frau Marquise de la Tournelle Ihre Mutter. . . Ich habe nicht nöthig, eine Polizei gut oder schlecht zu bezahlen, um diese Dinge zu erfahren, sie sind offenkundig: es gibt kein liberales Blatt, welches sie nicht seit zwei Jahren gesagt hat.«

»Das ist eine alberne Verleumdung, Madame, und wahrhaftig, ich begreife nicht, wie Sie sich zum Echo dieser elenden Pamphletschmierer machen können.«

»Ich danke, mein Herr! es ist mir nicht unangenehm, Ihre Ansicht über diese Journale zu kennen. Sagen Sie mir fortan, sie erweisen mir die Ehre, sich mit mir zu beschäftigen, so werde ich Ihnen mit Ihren eigenen Worten erwidern.«

Der Graf Rappt biß sich aus die Lippen, dann sagte er rasch und wie ein Mensch, der ein Argument gefunden hat, welches keine Erwiderung zuläßt:

»Der Unterschied, der zwischen Ihnen und mir stattfindet, Regina, ist, daß ich förmlich die Albernheiten, die man mir aufbürdet, leugne, während Sie nicht anstehen, das Unrecht, dessen man Sie beschuldigt, zuzugeben.«

»Was wollen Sie, mein Herr? Sie haben mir eine ausnahmsweise Stellung gemacht; wundern Sie sich also nicht, daß ich eine Ausnahme werde. Ja, es ist ein Unterschied zwischen uns, ein großer, mein Herr. Ich bin offenherzig; Sie, Sie erniedrigen sich zur Lüge; nur lügen Sie vergebens. Seit langer Zeit, — das Entsetzliche ausgenommen, was ich leider zu spät erfahren habe, denn hätte ich es gewußt, so würde mich keine Macht der Welt gezwungen haben, vor dem Altar **Ja** zu sagen, — seit langer Zeit weiß ich, woran ich mich in Betreff aller Einzelheiten Ihrer Existenz zu halten habe. Ich konnte Ihnen bei tausend Franken sagen, nicht nur was diese Frau von Ihnen empfängt. . . — ich lege keinen Werth auf das Geld, unterbrechen Sie mich also nicht, — sondern was sie von der Polizei erhält, denn die ehrliche Creatur, die ihren Leib an Sie verkauft, hat ihre Seele an Ihre Freunde verkauft. Doch nun sind Sie reich, und ich ermächtige Sie, von meiner Mitgift zu nehmen, was Sie wollen, um Frau von Gasc mit Leib und Seele zu kaufen!«

»Madame!«

»Ja, ich bin Ihrer Meinung, ich entfernte mich von der Frage; ich habe es mit Ekel, aber redlich gethan. Kein Wort mehr über diesen Gegenstand. Ich danke Ihnen, daß sie ihn berührten, denn dies beweist, daß Sie, der Sie so wenig achten, doch noch einige Achtung für mich bewahrt haben.«

»Diese Achtung, Madame, es hängt nur von Ihnen ab, sie ganz zu haben.«

»Und was muß ich zu diesem Ende thun, mein Herr?«

»Auf den Mann verzichten, der Sie liebt.«

»Auf ihn verzichten? ich glaube, Sie sagen mir, ich soll aus ihm verzichten? Ei! mein Herr, ohne das entsetzliche Geheimnis, das mir enthüllt worden ist, wäre es schon geschehen, und ich hätte ihn nie wiedergesehen; denn im Ganzen waren Sie mein Gatte, und sobald ich Sie als solchen vor Gott und den Menschen angenommen hatte, wäre ich Ihnen treu geblieben! Ah! Sie kennen mich, und Sie zweifeln nicht daran! Doch durch ein unerhörtes Verbrechen, durch eines der Verbrechen, die man nur in den Gesellschaften des Alterthums, den Händen des Verhängnisses entsprungen, wiederfindet, stürzen Sie nun meine ganze Existenz um; und Sie glauben, ich werde den Spruch Ihrer Berechnung erdulden, wie ich den des Verhängnisses erdulden würde, — als resignirtes Opfer; von Ihnen zu Boden geworfen, werde ich mich nicht mehr erheben? Oh! Sie sind in der That wahnsinnig! Da ist ein Mann, der mir vom Herrn gesandt worden, um meine Stütze in dem Augenblicke zu sein, wo mir jede Stütze fehlt, der durch die göttliche Allmacht mein einziger Gedanke, meine einzige Zukunft, mein Leben wird, und Sie kommen. Sie der Strafbare, Sie der Verbrecher, Sie der Unwürdige, Sie der Blutschänder. Sie kommen und sagen mir kalt, ich soll aus ihm verzichten? Ich habe Ihnen also noch nicht gesagt, daß ich diesen Mann liebe?«

Herr Rappt schwankte einen Augenblick, ob er im Tone der Ironie oder in dem des Zornes antworten sollte.

Mit dem Zorne war es ihm nicht geglückt, er versuchte es mit der Ironie.

»Bravo, Madame! bravo!« sagte er in die Hände klatschend.

»Mein Herr,« rief Regina mit der Bewegung einer verwundeten Löwin, »ich bin keine Komödiantin, daß Sie sich erlauben, mir Beifall zu klatschen, und spiele ich eine Rolle, so geschieht es im Drama meines innern Lebens, dem Gott hoffentlich die Entwicklung machen wird, die das Verbrechen und die Unschuld verdienen.«

»Verzeihen Sie, Madame,« erwiderte der Graf mit einer geheuchelten Botmäßigkeit, »das kommt ohne Zweifel von Ihrer Gewohnheit, die Künstler zu frequentiren, her: Sie haben diese letzten Worte so dramatisch gesprochen, daß ich im Theater zu sein glaubte.«

»Sie irrten sich, *mein Vater*,« entgegnete Regina mit einer unversöhnlichen Festigkeit; »Sie waren im Zimmer *Ihrer Tochter*, und spielt eines von uns eine abscheuliche Komödie, so sind Sie es, Sie, der Sie eine Maske statt eines Gesichtes haben, Sie der Sie mit Ihren Händen die Bühne ausgeschlagen haben, wo Sie seit fünfzehn Jahren alle Rollen spielen. Ah! Sie sprechen von Theater und Komödie, und was thun Sie denn, wenn nicht Komödie spielen? Die Herzogin von Hereford ist allmächtig am englischen Hofe, wohin Sie eines Tags als Botschafter geschickt zu werden hoffen, und es gibt keine Zärtlichkeiten, die Sie nicht an die Kinder von Lady Hereford verschwenden. Komödie! denn Sie hassen die Kinder. Was hassen Sie übrigens nicht? . . . Begeben Sie sich im Wagen entweder zu Hofe, oder zum Minister, oder in die Kammer, so haben Sie immer ein Buch in der Hand. Komödie! denn Sie lesen nicht, wenn Sie nicht etwa Macchiavell lesen . . . , Singt die erste Sängerin der italienischen Oper, so applaudiren Sie und rufen bravo, wie Sie es vorhin thaten, und sobald Sie nach Hause gekommen sind, schreiben Sie ihr Blätter über die Musik. Komödie! denn Sie können die Musik nicht leiden; doch die erste Sängerin ist die Geliebte des Baron Straashausen, eines der mächtigsten Diplomaten des Wiener Hofes. Um alle diese Heuchelei zu sühnen, gehen Sie allerdings am Sonntag nach Saint-Thomas-d'Aquin. Immer Komödie, schändliche Komödie, schändlicher als die anderen! denn während Ihr mit Wappen geschmückter Wagen vor der großen Thüre stationirt, entfernen Sie sich durch die kleine, um wohin zu gehen? Gott weiß es! vielleicht um mit Frau von Gasc im Cabinet des Polizeipräfecten zusammenzukommen.«

»Madame!« brüllte dumpf der Graf.

»Sie sind ostensibler Eigenthümer eines Journals, das die legitime Monarchie vertheidigt, und Sie sind geheimer Redacteur einer Revue, welche gegen diese Monarchie zu Gunsten des Herzogs von Orleans conspirirt. Das Journal unterstützt die ältere Linie, die Revue unterstützt die jüngere Linie, so daß wenn einer von beiden Zweigen bricht, Sie sich leicht an den andern anhängen können. Und man weiß das, sehen Sie! Und Privatleute, und Minister, und Bürger, und Regierung wissen das! Die Einen grüßen Sie und die Andern empfangen Sie, und Sie sagen: »Da sie das thun, so wissen sie nichts.«« Nein, mein Herr, sie sind nicht unwissend, sie wissen; doch Sie können mächtig werden, und man grüßt Ihre zukünftige Macht; doch man weiß, daß Sie

reich sein werden, und man grüßt Ihren zukünftigen Reichthum.«

»Muth, Madame!« rief der Graf halb zu Boden geschmettert.

»Wahrhaftig, mein Herr,« fuhr Regina fort, »ist das nicht eine unbezeichnenbare Komödie? Sind Sie denn nicht müde, immer zu betrügen? Antworten Sie mir: wozu dienen Sie auf Erden? Was haben Sie Gutes gethan, oder vielmehr, was Böses haben Sie nicht gethan? wen haben Sie geliebt oder vielmehr wen haben Sie nicht gehaßt? . . Hören Sie, mein Herr, wollen Sie meine ganzen Gedanken wissen? wollen Sie ein für alle Male kennen, was im Grunde meines Herzens für Sie ist? Nun wohl., es ist das Gefühl, das Sie für die ganze Welt hegen, Sie! und das ich nie für einen Menschen gehegt hatte! es ist Haß! . . Ich hasse Ihren Ehrgeiz! ich hasse Ihren Hochmuth! ich hasse Ihre Feigheit! ich hasse Sie vom Kopfe bis zu den Füßen, denn vom Kopfe bis zu den Füßen sind Sie nur Lüge.«

»Madame,« erwiderte der Graf, »das sind viele Beleidigungen für eine Schande, die ich Ihnen ersparen wollte!«

»Mir eine Schande ersparen, Sie, mein Herr?«

»Ja, es sind über diesen jungen Mann gewisse Gerüchte im Umlaufe. . .«

Regina schauerte, nicht über das, was der Graf sagen würde, sondern über das, was Petrus hören sollte.

»Ich glaube Ihnen nicht,« unterbrach sie.

»Ich habe noch nichts gesagt, und Sie strafen mich zum Voraus Lügen.«

»Weil ich zum Voraus weiß, daß Sie lügen werden.«

»Trotz seiner Verwandtschaft mit dem General von Courtenay wird er in keinem Hause des Faubourg Saint-Germain empfangen.«

»Weil er sich nicht will in einem Salon vorstellen lassen, wo er Ihnen begegnen könnte.«

»Er macht einen fürstlichen Aufwand, und man weiß nicht, daß er irgend ein Vermögen besitzt.«

»Ah! ja, Sie haben ihn einmal im Boulogner Wäldchen aus einem Manege-Pferde getroffen, und einmal aus dem Balcon des Théâtre-Francais mit einem Billet, das ihm sein Freund Jean Robert geschenkt hatte.«

»Man nimmt als seinen Banquier eine gewisse Theaterprinzessin an . . .«

»Mein Herr,« rief Regina bleich vor Zorn und Schrecken, »ich verbiete Ihnen, den Mann zu beleidigen, den ich liebe!« ^

Sie warf diese Worte gegen die Orangerie hin, damit Petrus wohl begreife, sie seien an ihn gerichtet; dann ging sie an die Klingel, zog heftig die Schnur und fügte bei:

»Kann mich Eines darüber trösten, daß ich Sie einen Abwesenden verleumden höre, mein Herr, so ist es meine Ueberzeugung, daß Sie es, wäre dieser Abwesende hier, nicht wagen würden, ein einziges von Ihren Worten zu wiederholen.«

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, und Nanon trat ein.

»Führen Sie den Herrn Grafen zurück.« sprach Regina zu ihrer Kammerfrau, indem sie ihr einen Leuchter in die Hand gab.

Sodann, als der Graf, vor Wuth mit den Zähnen knirschend, sich zu entfernen zögerte, rief Regina mit einer erhabenen Geberde des Befehles, indem sie aus die offene Thüre deutete:

»Gehen Sie, Herr Graf!«

Der Graf hätte wohl gern widerstehen mögen, doch er wurde beherrscht durch die Größe des Anblicks der jungen Frau.

Er warf aus sie den Blick einer Schlange, welche zu fliehen genöthigt ist, und die Kinnladen an einander gepreßt, die Fäuste geballt, sprach er mit dumpfer, drohender Stimme:

»Nun wohl, es sei, Madame, Gott besohlen!«

Und er ging ab, gefolgt von Nanon, welche die Thüre wieder hinter ihm schloß.

Doch die Scene war zu heftig gewesen; wie ein von einem Sturmregen angeschwollener See überströmte das Herz von Regina plötzlich, sie sank einen Schrei der Erschöpfung ausstoßend in einen Lehnstuhl, und gleich zwei Bächen rollten ihre Thränen aus ihren halb geschlossenen Augen über ihre Wangen.

---

## CXLIII.

### Liebesplauderei.

In dem Augenblicke, wo Nanon die Thüre wieder schloß, wo Regina halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl fiel, kam Petrus bleich, die Stirne von Schweiß überströmt, aber mit freudestrahlenden Augen aus der Orangerie heraus.

In der That, hatte ihn dieses häusliche Drama, dem er beigewohnt, mit Schrecken und Ekel erfüllt, ihn, die unschuldige Seele, das redliche Herz, so erschien ihm dagegen die Märtyrerrolle, welche Regina gespielt, in ihrer ganzen Größe, und das tiefe Mitleid, welches er für das Opfer empfand, ließ ihn beinahe den Henker vergessen.

Petrus näherte sich langsam Regina; sie aber, als sie den jungen Mann kommen hörte, warf ihre beiden Hände auf ihr Gesicht und blieb in der Haltung des Verurtheilten, der seinen Spruch empfangen soll. Man hätte glauben sollen, sie habe bange, die Schändlichkeit ihres Gatten und der Fehler ihrer Mutter werden aus sie zurückspringen, und aus Furcht, ihr Geliebter könnte ihre Röthe sehen, verschleierte sich das Gesicht mit ihren schönen Händen. — Petrus begriff den Kampf, der sich in ihr erhob, die Gemüthsbewegung, von der sie ergriffen war: er setzte ein Knie aus die Erde, und mit einem sanften und zugleich festen Tone sprach er oder murmelte er vielmehr, wie er es bei einem Liede, um ein Kind einzuschläfern, gethan hätte:

»Oh! meine schöne Regina, ich liebe Dich nur wie man ein junges Mädchen liebt; nun bete ich Dich an als eine Märtyrin! Das Verbrechen, dessen Opfer Du bist, statt aus Dich zurückzuspringen und Dein Unschuldskleid zu trüben, macht Dich in meinen Augen im ganzen Glaube Deiner Schönheit strahlen! Du kannst mich also ohne Scham und ohne Furcht anschauen, denn ich muß erröthen, daß ich Deiner so unwürdig bin. Von dieser Stunde an wirst Du mir heilig, und meine Liebe wird sich über die gemeine Liebe der anderen Menschen erheben, um bis zu Dir zu gelangen. . . Ob! Regina, ich liebe Dich! ich liebe Dich! . . ich habe für Dich die Anbetung, die ich für meine Mutter gehabt hätte, würde sie gelebt haben; ich habe für Dich die unaussprechlichen Zärtlichkeiten, die ich für meine Schwester gehabt hätte, hätte mir der Himmel eine Schwester gegeben; ich habe für Dich die religiöse Verehrung, die ich als Kind für die Madonna von Granit hatte, welche von der Höhe der Felsen unserer steilen Gestade herab die Stürme des Oceans beherrschte.«

Regina ließ ihre beiden Hände in die des jungen Mannes fallen und entblößte so ihr Gesicht, das ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit ausdrückte.

Petrus fuhr fort:

»Ich sagte Dir vorhin, Du habest mich dem Leben zurückgegeben; Du habest mir den wahren Zweck des Daseins gezeigt, das ich bis dahin für eine unnütze Fantasie Gottes gehalten. Nun wohl, theure Geliebte, nun bin ich es, wie Du diesem Menschen sagtest, der dir die Hand reicht, ich bin es, der Dich wiedererhebt, und so Hand in Hand, mit einander verkettet, werden wir



stärker sein, um dem Bösen zu widerstehen, und wir werden den Menschen trotzen, indem wir uns Gott nähern!«

Ein bleiches Lächeln schwebte über die Lippen von Regina.

»Schau' mich an, Regina!« sprach Petrus weiter, »wie Du mich erst vor einem Augenblicke Dich anschauen hießest. Ich frage Dich nicht, wie Du es thatst. ob Du mich liebest; ich sage Dir, »Du liebst mich!«« mein Herz zittert und schlägt, um zu brechen, bei dem Worte: *Du liebst mich!* Alles, was Dunkles in mir war, hellt sich aus und erleuchtet sich bei diesem göttlichen Worte! Alles, was ich Gutes hatte, wird besser; Alles, was ich Trauriges hatte, lächelt; Alles, was ich Schlimmes hatte, geht! Es war bis jetzt schwarz in meinem Herzen wie in der Nacht, und in dieser Finsternis; zog Deine Liebe wie ein Traum vorüber: heute ist mein Herz von Azur wie der Himmel, und Deine Liebe strahlt darin wie ein einziger Stern!«

Die junge Frau schaute ihn zärtlich an und ließ ihn reden; denn jenen Pflanzen ähnlich, von denen der Dichter von Florenz spricht, deren Haupt der Rauhref der Nacht gebeugt hat, und die ihre Blumenkronen unter den Strahlen der Sonne wiedererheben, fühlte sie sich bei den Tönen seines Wortes und unter den Strahlen seiner Augen wiederaufleben.

Und er fuhr fort:

»Ich liebe Dich! . . Höre keine andere Stimme, als die meinige, Regina; denke nicht an etwas Anderes, als an mich, meine Angebetete; laß mich Dich wiegen durch meine Worte, wie sich die Barke durch die Wellen wiegen läßt, wie die Blume sich durch den Wind wiegen läßt! Ueberlaß Dich mir; Dein Schmerz hat keinen sicheren Zufluchtsort, als meine Seele. Ich liebe Dich! vergiß die Erde für dieses Wort. Sterben wir in der Welt, und unsere Liebe sei eine ewige Himmelfahrt. Was die Menschen Gott nennen, ist die unsterbliche Liebe!«

Und allmählig, während Petrus sprach, nahm das Gesicht der jungen Frau seinen natürlichen Ausdruck wieder an, färbte sich mit allen Tinten des Glückes, bekränzte sich mit allen Strahlen der Seligkeit. Die harmonischen Worte von Petrus ertönten in ihr wie liebliche Accorde; und halb zurückgehalten durch den Schmerz, der noch dumpf in der Tiefe ihrer Seele toste, wie das Rollen eines fernen Donners, halb hingerissen durch die Freude, die sie wie ein neuer Frühlingsstrahl übergießt, neigte sich Regina gegen den jungen Mann, der immer noch vor ihr kniete, umschlang ihn mit ihren Armen, und flüsterte auch:

»Ich liebe Dich! ich liebe Dich!«

Doch so leise, daß diese Worte ihn wie ein Hauch berührten, und daß seine Augen viel mehr den süßen Schwur mit den Flammenflügeln vorüberziehen sahen, als seine Ohren ihn hörten: dann fielen einige Zähren mit Anstrengung aus den Augen der jungen Frau, dann kamen Tropfen reichlicher daraus hervor, und endlich floßen ihre Thränen fast wie ein Bach,

Das war eine reizende Gruppe, schön, jung, frisch. Man hätte glauben sollen, es sei ein schwarzer Schwan und ein weißer Schwan, die sich in einem Bassin von rosenfarbigen Marmor liebkoosen.

Sie blieben so einige Minuten lang, still und verliebt umschlungen, die junge Frau weinend, der junge Mann ihre Thränen einsaugend und trinkend.

Was hätten sie sich sagen können? Ist es mit der Liebe nicht wie mit jenen bezaubernden Alpenthäälern, die man in dem Momente, wo man sie entdeckt, aus einander gestützt, mit Thränen in den Augen und schweigend anschaut, weil man fühlt, daß man nie genug sagen würde? Sie genossen ihr Glück, wohl begreifend, das es kein größeres Glück gibt, als ganz leise sich selbst zu sagen: »Ich bin geliebt!«

Dieses stumme Duett ihres Herzens würde sich ins Unendliche verlängert haben, hätte nicht Regina allmählig, sich dem jungen Manne nähernd, aus ihrem Gesichte den glühenden Athem von Petrus umherschweifen gefühlt. Sie sah ein, daß ihre Lippen im Begriffe waren, die Lippen ihres Geliebten zu berühren; sie stieß einen schwachen Schreckensschrei aus, löste den von ihren zwei Armen um den Hals des jungen Mannes gebildeten Knoten, legte die Hände aus seine Schultern, schob ihn sachte zurück und sagte mit einer Stimme, deren Aufregung sie nicht einmal vor ihm zu verbergen suchte:

»Entfernen Sie sich, mein Freund. Setzen Sie sich zu mir wie vorhin, und lassen Sie uns als Bruder und Schwester plaudern.«

Der junge Mann, während er Regina zuzulächeln fortfuhr, gab einen schwachen Seufzer von sich, rückte ein Tabouret hinzu und setzte sich.

»Geben Sie mir Ihre beiden Hände,« sprach die junge Frau.

Petrus erhob seine beiden Hände bis zu denen von Regina, und so mit den Ellenbogen aus ihren Schooß gestützt, wartete er, daß sie spreche, indem er sie mit den Augen befragte.

»Errathen Sie nicht, von wem ich gern mit Ihnen sprechen möchte, Petrus?« sagte sie.

»Von Ihrer Mutter, nicht wahr, Regina?« erwiderte der junge Mann mit seinem liebevollsten Tone.

»Ja, mein Freund, von meiner Mutter; und vor Allem lassen Sie mich Ihr zartestes Mitleid ihr zuwenden. Die Erzählung des isolirten Lebens, das sie hier wie in einem Gefängnisse führt, die Geschicke dieses ungeheuren Schmerzes, der sich aus ihrem Gesichte malt, und dessen Ursache kein Mensch kennt, würde Sie, wenn sie hier wäre, das Knie vor ihr beugen machen.«

»Oh! Regina,« sprach Petrus, »glauben Sie mir, daß ich sie aus tiefstem Herzen beklage!«

»Sie haben mich oft um das Geheimniß der Einsamkeit dieser Prinzessin des Orients befragt, welche den ganzen Tag aus ihren Polstern ausgestreckt liegt, das Licht des Himmels nur durch die Oeffnungen ihrer Sommerläden empfängt, und, statt jeder Zerstreuung, die zahlreichen Kügelchen ihres Rosenkranzes abkörnt; Sie haben oft die Ursachen dieser orientalischen Menschenscheu, dieser Vereinzelung, dieser Unthätigkeit, die Sie mit der Indolenz der Prinzessinnen von *Tausend und eine Nacht* verglichen, zu kennen gewünscht. Sie werden ihr

Geheimnis, nun erfahren: ich habe vorhin ihre ganze Correspondenz gelesen . . . Oh! mein Herr, Sie werden schauern bei der Lesung dieser Briefe, geschrieben von Herrn Rappt, halb um sie zu verderben, halb um sie zu trösten! Sie kennen den Menschen, nicht wahr? weil Sie aus seinem Munde haben kommen hören, müssen Sie errathen, was aus seiner Feder kommen kann. Jeder Tag meiner Mutter ist ein Tag der Finsterniß gewesen! Ich bitte Sie inständig, mein Freund, aus Liebe für mich seien Sie nachsichtig und barmherzig gegen meine Mutter!«

»Vergebung und Segen über sie!« erwiderte Petrus mit ernstem Tone. »Wer ist aber das treulose oder stoische Herz, das Feigheit oder Stärke genug gehabt hat, um Ihnen ein solches Geheimniß zu enthüllen?«

»Oh! fluchen Sie nicht, Petrus, und bedenken Sie vielmehr, was geschehen wäre, wenn ich nichts erfahren hätte . . . Es ist weder ein feiges Herz, noch ein stoisches, das mir Alles enthüllt hat: es ist ein unschuldiges Herz, das nicht wußte, was es that; es ist ein Kind, das ich von ganzer Seele liebe, und das Sie ebenfalls lieben; es ist unsere liebe kleine Abeille, Petrus, die zwei Stunden nach der Rückkehr von der Kirche mir diese Briefe gebracht hat.«

»Und wie konnten sich Briefe, die ein Geheimnis, von solcher Wichtigkeit enthielten, in den Händen dieses Kindes finden?«

»Nichts ist einfacher, mein Freund, und der Zufall, — verzeihen Sie, ich will sagen, die Vorsehung, — die Vorsehung hat Alles gethan!«

»Erklären Sie mir das, Regina.«

»Sie wissen, daß meine Mutter nach dem Namen ihrer Voreltern Tschuwadieski und nach ihrem Taufnamen Rina heißt. Doch wegen der wahrhaft königlichen Würde von derjenigen, welche diesen Namen trug, nannte mein Vater meine Mutter Regina statt Rina. Im Gegentheile hiervon nahm mein Vater bei mir, die ich bei der Taufe den Namen Regina erhielt, — da man den Namen sehr feierlich für ein kleines Mädchen fand, — die Gewohnheit an, mich Rina zu nennen, so daß Abeille sich an diese Namensveränderung gewöhnte, mich nannte, wie man meine Mutter nannte, und meine Mutter nannte, wie man mich nannte. Bei der Rückkehr von der Kirche nun, und während sich Jedermann im Salon aushielt, schlüpfte Abeille, deren Hauptfehler die Neugierde ist, in das Zimmer der Prinzessin und befand sich zum ersten Male in ihrem Leben hier allein. Da öffnete sie halb die Schublade eines Chiffonnier, wo, wie sie wußte, meine Mutter ihre Rosenconfituren und ihre orientalischen Bonbons einschloß. — Es versteht sich von selbst, daß Abeille sich gehörig mit Naschwerk versah. — Doch über der Schublade von Confituren, welche so oft von meiner Mutter für sie in Contribution gesetzt worden war, fand sich eine andere Schublade, die sie nie hatte öffnen sehen. Was konnte in einer so gut geschlossenen Schublade sein? Außerordentliche Confituren! unbekannte Bonbons! Und vom doppelten Dämon der Leckerhaftigkeit und der Neugierde angetrieben, nahm Abeille den Schlüssel der offenen Schublade, steckte ihn in das Schloß der geschlossenen, drehte den Schlüssel und zog an sich. . . Nicht das geringste Bonbon! nicht das kleinste Zuckerwerk! ein mit einem schwarzen Bande umwickeltes Päckchen, das war Alles. Sie nahm es indessen, drehte es in ihren Händen hin und her, in der Hoffnung ohne Zweifel, ein geheimnißvolles Zuckerwerk werde aus diesem papierenen Umschlage hervorkommen . . . Nichts! Sie schickte sich in ihrem Aerger an, das

Papier wieder hineinzuworfen, als sie die Aufschrift las:

»»An die Prinzessin Rina.««

»Ich sagte Ihnen, Abeille, habe ganz klein die Gewohnheit angenommen, mich Rina zu nennen. Mochte sie nun vergessen haben, daß dies auch der Name meiner Mutter war, mochte sie es nie gewußt haben, ihr erster Gedanke war, dieses Päckchen gehöre mir, ihr zweiter, es mir sogleich zu bringen. Sie schloß die Schublade wieder, that den Schlüssel an seinen Platz, fragte, wo ich sei, erfuhr, ich sei im Gewächshause, und lief schwimmend im Schweiß, wie sie das erste Mal war, als Sie sie sahen, herbei.

»»Höre, *Prinzessin Rina*,«« sagte das Kind, indem es seine beiden Hände hinter seinem Rücken hielt, »ich will Dir ein Hochzeitgeschenk machen.««

»Sie lachte; ich, ich war traurig.

»»Was willst Du damit sagen, kleine Tolle?«« fragte ich.

»»Ich will Dir sagen, daß ich Dir auch etwas zu geben habe . . . Frau Gräfin Rappt, ich habe die Ehre, Ihnen dieses kleine Geschenk anzubieten; gefällt es Ihnen nicht, so ist das nicht meine Schuld, weil ich selbst nicht weiß, was es ist.««

»Und nachdem sie das Päckchen aus meinen Schooß geworfen hatte, lief sie, wie sie gekommen war, in aller Hast davon. — Erst am Abend zwang ich sie, mir zu sagen, wie diese Briefe in ihre Hände gefallen waren. — Ich knüpfte das Band aus: etwa hundert Briefe fielen aus meinen Schooß; alle hatten als Aufschrift den Namen, den man mir zu geben pflegte, geschrieben von der Hand von Herrn Rappt. Sie waren deutsch geschrieben. Ich öffnete einen aufs Gerathewohl: bei der vierten Zeile hatte ich nichts mehr zu erfahren . . . Beklagen Sie mich, Petrus, oder beklagen Sie vielmehr meine Mutter!«

Und diese Worte sprechend, ließ die junge Frau weinend ihren Kopf auf die Schulter ihres Geliebten fallen.

Petrus flüsterte ihr abermals sanfte, tröstende Worte ins Ohr; abermals sammelte er mit seinen Lippen die Thränen der jungen Frau; sodann, als dieser Sturm vorübergegangen war, nahm Regina das Gespräch in demselben ernsten, feierlichen Tone wieder auf, in welchem sie gesprochen, ehe sie die Barmherzigkeit von Petrus für ihre Mutter angefleht hatte.

»Mein Freund.« sagte sie, »Sie wissen nun das Geheimniß meines Lebens. Sie halten in Ihren Händen meine Ehre und die meiner Familie. Es ist spät, Sie werden sich entfernen.«

Petrus machte eine Bewegung, die sich durch eine stumme Bitte übersetzen ließ.

Regina lächelte und streckte die Hand aus zum Zeichen, daß sie dem jungen Manne noch etwas zu sagen habe.

»Hören Sie mich an,« sprach sie; »denn ehe ich von Ihnen Abschied nehme, habe ich Ihnen

noch etwas zu sagen.«

»Reden Sie, Regina, reden Sie!«

Die junge Frau schaute ihren Geliebten mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an.

»Ich liebe Sie glühend, Petrus,« sagte sie. »Ich weiß nicht, wie die anderen Frauen lieben können, ich weiß nicht einmal die Worte, deren man sich bedient, um die Liebe auszudrücken; doch ich weiß Eines, mein Freund; daß es mir an dem Tage, wo ich Ihnen zum ersten Male begegnet bin, als ich Sie sah, geschienen hat, ich trete aus der Finsterniß hervor, und ich habe bis dahin nicht gelebt. Von diesem Tage, Petrus, fing ich also an zu leben, und indem ich zu leben anfang, schwor ich, für Sie zu leben und, wenn es sein müsse, zu sterben. Vor Gott, der mich hört, schwöre ich, daß Sie der Mann sind, den ich am meisten aus der Welt achte, liebe, schätze. Kennen Sie eine feierlichere Formel, Ihnen meine Liebe auszudrücken? . . . Dictiren Sie mir dieselbe, mein Freund, und nach Ihnen werde ich sie Wort für Wort mit den Lippen und dem Herzen wiederholen.«

»Oh! Dank, meine schöne Regina,« rief der junge Mann. »Nein! nein! der Schwur ist unnöthig: Deine Liebe ist mit goldenen Buchstaben auf Deine Stirne geschrieben.«

»Ich wollte Ihnen nur begreiflich machen. Petrus, — und dies vor Allem. — wie sehr ich Sie liebe, damit sich kein Zweifel in Ihrem Herzen rege, wenn Sie nun die Worte hören, die ich Ihnen sagen werde.«

»Sie erschrecken mich, Regina,« sprach der junge Mann, der eine von den Händen der jungen Frau losließ und in der That erbleichend sich von ihr entfernte.

Aber Regina reichte ihm aufs Neue diese Hand, die er verlassen hatte, und erwiderte mit ernstem, obgleich sanftem und liebevollem Tone:

»Nicht allein wegen Ihrer poetischen Schönheit, nicht allein wegen Ihrer hohen Intelligenz, nicht allein wegen Ihres großen Talents, das mir so sehr sympathisch ist. nicht allein wegen aller dieser Eigenschaften liebe ich Sie. Nein! Petrus, ich liebe Sie auch und hauptsächlich wegen Ihres ritterlichen Charakters, wegen des Adels Ihrer Seele, wegen der Uredlichkeit Ihres Herzens; ich sage, nicht wegen Ihrer Tugend. — das Wort ist zu alltäglich, — sondern wegen Ihrer Biederkeit. Ihre Biederkeit, wie die meinige, Petrus, beruht auf festen Grundsätzen, und wie der weiße Hermelin, den Bretagne zu seinem Wappen genommen hat, würden Sie lieber sterben, als befleckt sein. Darum liebe ich Sie, Petrus, darum sage ich Ihnen: Wir dürfen uns nicht mehr sehen.«

»Regina!« murmelte der junge Mann, indem er sein Haupt neigte.

»Oh! nicht wahr, das ist auch Ihr Gedanke?«

»Ja. gewiß, Regina,« antwortete traurig der junge Mann, gerade durch diese Traurigkeit dem harten Entschlusse der jungen Frau beipflichtend. »Das war mein Gedanke, doch nicht so

unumschränkt, als Sie ihn machen.«

»Oh! verstehen wir uns wohl, Petrus. Wir dürfen uns nicht mehr sehen, wie wir uns in diesem Augenblicke sehen. Mein in der Nacht, bei mir oder bei Ihnen, weiß ich nicht, ob Sie Ihrer sicher wären, Petrus; ich weiß nicht, ob Sie entschlossen die gegebenen Versprechen halten würden; ich aber, die Schwächere von Beiden, ich, das Weib, ich sage Ihnen: Ich liebe Sie so sehr, mein Freund, daß ich Ihnen nichts zu verweigern vermöchte. Es ist also wichtig, daß wir meine eigene Schwäche bekämpfen. Der Betrug, der dem großen Haufen der Herzen ansteht, der vielleicht durch die Seltsamkeit der Umstände, in denen wir uns befinden, gestattete Betrug ist *uns* untersagt. Ich habe von diesem Menschen das Recht, Sie zu lieben, in Anspruch genommen, aber nicht das, Ihre Geliebte zu sein, und die erste Bedingung unserer Liebe, das, was sie tief und ewig machen wird, ist, daß wir nie vor einander darüber zu erröthen haben. Wir müssen also, ich wiederhole es Ihnen, mein geliebter Petrus, aufhören, uns zu sehen, wie wir uns in diesem Augenblicke sehen. Glauben Sie mir, mein ganzes Wesen schauert und seufzt, indem ich diese Worte ausspreche; doch unser zukünftiges Glück liegt in dem harten Zwange, den uns das Unglück des Augenblicks auferlegt. Wir werden uns in der Gesellschaft begegnen, Petrus; wir werden uns auf der Promenade, in den Concerten, in den Theatern sehen; Sie werden erfahren, wohin ich immer gehen mag; Briefe von mir werden Ihnen meine geringsten vollbrachten Handlungen, meine unbedeutendsten Projecte für die Zukunft erzählen; sodann, nach Hause zurückgekehrt, werden wir Gott bitten, er möge an unserer Befreiung arbeiten.«

Wie es während der Erzählung von Francesca von Remini Paolo ist, der weint, so war es der junge Mann, welcher diesmal weinte, während Regina sprach. Diese schien den Schatz ihrer Thränen erschöpft zu haben.

Es war zwei Uhr des Morgens; die Pendeluhr that zwei Schläge: das hieß zweimal den jungen Leuten wiederholen, es sei Zeit, sich zu trennen.

Regina stand aus, winkte aber zugleich Petrus, an dem Platze zu bleiben, wo er war.

Sie ging an ein ganz mit Perlmutter, Schildpatt und Silber eingelegtes kleines italienisches Stippo, nahm eine goldene Scheere daraus, ließ den jungen Mann auf das Tabouret knieen, wo er saß, und sprach zu ihm:

»Neigen Sie das Haupt, mein schöner Van Dyk.«

Petrus gehorchte.

Regina legte sachte die Lippen aus die Stirne des jungen Mannes; dann wählte sie aus dem Walde von blonden Haaren eine Locke, schnitt sie bei der Wurzel ab, rollte sie um ihren Finger und sagte zu dem jungen Manne:

»Stehen Sie nun auf.«

Petrus stand auf.

»Nun ist die Reihe an Ihnen!« fügte sie bei, indem sie ihm die Scheere reichte und selbst niederkniete.

Petrus nahm die Scheere und, sprach mit einer zitternden Stimme:

»Neigen Sie das Haupt, Regina.«

Die junge Frau gehorchte.

In Allem das Beispiel befolgend, das man ihm gegeben hatte, legte Petrus seine bebenden Lippen aus die Stirne der jungen Frau, und mit seinen Händen, statt mit der Scheere, in die Haare von Regina eindringend, sagte er:

»Oh! welchen Engel der Liebe und der Reinheit, machen Sie, Regina!«

»Nun?« fragte diese.

»Oh! ich wage es nicht . . .«

»Schneiden Sie, Petrus.«

»Nein! nein! mir scheint, ich begehe eine Ruchlosigkeit; jedes von diesen schönen Haaren hat sein Leben von Ihnen, und von Ihnen getrennt wird es mir seinen Tod vorwerfen.«

»Schneiden Sie,« wiederholte Regina, »ich will es!«

Petrus wählte eine Locke, nahm sie zwischen die zwei Blätter der Scheere, schloß die Augen und schnitt die Locke ab.

Doch beim Knirschen der Haare unter dem Eisen stieg Petrus das Blut ins Gesicht, und der junge Mann glaubte, er werde ohnmächtig werden.

Die Locke war abgeschnitten.

Regina stand wieder auf.

»Geben Sie!« sagte sie.

Der junge Mann reichte ihr die Haare, nachdem er sie zuvor glühend geküßt hatte.

Regina hielt sie an die von Petrus, welche sie von ihrem Finger abrollte; dann stecht sie dieselben zusammen wie Seidenfäden, und machte eine Flechte daraus, welche sie an beiden Extremitäten verknüpfte. Hiernach reichte sie eines von den Enden dem jungen Manne, zog das andere an sich, nahm die Mitte der Flechte zwischen die Scheere und durchschnitt sie.

»So sei der Faden unseres Lebens für immer vermengt und zusammen abgeschnitten,« sprach sie.

Und zum letzten Male dem jungen Manne ihre weiße Stirne darbietend, klingelte sie der armen alten Nanon, welche im Vorzimmer wartete.

»Führe den Herrn durch die kleine Gartenthüre zurück,« sagte sie zu der Alten.

Petrus schaute sie zum letzten Male mit Augen an, in welche seine ganze Seele überging, und folgte Nanon.





## CXLIV.

Sabat Pater.

Der Thurm von Penhoël, ein Ueberrest von einem während der Kriege in der Vendee niedergerissenen Feudalschlosse des dreizehnten Jahrhunderts, das selbst in dem, was davon übrig war, auf ein romanisches Gebäude gleichsam geimpft zu sein schien, der Thurm von Penhoël lag ein paar Stunden von Quimper am Gestade von demjenigen Theile des Oceans, welchen man das *wilde Meer* nennt. Aus den Gipfel eines abschüssigen Felsens gestellt, vergraben in den Wacholderstauden und im Farnkraute, beherrschte er die atlantische Woge wie ein Adlernest, und schien hier zu stehen als eine vorgeschobene Schildwache beauftragt, die Segel, welche am Horizont erschienen, zu signalisiren.

Auf der dem Ocean entgegengesetzten Seite, das heißt aus der östlichen Seite und folglich an der Straße nach Quimper, gebrach es der Gegend, die man vor Augen hatte, obschon sie ziemlich monoton und einförmig, nicht an Größe in ihrer Monotonie und Einförmigkeit.

In der That, man denke sich aus einer mit Hügeln besäeten und völlig unbewohnten Ebene eine lange Allee von Meersichten nach einem unsichtbaren Dorfe mündend, unsichtbar so wie es lag in einer Art von Schlucht, und seine Gegenwart nur durch Rauchwirbel verrathend, welche wie bläuliche, zerzauste Gespenster zum Himmel ausstiegen.

Dieses Dorf war das Dorf Penhoël, einst unter der Oberlehensherrlichkeit des isolirten Thurmes, welchen wir zu beschreiben versucht haben.

Das Ganze der Landschaft glich einer Kathedrale. von der der Himmel das Gewölbe, die Fichten der großen Allee die Säulen und der Thurm der Altan gewesen wären. Der bläuliche Rauch, der zum Himmel ausstieg, war der Weihrauch, den man unter ihrem Porticus verbrannte.

Was noch besonders etwas Pittoreskes diesem Gemälde beifügte, das war, — aus dem Gipfel des Thurmes, aus die Brustlehne gestützt, unbeweglich dastehend. — eine Person, die man für eine Bildsäule von Granit gehalten haben würde, hätte nicht der scharf wehende Herbstwind ihre langen weißen Haare ausgehoben und flattern gemacht.

Diese Person war ein schöner Greis, ganz schwarz gekleidet, dem Meere den Rücken zuwendend und in die ungeheure Allee einen von Zeit zu Zeit durch Thränen, die er mit einem Taschentuche stillte, verdunkelten Blick tauchend. Diese Bewegung war übrigens die einzige, die er machte. Was die Thränen betrifft, sie wurden verursacht durch eine Traurigkeit, welche sie still dem Herzen entquellen machte, oder nur durch diesen Wind, der so scharf wie jener, welcher das Gesicht der Schildwachen von Hamlet aus der Plattform des Schlosses Helsingör peitschte.

Ein einziges Wort wird die Quelle der Thränen bezeichnen, welche die Augen des Greises verdunkelten: dieser Greis war der Vater von Colombau, der Graf von Penhoël.

Man war ungefähr in der Mitte des Monats Februar.

Drei Tage vorher hatte er den Brief von Colombau erhalten, einen Brief, der ihm den Tod seines einzigen Kindes anzeigte.

Der Vater erwartete die Leiche des Sohnes.

Darum waren seine Augen so beharrlich auf die Fichtenallee geheftet, welche nach dem Dorfe Penhoël führte: durch diese Fichtenallee mußte der Leichnam von Colombau kommen.

Neben dem Grafen brannten die Ueberreste eines zu drei Vierteln erloschenen Feuers.

Derjenige, welcher diese große, traurige, unbewegliche, stumme Gestalt mit den im Winde flatternden Haaren und den Thränen in den Augen gesehen Kälte, würde unwillkürlich an jenen alten Griechen von Argos gedacht haben, der, aus der Höhe der Terrasse des Palastes von Agamemnon stehend, seit zehn Jahren wartete, daß ein aus dem Berge angezündetes Feuer ihm anzeige, Troja sei genommen.

Doch diesmal war dieser der Herr und nicht der Diener, denn bald erschien der Diener.

Das war auch ein Greis mit grauem Barte, mit langen Haaren, mit breitem Hute, bekleidet mit der traditionellen Tracht der Bretagne; nur war die Kleidung schwarz wie die des Herrn.

Er brachte eine Last Fichtenholz, womit er ohne Zweifel das Feuer wiederzubeleben gedachte; er näherte sich dem alten Edelmann, schaute ihn einen Augenblick an, setzte ein Knie auf die Erde, legte seine Last Holz auf die Plattform nieder, hob den Kopf wieder empor, um seinen Herrn abermals anzuschauen, und warf einige Zweige auf das knisternde Feuer; sodann, als er sah, daß der Graf von Penhoël. Allem, was um ihn her vorging, fremd, unbeweglich blieb wie die Bildsäule des Schmerzes sagte er:

»Ich beschwöre Sie, mein guter Herr, gehen Sie hinab, und wäre es nur aus eine Stunde, und ich werde an Ihrer Stelle wachen. Ich habe ein großes Feuer in Ihrem Zimmer gemacht und Ihr Frühstück zubereitet. Wollen Sie nicht schlafen und so der Kälte ausgesetzt bleiben, so sammeln Sie wenigstens Kräfte gegen das Wachen und das Meer.«

Der Graf antwortete nicht.

»Gnädigster Herr.« fuhr beharrlich der alte Diener fort, indem er sich seinem Gebieter näherte, »es sind nun bald achtundvierzig Stunden, daß Sie weder ausgeruht, noch etwas zu sich genommen haben, abgesehen davon, daß Sie sich so wenig um die Kälte bekümmern, als wenn wir im Monat Juni wären.«

Diesmal schien der Graf zu bemerken, daß sein alter Diener da war; denn er sprach zu ihm, jedoch ohne ihm auf das, was er sagte, zu antworten:

»Hörst Du nicht in der Ferne das Geräusch eines Wagens auf der Straße von Paris?« fragte er.

»Nein, mein guter, theurer gnädigster Herr,« erwiderte der Diener; »ich höre nichts als das Meer rollen und den Westwind, der in den Fichten heult. Es ist schlimm mit bloßem Kopfe im Morgenwinde bleiben. Ich bitte Sie also flehentlich, mein lieber Herr, gehen Sie hinab!«

Der Graf ließ seinen Kopf aus die Brust fallen, als beugte sich dieser Kopf unter der Last einer Erinnerung.

»Erinnerst Du Dich seiner, Hervey?« sagte er immer seinen düsteren Gedanken verfolgend. »Als er aus die Welt kam, als seine Mutter mir ihn als einen sichtbaren vom Himmel aus unser Haus herabgestiegenen Segen gab, warst Du schon fünf Jahre bei uns.«

»In, gnädigster Herr, ich erinnere mich!« antwortete der alte Hervey mit erstickter Stimme.

»Eines Tags, — das Kind war drei Jahre alt, führte man es aus dem Gipfel des Thurmes spazieren, von wo aus wir das *wilde Meer* anschauten; das Meer hatte gerade einen seiner Tage des Zornes. Diejenige, welche es spazieren führte, war seine ehemalige Amme, die seine Wärterin geworden. Sie hatte das Kind dahin geführt, nicht um es zu zerstreuen, sondern in der Hoffnung, sie werde von fern die Barke ihres Mannes sehen, der Fischer war. Die Gräfin, die ihren Sohn überall suchte, stieg bis hier herauf, und als sie den Sturmwind sah, der in den blonden Haaren des Kindes wehte, sprach sie:

»Aber, Amme. Du gibst nicht Acht aus den Kleinen! Der Kleine wird frieren: bedenke, daß er erst drei Jahre alt ist!««

»Doch die Amme, eine robuste Bäuerin, gewohnt bei jeder Witterung die Netze ihres Mannes an der Meeresküste zu flicken, antwortete:

»»Und *mein Kleiner*, der erst vier Jahre alt und mit seinem Vater schon in See ist, weil ich den Ihrigen pflege, Frau Gräfin, und keinen Diensthofen habe, um ihn zu hüten, glauben Sie, er stiere nicht auch?««

»Und die arme Frau suchte die Barke ihres Mannes durch Wellen und Nebel zu erschauen.

»Du drehtest Dich gegen sie um und sagtest zu ihr:

»»Jeanne, schämt Ihr Euch nicht, daß Ihr Euer Kind mit dem der Frau Gräfin vergleicht, Ihr, die Ihr nur eine unglückliche Bäuerin seid, während die Frau Gräfin eine vornehme Dame ist?««

»Doch sie antwortete:

»»Es ist möglich, Hervey, daß die Frau Gräfin eine vornehme Dame ist, und daß ich nur eine Bäuerin bin; ich weiß aber, daß Jemmy mein Sohn ist, wie Colombau der Sohn der Frau Gräfin. Es gibt vielleicht vor Gott einen Unterschied zwischen dem Range der zwei Kinder, doch es gibt keinen zwischen den Herzen von zwei Müttern!««

»Und Du siehst, Hervey,« fuhr der Greis fort, »der Sohn der Amme ist todt und mein Sohn ist auch todt! Du siehst, daß kein Unterschied zwischen ihnen stattfand, da sie Beide sterblich waren

. . . Die Gräfin hatte Unrecht, die Amme hatte Recht, und der Tod hat sie gleich gemacht!«

»Mein armer Herr!« murmelte Hervey, als er diese melancholischen Worte des alten Edelmanns hörte, dem der Schmerz eine Lection in der Gleichheit gab.

»Einige Jahre nachher,« fuhr der arme Vater fort, in seinem Geiste Alles das wieder anknüpfend, was die Oertlichkeit an einst süßen, heute bitteren Erinnerungen in ihm zurückrief, »einige Jahre nachher, erinnerst Du Dich? — er war damals zehn Jahre alt, — Du warst noch da, denn Du hast uns nie verlassen, mein guter Hervey; er wollte eine Flinte, der arme Knabe, und Du gabst ihm die Deinige, Deine alte Flinte aus den Bürgerkriegen, deren Lauf seinen Kopf um einen halben Fuß überragte . . .«

Hervey stieß einen Seufzer aus und schlug die Augen zum Himmel auf.

»Du erinnerst Dich seiner, Hervey, wie er die Flinte zwischen seinen Händchen hielt und Dich bat, ihn das Exerciren zu lehren. Aber Du, Du wolltest nicht. Er mochte immerhin weinen, sich ärgern, erzürnen, Du ließest ihn Thränen weinen und in Zorn gerathen und sagtest zu ihm:

»»Gnädiger Herr, ein Edelmann wie Sie muß nur den Degen handhaben lernen!««

»Statt den Degen zu handhaben, hat er die Feder gehandhabt; statt ihn in die Polytechnische Schule zu schicken, habe ich ihn in die Rechtsschule geschickt. Da ich keinen Officier aus ihm machen konnte, weil es keinen Krieg gab, so wollte ich einen Bürger aus ihm machen. Der Krieg hätte ihn vielleicht verschont, wie er uns verschont hat; der Friede hat ihn genommen und mir getödtet!«

»Verweilen Sie nicht immer bei diesen traurigen Erinnerungen, mein würdiger Herr,« sagte Hervey.

»Traurige Erinnerungen! Erinnerungen, die meinen Colombbau in mir zurückrufen, Du nennst das traurige Erinnerungen? Im Gegentheile, sprechen wir von ihm. Spräche ich nicht von ihm, wovon sollte ich sprechen? Spräche ich nicht von ihm, so würde das Stillschweigen mich zernagen, wie der Rost heute die alte Flinte zernagt, mit der er damals spielte.«

»Sprechen Sie also von ihm, mein lieber Herr, sprechen Sie von ihm!«

»Nun wohl, Du erinnerst Dich des Tages, wo er sein zwölftes Jahr erreicht hatte? Wir führten ihn.

Beide mit gesammeltem Gemüthe, voll Glauben und Hoffnung, durch diese Fichtenallee, welche damals mit Rosen bestreut war, wie sie es heute mit Schnee ist. Dieser Tag war der seiner ersten Communion, und die anderen Kinder erwarteten ihn vor der Kapelle des Dorses; denn er war es, der die Taufgelübde sprechen sollte. Wie stattlich sah er aus bei seinem kleinen Wuchse! ich sehe ihn noch . . . Sieh, dort, rechts, beim vierundzwanzigsten Baume, — wir haben sie gezählt, — war ein Kieselstein, der ihn straucheln machte. Die Kerze, die er hielt, entschlüpfte seiner Hand und erlosch. Da fing er an zu weinen, der arme Knabe! Wer mir damals gesagt hätte,

daß er so im Leben straucheln und die Kerze seines Daseins vor seinem vierundzwanzigsten Jahre erlöschen sehen sollte!«

»Oh! Herr, Herr,« rief Hervey in Thränen zerfließend, »Sie zerreißen sich die Eingeweide mit Ihren eigenen Händen!«

»Er erreichte sehr schnell sein fünfzehntes Jahr,« fuhr der Graf von Penhoël fort, der, wie er gesagt hatte, seine geringsten Erinnerungen mit einer schmerzlichen Wollust zurückrief. »Eines Tages erzählte ich ihm die Geschichte von Milon von Kroton; ich erinnere mich seines Lächelns, als er die Geschichte der Eiche hörte, welche, Anfangs gespalten, als sie sich wieder näherte, beide Hände des furchtbaren Athleten faßte. Er verließ mich, ging weg und erblickte einen Baum, der zweimal so dick war als er: das war eine Weide; er sprang in den hohlen Stamm, stemmte sich an wie ein zweiter Milon, und arbeitete so gewaltig mit Händen und Füßen, daß er den Baum entzwei spaltete, als wäre es ein Apfel gewesen. Ich war ihm gefolgt und schaute ihm zu, ohne daß er wußte, daß ich da war. Als ich den Baum krachen hörte, schien es mir, die Knochen meines Kindes brechen . . . Ja, er war stark wie derjenige von unseren Ahnen, welchen man Colombau den Starken nannte . . . Doch wozu dient die Stärke, mein guter Hervey, und was ist aus diesen eisernen Knien und diesen stählernen Armen geworden? Der Tod hat sie berührt und sie gebrochen, wie ein Kind die Muttergottesfäden zerreißt, welche im September aus unseren abgeernteten Feldern umherfliegen. Todt! todt! mein Kind ist todt!«

Doch diese Stärke, deren Nichtigkeit der alte Edelmann bestätigte, und von der er selbst der lebendige Typus bei dem erschrecklichen Kampfe war, den er gegen den Schmerz aushielt, fehlte dem armen Hervey, der, plötzlich vor seinem Herrn aus die Kniee fallend, ausrief:

»Mein Gott, auf welche Art bestrafst Du die Bösen, wenn die Guten solche Wunden empfangen!«

Der Graf von Penhoël schaute den alten Diener an, öffnete seine Arme gegen ihn und sprach feierlich:

»Umarme mich, Hervey; das ist die einzige Art, wie ich Dir für Deinen Schmerz danken kann.«

Hervey erhob das Haupt, und wie ein Kind, das mit angeschwollenem Herzen an die Brust seines Vaters stürzt, sank er in die Arme des alten Edelmanns und blieb so einen Augenblick eng mit ihm verschlungen.

Doch den Kopf schüttelnd fuhr der unglückliche Vater fort, während er Hervey in seinen Armen preßte:

»Wie undankbar sie sind, die Kinder, mein lieber Hervey! ein Vater bringt den besten, den schönsten Theil seines Lebens damit hin, daß er sie pflegt, über sie wacht, Menschen aus ihnen macht; er hat für dieses Fleisch von seinem Fleische, für diese Knochen von seinen Knochen die aufmerksame Sorgfalt, die er für eine zarte Pflanze hätte; er folgt, wie ein keuchender Gärtner, den Fortschritten der Knospen, der Entwicklung der Blätter, dem Erschließen der Blumen. Beim

Anblicke dieser frischen, balsamisch duftenden Blüthe der Kindheit freut er sich in der Hoffnung auf das, was die Früchte der Jugend sein werden; sodann, eines Morgens, kommt ein schwarz gesiegelter Brief, der dem Vater sagt: »Vater, ich habe nicht die Stärke gehabt, dieses Leben, das Du mir gegeben, zu ertragen, und ich tödte mich.« Lebe Du hiernach. wenn Du kannst!«

»Gott hatte ihn uns gegeben, Gott hat ihn uns genommen, preisen wir Gott!« sprach der alte Diener mit einer gewissen religiösen Begeisterung, wie man sie noch in unseren Tagen bei der Ureinwohnerschaft der alten Bretagne findet.

»Was sprichst Du von Gott?« rief der alte Edelmann mit stolzem Uebermuth. »Als der Pachthof Deines Vaters, als alle Früchte seines Speisekellers, als alles Getreide seines Speichers, als alles Vieh seiner Ställe, als Alles, was Dein Vater, ein Greis von neunzig Jahren, seit fünfzig Jahren angehäuft hatte, vor achtzehn Monaten durch einen Strohalm verzehrt wurde, glaubst Du, Dein Vater habe Gott gepriesen, Hervey? Als die *Marianne*, in dem Augenblicke, wo sie in den Hafen einlaufen sollte, vor sechs Monaten dort an den Felsen strandete, vor dem Werfte, wo sie erbaut worden war, nach einer langen und gefahrvollen Fahrt nach Indien, als hierbei nebst seiner Ladung seine achtzehn Matrosen und seine hundert und zwanzig Passagiere von den Wellen verschlungen wurden, glaubst Du, sie haben Gott gepriesen, diejenigen, welche in den Abgrund niedersanken? Als vor sechs Monaten die Loire Städte, Dörfer und Hütten fortreißend austrat, glaubst Du, sie haben Gott gepriesen, diejenigen, welche aus ihren Dächern sitzend, Gott um Gnade und Barmherzigkeit anrufend, ihre Häuser wanken, sich spalten und unter ihnen einstürzen fühlten? Nein, Hervey, nein, sie haben es gemacht wie ich, sie haben . . .«

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr!« rief Hervey. »Sie sind im Begriffe, Gott zu lästern!«

Doch ehe der alte Diener diese Worte gesprochen hatte, war der Graf von Penhoël aus die Kniee gefallen, und er rief:

»Herr, Herr, vergib mir! . . . Dort kommt der Leichnam meines Kindes. . . «

Und man sah in der That, am Ende der großen Fichtenallee, von der Seite, wo wir gesagt haben, es steigen die Rauchwolken des Dorfes Penhoël zum Himmel empor, zwischen dem Schnee der Straße und dem grauen Grunde des Himmels, einen Leichenzug herbeikommen, an dessen Spitze ein Mönch, bekleidet mit dem weiß und schwarzen wollenen Rocke, hoch in seinen Händen ein großes silbernes Kreuz haltend, ging.

Hinter ihm kamen ein Sarg aus den Schultern von vier Trägern ruhend, und hinter den Trägern ungefähr fünfzig Männer und Frauen, die Männer ihren Hut in der Hand haltend, die Frauen in ihre braunen Capucen ver mummt.

Der Edelmann verrichtete ein kurzes Gebet, dann stand er aus und sagte zu seinem alten Diener:l

»Was Gott gethan, ist wohl gethan. Hervey, laß uns den letzten Abkömmling der Penhoël empfangen, der ins Schloß seiner Väter zurückkehrt!«

Und mit festem Schritte stieg er die Treppe hinab, und ging, immer mit bloßem Kopfe, bis auf die Schwelle der großen Thüre des Thurmes, welche nach der Fichtenallee führte.



## CXLV.

Das De Profundis an der Meeresküste.

Als der Graf von Penhoël, gefolgt von seinem alten Diener, aus die Schwelle der Thüre des Thurmes kam, hatte der Leichenzug schon zwei Drittel der

Allee durchschritten, und man fing an die höchsten Noten des vom Priester gesungenen und von denjenigen, welche ihm folgten, wiederholten Trauerpsalms zu hören.

Sobald er diese Noten vernahm, kniete Hervey nieder; der Graf aber blieb stehen: er wiederholte leise den Todtengesang, der zwischen den Lippen von Hervey zu verschleiden schien.

Als der Priester nur noch fünfundzwanzig Schritte vom Schlosse entfernt war, winkte er den Trägern, und diese hielten an.

Hinter den Trägern hielten die Bauern an.

Der Zug blieb unbeweglich, die Gesänge verstummten.

Der Priester trennte sich vom Zuge und ging aus den Grafen zu. Dieser versuchte es, ein paar Schritte ihm entgegen zu machen, doch es war ihm unmöglich, seine Füße vom Boden loszureißen.

Hervey sah, was bei seinem Herrn vorging, an der Blässe, die seine Stirne bedeckte. Er machte eine Bewegung, um ihm diesen Platz, an dem er wie versteinert festhing, verlassen zu helfen und ihn im Nothfalle zu unterstützen; doch sein Herr hieß ihn mit der Hand winkend an seiner Stelle bleiben.

Er hatte schon ein Knie erhoben, und er setzte es wieder auf die Erde.

Der Mönch hatte während dieser Zeit die Entfernung zurückgelegt, die ihn von der Thüre trennte. Aus der Schwelle dieser Thüre hatte er einen Mann gesehen, und an der Blässe des Gesichtes von diesem Manne hatte er den Vater von Colombau erkannt.

»Mein Herr,« sprach er, »ich habe von Paris bis hierher den Leib des Vicomte von Penhoël begleitet, und ich bringe ihn in das Schloß seiner Väter zurück.«

»Gott segne den frommen Mann, der einen Sohn seinem Vater zurückbringt!« antwortete der alte Edelmann, indem er sich vor der doppelten Majestät der Religion und des Todes verbeugte.

Der Priester winkte.

Die vier Träger kamen langsam herbei; zwei Männer, Gestelle tragend, folgten ihnen: sie



setzten die Gestelle aus die Erde, die Träger legten den Sarg aus die Gestelle, und alle kehrten mit einander zu der Gruppe zurück, in der sie sich verloren.

Der Abbé Dominique, — denn er war es, und unsere Leser haben ihn ohne Zweifel wiedererkannt, — machte ein neues Zeichen: der Zug näherte sich, bildete einen Halbkreis um den Sarg und umhüllte ihn niederkniefend.

Es schien, alle Mitglieder dieser frommen Versammlung haben sich verständigt, um dem Vater die schmerzlichen Einzelheiten dieses Leichenbegängnisses zu entziehen.

Der Graf und der Priester blieben allein stehen.

Der Graf, dessen Augen sich Anfangs aus den Sarg geheftet hatten, wandte sie mit Mühe davon ab und schien eine nach der andern alle Personen des Zuges bis aus die geringsten zu besichtigen, ob er nicht unter ihnen diejenigen erkenne, welche er dabei zu finden erwartete.

Endlich sprach er, indem er sich an den Abbé Dominique wandte:

»Mein Herr, ich habe Ihnen schon für das gedankt, was Sie für mich und für meinen Sohn gethan, und ich danke Ihnen noch einmal. Warum ist aber der Pfarrer von Penhoël nicht bei Ihnen?«

»Ich habe ihn gebeten, den Leichenzug zu begleiten, und er hat sich geweigert,« erwiderte Dominique.

»Er hat sich geweigert?« rief der Graf erstaunt.

Der Mönch verbeugte sich.

»Und seit wann weigert sich der Pfarrer des Dorfes Penhoël, für die Ruhe des Grafen von Penhoël zu beten?«

»Der Vicomte von Penhoël,« erwiderte der Abbé

Dominique, ist eines gewaltsamen Todes gestorben, und er hat sich selbst das Leben genommen.«

»Ja, mein Vater,« sprach der alte Edelmann: »doch je mehr das arme Kind. verirrt ist, desto nothwendiger ist es, daß man die Barmherzigkeit Gottes aus dasselbe herabrufft. Ist der Arme nicht als ein guter Christ gestorben, so ist er wenigstens, dessen bin ich sicher, als redlicher Mensch gestorben.«

»Ich weiß es, Herr Graf.«

»Und woher wissen Sie es?«

»Ich war sein Freund, und es war sein letzter Wille, daß ich die Sendung vollbringe, die mich

hierher führt.«

Somit kommen Sie nur unter dem Titel eines Freundes?«

»Unter dem Titel eines Freundes und eines Priesters, Herr Graf.«

»Sie setzen sich aber dem Zorne Ihrer Oberen aus, mein Vater?«

»Ich fürchte nur den Zorn Gottes, Herr Graf.«

»Wenden Sie ihn also vom Haupte meines Sohnes ab, mein Herr, und rufen Sie die ganze Milde des Herrn an.«

Der Priester verbeugte sich und stimmte, indem er sich gegen den Sarg umwandte, das **De profundis clamavi ad te!** mit einer so, festen und zugleich mit einer so mächtig schallenden Stimme an, daß sein Gesang bis zum Fuße vom Throne des Ewigen aussteigen mußte.

»**De profundis clamavi ad te!**« wiederholte die Menge mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme.

»**De profundis clamavi ad te!**« murmelte der Graf von Penhoël.

Als sodann der Trauergesang beendigt war, stand Jedermann aus.

Der Abbé Dominique ging aus den alten Edelmann zu.

»Herr Graf,« sprach er, »wo sollen wir die sterblichen Ueberreste Ihres Sohnes niederlegen?«

»Hat meine Familie nicht ihre Gruft aus dem Friedhofe von Penhoël?« fragte der Graf.

»Der Friedhof von Penhoël ist geschlossen und der Friedhofswächter hat sich geweigert, ihn zu öffnen.«

»Und seit wann ist der Friedhof von Penhoël für die Grafen von Penhoël geschlossen?«

Der Abbé antwortete mit sanftem Tone:

»Seitdem sie Gott vor dem für ihren Tod bezeichneten Tage das Leben wiedergeben, das ihnen Gott geschenkt hatte,«

»Verhält es sich so, mein Vater, so wollen Sie Stimme, indem er sich stolz aufrichtete, während Hervey seinen Platz hinter dem Sarge einnahm.

Aus einen Wink des Abbé Dominique traten die vier Träger aus den Reihen hervor und nahmen ihre Last wieder auf, und der Leichenzug, dem der Abbé Dominique voranschritt, setzte sich, den Grafen von Penhoël an seiner Spitze, langsam in Bewegung.

Man ging um den Thurm und die Ruinen des Schlosses, man erstieg eine letzte Kante des Felsens, und man befand sich am westlichen Abhange der Küste, dem ungeheuren, tosenden,

stürmischen Ocean gegenüber.

Die Wellen waren schwarz und hoch; der Wind blies und machte die Haare des Greises flattern.

Kein Horizont konnte besser, als der, welcher sich vor den Blicken von denjenigen entrollte, die dem Sarge des jungen Mannes vorangingen oder ihm folgten, einen Begriff von der Macht und dem Zorne Gottes geben; nur möchte man wissen: nahmen diese gränzenlose Macht, dieser ungeheure Zorn, welche die Wellen des Oceans empören und am Himmel die Wolken, diese Wagen, welche die Stürme tragen, konnten zusammenstoßen machen, nahmen sie zum Gegenstande diese elenden Fragen, welche im Concil einige müßige Cardinäle debattiren?

Das konnte der Abbé Dominique, dieses große Herz und dieser große Geist, nicht zugeben, als sich vor ihm das Riesenschauspiel entrollte.

Ein bitteres Lächeln schwebte über seine Lippen; seine Augen richteten sich aus den Sarg, wo dieser träge, unempfindliche Leichnam schlummerte, und nur Eines schien ihm so unendlich als diese Macht, so ungeheuer, als dieser Zorn Gottes: das war der Schmerz dieses Vaters.

Der Graf blieb vor einem mit Farnkraut und Wachholderstauden umgebenen kleinen Sandhügel stehen.

»Ich wünsche, daß man hier den Leib meines Sohnes bestatte,« sprach er.

Die Träger hielten abermals an, die Gestelle wurden wie vor der Thüre des Thurmes niedergesetzt, und der Sarg quer daraus gelegt.

Der Edelmann schaute umher: er suchte den Todtengräber, doch der Todtengräber hatte vom Pfarrer den Befehl erhalten, dem Zuge nicht zu folgen.

»Hervey,« sagte der Graf, »hole zwei Spaten.«

Fünf oder sechs Bauern stürzten nach dem Schlosse.

»Laßt Hervey machen,« sagte er mit einer Geberde des Befehles.

Jeder blieb stehen; Hervey allein ging so schnell, als es ihm sein Alter erlaubte, hinab und verschwand durch eine alte, an einer noch vorhandenen Mauer offene Schlupfporte.

Einen Augenblick nachher erschien er wieder mit zwei Spaten.

Die Bauern wollten sich derselben bemächtigen.

»Ich danke, meine Kinder,« sprach der Graf. »Das geht uns an, Hervey und mich.«

Er nahm einen Spaten aus den Händen des alten Dieners.

»Aus, mein guter Hervey,« sagte er, »laß uns sein letztes Bett dem Letzten der Grafen von Penhoël bereiten.«

Und er fing an die Erde auszugraben.

Hervey folgte dem Beispiele, das ihm gegeben war.

Nicht Einer von den Anwesenden vermochte seine Thränen zurückzuhalten, als er diese zwei Greise sah, den Bart und die Haare im Winde flatternd, das Grab eines Kindes grabend, das der Eine gezeugt und der Andere in seinen Armen gewiegt hatte.

Die Augen verloren zwischen den zwei Unendlichkeiten, dem Himmel und dem Ocean, die Arme im Kreuze aus seiner Brust, unbeweglich, ohne Stimme, ohne Thränen, blieb Dominique aufrecht und wie in Entzückung stehen.

Der schöne Mönch in seiner seltsamen Tracht schien da zu sein, um das pittoreske und poetische Drama zu vervollständigen, in welchem ihm ein gütiger Gott providentiell seine Stelle zugetheilt hatte.

Das Grab grub sich rasch in diesem bröckeligen Boden, und bald hatte es eine Tiefe von fünf bis sechs Fuß.

Einer von den Trägern hatte Stricke: man schob sie unter dem Sarge durch und ließ diesen in das Grab hinab.

Man suchte das Weihwasser.

Dominique erblickte in der Aushöhlung eines nahen Felsens Wasser so glänzend wie ein Spiegel.

Er ging aus den Felsen zu, sprach über diesem Wasser die sacramentlichen Worte, brach einen Fichtenzweig, der einen natürlichen Sprengwedel bildete, tauchte diesen Zweig in den Behälter, näherte sich dem Grabe, besprengte den Sarg und sprach:

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes segne ich Dich, mein Bruder, und ich rufe aus Dich den Segen des Herrn herab.«

»Amen!« antworteten die Anwesenden.

»Gott, der Deine Absicht kannte, konnte allein Deinen Arm zurückhalten und Deinen Willen brechen: Gott hat es nicht gewollt. Vergebung und Segen über Dich, mein Bruder!«

»Amen!« sprachen im Chore die Anwesenden.

Der Mönch fuhr fort:

»Ich, ich habe Dich aus Erden gekannt, ich vermag also diesen Kindern desselben Landes wie

Du zu sagen, daß Du nichts verschuldet hast, um ihre Zuneigung zu verlieren. Du warst ein würdiger Sohn der Bretagne, Du hattest alle die Tugenden, welche ihre Kinder von dieser würdigen Mutter entlehnen: Du hattest den Adel, Du hattest die Stärke, Du hattest die Größe, Du hattest die Schönheit. Du hast Deine Rolle hienieden gespielt, und obgleich nicht einmal dreiundzwanzig Jahre, ist Dein Leben ein Opfer gewesen, wie Dein Tod ein Märtyrthum. Ich segne Dich also, mein Bruder, und bitte Gott, er möge Dich segnen, wie ich es thue.«

»Amen!« sprach die Menge.

Der Abbé schüttelte aufs Neue den Fichtenzweig und reichte ihn sodann dem Grafen von Penhoël.

Am Rande des Grabes stehend, empfing dieser den Zweig aus den Händen des Mönches, und ließ um sich her einen erhabenen Blick der Traurigkeit, des Stolzes und der Verachtung lausen; dann sprach er mit Anfangs dumpfer, allmählig aber zu den höchsten Noten emporsteigender Stimme:

»O meine Ahnen! Ihr, die Ihr in Euren Riesenkämpfen mit Eurem edlen Blute jedes Körnchen von diesem Sande besprengt habt, was sagt Ihr hierzu, o meine Ahnen? War es der Mühe werth, ein Geschlecht von Eroberern zu sein, Jerusalem mit Gottfried von Bouillon, Constantinopel mit Baudouin, Damiette mit dem heiligen Ludwig zu nehmen; war es der Mühe werth, Eure Leichname auf allen Straßen auszustreuen, welche nach der Schädelstätte führen, damit ein christliches Begräbniß von christlichen Priestern Eurem letzten Abkömmling verweigert werde? . . O meine Ahnen, mit dem Schatten Eurer Tugenden, wie eine große Eiche mit dem Schatten ihrer ungeheuren Aeste, habt Ihr die ganze Bretagne bedeckt, und nun verweigert man Eurem Sprößling einen Winkel von dieser Erde, die Ihr beschattetet! . . O meine Ahnen! ist es nicht eine große Traurigkeit und ein jämmerliches Ding, diesem edlen Kinde, das mein einziger und vielgeliebter Sohn war, den Eingang in die Gruft seiner Väter verweigern zu sehen, während Gott, vielleicht minder streng als die Menschen, ihm den Eintritt in den Himmel nicht verweigern wird? . . O meine Ahnen! Euch beschwöre ich! Entscheidet, ob dieser letzte Penhoël unwürdig ist, an der Seite der übrigen Familie zu ruhen. Versammelt Euch im Rathe, erhabene, reine Schatten; in der Welt, die Ihr bewohnt, rufet Euch bei Euren Namen, von Colombau dem Starken, der aus der Ebene von Poitiers, die Saracenen zurückschlagend, im Jahre 732 getödtet wurde, bis aus Colombau den Loyalen, der 1793 seinen Kopf aufs Schaffot trug und mit dem Ausrufe starb: »»Ehre sei Gott im Himmel! Friede den Menschen von gutem Willen aus der Erde!«« versammelt Euch und richtet ihn, Ihr, die einzigen Richter, die ich anerkenne. Richtet denjenigen, dessen Grab ich so eben gegraben habe, denjenigen, welchen ich in diese Erde niedergelegt habe, denjenigen endlich, dessen Sarg ich mit dem Wasser des Himmels besprenge, das vom Herrn in der Höhlung eines Felsens aufbewahrt worden ist! — Ich, der ich nicht sein Richter bin, ich, der ich sein Vater bin, verzeihe ihm und segne ihn!«

Und diese Worte vollendend, schüttelte er den Fichtenzweig über dem Grabe, und wollte ihn sodann Hervey reichen; doch das war mehr, als der arme Vater ertragen konnte: sein Gesicht bedeckte sich mit einer Todesblässe, seine Stimme verschied in seiner Kehle, ein herzerreißender Schrei drang aus seiner Brust hervor, und er sank auf den Sand wie eine durch

einen Wetterstrahl gebrochene Eiche.



## CXLVI.

### Das Leichenmahl.

Eine Viertelstunde nach der Scene, die wir so eben erzählt, ohne die Prätension zu haben, sie malen zu wollen, ließ Hervey alle Personen, welche dem Leichenbegängnisse gefolgt waren, in das eintreten, was einst der Saal der Wachen war, ein ungeheures kreisförmiges, durch farbige Scheiben erleuchtetes Gemach, in welchem im Schatten die Wappen, die Schilde, die Rüstungen, die Banner und die Schwerter der ehemaligen Herren von Penhoël glänzten.

Der Mönch fehlte allein: man begreift, daß er beim alten Grafen geblieben war, weniger vielleicht, um Sorge für ihn zu tragen, als um mit ihm von Colombau zu sprechen und ihm über den Tod seines Sohnes Einzelheiten zu geben, die er nicht kannte.

Jeder setzte sich an die Wand.

Das Gespräch fand Anfangs mit leiser Stimme, bald aber ein wenig lauter statt. Der Aelteste der Gesellschaft, ein Greis mit weißen Haaren, der neunzig Jahre alt sein mochte und die fünf letzten Grafen von Penhoël gekannt hatte, erzählte sodann das, was er seine Vorfahren hatte erzählen hören, und was seine Vorfahren von ihren Altvordern wußten, nämlich die Thaten der zehn letzten Grafen. Dann nahm eine alte Frau das Wort, und wie der Mann die Thaten der Grafen erzählt hatte, zählte sie die Tugenden der Gräfinnen aus.

In Erwartung des Herrn, über dessen Gesundheit sie die Gegenwart von Hervey beruhigte, that so Jeder sein Bestes, um gewaltig diese Vergangenheit von zehn Jahrhunderten zu loben, von deren Größe die Gegenwart geerbt hatte, und jede Erzählung machte, wie eine Elektrisirmaschine, einen Funken aus allen Herzen, eine Thräne aus allen Augen springen.

Der alte Hervey ging von Einem zum Andern, drückte herzlich den Anwesenden die Hand, und theilte, eine Erzählung an die andere anknüpfend, ebenfalls die Ereignisse mit, die er hatte erzählen hören, und deren Zeuge er gewesen war. Als er aber zu seinem jungen Herrn kam, als er, von seinem ersten Stammeln bis zu seinem letzten Seufzen, die reine, heilere Kindheit, die stürmische, bewegte Jugend des armen Colombau zu erzählen versuchte, da brach ein Schluchzen aus jeder Brust hervor.

Es war erst kurze Zeit, daß er nach Penhoël gekommen, daß Jeder ihn gesehen, ihn begrüßt, ihm die Hand gedrückt, mit ihm gesprochen hatte! Allerdings hatte er Jedermann traurig geschienen! Doch wie weit war man davon entfernt, zu vermuthen, diese Traurigkeit sei tödlich!

Es ist eine Race, welche geht, die dieser großen Grafen mit den breiten Schultern, mit Beinen gebogen durch die Gewohnheit, zu reiten, mit einem in die Schultern, durch die Helme, welche aus dem Haupte ihrer Ahnen lasteten<sup>^</sup> eingedrückten Kopfe; doch es ist eine Race, die auch geht, die dieser alten ergebenen Diener, welche beim Großvater geboren werden und beim Enkel sterben: mit solchen Menschen ließ der Vater, wenn er seiner Frau ins Grab folgte, seinen Sohn

nicht allein im Hause.

Die Ehrfurcht, die man für den hingeschiedenen Greis gehabt hatte, ging in eine fromme Liebe für das verwaiste Kind über. Oft habe ich die gegenwärtige Generation diese achtungsvolle Zärtlichkeit der alten Diener, diese unbegrenzte Ergebenheit dieser früheren Diener, die man, wie sie behauptet, nur noch aus dem Theater sieht, verspotten oder leugnen hören. Es ist Wahres hieran: die Gesellschaft, so wie sie uns die zehn Revolutionen gemacht haben, durch welche wir gegangen sind, ist nicht konservativ für solche Tugenden; vielleicht ist es aber eben so der Fehler der Herren, wie der der Diener, wenn sich die Dinge geändert haben. Diese Treue hatte viel von der des Hundes: die früheren Herren schlugen, streichelten jedoch. Heute schlägt man nicht mehr, man streichelt aber auch nicht mehr; man bezahlt, und man ist, gut oder schlecht, bedient.

Oh! die alten Hunde und die alten Diener, das sind noch die besten Freunde der stürmischen Tage! Welcher Freund ist so viel werth als ein Hund, wenn man traurig ist, ein Hund, der sich uns gegenüber setzt, der uns anschaut, der seufzt, der uns leckt?

Denken Sie sich unter einem großen Schmerze, an der Stelle dieses Hundes, der Sie so gut zu verstehen weiß, einen Freund, Ihren besten Freund: welche alltägliche Tröstungen, welche Rathschläge, die sich unmöglich befolgen lassen, welche endlose Raisonsnements, welche hartnäckige Discussionen werden Sie nicht auszustehen gezwungen sein? In die redlichste und zarteste Sympathie eines Freundes für Ihren Schmerz schleicht sich immer eine Nuance von Egoismus ein; an Ihrer Stelle würde er nicht gehandelt haben wie Sie: er hätte Geduld gefaßt, temporisirt, widerstanden, was weiß ich? in jedem Falle aber hätte er sich anders benommen, als Sie sich benommen haben; mit einem Worte, er klagt Sie an, und während er Sie zu bemitleiden und zu trösten sucht, tadelt er Sie.

Doch die alten Hunde, doch die alten Diener, treue Echos Ihrer innersten Leiden, sie wiederholen dieselben, ohne sie zu erörtern, lachen und weinen, freuen sich und leiden mit Ihnen und wie Sie, und Sie sind ihnen nie etwas aus ihr Lächeln und aus ihre Thränen schuldig.

Die Generation, die uns vorhergeht, leugnet sie; die Generation, die uns folgt, wird nicht einmal davon haben sprechen hören. Die Hunde unserer Tage spielen Domino, und die Diener unserer Epoche aus Hausse und Baisse.

Wir bestehen hierauf, wie wir, seiner Zeit und gehörigen Ortes, aus den Mühlen bestanden haben; das ist auch ein Gebrauch, der geht, und den wir gern zurückhalten möchten, wie Alles, was es Gutes, Poetisches oder Großes in der Vergangenheit gab.

Der arme Hervey hatte nicht nur die Treue und die Ergebenheit dieser Hunde, mit welchen sie zu vergleichen wir einigen Menschen die Ehre anthun, sondern er hatte auch ihre Fähigkeiten.

Er hörte und erkannte den Tritt seines Herrn, der dumpf aus den sonoren Stufen der Treppe ertönte.

Bleich, das Gesicht von den Thränen durchfurcht, die er wieder zu sich kommend vergossen hatte, aber fest und ruhig, als wäre er nicht, wie Jacob, vom Engel des Schmerzes besiegt



worden. erschien der Graf aus der Schwelle.

Der Abbé Dominique trat hinter ihm ein.

Der Graf grüßte diese Versammlung, wie er es bei einer Versammlung von Fürsten gethan hätte.

»Letzte Freunde meines Sohnes,« sprach er, »Ihr, die Ihr zu seinem Grabe den Namen der Penhoël geleitet habt, ich bedaure, Euch nicht würdiger in dem Schlosse meiner Väter empfangen zu können. Wir waren so betrübt, Hervey und ich, daß wir vielleicht nicht hinreichend für Eure Bedürfnisse gesorgt haben. Wollt gleichwohl in den Speisesaal eintreten und nach dem Gebrauche unserer alten Bretagne, von gutem Herzen und wie ich es Euch anbiete, das Leichenmahl annehmen.«

Hiernach ging er mit festem Schritte durch den Saal, ließ von Harvey beide Flügel der Thüre öffnen, die sich der gegenüber fand, durch welche er eingetreten war, und lud alle Anwesende, vom Pächter bis zum Ziegenhirten, ein, in den Speisesaal zu gehen.

Auf Gestellen lagen hier ungeheure eichene Bretter, welche einen Tisch bildeten und ein homerisches Mahl trugen. Es war an dem Tische weder ein oberes, noch ein unteres Ende. Man fühlte, daß die Gleichheit des Todes darüber hingegangen.

Der alte Graf setzte sich mitten an den Tisch und bedeutete dem Abbé Dominique durch einen Wink, er möge sich ihm gegenüber setzen.

Die Aeltesten stellten sich an seine Rechte und an seine Linke, und je nach dem Alter nahm jeder seinen Platz, blieb aber stehen.

Der Abbé Dominique sprach unter dem tiefsten Stillschweigen das »**Benedicite**, das im Chore von allen Anwesenden wiederholt wurde.

Dann sagte der Graf von Penhoël mit einer antiken Einfachheit:

»Meine Freunde, nehmet Platz bei diesem Mahle zu Ehren des Vicomte von Penhoël, mit demselben Gesichte, als ob er es wäre, der es Euch anböte.«

Hiernach reichte er sein Glas Hervey, der es füllte, hob es über den Kopf von Allen empor, und sprach:

»Ich trinke aus die Ruhe der Seele des Vicomte Colombau von Penhoël!«

Und Alle wiederholten:

»Wir trinken aus die Ruhe der Seele des Vicomte Colombau von Penhoël!«

Und das Mahl begann.

Für Jeden, der diesen alterthümlichen Gebrauch, welcher sich nicht nur in der Bretagne, sondern auch in einigen anderen Provinzen Frankreichs [auch in Deutschland. D. Uebers.] erhalten hat, nicht kennt, ist das Leichenmahl eine der rührendsten Scenen, an denen man Theil nehmen, oder die man erzählen hören kann. Die mächtige Resignation, mit der sich bei dieser Veranlassung wie mit einem Harnische die Familie des Todten waffnet, ist wahrhaft furchtbar. Man kann kaum begreifen, wie, — während die Einsamkeit, diese natürliche Zuflucht der großen Schmerzen, ein paar Schritte von da ist, — die Familie sich die grausame Marter, ihre Thränen zurückzudrängen und die Schläge ihres Herzens zu unterdrücken, aufzuerlegen vermag; und dennoch ist die Zahl dieser freiwilligen Märtyrthümer groß, und in Bretagne besonders würde es sehr mißliebig angesehen, wollte man den unglücklichen Familien diesen Gebrauch, einen Ueberrest aus barbarischen Zeiten, der selbst in den entferntesten Tagen unerklärbar, streitig machen.

Nachdem das Mahl beendigt war, sprach der Abbé Dominique das Dankgebet, und Jedermann stand auf.

Der Graf von Penhoël ging auf die Thüre zu, deren zwei Flügel Hervey, — welcher, wohlverstanden, mit aller Welt am Tische gespeist hatte, — rasch öffnete.

Dann trat er zuerst hinaus, blieb aber an der Thüre stehen und lehnte sich an die Wand an.

Und als der erste Bauer aus dem Saale herauskam und an ihm vorüberging, sagte er zu ihm, indem er zum Zeichen der Dankbarkeit den Kopf neigte:

»Ich danke Dir So und so, daß Du meinen Sohn zu seinem Grabe begleitet hast.«

Und so fort bis zum letzten Anwesenden.

Der Letzte war der Abbé Dominique.

Der Graf von Penhoël verbeugte sich vor ihm, wie er es bei den Anderen gethan hatte, und wie er den Anderen gedankt hatte, so dankte er auch ihm; als aber diese Pflicht erfüllt war, legte er seine Hand auf die Schulter des Mönches, heftete einen flehenden Blick auf ihn und sprach nur die zwei Worte:

»Mein Vater. . . «

Der Mönch verstand besser noch als die zwei Worte den Blick.

»Ich werde die Ehre haben, einige Zeit bei Ihnen zu bleiben, Herr Graf, wenn Sie es wünschen,« sagte er.

»Ich danke, mein Vater,« antwortete der alte Edelmann. Und nachdem er zum letzten Male den Anwesenden, welche von Hervey zurückgeleitet wurden, mit der Hand zum Abschiede zugewinkt hatte, zog er den Mönch nach einem Zimmer fort, das zugleich den Anblick eines Arbeitscabinets und eines Schlafzimmers hatte.

Hier bot er dem Abbé einen Stuhl an, nahm selbst einen andern und sprach:

»Das war sein Zimmer, wenn er hierher kam. . . Das wird das Ihrige sein, mein Vater, während der ganzen Zeit, die Sie im Thurme von Penhoël zu bleiben die Güte haben wollen.«



## CXLVII.

### Die Reliquie des Vaters.

Ein Anderer als wir würde es versuchen, eine Idee von dem zu geben, was zwischen diesem seinen einzigen Sohn beweïnenden Vater und diesem Mönche vorging, der ihm die letzten Augenblicke von seinem Sohne erzählte; doch uns behüte Gott, daß wir das unmögliche Werk versuchen, vom Schmerze eines Vaters, der seinen Sohn verloren, oder eines Sohnes, der seinen Vater verloren, Rechenschaft zu geben.

Nach einer Stunde düsterer Blicke auf die letzten Stunden von Colombau geworfen, führte der Graf von Penhoël, so sehr der Mönch in ihn drang, um in einem andern Theile des Schlosses einquartirt zu werden, Dominique in das Zimmer seines Sohnes ein und zog sich dann zurück, um ihn ausruhen zu lassen.

Befürchtend, sein Anblick werde die Traurigkeit des unglücklichen Vaters nur vermehren, statt sie zu besänftigen, kündigte der Mönch am andern Morgen dem Grafen von Penhoël an, er werde noch an demselben Tage wieder abreisen.

»Das steht Ihnen frei, mein Vater,« antwortete der Graf, und Sie haben schon so viel für mich gethan, daß ich es nicht wage, mehr zu verlangen. Ruft Sie indessen keine dringende Pflicht nach Paris zurück, so bitte ich Sie inständig, noch einige Tage bei mir zuzubringen; weit entfernt, mich noch trauriger zu machen, könnte mich der Anblick des Freundes meines Sohnes nur trösten, wenn ich getröstet werden könnte.«

»Herr Graf, ich werde so lange, als Sie es wünschen, bei Ihnen bleiben,« antwortete der Abbé.

Und sie brachten einen ganzen Monat mit einander zu.

Wie verlief jeder Tag? Wie der vorhergehende verlaufen war: indem man von Colombau sprach, indem man den Himmel anschaute, indem man die Ausdehnung des Oceans maß, indem man von jenen erhabenen Worten und jenen ernsten Gedanken austauschte, wie sie die Engel im Himmel austauschen. — Einer von diesen Tagen wird sie alle sagen.

Am Morgen kam der Graf zum Abbé; er reichte ihm stillschweigend die Hand, grüßte ihn mit dem Kopfe nickend, setzte sich aus einen großen Schämel von geschnitztem Eichenholze, und deutete mit seiner langen, bleichen Hand aus die Wogen, die sich aus der weiten Ebene des Oceans erhoben.

»Hier saß er,« murmelte der alte Vater, ewig einem und demselben Gedanken preisgegeben, »und von diesem Platze aus, wo ich bin, tauchte sein Auge in die Tiefe des Horizonts, wie es das meinige thut. Er begriff besser die Größe Gottes beim Anblicke des mächtigen Schauspiels der See; oft nahm er seine Weltkarte und legte sie hierher, aus den Rand des Fensters, und vom Ocean zur Erde, von der Erde zum Himmel übergehend, suchte sein Blick den dichten Schleier

zu durchdringen, den Gott ganz mit Sternen besät zwischen der Erde und sich ausbreitet. . . »Mein Vater« fuhr der Graf fort, ohne seinen Platz zu verlassen und mit dem Finger aus das Instrument deutend, »hier ist sein Planiglob, ich sehe noch seine auf diesen unbekanntem Welten umherirrende Hand. . . Hier sind seine Rechtsbücher, seine Bücher über Medicin, Physik, Chemie, Botanik. . . Hier sind seine Flinte, seine Büchse, seine Rappiere. . . Hier sind seine Zeichnungscartons, sein Klavier, sein Virgil, sein Homer, sein Dante, sein Shakespeare, seine Bibel; denn, heilig oder profan, er bewunderte Alles, was schön war, er verehrte Alles, was groß war! Sollte man nicht glauben, wenn man dieses Zimmer sieht, er werde sogleich eintreten, uns zulächeln, sich setzen und mit uns sprechen?«

Der Greis ließ seinen Kopf aus seine Hand fallen, dann fügte er, diesmal wie mit sich selbst sprechend, bei:

»Eine von den letzten Nächten, die er hier zugebracht hat, — es war eine Sturmnacht, — es herrschte eine erstickende Hitze; ich konnte in meinem Zimmer nicht athmen; ich war traurig, als ob sich ein Todtenvogel um mein Haupt gedreht hätte. Ich erblickte Licht an seinem Fenster, und erstaunt, ihn um drei Uhr Morgens noch wach zu sehen, ging ich zu ihm. Wissen Sie, was er that, mein Vater? Er lernte eine neue Sprache, mein Vater: er studirte das Hebräische. Es war in der That eine wunderbare Organisation, eine erhabene Intelligenz. Die andern Menschen haben besondere Tendenzen, ein specielles Genie für dieses oder jenes Studium, für diese oder jene Wissenschaft. Er hatte das Verlangen, Alles zu wissen, den Ehrgeiz, Alles zu lernen, die Fähigkeit, Alles zu ergründen. Glauben Sie mir, es ist nicht meine Liebe für ihn, die mich verblendet; es ist nicht mein Vaterstolz, der mich so sprechen macht. Fragen Sie alle diejenigen, welche ihn gekannt haben, seine Lehrer, seine Kameraden, Sie selbst, denn ich vergesse, daß er Ihr Freund war. . . Und wenn man bedenkt, daß ein paar Pfund Kohlen, träge Materie, diesen nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen zerstört haben! Mit ein wenig Rauch! ist das möglich, und gleicht das nicht wahrhaftig einem Hohne ? . . . «

Dominique stand auf, ging aus den Grafen zu und reichte ihm stillschweigend die Hand.

»Wovon sprachen Sie, wenn Sie beisammen waren?« fragte der arme Vater.

»Von Gott und von Ihnen.«

»Von mir?«

»Er liebte Sie so sehr!«

»Er hat eine Frau mehr geliebt, als er mich liebte, da seine Liebe für mich ihn nicht abgehalten hat, für diese Frau zu sterben.«

Sodann, indem er wieder daraus zurückkam, daß er mit seinen eigenen Gedanken sprach, sagte er:

»Ja, es ist so, und beim Gleichgewichte der Natur muß es so seyn. Der junge Mann muß die Frau mehr lieben, die seinen Kindern das Leben geben wird, als er die Eltern liebt, die ihm das

Leben gegeben haben. Hat nicht der Herr zum Weibe gesagt: »Du wirst Deinen Vater und Deine Mutter verlassen, um Deinem Manne zu folgen?« Er hat uns verlassen, um der Frau zu folgen, und die Frau hat ihn in das unbekannte Land geführt, das man den Tod nennt.«

»Sie werden ihn dort eines Tages wiederfinden, Herr Graf.«

»Glauben Sie das, mein Vater?« fragte der Graf seine durchdringenden Augen aus die von Dominique heftend.

»Ich hoffe es, mein Herr!« antwortete dieser.

»Sie haben ihn von seinem Verbrechen losgesprochen, nicht wahr?«

»Aus Herzensgrunde, mein Herr!«

»Ihre Absolution erschreckt mich für die anderen Väter. Welche entsetzliche Ermunterung zum Selbstmorde, wenn die Selbstmörder losgesprochen werden!«

»Oh! Herr Graf, der Tod Ihres Sohnes ist kein Selbstmord, es ist ein Märthrum. Denjenigen, welcher sich, um sein Vaterland zu retten, freiwillig in den Abgrund stürzt, absolvire ich. Es wird ein Tag kommen, Herr Graf, wo die Gesellschaften, gründlicher gesichert, mit kaltem Blute die Verbrechen der Gesellschaft richten können, wie man das Verbrechen des einzelnen Menschen richtet; es wird ein Tag kommen, wo der Code, der ein Werk der Menschen ist, mit den Sympathien harmonirt, welche aus Gott entspringen. Das Kind, das wir beweinen, Herr Graf, Sie als ein Vater, ich als ein Bruder, ist als Opfer von einer dieser himmlischen Sympathien gestorben, welcher die Sitten einer barbarischen Gesellschaft Fesseln anlegen. Ein Mensch hat sich seinen Freund genannt und ihn abscheulich betrogen! Würde das Gesetz die Lüge bestrafen, so wäre der Tod nicht mehr die Zuflucht der ehrlichen Leute!«

»Ich danke, mein Vater,« sprach der Graf; »ich danke Ihnen für Ihre guten Worte. Sie geben mir die Hoffnung, daß ich mich, wenn er von mir aus einige Zeit getrennt ist, in der Ewigkeit mit ihm wiedervereinigen werde.«

Sodann aufstehend:

»Wir wollen ihn besuchen.«

Beide gingen hinaus und wanderten nach dem Grabe.

Hier angelangt, bemerkte der Mönch, daß der Graf diesen Platz gewählt hatte, weil er ihn vom Fenster seines Zimmers aus sehen konnte. Dieses offene Fenster deutete an, ehe er Dominique ausgesucht, habe der Graf schon dieses Grab begrüßt.

Beide setzten sich aus den Felsen, wo Dominique das Wasser geschöpft hatte, um den Sarg zu besprengen.

Es herrschte einen Augenblick ein tiefes Stillschweigen.

»Also,« fragte der Graf, wie wenn er ein angefangenes Gespräch wiederaufnehmen würde, »Sie glauben fest an ein anderes Leben?«

Der Mönch brach einen Zweig von einer verkrüppelten Eiche ab, riß eine Knospe davon los, welche völlig todt zu sein schien, und zeigte dem Grafen im Herzen der Knospe den Keim der zukünftigen Knospe.

»Ja, ich begreife,« sagte der Graf, »selbst der Tod hat seinen Lebenskeim; hier zeigen Sie mir aber nur den jährlichen Tod, das heißt den Schlaf. Der Baum, der dreihundert Jahre lebt, hat seine letzte Stunde wie der Mensch; der Winter ist nicht der Tod der Natur, es ist ihr Schlaf.«

»Der Baum vegetirt aber, und lebt nicht,« erwiderte Dominique. »Er spricht nicht, er denkt nicht, er hat keine Seele.«

Der Graf antwortete nicht.

Im Zimmer von Colombau hatte sich seine Hand aus ein Buch gelegt, und aus Zerstreung oder absichtlich, hatte er es mitgenommen.

Es war ein Band des großen Philosophen, den man Shakespeare nennt.

Er war aus folgende Stelle von König Lear gerathen, und ohne Zweifel fand er darin mit den Traurigkeiten seines Herzens schmerzliche, obgleich unbestimmte, entfernte Ähnlichkeiten.

**Derjenige, dessen Seele einem großen Schmerze preisgegeben ist, ist beinahe unempfindlich für eine reichte Pein. Es verfolget Dich ein wildes Thier, und Du wirst fliehen; stößt aber Deine Flucht vor sich aus das Hindernis eines brüllenden Meeres, so wirst Du umkehren und dem wilden Thiere die Stirne bieten. Ist die Seele frei, so ist der Körper zartfühlend und für den Schmerz empfindlich.**

Und, als sollte das Beispiel neben die Lehre gesetzt werden, fing einer der kältesten Winde, welche je aus dem Marmorachen des Westen hervorgekommen sind, an zu wehen und schien, den Grafen und Dominique überfallend, die Worte im Munde des Grafen und die Thränen in den Augen des Mönches in Eis verwandeln zu wollen.

Der junge Mann fühlte einen Schauer seinen ganzen Leib durchziehen und forderte den Grafen aus, ins Schloß zurückzukehren.

Er aber schien mit Shakespeare den Beweis geben zu wollen, daß bei den großen Leiden der Seele der Körper für den Schmerz unempfindlich ist; er blieb unbeweglich sitzen und fuhr in seiner Lesung mit sonorer Stimme fort.

So auf der Küste des Meeres sitzend, das anschwell und brüllend sich zu seinen Füßen brach, glich der alte Graf wahrhaft dem Riesen der Schmerzen, den man den König Lear nennt. — Seine flatternden Haare, deren silberne Locken der Wind aushob, vervollständigten die Aehnlichkeit; nur beweinte der Eine den Undank seiner Töchter, der Andere den Tod seines Sohnes.

Es ist an den Vätern, zu sagen, ob es nicht besser ist, ein todes Kind zu beweinen, als ein undankbares Kind.

Der Graf war zu den schmerzlichen Klagen und zu dem düstern Anathem gekommen, das der englische Aeschylus dem Vater von Goneril, von Regan und von Cordelia auf die Lippen legt.

**Wehet. Winde, entfesselt euch! Stürme, entfaltet eure ganze Wuth! Katarakte, Orkane, Gewitter gießt eure Ströme auf die Erde, begrabet unter eurem Gewässer die Spitze unserer Thürme! schwefelige Blitze, schnell wie der Gedanke, versenket meine weißen Haare! Unversöhnlicher Donner, der du das Weltall aus seiner Achse erschütterst, zerschmettere die Welt! zerbrich die Formen der Natur! vertilge alle Keime, welche den undankbaren Menschen hervorbringen!**

**Erschöpfet eure Flanken, Stürme; erschöpfet die Ströme von Regen und von Flamme, Winden, Donner und Gewitter; ihr seid nicht meine Kinder, ich klage euch nicht des Undanks an, ihr seid mir keinen Gehorsam schuldig. Uebet also an mir, nach eurem Belieben, alle wüthende Launen eurer grausamen Spiele: ich bin euer unterthäniger Sklave, ein armer, schwacher Greis, niedergebeugt unter der Last der Gebrechen und der Verachtung, und dennoch habe ich das Recht, euch feige Diener zu nennen, euch, die ihr euch vom Himmel herab mit undankbaren Kindern verbindet, um mir den Krieg zu erklären, euch, die ihr zum Ziele für eure Streiche ein alles, mit weißen Haaren bedecktes Haupt wählt. . . Oh! das ist von euch eine schmäbliche Feigheit!**

Und das Gesicht und die Geberden des Grafen von Penhoël stimmten ganz mit denen vom armen König Lear überein. Wie dieser, raufte er sich die Haare aus, und der Wind, der aus den ungeheuren Ocean zurücksprang, machte sie, Schneeflocken ähnlich, in der Luft wirbeln.

Andere Male, wenn der Morgennebel oder der Sturm der Nacht den Fußpfad, der sich längs dem Meere hinzog, ganz unbenutzbar gemacht hatte, oder wenn die eisigen Märzregen wie scharfe Lanzenspitzen von einem bewölkten Himmel herabfielen, stieg der Graf, gefolgt von Dominique, entweder auf die Plattform, wo wir ihn den Leichnam seines Sohnes haben erwarten sehen, oder in das höchste Zimmer des Thurmes hinaus, das zur Zeit der Kriege von Provinz gegen Provinz oder von Herren gegen Herren zu einer Wachstube dienen mußte.

Hier, wie Priamus, der von den Thürmen Trojas herab den Leichnam seines Sohnes siebenmal um das Grab von Patroklos schleppen sieht, rief er sein Kind und recitirte die Wehklagen, welche der göttliche Homer dem alten König in den Mund legt.

**Priamus der Große trat ein, ohne bemerkt zu werden, näherte sich Achilles, nahm in seine Arme die Kniee des Helden und küßte diese mörderischen Hände, diese entsetzlichen Hände, die ihm so viel Sötme tödteten. So, wenn das Geschick einen Menschen, der in seinem Vaterlande einen andern Menschen getödtet, erfaßt und zu einem fremden Volke hinausgestoßen hat, wenn dieser Mensch in das Haus eines reichen Mannes eintritt, wo er eine Zuflucht sucht, werden alle diejenigen, welche ihn sehen, von Erstaunen ergriffen, so war Achilles erstaunt, als er Priamus sah, einen, Gotte ähnlich, und nicht minder erstaunt**



als Achilles, schauten die Anwesenden einander an.

Da richtete Priamus flehend folgende Rede an ihn:

»Den Göttern gleicher Achilles, erinnerst Du Dich Deines Vaters; er ist von demselben Alter wie ich und auf der tödtlichen Schwelle des Greisenthums. Vielleicht bedrängen ihn benachbarte Feinde und er hat Niemand, um weit von ihm den Krieg und den Tod zurückzuschlagen; doch dieser, da er von Dir sprechen hört und weiß, daß Du lebst, freut sich wenigstens in seinem Herzen, und hofft überdies alle Tage, er werde seinen theuren Sohn von Troja zurückkommen sehen. Ich aber bin ganz und gar unglücklich, da ich so viele tapfere Sohne im weiten Troja erzeugte, und keiner von diesen Söhnen mir gelassen worden ist . . . Ich zählte fünfzig, als die Achäer kamen; neunzehn waren aus demselben Schooße hervorgegangen, und meine Frauen hatten die anderen in meinen Palästen zur Welt gebracht . . . Der ungestüme Mars hat ihnen die Kniee gebrochen, und derjenige, welcher allein bei mir war, der die Stadt und uns vertheidigte. Du hast ihn kürzlich in dem Augenblicke getödtet, wo er für das Vaterland kämpfte . . . armer Hector!

»Und ich, ich komme nun um seinetwillen zum Schiffe der Achäer, um ihn loszukaufen, und ich bringe ungeheures Lösegeld, Achte die Götter. Achilles, und habe Mitleid mit mir; und Deines Vaters Dich erinnernd, bedenke, daß ich viel mehr zu beklagen bin als er, denn ich habe Dinge ertragen, wie sie noch kein anderer lebender Mensch aus Erden ertragen hat: das, die Hand gegen den Mund des Mannes auszustrecken, der meinen Sohn getödtet hat!«

An einem andern Tage war es der zehnte Gesang von Dante, der in den Geist des armen Vaters zurückkehrte. Was er aber in diesem zehnten Gesange sah, war nicht Farinata di Uberti, welcher mehr durch die Niederlage der Seinigen, als durch sein Feuerbett gequält würde! Nein, es war die angstvolle Gestalt von Cavalcanti, diesem väterlichen Schatten, der an der Seite von Dante seinen Sohn sucht.

Und in der Sprache, in der sie gedichtet worden, wiederholte er die schönen Verse des florentinischen Verbannten,

**Damals erhob sich von dem Theile, wo das Grab entdeckt worden war, der Kopf eines andern Schattens, der sich auf seinen Schooß gesetzt zu haben schien.**

Das Gespenst schaute umher, als suchte es Jemand, und als seine Hoffnung verschwunden war, sagte es zu mir in Thränen zerfließend:

»Die Macht des Genius wird Dir dieses schwarze Gefängniß geöffnet haben. Wo ist mein Sohn, und warum erblicke ich ihn nicht an Deiner Seite?«

Und ich erwiederte ihm:

»Ich komme nicht durch meine Gewalt allein. Der Weise, der mich führt, ist hier bei uns . . . Vielleicht verachtete Euer Führer zu sehr diesen erhabenen Meister.«

**Seine Worte und die Art seiner Strafe hatten mir den Namen dieses Schattens geoffenbart. Meine Antwort war also genau.**

**Doch plötzlich sich aufrichtend, rief das Gespenst:**

**»Wie hast Du gesagt? *Verachtete!*.. Hat er aufgehört, zu athmen. und erfreut das sanfte Sonnenlicht seine Augen nicht mehr?«**

**Und da ich zu antworten zögerte, fiel er rücklings in seinen Sarg und zeigte sich nicht mehr.**

Und den Kopf schüttelnd, pflegte er zu sagen, der arme Graf, der sich auf die Schmerzen verstand:

»Dieser litt am meisten, da er stillschweigend und ohne sich zu beklagen litt.«

Und wie ein Vater, der ein blindes Kind leitet und lenkt, leitete und lenkte der Abbé dennoch allmählig den Schmerz des Greises auf den Weg der Resignation.

Wir haben gesagt, diese moralische Wiedergenesung, in welche Dominique den Vater von Colombau eintreten machte, habe ungefähr einen Monat gedauert.

Man war zur Mitte des März gekommen, als eines Morgens vor der Stunde, wo der Graf beim Abbé Dominique zu erscheinen pflegte, der Abbé Dominique beim Grafen erschien.

Er hielt einen Brief in der Hand, und seine Stirne hatte einen zugleich freudigen und besorgten Ausdruck.

»Herr Graf,« sagte er, »so lange mich nichts Gebieterisches nach Paris zurückrief, bin ich hier bei Ihnen geblieben; heute aber muß ich Sie verlassen.«

»Schlechterdings?« fragte der Graf.

»Hier ist ein Brief von meinem Vater, der mir mitteilt, er komme in Paris an, und seit fast acht Jahren habe ich meinen Vater nicht gesehen.«

»Ihr Vater, Dominique, ist ein glücklicher Mann, daß er einen solchen Sohn hat. Reisen Sie, mein Freund, ich halte Sie nicht zurück.«

Doch das Datum seines Briefes und die wahrscheinliche Ankunft seines Vaters in Paris berechnend, gab der Abbé dem Grafen noch vier und zwanzig Stunden, und man kam überein, Dominique sollte erst am folgenden Tage abreisen.

Der Tag war, was die anderen Tage gewesen waren, mit einer Verdoppelung von Traurigkeit mehr.

Man brachte den letzten Abend im Zimmer von Colombau zu.

Es wurde die Revue von Allem dem gemacht, was in diesem Monat, den der Vater ins Unendliche hätte verlängern mögen, gesagt worden war.

Der Graf bat Dominique inständig, sobald ihn seine Pflichten nicht mehr in Paris zurückhalten, wiederzukommen. Der Abbé Dominique machte sich hierzu von ganzem Herzen verbindlich. Er versprach ihm überdies, mit ihm sogleich bei seiner Ankunft in Paris einen Briefwechsel zu eröffnen, welcher eben so kostbar für den Vater als für den Freund sein sollte.

Sie sprachen so mit einander bis tief in die Nacht hinein, ohne nach der Stunde zu schauen und ohne sich darum zu bekümmern.

Dominique erzählte aufs Neue und wohl zum zehnten Male dem Grafen von Penhoël, unter welchen Umständen er seinen Sohn hatte kennen lernen. Er gab ihm eine ins Einzelne gehende Mittheilung der geringsten Vorfälle seines Lebens in Paris; sodann, als er vom Grafen immer gedrängt, weiter zu gehen, zur Hauptsache vom Tode des jungen Mannes kam, hielt er zögernd inne.

»Fahren Sie fort,« sagte der Graf.

Doch mit dem Vater von dieser Frau sprechen, die den Tod seines Sohnes verursacht hatte, das war ein Gegenstand, den er bis dahin noch nicht in Angriff genommen; es wäre sogar, sollte dieser Vater es fordern, eine furchtbare Pflicht, die er zu erfüllen hätte, Es war also ganz natürlich, daß das Wort aus den Lippen von Dominique stillstand.

»Fahren Sie fort,« wiederholte der Graf mit Festigkeit.

»Sie wollen, daß ich von ihr rede?« fragte der Priester.

»Ja!.. Wer ist das Mädchen, das er liebte?«

»Eine Heilige, so lange er gelebt hat, eine Märtyrerin, seitdem er todt ist!«

»Sie haben sie gekannt, mein Freund?«

»Wie ich Colombau gekannt hatte.«

Und nun erzählte er ihm die Pietät von Carmelite für ihre Mutter; wie, als die Mutter ohne Beichte gestorben, man ihn geholt habe, damit man sie nicht ohne Gebete begrabe; wie Colombau Carmelite bei dieser Todtenwache habe kennen lernen. Dann erzählte er die Ankunft von Camille, das Leben der drei Freunde, die Abreise von Colombau, seine Rückkehr, die Abreise von Camille, das lange Warten von Carmelite, die Liebe der zwei jungen Leute während dieser Abwesenheit, den die Rückkehr des Creolen ankündigenden Brief, und endlich die entsetzliche Katastrophe, bei der der Eine unterlag und die Andere fortlebte.

Der Graf hörte diese ganze Erzählung unbeweglich, die Hände gekreuzt, den Kopf zurückgelehnt, die Augen aus den Plafond geheftet. Zuweilen durchfurchte eine stille, verborgene Thräne die Wangen des Greises.

Als Dominique geendigt hatte, rief er:

»Sie wären so glücklich bei mir in diesem alten Thurme von Penhoël gewesen!«

Dann fügte er mit einem Seufzer bei:

»Und ich, ich wäre so glücklich bei ihnen gewesen!«

»Herr Graf,« sagte Dominique, als er den Greis in dieser Stimmung des Geistes oder vielmehr des Herzens sah, »werde ich der unglücklichen Carmelite nicht die Verzeihung des Vaters von Colombau bringen?«

Der Graf bebte und schien einen Augenblick zu zögern.

Dann sprach er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Gebetes, die Hände zum Himmel erhebend:

»Gott vergebe diesem Mädchen, wie ich ihm vergebe!«

Nachdem er diese Worte gesprochen, stand er aus und ging mit dem festen, regelmäßigen Schritte, der bei ihm Gewohnheit war, auf seinen Secretär zu.

Das Zimmer, in welchem eine einzige Lampe, die dem Erlöschen nahe, brannte, war dunkel. Er tappte einen Augenblick herum, um den Schlüssel zu finden, fand ihn, schlug die Klappe des Secretärs nieder, öffnete eine Schublade und steckte die Hand hinein mit der Sicherheit eines Mannes, welcher weiß, wo er aus den ersten Griff finden muß, was er sucht.

Er zog ein mit Seidenpapier umwickeltes Päckchen heraus.

Alsdann näherte er sich dem Abbé und zugleich der Lampe.

Der Abbé reichte ihm die Hand.

»Dank! Dank, daß Sie der armen Frau vergeben haben. Ihre Vergebung ist das Leben der Unglücklichen!«

»Mein Vater,« erwiderte der Greis, »es ist damit nicht genug, daß ich ihr vergebe, und ich denke mit Schrecken an ihre Verzweiflung, daß sie ihn überlebt hat. Ich beklage sie von ganzer Seele, und ich gelobe, so oft ich für ihn bete, zugleich auch für sie zu beten. Als Unterpfand der Erinnerung an die Frau, die mein Sohn gewählt hatte, gebe ich ihr endlich den einzigen Schatz, der mir in dieser Welt bleibt: das ist die blonde Haarlocke, welche seine Mutter am Tage seiner Geburt von seinem Kopfe geschnitten hat.«

Bei diesen Worten öffnete er das Papier, nahm eine Feder und schrieb aus das Papier folgende paar Worte:

*»Vergabung und Segen der Frau, die mein Colombau geliebt hat.«*

Und er unterzeichnete:

»Graf von Penhoël.«

Dann hob er die Haarlocke zu seinen Lippen empor, küßte sie lang und zärtlich, und reichte das Papier dem Mönche.

Dominique weinte und versuchte es nicht einmal, seine Thränen zu verbergen; denn es waren nicht mehr Thränen des Schmerzes, es waren Thränen der Bewunderung, die er vergoß.

Er bewunderte die Größe dieses Vaters, der sich seiner kostbarsten Reliquie zu Gunsten der Frau beraubte, die den Tod seines Sohnes verursacht hatte.

Und am andern Morgen, — nachdem sie bei Sonnenaufgang dem Grabe von Colombau einen Besuch gemacht hatten, — umarmten sich die zwei Freunde und sagten sich auf Wiedersehen, ohne zu wissen, es sollten so entsetzliche Ereignisse zwischen ihnen vorgehen, daß sie sich nur im Himmel wiedersehen würden.



## CXLVIII.

### Der Engel des Trostes.

Lassen wir den alten Grafen mit gebeugtem Haupte vor dem Grabe seines Sohnes sitzen und kehren wir zu der armen Verzweifelten zurück, die man Carmelite nennt.

Die Wohnung, die sie in der Rue de Tournon inne hatte, bestand aus drei Zimmern wie ihre Wohnung in der Rue Saint-Jacques. Sie war, wie wir erwähnt haben, durch die Sorge ihrer drei Freundinnen: Regina, Frau von Marande und Fragola, meublirt und ausgeschmückt worden; diejenige aber, welche, — vielleicht genauer als die Andern mit dem Charakter von Carmelite bekannt, — dem Ganzen den Ton gegeben und besonders bei der Anordnung des Schlafzimmers präsidirt hatte, war Fragola.

In dieses Schlafzimmer waren übrigens alle Gegenstände gekommen, mit denen der Pavillon von Colombau meublirt gewesen war: besonders das Klavier, wo er und Carmelite jene letzte Symphonie gesungen hatten, — der Schwanengesang, der den Tod der zwei Liebenden prophezeien sollte, jedoch nur den Tod von einem Einzigem prophezeit hatte.

Die zwei Freundinnen von Carmelite, Regina und Frau von Marande, wollten sich diesem vollständigen Uebergange der Meubles von Colombau in das Zimmer von Carmelite widersetzen, doch Fragola begriff ihre Befürchtungen und beharrte darauf.

»Ja, allerdings, meine Schwestern,« sagte sie, »handelte es sich um eine Andere als Carmelite, so wäre das, was ich von Euch zu thun verlange, und was ich trotz Eurer Einwendungen thun werde, eine Unklugheit, vielleicht sogar eine Grausamkeit. Eine Frau, welche Colombau mit einer gewöhnlichen Liebe geliebt hätte, würde Anfangs einen gewissen Trost darin gesunden haben, unter den Erinnerungen dieser Liebe zu leben; allmählig aber, und sowie die Zeit verlaufen wäre, und die Vergessenheit wäre aus die Oberfläche ihres Schmerzes emporgestiegen, wären diese Gegenstände, statt für sie ein Motiv des Trostes zu sein, ein Motiv des Ueberdrusses, sodann der Ermüdung geworden, und eines Tags endlich, wenn sie völlig von dieser Liebe geheilt gewesen wäre, vielleicht ein Motiv des Vorwurfs. Doch seid unbesorgt, meine Schwestern, ich kenne Carmelite, und es ist bei ihr nicht so: ihr Schmerz wird ewig währen wie ihre Liebe, und dieses Zimmer wird ein Tabernakel werden, wo, wie in einer heiligen Arche, die Erinnerung an Colombau leben wird. Machen wir es also, wie ich Euch sage, und in zehn Jahren wird Euch Carmelite, wie heute, danken.«

Man gab Fragola Vollmacht in Betreff des Schlafzimmers, und das Mädchen seinerseits ließ alle Freiheit seinen Gefährtinnen bei den andern Zimmern.

Statt der Vorhänge mit den lebhaften Farben, statt des buntscheckigen Tapetenwerks, womit Camille die Wände des kleinen Hauses in Meudon bedeckt hatte, drapirte Fragola sodann Alles mit einer strengen Einfachheit; das war das Haus mit den braunen, düstern Nuancen einer Witwe, und nicht die heitere, singende Wohnung eines Mädchens. Carmelite fühlte sich bei ihrem

Eintritte von einem unbeschreiblich melancholischen Eindrucke ergriffen, bei dem es ihrem Herzen so behaglich wurde, als es, in einer entgegengesetzten Sphäre, dem von Rose-de-Noël, da sie ihren Hundestall der Rue de Triperet mit ihrem Paradiese in der Rue d'Ulm vertauschte, gewesen war.

In dem Augenblicke, wo dieses Kapitel beginnt, lag Carmelite, immer bleich, — sie sollte diese Blässe bis zum Tode behalten, — noch schwach, auf einer langen Causeuse ausgestreckt und betrachtete mit Augen, in denen sich eine unbeschreibliche Schwermuth malte, eine junge Frau, welche bei ihr aus einem ziemlich hohen Polster saß und ihr vollends eine düstere Geschichte erzählte.

Diese junge Frau war Fragola.

Man erinnert sich, daß das reizende Kind Salvator um die Erlaubniß gebeten hatte, nichts für Carmelite geheim halten zu dürfen, und daß Salvator diese Erlaubniß gegeben hatte.

Mit dem Verstande des Herzens, der sich fast bis zum Genie erhebt, sagte Fragola sich selbst:

»Carmelite wird vielleicht im Körper genesen, doch sie wird sicherlich nie in der Seele genesen. Es soll eine neue Wissenschaft geben, die man Homöopathie nennt; diese Wissenschaft ist die Kunst, durch ähnliche Leiden zu curiren. Nun wohl, erzähle ich Carmelite eine Geschichte, welche noch trauriger als die ihrige, so ist es möglich, daß Carmelite. — dieses Goldherz, diese Engelsseele, sie, die fähig ist. Alles zu begreifen und zu fühlen, — aufhört, Thränen zu vergießen, wenn ich ihr sage: »»Meine Schwester, es ist genug geweint; meine Schwester, es ist genug gelitten. Vergießest Du alle Deine Thränen, über Deine eigenen Uebel, was wird Dir für die Schmerzen der Anderen bleiben? Glaubst Du denn, Du seist die einzige Trostlose aus Erden gewesen? Weißt Du nicht, daß es so tiefes Elend gibt, daß Dein Auge sich, dem Schwindel preisgegeben, bevor Du es sondirt hättest, schließen würde? Und ich, die ich mit Dir rede, habe Gesichter gekannt, welche die Thränen ausgehöhlt haben, wie die Waldbäche Schluchten aushöhlen. Doch ich kenne auch muthige Seelen in schwachen Körpern, welche, statt zu weinen, die Thränen der Andern getrocknet haben; welche, statt zu sterben, gekämpft haben!««

Und da hatte die arme mit achtzehn Jahren so hart geprüfte Fragola Carmelite ihr eigenes Leben erzählt, das heißt ein Leben der Leiden, ohne Ruhe und Rast, das sich jedoch völlig verändert an dem Tage, wo sie im reizenden Haken der Rue Mâvon, unter dem Hauche der Liebe von Salvator eingelaufen.

Wir werden vielleicht eines Tags dieses Leben erzählen; doch wann? doch wie? wir wissen es jetzt nicht, vertieft, wie wir sind, in die Serie von Ereignissen, welche den Knoten unseres Buches bildet.

Carmelite hatte zugehört, geweint, geschauert; dann hatte sie unter dem Gewichte eines tiefen Eindruckes gesagt:

»Oh! theure Schwester, Du bist auch hart vom Schmerze geprüft worden. Umarme mich und

laß uns die Thränen unserer Jugend vermengen, wie wir die Freuden unserer Kindheit vermengt haben.«

Da stürzte Fragola in die Arme ihrer Freundin, und so, eng verschlungen, die schwarzen Haare von Carmelite mit den blonden Haaren von Fragola vermischt, die bleichen Lippen der Einen an die Purpurlippen der Andern geklebt, athmeten sie in einem langen Kusse ihre gemeinschaftlichen Schmerzen ein, und der Engel des Trostes breitete seine weißen Flügel über ihren Häuptern aus.

Dann sprach Carmelite, welche in sich selbst hinabgestiegen war, nach einem langen Stillschweigen:

»Du hast Recht, Fragola, es ist das Eigenthümliche der schwachen Seelen, daß sie sich vom Schmerze besiegen lassen. Durch den Schmerz werden im Gegentheile die Herzen wie das Deinige geläutert und wiedergeboren. Dank Dir, meine Schwester, für Deine heilsame Lehre! Von dieser Stunde an werde ich Dein Beispiel befolgen, und wie Du durch die Liebe vom Tode errettet worden bist, so will ich von der Hand der Arbeit geführt ins Leben zurückkehren. Eines Tags sagte er mir, ich sei zu einer großen Künstlerin geboren. Er soll sich nicht getäuscht haben: der Mund meines Colombau konnte nicht lügen. . . Ich werde diese große Künstlerin werden, Fragola. Man sagt, es bedürfe oft eines großen Schmerzes, um ein großes Genie zu machen: an großen Schmerzen hat es mir nicht gefehlt. Gott sei Dank; sein Wille geschehe! Ich werde von der Kunst ihre geheimnißvollen und erhabenen Tröstungen verlangen. Bekümmere Dich also nicht mehr um mein Leben, theure Schwester meiner Seele! Ich werde an Dich denken, und ich werde stark sein; ich werde an ihn denken, und ich werde groß sein.«

»Gut, Carmelite!« erwiderte Fragola, »und sei überzeugt, daß Dir Gott einst den Ruhm bewilligen wird, wenn nicht das Glück!«

In dem Augenblicke, wo Fragola diese Worte vollendete, hörte man an der Thüre klingeln.

Bei diesem Geräusche, das indessen durchaus nichts Beunruhigendes hatte, vermehrte sich die Blässe von Carmelite dergestalt, daß Fragola im Glauben, ihre Freundin sei im Begriff, in Ohnmacht zu fallen, einen Schmerzensschrei ausstieß.

»Was hast Du denn?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Carmelite, »doch es hat mich eine seltsame Empfindung ergriffen.«

»Wo?«

»Im Herzen.«

»Carmelite . . .«

»Höre, entweder werde ich wahnsinnig, oder die Person, welche geklingelt hat, bringt mir Nachrichten von Colombau.«



Die Kammerjungfer von Carmelite trat ein.

»Will Madame einen Priester empfangen, der von Bretagne kommt?«

»Der Abbé Dominique!« rief Carmelite.

»In der That, Madame, er ist es; nur hatte er mir verboten, seinen Namen zu sagen, aus Furcht, dieser Name könnte einen zu peinlichen Eindruck aus Madame machen.«

Die Stirne von Carmelite bedeckte sich mit einem kalten Schweiß. Sie preßte krampfhaft die Hand von Fragola.

»Nun,« fragte sie, »was sagte ich Dir?«

»Erhole Dich, Carmelite,« erwiderte Fragola, indem sie ihr mit ihrem Taschentuche über die Stirne strich; »erhole Dich, meine Schwester. Wirst Du so wiedergeboren? Du erbleichst beim ersten Kampfe; und welche süßere Prüfung konnte Dich die Vorsehung erdulden lassen, als die, daß sie Dir diesen Freund der Vergangenheit sandte?«

»Du hast Recht, Fragola,« sprach Carmelite; »doch schau mich nun an: ich bin stark.«

Sodann sich gegen ihre Kammerfrau umwendend:

»Lassen Sie Herrn Dominique eintreten.«

Der Abbé trat ein.

Es wäre ein herrliches Bild für einen Maler zu machen gewesen, der den Ausdruck dieser drei Gestalten hätte erfassen können: das Bild des Priesters aus der Thürschwelle, wie er zum Zeichen des Segens die Hand über diese zwei Mädchen ausstreckte, welche einander im Arme hatten.

»Seien Sie begrüßt, meine Schwestern!« sagte der Mönch, indem er sich an die zwei Mädchen wandte, dabei sich aber ganz besonders vor Carmelite mit der Ehrfurcht verbeugte, die man für eine Witwe hat.

Die zwei Mädchen grüßten ebenfalls, Fragola, indem sie aufstand, Carmelite, indem sie den Kopf neigte, denn ihr armer Körper war so schwach, daß sie nicht daran denken durfte, sich vor einigen Tagen aufrecht zu halten.

Fragola rückte einen Lehnstuhl gegen den Abbé.

Er dankte Fragola mit dem Kopfe nickend, stützte nur eine von seinen Händen auf die Lehne, ohne sich zu setzen, und sprach:

»Meine Schwestern, ich komme von einer langen und schmerzlichen Pilgerfahrt: ich kehre vom Schlosse Penhoël zurück.«

Bei diesen Worten bedeckten sich die Wangen von Carmelite mit einer solchen Blässe, daß Fragola, welche stand, vor ihr auf die Kniee fiel, ihre Hände in den ihrigen drückte und zu ihr sagte:

»Meine Schwester, erinnere Dich Deines Versprechens.«

»Vom Schlosse Penhoël,« murmelte Carmelite; »also haben Sie den Grafen gesehen?«

»Ja, meine Schwester.«

»Oh! unglücklicher, unglücklicher Vater!« rief Carmelite, denn sie begriff wohl, es habe für ein anderes Herz einen Schmerz so groß als der ihrige, wenn nicht noch größer, geben müssen.

Der Priester errieth Alles, was in der Seele des Mädchens vor sich ging, und welchen Bangigkeiten diese Seele preisgegeben sein mußte.

»Der Graf von Penhoël,« sagte er, »ist ein würdiger und edler Vater. Er beklagt Sie, meine Schwester, und ich bringe Ihnen seinen Segen.«

Carmelite stieß einen Schrei aus; sie hatte Kraft genug, um aufzustehen, und aus ihre Kniee gleitend, befand sie sich zu den Füßen des Abbé Dominique.

»Ah! mein Vater! mein Vater!« sprach sie, n Thränen zerfließend, »er hat mich also nicht verflucht . . .«

Sie konnte nicht mehr sagen: ihre Augen schlossen sich, ihr Gesicht wurde weiß wie Alabaster, ihre Arme streckten sich aus die Kissen des Lehnstuhls aus. sie ließ ihren Kopf aus ihre Arme sinken, und mit einem Seufzer, der wie der letzte klang, schien das Leben aus dieser schwachen Hülle zu entfliehen.

»Mein Gott!« sprach mit frommem Tone der Mönch, als er das leblose Gesicht des Mädchens sah. »willst Du aus Deinem Diener einen neuen Todesboten machen?«

Fragola hatte bei der Hand alle Salze, deren sie sich bei solchen Umständen bediente, denn die Ohnmachten von Carmelite waren häufig. Sie ließ sie Salze einathmen; sodann, als sie sah, daß dieselben ungenügend waren, rieb sie ihre Schläfe mit Essig.

Die Ohnmacht blieb beharrlich, und nichts deutete an, Carmelite sollte wieder zu sich kommen.

Fragola ging an den Tisch; sie nahm hier einen Flacon, dessen sie sich bei den verzweifelten Fällen bediente. Es war Essigsäure, mit der sie die Brust ihrer Freundin einzureiben pflegte, wenn die Ohnmachten aus eine beunruhigende Art fortwährten.

»Mein Vater,« sprach sie zu dem Mönche, »würden Sie wohl die Güte haben, in daß anstoßende Zimmer zu gehen?«

»Ich entferne mich, meine Schwester,« erwiderte Dominique. »Ich werde selbst zu Hause erwartet. und um eine Pflicht zu erfüllen, die ich für heilig erachtete, bin ich zuerst hierher gekommen. Sie möge mir verzeihen, daß ich ihr mit so wenig Schonung die Worte des Vaters meines Freundes überbracht habe.«

Hiernach legte er in ihre Hand die Reliquie, welche er vom Grafen von Penhoël empfangen hatte, und deren ganzen Werth er Fragola mit ein paar Worten erklärte, und er ging ab, das Mädchen ihrer frommen Sorge überlassend.

Einige Reibungen genügten, um das Leben wieder in diesen unbeweglichen Körper zu bringen, welcher seelenlos zu sein schien. Carmelite kam zu sich, öffnete die Augen, und suchte vor Allem den Abbé Dominique.

»Wo ist er?« fragte sie mit erstaunter Miene; »oder habe ich vielmehr nur einen Traum gemacht?«

»Nein,« erwiderte Fragola, »er war da.«

»Dominique, nicht wahr?«

.Ja.«

»Wo ist er hingekommen?«

»Du bist ohnmächtig geworden, und aus Discretion hat er sich entfernt.«

»Oh! wie gern möchte ich ihn wiedersehen!« rief Carmelite.

»Du wirst ihn wiedersehen, doch morgen, später vielleicht, wenn Du die Kraft haben wirst, ihn anzuhören und ihm zu antworten.«

»Oh! ich bin stark! ich bin stark!« rief Carmelite. »Bedenke doch, daß ich ihn um tausend Einzelheiten zu fragen habe: er hat ihn zuletzt verlassen. Wo ist er? wo ruht er? Nicht wahr, Fragola, wir machen eine Pilgerfahrt nach seinem Grabe?«

»Ja, meine Schwester, ja, sei ruhig.«

»Sprach er nicht zu mir von seinem Vater? sagte er mir nicht, sein Vater habe mir verzeihen, sein Vater habe mich gesegnet?«

»Ja, er hat Dir verzeihen; ja, er hat Dich gesegnet. Du siehst also, daß Gott mit Dir ist.«

»Oh!« murmelte Carmelite, auf ihre Causeuse zurückfallend, »ich bin nicht mit ihm!«

Und sie faltete die Hände und betete ganz leise, die Lippen bewegend, doch ohne daß man die Worte hörte, die sie sprach.

»So ist es gut,« sagte Fragola, »bete, arme, theure Seele, Alles ist im Gebete: die Ruhe, der Trost, die Stärke. Bete, schlieÙe Deine schönen Augen, und suche zu schlummern.«

»Ei! könnte ich es?« fragte Carmelite; »hier, nimm meine Hand.«

»Sie glüht vor Fieber.«

»Mir scheint, Fragola, ohne das Fieber würde ich nicht leben.«

Fragola kniete wieder vor ihrer Freundin nieder, nahm die Hände von Carmelite in die ihrigen und sprach:

»O meine Schwester, wo ist denn die Stärke, auf die Du vorhin so stolz warst? Das erste Wort hat Dich gebeugt wie ein Rohr, gebrochen wie eine Blume. Du hast mich getäuscht, doch Du täuschst Dich selbst: Du bist nicht so stark, als Du glaubtest!«

»Ich habe mich aus den Schmerz vorbereitet, und nicht aus die Freude. Ich wäre gegen den Schmerz stark gewesen, ich war schwach gegen die Freude.«

»Arme Freundin!«

Carmelite drückte krampfhaft die Hände von Fragola.

»Nicht wahr, er hat gesagt, er werde wiederkommen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Bald; aber . . .«

»Was denn?«

»Damit Du geduldig seine Wiederkehr erwartest . . . «

»Nun?«

»Hat er mir etwas für Dich zurückgelassen.«

Diesmal rückte Fragola, wie man sieht, nur Schritt für Schritt vor. Sie befürchtete eine zweite Krise, welche bei dem Zustande der Schwäche von Carmelite ernster werden konnte, als die erste.

»Etwas für mich?« rief Carmelite. »Oh! so gib geschwinde!«

»Warte ein wenig,« erwiderte Fragola, indem sie ihren Arm um den Hals von Carmelite schlang, sie an sich zog und küßte.

»Warum warten, Fragola?«

»Ei!« sagte das Mädchen, »weil . . .«

Sie zögerte.

»Weil . . .?« wiederholte Carmelite.

»Weil es ein Glück ist, und ich Dich daraus vorbereiten will.«

»Mein Gott! Du machst mich sterben.«

»Um Dich besser aufleben zu machen, theure Schwester.«

»Sprich, sprich schnell, ich will es! was hat Dir der gute Dominique für mich hinterlassen?«

»Ein Geschenk.«

»Ein Geschenk, mir?« fragte Carmelite erstaunt.

»Ein Geschenk, das Dir der Graf von Penhoël macht, eine kostbare Gabe . . . ein Schatz!«

Und sie lächelte mit ihrem Engelslächeln zwischen jedem Worte.

»Fragola, ich bitte inständig,« sagte lebhaft, fast ungeduldig Carmelite, »gib mir das, was Du mir zu übergeben hast.«

»Erlaube mir, Dich wie ein Kind zu behandeln, Carmelite.«

Carmelite ließ ihren Kopf aus ihre Brust sinken.

»Mache, was Du willst,« sagte sie, »nur befürchte, mich über meine Kraft zu reizen.«

»Du bist nun niedergeschlagen, Du bist nahe daran , ruhig zu sein; von da bis zur Kaltblütigkeit ist es nur ein Schritt. Habe den Willen, und Du wirst stark sein.«

»Sieh!« sagte Carmelite.

Und sie lächelte Fragola zu.

»Willst Du noch etwas Besseres?« fuhr sie fort; »denn Du hast Recht, immer Recht! Ich will, so lange es Dir beliebt, meinen Kopf aus Deine Brust legen, und erst in einer Viertelstunde wirst Du mir das Geschenk des Grafen von Penhoël geben. . .«

Sie machte eine Anstrengung, lächelte und fügte bei:

»Des Vaters von Colombau.«

»Ah!« erwiderte Fragola, ebenfalls lächelnd, »Du bist eine Heldin, und ich werde Dich nicht warten lassen.«

Sie stand aus, und Carmelite war es nun, die sie zurückhielt.

»Fragola, meine edle, meine fromme Fragola.« sprach sie, »wer hat Dich, besser als die berühmtesten Aerzte, diese Wissenschaft des Herzens gelehrt, mit der Du meine Wunden heilst? Ah! das Leben wird mir sanft dünken, so lange ich Dich bei der Hand halte,«

»Gut,« sagte Fragola, »man muß das Kind für seinen Gehorsam belohnen.«

Und sachte ihre Hand von der ihrer Freundin losmachend, nahm sie hinter der Causeuse von einer Chissonniere von Rosenholz, wo sie dieselbe niedergelegt hatte, die Reliquie des Grafen, reichte das Papier Carmelite offen, und sprach die eigenen Worte des Grafen wiederholend:

»Seine Mutter hat sie am Tage seiner Geburt von seinem Kopfe geschnitten.«

»Gott der Güte!« rief Carmelite, auf die Haarlocke mit der Wuth einer Löwin losstürzend, die ihr Kleines wiederfinden würde; »Gott der Güte! es sind Haare von meinem Colombau!«

Und zum ersten Male wurde das Herz des Mädchens, leer und kalt wie ein Grab seit dem Tode von Colombau, von einem unaussprechlichen Glücke überströmt.

Und sie nahm die Haarlocke, drehte sie in allen Richtungen, küßte sie tausendmal, bedeckte sie mit Thränen, hob sie bis an die Lippen von Fragola empor und sprach:

»Du liebtest ihn auch wie einen Bruder; küsse seine schönen Haare, o meine Schwester!«



## CXLIX.

### Das Portrait des heiligen Hyacinth.

Die Rue du Pot-de-Fer, parallel mit der Rue Férou und der Rue Cassette, war eine der düstersten Straßen des Faubourg Saint-Germain in der Zeit, in welcher sich die Ereignisse zutrug, die wir erzählen. Das Graf wuchs darin in den Zwischenräumen der Pflastersteine, mit der Ueppigkeit, deren Ursache die Seltenheit der Vorübergehenden hinreichend erklärt. Man hätte glauben sollen, es sei das Gehäge eines Pfarrhauses, oder der Eingang eines Dorffriedhofes, so sehr flößte diese Straße tiefe Ruhe und stille Melancholie ein.

War sie aber düster aus der Seite der Rue du Vieux-Colombier, wo sie beginnt, so war sie dagegen ziemlich hell aus der Seite der Rue de Vaugirard, wo sie endigt. Auf diesem Punkte gegen den Luxembourg mündend, empfing sie alle Strahlen, mit denen die Sonne den Garten des Palastes der Medici übergießt; und für einen Gelehrten, für einen Philosophen oder für einen Dichter war in dieser stillen, grünen Straße wohnen ein Zaubertraum.

Hier wohnte, wie wir schon gesagt zu haben glauben, Fra Dominico Sarranti; er hatte den zweiten Stock eines dem Hotel der Grafen von Cossé-Brissac gegenüber liegenden Hauses inne. Die drei Zimmer, welche seine Wohnung bildeten, waren gleichförmig mit Oel, wie die Wände einer Zelle, im Tone der weißen Wolle seiner Robe angemalt. Sieben bis acht Bilder von spanischen Meistern, eine Skizze von Lesueur und eine Skizze von Dominichino offenbarten hinreichend den künstlerischen Geschmack des Miethsmannes.

Nach diesem Punkte der Rue du Pot-de-Fer wandle sich der Abbé Dominique, als er die Rue de Tournon verließ. Unter Freudenschreien, mit denen sie seine Ankunft begrüßte, überreichte ihm die Concierge einen Brief, bei dessen Anblick allein die ernste Miene des jungen Mannes sich aufhellte: er hatte die Handschrift erkannt, und dieser Brief war von seinem Vater.

Dominique öffnete ihn rasch. Er enthielt folgende Zeilen:

*»Mein lieber Sohn, ich bin seit gestern Abend unter dem Namen Dubreuil in Paris, Mein erster Besuch war Dir bestimmt: man sagt mir. Du seist noch nicht zurückgekommen, man habe Dir jedoch meinen ersten Brief zugeschickt, und Du könntest folglich nicht säumen. Kämeest Du heute Nacht oder morgen früh, so finde Dich um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche, beim dritten Pfeiler, wenn man links eintritt, ein.«*

Keine Unterschrift; doch für Dominique war die fieberhafte Handschrift seines Vaters wohl erkennbar. Ueberdies rechtfertigte seine Flucht in Folge des Complottes vom Jahre 1820 diese Vorsichtsmaßregel; er befürchtete ohne Zweifel beunruhigt zu werden, und der Leser weiß schon, — Dank sei es der Unterredung von Herrn Jackal und von Gibassier, — daß diese Befürchtungen nicht ganz illusorisch waren.

»Armer Vater,« murmelte der Abbé, während er in seine Wohnung hinausging, — denn da das

Rendezvous erst für Mittag war, so hatte er noch eine Stunde zu warten; — »armer Vater, gutes, vortreffliches Herz, das Alter ist über Dein Haupt hingegangen, ohne einen Schlag Deines Pulses, einen edlen Gedanken Deines Geistes wegzunehmen. Du kommst nach Paris zurück, mitten unter die Gefahren, die Du kennst, und unter die, welche Du nicht kennst, um ein neues, hochherziges Unternehmen zu wagen. Gott gewähre Dir den Lohn für Deine fromme Ergebenheit und für Deine muthige, beharrliche Resignation, Ob! mein Vater, ich. ich bringe Dir mehr als das Leben, ich bringe Dir den Beweis der Unschuld an einem Verbrechen, das Du nicht nur nicht begangen hast, sondern von dem Du nicht einmal vermuthest, daß Du desselben bezichtigt bist.«

Und während er die Treppe hinausstieg, steckte er die Hände in die Falten seiner Robe, um darin die Erklärung zu suchen, die er von Herrn Gerard aus seinem Sterbebette erhalten und, da er an demselben Tage nach der Bretagne abgereist war, mitgenommen hatte.

Er trat in sein seit fast fünf Wochen verlassenes Zimmer ein und fand mit einem Gefühle tiefer Melancholie die ruhige, einsame kleine Wohnung wieder, aus der er fortgerissen worden war, wie ein Vogel fern von seinem Neste in einem Sturmwirbel weggetragen wird.

Ein schöner Sonnenstrahl drang durch die Fensterscheiben ein und brachte das Leben und die Wärme in das Schlafzimmer des jungen Mönches.

Dominique sank in einen großen Lehnstuhl und überließ sich einer tiefen Meditation.

Die Pendeluhr, welche die Concierge sorgfältig während der Abwesenheit von Dominique ausgezogen hatte, schlug halb zwölf.

Dominique erhob das Haupt, und sein Blick, in dem noch ein Rest von Meditation ausgedrückt war, heftete sich, nachdem er einen Moment aus den Gegenständen, die das Zimmer schmückten, umhergeschweift, auf das bleiche, blonde Gesicht von einem der Heiligen, welche die Gegenstände der an der Wand hängenden Gemälde bildeten.

Dieses Gesicht schien sich mit einem wunderbaren Scheine zu erleuchten.

Es war das Portrait vom heiligen Hyacinth, einem Mönche vom Dominicanerorden, den die Kirchengeschichtschreiber den Apostel des Nordens nennen. Er war vom Hause der Grafen Oldovrans, einem der ältesten und berühmtesten Häuser Schlesiens, das zur Zeit seiner Geburt, das heißt 1183, eine Provinz Polens bildete. Es gab eine Familientradition bei den Penhoël, einer ihrer Ahnen sei Waffenbruder, zur Zeit des ersten Kreuzzuges, von einem der Ahnen des heiligen Hyacinth gewesen, und durch einen seltsamen Zufall hatte Dominique, dem Colombau eines Tags diese alte Geschichte erzählte, über die Quais gehend, unter einer ehrwürdigen Staublage, diesen *heiligen Hyacinth* entdeckt und ihn gekauft, da er darin Aehnlichkeit mit Colombau gefunden; nach Hause zurückgekehrt, hatte er ihn gereinigt und von Neuem gefirnißt, und nun erkannt, daß es ein vortreffliches Bildchen aus der Schule von Murillo, wenn nicht von Murillo selbst war.

So daß dieses Bild dreifach kostbar war: einmal, weil es einen Heiligen von seinem Orden



vorstellte; sodann, weil dieser Heilige Colombau glich, und endlich, weil das Bild, wie gesagt, wenn nicht von Murillo selbst, doch wenigstens von einem seiner guten Schüler gemalt war.

Man begreift, in der Gemüthsverfassung, in der sich Dominique befand, nach einem im Schlosse Penhoël zugebrachten Monat und einer bei Carmelite zugebrachten Stunde, man begreift, welche Wirkung auf ihn bei der Rückkehr der unvermuthete Anblick dieses vollkommen vergessenen Bildes machte.

Er stand langsam auf, um sich ihm zu nähern, doch ehe er sich näherte, blieb er, das Auge aus das Bild geheftet, beim Lehnstuhle stehen.

Es war in der That, — und nie hatte die Aehnlichkeit Dominique so vollkommen geschienen, — es war in der That dieselbe Reinheit der Stirne, dieselbe Heiterkeit des Gesichtes. Die blonden Haare des polnischen Märtyrers umrahmten, die Identität vollendend, das sanfte Gesicht von Hyacinth, wie die blonden Haare des botanischen Märtyrers das milde Gesicht von Colombau umrahmten. Beide hatten ihr Leben lang, unter den Fallstricken der Welt, dieselbe Unschuld und dieselbe Keuschheit des Leibes und der Seele bewahrt; Beide hatten, demüthig, mildherzig, einfach und stark, denselben Haß gegen das Böse, dieselbe glühende Liebe für das Gute, dasselbe brüderliche Gemüth für alle Menschen.

Allmähig und je länger er das Bild anschaute, dünkte ihm diese Aehnlichkeit mit Colombau so wahr und zugleich so außerordentlich, daß er in einer der religiösen Exstasen, denen er unterworfen war, das Wort an das Portrait richtend sprach:

»Sei glücklich! ja, guter, edler, junger Mann, und bete da oben für Deinen Vater, für Deinen Bruder und für Deine Schwester, wie hienieden Deine Schwester, Dein Bruder und Dein Vater für Dich beten!«

Hiernach schritt er aus das Portrait zu, machte es von der Wand los, trug es in seinen Händen ans Fenster und schaute es so beleuchtet mit einem Ausdrücke an, bei welchem schwer zu erkennen war, ob mehr Zärtlichkeit für den Freund oder mehr Religion für den Heiligen darin lag,

»Ja. Du bist es, edles, theures Geschöpf.« sagte er, »und Deine Tugend muß aus die Stirne der Menschen als unverilgbares Siegel gedrückt sein, daß ich in einer Entfernung von acht Jahrhunderten, und ohne daß der Maler den Einen oder den Andern von Euch kennen konnte, aus der Stirne des Heiligen das Tugendmahl wiederfinde, das Gott aus die Stirne meines Freundes gesetzt hatte.«

Dann murmelte er rasch, als würde er plötzlich von einem Gedanken erleuchtet:

»O Carmelite!«

Und nach einem Augenblicke der Ueberlegung sagte er:

»Ja, es wird so sein!«

Er legte sodann das Portrait aus einen Stuhl, trat an seinen Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und eine Feder, rückte einen Stuhl an sein Bureau, ließ einen Augenblick seinen Kopf in seine Hände fallen und schrieb endlich folgenden Brief:

»Erlauben Sie mir, meine Schwester, Ihnen das Portrait des heiligen Hyacinth anzubieten. Sie werden beiliegend eine Geschichte des Lebens dieses Heiligen finden, — ein Leben, das ich vor ein paar Jahren zu skizziren versucht habe.

*»Von der Bretagne zurückkehrend, von Ihnen weggehend, nach Hause kommend, war ich betroffen von den geheimnißvollen Verwandtschaften, welche in einer gemeinschaftlichen Aehnlichkeit den Heiligen und den Freund verbinden, den wir beweinen. Es sind zwei Brüder des Guten, Zwillinge der Tugend. Sie, ihre Schwester, nehmen Sie dieses Portrait als eine Familienerbschaft an.«*

Er faltete den Brief zusammen, versiegelte ihn und schrieb die Adresse daraus; dann ging er an seine Bibliothek und nahm von einem der Fächer ein kleines Manuscript, aus dessen erster Seite die Worte geschrieben standen: *Lebensabriß des heiligen Hyacinth vom Dominicanerorden.*

Er schaute abwechselnd das Manuscript und das Portrait an; dann wickelte er das eine und das andere in ein großes Blatt Papier, versiegelte das Ganze, und als er sah, daß es drei Viertel aus zwölf aus der Pendeluhr war, nahm er das Päckchen unter seinen Arm, den Brief in seine Hand und ging rasch hinab.

Er kehrte zu Carmelite zurück, und nachdem er sich bei der Concierge über die Folgen der Ohnmacht des Mädchens erkundigt hatte, gab er ihr das Portrait und den Brief, mit der Bitte, Beides sogleich an die Adresse zu überliefern, ging aus der Seite der Quais hin, und wandte sich durch die Rue de Seine und über den Pont des Arts nach der Himmelfahrts-Kirche.

Am Morgen erst angekommen, und völlig unwissend in Betreff dessen, was in Paris vorging, konnte der Abbé Dominique nicht begreifen, warum ihm sein Vater in der Himmelfahrts-Kirche Rendez-vous gegeben hatte, während, angenommen, er welle ihm durchaus Rendez-vous in einer Kirche geben, die Saint-Sulpice-Kirche nur hundert Schritte von ihm war. Als er aber in die Rue Saint-Honoré eintrat und die ungeheure Menge, welche sie besetzt hielt, so wie die Reihe von Wagen sah, die weit jenseits der Rue du Coq anfang, und deren äußerstes Ende man nicht erblickte, erkundigte er sich bei dem ersten dem besten Vorübergehenden nach der Ursache, welche alle diese Menschen versammelte.

Da theilte man ihm mit, die Menge sei gekommen, um dem Leichenbegängnisse des Herzogs de la Rochesoucauld-Liancourt, der vor zwei Tagen gestorben, beizuwohnen.

---

## CL.

### Das Leichenbegängnis eines liberalen Edelmannes im Jahre 1827.

Der Herzog de la Rochesoucauld-Liancourt hatte, auf eine so brutale Art 1823 von Herrn von Corbière verletzt, wirklich im Alter von achtzig Jahren ein Leben der Menschenliebe, der Redlichkeit und der Ehre beschlossen, was gemacht hatte, daß er mit dem Rufe eines der wohlthätigsten, der tugendhaftesten und der ehrenwerthesten Männer Frankreichs gestorben war. Welcher Partei man angehörte, man mußte die außerordentliche Tugend des Herzogs de la Rochesoucauld-Liancourt bewundern, und vom ärgsten Arbeiter bis zum reichsten Bürger bedeutete sein Name, mit gleicher Verehrung ausgesprochen, in Aller Munde Seelengröße. Wohlthätigkeit, Rechtschaffenheit.

Als er den Tod des edlen Herzogs erfuhr, begriff der Abbé Dominique den Sinn dieser sympathischen und dankbaren Demonstration der Bewohner von Paris; — es war die Zeit der Demonstrationen.

Da die Opposition damals, mit wenigen Ausnahmen, in der Majorität bei allen Klassen der Gesellschaft war, so ergriff man die geringste Gelegenheit im Fluge, und nie hatte das Rad, aus dem sie sich dreht, häufiger Halte gemacht.

Alles war ein Anlaß zu Demonstrationen.

Touquet erfand die Tabaksdosen **à la Charte**, und Touquet verkaufte fünfmalhunderttausend Tabaksdosen! Diejenigen, welche nicht schnupften, benützten sie, um Bonbons darein zu thun; das war eine Demonstration.

Pichat ließ Leonidas für die Freiheit Spartas sterbend aufführen, und man erdrückte sich an den Thüren des Théâtre-Français: das war eine Demonstration.

Der General Foy starb; hunderttausend Menschen folgten seinem Leichenbegängnisse, und Frankreich unterzeichnete eine Million für seine Witwe: das war eine Demonstration.

Endlich war der Herzog de la Rochesoucauld-Liancourt gestorben; das war allerdings ein Edelmann, ein Royalist, da er aber zugleich ein Liberaler war, so benützte man seinen Tod, um eine Demonstration gegen die Ultras und gegen die Jesuiten zu machen.

Es waren auch alle Klassen der Gesellschaft bei dieser Menge repräsentirt. Der Kittel, die Blouse, das Wamms des Arbeiters, der Alpaga und die Castorine des Bürgers, die Uniform des Nationalgardisten, der Frack des Pair von Frankreich, die Simarre des Richters. Alles war vermischt.

Ein und derselbe Schmerz, der Alles aus dasselbe Terrain zog, erniedrigte, was zu hoch war,

erhob, was zu niedrig war, vermengte den Armen mit dem Reichen, den Civilisten mit dem Militär, den Academiker und den Deputirten, den Beamten und den Arzt.

Was sich aber am Krampfhaftesten unter dieser Menge bewegte, das war die Jugend der Schulen, das waren, die Hunderte von Studenten, welche, Kinder des vorhergehenden Tages, geheiligte Leute durch die religiöse Mitwirkung wurden, die sie dieser allgemeinen Trauer gewährten.

Zu jener Zeit gab es noch Schulen.

Schien ein Ausstand eine gewisse Consistenz zu erlangen, so steckte der Bürger ganz zitternd die Nase zum Fenster hinaus und schaute nach rechts oder nach links, immer aber nach der Seite des Quartier Latin, und sagte dann zu seiner Frau:

»Beruhige Dich. Minette. es wird nichts sein; ich sehe die Schulen nicht herabkommen.«

So schaute man 1792 nach der Seite der Vorstädte; nur, wenn diese Vorstädte herabkamen, wie am 5. und am 6. October, wie am 20. Juni, wie am 10. August, war es die Gewalt, welche die Gewalt verstärkte, während, wenn die Schulen herabkamen wie am 5. Juni, es die Intelligenz war, welche die Gewalt verstärkte.

Sah derselbe Bürger in der Ferne den Wind die Schöße der knappen Jacken der Studenten aufheben, hörte man ihren Gesang wie einen Donner aus dem Gipfel des Berges tosen, den man die Rue Saint-Jacques nennt, dann schloßen die Bürger, da sie jede Hoffnung verloren, den politischen Horizont sich aufheitern zu sehen, wie der *Constitutionnel* so poetisch sagte, die Bürger schlossen, verstopften, verrammelten ihre Buden und ihre Fenster, und die Furchtsamen eilten in ihre Keller hinab und riefen:

»Rette sich, wer kann, meine Kinder! die Schulen kommen herab!«

Der Name Schulen [*Ecoles*, nicht zu verwechseln mit dem, was man gewöhnlich in Deutschland Schulen nennt: Unterrichtsanstalten für Knaben etwa bis zum fünfzehnten Jahre; unter diesen Schulen versteht man die Polytechnische Schule, die Rechtsschule u. dergl. Anstalten, in welchen Jünglinge bis zum Mannesalter ihre wissenschaftliche Bildung genießen. Ist z. B. bei Aufständen von Schulen, *Ecoles*, die Rede, so sind darunter die Zöglinge der so eben erwähnten Anstalten verstanden. D. Uebersetzer,] bedeutete Jugend, Unabhängigkeit, Muth und Kraft, vielleicht aber auch ein wenig Ungestüm und Leidenschaft.

Und dann, war das wirklich die Sendung, die sie erhalten hatten?

Mittlerweile gaben alle diese jungen Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren, welche von ihren Müttern aus allen Provinzen abgeschickt waren, Herzhaftigkeit den Schwachen, Zuversicht den Furchtsamen. Sie waren immer bereit, zu kämpfen und zu sterben für ein Wort, für eine Idee, für ein Princip, alten Soldaten, oder vielmehr jungen Spartanern ähnlich, deren männliche Tugenden sie unter einer leichteren, sorgloseren Form hatten. Sie kamen tanzend zum Aufruhr, sie kämpften singend, sie starben lächelnd.

Doch nicht um sich zu einem Aufstande zu begeben, waren sie an diesem Tage, — bedienen wir uns des geheiligten Ausdrucks, — *herabgekommen*. Sie tanzten nicht, sie sangen nicht, sie lächelten nicht einmal. Betrübt, traurig, trug ihr junges Gesicht Merkmale des Kummers an sich, mit dem das Herz jedes Bürgers der Tod dieses Gerechten erfüllte.

Unter ihnen bemerkte man eine Deputation der Zöglinge der Ecole des Arts-et-Métiers von Châlons, welche dem Leichenbegängnisse ihres Wohlthäters beiwohnen wollte; denn unter anderen Ansprüchen aus die Hochachtung und die Liebe seiner Mitbürger kam dem Herrn Herzog von Larochevoucauld-Liancourt auch der zu, daß er der Stifter der Ecole des Arts-et-Métiers in Châlons war.

Es war schwierig für den Abbé Dominique, durch diese Menge zu dringen. Als er aber mitten unter die Schulen gekommen war, traten die jungen Leute, da sie diesen schönen Priester sahen, der kaum fünf bis sechs Jahre älter als sie, und den die Meisten von ihnen kannten, ehrerbietig aus die Seite, um ihn passiren zu lassen.

Nach einer starken halben Stunde des Kampfes gelangte er endlich vor das Gitter der Himmelfahrts-Kirche, in dem Augenblicke, wo die Trauerwagen aus dem, in der Rue Saint-Honoré liegenden, Hotel de la Rochesoucauld hervorkamen und in der Ferne wie eine schwarz bewimpelte Leichenflotte die hohlgehenden Wogen dieser Menge durchschneidend zu erscheinen ansingen.

In diesem Augenblicke, und als der Abbé durch eine Gruppe schritt, hörte er einen Mann, der schwarz gekleidet war und einen Flor am Arme trug, halb laut zu einem Andern sagen:

»Nichts vor, noch während der Feier, verstehen Sie wohl?«

»Und hernach?« fragte der Eine von den zwei Männern.

»Wird man ihnen bedeuten, sie sollen gehen.«

»Wenn sie sich weigern?«

»So verhaftet man sie.«

»Wenn sie sich zur Wehre setzen?«

»Ihr habt Euere Cassetes?«

»Ja, gewiß.«

»Wohl; Ihr bedient Euch derselben.«

»Und das Signal?«

»Sie werden es selbst geben. . . wenn sie den Leichnam tragen wollen.«

»St!« sagte Einer von den zwei Männern, »hier ist ein Mönch, der uns hört.«

»Gut! was liegt daran! sind die Priester nicht mit uns?«

Dominique machte eine Bewegung, als wollte er diese seltsame Solidarität leugnen; doch er erinnerte sich, daß sein Vater ihn erwartete, daß dieser unter dem Gewichte einer doppelten Anklage war, daß er also so viel als möglich die Aufmerksamkeit nicht nur von seinem Vater, sondern auch von sich selbst fern halten mußte.

Dem zu Folge schwieg er.

Nur, wenn es ihm, da er den Chef sah, übel geworden war, wurde es ihm vollends zum Erbrechen, als er die Gesichter der zwei Agenten erblickte.

Er setzte seinen, gezwungener Weise unterbrochenen, Marsch wieder fort und glaubte unter dieser Menge eine große Anzahl Menschen zu erkennen, welche nach seiner Meinung Träger von Casse-têtes zu sein schienen

Er kam so unter den Porticus der Himmelfahrt-Kirche.

Seine Tracht, die ihm einen Weg durch die Studenten gebahnt hatte, diente ihm besser noch bei den Zugängen zur Kirche.

Man trat vor ihm aus die Seite, und er konnte eintreten.

Mit dem ersten Blicke gewahrte er, an den dritten Pfeiler links angelehnt, unbeweglich wie eine Bildsäule, seinen Vater, dessen Auge aus die Thüre geheftet war: er wartete offenbar. Dominique erkannte ihn, obschon er ihn sieben Jahre nicht gesehen hatte. Nichts hatte sich an ihm verändert: dasselbe Feuer in den Augen, dieselbe Entschlossenheit in allen Zügen des Gesichtes, dieselbe Kraft in seiner ganzen Person, nur waren seine Haare grau geworden, und sein Gesicht hatte sich in der Sonne Indiens gebräunt.

Dominique ging gerade auf seinen Vater zu, mit der Absicht, sich ihm in die Arme zu werfen; doch ehe er die Hälfte des Weges gemacht hatte, hatte Herr Sarranti einen Finger aus seinen Mund gelegt und ihm durch dieses Zeichen, so wie durch den Blick, der es begleitete, die tiefste Discretion empfohlen.

Der Abbé begriff, daß er, wenigstens scheinbar, seinem Vater völlig fremd bleiben mußte. Statt ihn zu umarmen, mit ihm zu sprechen oder ihm nur die Hand zu reichen, kniete er auch, als er in seiner Nähe war, bei dem Pfeiler nieder, und nachdem er ein Dankgebet an Gott gerichtet hatte, suchte er die Hand, die sein Vater wieder fallen ließ, küßte sie mit Inbrunst und Ehrfurcht, und sprach nur die zwei Worte, welche eben so wohl an Gott, als an den Mann, zu dessen Füßen er kniete, gerichtet sein konnten:

»Mein Vater!«

---

## CLI.

Was sich in der Himmelfahrts-Kirche am 30. März  
des Jahres der Gnade 1827 zutrug.

Die Himmelfahrts-Kirche, deren Erbauung in das Jahr 1670 zurückgeht, ist ohne Zweifel eines der gemeinsten Monumente von Paris. Ihre Form ist eine unglückliche: sie stellt einen Thurm bedeckt mit einer ungeheuren Kuppel von zwei und sechzig Fuß im Durchmesser vor, etwas der Kornhalle Aehnliches; »so daß,« sagt Legrand in seiner *Beschreibung von Paris und seinen Gebäuden*, »so daß. da dieses Baudenkmal für seinen Durchmesser zu hoch ist, das Innere eher das Ansehen eines tiefen Brunnens als die Grazie einer wohl proportionirten Kuppel hat.«

Ehe dieses Gebäude zur Himmelfahrts-Kirche erhoben wurde, war es ein Nonnenkloster. Die Schwestern, die dieses Convent bewohnten, hießen die *Haudriettes* [*Hospitaliterinnen von Mariã-Himmelfahrt, nach ihrer Stifterin Dolona Haubry Haudryetten genannt.*] Sie waren ursprünglich beauftragt, ein Hospital von armen Frauen zu bedienen; allmählig wurde das Hospital ein Kloster, und sie lebten unnütz und als religiöse Gemeinde constituirt.

Die Aufführung dieser Nonnen war durchaus nicht regelmäßig, und man hatte es mehrere Male, jedoch vergebens, versucht, die Reform in ihrem Hause anzuwenden. Endlich unternahm es der Cardinal de la Rochesoucauld, sie der Regel zu unterwerfen und sie in ein Hotel zu versetzen, das er im Faubourg Saint-Honoré besessen und 1603 an die Jesuiten verkauft hatte, und das diese durch Vertrag vom 3. Februar 1623 an die Haudriettes wiederverkauften. Sie waren hier seit sechs Monaten untergebracht und hatten schon das Innere aus eine ihrem Stande entsprechende Art einrichten lassen, als der Titel Haudriettes ausgehoben und die Einkünfte mit dem neuen Kloster des Faubourg Saint-Honoré, dem man den Namen Assomption [Maria Himmelfahrt.] gab, vereinigt wurden. Nur schien die Kapelle dieses Hauses nicht genügend für die Nonnen: sie kauften das Hotel eines Sieux Desnoyers und ließen 1670 den Bau ihrer Kirche beginnen, welche sechs Jahre nachher beendigt wurde.

Diese schwerfällige, durch einen schwarzen Himmel beschattete, Kuppel bot an diesem Tage, wie immer, einen ziemlich traurigen und gemeinen Anblick, und es brauchte nicht weniger, als diese ganze imposante Menge, um dem Schauspieler, das man vor Augen hatte, seine poetische und feierliche Seite zu geben.

In dem Augenblicke, wo der Trauerzug im Begriffe war, das Sterbehaus zu verlassen, um sich nach der Kirche zu begeben, verlangten die ehemaligen Zöglinge dieser Schule von Châlons, weiche Herr von Lianeourt gestiftet hatte, den Sarg eines ihrer Wohlthäter tragen zu dürfen. Einer der Minister von Karl X. der Herr Herzog de la Rochesoucauld-Doudeauville, ein naher Verwandter des Todten, der eine von den Ecken des Bahrtuches halten sollte, ertheilte die Erlaubnis im Namen der Familie.

Der Zug setzte sich nun langsam, feierlich in Marsch, und man kam in größter Ordnung zur Kirche.



Auf beiden Seiten der Straße zusammengeschaart, ruhig und still, trat die Menge zurück und entblößte sich ehrerbietig, so wie der Zug näher kam.

Man müßte das Wappenbuch der Notabilitäten jener Zeit haben, um einen Begriff von den illustren Anwesenden zu geben, welche die Obsequien des edlen Herzogs an diesem Tage nach der Himmelfahrts-Kirche gezogen hatten.

Es waren vor Allem die Grafen Gaëtan und Alexandre de la Rochesoucauld, Söhne des Verstorbenen, und die ganze Familie des Herzogs; sodann die Herzoge von Brissac, von Lévis, von Richelieu; dann die Grafen Portalis und de Bastard, der Baron Portal, die Herren von Barante, Lainé, Pasquier, Decazes, der Abbé von Montesquieu, de la Bourdonnaie, von Villèle, Hyde de Neuville, von Noiailles, Casimir Perrier, Benjamin Constant, Royer-Collard, Béranger.

Zwischen zwei von den Pilastern, welche die Kreismauer der Kirche bilden, wechselte ein Mann, der schon 1789 eine große Rolle gespielt hatte und 1830 wieder eine in den Landesangelegenheiten spielen sollte, von Zeit zu Zeit mit einem andern Manne von zweiundvierzig bis vierundvierzig Jahren, welcher jedoch kaum fünfunddreißig alt zu sein schien, ein paar Worte in Begleitung jenes Tones der Ehrfurcht, den der vortreffliche Greis für Jedermann hatte, welchen er aber so gut zu Gunsten der Leute zu accentuiren wußte, die er mit seiner besondern Hochachtung beehrte.

Dieser Mann, dessen Name schon wiederholt unter unserer Feder erschienen ist, ohne daß wir indessen die Ehre gehabt haben, ihn unseren Lesern vorzustellen, war Herr Anténor von Marande, der Gatte von derjenigen von den vier Schwestern von Saint-Denis, die wir um das Bett von Carmelite und in der Saint-Germain-des-Prés-Kirche versammelt gesehen haben, von derjenigen, sagen wir, welche bis jetzt von uns nur mit dem Namen Lydie bezeichnet worden ist.

Herr von Marande, damals, wie wir schon erwähnt haben, zweiundvierzig bis vierundvierzig Jahre alt, war ein schöner und eleganter Banquier, mit blonden Haaren, blondem Barte, blauen Augen, weißen Zähnen und rosenfarbigen Wangen. Eine große Distinction, nicht die, welche die Geburt gibt, sondern die, welche das Studium, die Erziehung, der beständige Umgang mit der Welt geben, diejenige endlich, deren Privilegium die englischen Gentlemen zu haben scheinen, war einer von den Hauptcharakteren seiner Person. Es war an ihm etwas Steifes, was von seiner ersten Erziehung herkam. Von seinem Vater, einem alten Oberiren des Kaiserreichs, der bei Waterloo getödet wurde, zur militärischen Laufbahn bestimmt, war er in der Ecole Polytechnique erzogen worden, die er 1816 verließ. Nun, da er sah, daß die Zukunft auf Frieden stand, wandte er seine Studien der Seite der Banque zu. Wie er Polybius, Montecuculi und Jomini studirt hatte, so studirte er Turgot und Necker, und da sein Geist fähig war, Alles zu begreifen, so wurde er, statt ein berühmter Officier zu werden, ein ausgezeichneter Banquier.

Seine Tournure hatte, wie gesagt, etwas von der schwarzen seidenen Halsbinde und vom zugeknüpften Rocke behalten, in den er zehn bis zwölf Jahre eingezwängt gewesen war. Eine Frau konnte ihn schön finden; — denn für die Frau sind die Eleganz und die Distinction schon die Hälfte der Schönheit; doch ein Mann mußte ihn geschraubt, gespannt, stets, mit einem Worte geckenhaft finden.

Dieser Affectation des englischen **comme il faut** hatte er übrigens ein paar Affairen zu verdanken gehabt, aus denen er sich mit außerordentlichem Muthe und mit merkwürdiger Kaltblütigkeit herausgezogen.

Die erste von diesen Affairen, die ihm am 1. des Monats zugestoßen, war unverzüglich mit dem Degen ausgemacht worden, und er hatte seinen Gegner schwer verwundet.

Bei der zweiten, welche aus Pistolen stattfinden sollte und ihm am 22. des Monats zugestoßen war, hatte er eine Frist von zehn Tagen verlangt: der Zweck dieser von ihm verlangten Frist von zehn Tagen war, seinen 30., wie man in Ausdrücken der Banque sagt, in Ordnung zu bringen. Als sein 30. in Ordnung gebracht war, hatte er sein Testament geschrieben, dann hatte er seinen Gegner daran erinnern lassen, daß er sich, da am anderen Tage die von ihm verlangte Frist abgelaufen sei, für den andern Tag, zu einer Stunde und an einem Orte nach seinem Belieben, zu seiner Verfügung stelle. Die Gegner, welche dreißig Schritte von einander standen, schossen zu gleicher Zeit, und Herr von Morande wurde am Schenkel verwundet; — sein Gegner blieb auf dem Platze; — Alles dies, ohne daß eine Falte von der weißen Halsbinde, welche Herr von Marande zu tragen pflegte, in ihrer gewöhnlichen Symmetrie verrückt worden wäre.

Nie sprach er von diesen zwei Affairen, und er schien sehr ärgerlich, wenn man ihn daran erinnerte.

Was seine Stärke im Degen oder seine Geschicklichkeit aus die Pistole betrifft, so hatte er hiervon nur diese zwei Beweise gegeben, und ohne dieses doppelte Duell hätte man wahrscheinlich, selbst in seiner vertrautesten Gesellschaft, nicht gewußt, ob er eine Pistole oder einen Degen anzurühren im Stande sei. Nur sagte man, er habe bei sich einen Fechtsaal und eine Schießstätte, eine Schießstätte, welche nie ein anderer Mensch betrat, als sein Diener, einen Fechtsaal, in welchen Niemand kam, als ein alter Italiener Namens Castelli, der den ersten Fechtmeistern von Paris als Repetitor diente.

Herr von Marande war, mit den Herren von Rothschild, Laffitte und Aguado, einer der berühmtesten Banquiers des Continents, nicht als einer der reichsten, sondern als einer der verwegensten. Man führte von ihm Finanzoperationen von unglaublicher Kühnheit, glänzende Actionen, Actionen des Glücks und des Genies an.

Sobald er das gesetzliche Alter erreicht hatte, wurde er in die Kammer von seinem Departement geschickt, in welchem er eine Majorität erlangt hatte, welche an die Unanimität gränzte; und zwei Jahre vorher hatte er nach einem Stillschweigen von beinahe drei Jahren, eine Rede über die Preßfreiheit gehalten, die bewies, daß er die Redner des Alterthums. wie die der Neuzeit nicht minder gewissenhaft studirt hatte, als die Strategisten und die Oeconomisten.

Ein vertrauter Freund von Manuel, Benjamin Constant und Lafayette, hatte er seinen Sitz im linken Centrum und schien unter die Fahne der politischen Banquiers Casimir Perrier und Laffitte eingereiht zu sein.

Diese Fahne, was für eine war es?

Das ließ sich sehr schwer definieren. doch diejenigen, welche in den Angelegenheiten jener Zeit wohl unterrichtet zu sein behaupteten, sagten: diese Fahne, die eine zwischen der Republik und der absoluten Monarchie liegende Meinung repräsentire, sei die eines Prinzen, welcher, um kluger Weise im Schatten verborgen zu bleiben, nichtsdestoweniger am Umsturze des gegenwärtigen Zustandes der Dinge arbeite.

Man sieht, daß eine Nuance zwischen der Meinung des General Lafayette, der die republikanische Monarchie mit der Constitution von 89 repräsentirte, und der von Herrn von Morande existirte, welcher, wenn er wirklich Agent des Prinzen, nur den Ausdruck einer bürgerlichen Monarchie mit einer Umarbeitung der Charte von 1815 war.

Uebrigens wäre man vollkommen in die Meinung des Einen und in die des Andern eingeweiht gewesen, hätte man die paar Worte gehört, die wir sie haben austauschen sehen.

»Sie sind von dem, was dort vorgeht, unterrichtet worden, General?«

»Ja, die österreichischen Fonds steigen.«

»Werden Sie aus die Hausse oder aus die Baisse spielen?«

»Ich werde neutral bleiben.«

»Ist das nur Ihre Meinung, oder auch die der Banquiers Ihrer Freunde?«

»Es ist die allgemeine Meinung.«

»Und das Losungswort?«

»*Laßt machen!* . . . Und Sie, Sie haben den Prinzen gesehen?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn von der Bewegung unterrichtet, welche vorgeht? . . . Ich glaube er hat Fonds beim Hause Arnstein und Eskeles.«

»Er hat dort einen großen Theil seines Vermögens.«

»Wird er für spielen? wird er gegen spielen?«

»Nein, wie Sie wird er machen lassen,« erwiderte Herr von Marande.

»Das ist das Klügste,« sagte der General Lafayette.

Und von diesem Augenblicke an schwiegen Beide, während sie zugleich mit der tiefsten Aufmerksamkeit das, was um sie her vorging, studirten.

Fünf oder sechs Schritte vom General und vom Banquier hatten, nachdem sie mit Ehrfurcht ein paar Worte angehört, welche Béranger an sie richtete, vier junge Leute einen Schritt

rückwärts gemacht, und sie sprachen mit leiser Stimme gerade in dem Augenblicke, wo der Sarg in die Kirche hereinkam.

Diese vier jungen Leute waren unsere vier Freunde Jean Robert, Ludovic, Petrus und Justin.

Sie suchten mit den Augen unter dieser ganzen Menge Jemand, den sie hier zu finden erwarteten, den sie aber trotz ihrer hartnäckigen Forschung nicht fanden.

Endlich erblickten sie ihn unter der Zahl der Personen, welche hinter dem Sarge hatten eintreten können.

Es war Salvator.

Der junge Mann gewahrte sie mit dem ersten Blicke, und die Menge durchschneidend ging er gerade auf sie zu.

Er brauchte übrigens ziemlich lange Zeit, um den Raum zurückzulegen, der ihn von den jungen Leuten trennte, denn den ganzen Weg entlang, den er gemacht hatte, streckten sich die Hände zu Hunderten aus, um die seinige zu drücken.

Als er die Pilaster erreicht hatte, an deren Base unsere Freunde angelehnt standen, rückten die vier Hände zu gleicher Zeit vor, und die jungen Leute bildeten einen Kreis, in dessen Mitte sich Salvator befand.

»Sie haben uns etwas zu sagen?« fragte Jean Robert, der eine Nuance von Besorgniß in den Augen des jungen Mannes gelesen hatte.

»Ja, und sogar etwas sehr Wichtiges!« erwiderte Salvator.

Sodann, indem er mit einem Blicke des Mißtrauens umherschaute;

»Was Sie auch sehen mögen, was Sie auch hören mögen, so gut Ihnen auch die Gelegenheit scheinen mag, thun Sie nichts!«

»Was soll denn vorgehen?« fragte Ludovic.

»Ich weiß es nicht,« antwortete Salvator, »doch etwas wie ein Aufstand.«

»An einem Begräbnistage?« fragte Justin.

Salvator lächelte.

»Sie kennen das Sprichwort, mein lieber Justin: »Der Zweck heiligt die Mittel.««

»Warum sagen Sie uns denn, wir sollen nichts thun?«

»Weil ein Unterschied zwischen den Aufständen ist.«

»Allerdings,« erwiderte Ludovic, der den Sinn der Worte von Salvator begriff; »es gibt die Ausstände, welche man macht, und die Ausstände, die man machen läßt.«

»Mit anderen Worten: es gibt Ausstände ohne Aufrührer,« fügte Jean Robert bei.

»Teufel!« sprach Petrus, »das sind die gefährlichsten, wie ich immer meinen Oheim sagen hörte.«

»Und Ihr theurer Oheim ist ein Mann von Verstand, Herr Petrus,« bemerkte Salvator.

Sodann sich an Justin wendend:

»Halten Sie sich ruhig, mein lieber Justin, und, ruft man gleichviel was beim Ausgange auf der Kirche entweder: »»Es lebe die Preßfreiheit!«« oder: »»Nieder mit den Ministern!«« oder irgend etwas Anderes, so lassen Sie rufen; gibt man sich einige Kläppse, so lassen Sie klappen; bedroht man Sie, so leisten Sie keinen Widerstand; mit einem Worte, wohnen sie dem ich weiß nicht was, das in Erfüllung gehen wird, und das ich in der Lust fühle, mit der Kaltblütigkeit eines Tauben, mit der Ruhe eines Stummen und der Unempfindlichkeit eines Blinden bei.«

»Gut,« sagte Justin seufzend und wie ein Mensch, der mit Bedauern eine erste Gelegenheit, seine Proben abzulegen, sich entschlüpfen sieht.

Salvator begriff die Bewegung des jungen Schulmeisters und sprach in Form eines Trostes zu ihm:

»Ein wenig Geduld, mein lieber Freund, es wird sich in Kurzem eine günstigere Gelegenheit bieten. Stecken Sie also bis dahin Ihren guten Willen wieder in die Scheide, und vor der Hand das tiefste Stillschweigen! Wir haben schon zu viel gesagt: sehen Sie die Galgengesichter, die uns umgeben.«

Es gingen in der That in allen Richtungen, in der Nähe der jungen Leute, wie fern von ihnen, langsam und mit Salbung, frommen Beiwohnenden ähnlich, welche die allgemeine Sammlung des Gemüths durch das Geräusch ihrer Tritte zu stören befürchten, in zahlloser Menge Menschen umher, die keine Toilette vor geübten Augen verbirgt, Menschen, welche immer, wenn sie sich unter die gute Gesellschaft begeben, die Wirkung hervorbringen, die in einem Drama oder in einem Vaudeville, sich unter die Schauspieler mischend, die Comparsen machen, welche die zu einer Hochzeit oder zu einem Mahle Eingeladenen darstellen.

Unter diesen Menschen, wie ein Mittelpunkt, an den sich die Blicke aller dieser seltsamen Gäste anschlossen, gingen zwei Individuen, welche wiederzufinden unseren Lesern vielleicht nicht unangenehm sein wird.

Der Eine, bekleidet mit einer langen blauen Levite, trug das Band eines Ritters der Ehrenlegion, stützte sich aus ein spanisches Rohr wie ein Mensch, den eine alte Wunde nöthigt, jenes dritte Bein zu suchen, von dem der Sphinx von Oedipus spricht, und schien ein ehemaliger Militär zu sein; der Andere, der mit einem braunen Ueberrocke bekleidet war, hatte das ehrliche

Aussehen eines Kaufmanns, welcher sich aus den Geschäften zurückgezogen.

Sprachen sie mit einander, so gaben sie sich statt jeder andern Benennung den Titel *Nachbar*.

Diese zwei Individuen mit gemüthlicher Miene waren Niemand Anderes als unsere alten Bekannten Gibassier und Carmagnole.

Wie fanden sich nun Carmagnole, der mit Herrn Jackal nach Wien abgereist, und Gibassier, der allein nach Kehl abgereist war, in der Himmelfahrts-Kirche vereinigt, bereit, das Losungswort einem ganzen Heere von Agenten, das Salvator beunruhigte, zu geben?

Das werden unsere Leser erfahren, wenn wir ihnen das Verlangen, die Folge dieser Geschichte zu kennen, eingeflößt haben.

Ende der ersten Abtheilung.

Die zweite Abtheilung wird unmittelbar im Belletristischem Auslande unter dem Titel: Salvator, erscheinen.